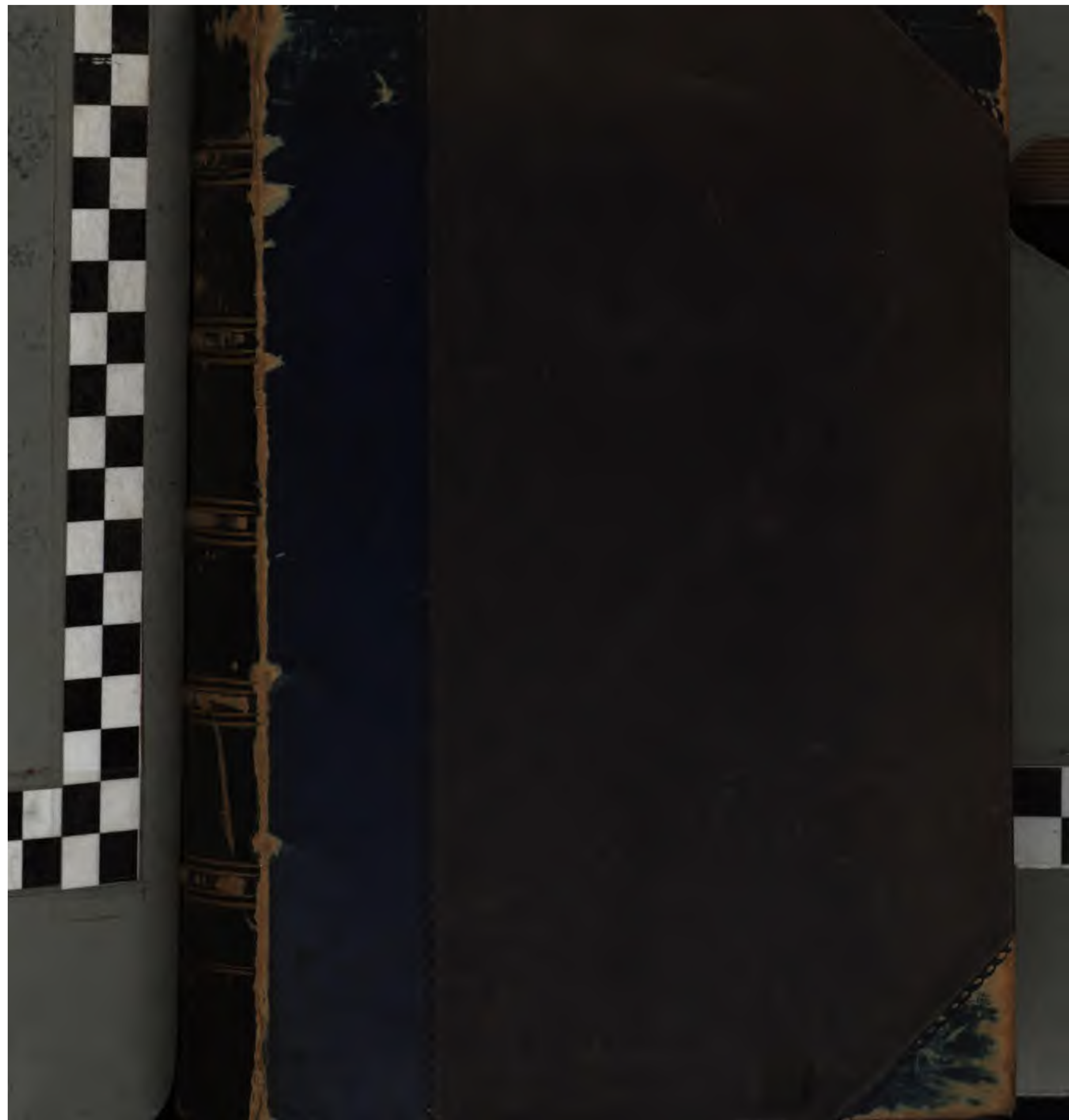



600074217R





Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Vierter Band:

Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.

Zweiter Theil.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1871



Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.



In fünf Bänden.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1871

Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Vierter Band:

Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.

Zweiter Theil: Die Literatur.





Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1871

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Literaturbild 3

Der französische Roman und seine analogen Producte in Drama und Lyrik 17

Victor Hugo 53
George Sand 83
de Musset 91
de Balzac 108
Dumas 113
Sue 116
Soulié 120
Janin 122
Karr 123
Delphine Gay 125
Mérimée 126
de Bernard 131
de Kock 134
Töpffer 139
Scribe 143
de Lamartine 149
Barbier 169
Quinet 172

Seite

Das junge Deutschland und die deutsche Roman- (Novellen-) Literatur 177
Gutzkow 196
Laube 207
Mundt 212
Kühne 218
Wienbarg 219
Immermann 223
Fanny Lewald 228
Ida Hahn-Hahn 231
Heinrich König 236
Hartmann 238
Meißner 239
Freytag 240
Gottschall 241
v. Pückler-Muskau 242
Sealsfield 244
Gerstäcker 254
Hackländer 256
Spindler 259
Alexis 260
v. Rehfues 265
Auerbach 268
Gotthelf 273
Stifter 279

Der englische Roman 283
Bulwer 286
Boz 292
Cooper 296

Das deutsche Drama 299
Hebbel 303
Grabbe 315
Halm 321
Raupach 327

Seite

Benedix 330
v. Bauernfeld 333

Die Lyrik 335
Schefer 340
Lenau 347
Grün 364
Beck 374
Dingelstedt 378
Hoffmann v. Fallersleben 385
Herwegh 390
Giusti 395
Freiligrath 398
Kinkel 408
Geibel 412
Keller 418
Fröhlich 422
Alexander, Graf von Württemberg 425
Mörike 427
Pfizer 429
v. Zedlitz 433
Simrock 437
Reinick 438
Kopisch 440
Tennyson 442

Die belletristischen Schriftsteller zweiten Ranges und die Nationalliteraturen 445
Roman und Novelle 447
Deutsche 448
Engländer 459
Amerikaner 464
Franzosen 470
Italiener 474
Das Drama 476
Deutsche 477

Seite
Franzosen 482
Engländer 484
Italiener 486
Lyrik und Epik 487
Deutsche 487
Franzosen 496
Engländer 498
Italiener 500

Die Nationalliteraturen 502
Schweden 503
Dänen und Norweger 507
Niederländer-Flamänder 512
Spanier 514
Portugiesen 521
Brasilianer 522
Neugriechen 523
Russen 524
Ungarn 530
Polen 535
Czechen 539
Serben 542

Personenregister 544



Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.

Zweiter Theil: Die Literatur.

Literaturbild.

Es ist eine fast triviale Bezeichnung geworden, welche unser Jahrhundert das papierene Zeitalter nennt, und doch voller Wahrheit. Das papierene Zeitalter! Der Ausdruck hat eine sehr scharf zu scheidende Doppelbedeutung und trifft gleich stark nach zwei Richtungen; er drückt die Macht des an sich so schwachen Stoffes aus in zwiefacher Eigenschaft: als Schreib- und Druckpapier und als Papiergeld, und nennt mit diesen einfachen Worten nach beiden Seiten weltregierende Gewalten. Wenn die erstere Eigenschaft einen beherrschenden Factor auf dem Gebiete des geistigen Lebens und der Culturentwicklung der Völker angiebt, so die zweite einen nicht minder entscheidenden innerhalb des so ungeheuer complicirten Netzes unseres Verkehrslebens. Und wieder trifft es sich, daß diese Factoren nach beiden Seiten eine großartig hebende, aber neben ihr auch eine in nicht minder großem Styl verderbende Wirkung ausgeübt haben und noch immer üben. — Die Literatur ist das Haupthülfsmittel geworden einer immer weiter hinaus und tiefer herab greifenden Massenbildung oder doch, wo das noch nicht trifft, wo zu viel damit gesagt wäre, der dröhnende Wecker des Bedürfnisses und Verlangens nach solcher; sie ist die laute, schneidende, nicht zu überhörende Wortführerin

für die so hundertfältigen sich kreuzenden und verwirrenden, sich stützenden und bekämpfenden Wünsche und Hoffnungen, Anschauungen und Strebungen einer gährenden Zeit, einer Zeit, gleich reich an fruchtbaren Keimen wie an zerstörenden Triebwerken, einer Zeit, deren Grundcharakter das Wollen ist, unbestimmt noch in seinen Mitteln und Zielen, dem Unsichern, einem Ideal entgegen, aber unaufhaltsam, unbedenklich und unerbittlich vorwärts drückend und ringend, einer Zeit, die man dem athletisch ankämpfenden Schwimmer im weiten, stürmischen Meer vergleichen möchte. Und für Alles, was da gährt und drängt, sind Wort und Schrift die Vorbereiter und Förderer; es giebt keine Gewalt, ob sie nun vor- oder rückwärts dränge, die nicht verlange sich laut zu machen, Wort zu gewinnen vor immer weiteren Kreisen. Die Zeiten sind nicht mehr und kehren nie mehr, wo geheime Mächte im Dunkeln ihre Fäden weiter ziehen und doch zu überherrschenden sich erheben konnten. Wir stehen in Zeiten der Oeffentlichkeit; ein Lebenselement, das diese Leuchte der Allgemeinheit scheut, scheuen muß, hört bald auf Lebenselement zu sein; selber die geheimen Schliche der Diplomatie haben viel von ihrer Heimlichkeit verloren und damit noch viel mehr von ihrem unverdienten Nimbus. Der Zauber des Wortes, sei's nun gesprochen, geschrieben oder gedruckt, ist Millionen nahegelegt worden, die früher in der Vereinsamung und Verödung verkamen. Die Geister sind entfesselt, und Niemand wird ihnen mehr den alten Kappzaum anlegen. Die Popularisirung der Wissenschaft, die Vervielfältigung der Künste nehmen immer größere Dimensionen an und wirken zugleich immer intensiver; Niemand und Nichts wird ihre Leuchte mehr niederhalten. Es mag gelingen, daß reactionäre Häupter hie und da auf Jahre hinaus den Strom eindämmen; aber wie das in der äußeren Natur geschieht, er bricht hernach nur um so ungezähmter wieder hervor, überfluthet und wirft die künstlich aufgerichteten Grenzborde um und ergießt seine befruchtenden Wogen weiter und weiter. Das ist der Segen und die Bedeutung der Literatur, der stehenden wie der journalistischen als Schöpferin und Sprecherin der öffentlichen Meinung. Gewiß läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß keine Zeit der Geschichte sich findet, da die Literatur und die mit

ihr verbreiteten Kenntnisse eine höhere Wirkung auf den Gesammtstand der Bildung ausgeübt hätten, als eben die unsre. Darauf zu allernächst beruht eben, was man die Massenwirkung im Leben unsrer Zeit heißt. Aber nichts Sterbliches, an dem nicht Fehl und Mangel kleben. Dieses Fluthen hat eine Massenproduction erzeugt, Speculationsarbeit und Maschinenwerk, oft von höchst zweideutigem Gehalt und sehr geringem Werth, den Ausfluß unreiner Gesinnung und verderbender Tendenz; es sind eben die Hochwasser der Tagesströmung, die ihren Schlamm absetzen. Niemand aber von klarem Blick und offnem Herzen wird um dieser Auswüchse willen den Baum in seiner Zier anklagen; Niemand, der die Zeit begreift, wird die Freiheit und den Reichthum der Production beschneiden wollen. Wir stehen mitten in ihren Wallungen; es ist kein Ende abzusehen des ringenden Schaffens und Strebens, und es soll auch nicht; in die ärmsten Hütten und die verlassensten Geister soll die Kraft des Wortes dringen, erleuchtend und erwärmend; denn das Wort ist Geist und Geist ist Leben. — Wie auf intellectuellem Gebiete, so auf materiellem; der Ausdruck papiernes Zeitalter bezeichnet auch hier zwei ganz verschiedenartige Einwirkungen, doch mit dem Unterschiede, daß man hier, wenigstens nach den Erscheinungen der letzten Jahrzehnte zu urtheilen, der Strömung mehr einen verderbenden Gang zuschreiben möchte. Während die Herrschaft des Papiergeldes Leichtigkeit und Raschheit von Handel und Wandel in einem Grade gehoben, der eigentlich eine vollständig neue Phase des Verkehrslebens eröffnet, in welcher die Ausbreitung, wir dürfen auch hier sagen die Popularisirung der materiellen Genüsse und die Verfeinerung des Lebens gerade mit jener Leichtigkeit Schritt halten, hat eben diese Herrschaft anderseits einem empörenden Schwindel im privaten und staatlichen Ausgabenwesen, einem leichtfertigen Spiel mit fictiven, mit trüglichen Werthen, einer unbändigen Speculationswuth, einer Genußsucht wildester Art gerufen, kurz jenem Materialismus, von dem Beobachter etwas schweren Blickes fürchten mögen, daß er nicht blos vorübergehend Recht und Würdigung der idealen Güter wie der ideal strebenden Geister empfindlich schädige, sondern auch die Gesundheit des volkswirthschaftlichen Lebens an ihren

Wurzeln angreife und um den leichten Genuß des Augenblickes mit dem Wohl der kommenden Zeiten und Generationen schleudere.

Wenn man diese Grundzüge fundamentalen Wesens auf unser Jahrhundert anwendet, so mag man sie im eigentlichsten Sinn erst so recht unsrer Periode zusprechen; erst die Zeit nach der Mitte des dritten Jahrzehnts eröffnet so ganz und voll das papierne Zeitalter im eben behandelten Sinne.

Es ist eine eigne Sache, nach der langen Halbschlafperiode der Reaction den Geist wie mit einem gewaltigen Sprunge sich erheben und sich auf die Zinnen der Zeit schwingen zu sehen. Für den, der den tiefer liegenden Elementen des Lebens einer Periode nachgräbt, ist es ein grandioses Schauspiel dieses Erwachen zu belauschen wie das eines Heros, dem kleine Seelen Fesseln anlegen wollten, die er an einem frischen Morgen sprengt. Das ist im Großen der Eindruck von den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts, nirgends stärker als im französischen d. h. im Pariser Leben, in welchem diese Jahre eine ganz eigne Glorie aufweisen; sie sind die kurze Präparationszeit einer neuen Umwälzung. Es ist das wieder einmal eine von den Jahresreihen, da die geistige Entwicklung wegbahnend der faktisch-politischen vorauf-eilt. Die großen Autoren waren die Sturmvögel einer zweiten Revolution, selbst diejenigen, die bald nachher als kleine Staatsmänner und geriebene Intriganten sich entpuppen sollten; damals mochte das Auge noch ungetrübt an mancher Größe hängen, die später unter dem Einfluß einer auf schiefe Bahnen und corrumpirte Wege einlenkenden Generation allen ihren Nimbus verlieren sollte. Es war der erste begeisterte und begeisternde Wurf, es war die Jugend einer Zeitphase, die Höheres und Freieres verlangte, als der Augenblick ihr bot. Eine brillante Vereinigung bedeutender Köpfe auf dem literarisch-wissenschaftlichen Feld und neben ihnen gleichen Zieles das eben auch jugendliche Auf- und Anstreben der französischen Romantik, die sich gerad' in dem Maße befreiend zu wirken anschickte, als die deutsche freiheitsfeindlich eingewirkt hatte und mit der Reaction bereits am Verlöschen angekommen war. Aber was in Frankreich deßhalb mit größerem

Glanz und rascher eingreifender Macht auftrat, weil concentrirter, in den zusammenwirkenden Häuptern mehr aus Einem Plan, das gährte und arbeitete nicht minder in den anderen Völkern und ihren Literaturen. Das Junge Deutschland, und zwar nicht blos die vier oder fünf Autoren, die man unter diesem Namen zusammenzuwerfen übereingekommen ist, sondern der Gesammtgeist der jugendlich aufstrebenden, von neuen Idealen getragenen Literatur füllt für dieses Volk genau die Stelle der französischen Romantik aus. Aber noch weit mehr. Wir sehen auch die kleineren Nationalliteraturen einen Wurf thun, ja hier ist die Erscheinung vielleicht noch schlagender als in den großen Weltliteraturen; nie sind jene mit irgend einer ähnlichen Zahl von Vertretern, deren viele ersten Ranges, in die allgemeine Bewegung eingerückt.

Fassen wir zunächst nur die vier Hauptliteraturen an, abgesehen von den gelehrten Werken, Belletristik im weitesten Sinn, aber auch hiebei unter strenger Beschränkung auf die Schriftsteller ersten Ranges, so ergiebt ein einfacher statistischer Ueberblick Folgendes: Von Werken, die wir (ganz abgesehen von ihrem Gehalte) durch die Namen ihrer Träger zu Rang und Werthung der in die eigentliche Weltliteratur fallenden erhoben sehen, weist jedes der Jahre 1830—48, vielleicht höchstens eins ausgenommen, jedenfalls mehr als dreißig auf, meist in dem Sinn, daß der eine oder andre dieser fruchtbaren Autoren, oft mehrere zugleich, mit mehr als Einer Arbeit im selben Jahr hervortreten; immerhin aber bleiben dieser Autoren selbst für jedes Jahr mindestens gegen dreißig. Aber diese Zahl steigert sich für einige der fruchtbarsten ganz außerordentlich, bis gegens Doppelte. Wir finden dabei die Massenproduction ganz consequent anwachsen. Nachdem bereits die Jahre 1827 und noch stärker 1828 und 29, die durchaus in die neue Strömung eingerechnet werden müssen, mit der vollen Wucht dieses jung sich fühlenden Zeitfactors uns entgegengetreten, erhält sich die Productionskraft in den ersten 30er Jahren, wir möchten sagen in der frisch anstrebenden Krafterprobung, stetig auf derselben Höhe, dann aber, die Flügelschläge versucht, will der junge Aar des Geistes, der da Laut und Wort angenommen, noch höher

steigen; das Jahr 1833 ist das erste, welches gegen jene früheren geradezu mit der verdoppelten Production auftritt, fast genau mit der Zahl sechszig. Von da bis 1840 wechselt es Jahr um Jahr: je das erste hält sich auf der zu Anfang gegebenen Linie, je das zweite geht um ein Bedeutendes über sie hinaus; die Jahre 1835 und 37 stellen sich je mit der Zahl fünfzig, 1839 mit der Zahl vierzig dar. Und nun stehen wir offenbar auf der Höhe, auf welcher sich die ersten 40er Jahre halten; die vier Jahre 1839—42 nach einander sind es, welche durch die gleiche Zahl vierzig und darüber bezeichnet werden, danach kehrt die Bewegung wieder ins Geleise der ersten 30er Jahre zurück und bleibt auf diesem Niveau stehen bis ans Ende unsrer Periode.

Rechnen wir zwei Momente, deren eines schon oben angedeutet, hinzu, und die Wucht unsres Civilisationsfactors tritt uns noch weit bewältigender entgegen. Was wir innerhalb der vier oder für unsre Periode genauer der drei Hauptliteraturen — deutsch, französisch und englisch — mit etwas unbestimmter Begrenzung die Belletristen zweiten und dritten Ranges zu nennen gewohnt sind, tritt wieder in einer Zahl auf wie nie zuvor und — was für die innere Werthung des Zeitgeistes bei Weitem gewichtiger ist — mit einer Wirkung und einem Eindringen in die Massen des Lesepublicums, die oft kaum von den eigentlichen Koryphäen erreicht oder aufgewogen wird. Und nehmen wir ferner die anderen Nationalliteraturen hinzu, in ihnen alle diejenigen Schriftsteller bei Seite schiebend, die nicht über eine mehr oder weniger beschränkte Bedeutung ausschließlich innerhalb ihrer Sprache gekommen, so bleibt von Namen, die ganz eigentlich der Weltliteratur angehören, da ihr Klang weit über ihre Nation oder den einzelnen Volksstamm hinausgedrungen und ihre Werke (zum starken Theil in Uebersetzungen) Leserkreise, und nicht selten sehr weit reichende, jenseit dieser Schranken gewonnen, von solchen Namen wieder bleibt eine so hohe Zahl wie nie vorher. Auch hier hält es oft ausnehmend schwer die Grenze zu ziehen, und es bedarf großer und sicherer Specialkenntniß, um einfach schon in Aufführung oder Weglassung der Namen nicht fehl zu greifen.

Die statistische Rechnung, die wir hier gemacht, hätte wenig Bedeutung für die innere Würdigung der Zeit, wäre sie nicht beweisendes Moment einer allgemeinen Denkrichtung. Aber wie wir sonst auch jene Jahrzehnte beurtheilen, sie bezeichnen einen Höhepunkt in Werthung und Aufnahme der Literaturproducte, von dem wir gegenwärtig schon lange wieder heruntergestiegen sind; es lag an einer universellen Zeitneigung, die dieser Production anerkennend und anfeuernd entgegenkam, deren Reichthum wir uns sonst nimmer erklären möchten. Eine ganze Generation wars, die da ihr Denken und Wollen niederlegte und es aus diesem Spiegel sich wieder entgegenhielt. Ein nach vielen Seiten und zu allervörderst nach seinen Tendenzen und Emancipationsgelüsten noch unabgeklärtes, gährendes, für die Praxis des Lebens wenig fruchtendes, aber begeistertes und jedenfalls eine Fülle von keck sprühenden Gedanken als Gährungsstoff in die Massen werfendes Ringen kennzeichnet diese Literatur, deren angemessenster Ausdruck die breite, unabgeschloßne, ins Hundertste und Tausendste abschweifende Entfaltung des romanhaften Genre geworden ist. Die Thränen und der Fluch, das Bangen und Zagen, Sehnen und Hoffen, der Jubel und die Verzweiflung, alle widerstreitenden Gefühle und widerstrebenden Willenskundgebungen eines unstet irrenden und verlangenden, rastlos auf ungewisse Ziele hinsteuernden Geschlechtes — das Alles hat in der Literatur seinen Ausdruck genommen, das hat ihr jenes in allen Farben, mit Vorliebe in den düsteren, schillernde Gepräge gegeben, welches nur einen einzigen immer bleibenden Zug an sich trägt, den des unruhvoll gewaltsamen Verlangens.

Um übrigens auf die vier modernen Weltliteraturen zurückzukommen, so sind es seit 1830 nur zwei, die mit dieser Wucht und Fülle der Arbeit sich hervorthun, die deutsche und die französische, beide Schritt haltend in der Massenhaftigkeit des Producirens und, wenn wir auf beiden Seiten unbefangen, ohne jedwede Voreingenommenheit das Gros des fabrikmäßig Gemachten, des Forcirten und Gehaltleeren vorabschöpfen, Schritt haltend auch an Gewicht und Gehalt des zurückbleibenden Kernes. Von den zwei anderen hält sich die englische ungefähr auf gleicher Stufe wie zuvor, an Masse des Geschaffenen

etwas zu-, an durchschlagender Bedeutung desselben eher abnehmend. Die italienische tritt sehr zurück, sie ist arm; einerseits liegt die Nation noch in ihrer tiefsten Erniedrigung, die seit dem Ausgange der französischen Herrschaft constant nur gestiegen ist; anderseits aber gährt und arbeitet in dieser selben Nation, die fast nur noch in den Geheimbünden lebt, Jahr um Jahr mehr der nationale Gedanke, der That werden will, alle anderen Interessen verschlingend, sich als der ausschließliche Befreier und Culturträger hinpflanzend, und dieser Gedanke ists denn, welcher der sonst schwachen Literatur seinen Stempel aufdrückt, ihr eine eigne Weihe giebt. Selten, sehr selten in der Geschichte trifft sich eine Geistesproduction, die so durch und durch, so bis auf die verschiedensten Zweige hinein, auf die mannigfaltigsten, selbst die an sich geringen und wenig werthenden Erzeugnisse ganz und voll das Gepräge des zielvoll Bewußten, des fundamental Einheitlichen und Nationalen geworfen hätte, wie die in diesem Volke zu dieser Zeit; wir möchten Alles bis zur Poesie hinauf und in die Theologie hinein tendenziös politische Tagesgeschichte heißen.

Unter den Gattungen ists mit einer Bestimmtheit wie selten eine einzige, die das Literaturgebiet beherrscht, in gewissem Sinne mag man sagen überwuchert: der Roman in allen seinen Erscheinungsformen, von den ungeheuerlichen, künstlich aufgeschichteten und ins Endlose ausgesponnenen Constructionen der Franzosen und Deutschen bis herab aufs einfach schlichte Genrebildchen. Aus psychisch einblickenden Gründen ließe sich ganz leicht darthun, warum gerade diese Gattung wesentlich das Wort unsrer modernen Generationen ist. Ja, der Roman ist nicht einmal mit der gewaltigen Ausdehnung seines eignen Gebietes zufrieden, er macht seinen Tendenz- und Gedankenkreisen auch andre Formen dienstbar. Von ihnen ist das Drama zum stärksten Theile beherrscht, und es ist unter anderen eine Erscheinung von mehr als nur äußerlich zufälliger Bedeutung, wenn die großen französischen Romanschreiber den Auslebungen ihrer tendenzschweren Phantasie nebenbei auch dramatische Gestalt geben, ja häufig die in Romanform behandelten Stoffe hernach zugleich ins Drama einkleiden. Immer wieder das oben berührte Berechnungsmaß an-

geschlagen, trifft sich in der Zahlenreihe von zwei Jahrzehnten nicht ein einziges Jahr, da dieses Genre nicht mindestens ein Drittel der ganzen Production einnähme, ja zwei Drittheile jener Jahresreihe steigern diese Production bis auf die Hälfte und gar über die Hälfte alles dessen, was sie überhaupt erzeugen. Aber die Gewalt dieses Zuges drängt sich uns noch weit augenfälliger auf, wenn wir ihn mit ganz wenigen in altnationalen Entwicklungsrichtungen begründeten Ausnahmen die sämmtlichen Nationalliteraturen beherrschen sehen. Um nur einer einzigen Erwähnung zu thun: treffen wir ja unter den Meistern und Großmeistern russischer Schilderung genau dieselben Gedankengänge, dieselben psychologischen Probleme, ja die vollständig gleichen Constructionen wie bei den Franzosen als den universellen Tonangebern auf diesem Felde! Aber selbst wenn man von der Rechnung mit den äußeren Factoren auf die gewichtigere Frage nach Werth und Gehalt dieses Literaturzweiges eintritt, wird er sich nicht minder als hochbedeutendes Element unsres Culturlebens herausstellen. Es ist in gewissen zahlreich vertretenen Kreisen Mode geworden diese ganze Romanliteratur als sittenverderblich, nichtig und gehaltlos bei Seite zu schieben. Nichts oberflächlicher als dieses Urtheil, an dem in den meisten Fällen von zwei Ursachen die eine oder die andre Schuld tragen: ungenügende Kenntniß oder tendenziöse Feindseligkeit weichlicher oder reactionärer Köpfe. Ziehen wir Alles ab, was da Fabrikmäßiges, Unnatürliches und Gehaltleeres aufgebauscht ist, und wir werden neben dem Wust so viele reine Perlen finden, daß sie die ganze Thätigkeit ärmerer Zeiten aufwiegen. Eins aber ist das Zweifelloseste an dieser Literatur: sie ist durch und durch zeitgemäß, sie lebt und webt mit der Zeit und dem Geschlecht, aus denen sie herausgewachsen, sie trägt an ihrer Stirn die Hoheit und die Misère, die Mängel und die Fülle, die Fehler und Laster wie die Tugenden und den Adel der ganzen Generation, kurz, sie ist ein Zeitspiegel größten Styls; wäre dem nicht so, keine Logik könnte uns das Räthsel lösen, wie sie denn zu der kolossalen Einwirkung auf die Zeit kam, wie sie eine ihrer Mächte ward. Schon die einzige Thatsache, daß sie der lebenswarme Reflex und zugleich ein starker Hebel der Zeit ist, giebt

dieser Literatur ein Gewicht, welches zu mißkennen nicht weniger bedeutet, als eine Unwahrheit gegen die ganze Periode verschulden. Nach dem blos äußerlichen Maßstab des Zahlenverhältnisses erscheint das Drama nicht eben als zurückgesetzt. Nicht Ein Jahr, das nicht mehrere Dramen von Rang auftreten sähe, ja in manchen wachsen sie zu ganz erheblicher Zahl an. Uebrigens sind es ausschließlich die deutsche und die französische Literatur, unter denen zweiten Ranges vor allen die spanische, welche diese Gattung halten; das Englische und Italienische haben nicht Einen Dramatiker von Rang. Anders gestaltet sich die Abschätzung dieser Gattung, wenn wir tiefer gehend Kunstvollendung und Gedankengehalt abmessen. Sie hat sich nicht zu der den Geist dieser Tage befruchtenden und reinigenden Ausdrucksform erheben können, gerade weil sie selbst zu sehr von seinen Kleinlichkeiten, von dem, was an ihm ungelenk und eckig, unklar und unfertig, hart und tendenziös ist, sich afficiren läßt, weil sie allzu tief in ihm, allzu wenig über ihm steht oder dann sich in den Objecten vergreift und ganz ohne Eindruck und Wirkung bleibt. Was dem Drama fehlt, das sind: Schönheit der Motive, Reinheit der Ziele, Ruhe und Ernst der künstlerischen Durchbildung. Unsere Zeit hat eben so wenig dramatisch Gestaltendes als episch Abschließendes in sich.

Wieder ein Andres, ein ganz Andres ists um die Lyrik dieser Jahre. Da springen die Quellen in aller Kraft und Fülle. In sie neben dem Roman legt unser Geschlecht seine Wonne und sein Leid, sein Fühlen und sein Verlangen; liegt ja in diesem selbst, liegt in dem Bild und Ideal eines neuen Gesellschaftszustandes, der das allgemeine Glück bringen sollte, so viel lyrisch Verschwimmendes, so viel dämmerig in den Wolkenhöhen wandelnde Phantasie und Empfindung, daß es ganz natürlich ist, wenn sie sich in die wogend verschwebende Liedform kleidet. Auch das politische Lied, wuchtiger als je vorher, können wir nur einen Gewinn für die Lyrik heißen; es hat ihr ein neues Feld der Töne zugeführt und ohne Zweifel die Kraft des Ausdrucks und der Empfindung gesteigert.

Die ins Unbegrenzte getriebene Massenproduction knüpft sich zu allernächst an folgende Namen.

Aus der vorigen Periode herübergreifend und auf mehreren Gebieten immer wieder frisch ausschlagend sind es Lamartine und Charles Nodier; ferner im Roman, zu starkem Theil auch in den von ihm beeinflußten Feldern, Drama und Lyrik: die großen Hauptführer Balzac, George Sand, Victor Hugo, Sue, Dumas, Alfred de Musset, Mérimée, Paul de Kock, in den leichten Dramengattungen der unerschöpfliche Scribe.

Im deutschen Roman: Gutzkow, Laube und Mundt, die Gräfin Hahn, der fabrikmäßig ausgeartete Spindler, Jeremias Gotthelf und (bis auf die neueste Zeit gerechnet) die dreie: Auerbach, Gerstäcker und Hackländer.

Im englischen Roman die nicht minder fruchtbaren: Fenimore Cooper (schon von der vorigen Periode her), Bulwer und Boz.

In zweiter Linie stehen mit einer ganz beträchtlichen Zahl von Schriften: Unter den Deutschen Karl Immermann und Leopold Schefer je auf zwei Gebieten, Wilibald Alexis und Sealsfield, die beiden Dramatiker Grabbe und Hebbel und die zwei Dramenschreiber Raupach und Friedrich Halm. Im französischen Roman hinter den Hauptführern: Janin, Karr, de Bernard.

Das Beispiel griff nach. Beträchtlich wäre die Reihe von Namen zweiten und dritten Ranges, beträchtlich diejenige von solchen einzelner Nationalliteraturen, welche an Massenhaftigkeit der Production jenen der obersten Reihe nacheifern und sie darin erreichen, wo nicht übertreffen — ein Treiben und Drängen freilich zu allermeist auf Kosten des Productionswerthes, wie das nicht wohl anders sein kann. Das verlangende Jagen nach immer frischen Gerichten, die der gierigen Leserwelt aufgetischt werden sollten, das Streben der Autoren sich

eben dieser Welt Jahr um Jahr durch neue Producte wieder in Erinnerung zu bringen, sie durch Kraftanstrengungen und par force-Stücke anzuziehen und festzuhalten, mußte im höchsten Grade veräußerlichend, wo nicht gar verderbend wirken; bei der Mehrzahl trifft es: je größer die Massen, desto kleiner der Gehalt; nur die Genies wußten sich über dieses auf einfach selbstverständlichem Naturgesetz beruhende Verhältniß zu erheben.

Wägen wir aber Alles ab, so steht vor unseren Augen eine Geistesarbeit in Blüthe, der es bei seltenster Fülle des Wirkens doch auch an tiefer gehender Intensität nicht gebricht. Es ist wahr, daß die reine Gedankenentfaltung philosophischen Gepräges noch zurückbleibt; aber auch auf diesem Boden, auf dem sich früher die Heroen den Forderungen des realen Lebens ferngehalten, diesem gegenüber selbstherrlich construirend, auch hier geht eine mit dem allgemeinen Zuge parallele Umwandlung vor, jetzt noch wenig beachtet, aber für die Folge hochbedeutend, eine Umwandlung dem Leben entgegen und bei Weitem mächtiger, als die für einmal wenig durchbrechenden Namen eines Auguste Comte oder Arthur Schopenhauer ahnen lassen — es ist hier nicht minder ein Ringen nach neuen Grundlagen. In dem ganzen Geschlechte wirkt der Drang, die Mühen und Erfolge der Geistesarbeit dem Wohle der Einzelnen und der freien Entwicklung der Völker als die natürlichsten Hülfsmittel in Dienst zu geben: das ist Popularisirung im edelsten Sinn. Der Reichthum dieses Thuns beginnt sich in dem Momente zu entfalten, wo das bürgerliche Element zuversichtlich den letzten Stoß gegen die Rückschrittsmächte von oben vorbereitet und wo es die ihm selber Gefahr drohenden von unten noch nicht fürchtet. Heute sind die social treibenden Mächte gegen damals wieder um ein Gewaltiges verschoben und vorgeschoben, der Reichthum des Thuns aber ist geblieben. Uebrigens nirgends ein Abschluß, nirgends auch nur die Aussicht auf ein nah erreichbares Ziel, überall ein Suchen und Streben, ein Sehnen und Drängen, ein Ahnen und Verlangen, ein Greifen nach höchst unsicheren, nebelhaften Idealen und Phantasiegebilden; es ist eine Zeit des Kämpfens, ein

schweres, verdüsterndes Ringen der Geister, die nichts Geringeres wollen als theoretische Freiheit für sich und praktische für die Völker. Daher kommt es, daß in all' dieser Literatur zwei Grundzüge überherrschend geworden sind: das lauernd psychologische Grübeln und die Ungewißheit, die bis zur Desperation ansteigt.

Der französische und englische Roman, die ihm gleichartigen Schriften des Jungen Deutschlands, die in den Werken dieser Schulen und neben ihnen auftretenden Arbeiten social umgestaltender Tendenz, die historischen Studien und die bis um 1840 sich ansteigend herausentwickelnde absolute Kritik theologisch-philosophischer Färbung sind neben dem zunächst auf das Ergründen der positiven Thatsachen gerichteten Ringen der Wissenschaft in allen Gebieten diejenigen Mächte, welche am kraftvollsten von ihren verschiednen Angriffspunkten aus auf Geist und Gang der Zeit übergriffen, mit Tausenden von haltlosen Tagesproducten, leichten Einfällen und phantastischen Hirngespinnsten; aber hart daneben stehen leuchtend künstlerische Phantasie- und Poesiegebilde, in die Tiefe gründende Ideen und großartige Werke der strengen Forschung. Es ist eben wieder ein Anzeichen der Extreme, in denen wir uns bewegen, daß die größt angelegten Arbeiten und Resultate eines schrankenlosen Forschungsdranges und die leichtest hingeworfnen Phantasien und polemischen Tendenzgewebe der Belletristik und Journalistik sich zu nicht ungleichen Stücken in die kräftige Einwirkung auf die Zeit theilen. Auch jenes Eingreifen der wissenschaftlichen Ergebnisse einer möglichst weit getriebnen Analysis und Einzelforschung ist doppelt: entweder macht sie sich als wirklich geistige Macht über die Geister geltend, oder sie selbst veräußerlicht sich, geht in den Dienst der materiellen Kräfte, wird ein immer bedeutungsvolleres technisch-industrielles Hülfsmittel. Es ist schief, darin absolut eine Erniedrigung der Wissenschaft erblicken zu wollen, und man verfällt nur dann auf ein solches Urtheil, wenn man die wechselseitige Einwirkung der Kräfte in ihrem immer mächtigeren Ineinanderspiel übersieht. Ein ganz neuer Wissenschaftszweig mit glänzenden Resultaten erhebt sich in der vergleichenden Sprachforschung; doch entspricht

es dem realistischen Zuge der Zeit, daß die Naturwissenschaften und ihre praktische Verwerthung im weitesten Sinn in erste Linie gerückt bleiben — Ueberwinden der Natur durch den Geist das große Losungswort.

Alle die Factoren geben sich ihren Ausdruck in der Literatur, die von ihrem Widerspiel hundertfältig schillert; Wort und Schrift sind die gewaltigen Hebel, die sie ansetzen. Denken und Forschen greifen immer weiter, unaufhaltsam, unabweisbar, und mit ihnen steigt an Bedeutung das Wort, das Schwert des Geistes.

Der französische Roman

und seine analogen Producte in Drama und Lyrik.

Der französische Roman

ist wie selten eine Literaturerscheinung ein Ganzes geworden, der Ausdruck der gesammten Weltanschauung einer Epoche und Generation. Die Wesenheit fast aller dieser Schriftsteller geht fast durchweg in den scharf ausgeprägten Grundzügen der ganzen Classe auf, und die stark ausgesprochenen persönlichen sind bei Weitem seltener zu finden.

Das innerste Wesen dieser mächtigen Production liegt in ihrer Psychologie, und diese ist unheimlich-wunderlich. Ihre Hauptgestalten sind unerklärliche Wesen, halb Mensch, halb Dämon, halb Gott, halb Teufel, wie von einem erdrückenden Fatalismus regiert. Diese quälenden Phantasien, die einem langsamen, furchtbaren, geheimnißvollen Absterben gleichsam mit der Loupe nachgehen und mit grausamer Lust darin wühlen, verletzen und schneiden ins Herz. Sie zaubern bis in die Welt des Irrsinns und der zerstörenden Wunderkräfte hinein, die uns wehe macht und doch unerbittlich packt. Fassen wir einzelne Hauptgestalten, ihrer wenige bezeichnen die ganze Seelenwelt.

So ein Vaudrey, der Hauptheld in Eugène Sue's „Vigie de Koat-Ven", der leibhafte Repräsentant jener Classe von liebenswürdigen roués, die alle Sitte und jedes Ideal mit Füßen treten, überall auf ihrem Weg Elend und Blut zurücklassen, aber mit aller Feinheit das Glück der Familien und den Frieden der Herzen vernichten, um so gefeierter, je mehr Unheil sie anrichten, die lions des Tages. Er giebt das von Anfang bis zu Ende in alle Specialitäten verfolgte, mit Kunst und Verständniß ausgeführte Bild eines seelenlosen Wüstlings, der nichts Heiliges kennt und mit seiner satanischen Berechnung

des Lasters von einer Lust und Ehre zur anderen steigt. Und ihm zur Seite fast nur Gestalten, eben so wesen- und grundsatzlos, durch ihre innere Schlechtigkeit hervorgehoben. Die Einbildungskraft beschäftigen einzig diese Vertreter des gemeinen Weltgenusses; doch ist die langgedehnte Ausmalung eines bis zum Tode ungestraft Verderben säenden Lebens gesucht und übertrieben, ja sie wird langweilig. Eine nicht gesundere Seelenwelt zeichnet ebenda jene spanische Herzogin, die streng und unzugänglich in der verdorbenen Welt ihren Adel wahrt, dann einem armen Einsiedler ihre feurige Liebe hinwirft, verrathen und verspottet ihre Schönheit und die Zukunft ihres Lebens zerstört, um einem das ganze Sein und Weben des Elendes umspinnenden und langsam vernichtenden Racheplan alle ihre Momente zu widmen. Die Figur hätte allerdings finstre Größe, das Geschick wäre tragisch, ginge nicht Alles so erbärmlich klein aus! — Oft sollte man meinen, die ganze Staffage diene eigentlich nur zum Relief einer einzigen bis zum Grauen unheimlichen Figur. Man nehme wieder den Herrn de Szaffie in „**La salamandre**“, einem zweiten Seebilde desselben Eugène Sue, auch er eine von den für die Ausgeburten unseres Jahrhunderts so charakteristischen und so zahlreichen Gestalten, der Prototyp einer zum Fluche gewordnen Civilisation, die kein Vertrauen in sich selber hat, keinen Glauben an Gott und Hölle, kein Heilmittel wider die furchtbare Austrocknung des Herzens, keinen Halt gegen die eben so verderbliche Wucht äußerlich glänzender Triumphe wie gegen die Schläge der stürzenden Schicksalsmacht. Das sind jene mit aller Gewalt eines beherrschenden Geistes, aller Gunst der Glücksgüter und aller körperlichen Vollkommenheit verschwenderisch ausgestatteten, mit Vorliebe von diesen Romanschriftstellern gezeichneten oder verzeichneten Persönlichkeiten, die alle Gefühle in Einem Tage verschwendet, alle Geistesphasen in schwindelnder Trunkenheit ausgeschöpft haben und Nichts mehr kennen als den mechanischen Druck der Materie oder höchstens noch von Haß und Verderben zehren, um kalt dem Nichts entgegenzusehen, — dämonische Gestalten, die allerdings in den ersten Impulsen zu ihrer Schöpfung am ganzen Verlaufe der französischen Bildung von ihrer Philosophie des 18. Jahrhunderts ab hängen, in ihren Geistesgrundlagen aber schief und zusammengewürfelt, im Leben nur fragmentarisch möglich, in der Studie verderblich sind.

Der gewaltige Hebel der Action ist in diesen Personen immer das Mysteriöse; dunkel, man weiß nicht von wannen und kraft welcher Mächte, werden die geheimnißvollen Spieler in die Scene geworfen, und sie handeln gleich fatalistischen Gewalten. Es sind zumeist finstre, dämonische, herrschende Naturen, denen das Zeichen des Unheimlichen auf der Stirne steht und deren Schritten das Unglück folgt.

Greifen wir noch eine Reihe von Modificationen aus diesen Seelen- und Lebensbildern heraus, lebende Statuen, die deutlicher sprechen als alle Abhandlungen!

Da haben wir unter hundert anderen Milady in „Les trois Mousquetaires“ von Dumas, wieder eine von jenen über alles menschliche Maß emporgetriebenen diabolischen Gestalten, in deren unnatürlicher Schöpfung und Inscenesetzung der französische Roman seine ungeheuerliche Größe und zugleich eine seiner gewöhnlichsten Springfedern sucht. — Da haben wir ferner seinen Grafen von Monte-Christo! Ein wunderliches, excentrisches, halb orientalisches, halb feenhaftes Leben des eben so blasirten als menschenfeindlichen Sonderlings! In einer Stellung, die ganz außerhalb der menschlichen Gesellschaft ist, mit einer Denkweise, die von allen möglichen Extremen entlehnt, einem Leben, nun vereinsamt in märchenhaft prächtigen unterirdischen Grotten, nun in den geräuschvollen Palästen der Welthauptstädte, jetzt glänzend in der höchsten Aristokratie, jetzt unter Banditen herrschend, wird der Held unter den Händen des Romanciers mehr und mehr ein phantomartiges Wesen, das gar etwas Vampyrartiges annimmt, um wieder jener unbezwinglichen Neigung Ausdruck zu geben, die durch das Mysteriöse, Unnatürliche und Unmeßbare frappiren will. Was hat dieser mit Millionen wie mit Kieseln spielende Graf, der nur die Wunderspeise hatchis ißt, mit der Wirklichkeit unsres Lebens gemein? Eine solche Gestalt könnte sich gar nicht mehr in die menschliche Gesellschaft einfügen und gewinnt nur in excentrischen Gehirnen Leben; gleich undenkbar und unmeßbar als Schutzgeist wie als furchtbarer Rächer, bleibt sie ein Phantasiegebilde, dem wenig Andres zum Hintergrunde geboten worden ist als die finstere Wirklichkeit einer ausgesuchten Verbrecherwelt. Was kann man überhaupt zu diesem mehr und mehr sich verschlingenden Gewebe sagen, geleitet von einer Person, die eben so befremdend zum um-

fassenden Wissen in den verschiedensten Zweigen gekommen ist, als sie die verwickeltsten Fäden einer an Verhängniß überreichen Laufbahn mit unbegreiflicher Mathematik lenkt; was Anderes, als daß es der Psychologie, dem Schicksal und Lebensgang eine Welt von Abenteuerlichkeiten substituirt? Es geschieht Dumas mit solchen Schöpfungen wie den Anderen auch: das Mysteriöse und Seltsame soll der Hebel der Handlung sein, und es erdrückt die Wahrheit wie die Kunst; was gegen die Natur- und Seelengesetze verstößt, ist auch künstlerisch verfehlt. Eine nicht minder befremdende Gestalt ist die des greisen Noirtier, dessen völlig gelähmte Lebenskraft keine andere Aeußerung mehr zur Verfügung hat als das Auge, das aber in den wunderbaren Nüancen seines Ausdrucks eine unerschütterte, mächtig in die Tiefen grabende Geisteswelt aufdeckt. Seltsam, wie hier derselbe Romancier, der sonst fast immer nur die Materie handeln läßt, den ingeniösen Einfall durchführt, einmal einzig den Geist, dem die erstorbene Materie nicht mehr dient, als gewaltiges Agens zu setzen. Aber darin liegt nicht mehr Natürlichkeit als umgekehrt; die absolute Trennung der beiden Principe und das unbegreifliche Walten des einen vom anderen abgelösten nimmt so wie so etwas Gespenstiges an.

Man nehme die Lélia, jene sorgfältig verfolgte Lieblingsgestalt der George Sand, die alle Strahlungen eines unselig an der Dürre einer treu- und glaubenlosen Zeit sich zerschlagenden Spiritualismus in sich faßt! — Das sind seltsame Figuren; sie verschwenden eine Fülle des inneren Lebens, die sich überstürzt, verwirrt, alle Wunden des Herzens aufreißt, in alle Abgründe des Geistes niedersteigt. Es ist erstaunlich, was für einen üppigen Aufwand der gewaltsamsten Seelenbewegungen diese Autoren an ihre Gestalten verschwenden. Ihre Geistesbauten sind Labyrinthe, durch deren dämmernde Windungen kein Faden der Ariadne leitet. Etwas Erschreckendes liegt in den sich selbst verzehrenden Geistern, in diesem sich aufreibenden Ringen, diesen Seufzern, Thränen, Gebeten, Beschwörungen und Verwünschungen, diesen Zuckungen einer heftigen Kraft, die in todtenähnliche Erstarrung zurücksinkt. Und das Alles, bis alle jene geistigen Kräfte untergehen, nutzlos, ohne Hoffnung, nach einem Leben voll Agonie, und das Ende ist malédiction! Es sind das von jenen Gestalten, deren jede nicht etwa eine einzelne Persönlichkeit darstellen kann oder soll, sondern die erschütterten Stimmungen und Strebungen ganzer Classen der heutigen

Gesellschaft in sich zusammenrafft, Stimmungen, deren Wucht eben auch ganze Classen niederdrückt; sie machen einen fieberhaften Eindruck, sie erdrücken. Und dennoch sind der Kampf und der Fluch gerecht, der Fluch auf die Zeit trifft, die hier angefochtenen Mächte sind in der That die verderbenden; man verblende sich nicht gegen diese bittere Wahrheit! — Trotzdem bleibt die Stellung dieser Personen zu Welt und Geist eine romanhaft grundlose. Wie soll denn dieses Weib der Repräsentant des im Skepticismus erdrückten Spiritualismus sein, und wie steht sie zur Liebe?

Die ersten Häupter, und allen voran George Sand, sind in diesen immer eigenen und seltsamen Bildungen in der That von nicht gewöhnlicher Tiefe des Blickes, mitten in der labyrinthischen Verirrung ihrer Seelengänge. Man nehme die Gestalten aus „Consuelo“ und der „Comtesse de Rudolstatt“. Die aus uncultivirt gebliebener Größe und früh eingesogener Gemeinheit, reiner Liebe neben Wollust und Eitelkeit gemischte des Anzoletto; die engelreine, mit dem Siegel des Genies und der Unschuld bezeichnete, liebende und duldende Consuelo; jener Graf Albert, der Typus eines schweren inneren Denkens und Leidens, das die Welt des Geistes bis zum Irrsinn beherrscht — eine Bildung, in der Etwas von den eben so sehr zur Hoheit als zum Unglück angelegten Zügen einer Lélia liegt; der alte Porpora, der die Größe und das Unglück einer kunstbegeisterten, durch die Religion der wahren Schönheit getragenen, aber von dem Afterdienste der Kunst beneideten, bald verfolgten, bald unwürdig vergessenen Seele darstellt: es sind bewegende und ernst anziehende Seelenbilder. Meist setzen sie eine im Geist angelegte Disharmonie, und wo (wie bei Consuelo) die Uebereinstimmung mit sich selber die reine Größe darstellt, da tritt das Geschick ihre Ruhe nieder. Wahrscheinlich ist, daß auch Consuelo und Albert, jedes in seiner Art, wieder im streitenden Hinblick auf die Zeit verfaßt, die unbegriffenen, zum Leiden bestimmten Repräsentanten sein sollen einer hohen und verkannten inneren Welt, einer geweiheten Ueberzeugung, eines heiligen Gefühls und flammenden Enthusiasmus, der sich an dem Unverstande der materiellen Alltäglichkeit bricht und leidend in gefährliche Tiefen der eigenen Seele vergräbt. Durchdringend greift es ein, wenn wir, in die zweifelvollen und zerreißenden Seelenkämpfe dieser seltsam ernsten Naturen eingeführt, die Scalen der Liebe und des verzweifelnden Schmerzes (in Consuelo), des in einer ganz anderen

Welt wurzelnden Denkens und Ahnens (in Albert) durchlaufen, bis wir mit diesem auf einer Höhe stehen, die jäh am Abgrund abbricht. Ist das doch eine von jenen räthselhaften Naturen, von denen man kaum weiß, ob man sie mehr bewundern oder beklagen, mehr lieben oder fürchten soll, da ihre Welt halb im Reiche der höchsten Weisheit und Gefühlshoheit, halb in dem des selbstvergessenen Irrsinns spielt.

Ganz ähnlichen Eindruck machen die Originale der Balzac'schen Schöpfungen. Was soll man zu jenem „Père Goriot" denken? zu dem einmal erhabenen, das andere Mal lächerlichen Typus einer bis zum Irrsinn gehenden Vaterliebe, von entarteten Töchtern bis aufs Blut ausgesogen, an ein Lächeln der Undankbaren seine Seele verkaufend, im verlassenen Elende sterbend und nur darüber in Verzweiflung, daß seine letzten Hülfsquellen für die in der vornehmen Welt Unglücklichen erschöpft sind! Wenn sich hier in das sonst so heilige Gefühl des Vaters zu den Kindern eine Nüancirung der unreinsten Art, Sinnlichkeit wie gegenüber einer maîtresse, einmischt, so wird schwerlich im Roman selber die Grundlage zu finden sein, die auf eine absichtlich oder auch nur bewußt in den Gedanken des Schriftstellers liegende Entweihung heiliger Gefühle schließen läßt; aber der Eindruck rührt her von der durch alle Situationen hin keck sinnlich gehaltenen Darstellung.

Zuweilen besteht die ganze Besonderheit im Ausspinnen einer Reihe von Personenbildern, die alle feinere oder gröbere Repräsentanten des nacktesten Egoismus sind, in der Regel raffinirte Verbrecher bis zur Unnatur (der Vater, der Mutter und Sohn verläugnet in Soulié's „Confession générale") und zum crassen Verbrechen. Oft, so bei Soulié in der Regel, gehört die Krone der Verdorbenheit einem Weibe. Wenn diese Schriftsteller alle Phasen des grundschlechten, der egoistischen Lust alle menschlichen und göttlichen Gesetze leichthin aufopfernden Weibes erschöpfen, so nimmt Soulié's Victorine Cantel eine der ersten Stellen ein, jene herzlose, höchstens der gemeinen Lust zugängliche Kokette, die den Mann verräth, dem Buhlen die Tochter verkauft und — was hier das Charakteristische — in teuflischer Raffinirtheit mit den heiligsten Gefühlen ihr Spiel treibt, um einen jungen Mann, der ihr eine reine und verehrende Neigung entgegenträgt, in seinem innersten Glauben und Fühlen zu verderben, und das einzig, um Gegenstand einer bis in den Tod ergebenen Neigung zu sein

und den Unschuldigen dem Verbrechen zu opfern. Man könnte gerade derartige Charakter-Nüancirungen originell nennen, wären sie nicht zu abscheulich.

Eine andere Nüancirung tritt bei Victor Hugo schon früh ein, wieder unerklärliche und ganz exceptionelle Wesen, aber im Cyklopengenre; das sind die sämmtlichen grausigen Helden seiner ersten Romane. Die hier förmlich dominirende Manie, Curiositäten von Geschöpfen zu malen, führt ihn auf die bizarrsten Gestalten, oft mehrere in Einem Roman. Man nehme in „Han d'Islande“ diesen monströsen Mörder Han, einem fast vorzeitlichen Geschlechte, man möchte sagen von Halbmenschen angehörend, diesen lachenden und zugleich abscheulichen Henker von Drontheimhuus, diesen halb lächerlichen, halb zurückschreckenden Grübler, den Wächter der Morgue von Drontheim; sie vereinen wahrlich eine erstaunliche Masse von mysteriösen, überraschenden, seltsam anziehenden und zurückschreckenden Zügen, alle mit jener Schärfe, ja Härte der Zeichnung, die seine Figuren einschneidet. Man möchte sagen, daß zu ihnen die Gnomen leibhaftig seinem Griffel gesessen hätten, und dem entsprechen denn auch die Scenen und Situationen.

Das Vollkommenste in dieser Art bietet „Notre-Dame de Paris“. Der Zwerg Quasimodo, der archi-diacre Josas, die Tänzerin la Esmeralda, La recluse, das sind Gestalten, wie sie in ihrer inhaltschweren und wunderlichen Ganzheit nur Victor Hugo schaffen konnte, die Geburten einer unendlich reichen, glühend-heftigen, dunkel-vertieften, schöpferisch-combinirenden Phantasie. Das psychologische Durchdringen, wie gewohnt ein zitterndes Aufdecken von Abgründen, die den ungeheuerlichen, sich verwirrenden Bauten der mittelalterlichen Stadt von Kolossen entsprechen, ist eben so vielgestaltig wie diese, eben so babylonisch, gigantisch aufgethürmt und erschreckend. Diese Seelenbilder, wieder exceptionell und finster, bauen in grausenhafte Tiefe, bis sie sich überstürzen, verwirren, fieberhaft zucken, sich fatalistisch umformen und endlich in einem nachttiefen Leben hinsterben, halb Mensch, halb Teufel. Und gleichwohl hält der Dichter die furchtbaren Gestalten unerschütterlich fest, er schaut ihnen kühn und klar in Aug' und Herz und meißelt die Striche gewaltig ein zum organisch-stahlfesten Gebilde.

Manche dieser Producte, zuvörderst diejenigen von Balzac, kann man höchstens Romane der Seele heißen; äußerlich geschieht Weniges, und was wird, verfolgen die Autoren in den inneren Quellen. Ihre

wunderliche, halb philosophisch, halb religiös gestaltete Psychologie verbindet sich einer eben so wunderlichen, halb spiritualistischen, halb materialistischen Philosophie, und diese bizarren Anschauungen spannen sich in die curiosesten Weiten: Swedenborg'sche Phantasmagorien, Descartes'sche Ideologie, medicinisch-naturalistischer Materialismus, und alles Das zu wunderlichen Theoremen verflochten, in denen man ebensowohl die weitschauenden Ideen eines tiefsinnigen Denkers als die verwirrenden Verknüpfungen einer zügellosen Einbildungskraft erblicken mag, überraschende Lichtblicke neben verwirrenden Zusammenkuppelungen, die seltsamen Synthesen mahnen ebensowohl an den Weisen als den Thoren! Und das Alles ohne Verband, so daß ganze Stücke dieser Schriften füglich unter dem Namen pensées oder noch besser unter demjenigen von phantaisies hätten erscheinen können. Die Färbung ist überwiegend mystisch, das Unerklärbare als solches das Höchste, ja heilig, der Irrsinn selber soll eine Art Offenbarung sein! Hineinwerfen in eine unorganische Geistes- und Geisterwelt mit unfaßbarer, jedenfalls kranker und baroker Denkweise! So führt im „Spiridion", dem zweibändigen, eigentlich in drei ganz unterschiedene Romane zerfallenden Werke von Balzac, der erste Theil („Les proscrits"), der sich noch am Meisten in den Grenzen der menschlich klaren Vernunft hält, ein in den gegenüber dem Scholasticismus des Mittelalters großgewachsenen Mysticismus der ersten neuzeitlichen Jahrhunderte und in die visionäre Welt Dante's; der zweite („Louis Lambert") ist die Geschichte eines zu früh gereiften und von den zerstückten Gedanken eines gewissen Neu-Mysticismus zerstörten Geistes, welcher den Satz illustrirt, daß ein Ideenleben, welches mit Leidenschaft in den eigenen band- und haltlosen Speculationen wühlt, sich selber und mit den Körper, der es trägt, zu Grunde richtet; im dritten Theile („Séraphita") wird dieses auflösende Element die Liebe zur Geisterwelt — Gott und Engel —, und leitet auf dem Wege der Swedenborg'schen Mystik und Prophetie in ein der übrigen Menschenwelt unzugängliches Sein hinüber, das den Tod als den Flug nach oben sucht. Was sonst noch Schmerz war, die Auflösung, das ist hier mysteriöse Wollust der Seele und ihr letztes Streben geworden. Die physiologischen Beobachtungen in diesen Producten und ihre Schlüsse sind eben so excentrisch wie das Uebrige. Was den Kritiker wohl am Meisten in Erstaunen setzen muß, das ist die unbegreifliche Leichtigkeit oder Leicht-

fertigkeit, mit welcher diese von aller Auflösung und Glaubensleere ihrer Zeit zerfressenen Geister sich in einen Supranaturalismus hineingraben können, den der Denker, selbst wenn er begeisterter Idealist ist, weder begreift noch von Heil findet. Ob das nicht so viel beweist, daß sie keine Wahrheit in sich haben? Der Teufel aber des naturgeschichtlichen Materialismus streckt mitten aus diesen Geheimnissen des Aberglaubens, die den Geist ganz von der Materie loszulösen und in seinem reinen Wesen zu schauen vorgeben, seine Hörner hervor, denn die Geisteskräfte selber sind materialisirt, Denken und Wollen sind Processe, in denen die physikalischen Kräfte die Hauptrolle spielen. Das Einzige, was über die Einflüsse der Ursubstanz und der Kräfte, die ihre Modificationen sind, heraushebt, ist die Ekstase. So kommt eben das Anorganische an diesen Productionen heraus, daß sie das wunderlichste Amalgam werden von Materialismus und Spiritualismus, daß sie mit dem reinen Geist hantiren wollen und dann doch den Geist nur als materielles Product hinstellen und begreifen. Es wird ein vollständiges Chaos unzusammenhängender, zum Theil widersprechender Behauptungen und dieser Denkweise ganz gemäß, wenn ihr die Verrücktheit selber als eine Weisheit höherer Art gilt; denn alle gewohnten Gesetze sind über den Haufen geworfen und dafür Ahnungen, Träume, Offenbarungen, Visionen, Erinnerungen aus einem vorweltlichen Sein, Prädictionen gesetzt, die wie alle diese Dinge etwas Bestechendes haben und anscheinenden Tiefsinn bergen, eben weil sie ihrer Natur nach unwiderlegbar sind. Der Geist wird überrumpelt; es ist das wieder ein eigenes Feld, auf dem der französische esprit spielt.

Noch schlimmer als mit den überspannten Gräuelgestalten steht es mit dem Wesenhaften der neben ihnen auftretenden idealisirten Lichtfiguren; sie erscheinen noch ausnahmsweiser, im Grunde schattenhaft, die Zeichnung eben so maßlos. Es ist immer dieselbe befremdende Einseitigkeit: diese Menschen sind keine Menschen, sie sind Engel oder Teufel, lauter Sonnenlicht oder lauter Schatten der Mitternacht. So in „Han d'Islande“ neben den urweltlichen Ungeheuern jener Ordener Guldenlew, der lichte Liebling des Dichters, mit all dem Hochsinn und der Kühnheit einer edlen jungen Seele und mit jenem schwärmerischen Anfluge, der diesen idealisirten Geschöpfen immer beigegeben zu werden pflegt. Das bedingt denn auch die Entwicklung. Wenn

zu Ende eine allgemeine Sühne durch die göttliche Gerechtigkeit eintritt, so ist sie neben den verborgenen Gängen des Schicksals aufgebaut auf eine so romantische Exaltation und Hochherzigkeit der Aufopferung, wie sie eben nur bei Idealen von Menschen vorkommt. Wer soll ferner begreifen, daß in desselben Dichters Drama „Le roi s'amuse“ ein sechszehnjähriges Mädchen, eben getäuscht, entehrt und verlassen, wovon es selber Zeuge war, zu der Höhe der Aufopferung für den Verführer komme, daß es, das Grauen des kalten Mordes vor dem Auge, das junge Leben für den Verführer hinwirft? Das ist psychologische Romantik. Es ist dem Roman wie dem Drama dieser Schule leider! eigen, daß die angreifbarsten, d. h. wenigst natürlich gezeichneten Punkte mitten in ihren beliebten und gehäuften Schatten der Nacht die hellen Lichtflecke sind. Diese Maler verstehen das Licht nicht.

Das gewöhnliche Haupthülfsmittel dieser Seelenzeichnung, dem die einseitige Seltsamkeit der Charaktere entspringt, ist im Guten und mehr im Bösen das Aufstellen einer exclusiven, das Leben aufzehrenden Leidenschaft; Widersprüche von Innen und Außen; etwa ein gewaltsam zusammengepreßtes Geistesleben neben seltener Seelenhoheit (Sir Ralph in der „Indiana“), oder Unmöglichkeiten, wie in der „Comtesse de Rudolstatt“ die plötzlich aufbrechende Liebe Consuelo's zu einer Maske, die sprach- und willenlos von mächtigeren Händen in ihr Leben hineingeworfen wird, oder — oder ...... doch genug! Der Leser vergegenwärtige sich noch einmal recht lebhaft alle von uns aufgeführten Originale und construire sich daneben, wenn ihm eine rege Phantasie zu Diensten steht, noch hundert ähnliche, die in den französischen Roman passen und wirklich von ihm verwendet sind, das ist Alles! So werden die Charaktere der handelnden Personen meist willkürlich, den richtigen Gesetzen des geistigen Lebens zuwiderlaufend, ja eben so oft dem von diesen Personen entworfenen Gesammtbilde widersprechend. Meist sind sie unbestimmt und schwankend gehalten, mittlere Geburten, die Etwas von reellem Leben haben, aber eben so viel, in der Regel mehr von der puren Einbildung einer ausschweifenden Phantasie. — Wenn sich die Schriftsteller, wie George Sand es thut, etwa vorsetzen, in jedem von ihnen une fraction de l'intelligence du 19ème siècle darzustellen, so machen diese künstlichen Geburten den Eindruck, als seien sie gleich im Anfang dem Schrift-

steller aus der Hand gelaufen, um auf eigne Rechnung eigenthümliche Wesen aus sich zu machen; das kommt daher, daß sie nicht bestimmt begriffen und nicht scharf umrissen wurden, ihre Aufgabe schon brachte zu viel Fiction in sie hinein.

Neben der Psychologie ist für den französischen Roman das nächste eben so bezeichnende und nicht minder mächtige Moment die Lebensanschauung, insbesondere der unmittelbaren Gegenwart und der Gesellschaft, auch sie zumeist trüb und bitter.

Es ist überwiegend die, welcher George Sand in der „Lélia" genialen, aber man möchte fast sagen wilden Ausdruck verliehen hat, eine furchtbare Anklage auf die ganze Zeit in all ihren Tendenzen: Unser ist das Zeitalter der Erschlaffung, der Thatlosigkeit, halt- und glaubenlos. Da dominirt die Gleichgültigkeit, welche alle alten Glaubenssätze zusammenstürzen sieht und in ihrer Schlaffsucht keine neuen sich zu schaffen weiß; alle Ueberzeugungen wanken, und die Welt kümmert sich nicht um neue, noch sucht sie solche; die Bande der Gesellschaft lösen sich, und kein neues, auf Gerechtigkeit gebautes Gesellschaftsleben hat die Kraft sich zu gestalten; die Throne fallen, und keine freien Völker bilden sich; der Priester ist skeptisch, der Philosoph verzweifelt an seinem Wissen, der Künstler an seiner Kunst. Mit Einem Worte: das Individuum und die Völker glauben nicht mehr, weder an sich, noch an eine leitende Macht. — Diese in hundertfachen Variationen hingeworfenen trostlosen Sätze, mit erschreckender Nacktheit der Consequenzen, mit furchtbar blendender Gewalt der Farben, mit der düsteren Prophetie des Niederganges, mit visionärer Heftigkeit der Polemik, mußten die selbstzufriedne Gleichgültigkeit und Gedankenträgheit meteorartig erschüttern und die feindlichen Kräfte zum Kampf aufstören. — Friedliche Gemüther klagen diese Gemälde der Unwahrheit an. Man nehme das Gewand und die Uebergriffe in der Sprache des Romanes weg, und der Fond, auf die Zeit des Louis-Philippismus angewendet, ist Wahrheit, furchtbare Wahrheit. Wie wären sonst dieselben Gedanken in den eminentesten Geistern der verschiedensten Nationen mit unwiderstehlicher Gewalt aufgetaucht! Der aus Materialismus predigenden und gebärenden Sophismen gewordene Epikuräismus; die an einer kleinlichen Schwäche des Tages und Geschlechtes sich abreibende poetische Begeisterung; der in seinen eignen Repräsentanten verdorbene und verlorene Glaube; die für den Traum der Frei-

heit an reactionären Gewalten sich verblutende Thatkraft: das sind die unsicheren, in hundertfach wechselnden Lebensmomenten sich auswirkenden Wesenheiten dieser Romanpersonen und zugleich die unerbittlich auf die Zeit klagenden Zeugen.

Ein Gebiet von unerschöpflicher Reichhaltigkeit bot diesen Malern die Pariser Sitten- oder vielmehr Unsittengeschichte, die sie aufwühlen in all ihrer Nacktheit, aller Verdorbenheit und allem Schmutz einer faulen Gesellschaft und verbrechenvollen Stadt. Das Verbrechen, feiner oder gröber, ist fast in all diesen Bildern aus dem Pariser Leben die allgemeine Norm, der Gesellschaftszustand ein finsteres Räthsel, dessen Lösung nur die zügellose Thatkraft beherrscht; die Helden sind die in großem Maßstabe sündigenden Verbrecher (Vautrin in Balzacs „Père Goriot"), die den Galeeren entlaufen Gewandtheit genug haben, heut im Schmutze der Cité, morgen unter den Leuchtern von St. Germain zu spielen. Da laufen denn zwei Seiten hart neben einander: das Elend und das unter den verschiedensten Gestalten drohend aufwuchernde Verbrechen in den Schichten des Proletariates und des gewinnsüchtigen Spießbürgerthums; dann die feinere Verführung, das mehr im Geheimen schleichende, aber eben so tief und sicher untergrabende Verderbniß der vornehmen Welt, Stolz und Sicherheit auf der Stirn, zerstörte Herzen und Familien, Verrath und äußeren wie inneren Ruin in ihrem Schooße. Diesem doppelten Boden gehen denn auch doppelte Geschicke parallel: Einmal sind es Personen, die, aus dem trüglichen Glanze jener hohen Cirkel heruntergestoßen, in allen Illusionen und Hoffnungen getäuscht, todt sind schon vor dem Sterben auf dem elenden Strohsack. Oder es sind eben aus den Kreisen einer arbeitschweren, sorgenvollen, aber reinen Jugend herausgetretene Gestalten, die den stillen Gefühlen ihrer unverfälschten Jugendlichkeit das letzte Opfer bringen oder noch öfter schon gebracht haben und nun mit aller Heftigkeit rasch aufgeweckter Begierden hineinstürzen in die verhängnißvollen Kreise einer Welt, welche dem Aufstrebenden ruhelosen Kampf mit sich und der ganzen an Abgründen reichen Gesellschaft zur Aufgabe macht, die Mehrzahl aber unrettbar verschlingt. — So geht die offenbare Tendenz meist auf eine nackte Zeichnung der Verderbniß aus: die Auflösung der Sitten im äußeren, des Glaubens im inneren Leben, schneidend jener materialistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts vorgeworfen, mit heftigen, bis zur

Erbitterung gesteigerten Verwünschungen auf die skeptisch zerstörenden Mächte, auf die Tendenzen des allgemeinen Unterwühlens, überhaupt auf die Rouerie, die kalte Selbstsucht kleiner und verdorbener Seelen, denen in ihrem verderblichen Treiben sogar Lächerlichkeit vor der Welt vorgeworfen wird. Und doch sind die Portraits dieser verwünschten Welt, Personen und Scenerien, so verlockend und üppig, daß sie das tiefste Verständniß verrathen und Alles vor ihnen erblaßt. Was wollen diese Schriftsteller: die dominirenden Weltlaster feiern oder verdammen? Gesetzt auch, daß sie mit ihrem durchgängigen Siege des Lasters, mit dem Widerspruche, der die Bösen blühend hinstellt und die reinen und hohen Gestalten als ihre Beute verderben und verkommen läßt, wirklich die Idee einer künftigen Vergeltung als Nothwendigkeit lebendig illustriren wollen: so entsteht ein Widerspruch von Zweck und Mittel; jener Gedanke tritt völlig vor der saftigen Schilderung zurück, verliert sich ganz, und aus eignem inneren Mangel vermögen diese Autoren keine Persönlichkeiten zu schaffen, die ihn zu tragen stark genug wären. — Ueberhaupt haben sie der verwünschten überwuchernden Materie selber Nichts als materielle Kräfte entgegenzusetzen; sie stehen nur in einer anderen Phase der Krankheit, — der Materialismus ist aber nicht durch den Materialismus zu füllen.

Ob diese namentlich von Eugène Sue in seiner ganzen ersten Periode festgehaltene Manie, die Nichtigkeit und das Laster triumphirend, Tugend und Recht erdrückt hinzustellen, die Wirkung übe, von welcher der Autor in seiner Vorrede zum Seeroman „La salamandre" redet, ob sie nämlich angethan sei, den Glauben an Unsterblichkeit und eine jenseitige Vergeltung zu stützen, das ist eine Frage, die man jedenfalls eher verneinen als bejahen mag; klar ist, daß sie diesen Glauben einer Zeit, die ihn verloren und durch keine anderen Mittel wiedergewinnen könnte, nicht aufzulegen die Kraft hat. Und sicher ist auch das Eine, daß diese Darstellungen den Haß gegen die Gesellschaft und ihre Institutionen schärfen, daß sie in vielen Dingen klar sehen machen, aber auch unglücklich stimmen, daß sie mit verderblicher Einseitigkeit nur die Kehrseite herausheben. Je weniger sie aber psychologisch tief dringen, je mehr sie nur an der Oberfläche der Gesellschaft spielen, desto weniger sind sie im Recht. Auch darin ist George Sand größer als Eugène Sue. Dieser Auffassung entspricht denn auch der Sinn der seltenen allgemeinen Reflexionen, die sich regelmäßig auf demselben Boden

bewegen, dictirt von einer finsteren Verachtung der Zeit und der Menschen und Gesetz und Schicksal anklagend.

Die durch und durch tendenziöse Gesellschafts-Auffassung und -Darstellung geht durchaus darauf aus, nur die Ungerechtigkeiten einer den Gesetzen der Humanität widersprechenden Gesellschaft schneidend zu ahnden und stellt danach ihre Personen auf. So erscheint z. B. in der „Mayeux" (zweites Bändchen des „Juif errant") der Typus jener elenden Geschöpfe, die an ein Leben der langsam auflösenden Noth all ihre Kraft Tag um Tag verschwenden. Ganz im Geist und mit der Schärfe einer George Sand steht der unbestreitbare Satz an der Spitze, daß die Arbeitslöhne des weiblichen Geschlechtes mit empörender Ungerechtigkeit normirt sind. Die physische und moralische Existenz ganzer Classen der Gesellschaft ist hier mit strengen statistischen Angaben und der natürlichen Beredsamkeit eines angesichts der zerstörenden Einflüsse warm gewordenen Herzens eben so scharf als einfach bloßgelegt; es läßt sich Nichts gegen die klare Rechnung sagen: die Uebel sind da, erschreckend und aufreibend, was nützt es die Augen zuzumachen, um nicht zu sehen! Derselbe Roman führt einen besonderen Fall aus: es handelt sich um die Caution, die aus der Haft lösen könnte, eine Vergünstigung, die in Folge des Maßes der verlangten Summen wieder nur das Vorrecht der Begüterten oder Accreditirten ist. Da werden denn die zerstörenden Folgen einer meist unnützen Präventivhaft für eine arme Arbeiterfamilie in düsterer Nacktheit hingemalt, und schwerlich wird man dem Gemälde und seinen Folgerungen falsche Striche beilegen können. Wenn man auch zugeben muß, daß der Vorschlag des Begnügens mit einer durch das bloße Manneswort gegebenen Moralcaution einer utopischen Philanthropie gleichsieht, daß ferner die von Eugène Sue so rührend dargestellten Classen in der alltäglichen Wirklichkeit keineswegs das sind, wofür er sie giebt, so bedenke man Zweierlei: Einmal ist die moralische Versumpfung unläugbar zu allermeist in der rücksichtslos abgeschnittenen Möglichkeit physischen Gedeihens angelegt, — Beweis der Arbeiterzustand in den Owen'schen Fabriken am Clyde, einem Institut, auf das man die hier durchgeführte Fiction des Hardy'schen Etablissements zurückführen kann. Dann aber giebt es andere praktische Mittel zur Geltendmachung berechtigter Ansprüche. Nur nicht das grausame Wegreißen eines (wenn auch schuldigen) Unglücklichen von der Arbeit! Heutzutage sollte wenigstens das

Recht auf Arbeit als eines der Grundrechte des Menschen anerkannt sein.

Wenn so in einer Masse von Stellen die durchs Elend in die unteren Classen eingepflanzten Vergehen und Verbrechen begleitet, wenn das mögliche Loos armer Arbeiter und Arbeiterinnen verfolgt wird, die Armuth hülf- und freudeleerer Existenzen, der Mangel an jeder tröstlichen Aussicht, der Undank auch gegen aufgeopferten Fleiß und Talent, — Alles unglückliche Verhältnisse, die nur etwa durch die zufällige persönliche Großmuth einzelner Arbeitgeber gehoben werden, so muß es nicht befremden, daß allerlei mehr oder weniger begründete Auswege gesucht und auch das Stichwort der socialen Schule: Organisation der Arbeit aufgebracht wird.

Ein Gebiet ist es vor allen anderen, auf dem sich alle diese Schriftsteller, auch die Frauen, immer wieder treffen; in immer eigenen und unerschöpflichen Variationen bringen sie die Stellung des Weibes in der Gesellschaft und die tausendfach ballotirte Frage der Nichts weniger als erbaulichen Eheverhältnisse in der vornehmen Welt auf den Plan. Natürlich, daß auch da der Ruf ertönt: Emancipation der Frauen! Ganz besonders bei den weiblichen Vertretern des Romans, in erster Linie bei George Sand, aber auch bei Delphine Gay spricht sich eine entschiedene Auflehnung des Dichtergeistes aus gegen diese Zeit, der alle Ausnahme von der dürren Regelrichtigkeit, alles Wunderbare gleich eine Monstruosität sei, das so lang' analysire und commentire und zersetze, bis es das Agens des Lebens ausgetrieben hat.

Es ist von einem eigenen Interesse zu sehen, wie schon 1829 ein ganz junger Mann dieser Schule, Jules Janin, mit bestimmter Zuversicht auf folgende fundamentale Sätze abstellt: daß es keineswegs mehr die einfache und rührende Natur sei, welche die Geister der heutigen Zeit bewegen könne; daß es für ein Geschlecht, welches an blasirter Ueberbildung leide und verkomme, des Schrecklichen, Blutigen, nächtlich Schwarzen und Grauenvollen, ja geradezu des originell Häßlichen bedürfe, um die überreizten Nerven zu stimuliren; daß diese Art Natur — und so viel ist allerdings sehr richtig — leichter zu fassen und darzustellen sei; daß unser Geschlecht demjenigen des untergehenden Rom gleiche, wo der blutende Athlet, von der weißen Hand der Jungfrau angewiesen, sich anschickte mit theatralischem Decorum zu

sterben. — Diesen in naiven Treuen ausgesprochenen Sätzen kommen sie denn auch Alle nach, und so führt uns Jules Janin gleich mit seiner ersten Scene (in „L'âne mort") in einen jener verworfenen Winkel an den Barrièren, von denen man sich schwerlich Rechenschaft geben mag, ob ihr Schmutz mehr Ekel oder ihre Verworfenheit mehr Grauen errege. Das Gemälde, das sich da entfaltet, mit aller nackten und übertriebenen Häßlichkeit: ein verwundeter Esel, der in einer zum Thiermord und wüsten Spectakel würdig ausgestatteten Höhle von Hunden zerrissen wird, ist allerdings die treueste Illustration jener Sätze.

Es ist nicht minder das Merkzeichen einer Generation, die jeden inneren Halt eingebüßt hat, wenn der Dichter sich hinmalt als einen jungen Mann, der sich keine andere Bestimmung und Rettung vor der verzehrenden Leere zu geben weiß als die ungesunde Zerstreuung, daß er sich von einer physischen und moralischen Abnormität in die andere werfe und in der Erschütterung sich vergesse; und warum das? Weil er aus all seinen frohen Jugendgefühlen sich hat herausschrecken lassen durch den Zufall, daß er an einem schönen Tag einem hübschen jungen Mädchen begegnet, das ihm keinen Blick zuzuwerfen disponirt ist und hernach zur frechen, kurze Zeit blühenden Buhlerin wird, deren prostituirte Schönheit er bis aufs Schaffot geleitet.

In allen seinen Phasen einen Lebenszustand verfolgen, dessen Bande sich lösen, der gewaltsam auseinandergeht, der zum trostlosen Gesetze den egoistischen Individualismus, zum Hebel die materielle Selbsterhaltung macht: wenn diese Zeichner der Gesellschaft sich das vorgesetzt hatten, wenn sie die berechnende, geistmordende, materielle Selbstsucht in allen Formen, an den verschiedensten Lebensgestalten als Centrum nachweisen, seine traurig zersetzenden Geburten unter der Hülle des Scheinlebens hervorziehen wollten, so war das eine Aufgabe, die scheinbar grandios, im Wesen aber krankhaft, in den Resultaten trostlos, in den Wirkungen nur noch weiter auflösend werden mußte.

Es liegt eine Art düsterer Anziehung in diesen Erzeugnissen einer glänzenden, zuweilen tiefblickenden Phantasie. Der Abgrund lockt an, und wenn wider Willen, vertiefen diese finsteren Maler die Schatten, höhlen bis zum Bodenlosen aus und reißen jeden Anker weg; sie geben keinen Halt, kein Gegengewicht, das ihnen selber mangelt. Es ist nur Ein aus diesen Wüsten des Gesellschaftslebens führender Weg; mehrere

unsrer Schriftsteller deuten wohl auf ihn hin, aber das Licht ist dämmerig, die Hoffnung klein, die Einsicht gering, das Wollen vereinzelt, und gegenüber wenigen schwachen Bildern einer möglichen neuen Zukunft stehen die ruh- und friedelosen Gestaltungen einer scheinlebendigen Zeit in ihren häßlichsten Ausgeburten und in Massen zusammengeworfen. Das Heil aber ist einzig zu finden in einer Verbündung der Talente und Kräfte der Schwachen gegen die rohe Uebermacht der Materie, die von den Gewaltigen gehandhabt wird. Der Gedanke selbst bleibt für alle diese Schriftsteller ein bloßer Halbschein; denn es fehlt die Geistes- und Charakterkraft, die allein zu hohem Zweck einen könnte. So tragen denn diese Schilderungen nur trübe Contraste vor: das am Scheine sich abreibende Sein, Macht und blendendes Irrlicht, die Armuth im Purpur, das Verderben in der Orgie, der Irrsinn im Genie, der Schmerz in der Wollust, der Wahnglauben im Unglauben, der Zweifel im Wissen, der Tod in den galvanischen Zuckungen des Scheinlebens, das sind sie.

In den demokratisch-socialistischen Tendenzromanen (so auch bei Eugène Sue nach seiner Bekehrung) ist das Thun und Denken des ausgesuchteren Volkskernes, den sie vorzugsweis in den arbeitenden Classen finden, in der Regel mit Rosenfarben gezeichnet; in der ganzen bunten Reihe von Personen, die das eigentliche Volk darzustellen bestimmt sind und für welche diese Schilderer oft eindringlich zu interessiren verstehn, werden auffallend wenige schlechte Charaktere aufgeführt; Bürger, wie sie da im Vordergrunde handelnd erscheinen, bilden im Leben umgekehrt die seltne Ausnahme; zumal die Frauencharaktere werden gern überladen ausgeschmückt. Nicht selten freilich macht diese Ausdauer in der Tendenz, die sich aller passenden Mittel zu bemächtigen weiß, auch einen für die künstlerische Gestaltung fruchtbaren Gewinn aus. Die Masse dagegen erscheint überall als die gleiche durch geistlich raffinirte Verdummung und unmenschliche Zwangsmittel unter die Menschenwürde hinabgedrückte Heerde, nur spärlich überragt von bewußteren und kühneren Köpfen, deren Reactionsmittel wieder nur grausame sein können. Die Dynastien und souveränen Herrscher sind, die geistlichen mehr geistig depravirende, die weltlichen mehr roh zerstörende Gewalten, unter denen oft mit einer gewissen krankhaften Lust die empörendsten Charaktere und die ins nackte Grauen überleitenden Thaten herausgesucht werden. Nur zu wahr bleibt leider! an dieser

Auffassung so viel, daß die Massen fast durch die ganze geschichtliche Entwicklung hin der Knechtschaft anheimgefallen und daß für die devote Abschleifung eines ursprünglich kräftigen nationalen Geistes jeweilen der grundverderbliche Bund zwischen Politik und Religion, Thron und Altar alle Mittel der Ueberlistung und Unterdrückung verwendet hat. — Immerhin aber sind diese Schilderer in ihrer Auffassung von Volk und Plebs absolut einseitig, nach beiden Richtungen gleich sehr. Man kann z. B. gar sehr im Zweifel sein darüber, inwiefern in den „Mystères du peuple“ die gallische Familie von heute Sclaven, morgen Rebellen als Typus der Volksmasse durch die verschiedenen Jahrhunderte gelten möge; diese fast unausgesetzte Kette von unerhörten Gräuelthaten und vernichtenden Kriegen, deren Begebnisse nur nach der äußeren Form, nicht nach dem inneren Charakter und den Zielen von einander abweichen, sind jedenfalls nur die Eine schwärzeste Partie, und dem Gemälde gehen die gewichtigsten Seiten ab, um das Leben und Wesen des Volkes zu zeichnen: über den gewaltsamen äußeren Thaten fehlt als Relief die ganze innere Seite des Lebens, das geistige Streben und Denken, das Verhalten zu den religiös-ethischen Principien, von denen hier nur ein einziges, die Freiheit, stetsfort ins Spiel gebracht wird, ja größtentheils fehlt auch das Leben in der Familie mit seinen so sehr das Volk bezeichnenden Sittenzügen.

So werden diese Darstellungen zumeist nur die den Revolutionsideen dienenden Partien aus einem kaum wahr und ganz begriffenen Volksleben.

Mit dieser Darstellung der Gesellschaftszustände hängen die socialistischen Träumereien, wie sie am grandiosesten Eugène Sue aufbaut, des Engsten zusammen. Der kolossale Grundgedanke des „Juif errant“ ist der einer ungeheuren Association des Guten, welche die außerordentlichsten materiellen Mittel mit den verschiedensten und höchsten Geisteskräften vereinen würde, ein auf Brudersinn und ächte Humanität gebauter Industrialismus; derjenige der „Mystères du peuple“ der Aufbau der durch den frommen ermite laboureur gegründeten und gehaltnen Colonie, einer auf die Sätze der reinen Brüderlichkeit gestützten, in Frieden, Glück und Sitte blühenden Gemeine. Beide Vorstellungen sind nichts Andres als Nüancen der fein ausgesponnenen Träume, womit sich die ganze jungsocialistische Fraction unserer

modernen Geschlechter trägt. Die Macht der Association überhaupt weist Eugène Sue bis zur schreckenden Evidenz nach an ihrem größten historischen Beispiele, dem Jesuitenorden, jener Gesellschaft des Bösen. Ihr entgegen soll nun aber eine neue wirken, die Societät der Guten, zusammengesetzt aus Allen, die im Leid und Streite dieser Welt an dem Gedanken von einem Reich der Liebe und gegenseitigen Humanität festgehalten haben; das sind in den sieben Nachkommen der mysteriösen Frau die Repräsentanten des ganzen nach Erlösung verlangenden Menschengeschlechtes, in allen Lagen des Geschickes, allen Stufen der Gesellschaft, mit allen hohen und niederen Strebungen, allen großmüthigen Gefühlen bis hinunter auf die gemeine Leidenschaft. Es ist unser ganzes nach einem neuen Zustande strebendes Geschlecht im Wollen und Kämpfen, in seiner Schwäche und seiner Anstrengung, seinen Mühen und Wechselfällen, Alles, was sich emancipiren will gegen die Unterdrücker einer allgemeinen materiellen und geistigen Wohlfahrt. Das ganze Furcht erregende Gewebe, das durch die erschütterndsten Scenen hindurchführt, wird noch grauenhafter von dem Augenblick an, wo nach einer die Situation gänzlich verändernden Scene nicht mehr die schon so labyrinthisch und verderblich angelegten materiellen Machinationen die Hebel bilden, sondern wo hinter ihnen als satanische Macht ein alle Leidenschaften bis zum Ruin aufstachelnder, alle Fäden des Geistes verwirrender, die Seelen in ihrem Heiligsten verderbender, mit unbekannter und unwiderstehlicher Macht handelnder Dämon steht, unfaßbar und unbegreiflich. Es ist wahr, in diesen düsteren und traurigen Gemälden steht mitten inne als Glanzpunkt das eines herrlich organisirten, auf den Geist der Liebe und gegenseitigen Hülfeleistung gebauten, das Herz weitenden Gesellschaftszustandes in so fest und einfach umrissener Deduction, daß man dieses Leben des Friedens und allgemeinen Wohles gerne für mehr als ein blos erträumtes und nicht zu verwirklichendes Utopien auslegen möchte. Doch auch dieses unterliegt dem unheilbar ruinirenden Geiste des Bösen, und die Ideen des Untergangs, der Zerstörung, der finsteren Mächte sind wie gewohnt die dominirenden. — Jenen freundlichen Phantasien von einem glücklichen Zustande bleibt immerhin das doppelte Verdienst, daß sie die Ideen einer lauteren Menschenliebe entfalten und wecken und daß sie nach literarischer Richtung mit ihren sonst so selten verwendeten hellen und rosigen Farben das Dunkel

durchbrechen, in welches uns diese Schöpfungen unerbittlich hineinwerfen. Von den zwei Seiten aber, über die bis jetzt alle Constructionen der zukünftigen Gesellschaft nicht hinausgekommen, unausführbares System oder abgerissen poetische Vision mit mehr Dunkel als Licht, vertritt der französische Roman in seinen zu pompös angekündigten Regenerationsideen seiner Natur gemäß die letztere. — Der socialen Auffassung entspricht die politische, welche nicht minder das Verderbniß zeichnet, das Hofleben in seiner Intrigue, die Willkür in ihren Schrecken, die Gewaltmaßregeln und Corruptionsmanöver der unbeschränkten Absolutie, die unheilbar zerrissene und abgrundreiche Seelenwelt der Spieler auf diesem schlüpfrigen Boden.

Ueberwiegend ist die Neigung zum Mysteriösen, bei Allen gleich stark, in allen Formen als Hebel verwendet, das Unheimliche, Räthselvolle, Gespensterhafte hervorkehrend, das bald mehr äußerlich auftritt, bald mehr ins Innere verlegt und so oder so an einem verlornen Seelenzuge nachgewiesen wird („Consuelo"). Mehrere dieser Geschichten sind in die neueste Zauber- und Geisterseherperiode verflochtene Erzeugnisse. Aber was soll der unerklärliche Spuk, den sie treiben? Das Phantastische ist nur so lange berechtigt, als es nicht die Gesetze des Geistes zertritt; da aber hört alle Realität auf, auch die des Geisteslebens. Die hier herausgekehrte geisterhafte Seite verflacht sich leicht Schritt um Schritt, sie vermaterialisirt sich, schwankt unsicher zwischen Charlatanerie und begeistert großartigem Wirken, zwischen kühn rationellen Zweifeln und erschrecktem Beben vor Geistergewalten, treibt ein keckes Spiel. Je mehr diesen Gestaltungen die Grandiosität abhandenkommt, die da und dort unmeßbare immerhin, aber doch staunenerregende Bildungen schafft, je mehr kleine Fäden durch einander laufen, wunderliche Agenten und auch Charlatane mitspielen, materielle Factoren aufgeboten werden: desto mehr verliert der Eindruck an Sicherheit und Bedeutung. Es ist peinlich, Schritt um Schritt sich zu fragen, ob man denn auf dem Boden eines leeren Komödienspieles stehe. So wird oft eine bloße sich verwickelnde Spielerei mit geheimen Actoren, verborgenen Ordenshäuptern, unerklärten Mitteln und Zielen getrieben, bald ängstigend, bald komisch, immer aber ohne sicheren Faden oder klaren Begriff. Die gern verwendeten Vorstellungen von einem gewaltigen allgemeinen Orden oder Geheimbunde für Freiheit und Gleichheit bleiben eine glänzende Chimäre, und die mit der An-

maßung des Wunderbaren angekündeten Aufschlüsse entsprechen den gespannten Erwartungen, welche sie wecken wollen, auch nicht in Einem Fall. Wenn aber das Wunderbare sich auflösen und wieder natürlich erscheinen soll, so wird an seine Stelle eine eben so unbegreifliche und unwahrscheinliche Realität gesetzt, die den Dichter zu forcirten Mitteln zwingt und selber nichts Anderes wird als ein Mittelding zwischen Wunderwelt und rationeller Wirklichkeit. Der Spuk, der da bisweilen getrieben wird, parallelgehend den gleichzeitigen in Deutschland („Seherin von Prevorst"), so ganz besonders in der „Comtesse de Rudolstatt" von dem wiedererstandenen Grafen mit seiner Gemahlin, widert an trotz aller großen und schönen Worte. Es ist seltsam, wie diese Literatur einer Zeit, die Alles zersetzt und an Nichts glaubt, doch immer wieder das Wunderbare zum Triebrad ihrer Begebenheiten macht, und geschehe es nur in der alleräußerlichsten Form; so neben George Sand und Balzac besonders auch Eugène Sue. Ist das ein Armuthszeugniß für die ganze Zeitrichtung und ihre Mittel? Offenbar kann der nackte Unglaube, weil er eben inhaltsleer ist, Nichts erzeugen oder schaffen; der Wunderglaube, und sei er noch so trüglich, hat einen unendlichen mysteriösen Inhalt, dessen unbegriffne Fülle die am Leeren ermüdeten Blicke unwillkürlich anzieht.

Sei übrigens ihr Terrain, welches es wolle, die Mehrzahl dieser Romane bewegen sich vom ersten Schritt an oder verfallen doch im Verlauf in jene finsteren Suppositionen, die in eine Atmosphäre schwüler Dünste und brennender Phantasien versetzen; man wird in eine von Stickgas schwere Luft hineingezaubert, die das klare Bewußtsein nicht aufkommen läßt. Uebrigens werden die Züge in ihrer schon aus Tendenz einförmigen Gestaltung ermüdend, und oft geht über dem abstumpfenden Zuviel die Wirkung verloren. Der Grundzug dieser gesammten Literatur ist das Streben, in Spannung halten zu wollen, es sind gewaltsam nervenreizende Dosen. Daher springt man von einer erschütternden, natur- und wahrheitswidrigen Situation zur anderen; die Unwahrscheinlichkeiten, mysteriösen Wege und überspannten Acte steigen im gleichen Verhältniß wie das Verbrechen. — Immer aber wird die Wirkung durch schneidende Contraste gesucht. Es sei dafür nur noch ein einzelnes Beispiel aufgeführt: In der „Consuelo" findet sich auf der einen Seite das italienische Sängerleben und deutsche Sängerwandern in den glänzenden Farben einer ihm mit Liebe ergebenen

Künstlernatur gezeichnet, und diese Künstler-Fahrten und -Physiognomien, auch im vagabundirenden Gewande, haben etwas Glänzendes und naiv Bestechendes; aber daneben steht, völlig entgegengesetzt und kaum verbunden, das trübselige, geheimnißschwere, in fragmentarische und betäubende Acte zerbröckelnde Geister- und Wundertreiben des nachtschwarz umzogenen Böhmenschlosses, eine Welt, für deren Räthsel kein Wort zu finden, die wie ein Alp drückt, ohne Willen und Begriff; mit Manie scheint sich der Autor in diesen Schwindel des Wahnsinns hineingeworfen zu haben.

Dieselbe Willkürlichkeit und Seltsamkeit beherrscht die Erfindung in den Scenen und Situationen. Auch da bricht die wilde Lust aus, Scenen, in denen das Grauen feiert, in die einzelnsten Züge ihrer dämonischen Natur hinein zu verfolgen und aus einer Art des Schreckens oder Ekels in die andere zu werfen — Hoffmannsche Nachtgemälde. Ins nackt Grausenhafte irren z. B. in „Han d'Islande" alle jene Züge und Facten ab, die sich auf den Menschenblut trinkenden Schlächter Han selbst beziehen, das Höchste wohl im Abscheulichen bildet die Besuchsscene bei der von ihm gewaltsam geschändeten Lucy Stadt. Wenn in Bezug auf ihn das Grauen, da man von vornherein des Gedankens entwöhnt wird, in menschlichem Kreise sich zu bewegen, ein rein äußerliches geworden als vor einem Ungethüm, so wird es gleich sehr aus äußeren und inneren Elementen combinirt in den Scenen mit dem Henker von Drontheim, und tritt mehr und mehr nach Innen da, wo Müsdoemon und die Ahlefelds ihre Verbrechen construiren oder ihrem Geschick erliegen. So durchläuft der Leser eine erschütternde Stufenleiter vom Physikalischen zum Psychischen; in anderen Producten ist der Gang der umgekehrte. Auf dieser zweiten Stufe werden wir eingeführt in die düsteren Pfade der großen Welt, in die Nachtscenen des losgelassenen Ehrgeizes und Hochmuthes mit ihren gewundenen und verschlungenen Spiralgängen, und sehen ein Inneres von Herzen, die unter dem Purpur schlagen, furchtbar zerfressen; diese Familie Ahlefeld macht grauen. — Eine ganz vertrackte Situationsreihe bietet z. B. auch Delphine Gay im „Marquis de Pontanges". Eine schöne Frau an einen Narren verheirathet, von einem Pariser Elegant geliebt, schwankend in ihrer Hingabe, weßhalb dieser aus Verdruß heirathet gerad' in dem Momente, da jener Narr stirbt. Die Welt führt die Liebenden wieder zusammen, der Widerstreit beginnt von

Neuem und durchläuft die alten Phasen, bis die Geliebte ebenfalls im Ueberdrusse sich verheirathet. Und wieder im selben Augenblicke stirbt des Galans Frau; er eilt seiner Angebeteten zu, erfährt ihre Verheirathung, fällt darob in Irrsinn und wird ins Irrenhaus gesperrt. — So in hundert Fällen; es ist die romanhafteste Verkettung sich copirender Geschicke und daneben die nackt und widerwärtig sich berührende Realität im Gefühlskampfe völlig unfertiger und unsicherer Personen. Da liegt jeweilen ein so breites Stück vollständig modernster Bestimmungslosigkeit nach Innen und Außen vor, daß Mitleid und Widerwille zugleich erfaßt mit der Gesellschaft, die als Grundlage dient, und mit der Literatur, die darauf baut.

So finden wir zumeist in der Zeichnung und Stellung der Personen, in der factischen Entwicklung nach Außen, im Abwickeln der Scenen, im Walten und Wühlen der Leidenschaften das bodenlos Romantische als schweren Ballast aufgetragen. Die Lösung aus diesem Knäuel wird immer forcirt, in den seltensten Fällen gelingt sie; wo sie sich friedlich machen will, wird sie unnatürlich; wer kann uns überzeugen, daß mit Hülfe unwahrscheinlicher Charaktere und Begebnisse die furchtbaren Erinnerungen und Seelenleiden je wieder in ungeahntem Frieden ausgelöscht werden können („Indiana“)? Dem schweren Aufwande der inneren Grundlagen entspricht zumeist ein eben so kolossaler an äußeren Wandlungen. Da werden alle Lebensverhältnisse aufgewühlt, vom Glanze fürstlicher Feste bis zur Galeere; Kloster, Verbannung, Mord, die an die Lust weggeworfene Versumpfung und das ihrer harrende Elend; das ist das gewöhnliche Ende. Die Phantasie ist erstaunlich, in geheimnißvollen Schöpfungen der Nacht (die Traumbilder „Solitude“ in der „Lélia“) eben so ungeheuerlich als unheimlich. Darin sind die George Sand und Victor Hugo die größten und einander nächst verwandten Meister.

Kunst und Geist aber sind an die Grauen erregenden Bauten verbraucht, vergeudet, ohne zu befriedigen, meist ohne auch nur eine einzige Frage zu lösen, ohne in einem einzigen Punkt Ruhe zu bringen. Wir stehen am Ende, und meist ist Nichts abgeschlossen, kann es nicht sein, zumal wo die ganze Construction bei einer Masse zusammengetragenen und nicht eben harmonirenden Stoffes kein wahres Centrum hat. Von den vielen angeknüpften Fäden spinnen sich die allerwenigsten naturgemäß fort und ab, — mit ein wesent-

licher Grund, weßhalb selten einer dieser Romane Befriedigung hinterläßt.

Ton und Sprache nehmen in Enthüllung der Gemeinheiten der großen Welt, in Aufdeckung der geheimen Begierden und taumelnden Lüste, hüllenlos, hart ausgesprochen, etwas materialistisch Rauhes an, eine gewisse effronterie, die auch aufs Weib übertragen wird.

Der Gang dieser Romane ist oft ein wunderlicher. Von einer unbestreitbar wahren Erhebung, einem fundamentalen Gedanken oder Gefühl ausgegangen und auch zu Anfang getragen, schleppen sie sich hernach langweilig durch Bändchen von Abenteuern verschiedener Natur hindurch, um beängstigend, mit Mord und Tod, geheimnißvoll, unabgeschlossen aufzuhören. Sehr oft erweist es sich, daß der äußere Bau der ins Große gesponnenen Constructionen an schweren Mängeln leidet, daß die Erfindung nur schwach und dem gewaltigen Gebäude nicht gewachsen ist; leere Abenteuer, die sich ohne innere Begründung in bunter Folge kreuzen; allerlei wunderliche Beschreibungen und Phantasterien sind Dinge, die gerne dazu verbraucht werden, den Rahmen der lang ausgesponnenen Gebilde auszufüllen. So wiederholen eine Reihe sogar der bedeutendsten bis zum Anwidernden die wohlfeile und abgebrauchte Manier, durch zufälliges und ganz unbegründetes Begegnen der Personen die Handlung weiter und auf eine neue Entwicklungsstufe überzutragen. Aehnlich dienen über Gebühr ausgesponnene Schildereien; man nehme in „Consuelo“ die Höhle im Schreckenstein, den Garten im Presbyterium, das Detail der Localitäten und Festlichkeiten eines im sinn- und naturwidrig ausgearteten französischen Rococogeschmack überladen ausgestatteten Sitzes. — Eine ins Großartige gehende Anlage ist oft mit einer Art Liebhaberei angelegt. Man nehme Eugène Sue's gewaltigste Composition „Les mystères du peuple“; da ists ein Grundgedanke von ungeheurer und inhaltschwerer Weite, eine Familie aus dem Volke zu nehmen als Repräsentantin der Leiden und Thaten, der Gedanken und Bedürfnisse aller der Gesellschaftsclassen, die je in den verschiedenen Jahrhunderten des geschichtlichen Verlaufes als plebs oder Volk im engeren Sinn bezeichnet worden sind, und so in einem bestimmt umgrenzten Rahmen und mit einschneidenden Zügen Nichts weniger als die ganze Geschichte der Gesellschaft umschreiben zu wollen. Die Art der Einkleidung ist gelungen und ächt poetisch. Wenn der Dichter in den ersten 1½ Bändchen

das Volk auf seiner gegenwärtigen Civilisationsstufe mitten in dem großen Acte der 48er Revolution faßt, um da mit seiner feurigen, phantasievollen und hinreißenden Sprache sein Elend, seine Strebungen, seine Tapferkeit und Großmuth in belebten Scenen zu entfalten, wenn er von da ab an einem natürlichen und undurchbrochenen Faden hinunterschreitet in die Tiefen der Jahrhunderte: so hat er mit dieser einfachen künstlerischen Anordnung nicht nur einen festen Rahmen gewonnen, sondern von vornherein das Interesse des in seine eigne Zeit und seine eignen Gedanken hineinversetzten Lesers gefangen. Gleich mit der halb historischen, halb romanhaft ausgeschmückten Exposition aus den ältesten Zeiten heben jene gräuelhaften Scenen der Verderbniß und Vernichtung an, in deren dunklen Farben diese Romanschriftstellerei immer nächtlichen Reiz gewinnt. So wird durch mehrere Bändchen und ohne Variation die Erzählung eigentlich nur zu einer Schilderung des raffinirtesten Sittenverderbnisses und der unmenschlichen Barbarei der versunkenen Römer aus der Kaiserzeit, eine Schilderung, an der Nichts wechselt als der unbegreifliche Reichthum und das Raffinement in den Mitteln zur Befriedigung der schamlosesten Lüste und zur thierischen Qual gegen die Geknechteten. Man sehnt sich aus dieser mephitischen Atmosphäre weg, und so kommt es, daß die hier wunderlich berührende Episode, die im Verlaufe der Erzählung Jesum in seiner tröstlichen Eigenschaft als Retter und Erneuerer der Gesellschaft einführt, freundlich wie eine Oasis den Blick anzieht. Die Geschichte Christi selber verfolgt er fast genau nach den Evangelien und mischt nur in die Nebenpartien romanhafte Scenen und Personen. Die eben so gottlose als scheinheilige Habsucht der bereits entarteten Geistlichkeit, die sich zum scheinbaren Werkzeug und intellectuellen Lenker der fränkischen Eroberer Galliens machte, — man sehe die Urtheile dieser Pfaffen über den ruchlosen Chlodwig! — wird mit Heftigkeit gebrandmarkt und das Verderbniß jedes geistlichen Regimentes und Verdummungssystems mit Schärfe auch hier als historisches Axiom gesetzt. Gerecht wird übrigens der Verfasser den segnenden Einwirkungen des evangelischen Geistes durch die mitten in den Bildern der Verdorbenheit, der Zerstörung und des Elendes als Stern hervorleuchtende Gestalt des ermite laboureur. — Immerhin ist ein bestimmter historischer Grund da, auf dem das Portrait ruht: die nach bedeutenden und gedankenreichen Historikern verfolgten Daten über

Geist, Lebensweise und Sprache gewisser Provinzen und Stämme im französischen Reich, über den ganzen Verlauf des inneren Kampfes, dem der scharf beleuchtende Grundgedanke einer einstigen Unterjochung des primitiven celtisch-gälischen Stammes erst durch die Römer, dann durch die germanischen Franken und einer alle Jahrhunderte über blutig verfolgten Rivalität mit dem Verlangen der staatlichen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung unterliegt. Diese festen Grundlagen geben dem Gebäude einer ungezügelten Phantasie Halt und üben zugleich eine sicherer begründete Anziehung. Die charakteristischen Züge in Leben, Sitten, Kämpfen und Denken des altgallischen Stammes sind genau begleitet. Man bemerke dabei als einen richtigen Zug nicht ohne Werth, mit wie großer Entschiedenheit Eugène Sue in der ersten Partie der Geschichte — Zeiten der römischen Eroberung Galliens — die Sätze der altgallischen Religion, des Druidismus hervorhebt und vor Allem den lebendigen Glauben an ein persönliches, ja leibliches Fortdauern und Wiedererkennen als das Leben des Volkes bedeutsam bestimmende und hebende Macht hervorzieht, und wie er hernach mit gleichem Zweck in Bezug auf die künftigen Entwicklungen bei der fränkischen Eroberung die christliche Doctrin in sein Bereich zieht. Das trostlose Gemälde von der Sclaverei in den ersten Jahrhunderten der modernen Welt verliert Nichts an Düsterheit und Schrecken, indem es, historisch vorschreitend, in das eben so trostlose und verworfene der mittelalterlichen Leibeigenschaft übergeht, das nach der Carolingischen Dynastie in seiner charakteristischen Gestalt mit der Capetingischen anhebt und auf die äußersten Ansprüche und Machtentfaltungen der Hierarchie in den Kreuzzügen überführt. Das der vorschreitende Gang einer von jenen ungeheuerlichen Compositionen, die gleich sehr aus Romantik, Leben und Geschichte herausschöpfen. — Ganz denselben Eindruck macht der kolossale Rohbau des „Juif errant", der überdies in Rodin eines jener grundhäßlichen und furchtbaren Geschöpfe als leitende Macht ins Centrum der Weltbegebenheiten stellt.

Für die großen Compositionen und Situationshäufungen sind neben Eugène Sue noch Alexandre Dumas und bisweilen George Sand die ersten Beispiele. Man vergleiche noch unter anderen den „Monte-Christo" von Alexandre Dumas, der folgende Scenen und Lebensbilder aufhäuft: Da ist es in den Geschicken des reichen Schiffsherrn Morrel und seines Hauses die unentwegte Rechtlichkeit, die durch die

Schläge des Unglücks von der Höhe ihres Glanzes bis zum Falle herabgebracht wird, um durch eine geheimnißvolle Vergeltung neu und herrlich aus der Verzweiflung sich zu erheben, — ein Bild, welches im Ganzen nur dem Leben und seinen häufig wiederkehrenden Möglichkeiten nachgezeichnet ist, ohne alles Idealisiren, aber gerade durch seine einfache Treue, man möchte sagen Innigkeit und Wahrheit der bestimmt und kurz als unabänderlich hingeworfnen Züge bewegt. Da ists das unerhörte Weltglück einer teuflisch berechnenden Bosheit, dem gleichwohl innen und außen die Rache lauert. Da ists das Kerkerleben zweier schauerlich aus der Gesellschaft ausgestoßener Wesen, unerbittlich, mit allen inneren Qualen und den kunstreich bis zum Wunderbaren getriebenen äußeren Anstrengungen einer in Befreiungsversuchen eisernen Thätigkeit. Da ists das mittelländische Seemanns- und Contrebandierleben in Kampf und Sturm, da das mit allen springenden Abenteuern decorirte Treiben eines Banditen der römischen Campagna in Luigi Vampa, auch wieder einem jener unerhörten Originale, dem furchtbar erfinderischen (— das sind alle Helden von Dumas! —) Räuberhauptmann, der in seiner Höhle mit Vorliebe Cäsars Commentare studirt. Da sind (so in der Geschichte Bertuccios) jene gleich excentrischen und gleich verbrechenschweren Intermezzos, die der Haupthandlung mehr zur Seite stehen als sie unterbrechen. Dazwischen, mehr im Verborgnen, spielt mit ihrer geheimen Wucht die innere Verderbtheit der Charaktere, bis in die zartesten Verhältnisse hinein stöbernd und auflösend, und daneben gehen die düsteren Gänge der politischen Verschwörung her, Fall und Hoheit im öffentlichen Leben, beide gleich unselig und verhängnißvoll. In all das Gewirre hinein tönt die Schellenkappe des römischen Carnevals, und endlich das Geräusch von Paris, mit dem einfach copirten Treiben der verdorbenen großen Welt, ohne alles Idealisiren, höchstens mit gehäuften Verbrechen und verbrämt mit einigen interessanten, dieser vornehmen, eben so leichten als gelangweilten Welt entnommenen Charakterzeichnungen. Dieser nüchternen Realität aber läuft wieder ein phantastisches Element unter; geheime psychische und physische Gewalten wirken mit, und die Rache schwebt gespensterhaft unbegriffen über den zitternden Verbrechern. So haben wir hier ein Beispiel jener ungeheuerlichen Cyklopenbauten, wie die bedeutendsten dieser ins Riesige verliebten Constructoren mit ihrer unbändigen Phan-

tasie sie aufrichten, die Anderen in Prosa, Victor Hugo mehr in Versen.

Alles in Allem erwogen, knüpft die ganze neuere Literatur der Franzosen und der Roman zuerst an die Elemente, welche schon Byrons düsteres Genie trugen; diese Romanschriftstellerei ist eben die verirrte und verirrende Culmination jener Richtung; sie vermaterialisirt, was sich vor ihr als rein geistiges Uebel aussprach, und sie thut das selbst da, wo sie gegen das Materielle, das den Geist tödtet, anzukämpfen sich vorsetzt, ihre Mittel sind eben so materieller Natur.

Die geschichtlichen Romane dieser Schule zeigen eine mehr oder weniger sicher festgehaltene Mischung von geschichtlichen Elementen, sei es in Bezug auf die wirklich thatsächlichen Vorkommenheiten oder wenigstens auf die Bilder der Sitten und Zustände, mit zwanglos auf jene gebauten romanhaften Gestaltungen, so daß diese aus den Charakterzügen der Periode herauswachsen und sich mehr oder weniger eng oder organisch mit ihr verschmelzen; so gut wie einem Walter Scott ists ihnen freilich in den seltensten Fällen gelungen. Die Partien sind die besten, wo diese Verschmelzung sich mit möglichst treuer Wahrung des geschichtlichen Gepräges durchzuführen wußte.

Auf das Drama dieser Schule treffen allgemein diejenigen Züge, die Victor Hugo schon 1827 in seiner trefflichen Vorrede zum „Cromwell" ausgesprochen, indem er sich streng gegen die kritischen Anschauungen der alten Schule richtet. Zunächst bekämpft der Dichter, und mit allem Fug, die sogenannten aristotelischen Einheiten des Ortes und der Zeit. Hernach erhebt er sich für eine Kritik, die mehr den Geist als das Gerippe, mehr das lebendige Ganze als das Stück, mehr den Sinn als das Wort zu ergreifen und zu werthen verstehe. Sein ganzes geniales Geisteswesen stemmt sich gegen alle Kleinlichkeitskrämerei und Formelrechnerei. Es sind das jene viel angefochtnen Anschauungen, für deren Anwendung ins Uebertriebene man mit vielem Rechte Victor Hugo selbst in seinen dramatischen Stücken kann verantwortlich machen. Die zwei gefährlichen Klippen auf der neuen Bahn sind: grober Materialismus in der Schilderung und ordnungsloses Ineinanderwickeln von Scenen, die zu viel umspannen und ausdrücken wollen.

Im Geschichtsdrama nehmen die historisch-antiquarischen Curiositäten aller Art so ziemlich den ersten Platz ein.

In Allem, was er an Gedanken und Strebungen Großes hat, ist der französische Roman der geistige Ausfluß der beiden Revolutionen; was an ihm klein und blos für den Tag gemacht, das ist die Rückwirkung des verdorben halbliberalen bürgerköniglichen Regimentes, und diese Seite überwiegt. Weniges wird bleiben, denn Weniges hat inneren Werth; der Rest hat nur die Bedeutung eines psychologischen Phänomens. Es ist eine schreckende Gewalt in diesen Secirern der Gesellschaft und der Seele, wenn sie das bemeisternde Talent der Sprache haben, wenn sie die innersten Fasern des öffentlichen und des stillen Geisteslebens vor den Augen der profanen Menge ausbreiten, die heiligsten Tiefen der Gedanken und Gefühle mit kalter Hand aufwühlen, den Egoismus zum Triebrade der Welt, das zufällige Ich zu ihrem Gotte machen, die frechsten Leidenschaften als berechtigte Gewalten hinstellen, das reine und wahre Gefühl im Taumel des Genusses und des Verlangens nach Gold ersticken, den Schmutz der verdorbenen Gesellschaft aufwühlen, alle Nacktheit des innersten Verderbens kalt enthüllen, die Mittel der lockenden Verführung und des verbrecherischen Glanzes mit der Extase der eignen Erschütterung vor uns ausschütten und endlich der Gesellschaft die Worte ins Gesicht schleudern: Das bist du!

Jahrzehnte hat diese Geistesrichtung die Literatur beherrscht, und das zweite Kaiserreich ist nicht angethan, eine bessere zu schaffen. Aus der Zeit, d. h. ihren Auswüchsen, geboren, stellen diese Romantiker höchstens die Krankheit und die Leidenschaft der Zeit, manchmal auch blos die subjective, dar und zehren und leben von ihr. Wenige tiefer angelegte Geister ausgenommen, die sich eine eigne Welt von selbständiger Größe machen und der äußeren beherrschend gegenüberstehen, sind die Mehrzahl blos die leibhaften Repräsentanten einer faulenden, principlos aus einander bröckelnden Gesellschaft, die von heut auf morgen das Aufblitzen eines mächtigen Zeitgedankens wegfegen kann. Sie haben gegen die ewigen Grundsätze gesündigt, und diese rächen sich dadurch, daß sie jene Eintagsgestalten vergessen machen; die wenigsten Namen werden den Tod ihrer Träger überdauern und die Werke später blos noch für den Zeichner der Gesellschaft Werth behalten.

Das Bedürfniß, die durch das Feuilleton-Publicum repräsentirte Massenabsorption Tag um Tag zu befriedigen, hat die Erfindung zu

den unerhörtesten Ungeheuerlichkeiten verleitet. Stoff und immer nur Stoff! Man könnte in diesen Romanen alle möglichen populärwissenschaftlichen Abhandlungen und Handbücher von der Mechanik und Technologie bis zur Psychologie und Metaphysik ausgeschrieben, alle auffindbaren Criminalgeschichten und Tagebücher der Körper- und Seelenärzte und Chroniken commentirt sehen; dem so gewonnenen Material wird ein Held eingepflanzt, die aufregendsten Situationen werden ersonnen, und so die Mosaikarbeit fertig.

Am Schlusse der allgemeinen Charakteristik angekommen, die wir von diesem für die Zeit und das Geschlecht, denen es entsprungen, so höchlich bezeichnenden Product entwerfen wollten, lohnt es sich wohl, der möglichst vollständigen Kenntniß zu lieb noch einen dieser Romane, und zwar aus der Feder desjenigen Vertreters, der mit der klarst ausgesprochnen Absichtlichkeit nach all seinen Grundstrichen arbeitet, in dem ganzen Gange zu verfolgen; keine Abhandlung kann instructiver und sprechender sein als ein so secirtes Beispiel. Wer einmal mit kritischem Blicke den zweibändigen Roman von Janin „Le chemin de traverse" durchlaufen hat, der muß sich gestehen, daß es schwerlich eine zweite Production giebt, welche schärfer, bewußter und absichtlicher alle, zuvörderst alle ins Finstre gemalten Züge dieser Literatur nach jeder Richtung, Personen, Situationen, gesammtes Gesellschaftsbild, ausmalen könnte, um eine beängstigende Lectüre zu bieten und ein Gemälde der Corruptheit zu liefern, dem gegenüber es bereits einen ziemlich gesetzten Kopf braucht, um seiner Eindrücke sich zu erwehren, ohne daß Etwas hafte. — Das Erste, womit Janin hier wirkt, ist das überall und von ihnen Allen gebrauchte Mittel der Contraste: aus dem Frieden, der Ruhe, der Beschränktheit ländlicher Stille werden wir stufenweis und systematisch hineingeworfen in die Unruhe, die Intriguen, die Schrecken und Verbrechen des großen Pariser Weltlebens, und Nichts wird uns geschenkt von inneren und äußeren Erschütterungen bis hart an die Schwelle des Selbstmordes. Gemüthlich, ja gedehnt über einen schweren Lebenslauf sich ergehend, weiß Janin doch alle Farbennüancirungen zu mischen und so aufzutragen, daß sie eine reich poetisch schillernde Wirkung machen.

In seinem unbemittelten Bauernknaben Prosper Chavigni auf dem einfachen, der Welt verborgnen Rhonedörfchen Champui, und seinem Erzieher, dem armen, christlich demüthigen und edelgesinnten

frère ignorantin Christophe legt er uns mit aller Innigkeit und Herzensvertrautheit die unerklärlich-unwiederbringlichen Reize der gefeierten Jugendzeit vor, des ungesuchten, morgenrothen Kindheitsglückes, aber auch alle Entbehrungen und Demüthigungen der verlassenen Armuth, der nicht einmal ein Funke Liebe in den leeren Schooß geworfen wird. Da haben wir die volle Unschuld, Wärme und Frische eines Stilllebens in den jungen Seelen und der nicht minder stillen Natur, wie es naiver, süßer und traulicher nicht aufgenommen und gegeben werden kann; wir werden hineingewiegt in jene süßen Jugendempfindungen, die selbst um das Weh der Armuth einen Glorienschein weben. Dann wohnen wir dem Aufwachen und vollen Entfalten der Begeisterung für die Schätze der alten Classiker bei, wie es still und gegen das Ordensgelübde in dem armen Herzen des weltverlaßnen Kinderlehrers aufsteigt, um es ganz auszufüllen und ihm in aller Unschuld Reize eigner Art zu bereiten, an denen sich eine Welt hoher Gedanken und Gefühle entzündet. Und der arme Lehrer führt seinen geliebtesten Schüler in dieselbe Welt der antiken Schönheit ein; aber in dem bereits weltgeweckten Herzen macht diese mit brennender Begeisterung gegebne und eingesogne Lectüre eine ganz andere Wirkung; sie ruft unbestimmten, ungeahnten, träumerischen Wünschen nach Größe und Genuß; der Ehrgeiz und die Lust steigen immer brennender in dem allgemach alle Kindlichkeit abwerfenden Herzen auf, und kaum flügge geworden, fliegt der junge Vogel, dem es in den stillen Feldern zu enge geworden, aus, um sich in den wilden Strom des Pariser Lebens zu werfen, mit dem er oben schwimmen oder untersinken will. „Il était mordu au coeur et frappé à la tête." Wir steigen die ganze Scala der geheimen Schmerzen und Hoffnungen auf, unter deren Wehen in der jungen Brust eine neue, hängniß schwere Welt reift. Er geht nach Paris, und von da wohnen wir allen Leiden und Entbehrungen und aller trostlosen Verzweiflung eines verlaßnen Armen bei, der sich in das Choas des neuen Babel gestoßen findet und doch von den lüsternen Genüssen und dem glänzenden Laster und dem ungemeßnen Ehrgeiz träumt. Das Bild jener Weltstadt, die allen Luxus und alles Elend der Welt hart neben einander in ihren Mauern aufthürmt, die für den einsamen und unerfahrnen Armen keinen Blick, kein Herz, kein Brod, keine Stelle außer höchstens in dem traurigen Dachstüblein, so lang' er es noch zahlen kann, ja

nicht einmal Arbeit hat, die dem von verzweifelten Fieberträumen Verzehrten kein anderes Wesen ans Strohlager sendet, als das hohläugige Gespenst misère: dieses Bild ist grauenhaft, es ist häßlich, es macht das Blut in den Adern erstarren. Und aus diesem Abgrund auf einmal steigen wir durch eine qualvoll demüthigende Audienz bei einer großen Dame, einer Frommen, auf in die Laster und Niederträchtigkeiten der vornehmen Welt; wir werden durch die Erziehung, die uns der vollendete Weltmann, Egoist und Parvenü, genannt Baron de la Vertenache, aus gelangweilter Laune zugleich mit seinem gemeinen Gelde schenkt, eingeweiht in die Ränke und Schliche, die Treulosigkeiten und Gemeinheiten, die unsicheren Genüsse und tastenden Kämpfe eines roué, dem Alles gleich viel gilt, Tugend und Laster, Gott und Teufel, da er Nichts kennt und fühlt als das Einzige: parvenir, parvenir à tout prix! In dieser Person rollt sich bis auf das furchtbar einsame Todtenbett des zuletzt noch um den erschwindelten Reichthum betrognen Sünders ein häßliches Lebensbild ab, das die Marke: Infamie et oubli! an der Stirne trägt und vor dem jede Wahrheit flieht. Kein Faden an dieser minutiösen und verdorbnen Weisheit der Welt wird uns erspart, nicht einmal die Lehre von der eleganten Toilette, nicht der Fechtboden, auf dem der gelehrige Schüler zur nothwendigen Einführung in die Welt und zur Constatirung seines Muthes einen Gegner umbringen muß, nicht die Pferdedressur, nicht die raffinirte Abhandlung über die Wohlgerüche, aber auch nicht das schandbare „schwarze Cabinet“, wo die Restauration die Briefe öffnen ließ, und nicht die Spielhölle, der goldgierige Teufel, dessen Vampyrarme Euch um Geld die Seele aus dem Leibe reißen würden: Alles ist da, Alles mit einem Detail, das eben so sehr ermüdet, als die volle Verdorbenheit erschrecklich lebendig vormalt; wir zittern in den Pulsirungen dieser furchtbaren Welt. Und im Gegensatze der unschuldige Ordensbruder, der aus seinem Dorfe herausgerufen die niederträchtig nackte Heuchelei und Welt- und Verfolgungssucht der Kirche erfährt, von der er, zu rein, um ein Werkzeug ihrer Zwecke zu werden, in die Welt hinausgestoßen wird, ein Kind an Unschuld, ein Mann erster Qualität an Geist und Herz. Auch mit ihm machen wir alle Lebensstufen durch: Der Arme dient einem die Rhone herabfahrenden Schiff als Steuerer; in Lyon wird er von der ausgelaßnen und kirchenfeindlichen Stadtjugend zum Uebernachten ins gemeinste Bordell gewiesen, wo die

schmutzigste Prostitution ihn ekelhaft nackt antritt, aber der Zufall ihm auch eine unglückliche Sterbende zur letzten Tröstung zuweist. Dann finden wir ihn von den Pferdehufen eines übermüthigen jungen Edelmannes zertreten. Dessen Schwester aber, eine junge und schöne Herzogin, eben so rein und christlich wie er, hebt ihn auf, heilt und bildet ihn für die Manieren der Welt, erkennt seinen Werth und liebt ihn. Und nun steigt er wunderbar rasch, wird zu diplomatischen Geschäften gebraucht, zum Staatsrath und Baron erhoben und der glückliche Gemahl der schönen Herzogin. Wir haben in diesen zwei Personen wieder das umgekehrte Extrem zu den anderen vor uns; es ist in ihnen eine so evangelische Reinheit, ein so weltentfremdeter Idealismus, wie er eben nur in Romanen vorkommt, und dergleichen Herzoginnen, die sich solche Barone großziehen, gehören nirgend anders hin als ins Reich der Träume. — Unterdeß hat der ausgelernte Intriguenschüler zum ersten Mal die große Welt betreten, und diese hat ihn mit Geringschätzung aufgenommen. Im Innersten darüber erbittert, verläßt er Paris, durchzieht ohne Freude und Genuß Italien, trifft ein wunderschönes Kind dieses Landes, bringt sie zu dem abscheulichen Abkommen, daß er ihre Reize, seinerseits wohl geschont, aber unberührt, als Lockvogel für die Pariser Welt verwenden und durch sie Schätze und Ehren häufen will. Das grausame Spiel gelingt, aber auf seiner Spitze bricht er es in wilder Weltverachtung ab, erklärt der vornehmen Welt, daß er sie düpirt, demüthigt vor ihr das ergebne Werkzeug seines Glückes, wird gehaßt und verlassen und verwünscht das Leben. Als nun auch die schnöd mißbrauchte und mißhandelte Italienerin, in deren Herzen wahre Liebe zu dem verwegenen Glücksspieler aufgestiegen, daran geht ihn zu verlassen, will der Weltübersättigte sich erschießen. Da rettet ihn dasselbe Weib, indem sie ihm die bis jetzt von dem ehrgeizig Verblendeten nur als Lockspeise angeschauten Reize und die verkannte Liebe ergeben zu Füßen legt. Nun bricht das Eis; aus dem unglücklichen Spieler in der großen Welt wickelt sich wieder der schuldlose Bauernknabe heraus, die Beiden werden ein glücklich Paar und kehren in ihr stilles Dörfchen zurück. So der Gang der Geschichte.

Sollen wir sie werthen, so reden wir nicht von den romanhaften Lebensschicksalen, von den Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, von den schreienden Farben und schrillen Tönen, nicht von der widerspruchsvollen Bodenlosigkeit der massenhaft eingestreuten philoso-

phirenden Reflexionen, nicht einmal von der zweifelhaften und gewaltsamen Seelenzeichnung. Aber wir reden von dem Tenor des Ganzen. Was soll dieses nackt ausgezogene Gemälde abscheulicher Gesellschaftszustände, was dieses unerbittliche Seciren ihrer innersten Fasern, was die blasirte, höhnische, freche Weltverachtung, was der ganze Aufwand dieses Raffinements, das nur elend, unendlich elend macht? Es ist eine quälende, beängstigende, vergiftete, mit dem Zauber des Verdammten gewürzte Lectüre, die höchstens ein schwankend Herz noch vollends aus den Fugen heben könnte, während der gesunde Kopf sie überdrüssig weglegt. Denn trotz der friedlichen Lösung ist das schwindelerregende Lebensgemälde blos die Illustration zu der folgenden dürren Weltanschauung: Le vice qui réussit, tout difficile qu'il est à rencontrer, est plus facile encore à découvrir que la vertu qui réussit. Ajoutez à cela que c'est un moyen plus éclatant, le vice. On le voit tout de suite, on l'estime, on le fête, on le juge à sa juste valeur. Il se montre, et tout à coup les flatteurs et les courtisans lui arrivent en foule; il commande, et la foule obéit; il passe, et la foule se range. La foule sourit avec le sourire du vice, elle pleure avec ses larmes, elle s'emporte avec sa colère, elle s'agenouille quand il prie, elle blasphème quand il blasphème; le vice est le dieu de la foule; c'est plus que son dieu, c'est son héros. La foule est faite pour le vice; elle le connaît, elle le sent, elle l'apprécie, surtout elle l'aime; heureux qui peut commander en maître au maître souverain de la foule, le vice!

So die seltsame und mächtige Tageserscheinung des französischen Romans. Ihre Grundzüge treffen höchstens in verschiedenen Stärkegraden auf alle ihre Vertreter und auf fast alle ihre Werke gleichmäßig zu, und es mag nochmals betont sein, daß in dieser Gleichartigkeit nach Geist und Form einer ihrer höchst charakteristischen Fundamentalzüge liegt, was gewiß ein Großes beigetragen hat zu der ungeheuren Massenwirkung. Wenn daher dem knapp umrissenen Gesammtbilde dieses Romans die noch weit kürzer abgebundne Skizzirung seiner einzelnen Träger folgen mag, so liegt für den Zeichner die Berechtigung vor, für jeden aus ihnen eigentlich nur die besonderen, individuellen Merkmale anzuführen und die Nothwendigkeit vorzubehalten, daß bei seiner

Aufnahme Phantasie und Gedächtniß immer wieder auf jenes Gattungsbild zurückgreifen, um den Rahmen voll zu machen. Was folgt, sind blos Partialzüge; für jede einzelne Skizze müssen die generellen wieder ergänzend zurückgerufen werden, wenn sie sich zum Portrait herausgestalten soll.

Anders freilich mag es gehalten sein mit dem logischer Weise an die Spitze zu stellenden Haupte der französischen Romantik, dem großen Impulsgeber Victor Hugo, einer von den Gestalten, die als Markzeichen für ganze Zeit- und Lebensrichtungen dastehen. Die bedeutungsschwere Gewalt dieses in einsam umdüsterter Höhe überragenden Hauptes, das die Donnerkeile seiner Gedanken ein halb Jahrhundert hindurch in ungeschwächter Kraft entsendet hat, und die seltne Weite eines Genies, welches seiner wuchtigen Feder das ganze Reich der Poesie in ihren verschiedensten Formen öffnete, fordern für diesen einen Großmeister des Geistes und Wortes der neuesten Zeit eine weiter ausgreifende Portraitirung.

Victor Hugo

war lange den Bluts- und Erziehungseinflüssen unterworfen, welche seine geliebte und verehrte Mutter, eine Vendéerin überlegnen Geistes und Gemüthes, auf ihn ausgeübt hatte, daher in den Anfängen seiner Poesie der royalistische Accent. Noch länger wirkte in ihm das vom Vater, dem napoleonischen General, ererbte Blut nach und der Cult des Heros Napoleon. Sehr frühzeitig gereift, arbeitete Victor Hugo, der sich fürs Rechtsstudium hatte einschreiben lassen, eifrig und jugendlich begeistert auf dem Felde der Literatur und erlangte durch Compositionen wiederholte Preise, ja die erste Ehrenmeldung von Seiten der Akademie fällt in sein fünfzehntes Jahr. Diese jungen Jahre sind außerdem geweihet durch die mit Macht aufsteigende Liebe zu seiner späteren Gattin, die sich unter äußeren Schwierigkeiten nur um so mehr festete. 1819 und 20 sind die fruchtbarsten Zeiten seiner jugendlichen Thätigkeit und inneren Ausbildung, die sich in strenger Arbeit und Zurückgezogenheit zu Paris vollendete. 1821 verlor er die Mutter und schrieb im Leide den ersten Roman „Han d'Islande“, den Mirecourt bezeichnet als eine „espèce de Barbe-Bleue poussé jusqu'au sublime, statue hors nature, mais taillée dans du granit“. Darauf erhielt

er eine königliche Pension, veröffentlichte 1822 den ersten Band Oden und verband sich mit der Geliebten. Sein nachfolgendes, schwer dahinwandelndes und wechselvolles Leben bis hinein ins Exil unter dem zweiten Kaiserreich ist bekannt; es ist bis da stiller, condensirter, zurückgezogener als dasjenige von Lamartine, entfaltet sich weniger, aber straffer nach Außen, stellt Familie und Literatur in Harmonie dar, eine große literarische Fehde ist sein Element. — Der Royalismus und die Apotheose der Napoleonischen Heldengröße waren Durchgangsstadien; gereift fand er sich für die politische Freiheit in der Opposition, als eben seiner Entwicklung die 30er Revolution entgegenkam und jene dieser. Schon in seinen jungen, ins Ungeheuerliche gehauenen Werken ist seine Entfaltung auf festem Grunde sicher vorbereitet, geht rasch und consequent ihren Gang und repräsentirt ein auf Erden selten so schwer wiegendes, im Segnen und Verderben ins Innerste treffendes Gewicht des einzelnen Geistes.

Als Romanschriftsteller stellt Victor Hugo das Riesige dar, maßlos, aber vertieft zum Erhabenen. Seine Gestalten sind außer dem Gesetz, weil sie's überschreiten. In den ersten Romanen finden sich die Schatten fast ohne Lichtreflexe gehäuft; der durchgehende Ton in den blos in ihrem äußeren Verlauf unterschiednen Vernichtungsscenen — man sehe das finstre Gemälde Bug-Jargal aus dem Aufstande der Sclaven auf St. Domingo — ist das Grausige, und diese Schriften entlassen mit dem Eindruck einer schweren Ermüdung. Wirklich innerer Wechsel ist nur in den schroff gegensätzlich heraustretenden Charakteren, und da schon wirkt als Motor der beliebte Hebel des Dichters, durch Contraste zu bewegen und zu erschüttern. Sein Bug-Jargal und der Zwerg Hadibras scheinen nur die von einer jugendlich verkörpernden und wilden Phantasie hingeworfnen Skizzen zu später vertieften Gestalten; selber die erhabne Großherzigkeit jenes gewaltigen Schwarzen bewegt fast wie etwas Schreckendes. Der Dichter greift überall das heftig und urplötzlich Eintretende auf; er will ein Getriebe geheimer Kräfte setzen und läßt in diesem Streben selber die natürlichsten Hebel, wie z. B. die außerordentliche Körperkraft und Gewandtheit, fast wie etwas Mysteriöses wirken. Er giebt Gemälde von stärkst aufgetragnen Farben. Allerdings treten auch hier, freilich sehr in der Minderzahl, neben den widernatürlichen mildere reale Figuren auf. Eine solche ist in „Han

d'Islande" neben den Ungeheuern der unglückliche Schuhmacher, Graf von Greiffenfeld; er hat große Züge, zieht an und stößt ab zugleich, indem sein ganzes Wesen die bittre Enttäuschung und den innerlich zehrenden Unglauben an die Menschheit in überlegener Ironie und nicht ohne Selbstanklage ausspricht, die eine furchtbar gefallene Hoheit und die Erfahrung von dem schmählichen Undanke der Welt kennzeichnen und gerad' in einer bedeutender angelegten Natur, je tiefer und weiter sie sieht, am schneidendsten sich entwickeln müssen. Eben so psychologisch begründet läßt der Dichter zu Ende einen zuvor durch das bittere Unglück niedergehaltenen freundlichen Zug in des Mannes Wesen neu und rein wieder aufwachen. Das sind noch Skizzen, die sich aber in seinen späteren, reineren Werken zu glänzenden Schöpfungen entwickelt haben. — Die Krone dieser Richtung, alle bedeutenden Züge des Romancier in ihrer höchsten Ausbildung repräsentirend, ist „Notre-Dame de Paris", dieses in Walter Scotts Weise, aber weit über ihn hinausschreitende kolossale Werk, ähnlich dem alten gewaltigen, halbgothischen Baudenkmal, von kühnstem Styl, geisterhaft mächtigem Interesse, erstaunlicher Studie; Charaktere, Lebensbilder, Situationen, Entwicklung und Katastrophe, Alles mit dem Typus des Ungeheuren, Fremdartigen, Dämonisch-Finstern. Die Architektonik ist arabisch-gothische Riesenbaukunst, die Beleuchtung Fackelschein; die Züge thürmen sich über einander, endlos, unruhvoll, nachtschwer, unheimlich. Noch trägt es zwei besondere Kennzeichen: Die üppigste, geistig durchdrungne Fülle von sinnschweren architektonischen Studien; dann die eindringlichsten, springenden, in heftige Scenerien ausgelebten Gemälde der Sitten, Zustände und Thaten der Zeiten, in denen es sich bewegt. So wird der gestaltenschwere Roman zugleich vergeistigtes Kunst- und Culturbild. Das ist des Romanschriftstellers oberste Entfaltung, die poetische Prosa zu den „Orientales".

Seine lyrischen Gesänge haben ebenfalls einen inneren Proceß durchlaufen. Die ersten politischen Oden gingen von einer naiv jugendlichen Begeisterung aus, welche die monarchisch-ritterlichen Ueberzeugungen der Mutter ihm eingeflößt hatten. Damals erhob sich auch eine jugendliche Exaltation in ihm gegen die Gewaltacte von 1793 und 94. Erst später legte sich der reifende Gedanke über seine politisch-socialen Anschauungen, in denen er eben so aufrichtig und überzeugt, aber selbständiger sich entwickelte, indem er sich mit seiner gewaltigen

Energie zunächst hindurchkämpfte durch ein in seinem Kopfe sich drängendes Gemisch aus monarchischen Reminiscenzen, christgläubig-ritterlichen Gefühlsanklängen, modern-liberalen Tendenzen und socialen Anschauungen, bis der vollständig oppositionelle Liberalismus stark socialistischen Anfluges Herr in ihm geworden und geblieben ist. Es liegt eine ungeheure Entwicklungslinie, eine Welt von Gedanken zwischen Anfang und Ende, den jugendlichen Oden und „Orientales" und den erschütternden, melancholischen, abgrundreichen, furchtbar schweren Seelen- und Weltenbauten der „Contemplations".

Bezeichnend ist von Anfang an das unruhig Springende, das hastige Hineinwerfen von einer unfertigen Scene in die andre, wild phantastisch und nur etwa gemildert durch zerstreute, von einem düsteren Geschick umschleierte Lichtfiguren. Allgemein legen seine Schöpfungen von vornherein eine finstere Welt bloß, es liegt ob ihnen wie der Druck gewitterschwerer Luft; die Nachtseite des menschlichen Lebens und der Gesellschaft ist ihr Spielplatz. Daher das Geheime, das Nächtliche, das verborgne Untergraben, bis ein gewaltiger Einsturz momentan das Gebäude zertrümmert. Ein schweizerischer Kritiker hat über seine Kolossalbauten gesagt: „Un écrivain de goût et modéré finirait admirablement plus d'un de ses paragraphes avec la phrase par laquelle Victor Hugo commence les siens. Hugo, dans l'expression, rencontre le plus souvent ce qui est bien, ce qui est lumineux et éclatant, mais il part de là pour redoubler et pousser à l'exagéré, à l'éblouissant et à l'étonnant. Du Parthénon lui-même il ne ferait que la première assise de sa Babel. En fait d'ordres grecs il entend surtout le cyclopéen".

Die Franzosen haben für diese cyklopische Größe bei Weitem mehr Sinn als die Deutschen; daraus erklären sich auch ihre Urtheile. So sagt Mirecourt über den Roman „Notre-Dame de Paris", in welchem sich allerdings des Dichters Thätigkeit nach dieser Richtung gipfelt: „Ce géant des livres, devant lequel toutes les oeuvres du conteur anglais (Walter Scott) pâlissent (?); merveille d'intérêt, chef-d'oeuvre de style, prodige d'études archéologiques, néanmoins exécuté en six mois". Man muß das Ueberschwängliche der französischen Begeisterung abziehen, immerhin bleibt noch genug zur Größe.

Oft und öfter kehren bei ihm schreiende Töne ein, falsche Noten, verletzende Worte und Sprachflecken; denn für die griechische Reinheit und

Harmonie hat der mit schwerem Riesenschritt einhergehende Geist kein Gefühl. Der Grundsatz der Kraft und Bezeichnungsschärfe, der so ziemlich allein für die Wahl seiner Worte und Wendungen maßgebend ist, führt ihn auch zum Nackten und schonungslos Harten, sobald er sich sagt, daß daraus eine sprechendere, gewissermaßen materiell zu faßende Aehnlichkeit zwischen Object und Bild hervorspringt. Er mißt und will wieder gemessen werden mit dem Maßstabe des Gigantischen, das in seinem Kopfe angelegt ist. Dem Dichter die Abscheulichkeiten, die er seine Hauptpersonen begehen läßt, anklagend entgegenzustellen ist verkehrt; man mag ihn allenfalls um die Wahl dieser Personen und Stoffe tadeln und dieselbe mit den Principien seiner Schule zusammenhalten, das ist Alles. Einmal sie gegeben, ist das Weitere consequent. Was geschieht von der Zeit an, die der Dichter der Handlung setzt, ist gewöhnlich mehr nicht als die nothwendige Consequenz einer fluchwürdigen Vergangenheit. Zwei Beispiele aus seinen Dramen: Die Vergiftung der fünf Edelleute in der „Lucrezia Borgia“ ist einfach ein Act der Rache, wie er nach dem, was sie der Unseligen vor dem einzigen Wesen, an welchem sie liebend hängt, gethan haben, seine volle Begründung hat. Falsch ist, daß sie nach wie vor in ihren gemeinen Verbrechen fortfahre; selbst an dieser Gestalt führt der Dichter unläugbar ein veredelndes Streben durch, wenn es nicht siegt, so ist der alte Fluch mit seinen auch äußerlich zerstörend forterbenden Folgen schuld. Die Frage kann blos die sein, ob bei einem Wesen dieser Art das Setzen des Einen reinigenden und zugleich aufzehrenden Gefühls psychologisch berechtigt sei. Aehnlich in „Le roi s'amuse“. Auch da sind die Scenen, so häßlich und schreckend ihr Object, doch meist mit Tact innert der Schranken des rechten Maßes abgebrochen; man erinnere sich an den Schluß des vierten Actes, wo im Augenblicke, da der Dolch zum Morde sich zückt, der Vorhang fällt. Wenn die hier gezognen Consequenzen schon vollständig in dem Beispiel von oben, in der inneren Fäulniß der auf die Scene geführten Racen angelegt sind, so ist der Dichter der Motive halber nicht zu tadeln, und die Darstellung ist von seinem Talente getragen.

Dasselbe läßt sich über die Sprache sagen; sie ist bei ihm immer ausdrucksvoll bis zum Nackten und Schreckenden, und gleichwohl kann man kaum sagen, daß sie die gemäß den Stoffen nun einmal weit zu steckenden Grenzen des Erlaubten überschreite. Die Sittengeschichte

der Zeiten und Generationen, die er seiner Zeichnung unterlegt, erlaubte noch weiter zu gehen, dann allerdings über das Maß des Schönen hinweg. Die Excesse weggerechnet, ist die Form vollendet; ganz besonders ist er erfinderischer Neuerer im Strophen- und Rhythmenbau, sehr reich und wechselvoll. Auch wo er die pure Widernatur zeichnet, hält er das einmal gesetzte Wesen seiner Personen mit unwandelbarer Strenge fest; eine Wandelung läßt er nur eintreten, wo die entscheidendsten Gründe sie bestimmen.

In dem Erschütternden einzelner Scenen, wo irgendeine allbeherrschende Leidenschaft in Conflict gebracht wird und die bange Seele alle Mächte zu Hülfe ruft, alle verderbenden und rettenden Gewalten des Geistes, Himmel und Hölle, da sucht Victor Hugo seine Kraft, da geht er bis zum Aeußersten und scheut keine Grenzen, er wühlt die Seele gewaltsam auf. Dabei geht er überwiegend psychologisch vor; man möchte sagen, daß die gewaltsamen Leidenschaften in ihrem vernichtend heftigen Kampfe die Schicksalsmächte vertreten; der Dichter faßt und giebt sie mit erschreckender Gewalt, das ist allerdings Wahrheit, aber nur die, welche den wildesten Zuckungen des Herzens entspricht. So ganz besonders in den Dramen. Wenn „Angelo“ uns in Catarina den Ausdruck der Leben und Seele hingebenden Liebe vorführt; in Tisbé den der hyänenhaften Eifersucht und Rachsucht des verschmähten Weibes, mit dem furchtbaren Contrast ihres gleich darauf folgenden, stillen, fast bittend ergebenen Opfers ihrer selbst; in Angelo die unerbittliche und eisern ruhige Rache; und wenn über all diesen gewaltsamen Affecten jene geheimnißvoll zerstörende Macht der venetianischen Staatshäupter hängt mit ihren Schrecken und ihrem Dunkel und ihren unfehlbaren Morden: da werden alle Fibern des Herzens zuckend aufgeregt. — Ziemlich stark ists freilich, wenn das andre Drama „Le roi s'amuse“, dasjenige Stück, dem die feige Juliregierung die Aufführung versagte, den König Franz I. halb betrunken in einer schlechten Kneipe aufführt, deren Wirthin er caressirt; aber wenn diese Art sich zu geben nicht nur in dem Charakter dieses Trägers der Krone begründet, sondern gar geschichtlich belegt ist, warum soll der Künstler nicht auch diese Seite aufgreifen dürfen, sofern er weder die Gesetze des Anstandes noch die des Schönen verletzt? Das ist aber nicht geschehen. Diese Winkelkneipe ist furchtbar, aber nicht schmutzig; ihre Scenen machen schaudern, aber sie reißen hin, denn

die Zeichnung ist fest und wahr. Maguelonne ist, — darin hat der Dichter ganz Recht — keineswegs cynisch, ja nicht frecher als hundert andre Bühnenfiguren ihres Geschlechtes. Das Ganze ist allerdings ein erschütterndes Gemälde der verdorbenen Hofsitten, nackt und dürr die Abscheulichkeit und Herzlosigkeit der Höflingswelt, den ritterlichen König voran, hinmalend; viele Striche gelten von diesen Kreisen zu allen Zeiten. Das Stück aber weist eben so glänzend wie die unerschrockne préface, die jener Verweigerung folgte, den nichtigen Vorwand zurück, daß es unmoralisch sei.

So viel ist unstreitig, daß diesem Geist im Ganzen und seinen einzelnen Schöpfungen die Harmonie fehlte. Frägt man sich, welche Stücke in sich einig sind, so wird man nur die wenigsten dieser Bezeichnung würdig finden. Ohne Bewußtsein der einfachen griechischen Größe und ihrer inneren Harmonie, völlig modern, das Große zum Ungeheuren steigernd, heftig, erstaunend, pittoresk, das Finstere in Nachtgebilden bevorzugend, ist er doch wieder elegisch zart und visionär. Schon früh (in den „Feuilles d'automne") ist in ihm der Skepticismus mächtig geworden; das Leben nach dem Tod erscheint ihm nur in einem düster visionären Dämmerbilde, das geheimen Schreck erregt, und die eingestreuten Lichtgestalten vermögen das heraufbeschworne Grauen nicht zu sänftigen. Dieses Uebergreifen des skeptischen Geistes ist wieder ganz in der Strömung der Zeit; hatte es ja gar in die „Harmonies" eines Lamartine hineingespielt, während die „Méditations" noch keine Spur davon an sich trugen; aber diese friedliche Natur war wenig angethan und geneigt, die Welt des Zweifels in sich aufkommen zu lassen, während das zugleich plastisch-pantheistische, scharf denkende und visionäre Naturell Victor Hugo's ihn mehr und mehr von den einfachen Evangelienworten abbrachte, damit er sich auch hier seine eigne intuitive Welt aufbaue, eine Welt mehr der Schrecken als des Trostes.

Die excentrischen Charaktere seiner romantischen Dramen stellen uns durchweg das Weib dar, und immer leidend, nun als vornehme Dame in unglücklicher Ehe und mit einer reinen, aber verhängnißvollen Liebe, nun als verachtete Buhlerin, auch da noch mit tiefem, zertretenem Gefühl und einer im Innersten verborgnen Seelengröße. Er nimmt das Weib gern aus den verworfensten der Gesellschaft und der Geschichte heraus, völlig hingegeben an eine überherrschende Leiden-

schaft, Liebe zum Günstling, zum Sohn oder wem es sei; es ist immer das Bezeichnende dieser Charaktere, daß je Eine specielle Leidenschaft als die das Ganze des Geistes gefangenhaltende und völlig in sich aufzehrende auftritt. Dadurch kommt in sie trotz aller erschütternden Phasen, denen gerade solche Wesen unterliegen, eine gewisse Constanz: immer und überall bleibt die Liebende zurück, auch wo sie den treulosen Geliebten in den Staub tritt (Marie Tudor); es bleibt die Mutter in aller Macht des Mutterherzens, auch wo sie, den vom eignen Sohn erfahrnen Schimpf zu rächen, Gift braucht (Lucrèce Borgia). So kommt der Dichter dazu, selber für das Scheusal zu interessiren, ein menschliches Mitleid zu wecken, weil ein menschliches Gefühl auch das verworfene Wesen begeistert und es heben könnte; damit ist denn freilich die Geschichte verletzt, nicht aber die Psychologie. Eines der häßlichsten Geschöpfe ist der Hofnarr Triboulet in „Le roi s'amuse". Er haßt die Natur und die Menschen, weil sie beide ihn vernachlässigt, verstoßen, zum Gegenstande des Spottes gemacht und fast zum Thier herabgewürdigt haben; er rächt sich, indem er seinen Herrn überall zum Laster antreibt, namentlich zu seinem Lieblingslaster Verführung und Entehrung. Aber eben weil die Grundlagen seines Wesens so bestimmt und fest entwickelt vorliegen, wie er selber sie aufdeckt, und weil er anderseits doch einem der reinsten menschlichen Gefühle so innerlichst hingegeben ist, hat seine Gestalt eine bestimmte Berechtigung: er ist hassenswerth, fluchwürdig, abscheulich, er muß in dem Einzigen getroffen werden, was ihm noch Glücklich-Menschliches blieb; eine unerbittliche Consequenz liegt in dem auf ihn, den Anstifter und Spötter, geworfenen Fluche des alten Vaters der geschändeten Diana von Poitiers; aber er ist kein bloßes Ungeheuer. Die Rache des Himmels hat er voll auf sein verbrecherisch Haupt herabbeschworen, und schon darum geht es nicht an, in jener doppelt treffenden Vergeltung, die ihn in dem Einzigen schlägt, was er auf Erden liebt und wie seinen Augapfel hegt, in dem Einzigen, was noch eine Ahnung von Tugend in ihm aufkommen läßt, der schönen und unschuldigen Tochter, welche entehrt wird durch denselben König und Meister, den der Hofnarr so fein unterwiesen, und dann stirbt, ohne daß der in ihr getroffene Vater sich rächen konnte; es geht nicht an, in dieser Scene einen unmoralischen Knotenpunkt des Getriebes erblicken zu wollen.

Künstlerisch verletzen seine Stücke die Regeln des Möglichen und Wahrscheinlichen. Es treten in ihnen wiederholt Scenen und Situationen auf, die forcirt, unmotivirt und dem Leben zuwiderlaufend erscheinen. Diese halb historisch romantischen Stücke kommen alle dazu, die einen mehr, die anderen weniger, einer bald übergewaltigen, bald unfruchtbaren (dieses in „Marie Tudor") Phantasie zu lieb alle historische Wahrheit zu verletzen; so bleibt in dem eben erwähnten rein Nichts mehr zurück von der bigott katholischen Königin, wir sehen nur das Weib in seiner Leidenschaft. Dann verliert sich das Spiel auch leicht in ein Gerede, das die Personen niedrig stellt; es ist, zumal in der unköniglichen Königin, ein bald fischweibartig rohes Schimpfen und Toben, bald gutmüthig gedankenarmes Geplauder. Die Organisation wird gewaltsam an den Fäden überraschend wechselnder Launen gezogen, und die Maschinerie, die sich darauf erpicht, je im passenden Augenblicke gleich den rechten Mann und Agitator hinzustellen, wird eben deßhalb unnatürlich. „Angelo", in Prosa geschrieben, zeigt eine kunstlose, man möchte sagen flüchtig hingeworfne Technik; gleichwohl ist die künstlich verflochtne Entwicklung fein combinirt und die Grundgedanken streng durchgeführt. Die Zeit der Handlung ist beschränkt, eigentlich nur eine rasch sich wieder auflösende Katastrophe, darum haben auch die Charaktere nicht eben eine Entwicklung, nur derjenige der großmüthig sich opfernden Tisbé geht die erschütternde Umwandlung durch, mit welcher die Lösung der Katastrophe gegeben ist. Die übrigen Personen stehen gleich von Beginn mit schneidend-bewegenden Zügen gezeichnet in aller Schärfe ihres Wesens da.

Daß Victor Hugo nicht fürs eigentlich historische Drama angelegt ist, das beweist schlagend sein weit angelegtes Stück „Cromwell", welches seinem Wesen nach Zeitbild ist oder doch sein möchte; wenn nicht in den Detailzügen, so doch in der Gesammthaltung geht es darauf aus, geschichtlich treu zu bleiben, und erschüttert nicht, sondern interessirt wie Geschichtserzählung, indem es das lustige Leben der Cavaliere und das betende der Rundköpfe charakteristisch darlegt. Aber zu viel von der neuen ehrlosen Diplomatie scheint auf jene Zeit übergetragen, und im ganzen Verlaufe macht sich auf allen Seiten so viel treulosen Truges geltend, daß dieses Conspiriren Aller gegen Alle nur einen bemühend-ermüdenden Eindruck zurückläßt. Es ist ein langes und einförmiges Insceneſetzen, dessen Spiel zu flach und zu klein

erscheint, und sehr wenige Züge von wahrhafter Größe brechen durch. Die Figur des seltsam widerspruchsvollen Mannes tritt in den ersten Acten ganz zurück vor den breit sich entwickelnden Nebengestalten und factionären Gruppen, und wenn er auch nachher nach allen Richtungen noch viel breiter als jene sich ausspricht und bunt zusammengestückelt wird, er bleibt in dieser Darstellung doch nur der heuchlerische Königsmörder, der nach der Krone langt und doch zu feig ist sie zu fassen. — Es ist wahr, eine ganze große Zeitgeschichte liegt zwischen den zwei Gestalten, die man als die Extreme der extremsten Parteien bezeichnen kann: jenem Puritaner Carr und dem Cavalier Rochester, zwischen dem bis zum Närrischen fanatischen, biblisch begeisterten, wilden, finsteren und steifen Rundkopf und dem komisch-geistreichen Höfling, leicht, dem Augenblick lachend und lebend, immer von Etwas berauscht, elegant und fluchend zugleich. Aber die Treue ist nur äußerlich. Das Ganze macht den Eindruck einer chronikartigen Schilderung; so lang und ermüdend es sich ausspinnt, es läßt doch keinen wahren Begriff zurück, weder von der Zeit noch von der seltsamen Hauptfigur. Die Scenen sind übermäßig gehäuft und kehren mit unbedeutender Nüancirung mehrfach als dieselben wieder, ohne eine Bedeutung für das Stück zu gewinnen. Zwei Hauptgebrechen sind es, an denen dieses leidet: es fehlt eine feste, aus dem Geiste des gewählten Stoffes entsprungne Gruppirung und Organisation, daher die Wiederholungen und Weitschweifigkeiten; ferner geht unstreitig der historische Sinn ab, und der Begriff der geistigen Wesenheit in den Facten läßt sich nicht construiren aus rein äußerlichen Momenten, daher eben jene Unsicherheit, welche kein klares Bild zurückläßt. Entwicklung der Charaktere geht völlig ab, große Gesichtspunkte fehlen, der Geist fühlt sich nirgends erfaßt. Die langen Reden sind Spectakelstücke, die Personen Figuranten, Theatercoups wiederholen sich bis zu den letzten Worten, die das Stück schließen.

Der Dramatiker Victor Hugo ist gewaltthätig neuernd im Ausdruck und den Kunstforderungen, nicht unberührt von effectgierigen Machinationen, am fernsten von sichrer Beschränkung oder griechischem Maß. Wieder ists das Heftig-Springende, das in unversöhnten Excessen sich bewegt und mit ihnen erschüttert, der gewaltsame Wechsel wie in den äußeren Lagen so in den Geistesphasen der handelnden Personen, die sich in schlagend abgerißnem Thun und Reden scharf

... eifern zeichnen. So werden die Charaktere zu ausnahmsweisen, ... heftig widerstreitenden Gefühlen, die aber doch von einer fast nur ...ahnten Geisteseinheit oder einem antik unbeweglichen Willen zusammen...ehalten sind, mit Gewalt schwelgenden Wesen. Gleich nach den ...einsten Höhen wie den verderbenschweren Abgründen, berühren diese Geister fast immer wie finster räthselvolle Mächte; eigen, groß selbst wenn gefallne Engel, mit dämonischer Gewalt das Herz erschütternd, straff gehalten. Die Ereignisse sind oft gedrängt, die Handlung unaufhaltsam hinrollend. Nachdem die Katastrophe die höchstgespannten, zerrissensten Seelenzustände mit tiefsinnig schauernder Liebe durchwandelt und auf ihrer wunderlichen Entwicklung geweilt hat, spannt sie sich rasch und gewaltsam ab. Ein gleich streng in die Charaktere und Sitten der Zeiten wie ins Innere der Geister dringender Blick; allenthalben das Herausstellen von gewissen tief durchdrungenen Momenten, die den Dichter groß und bewältigend offenbaren (so in „Marion de Lorme“ das wie ein Blitz umgestaltende Aufwachen der Liebe selbst in verunreinigten Herzen); immer eine unlösbar feste Consequenz in dieser ins Excessive und Kolossale langenden Kunst und immer ein freier Sinn bleiben ihm auch da.

Die Größe von Victor Hugo's Dichtergenie beruht zum kleinsten Theil auf der Dramatik, etwas mehr Antheil an ihr hat der Roman, wobei außer den neuesten socialen unter den früheren einzig „Notre-Dame de Paris“ entscheidend in die Wagschale fällt; in allererster Linie aber ist er Lyriker, und auf diesem Felde trotz aller Einwürfe, die man gegen seine Muse erhoben hat, steht er neben Byron als einer der mächtigsten Geister des Jahrhunderts. Es ist ein Schauspiel der seltensten Art, mit dem Eindruck des Kolossalen, die Entwicklungslinie zu überblicken, die der Sänger der „Odes“ zu durchlaufen hatte, um in die „Contemplations“ auszugehen; das ist die Riesenarbeit von drei Jahrzehnten inneren Ringens in einem Geiste reich an einer Welt von Ideen und Gefühlen.

Das Erstlingsproduct sind die „Odes“ mit den angeschlossenen „Ballades“, entstanden 1819—1828, noch etwas rauh in der Ausdrucksweise und in abstracter Manier gehalten. Es ist dieselbe Zeit, da Lamartines „Méditations“ entstanden, die Blüthe der Restauration, und Victor Hugo tritt hier ganz eigentlich als der politische Sänger dieser Periode auf, deren religiöser Lamartine war. Aber diese Werke

haben für die Geistesentfaltung der beiden Dichter eine ganz schiedne Bedeutung: die „Odes“ lassen dem jungen Sänger die We einer großartigen Entfaltung offen, während die „Méditations“ bere nur die Größe der Einen Richtung ahnen ließen. In ihrem Verlau bezeichnen die Oden auch bereits eine Verwandlung: mehr und mehr fühlt sich die Begeisterung für das restaurirte Königsgeschlecht ab, und desto höher steigt in ihm das Bild des großen Schlachtenkaisers; er wird zum Sänger der Größe des Reiches, damit ist bereits eine freier denkende Richtung geboten. — Schon hier erscheint ein durchgehender Zug seines Wesens entwickelt: der Dichter der Ruinen in Leben und Geschichte, Natur und Kunst, der ritterliche Geist, entfaltet in ihrer Fassung, der er mit psychologischer Tiefe nachgeht, eine das Herz ergreifende Eindringlichkeit. Er selbst ist gleichsam das klagende Rauschen des Herbststurmes, der durch die hohläugigen Schloßruinen streicht. Königthum und Glaube, Kreuz und Lilie sind die herrschenden Grundideen der früheren Oden, im Geiste des Dichters eng und einheitlich verbunden; dieser Royalismus ist durchaus religiöser Natur, der Thron weihet den Altar. Einzelne dieser Gesänge sind die heftig ausströmenden Jugendirrthümer einer irregeleiteten großmüthigen Phantasie, an denen sich seine eigne künftige Entwicklung glänzend gerächt hat. Durch ihre Kraft und Hoheit, die poetisch-künstlerische Vollendung und die fortschreitende Gestaltung, welche die Idee des großen Kaisers diese Jahre hindurch in Victor Hugo's Geist angenommen, gewinnen die Oden auf Napoleon besondres Gewicht. Auffallend, wie sich schon in dem jungen Geist eine Richtung vordrängt, welche eine der mächtigsten Adern seines Dichterlebens zu werden bestimmt war: Schon legt er oft eine zittern machende Gewalt in jene psychologischen Traum- und Trauerbilder, denen er die Tiefe des nachtschwarzen Abgrundes zu geben versteht, und in jene Visionen der Nacht, da seine Phantasie ganz auf ihrem Felde mit der plastischen Größe des Ungeheuren spielt und gigantische Nebelsterne in die unendliche Oede des Raumes wirft. Wenn ihm daneben eben so wohl gelingt den Ton der ersten und einfachsten Gefühle zu treffen, so eröffnet sich damit bereits ein vorbedeutender Blick in den Geist, dem später eine eben so hohe Größe ins stille Innere folgen sollte.

Mit den Oden ist in Victor Hugo keine Entwicklungsphase abgelaufen, weder für den Denker noch für den Künstler; sie führen ihn

h mit der Berechtigung zu hohen Erwartungen in die Literatur Ganz anders die zweite Sammlung, die „Orientales". Eine von Zeit völlig unabhängige Production, in der französischen Literatur zig, das reine Leben einer großartigen Phantasie darstellend, eine Phase für sich im Geistesleben des Dichters abschließend, die ungeahnt majestätische Vollendung des in der Ballade erst unsicher versuchten Fluges. Sainte-Beuve sagt: „Les Orientales, oeuvre de maturité et de soleil née dans l'août de la jeunesse, sont une architecture gothique du 15ème siècle, comme elle ornées, amusantes, épanouies. Nulles poésies ne caractérisent plus brillamment le clair intervalle où elles sont nées, précisément par l'oubli où elles le laissent, par le désintéressement du fond, la fantaisie libre et courante, la curiosité du style, et ce trône merveilleux dressé à l'art pur". Die „Orientales" sind die Romantik von Victor Hugo's Lyrik, reich mit purem Gold bekleidete Sultaninnen; ihre Geburtsstätte die freie, jugendstolze Phantasie, die mit völligem Vergessen aller Ecken und Engen der Zeit ihre blühende Wanderschaft vollzieht durch des Morgenlandes Zaubergärten. Die meisten sind ganz eigentlich Balladen mit vollendeter Composition; das Charakteristische liegt in den ins Unermeßliche gehenden Constructionen mit den lebenswarmsten und strahlendsten Farben und Formen. Die Feuersäule wandelt, vom Nachtwinde geführt, flammenschwanger, blitzesprühend; das Meer fluthet in schweren Wogen und füllt den Abgrund auf; die Araber mit ihrem augenblicksfrohen Stammestreiben tanzen nächtlich geisterhaft ums Feuer; Egyptens Flußthal streckt über seine goldnen Aehrenfelder die ungeheuren Pyramiden, und bewachend steht die granitene Sphinx, und der Samum seufzt, und die Schuppen des Crocodils rauschen, und der gelbe Nil zieht Schlangenlinien; die libysche Wüste mit den gelbkantigen Sandhügeln sieht die Carawane in ihrer Flucht sich abrollen und raucht und schäumt feurige Asche; Babel wirft seine gigantischen Schatten in den bleichen Mond, und die gefesselten Stürme sausen durch seine Steinkolosse eine seltsame Harmonie, und seine Riesentreppen steigen pyramidal in den Zenith auf, und Boa und Crocodil schleichen wie Eidechsen auf den palmenumlockten Thurmmauern, und Geier und Adler kreisen heimisch über dem klaffenden Häusergewimmel; Sodom und Gomorrha: fremdartige, häßliche Kolosse, breitschaftige Säulen, granitene Elephanten unter weiten Domen, cascadenbespritzte

Blumengärten, Tempel mit stierköpfigen Jaspisidolen; unendliche, dunkelumhüllte, sich windende und kreuzende, wie Caps aufragende Bauten, Gewölbe, Bogen, runde Thürme, Brücken, sich vermischend, anstoßend, erschreckend, verwirrend, schläfrig in den bleichen Nachthimmel gestreckt, in den die wollustgenährten Lampen der geheimen Orgien dämonisch hineinblitzen; der Wind, der unter den Sykomoren die lüsternen Küsse fortträgt; die Schwefel regnende Feuerwolke, die sich zerreißt, die zerfrißt, verbrennt, hüpft, wirbelt, Volk und Städte begräbt; die schuldige Babel, die in vorahnenden Schauern mit pochender Brust lauscht und dem Donnergeräusche des Rächers erzittert; der Mensch mit seinem Gotte, die Granitmauern mit ihren Marmordächern, das Gras mit der Furche unter dem gerichtbelasteten Hauche zerschmolzen und chaotisch zusammengeworfen; endlich ein See, rauchend wie ein Ofen, mit todesstarrer Fläche, der Palmbaum an seiner Küste gelb und verdorrt an der brennenden Luft; hinter jenem rauschgejagten Leben die Stimme des Ewigen, kurz, donnernd, gebietend, und unter ihrer Wucht der Tabor erzitternd: das ist das großartige, blühend reiche, halbmondbeleuchtete Riesengemälde des „Feu du ciel"; das allgemein die Phantasie der „Orientales", zu denen jenes in elf wechselvollen, reichen und glänzenden Rahmen ausgestellte Gemälde als mächtige Eröffnung steht. Diese Stücke sind nicht biblisch, dafür sind sie zu üppig, phantasiestolz und glanzvoll, aber bis auf den Grund vom orientalischen Weben durchzogen; die Farben sind die glänzend foncirten, etwas Düstres liegt wie der Geist der Rache auch auf den Gemälden der Größe. Bereits ist Victor Hugo vor Allem groß in den Scenen der Zerstörung und der Nacht, in welche seine düster=ernste Phantasie sich mit Gluth hineinversenkt. Sein Feld sind die Schlacht, der Wettersturm, der ungeheure Brand, das wilde Meer, die eroberte Stadt, Geisterzüge; und da tummelt er mit dem Behagen der herrschenden Macht sein Musenpferd, daß der Huf stampft und die Nüstern rauchen; nie schwerfällig oder unklar, lenkt er im wilden Ritte seine Phantasie. Auch das Düstere, auch der Ausdruck des Hasses erhalten künstlerische Höhe und Weihe durch die erschütternde Gewalt und die lebensvolle Schärfe der Bezeichnung. Wenn er die Züge bis zum Immensen gehäuft, dann bricht er ab mit Einem mächtigen Schlage.

Das sind die Blüthen eines innerlichen Traumlebens, das auf weiten äußeren Wanderungen die Materialien zu seinen glänzenden

Bauten im Flug aufgreift; einmal mußten dieser Phantasie des Morgenlandes gluthgetriebene Geburten nahetreten. Gleich den späteren Dichtungen breiten auch die „Orientales“ stark bewegte Lebensgemälde sprechend vor den Augen aus und lassen Zug um Zug vorüberwallen und spielen. Alles athmet den Orient, seinen Glanz, seine Gluth, seinen Stolz, seine Leidenschaft, seine Sclaverei. Alles ist groß, gewaltig, glühend. Wie er den inneren Fundamenten der Lebensmomente immer eine poetische Bedeutsamkeit abzugewinnen weiß, so hier das Unbekannte, Ungewisse, fast Dämonische, das dem wolluſtberauschten unsicheren Augenblicke die Zukunft abschneidet; es ist die Macht des umwälzenden Schicksals, immer gegenwärtig, drohend, bis zum Fatalismus. In aller heftigen Thatkraft und brennenden Lebensbewegung bricht wieder eine dem Orient wie dem Gemüthe des Dichters so nahverwandte düstre Resignation durch — die Philosophie der „Orientales“. — Doch weit mehr, als es die auf dem reinen Standpunkte der Kunst aufgebaute Einleitung vermuthen läßt, sind auch diese Dichtungen vom Zeitgeiste bestimmt. Mitten in der Zeit stehn vor allen die Klagen und Siegesrufe und Heldenbilder des aufgestandnen Griechenlands, denen er mächtige Accorde leiht.

Meist wogen die „Orientales“ schwer, langsam, aber in stolzer Majestät unter einer verschwenderisch farbenstrahlenden Wucht. Wie schleppende Säume von seidenschweren Prachtgewanden ziehen sich die langen, vielsylbigen Verse hin, als wollt' in ihnen das Einbilden sich unendlich ausdehnen. Lange Perioden sind es nicht, aber kurze, scharfe, eiserne Sätze in einer nach den Phantasieweiten ausgedehnten Nebenordnung. Satz und Strophe stehen als gegoßne Ganze da.

Es besteht eine den ersten Blick treffende Verwandtschaft zwischen diesen Pracht- und Rachegesängen des Morgenlandes und den wenig später erscheinenden Bildern von Freiligrath. Wenn eine weitsichtige Kritik nicht umhin kann, den Deutschen in der Bedeutung und Größe seiner eigenthümlichen und neuen Phantasien anzuerkennen, so ist sie das um so mehr dem französischen Dichter schuldig, der in diesen glänzenden Bauten sich nicht erschöpft, sondern eine eben so reiche, von Blitz und Mondschein beleuchtete innere Welt mit allen Tiefen des Gefühls erschlossen hat. Der weit umfassendere Geist, ist Victor Hugo der größere.

Mit den „Orientales“ ist Victor Hugo, wie er vor der Julirevolution erscheint, abgeschlossen; nach Seiten der reinen Kunst betritt

er von da ab eine durchaus neue Bahn, der seine Lyrik für immer treu bleibt; Hauptthema seines Dichtens wird das Seelenleben. Die Richtung, die bisanhin als kühne Kraft, als seltne und großartige Constructionsfähigkeit, als bedeutungsvolles Anschauen äußerlich gestaltete, trägt sich ungeschwächt und tieferen Sinnes auf psychologisches Gebiet über, es ist eine wesentliche Umgestaltung. Das Schweifen der Phantasie, in Victor Hugo gleich dem Spiele der Riesenfräulein von Nydeck, tritt zurück vor dem ernst gereiften Fühlen. Entschiedner und in mehr innerlicher Weise werden die folgenden Werke von der Zeit bestimmt sein; es ist ihr leiser, aber schwerer Tritt, ihr Geist, mit welchem der Geist des Dichters das folgenreichste gegenseitige Bestimmen eingeht; so wird seine Ueberzeugung anders und jetzt erst fest. Wie ihm der Royalismus jugendliche Gefühlssache gewesen, so wird ihm der Liberalismus die eines mehr und mehr geschärften Denkens und Schauens. 1830 empfängt ihn unsicher, aber vorbereitet; es entläßt ihn erschüttert und übt auf ihn durch Jahre hin eine immer entschiedenere Wirkung. Uebrigens isolirt er sich vollständig vom Juliregiment, läßt sich nur geistig bestimmen und wirkt auch nur so, reift innerlich zu frei reagirenden Ideen heran, entfaltet sich in der vielseitigsten und großartigsten Weite; er wächst in den Jahren 1830 bis 40 riesig empor, ist ihre erste und größte literarische Gestalt.

Die „Feuilles d'automne“ von 1831 entbehren mehr als alle anderen der Harmonie und des feinen Zusammenpassens; der sonst diesem Dichtergeist eigne Mangel an literarischem Tact hat zwei ganz verschiedne Farben ins Bändchen hineingetragen. Die Endstücke der Sammlung sind in sich schön, harmonisch, voll rührender Einzelzüge, nur etwas zu verschwenderisch umgehend mit ihrer Mythologie von Engeln. „On dirait qu'en finissant l'auteur a voulu jeter une poignée de lis aux yeux.“ Im Ganzen aber sind sie eine schon mehr schwer gereifte und aus umschatteter Phantasie entsprungene Production die Anwendung seiner prachtvollen poetischen Sprache auf die innere, moralische Welt, die er sich in der Stille geschaffen hatte während der Zeit, da er seine Phantasie im Lande der Feen und der Naturwunder des Morgenlandes spazieren geführt; und diese unsichtbare Welt legt er uns da in ihren Zuckungen, ihren Tiefen und Weiten aus einander, so daß sie die zwei anderen absorbirt in den Schmelztiegel ihrer ewigen Gefühle. Der Horizont hat sich eben so sehr geweitet als verdüstert;

dem vertrauenden Glauben und dem warmen Fühlen und der leichten Anmuth der Jugend wird ein schmerzliches Lebewohl zugerufen. Der Skepticismus hat das beschwerte Herz angegriffen, und bereits wogt in ihm jene nachdenkliche Träumerei auf und ab, welche die Winde und die Wellen, die Sterne und die Stimmen des Waldes nach dem Räthsel der Schöpfung fragt, wo der Mensch keine Antwort geben kann. Der lyrische Dichter fühlt sich als der ziellose Wandrer und erschreckte Träumer, und die schwer in ihm aufkeimende Traurigkeit der in sich zurückgezognen Resignation ist mit ein Zeichen der aufgelösten Zeit und bildet ihre großartige innere Folie.

Kaum läßt sich nach Object, Gesichtsfeld und Geistesstimmung ein auffallenderer Gegensatz finden, als der besteht zwischen dieser Sammlung von 1831 und der so nahe vorausgegangenen. Ihrem Titel „Herbstblätter" entsprechend geben sich diese Lieder von vornherein als Reflexe eines früh und schwer geprüften Geistes: tief eingegrabner Erinnerungen; gefühlter Leiden; hingegangner Hoffnungen; großer Versuche; einer Liebe, die schon mehrere Stadien durchlaufen; der Arbeiten und Schmerzen einer innerlich unendlich reichen Jugend, die bereits Abschied genommen; eines Glaubens, der, erst stark und vertrauend, mehr und mehr schwankend geworden und mit Trauer seine Wurzeln verdorren sieht: das Alles gefaßt in einem tiefen, blühend reichen, mit eherner Kraft umarmenden, in sich arbeitenden und zurechtschmelzenden, gedankendurchwogten Inneren, ohne Hehl, ohne Falsch, immer sich selber treu, mit einem erschütternden Grablied für jeden entschwundnen Moment aus seinem Gefühlsleben. Schon offenbart sich trotz der jungen und kraftdurchströmten Jahre des Dichters ein Rückziehen der Phantasie in stille häusliche und ländliche Kreise; schon ists der Gatte und Familienvater, der sich fühlt. So treten statt der großen, weiten und prächtigen Phantasiegestalten die Gefühle eines heimathlich zurückgezognen Herzens, Haus und Vaterland, in den Vorgrund. Das Leben weilt in der Gegenwart und der Nähe; auch die Erinnerungen vergangner Jahre führen zu Freund und Familie zurück. Der Dichter hat Gräber hinter sich, eine Zukunft eigenen Geschlechtes vor sich. Diese Gedankenrichtung aber ist ihm nur ein Condensiren der Dichterkraft auf einen engeren Horizont. Schon ruft er der geliebten Gattin zu: Die Nacht naht, und die Schatten steigen; doch mit ihnen stehen auch die Sterne auf, mehr und glänzendere,

und über ihnen sucht und ahnt der Geist die Centralsonne Gott. Schwere Fragen erheben sich mit den Jahren, und die antwortenden Stimmen tönen verschieden. Auf einsamer Höhe lauscht ihnen der Dichter: die harmonische Stimme der unendlichen, meerrauschenden Natursymphonie ist Ruhm und Preis, das Rufen der Menschheit von der Erde aber ist Thränen und Leid und Fluch, und in ihrem Rauschen fragt er bewegt, beklommen bald die geheimen Tiefen von Meer und Himmel, bald die eben so unergründlichen seiner eignen Seele nach dem alten, ungelösten Räthsel: was ist der Mensch? und wohin geht er? Dazwischen aber erheben sich neue Stimmen, geräuschvoll, fröhlich, leicht, unbekümmert um alle die stolzen Träume und hohen Gedanken: eine lärmende Kinderschaar durchzieht das Haus und wirft ihre lachenden Kinderspiele in die träumenden Adlerflüge; Sorg' und Schmerz lächelt die Liebe zur Ruh. — Auch die Politik ist eine andre, auch sie seinem Geist ein ewiges Arbeiten in sich. Statt des anbetenden ist es das Volk „qui dédaigne", das Volk, das, weiser geworden, statt der Napoleonischen hochets Rechte verlangt.

Die ernst innerliche Richtung drückt sich schon in der Einfachheit des Baues und der schweren Gleichförmigkeit aller Constructionsformen aus; es ist der kleinste Aufwand von äußeren Mitteln, einzig der Reichthum an Bildern zeigt den immer auf lebendige Anschauung gerichteten Sinn. Eine größere Mühe des Ausarbeitens und Ausfeilens scheint sich bemerkbar zu machen. Mit der Vertiefung des Gefühls aber haben sich auch Kunst und Schönheit der Sprache an sich gehoben; tausend gedrungen energische Tonwendungen stehen dem Dichter zu Diensten; Styl und Rhythmus haben sich jedem Drucke der unstet auf- und abwogenden Gefühle gefügt, mit erstaunlicher Geschmeidigkeit und einem in allen Abstufungen schillernden, immer glänzend wirkenden Colorit.

Die „Feuilles d'automne" entlassen mit einem Gefühle, welches sich von dem durch die anderen Sammlungen geweckten wesentlich unterscheidet. Wie die „Orientales" die äußere, so sind diese Lieder die innere Grenzzeichnung für seine Muse, beide gestreckt von einem Riesengeist und für einen solchen. In ihrer durchaus nach Innen gerichteten Anschauungsweise sind sie nur insofern Zeitausdruck, als sie den großen Geist darstellen, wie er durch die Schwingungen der Zeit geworden.

Die „Chants du crépuscule“ bezeichnen eine Durchgangsperiode, und was an ihnen gemacht und gekünstelt genannt worden, ist ein unabgeschloßner Kampf; diese Stücke wollen aus einem ganz neuen Standpunkte beurtheilt sein, dem socialen, in dessen Dienste der Dichter, noch ringend mit alten Neigungen und Reminiscenzen, seinen großmüthigen Geist und sein scharfes Auge hineintreibt. — Diese Gesänge legen sich bereits auf die abendlichen Empfindungen, die sinkenden Hoffnungen, die verlängerten Schatten, zwischen denen die eigenthümlichen Reize und vagen Schrecken der Dämmerstunde durchbrechen. Schon schleicht die Nacht heran mit ihrer weichen Trauer. Dieses persönliche Gefühl ist ihm auch der Zustand des nach allen Lebensrichtungen in Dämmergedanken schwankenden Zeitalters. Allerdings haben diese Gesänge über das Maß verlängerte Schatten und dazwischen zu blendende Lichtblitze; zumal die politischen und socialen Lieder passen mehrfach in etwas künstlicher Art ihre Töne den gerad' in Curs stehenden Zeitgedanken an oder legen umgekehrt diesen bei, was nur persönliche Neigungen und Lieblingsanschauungen des Dichters sind. Nach ihrem Gesammtcharakter sind diese 1836 erschienenen, in fortlaufender Geistesarbeit während der Jahre 1831—35 erzeugten Gesänge ganz eigentlich die Kinder der Julirevolution. Es ist wahr, die dämmernd hereinbrechende Nacht ist da, die Nacht des Nordens, schwarz, lang, mit dem Sturm in den Föhren, mit dem wolkenbesetzten Sternenmantel; aber da sind auch alle geheimen Reize, alle mysteriösen Zauber, alles prophetische Flüstern der Zauberstunde. Es ist wahr, da sind die Zweifel der Zeit, die Grablieder auf die alten Grundvesten des inneren und des äußeren Lebens; aber die mächtige Glocke von Notre-Dame und die majestätische Orgel des halbdunkeln Domes rauschen drein mit der vollen zauberhaften Wucht ihrer Tonschwingen. Man mag sich fragen, was sie denn predigen. Wo (gegen Ende) stillere Töne in die engeren Gesichtskreise der Freundschaft und Familie zurückführen: da ists nicht das Gefühl des Rückziehens und des ruhenden Friedens; die schwere innere Geistesarbeit wogt urkräftig, weitschauend fort, und Freundschaft und Liebe sind nur die Leuchten, die auf die schmerzgebornen Gedanken ihren segnenden Strahl werfen. Auch darin liegt eine Differenz zu den „Feuilles d'automne“. Geburtenschweres Dämmerlicht, das ist allgemein die geistige Wesenheit wie der Zeit so des Dichters; das Fragen des Zeitgeistes, der schwan-

kend, in Wehen arbeitend die Antwort — ob Leben? ob Tod? — hinter den Nebeldecken der Zukunft sucht. Es sind die langen, erdumhüllenden, himmelverdeckenden Schatten des Zwielichtes, ob des Morgens oder des Abends, wer mag das wissen? Solches ist die Sprache für die fragenden Gedanken der in Halbschatten stammelnden Welt und für des Dichters eigne trüb an Uebergangszustände verlorne Seele; doch immer sind die Gesänge klar, scharf, groß, weithinhallend. Die Schwingen wachsen ihm mit den Fernen, und die Worte werden Donnerlaute; denn der Dichter fühlt sich als Deuter der halbwachen Zeitgedanken, als Prophet einer Völker und Könige nach demselben Maße richtenden Zukunft. In den Scenen des verlornen, seine Seele verkaufenden Elendes, wie er sie so gut in Paris beobachten konnte und mit wundem Herzen muß gefaßt haben, Scenen, denen er mit der Strenge der bitteren Wahrheit den Luxus des höhnenden Glückes entgegenstellt, wird er der beredteste Vertheidiger des auf die Straßen gestoßnen Unglücks. Das Herz lehrt den edlen Dichter der geknickten Rohre eine tiefsinnige Psychologie des Leidens. Wenn Lamartine vermeint die Sache der verlaßnen Altäre und ihres Gottes verfechten zu sollen, ist es nicht gleich sehr an der Zeit das bleiche Elend aufzurichten, daß es eben den Himmel und seinen Gott sehen möge! Darin liegt der ganze Unterschied, aber auch ein zwei weit aus einander gehende Weltanschauungen bedingender. — Eine durch verdeckte Parteistellung geschärfte Kritik hat den „Chants du crépuscule“ einen unversöhnten Doppelcharakter vorgeworfen, welcher ihnen die Einheit benehme; es ist wahr, die Differenzen in Ton und Fühlen zwischen Anfang und Ende sind springend, ohne daß dadurch Höhe und Bedeutung dieser Dichtungen beeinträchtigt würde.

Eine nicht minder große Differenz trägt die nächste Sammlung, die „Voix intérieures“, erschienen 1837, in diesem und dem Jahr zuvor gedichtet, auf die Wahl der Objecte über. Sie bewegen sich auf den äußersten Grenzen: von den stürmend-lärmenden Thaten des Völkerlebens bis zu dem stillsten Wirken des persönlichen Geistes in sich, sind sie, die Arbeit der „Chants du crépuscule“ unmittelbar fortführend, ein Aehrenlesen auf den verschiedenen Gebieten, die der Sänger und Denker bereits durchlaufen. So wahren sie nur zum Theil die Grundcharaktere seiner Muse: die erschütternde Gewalt, die schneidenden Züge, die weiten, in abendliche Fernen hineinwerfenden

Aussichten, die mühelos aufsteigende Größe. Sie sind in einem ihrer Theile nach altgewohnter Weise beredte Grabmonumente verfallener Größe, und die inneren und äußeren Schwankungen, die schweren Schicksalsschläge, die Zweifel des Herzens klingen auch hier dumpf und prächtig in die lauschende Ferne hinaus. Diese Dichtung ist die große Glocke von Notre-Dame im nächtigen Grabgeläut. Der Zeit selber wendet sie sich in mehrfacher und sehr verschiedener Weise zu, je nach den Zügen, die das Auge treffen. Zum anderen Theile sind die „Voix intérieures" der Reflex einer in den häuslichen Kreis zurückgezognen, am Kaminfeuer, unter der spielenden Kinderschaar behaglich ruhig sich ergehenden Phantasie. Die Wüste weicht dem Garten, das Meer dem Bächlein, der Sturm dem Abendwind, und in dieser Wandlung ist er schwächer. Die Züge bleiben auch da bezeichnend zwar, bestimmt und klar, der Ton freundlich, zufrieden, sanft, es ist das Lächeln des zufriednen Gatten und Vaters. Doch scheint es, als ob seine Dichtung, die weite Fernen braucht, und wären es nur die träumenden der Nacht, in diesen kleinen Kreisen sich beengt und geschwächt fühle; die Schwingen des Adlers sind beschnitten, der Flug verkürzt. Die „Voix intérieures" gehen so von äußeren Anschauungen und Ereignissen mehr und mehr auf das Gebiet der Seele über, ja schon jene werden mehr in ihrer innerlichen Bedeutung gefaßt; die Dichtung knüpft an sie, man möchte sagen, eine allgemeine Psychologie der Zeit und des Menschenlebens und geht von da auf individuelle Lebens- und Seelenbilder über. Den schweren und großen Seelengemälden laufen mehrfach, ja für diese Sammlung überwiegend, kleinere unter, die man psychologische Situationsportraits heißen könnte. Jene aber, schwer und ernst, mit Einblicken, die nur dem Künstlerauge gegeben sind, ja mit einer finsteren, fast abgrundreichen und schreckenvollen Tiefe, legen ein seltsames, dunkles, von den eignen sich jagenden Gedanken beschwertes Seelenleben bloß, mit aller ihm eignen Hoheit, aller geheimen Schwere, allem Gedanken- und Gefühlsreichthum, allen lastenden Combinationen des Tiefsinns.

Der äußre Bau, der einen reichen aber ruhigen Wechsel entfaltet, bezeichnet für die Kunst eine reif und harmonisch abgeschloßne Vollendung.

Wer versucht sein konnte, hier nach unstreitigen Kennzeichen auf eine Ermüdung im Geiste des Dichters zu schließen, der darf dieselbe

jedenfalls mit auf Rechnung des schnellen Arbeitens an den beiden letzten Sammlungen setzen. Wer eine bleibende Schwächung des lyrischen Talentes vermuthete, der war bestimmt, zum zweiten Male durch ein neues und höher steigendes Product widerlegt zu werden. Was die „Chants du crépuscule“ den „Feuilles d'automne“, das sind die 1840 erschienenen, in ihren Hauptbestandtheilen aus diesem und dem vorigen Jahr datirenden „Les rayons et les ombres“ für die „Voix intérieures“. Ihr Grundgefühl ist die imposante Stellung des vom Gotte begeisterten Sängers und Sehers. Die alte Kraft in neuen Weisen: ein Geistesleben, das mit neuer Frische die Welt, an die es rührt, beherrschend in seine Kreise zieht. Die schon zuvor angeklungenen verschiedenen Töne schlagen hier wieder an, aber die Klänge sind neu und hell, und kaum wird man sich bewußt, dem Dichter auf demselben Felde schon begegnet zu sein. Ganz anders als bei Lamartine. Der Horizont ist weiter als in den „Feuilles d'automne“ und den „Voix intérieures“, enger oder wenigstens näher und bekannter als in den „Orientales“; der Blick stolzer und freier, die Kraft fühlt sich höher. So ersteht er immer wieder frisch; neue Gesichtskreise erschließen sich ihm; umfassend trägt er seine Begeisterung und mit ihr sein Leben von einer abgeschlossenen Aussicht auf eine offne und weitere über, die er großen Sinnes überschaut und weiht; alles Hohe und Wahre in Freud und Leid klingt in ihm harmonisch wider, er bleibt jung und stark. Natur, Geschichte, Leben überblickt er von Adlerhöhen; das Gewohnte weiht er, indem er ihm kühn die reiche Tiefe der eignen Gemüthswelt unterlegt. Ueberwiegend ist der Geist der Ungewißheit, der ungelösten Fragen, des Abwägens ohne Entscheidung, ein Schwanken des Gemüthes. Und dennoch ist der Sinn frisch und rein, der Himmel klar, die Bewegung die der sichren und in sich gefesteten Concentration; die Harmonie, auch die des Zweifels, ist vollkommen. Bei allen ins Leben eingreifenden Stoffen steht ihm die Geschichte im Grunde, die Zeit mit ihren Ideen in der Front: das ist ihre Hoheit. Es ist des Dichters, unter den Ruinen zu sammeln, die Tradition als Wurzel zu nehmen, um an ihr die Idee in die Zukunft hinüberzuleiten. Da redet die Gegenwart mit ihrem ins Unendliche fragenden Munde; die Vergangenheit mahnt mit ihrer Glaubensgewißheit; der höhnende Zweifel schaut hohl ins Leere; die bescheidne Zufriedenheit der Unschuld feiert wachsam in der jungfräu-

lichen Mansarde; das verlaßne Elend schleicht im Staube; die gefallne Hoheit trauert am Grab ihrer Größe; die Liebe, allgewaltig, heiter und klagend, schaut zu den Sternen auf oder senkt sich verloren mit ins Grab; das Fest walzt in Goldbrokat, und im Hintergrunde steigen drohend Exil und Schaffot auf; Geschick und Bestimmung wandeln als Schatten in Irrgängen, ja das Labyrinth ist ihm ganz eigentlich die Versinnlichung des Schicksals; die Kunst schmelzt ihre Flammenzüge ins sturmbewegte Herz ihres Jüngers hinein; die verlaßne Vergangenheit wandelt stumm unter dürren Blättern; das Wogengeflüster klagt den Matrosenweibern am Strande das alte Lied von den Meerbegrabenen. Ueberwiegend steht hier der Mensch in dem Leben seiner Gegenwart und dem Ahnen seiner Zukunft.

Diese Sammlung schließt für einmal die großartig rasche Entfaltung ab; eine Reihe von Stadien ist seit dem ersten Auftreten durchlaufen und hat sich in der Folge seiner Werke ausgedrückt. In den lyrischen Poesien von 1830—40 geht eine in Graden veränderte Anschauungsweise durch, mit den stärksten Wechseln auf dem politischen Felde. Am Ende des Jahrzehnts hat der Lyriker die Periode des höchsten Schwunges in Sturmeseile durchlaufen; er steht auf dem Gipfel der Höhe. Sein Schaffen wird langsamer, gemessener, die springende Kraft zur nachhaltig gespannten. Eine lange Ruhe folgt, nicht für seinen Geist, der arbeitet und ringt ewig fort, aber für das schaffende Heraustreten. Erst 1856 sieht sein letztes lyrisches Werk, die aus lastenden Trauergeschicken und lang und ängstlich vertieften Gedanken- und Gefühlsträumereien geborne Psychologie vom Lebensabende des Denkers und Dichters.

Das zweite Kaiserreich ist für die Lyrik nur durch Einen Umstand von trauriger Bedeutung geworden, einfach durch seine Existenz. An sie knüpft Victor Hugos Exil, welches seinem Geiste gewaltsame Spuren aufgedrückt hat. Es giebt selten ein Werk, das so schwere und so lang' verarbeitete Seeleneindrücke in sich trüge, das so viele Jahre durchgegangen und ihre Einflüsse so scharf spiegelte wie die „Contemplations“. Sie sind ein großes inneres Sammelwerk, im Geiste geworden von 1831 bis 1855, am lebhaftesten verarbeitet in der Mitte der 40er Jahre und kurz vor ihrem Erscheinen. Sie schließen das Bild dieses Dichtergeistes vollends ab in dem, was ihm ursprünglich gegeben war sowohl, wie in dem, was er der Zeit entnommen;

ein vollkommenes Auswirken, wie es nur den seltensten Geistern zu Theil geworden. Man mag zwar sagen, daß die Schatten sich verdichtet, daß mit den schweren Ereignissen die schweren Gedanken sich gehäuft, daß in den letzten, den 50er Jahren die finster ernsten Compositionen zunehmen; doch ist das nur die natürliche Neigung, die sein reifender Geist genommen; die Distanz in allen seinen Dichtungen ist in Bezug auf die Sinn- und Denkweise kaum groß zu nennen, und schon die früheren, die tiefsten vor allen, wandeln in Schatten. — Die Vorrede schon nennt die „Contemplations“ die Memoiren einer Seele, welche sinnend alle Stufen des Lebens durchschritten, bis sie an der Unendlichkeit gelandet. Daher sieht man von Nüance zu Nüance die Dichtung der beiden Bände sich verdüstern; die Blüthe der Jugend und ihr Kind, die Freude, entblättern sich, selber das Hoffen verschwindet, und wenn am Ende die Azurbläue eines neuen Himmels sich ausdehnen soll, so liegt in ihr eben auch die unergründliche Tiefe. Das ist die bittre Frucht des Lebens, die sich dem Dichter ins Herz hineingelegt hat, das ist ganz eigentlich seine Seele mit all ihrem Pulsiren, in allen Reflexen der schweren Schicksalsschläge und der dunklen Gedanken, und das macht die Größe der „Contemplations“ und ihre Schatten. Was ihm der Dichter allgemein, der Träumer (rêveur), das ist er hier vorzugsweise. Victor Hugos Seele ist der kühne Taucher, der den Abgrund aufwühlt, und erschreckt, verwirrt, dunkelumringt zurückkommt. Und es ist dem erschütterten Geist Ernst, furchtbar Ernst; er verwirft alles Lachen, alles spottende Negiren, alle Sarkasmen, die nur der eignen Seele Wunden schlagen. Die Gottheit ist ihm, aber als die unbegreifliche Isisstatue, von der wir nur den weltengroßen Schatten sich ins Unendliche hinausstrecken sehen, und das mächtige Wort (λόγος) ist der Todten Schrift. Das Ganze macht einen betäubenden Eindruck; die Schatten steigen gespenstig in die Nacht. „Tout est sépulcre.“ Wer weiß, ob das Licht lügt? Woher? Wohin? Das ungeheure Fahrzeug der Menschheit wogt im Kreis auf dem Meere; kaum ist seit Adam ein taumelnder Schritt gethan. Selten fällt ein streifender Blick auf das feste Steuerruder, das den Lauf kennt und nach vorwärts richtet. Allgemein sind es die finsteren Schatten da, wo Heine sein diabolisches Lachen anbringt.

Das Exil, das ihm ans Vergessen des Todes streift, hat seinen Ernst noch düsterer gefärbt, und seine Phantasie lauscht ängstlich dem

Schrei der Meervögel und der Sturmnacht des Oceans, an dessen Sandufern der Einsame langsam wandelt und die Asche seines Herzens aufschürt. Wenn auch diese ganze ungeheure Schöpfung manchmal in einen versöhnten Lichtstrahl ausgeht und mit einem dem Tage des ewigen Gerichts entfliehenden Tone der ausgesöhnten Weltenharmonie schließt: so ist darum nicht minder die riesige Construction aus Grauen gewoben, und der Name ist „monstre“ und der Eindruck „effroi“. Der Dichter hat sich immer abweisender in die einsame Natur zurückgezogen; er fragt sie an, wo er schweigend oder klagend an dem Menschen vorübergeht. Wer weiß, was für geheime, zitternde Dinge die Wellen der See dem trauernden Verbannten während der vier Jahre ins Ohr geraunt haben, in denen er gedankenbleich und den alten Abgrund seiner Seele immer und immer wieder sondirend und tieferhöhlend an den nebelumschatteten Küsten wandelte; wer weiß, was die Seemöve und Wind und Welle und Wolke und Segel ihm von den Tiefen und Höhen anvertraut haben? Sicher ist, daß die fremdartigen Gebilde Etwas von jenen alten wunderlichen Seemärchen haben, in denen das Korallenleben in sternäugigen Lilienkelchen sich aufschließt; sicher aber ist auch, daß Victor Hugo zu diesen Bildungen, deren eine Seite (die riesige Gestaltenwelt) dem Dichter der „Orientales“, die andere (das meertiefe Gedankenleben der Seele) dem der „Feuilles d'automne“ und der „Voix intérieures“ ruft, prädisponirt war. Das unruhige, innerlich schwere, gedankenmächtige Haupt des Dichters, in welchem ein innerer Sturm nie zur Ruhe kommt, ist mehr und mehr zu einem Tummelplatz geworden verschiedener, aber immer ernster, hoher, düstrer Anschauungen, Gedanken und Gefühle. Es ist eine ungeheure Anhäufung von psychischen Schätzen, die sich nicht geordnet haben; von poetischen Bildern, die rasch und scharf hingeworfen sind; von philosophischen Gedankenblitzen, die sich wie ein Wirbelwind stoßen, durchkreuzen, heben und niederdrücken, immer gejagt von der blitzschnellen Phantasie. Weniges hat sich abgeklärt, Unermeßliches aufgethürmt; da liegt Etwas vom Chaos, aber kurz — eine Welt, ein Weltall. Nur da stehen Punkte fest, wo Adel und Großmuth des Herzens eher gefühlte Ueberzeugungen als Wahrheiten herausgestellt haben. Das Ganze ist ein gährendes Universum, reich, unabsehbar, werdend, im ungemessenen Kampfe von Leben und Tod, — Pantheismus und Christenthum, und das Alles, trotz seines Universalis-

mus, mit dem individuellst eingegrabnen Siegel, von der Bewunderung und dem Staunen begleitet.

Es wäre sehr schwer, den „Contemplations“ bedeutende Spuren der Nachahmung irgendeines fremden Geistes oder Werkes nachzuweisen; sie sind die Geburt einer völlig individuellen, langen und lastenden psychischen Verarbeitung, die Alles aus sich zu ziehen scheint, Alles nach sich modelt. Ja die ganze äußre Welt mit ihren Gebilden scheint aus seiner Phantasie gezogen; so verarbeitet, umgewandelt zwängt sie der Dichter in seine Geistesform und schafft daraus jene wundersam anorganischen Gestaltungen. Die Schatten, das Geisterhafte, das Leere, das Elend, der Tod strecken auch durch den Sonnenschein des Maientages ihren gespenstigen Arm, und nicht selten ergeht sich des Dichters Phantasie in ihren ganz eignen nächtigen, vom tanzenden Lichte der Hekuba bleich beleuchteten, Riesenschatten hinter sich schleppenden Traumgestalten. Wie man in Victor Hugo eine deutliche Entfaltungslinie seiner Seelenzustände sich abzeichnen sieht, vom frühen, blonden Leben des Morgenrothes durch den üppig treibenden, heißen und schweren Mittag hin, und wie die verschiednen Stadien den fortlaufenden Dichtungen sich aufdrücken: so ist das Lebende in dieser Schlußschöpfung seiner Lieder der Schmerz des abendlichen Pilgers, der mit thränengesättigtem Auge Tod und bleiche Ferne, mit erschöpftem, scheu zurückgekommenem Herzen das Schrecken im Dunkel zwischen Wahrheit und Irrthum anstarrt. Der Schmerz des Verlustes steigt bis zur Anklage der Gottheit. Daneben treten allerdings künstlich eingenommene Seelenstimmungen auf oder die bloßen blassen Nachstrahlungen der dahingegangenen Liebe und Hoffnung. — Die „Contemplations“ sind zumeist Todtenbilder, mehr noch des inneren als des äußeren Lebens. Sie tragen die eigenthümliche Färbung seiner Phantasie, die dem Grab umsonst die alten, süßen Liebestage abschwatzen möchte und dann Hoffnung und Lust trübe mit ins schweigende versenkt: „L'abîme des douleurs m'attire“. Und gar oft kehrt auch hier das Visionäre wieder, welches seine Traumgestalten in wunderliche Formen kleidet. Die finsteren Schöpfungen stehen da, wo er sie mit seiner alten Macht in wandelnde Gestalten hüllt, fast alle aus den aufgestörten Gräbern auf, über deren Geheimnissen der Geist des Dichters mit einer gewissen Wollust des Schauers und der Mysterie brütet. Es sind seltsame, ins Leichentuch gehüllte, von den hohen, schweren,

unerhörten Dingen, die ihnen die Ewigkeit vorerzählt hat, zuckende und starrende Gestalten, halb Dämon, halb Engel. Die schweren Gedanken der verdammten Todten werden Stein und leben ein dumpfes Halbbewußtsein, und die Wurzeln des Lebens von oben wecken in ihnen finstre Zuckungen. Mutter und Tochter und Geliebte und die eigne Seele stehen so entkleidet vor dem Auge des Dichters, der sich schaudernd abwendet. Der geheimnißvolle Scheidemoment ist bald eine finstre Freude von zwei neuen Leben, der Materie und des Geistes, die ihre neue, unerforschte und unbegriffne, unendliche Laufbahn antreten; bald ists das letzte Lichtflackern, und dahinter stehn die unermeßlichen Nachtschatten und Reflexe, ob des Nichts, ob des All-Gottes? Das ist der Phantheismus der Phantasie des Todes. Das ist das Erstaunende, Befremdende, über den Geheimnissen von Tod und Grab Zuckende, das an den Thoren des Jenseits Rüttelnde, mit all seinen phantastischen, unbegreifbaren, maß- und proportionslosen Gebilden, ein Einziges. In den dumpfen Stunden der traumbeschwerten Nacht sinnt er die Bedeutung der Sternenwelt, den Gedanken der Grabrosen, er fragt staunend nach ihren Eröffnungen und zeichnet der Seele in einer Sternenwanderung die Offenbarung der tiefen Abgründe der Gottheit vor. Und all diese gespenstigen Figuren flattern um sein Auge so lebhaft, so bewegt, daß sie ihm gar ins Ohr raunen:

Vivants! vous êtes des fantômes;
C'est nous qui sommes les vivants!

Es ist das Eigenthümliche dieses Dichtergeistes, daß er diesen Stimmen lauscht, bis er erschrickt, bis sie sich verwirren, bis er nicht mehr weiß, sagen sie wahr oder falsch. — Zwischen diesen aus dem Tod gebornen Schöpfungen aber rollen die ewigen Geburten des Weltgeistes, der in neuen Gestirnen sich ergeht und die schweifenden Kometen als seine überfluthenden Gedanken ins Weltmeer wirft. Der Dichter liest in der Natur; sie spricht zu ihm, und ihr ganzes All setzt die ungeheure Chiffre Gott! zusammen. Aber die Züge dieser Schrift sind eben unendlich; sie verschlingen sich im Sternenmeer und rauschen im anfangs- und endlosen Weltenconcert, und der Mensch, „spectre obscur du mal et de l'exil", versteht kaum ihren Anfang. Die weite Einöde, darin das Herz mit sich ist, wo das Feuer des nächtlichen Hirten und das Leuchten des Sterns in der ewigen Stille sich

besprechen, enthüllt den Gott, von dessen Erforschung die Wissenschaft, erschreckt, vergeblich zurückkommt. Der Hirt-Prophet taucht seine Gedanken ins Wesen der Wesen, und indem sein Mund das Wort Gott! murmelt, gedenkt er an die Thorheit derer, die als letztes und höchstes ein andres Wort setzen. In diesem Sinne läßt der Dichter zuweilen die Natur in wunderlieblichen Tönen anbeten und den Menschengeist bewegt einstimmen. Es ist von der Natur gerufen das Rührende: O Menschenkind, bete auch du! — Man mag in ihm einen immer wachen, nie zur Ruhe gekommenen Kampf des Dichters gegen den Skeptiker setzen, gegen den als gefürchteten und gefahrdrohenden Gegner jener sich empört. Der Mensch wandelt über lauter Schatten; das Räthsel, die alte Sphinx, hält unser Schicksal fest; die stammelnde Schöpfung redet zum stummen Grabe; wenige verlorne Laute der Natursprache, das ist Alles, was wir wissen können. Es ist eine schmerzhaft ungeduldige Ergebung ins menschliche Loos und das, was ihm verborgen ward, mit dem ernsten Gedanken: Wozu verneinen? wozu ironisch lächeln? Wenn wir das Wesen läugnen, so ist die Wunde nur für uns. Denken wir, glauben wir! Und doch: er will folgen, er will die Räthsel durchwühlen, er will sie herausfordern; seiner visionären Gewalt sich bewußt, ruft er keck: Warum euch verbergen, ihr unendlichen Gesetze? Ich bin der beflügelte Denker, ich werd' euch verfolgen bis an die Thore des geweiheten Himmels! — Doch halt! das letzte Wort ist: Gott! Ihn predigt die Unendlichkeit. Eiche und Fels und Stern und Welle erheben sich und rufen für den Zweifler: Verzeihe, Herr! Der grübelnde Geist ist ein Johannes auf Patmos, den der Adler in Gottes Wohnstatt entführt, in die furchtbare, die voller Schatten ist wegen der Größe des Herrn. Was an Erkenntniß die Wissenschaft nicht giebt, ersetzt die Religion.

Politisch steht der Dichter völlig verwandelt mitten in den Strebungen und dem Glauben seiner Zeit; Alles hat sich hier umgestaltet, selbst Voltaire, der früher mehrmals und bitter Gezüchtigte, ist als Kämpfer für die Idee anerkannt. Das volle Bewußtsein von einer neuen Zeit ist ihm aufgegangen, derjenigen der freien Gleichheit, von einem neuen Rechte, demjenigen der Arbeit und der Armuth. Aus den herzbewegenden Schilderungen und Bitten, die früher einfach der Großmuth des dichterischen Herzens entflossen und die ewig alten Klagen des Elendes wachriefen, ist nun eine allgemeine, strenge,

bestimmt gerichtete Ueberzeugung geworden, daß es an der Zeit sei und daß das Volk, das ihm früher mehr phänomenartig als das stürmende Element erschien, mit seinen Forderungen die Vernunft unsrer Tage ist. Allgemein will er neue Lebensideen und freien Geist. Wo er in das Grundübel der Zeit, den geknechteten und dem Verderben zugejagten Pauperismus, eingreift: da ist er schneidend, und seine Gedanken rollen in nackten, trocknen, an die finstre Wirklichkeit gleichsam festgeschmiedeten und hüllelos aus ihren dunklen Kreisen gezogenen Worten ab, bis das finstre Bild hager und gespenstig dasteht. Von der Poesie bleibt da nur noch die Kraft der Auffassung, man möchte sagen die poetische Willenskraft; aber die Wahrheit, die bittre, zeichnet diese traurigen Bilder mit den mageren Zügen; und es liegt darin eine sturmgeborne, nachtschwere, schreiende Klage auf die Fühllosigkeit der gewöhnlichen Welt, die das Unglück noch tiefer tritt, und auf die verderbenschwere Verkehrtheit unsrer socialen Zustände. Victor Hugo kann eindringlich bis zur Bitte und anklagend bis zum Fluche werden, wo diese Schilderungen die Gestalt eines neuen, abgrundreichen Räthsels anzunehmen scheinen, dessen fragende Worte sein Gedicht schwer und gewichtig buchstabirt, oder wo er Verbrechen und Hunger als verzehrende Gestalten lebengroß und thatenbleich ihre Trauerrollen auf der Straße oder im Dachstüblein spielen läßt.

Ein progressives Allleben der Natur, hier mit dem Charakter des Seltsamen, Wunderlichen, Phantastischen und Unentwirrten, aber in seinem Kern an die innerste Idee der neuen pantheistischen Naturphilosopheme gelehnt, ist seiner Phantasie nah vertraut und lebt gerad' in den eigensten, wunderlichsten, von taumelnder Kraftfülle sprühendsten dieser Dichtungen. Dieser Phantasie, die da wieder in ihren gewaltigen labyrinthischen Constructionen schwärmt, ziemt denn auch die Wanderung durch die Gestirne und die Seelen, beide gleich geheimnißvoll, inhaltreich, phantastisch. Die Gestirne sind „les énormités de la nuit“. Unser Blick würde in ihnen bei Nahem eine ungestalte, geheimnißreiche, schreckende Welt erschauen, die unser Fleisch schmelzen, unser Aug' erstarren, unser Haar sich sträuben machen würde. Das ist seine große Indisch-Dante-Spinoza'sche Naturphilosophie; ein kolossales Gebäude mit unendlichen, ungelösten Fragen, unbestimmt verlaufenden Strichen, gewaltigen Schatten und Labyrinthen, aber eben so tiefen und mächtig aufregenden Gedanken, deren Grund wohl an

das Tiefsinnigste der neueren Philosophie grenzt; mächtig beredt, belebt, warm und sprühend, wie eine Hymne austönend nach nächtlichem Grabgesang. Diese Seite in seiner Dichtung ist ganz neu, aber sie scheint das Product langer, erst in den letzten Jahren denkend verarbeiteter Incubationen.

Wo er dagegen das Erschlossene des jungen Frühlings, der dem ersten Kindeslächeln gleicht, das Leben in und mit der Jugend und ihren Märchen und den Sagen des flüsternden Wäldchens und der an der Gartenhecke lispelnden Blumen lebt und im Herzen ihre Erinnerungen wie die ersten treuen Freunde aufweckt, da kann sein Ton etwas freundlich Trautes annehmen, gleich der Stimme des am Heerd erzählenden Alten; ein lieblicher Stern, bleibt ihm durch alle Stürme und Erschütterungen die Liebe zur Kinderwelt mit ihrem unschuldig fröhlichen Lachen, ein feiner, aussöhnender, Herzensschönheit verrathender Zug. Doch in allen, auch den friedlich stillsten, Gemälden bricht, manchmal plötzlich, unvorbereitet, stürmisch, die gigantische Phantasie wieder mit ihren Nebelbildern durch.

Allgemein tritt eine Ermüdung ein, nicht in der unendlich bewegten Denkwelt, die immer neue Regionen in ihren Horizont zieht, aber in der Verarbeitung und im äußeren Bau. Der größte Theil dieser Gedichte ist strophenlos, mit Zeile um Zeile reimenden Versen. Die Phantasie ist schlaff oder krankhaft geworden, ihr einziger Act, eine übermäßige und in unnatürlichen Anstrengungen sich erschöpfende Kraftaufregung, sind jene Bildungen unerhörter Lebensformen und unfaßbarer Visionen. Dagegen zum reinen, fernhintragenden, weite Horizonte erschließenden Bilde kommt sie fast nie mehr, dafür steht nur um so schroffer und materieller der einem scharfen Sinnenanstoß entnommene nackte Ausdruck. Die äußere Harmonie ist nicht gesucht, die innere Centralität verloren, nur die Kraft gemahnt noch an den alten hohen Geist.

Wenn man, und mit Recht, sagen mag, daß die „Contemplations" die abschließende Frucht des Sängergeistes sind, so hat das für ihn ganz besondre Bedeutung. Alle seine Richtungen arbeiten sich hier scharf heraus, künstlerisch bis ins Fehlerhafte. Da liegt sein Geist, wie er selber sich, wie das Leben ihn gemacht; da liegt eine Welt, unermeßlich, reich, in erhabner Größe und hoher Schöne; aber sie ist im Werden. Weniges hat sich gesetzt, noch Weniger sich aus-

geglichen. So ist sein Geist immer, ein ewiger innerer Sturm, ein ruheloses Schaffen, welches die Vollendung in die Ewigkeiten hinaussetzt. So sind die „Contemplations“.

Victor Hugo ist der geborne Lyriker; die höchsten und reinsten Blüthen seines Geistes, das, was an ihm ewig sein wird, hat er in seine Verse ausgegossen, sie stellen die wenigst getrübte Harmonie dar zwischen dem Talent und dem Charakter, dem Menschen und dem Künstler, dem Leben im Gemüth und dem in der Welt; sie sind das Duften seiner Seele. Danach folgt in ihm der Romanschriftsteller, der cyklopische Architekt; doch nehmen seine Bauten eben so riesige Dimensionen, daß die Ecken des unbehauenen Steins nur in der nächsten Nähe heraustreten, während der Blick mit bewunderndem Staunen an ihnen emporklettert. Die letzte Stufe nimmt der Dramatiker ein: da und nur da ist die neuernde Kühnheit selber wieder zur Künstelei, das Langen ans Unmögliche zum unnatürlichen Zwange, die Präsentation zur Ostentation geworden; da und nur da mag man ihn angesteckt nennen von der hochmüthigen Effecthascherei eines verbildeten Zeitalters; da und nur da leidet der Künstler an einer zeitweisen Lostrennung vom ewig Wahren und Allgemeinen in der eignen Natur.

Die nächste Größe nach Victor Hugo, in ihrer Art eine eben so reiche Welt des Gefühls und der Phantasie umfassend, der sie nur im Roman und der Novelle Ausdruck giebt (was sie im Drama versucht, verschwindet vor der Gesammtwirkung), ist

George Sand.

Ein Talent, ja Genie von außerordentlich nachhaltiger Kraft, hat Mad. George Sand in einer langen und ungewöhnlich reichen Schriftstellerlaufbahn, die bis auf die letzten Jahre hinabreicht, immer dieselbe Frische und Fülle der Production und immer dieselbe spannende Anziehung auf das weiteste Leserpublicum zu bewahren gewußt; das ist wohl der glänzendste Beweis von ihrer Bedeutung. Unerschöpflich gießt der Springquell ihres Herzens und ihrer Phantasie seine bezaubernden Schöpfungen aus, und manche auch ihrer letzten Werke vereinen mit der bewährten Reife des Talentes das frische Leben der Jugend.

Die harten Anforderungen, die das Leben an sie stellte, das ihr eigenthümliche Schicksal und eine von Natur tief eingewurzelte Neigung zu philosophischen Speculationen haben George Sand in die Ideen-

strömung der Zeit geworfen, und sie hat sich ihren besonderen geistigen Standpunkt erkämpft durch eine schwere Entwicklung, die mit harten Kämpfen und Krisen, mit bitteren Schmerzen und verzweifelnden Durchbrüchen verbunden war. Das bezeichnet die erste Periode ihres Schriftstellerlebens, in welcher sie noch ganz und ausschließlich auf sich selber stand. Später, seit ungefähr der Mitte der 30er Jahre, haben sich fremde Inspirationen bei ihr geltend gemacht, stärker als alle anderen der Einfluß von Lamennais und Pierre Leroux, Michel de Bourges, Balzac u. A. Ihr „Spiridion" ist dem Balzac'schen „Séraphitus" so ähnlich wie eine Nachbildung. Daran hängt jene spiritualistisch-socialistische Richtung, die sich bei ihr in Werken von schwärmerisch-träumerischer Einbildungskraft ausprägt, in deren Denkwelt mysteriöses Geistertreiben, ja Geisterspuk und überspannte Weltverbesserungsideen sich theilen.

Die ersten Schriften tragen den Charakter einer jugendlichen Frische des Autors. Die Sprache hat eine große Gewalt zu erschüttern; die Farben sind schwer aufgetragen, und doch mag man sie nicht zu grell heißen. Scenen und Charaktere prägen sich scharf, in ergreifenden Strichen ab. Der Ton hat das Feuer der Jugend und zugleich die Kraft einer früh gestählten Ueberzeugung. Schon als junge Schriftstellerin nimmt sie mit dem Bewußtsein einer genialen Natur eine ausnahmsweise Stelle ein und greift bereits in seinen Grundvesten das sociale Gebäude an. Es ist die Sprache des weiblichen Herzens, das sich in einer dem Geschlechte natürlichen Erregtheit und für seine Berechtigung Luft macht.

In der „Indiana", ihrem ersten selbständigen Roman, erklärt sie sich einen Standpunkt einnehmen zu wollen, wonach sie das Mittel gesucht habe, Glück und Würde der von der Gesellschaft bedrückten Individualitäten mit den Gesellschaftszuständen in Einklang zu bringen, ohne diese selber über den Haufen zu werfen, — eine feine und kitzlige Unterscheidung, die sie später entschieden aufgegeben hat, überzeugt, daß das Problem unlösbar sei. Uebrigens war der radicalere Zug ganz von Natur in ihr angelegt, und schon die „Indiana" greift mit Erregtheit eines der ihr verhaßtesten Institute dieser Gesellschaft an, die Convenienz- und Conventionsehe, die ihr nach Naturbestimmtheit und Lebenserfahrung gleich sehr zuwider sein mußte. Nicht aber greift George Sand, wie tendenziös so oft behauptet wird, die Ehe als

solche an; löst sich ja die Verwicklung bei ihr manchmal auch in eine glückliche Verbindung auf!

Ein angeborner und immer schärfer ausgebildeter Grundzug ist der man möchte sagen instinctive Widerwille gegen das philisteriöse Kleinkrämerthum, den Bourgeoisgeist, der nicht über seine vier Wände hinaussieht, dem Alles, was über seinen schmalen Horizont weggeht, verdächtig, alles Geniale strafbar, alles Alltägliche wohl gethan erscheint, gegen die gehaltlos erbärmliche öffentliche Meinung, die jedesmal den Schwachen und Unterdrückten mit Koth bewirft; das ist der Geist, den die geniale Natur gründlich verachtet und verspottet, immer und immer wieder angreift und mit aller Schärfe der inneren Abneigung, nicht selten mit derjenigen des Hasses, zu zeichnen versteht.

Der Eindruck der späteren Werke ist wesentlich verschieden von demjenigen der Jugendromane, obgleich die einfache Weiterbildung ihrer Gedankenreihe. Sie sind das Product eines durch schwere Studien und Stadien hindurchgegangenen Denkens, der Geist ist condensirt, der Schwung weniger elastisch, aber mehr ausdauernd und kräftig, der Gedankenreichthum bedeutend; man kann einzelne förmlich philosophische Romane heißen. Sie lesen sich schwerer und stören meist trübe Gefühle auf.

Alle ihre Romane sind Ausströmungen Eines und desselben Wesens, das sich nach den verschiedensten Richtungen hin angreifend ergießt, sein Grundzug die Negation, die immer wache Tendenz der Angriff auf die Zeit d. h. die des Julikönigthums und ihre Institutionen auf allen Punkten. Ihr Genie ist ein fluthender Quell auf Bergeshöhe, der nach allen Richtungen der Windrose seine zerstörenden und wieder befruchtenden Waldbäche niedersendet, — ein Geist, der allerdings die schwersten Angriffe heraufrufen mußte. Ihre Tendenzpoesie im Ganzen ist eine der wie Gewittersturm erfrischenden Mächte der Zeit.

Die Sand gerade ist eine erschreckend und tief gehende psychologische Zeichnerin, die Grübelei und das Hinabsteigen in die Seelenabgründe ihr specifisches Eigenthum, und darauf baut sie ihre Labyrinthbauten. Darin erinnert sie an Victor Hugo, ja einzelne der Gestalten dieser beiden großen Dichter sind einander auffallend verwandt, wie denn z. B. der Magnus der „Lélia“ in seiner Zerrüttung nichts Andres ist als eine nicht minder furchtbare Nüancirung des archi-

diacre José in „Notre-Dame“. Schon an der jungen Schriftstellerin sind jene Energie des Sinnes und die psychologische Durchdringung zu bewundern, die gewöhnlich nur aus einem langen Seelenstudium hervorgehen. Sie geht aber darin schon früh zu einer so ausgesuchten Künstelei und Verfeinerung in der Zeichnung über, daß sie es oft wirklich zum Ideal von Zerrbildern der menschlichen Natur bringt. Wer die überladensten will kennen lernen, der zerfasere die Fürstin Quintilia Cavalcanti in „Le secrétaire intime“ oder den Helden in „Leone Leoni“.

Freies Verständniß der Leidenschaft in ihren anwachsenden Stufen, mächtige Phantasie, die eine Masse in einander greifender Personen und Scenen spielend beherrscht und zu wechselreich anziehenden Lebensbildern gestaltet, reine und wohllautende, glänzende und kräftige, sorgsam durchgebildete und doch individuell freie Sprache sind die natürlichen Träger eines Talentes, an dem sich nicht zweifeln und nicht mäkeln läßt, wenn auch die philosophische Speculation und die sociale Träumerei, beide von mystischem Anflug, bisweilen allzusehr den klaren Fluß ihrer poetischen Gestaltung durchbrechen und ihre Helden oft zu bloßen abstracten Gedankenwesen zugeschnitten haben, verkörperte Ideen, denen es denn auch an der Unmittelbarkeit des Lebens gebricht.

In jedem ihrer Werke, vom frühesten bis zum spätesten, vom flüchtig hingeworfnen bis zum strengdurchdachten, finden sich Partien von unvergleichlicher und tiefgefühlter Poesie; ja ganze Romane, die zu harmonischer Vollendung durchgedrungen, sichern ihrem Namen bleibende Hoheit. Es verschlägt wenig, daß im Ueberdrang der Productionskraft oder auch im Ueberwallen des leidenschaftlichen Gefühls dann und wann Unebenheiten, Härten des Gedankenausdruckes oder auch Nacktheiten der Schilderung sich verletzend eingedrängt haben. — Sinn und Geist sind edel und bleiben im Ganzen selbst bei der Darstellung des Niederen in der Neigung und Scenenzeichnung rein, da ein ideales Streben von überwiegend spiritualistischer Auffassung und ein tiefes Gefühl sie beseelt. Mitten in den Bildern der Verderbniß bewahrt sie sich doch den festen Glauben an die höhere Natur und den Fortschritt der Menschheit, wie sie anderseits allen knechtischen Dogmenglauben durch energisch ringendes Denken abgeworfen hat.

Ihre kecken, immer wiederkehrenden socialen Ideen: sociale Christianisirung, Gleichberechtigung der Stände und Geschlechter, Stellung der arbeitenden Classen und des Weibes sind mit einer rationellen Anschauung eben so wohl verträglich als zunächst dem Realismus unsres industriestaatlichen Lebens widerstreitend. Die Tendenz bricht immer wieder hervor; die Gedanken über das Gesellschaftsleben dominiren und nehmen immer neuen Ausdruck, so oder so, am ergreifendsten in der verbitterten Ironie einer reichen Reihe ihrer Lieblingsgestalten, welche in ihrem ganzen Wesen die unabhängige Hoheit, aber auch die weltliche Verkennung und das Mißgeschick jener einzig dem Genius sich beugenden Künstlerseelen darstellen, von da aber alle Tonarten herabgehend bis zu dem maliciösen Spotte der Kleinen und der Diener über Leben und Sitten ihrer Herren. Das Wesentlichste und mit Härte Ausgesprochne bleibt immer das, daß die Verfasserin dem Weib eine andre Stellung in der Gesellschaft, eine andre Erziehung und völlig freie Selbstbestimmung in der Liebe, der sie die Richtung giebt, vindicirt; man mag sagen: mit Recht! Aber wie? durch welche Mittel? und auf was für Grundlagen? Darüber weiß sie so wenig wie wir; denn auch sie ist, wie fast Alle dieser Schule, überwiegend blos negativ; organisiren kann sie nicht. So kommt es, daß eine ihrer bevorzugtesten Gestalten stetsfort das Weib ist von seltener Hoheit und doch durch und durch weiblichen Wesens und mit einem Schicksal, das auch im Leben viel häufiger ist, als es die gewöhnliche Welt sich träumt; der Grundzug ist jenes schweigende Leiden, das der brutalen Gewalt nur den passiven Widerstand eines in sich gefesteten Willens, aber den auch unerbittlich, entgegenstellt; dann das wie auf Blitzesschlag für Tod und Leben sich hingebende Gemüth, das vertrauensvoll Nichts weiter mehr kennt als seine Liebe; die Aufopferung, welche die Meere durchsegelt, und dabei doch wieder die unbezwingliche Festigkeit, welche die weibliche Ehre nicht preisgiebt (Typus Madame Delmare in der „Indiana"). Daneben der Ehemann (Mr. Delmare), der alles feinere Gefühl verletzt und das geistig höher stehende Weib, ohne es nur zu wollen und zu wissen, bis auf den Tod kränken kann, auch er ist keine so seltene Erscheinung. Daneben der raffinirte Weltmann, der Augenblicks, menschhalb wahr und halb falsch, leicht und Verderben bringend, ohne geradezu schlecht zu sein, alles Unangenehme und Beschwerliche ohne alles Bedenken abschüttelnd, auch das ein Typus.

Nur wer das Leben nicht erfahren und nicht studirt hat, streitet diesen Personenbildern die Wahrheit ab. So haben die Charaktere bei ihr allerdings meist etwas Ausnahmsweises, aber nicht Unwahrscheinliches; sie giebt dramatisch-belebte Gestaltung mit zum Theil scharf abstehenden und wunderlich bewegenden Charakterbildern. Die Scenen gehen rasch, aber motivirt, ohne sich zu überstürzen. Die Phantasie ist frisch, anschaulich, blühend, keck, mit zutreffenden und vertrauten Farben Ort, Natur, Menschen, Gebräuche, die Lebensverhältnisse verschiedener Gesellschaftsclassen malend; das bewegt sich charakteristisch in frisch aufgegriffnen Phasen. Man nehme z. B. in „Consuelo" das freie Treiben künstlerisch-vagabondirender Naturen auf den Straßen von Venedig, das in Elend und Freuden verschwebende Volksleben der corsi, die seigneurial unbewegliche Abgeschiedenheit böhmischer Edlen &c. Und so anderwärts Anderes in bunter und doch gesetzmäßiger Schilderung. Auch wo die Objecte mehr innerlich sind, weiß sie ergreifend zu malen. Man nehme nur Eines, die Stellen, in denen sie Wesen und Wirkung der Musik begleitet; wenn auch mit romantischem Anstrich, gleichwohl sind sie wahrhaft bedeutend und von psychischem Gehalt. Da entfaltet sich jene Macht der Töne, nun heiter und süß einwiegend, wie das von Sonnenschein und Abendsäuseln genährte Leben auf den venetianischen Lagunen, nun geistiger, aber auch finsterer, mit bewältigenden Schauern, wie das in die Nacht ergossene Rauschen der nordischen Wälder; wahrhaft erhabenen Charakter tragen die Stellen an sich, da der Autor in die Geheimnisse jener alten, heiligen Musik eines Palästrina und Pergolese eindringt, da er sie mit ihren vollen und harmonischen Tönen wie eine höhere Stimme abklingen und die Herzen bewältigen läßt.

Das angefochtenste ihrer Werke ist der große und trübe Seelenroman „Lélia". Ruge nennt sie „das verfehlteste, indem es die haltungslose Sophistik der Liebe in der ganz abstracten Form des Raisonnements vorträgt". Auch andre Kritiker greifen sie stark an. Wir möchten diese Urtheile einer- und den Inhalt der Schrift selber anderseits keineswegs unbedingt unterschreiben; das aber steht fest, daß wenige für die Schriftstellerin, für die Romanschule, ja für die Zeit charakteristischer sind. Da ist eben die ganz Heftigkeit und Schwere jener geistigen Kämpfe enthüllt, die von Tausenden mit- und nachgekämpft werden. In den düsteren Stunden des Mißmuthes und der Verzweiflung geschrieben,

ist sie voll bittrer Ausfälle auf die gangbare Moral, voll Thränen, Spott und Verwünschungen; daneben stehen hier freilich auch die Gluth des Colorites und der Schwung des Styles am höchsten. Dieser Bildung am nächsten verwandt sind die „Lettres d'un voyageur", Ausfluß derselben Periode und Stimmung, aber vertrauender und sanfter, psychologisch bereits gesunder. Doch auch aus der Zerrissenheit blickt bei ihr stets das edle und energische Gemüth.

Die Sand ist immer voll von vorzüglicher Poesie und tiefer Naturwahrheit, wo sie sich der unmittelbaren Anschauung und ursprünglichen Empfindung überläßt; jener dient bei ihr ein klares und künstlerisch gebildetes Auge, dieser ein nobler Instinct. Wo aber die Reflexion hereintritt, und das geschieht allzuviel, da wirkt sie störend; das Weib hat doch weder ihre logische Stärke noch ihre Selbständigkeit und verfällt mit jedem Schritt in jene Paradoxien, die gleich Leuchtkugeln blenden, aber auch wie sie an der Zugluft des scharfen Denkens verpuffen.

Es bezeichnet eine weit angelegte und an gesunden Kräften besonders reiche Natur, daß diese an unabgeklärten Tendenzen, wogenden Gedanken und mächtigen Phantasien so volle Dichterin sich mit ganz besondrem Glück auch dem Einfachsten und Absichtslosesten zuzuwenden verstand, einer Gattung, welche gerade durch die umgekehrten Eigenschaften anziehen mußte und die französische Dorfgeschichte genannt werden könnte. Sie hat allerliebste Genrebilder geschaffen, von entzückender Natürlichkeit und ohne einen Mißton in der Farbengebung. Nehmen wir das simple Bauernleben in „La mare au diable". Der Bauer Germain, ein junger und ziemlich wohlhabender Witwer mit zwei Kindern, wird vom eignen Schwiegervater aufgemuntert wieder zu freien und geht auf die Brautschau aus. Ihm wird la petite Marie, die junge und brave Tochter einer armen Witwe, mitgegeben, um eine Stelle in der Gegend anzutreten, und sein kleiner Peter drängt sich als Reisecumpan auf. Unterwegs verirren sich die Drei im nebligen Walde, müssen an der verzauberten Teufelspfütze übernachten, und hier geht über Mariens Walten dem Germain das Gefühl auf, daß das eigentlich die rechte Frau für ihn wäre. Er findet diejenige, auf deren Werbung er geschickt worden, als grobe Kokette, kehrt mit der stillen Liebe zu Marie heim, die thut, als achte sie nicht auf seine Neigung, obgleich sie dieselbe im Herzen erwidert, kommt endlich zu

ernster Erklärung und findet in der Gesuchten sein Eheglück. Das ist die ganze Geschichte. Aber die Entfaltung ist natürlichen Reizes voll. Ein einziger Zug ist wohl mit zu viel Feinheit zugespitzt: die unter leichtem Lachen versteckte Resignation Mariens, die dafür hält, daß sie Arme der wohlhabenden Familie nicht passe, und lieber ihre Neigung verbirgt, als daß sie ihrer weiblichen Ehre durch den geringsten Schein von Entgegenkommen Etwas vergäbe. Das setzt für ein naives Landkind, das anderseits doch gar klug und anstellig hantirt, etwas viel Delicatesse des Gemüthes voraus. — Alle die Personen, auch der praktisch rechnende père Maurice und der gutmüthig-keke Junge, auch die derb speculirende Catherine und ihr schlauer Alter, dann das ganze Abenteuer an der Teufelspfütze mit allen kleinen Zügen sind warm und frisch an erster Quelle geschöpft, jeder Strich reine und volle Natur, alle zu einem völlig harmonischen Friedensbilde verschlungen.

Ein zweites Beispiel! Eben so einfach ist die Geschichte des Findlings (das bedeutet das altfranzösische Wort champi) François. Der in den Händen einer blutarmen Frau gelaßne Junge wird von der herzensguten Müllerin Madeleine Blanchet aufgenommen und erzogen und reift zum tüchtigen Manne. Er liebt die vom roh ausgelaßnen maître Blanchet arg behandelte Frau fast abgöttisch und ist ihr Schutz, bis jener ihn aus dem Hause stößt. Der Wüstling stirbt nach einigen Jahren in zerrüttetem Familienstande. François kehrt zurück, rettet die Familie; seine früher kindliche Liebe nimmt eine andre Form an, und er gewinnt die immer noch liebliche Dulderin zur glücklichen Frau. Eine Differenz gegenüber dem ersten Stück läßt hier schon mehr die bildende Künstlerin hervortreten: die Charakter- und Stimmungszeichnung ist mit der ausgesuchtesten Feinheit in alle Details hineingeführt. Dieser vernachlässigte Findling, der beim ersten Zuge fast als Dummkopf erscheint und immer etwas Weltscheues bewahrt, sich aber gleichsam unter den Händen weg zum fein- und hochfühlenden und daneben doch pfiffig praktischen, in allen Lebensverhältnissen vorzüglich brauchbaren Jüngling entwickelt, ist eine Schritt um Schritt fast allzufein gearbeitete Federzeichnung. Der Held und die Heldin, die Jeanette und ihr Vater, sind so feine und reine und dazu so noble Gestalten, daß wir mit ihnen denn doch wieder gar stark im Reich des Idealen stehen, nicht in der Realität des Bauernlebens, und es

macht einen ganz wohlthuenden Contrast, daß in der Sévère und im maître Blanchet zwei leichtfertige, böswillige Personen von grobknochigem Realismus uns immer wieder auf den festen Boden zurückführen. Die mannigfachen Gefühlsübergänge und -nüancirungen in diesen Herzensgeschichten, in deren Verfolgung Aug' und Hand gleich delicat sind, üben unwiderstehliche Anziehung, und die Abstufungen sind von erstaunlicher Weichheit.

So noch Mehreres bei der Sand. Wir wollten diese Seite um so mehr berühren, als sie ihr und dem ganzen französischen Roman (comp. Karr in der „Geneviève") so selten sind, daß es bereits einen geübten Kenner braucht, um sie unter den Massen seiner Erzeugnisse nur zu suchen und unbefangenen Herzens zu würdigen. Aber ganz eigen spricht es an, wenn wir dem Weibe der schweren Denk- und Gesellschaftswelt und der noch schwereren Freiheits- und Emancipationsforderungen im Idyll begegnen, das seinen vollen Frieden und seine scheinbar so kunstlose und doch hochpoetisch verklärte Naturwahrheit vor uns ausbreitet.

An innerer Bedeutung kommt ihr nahe das Talent der Verzweiflung, Musset, der in Lyrik, Roman und Drama gleich Thätige, der einer nun rein und klar und seelenvoll, nun schillernd und trüb und rauh abklingenden Leyer jene zauberreichen Töne entlockt, die Etwas vom Gesang der Loreley an sich zu haben scheinen.

Alfred de Musset
(1810—57).

Ein ungeregelt überstürzendes Leben, lange vom Herzog von Orléans unterstützt; ungenügende Studien, viel Zeit an Calembours und kindische Spiele hingeworfen, sowohl in den Cafés der verführerischen Hauptstadt, als bei zeitweise wiederkehrenden Aufenthalten in der Provinz bei Gliedern seiner Familie; eine zerstörende Gesetzlosigkeit der Existenz, welche große, von seinen literarischen Arbeiten gewonnene Summen jeweilen in wenigen Tagen großartig verschleudert und hernach Monate lang zurückgezogen auf dem Lande darbt; eine durch innere Kämpfe und äußere Uebergriffe untergrabne Gesundheit: das sind die äußeren Grundlagen des merkwürdigen Dichtergeistes, der sehr jung und von seinen ersten Dramen an eine die Seelen auf-

rüttelnde Gewalt enthüllt, bewältigende Kraft und sichere Kenntniß der inneren Abgründe beweist, das Leben und den Genuß der Gegenwart kühn ergreift. Er hat im Verlaufe stark auf sich gearbeitet und doch sich nicht gereinigt.

Jung und voll sprühenden Geistes und kochender Leidenschaft in die Poesie eingetreten, wandte er ihr alle frische Kraft und Begeisterung zu und bestach durch allen Reiz der Natürlichkeit; aber früh auch brach in ihm die innere Ermattung und Entmuthigung aus, und er vernachlässigte oder mißbrauchte seine herrlichsten Gaben. Seine Muse, zu früh gewaltsam gestachelt, ist auch zu früh verklungen, und die seltenen Poesien seiner letzten Dichterjahre spiegeln bereits die Erschöpfung nicht blos der Lebenskraft, sondern auch des Lebensmuthes ab. Schnell mit der Julidynastie aufgeschossen, schnell mit ihr gesunken, steht er schon 1840 auf der Höhe, die er auffallend rasch herabsteigt.

Man hat in diesem gewaltsam anziehenden und wieder abstoßenden Dichter alle möglichen Anklänge angeschlagen finden wollen. In seinen jungen Versen soll er an Casimir Delavigne, in den Elegien an André Chénier, in den Balladen an Victor Hugo erinnern, dann zu der Weise des jüngeren Crébillon übergegangen sein; später hat er Phantasiegebilde, welche an Shakespeare erinnern, und daneben lyrische Aufschwünge gleich Byron, ganz besonders nach dem Wesen seines „Don Juan", untermischt mit Voltaire'scher Satyre; Anderes erinnert an die „Orientales", noch Anderes an Mathurin Regnier (in „Don Paëz"), und immer spielt Voltaire'sche Diabolik mit. Manche seiner schönsten Melodien machen den Eindruck, als wären sie irgendwoher übersetzt, als hätte man sie schon gelesen. Und gleichwohl macht die Composition all dieser Elemente ein Ganzes von höchst eigenthümlicher Originalität, und es wäre ganz falsch von Nachbildung zu reden; Musset steht nur auf sich und der Zeit; er ist keineswegs der Reflex eines anderen Dichters, wohl aber der einer Periode.

Schon in den ersten Poesien des frühreifen Talentes zeigte sich vorzeitige Kenntniß der menschlichen Leidenschaft und ein heftig entbrannter Kampf mit ihr, die er so zu sagen aufs Blut faßte, vor allen „L'Amour, fléau du monde, exécrable folie", um die Seele in ihren Abgründen aufzuwühlen. Nichts von Spiel, es ist furchtbarer

Ernst bis mitten in die Ausschweifung hinein, die Devise des verstörten Lebens: mir danieden die Weiber, das Nichts hernach! Die belebende Wahrheit des Wesens, das strahlende Bild und die raschen Geistesblitze folgen ihm selbst auf den schlimmsten und verderblichsten Gängen; ein Wurf von ihm versetzt mitten in seine streng individuelle und doch ganz auf die ewig die Menschenbrust bewegenden guten und schlimmen Gefühle gebaute Welt hinein; die Wirklichkeit ists, die er giebt, doch allerdings unter einem magischen Lichte.

Schon die „Contes d'Espagne et d'Italie“ (1830) kündeten ein Talent von besonderer Natur und Gewalt und von besonderem Schicksal an, und die „Confession“ legt in dem 25jährigen Mann eine verzweifelt tief gehende Beobachtung und Kenntniß der Leidenschaften und des Menschenherzens dar.

In Musset und seinen Charakteren vereinen sich alle gute Anlage und kindliche Unschuld mit der Blasirtheit des vergiftenden Lasters, Alles ohne Einheit und Versöhnung und mit dem Sieg des Schlechten; „c'est l'éternelle profusion de l'impossible, le paradis de l'enfer, l'amour dans le mal et pour le mal“. Er führt uns in Labyrinthe psychologischer Ereignisse, wo die durchs Leben verderbten Leidenschaften als wilde Mächte walten: das in lachender Verzweiflung und Glaubensleere berauschte Abschütteln jeden Zügels, die betäubende Orgie der Gottlosigkeit, der Materialismus und die auflösenden Instincte des Tages, die zügellose Leidenschaft, die auf neue Bahnen, gleichviel welche? sich werfende Eitelkeit und Originalitätssucht einer ausgelebten Zeit; und zu Alledem tritt bei ihm — das beweisen die Gluth und Heftigkeit seiner Schilderungen — eine unheilbare innere Verletzung — sei's nun eine betrogne erste Liebe. Ueber diese finsteren Gründe hin führt Musset den Griffel der Rache oder den brennenden Hauch der Leidenschaft, Beides mit einem Zauber, in dem eben so viel Gewalt als Melodie und Liebreiz liegt. Das Poetische ist, daß die dunkle Realität sich hie und da in vergötterter Transfiguration verklärt; — ein Augenblick, hart daneben pflanzt er seine folles échappées auf. In reineren und weicheren Tönen ist er von unwiderstehlichem Zauber. Kurze und geistreiche Skizzen, lebhaft angefaßt und glänzend ausgeführt, je nach den Launen und Sprüngen seines Talentes, gelingen ihm vorzüglich. Aber dem Mangel an innerem Halt und an Ganzheit des Wesens entfließen auch Fehler der Kunst: der mechanische Zufall schließt die

Geschicke seiner Personen ab. Er hat in seinem Wesen absolut nichts Concentrisches und nichts Harmonisches, aus sprühender Leidenschaft und sarkastischer Laune zusammengesetzt, greift er auf, was ihm eben paßt, schlägt nach Belieben alle Richtungen ein und kuppelt das Gegensätzlichste zusammen; ja er wirkt ganz besonders durch den Contrast und würfelt das wunderlichste Allerlei unter einander, wofür man „Le spectacle dans un fauteuil" nachsehen mag. Darum hat er auch trotz aller Farbe und Frische der Einbildungskraft, trotz aller eindringenden Beobachtungen eigentlich kein Ganzes geschaffen; weit genug dafür war sein Talent angelegt, aber er hat sich die Zeit nicht genommen zur Vollendung. — Im Einzelnen besitzt er immer Anmuth, malerische Frische und selbst Tiefe. Wenige haben mehr kraftvoll springende Bezeichnungen, kurz und scharf hingeworfne Gedanken, ja die reinsten Herzenslaute hart neben falschen und verderbten. Er kann eine wahrhaft energische Erhebung entfalten, aber öfter wandelt er auf verderblichen Pfaden.

Alles in Allem stellt seine Erscheinung das Gelähmte einer großen Kraft dar, die sich zerstreuen will um jeden Preis und selbst zum kindischen Spiel und zum Branntwein greift, ein sich aus sich Herausstürzen, ein frenetisch sich und sein Talent Todtjagen; daher die frühe und unheilbare Erschöpfung. Des Dichters Seele gleicht einer stolzen Frucht, die schon vor ihrem Reifen unerbittlich von einem Wurme zernagt wird. Unheilbare Krankheit hat sein Herz vergiftet, und mit ihr sind die guten Engel, das Vertrauen und der Glaube an die edleren Züge im Menschengeiste, verlorengegangen, und nur die wilde Ironie und die gewaltsame Kraft des Genies bleiben. Darum schaut er in der Frauenliebe nur die Wollust, welche die Leidenschaft fesselt, die Intrigue, welche sich im eitlen Spiele des Gefallens wiegt, hinter beiden aber den Verrath und die Rache bis auf den Tod. Darum ist ihm, was als bewegender Factor übrigbleibt, nur noch materieller Natur: es sind beim Weibe jene feinen, durchsichtigen, anmuthreichen, bezaubernden Formen, deren Contouren unter der Berührung der Wollust zittern; eben so elegant gezeichnet als bei A. de Vigny, aber mehr mit einem Auge voll Feuer aufgefaßt und wollüstiger bis auf den Grund verfolgt. In dieser Phantasie lebt viel von den Gestalten der alten Ritterzeit, deren buntes Treiben er munter wieder aufzuwecken und in die Gegenwart hineinzuzaubern

weiß. So sind allgemein seine Schilderungen: zuckend, hinreißend, wie aus dem Herzen strömend, üppig reich, mit drastischen Zügen und kecker Bewegung gleich lebenden Gemälden. Mit der gleichen Fülle malt er das duftige Prunkgemach der stolzen Donna und die elende Höhle des gealterten Freudenmädchens; den mörderischen Kampf zweier erbitterter Nebenbuhler und die lichtberauschte Ballatmosphäre. Das ist die Eine Seite seines Talentes, folgt die andre seines kranken Herzens: an ihr hängt jene rauhe, bald finster, bald spottend materialistische Weise im Gedanken und Ausdruck; doch geschieht ihm ein Seltenes: immerhin ist sein Wort reiner als die Idee. An ihr hängen ferner jene kalt und offen hingeworfnen Aussprüche, in denen die Treue und Tugend eben so gleichmüthig geläugnet werden, als das Leben jenseits; an ihr jene schweren Verwünschungen auf die Liebe und alle hohen Schwingungen des Herzens, die nur der Traum eines bitteren Erwachens seien.

So treibt ihn neben dem genußgierigen Materialismus die Rache des unwürdig in seinen tiefsten Neigungen betrogenen Herzens, dessen geheimes und grausames Leid in dem erbitterten Schrei des höchsten Schmerzes ausströmt. Dem Maler der wilden Leidenschaft und entfesselten Genußsucht, in deren Gemälde er jenen glühenden Hauch hineinzulegen verstand, welcher die Begierde stachelt und das Blut sieden macht, wohnt gleich in diesem Ausströmen einer zügellosen Kraft jene Ueberreizung inne, die bald dem Ermatten und dem Widerwillen Platz macht, und es ist richtig bemerkt worden, daß das Mitleiden ergreift, wenn man das noble Genie sich verirren und die schönen Verse in den Dienst der nackten Schilderungen der Orgie, des Scandals und Mordes gegeben sieht. Durch einen unerklärlichen Gram zerfressen, hat derselbe Geist, dem sich die reinsten und süßesten Accente erschlossen, dem die feinsten Saiten ihren Klang liehen, wie sie mit ausgesuchter Anmuth in einzelnen seiner Sprichwörterspiele abklingen, sich mehr und mehr in die Arbeit durch künstlichen Nervenreiz verloren, namentlich seit seiner unglücklichen Reise mit Madame de Staël in Italien, einer Verbindung, von der er nur noch mit größerem Lebensüberdruß zurückgekehrt ist. Seine Inspiration ist eine Geburt des Fiebers; er provocirt sie, er giebt sich an sie hin, um einen an seinem Herzen nagenden grausamen Gedanken zu verjagen und die Verzweiflung zu vergessen.

Doch nicht selten folgt auf die losgebundenen Rhythmen der Leidenschaft ein weicher und lieblicher Accent, der das Ohr entzückt und das Herz in Ruhe singt; es sind Oasen mitten im brennenden Wüstensande, so noch in einigen seiner letzten Stücke, die von köstlicher Frische und zart lyrischer Gemüthserregung eingegeben sind. Da brechen noch die jugendlich zarte Anmuth, die morgenfrischen Züge der natürlichen Malerei, der reinen und frischen Herzensbewegung durch. Ja er kann die melodiösesten Accente ausgießen, selber wenn er mitten in der Ausschweifung steht; der gefallene Engel der Poesie hält die Schwingen rein, auch wo er über den Schmutz der Straße hinfliegt.

Die Entwicklungen aber führen durchweg auf den Boden des Verletzenden, willkürlich Trübenden und oft auch auf das der Kunst widerstrebende Gebiet des Phänomens und Zufalls. Er liebt die stufenweise Ausbildung und die moralische Analyse irgendeiner Leidenschaft zu geben, und diese Entwicklung nimmt etwas Ermüdendes und zugleich Exaltirtes an und läuft gewöhnlich auf das Uebergreifen eines rein physischen Momentes hinaus, womit er gern seine Geschichten abschließt, ohne dafür psychologische Garantie zu geben; er läßt den Leser im Stich.

Musset's Genie ist großartig; er wirkt ergreifend durch das Feuer, in dem er seine glühenden Bildungen ausgießt. Bald führt er die packenden Scenen mit einer überraschenden, plötzlich einen ganz neuen Horizont eröffnenden Wendung ein; bald bricht er die heftigsten ab, auf einmal, hart an der Grenze des Furchtbar-Schönen und des blos noch Grauenhaften. Er tummelt seine Phantasie, den wilden Renner, mit sichrer Hand. Die ganze Sprachweise, die blühenden Bilder zumal, überraschen durch ungekünstelten Glanz, lebensfrische Kraft und Sicherheit. Und selber wo man sich in verpesteter Luft fühlt, da übt die kecke Kraft, das frische Wollen, das ohne Wanken selbst in den Tod sich werfende Manneshandeln, die Wahrheit auch im Laster — diese Züge üben wieder einen versöhnenden, man möchte sagen sogar moralischen Eindruck; es ist immer noch eine ihrer sichere Hoheit. So „Don Paëz“ (eine Parallele mit A. de Vignys aus ähnlicher Grundidee entsprungener „Dolorida“ führt auf die charakteristischen Analogien und Differenzen beider Dichter). — Consequent führt seine Anschauung zur Feier der Kunst und Kraft, die der Verführung dient; die Jugend ist das Alter der verlockenden Liebe; während das Blut des gemor-

beten Gatten noch die Stufen des Palastes färbt, singt die Entführte ihrem Geliebten, dem Mörder, Romanzen der Liebe: „Portia“, jenes übermüthige Lied, in dessen Geiste ganz jene berüchtigten, schäumenden Mundes ausgestoßenen Blasphemien liegen auf das Greisenalter, den abgelebten Popanz einer zügellosen Lebejugend. Verwegenheit, Laster, zuckende Gier nach den verführerischen Genüssen der großen Welt sind die treibenden und gefeierten Hebel. Die wilden Leidenschaften aber holt Musset aus den geheimsten Falten des Herzens herauf, gewaltig und zerstörend, und seine gluthvollen Gebilde machen eine blendende Wirkung wie gluthrother Fackelschein in der duftberauschten Nacht des Südens. — Heftig erschütternd wirkt er immer wieder in jenen finsteren Gestaltungen, wo eine überwältigende Leidenschaft mit kalter Ruhe Tod giebt oder nimmt; so „Suzon“. Da Treu' und Vertrauen todt, da die Liebe nicht an sich selber glaubt: so bleibt ihr Nichts als die Lust für sich zu substituiren, den Moment zu genießen, sich selbst, auch wenn sie noch ätherischer geboren sein mochte, die Flügel zu beschneiden und gemein zu materialisiren; so wird ein äußerer Kampf zerstörender Gewalten, den Gift oder Dolch enden. Immer und immer wieder kehrt die Phantasie zu diesen Scenen der Verführung, des Genusses, der Zerstörung zurück. Das Genie hat sie feurig, heftig, nachtschwer immer wieder neu zu gestalten gewußt, und diese Figuren, überströmend von einer inneren Welt voll finsteren Zaubers, ziehen wie dämonisch an. Dazu passen denn auch vollkommen die keck hineingeworfenen Gedanken des Dichters: jener Fluch auf eine Welt („Les voeux stériles“), vor welcher das künstlerische Bewußtsein sich profanire, der Schmerz eines tieferen Gemüthes gehöhnt oder kalt angestaunt, die geistigen Gewalten nutzlos aufgerieben werden; dagegen kennt eben der Dichter nur die trostlose Philosophie: zu genießen, was ein sich wegwerfendes Leben erfassen mag, auf ein ewiges und haltendes Moment zu verzichten, seine Kraft im bittren Spott und im kecken Wagen der Leidenschaft unbekümmert stolz zu verschleudern. Man sieht die Herzen erzittern, die Leidenschaften zucken, die vernichtenden Gefühle tief innen graben und unterwühlen, wo Musset seinen in Blut getauchten Griffel hinführt. Rache und Eifersucht, unerbittlich, sind ganz der Anschauungsweise eines solchen Geistes gemäß, oft und unter überraschenden Formen („Octave“) seine finsteren Diener. — Ueberall ists der Zwiespalt einer gewaltsam zerrissenen Natur; so sind

ihm Poesie und Einsamkeit bald die tröstenden Brüder, bald nennt er jene wieder das spectre insatiable („La nuit de Mai"), das die Kraft aufzehrt, und ähnlich faßt sie der sonst so ergriffene, so harmonievolle, so reich vergeltende Trost- und Klagegesang „A la Malibran". Eben so möcht' er glauben („Espoir en Dieu") und zweifelt doch; Gott ist ihm der Gott der Furcht, vor dessen Allwissen die Seele zurückbebt, und doch wieder der einzige Hoffnungsanker.

Daß jenes ewige Brüten auf den Scenen der verrathenen Liebe und des Todes zweifellos auf einer dunkel anklingenden Saite im eignen Leben des Dichters ruht, dafür sprechen außer der furchtbaren Wahrheit der Schilderungen und außer vielen abgerissenen Aussprüchen einzelne Dichtungen. So geht „La nuit d'Octobre" bis zu jener erschreckenden Verwünschung auf die Frau, die den Glauben des kindlichen Herzens betrogen und die erste schwere Saat des Giftes in ein Gemüth voll Lieb' und Vertrauen gegossen habe; so birgt seine „Lettre à Mr. Lamartine", jene sonst außergewöhnlich friedvolle, auch im Schmerze so reiche, in fast anbetender Ruhe abschließende Schöpfung, das herzerschütternde Bild von der furchtbaren Einöde, die eine das Leben beherrschende Liebe dem, den sie verräth, zurückläßt; ausgesprochen desselben Sinnes ist „Souvenir".

Für die politische Gesinnung des Dichters ist das Lied „Au roi après l'attentat de Meunier" in ausreichendem Maße kennzeichnend. Musset ist dem Bürgerkönigthum ergeben; seltsam, wie dieser Geist an den Schein einer freien und friedlichen Entwicklung, an der er die Corruption nicht sieht, sich gefangengiebt. Indem er alle die Schrecken und Wechselfälle von der ersten Revolution bis zur 1830er sich vormalt, wünscht er Frieden und Ruhe; er mag Nichts mehr wagen, Nichts mehr aufs Spiel setzen; man muß auf einen erschlafften Geist schließen, der um jeden Preis ausruhen will und diesen Sinn seinem Volk unterschiebt. Gleichwohl hat man Recht, wenn man, die Wahrheit des Sinnes, die Einfachheit der Sprache, die echt poetische Färbung des Zeitbildes, in dem der besondre Anlaß verschwindet, in die Wagschale werfend, seinen Gesang „Sur la naissance du duc de Paris" bevorzugend neben den emphatischen Huldigungsoden eines Victor Hugo oder Lamartine anführte. Die ersten Poesien haben in „Dupont et Durand" noch eine Art Zeitbild, nämlich das unmittelbar aus dem Leben, aus den Jahren des Schwindelns und der Papier-

wirthschaft mit und ohne Bankzeichen herausgegriffene Portrait einer Literaten gescholtenen Classe von gedanken- und existenzlosen Scriblern, Verläumdern und Speculanten der niedersten Sorte.

Seine leichten Lieder („A Juana“, „A Pepa“ u. s. w.) nehmen den Ton an, daß sie die Liebe als angenehmes Spiel des Augenblicks anschauen und gleichmüthig fragen: Woran denkst du, mein Liebchen, an mich oder an Nichts?, daß sie mit weltmännischer Leichtfertigkeit an die Nächte der Lust erinnern, die schon lang' über anderen vergessen sind. Uebrigens gelingt ihm der Ton der leichten Erzählung mit seinen willkürlich-launigen Abschweifungen nicht besonders und langweilt („Mardoche“). — Wieder anders, wenn er sich gehen läßt in einer völlig willkürlichen, umherschweifenden, auseinanderfallenden Träumerei der Ironie („Les secrètes pensées de Rafaël, gentilhomme français“). Das frappanteste Beispiel dieser Weise, die von Episode zu Episode springt, den Einfall und die Laune des Augenblicks als einziges Gesetz annimmt, ein Centrum gar nicht sucht, ist das orientalische Märchen „Namouna“, eine künstlerisch und moralisch gleich haltlose Schöpfung, trotz vieler seiner schönsten Verse, die es enthält. Was soll jenes in Wollust versumpfte Vegetiren eines roué eigner Art, jenes französischen Renegaten, der als türkischer Pascha jeden Monat sich die schönsten Mädchen aufkaufen läßt, um sie jedesmal nach ein paar Nächten wieder fortzuschicken? was jener nackt hingemalte Materialismus eines Lebens, das sich gar nicht einmal mehr fragt, ob es eigentlich eine Seele habe? Man mag zugeben, daß die nonchalance dieser Art Darstellung manchmal geistreich, witzig, persiflirend und beißend sein kann, daß sie ferner mitten in ihrer Leichtigkeit die schleichenden Uebel einer vollendet egoistischen, glaubenleeren, auseinanderfallenden Zeit trifft: das ist das Höchste, was sie kann. Doch mitten unter jenen skeptischen, unheimlichen Gedankengängen und Lebenswirren eines solchen Geschlechtes, die darum mit unbezweifelbarer Wahrheit bewegen, weil sie aus dem eignen unbeständigen, stürmisch und friedlos hinlebenden Herzen des Dichters selber, dem echten Kinde der Zeit, herausgerissen sind; mitten in jenen trostlosen Lebensbildern, die gleichsam wider Willen fesseln, weil ihnen mit kecker Hand das Siegel genialer Gestaltung aufgedrückt ist; mitten in jenen nackt und roh hingeworfenen Strichen, deren Sinn und Wort fast erschreckend sich eindrücken; in all diesen wirren

und wilden Geburten taucht immer ein im Innersten von den Musen geweihtes Genie auf, gewaltig immer, manchmal wie in reuigem Aufblitzen mit überraschender Reinheit und Zartheit. So trägt jene in feurigen Zügen entworfne Gestaltung eines modernen Don Juan (Gesang 2), so klar und scharf und flammend, daß man sie im Geiste des Dichters gleichsam werden und sich durchleben sieht; jene mächtige und unglückselige, hohe und verderbliche, liebende und wegwerfende, ewig genießende und ewig verlangende, unergründliche und dämonische Gestalt trägt in ihrer unergründlichen Wesenheit dennoch die unauslöschbaren Züge eines idealen Typus. — Dasselbe Genre vertritt „Une bonne fortune"; man kann sagen eigentlich ohne Inhalt, im Einzelnen wieder mit geistreichen Gedanken und echt poetischen Bildungen; obgleich nur eine glückliche Spiellaune des Roulet vertretend, ruht es doch ausnahmsweis auf einem menschlich freundlichen Grundgedanken.

Mit Recht ist „Rolla" ein die Denkweise des Dichters ganz bezeichnendes Stück genannt worden, reich und strahlend. Dieser junge Pariser Roué, der alle Phasen des Wüstlingslebens durchläuft, auf seinen Adel und die angebornen Vorzüge gründlich stolz, die Arbeit als bürgerlich verachtend, mit der festen und ausgesprochenen Aussicht, nach Vergeudung seines Vermögens mit einer Kugel sich ins Nichts hinaus zu spediren: das ist der originelle Repräsentant einer großen, in der Zeit wurzelnden Classe von Köpfen, die eben so corrumpirt sind, als sie genial sein wollen und sich den Anstrich davon zu geben wissen, eben so gutmüthig als grandios leichtfertig, eben so verderblich als ohne Bosheit, eben so geistreich als unwissend. Unstreitig hat Musset auch hier viel vom eignen Leben und Wesen gezeichnet. Wenn er bei solchen Menschen, wie Rolla und seine letzte Geliebte sind, die früh im Schlamme der Verdorbenheit sich gewälzt, ohne die Liebe, die reinigende, auch nur zu suchen, von Tugend und Herzensreinheit redet, so muß man wahrlich lächeln; kann eine natürliche Gutmüthigkeit oder ein momentanes Aufblitzen der Großmuth für ein ganzes frech an die Launen der Leidenschaft hingeworfenes Lebensziel einstehen? Jene unentwegt kecken und eben so naiven als kraftvollen Abschwörungen des alten herzlichen Glaubens an den erlösenden Christ; jener bittere Fluch auf die Armuth als die Mutter des Verbrechens: man

weiß kaum, was zu ihnen sagen. Man mag sie wilde Blasphemien heißen, und dennoch zeichnen sie mit einer ins Herz hineingreifenden Schärfe eine in Schwankung und Zweifeln und Schatten und Unsicherheiten verlorene Zeit. Ihr gegenüber bewegen tief und freundlich jene einleitenden Züge auf die Zeit der gottvollen Schönheit (Alterthum) und des poesiereichen Glaubens (Mittelalter). Wieder sind alle diese Gestalten wie aus einem ihrer sicheren inneren Anschauen des Dichtergeistes heraufgeholt, wieder lebenreich, charakteristisch sie selber, kraftvoll. Daher interessirt selbst ein Rolla, und die Ganzheit der wunderlich kecken Gestalt hüllt kunstvoll ihre schwarzen Schatten ein. Fundament: weder Religion noch Glauben mehr, dafür Materialismus und Sinnengenuß, am Ende von Allem aber der Tod und das Nichts. — Nicht minder ist „Le saule" eine der am meisten charakteristischen und zugleich genialsten seiner eigenthümlichen Schöpfungen. Es sind jene wunderlich in die Seele dringenden Eindrücke einer genialen Erscheinung, einer tief empfunden der Seele entströmten Harmonie; die geheim schauernden Gedanken eigen gebildeter Geister; das blitzschnelle Uebergreifen verwandten Schmerzes und verschwisterter, in der Welt vereinsamter Gemüther; die stolze, unbegriffne, verzehrende Gedankenwelt nächtlich in combinirende Studien verlorner Denker; das innerlich zitternde Hingehen der in Klostermauern dem Leben Abgestorbenen; die Geister und Stimmen der Stunden der Nacht, der Dämmerung, des Gebetes; die schwankenden und erschütternden Phasen der Liebe vom ersten erschrockenen Aufblitzen bis hinein in die Geheimnisse der sich selber verlierenden Hingabe; endlich der Tod, das letzte, große, dunkle Wort, der Tod, der Alles wegnimmt: das sind die hinreißenden Bilder. Mit einem farbigen, leuchtenden, rauschenden Leben ausgestattet, in den Tiefen durchschaut, unfehlbar in ihrem geistigen Grunde gefaßt und von einer glänzenden Phantasie sinnschwer eingekleidet, mit den sprechendsten, nun jubelnden, nun klagenden Stimmen der Geister der Natur und des Menschenlebens ans Herz greifend, rühren sie tief.

Wenige der „Poésies nouvelles" sind von der alten, stolzen Dichterkraft getragen; sie geleiten das Verkommen des unerbittlich angegriffenen Geistes; jene alten, mächtigen Töne werden immer seltener; Gelegenheitsgedichte oder dissertirende Stücke geben schwachen Ersatz; auch werden ihrer, die sich durch die Jahre 1840 bis 50 hin-

ziehen, immer weniger. Unter den letzten ragt einzig noch „Souvenir des Alpes“ hervor, mit den lebensfrischen Bildern von hingebender Innigkeit und der tiefen Wehmuth auf dem Grunde.

„Les Marrons du feu“ sind eine Art Drama im Keim, Entwicklung durch acht Scenen hin. Grundgedanke wieder derselbe: Verführung, nach gesättigter Lust Verlassen, dann Morden. Auch da sind die Farben blühend frisch, die Scenen voll kecken Lebens. In der dramatischen Entwicklung und Motivirung ist schwerlich große Kunst entfaltet; die Schiffbruchscene zu Anfang ohne alle Begründung und außer jedem Zusammenhang mit dem Ganzen; der Mord, den Rafael an seinem Wirthe begeht, eine ganz unnütze Zuthat des Grausamen. — „La Coupe et les Lêvres“, ein kleines, aber vollständig ausgeführtes Drama. Das Springende an dieser Composition ist die Gestalt Franks, der lebendige Typus einer Generation, die mit allen ihren Grundsätzen zerfallen, in ihren Zuständen unterhöhlt, in ihren Strebungen einer leeren und verbrecherischen Genußsucht verfallen ist. Das Zurücksehnen nach jugendlichem Frieden und dem Glück der stillen, reinen Liebe, in schwächeren Zügen gezeichnet, mußte auch da nur Tod bringen, und dieses kleine Drama trägt wieder in seinem Gewebe ein leichthin und cavaliermäßig angelegtes Stück Mord und Brand. — „A Quoi rêvent les jeunes filles“, 1833, zweiactige Komödie, ein bedeutungsloser Scherz mit etwas altväterischem Humor.

Die „Proverbes“, eine in der zweiten Hälfte des fünften Jahrzehnts gegen die Herrschaft der 30er Periode Scribes reagirende Gattung des kleinen Drama, zuerst für die Revue des deux Mondes geschrieben, mit „force causeries à deux ou trois personnages, pétillement d'épigrammes, jeu de raquette“ stellen die Bedeutung des Dialogs wieder her. Einige sind von bewundernswerther Zartheit und einem Zeile um Zeile aufblitzenden, in Funken strahlenden, den Dialog belebenden Geist, von dem man nicht ahnen würde, daß er bei einer geleerten Branntweinflasche aufgesprudelt ist.

Wer übrigens die Wesenseigenthümlichkeit Alfred de Mussets kennen will, dem genügt es seine 1836 verfaßten „Confessions d'un enfant du siècle“ zu lesen. — Sie sind die unglückselige Geschichte eines Geschlechtes, das mit großen Jugenderinnerungen, mit überwallendem Thatendrang und wilder Kraft dazu verurtheilt wird, in

der Gleichgültigkeit einer schlaffen Zeit seine Lebenskraft versumpfen zu lassen, die Geschichte der französischen Jugend des zweiten Jahrzehnts.

Musset stellt hier wieder eine ganz eigne und persönliche Nüancirung des hinreißenden Talentes dar: er hat in seiner Schilderung eine Art Parallelismus, die denselben Gedanken, dieselbe Anschauung langehin in ihre verschiedenen Aeußerungen verfolgt und mit aller Gluth der Leidenschaft, mit aller Farbenpracht der Einbildungskraft ihre verschiedenen Lebensmomente geleitet. Es liegt in der Vereinigung dieser poetischen Fülle, die oft gewissermaßen prophetischen Ton annimmt, mit einer Sinnesrichtung, welche in die Verdorbenheit der treu- und glaubenlosen Zeit ihr unheimliches Farbenlicht wirft, eine wunderliche, gewaltsam anziehende Geistesconstitution. Ich weiß nicht, was für ein Grauen befällt, wenn man dieses Gemälde verfolgt, dem es genügt, daß im verhängnißvollen Augenblick beim glänzenden Mahl eine Gabel vom Tische falle, um ein reiches Leben in einen nicht mehr auszufüllenden Abgrund zu werfen. Und doch hat eben das Bild Wahrheit, Wahrheit einer Zeit gegenüber, welche in Tausenden jede weite Strebung niederdrückt, welche die Gefühle und Grundsätze des Lebens fälscht, welche die Persönlichkeit einzeln und schutzlos in einen Gährungsproceß von unabsehbarer Dauer und fernem, ungeahnten Ziele hineinwirft. In diesem Zeitenbild und den Einflüssen, die sich verderbend ins Leben des Einzelnen einschleichen, enthüllt Musset finstre und bewältigende Fülle. Man mag nicht sagen, daß die Striche klar und nett sind: es ist eine weit ausgreifende, poetisch schweifende, unsichre Reflexe gebende, in Analogien und Naturbildern reich spielende Einbildungskraft, die mehr malend vorgeht, und dennoch packt sie, als sei eben die Wahrheit da, nur hinter durchsichtigem Schleier. Musset liebt die allgemeinen Abstractionen für Zeit und Leben und geht auch aus der einzelnen Seelenschilderung oft auf sie über; er will eben die ganze krankende Zeit in den Rahmen fassen. Für seine Richtung will es fast seltsam und jedenfalls als Ausnahme erscheinen, wenn hier einmal friedliche Lösung gegeben wird; man weiß kaum, wie sich dieselbe mit der ganzen Anlage verträgt, wie sich mit einem Gemüthe, das durch die höchste Ergebung eines reinen Wesens sich nicht mehr von dem aus der Orgie entsprungnen inneren Verderben und dem hinwerfenden Egoismus hat reinwaschen können, die edel und fest bestimmte Resignation ver-

einen kann. Seltsam ist hier auch das, (es entspricht dem Mysticismus bei Balzac), daß einige der ergreifendsten Stellen von dem Glauben als dem guten und rettenden Engel reden mit kindlicher Innigkeit, — eben wieder das merkwürdige Zeichen einer Zeit, die ihre Ohnmacht und Verlassenheit kennt und sich eine Stütze suchen möchte gegen die ruhelose Verzweiflung.

Sein Styl ist leicht, elegant und gedrängt, er spiegelt die zwei Grundeigenschaften wider, die überhaupt sein Wesen ausmachen: kecke Energie und unvergleichliche Grazie; im Erzählen nimmt er Etwas von der altfranzösischen Anmuth und Leichtigkeit an. Seine Feder ist immer sicherer geworden, einzig die Harmonie der disparat auseinandergehenden Elemente hat sie nicht gefunden. Doch bei aller Eleganz und Anmuth zeigt er Uncorrectheiten, ja affectirt eine gewisse cavaliermäßige Fahrlässigkeit, die bereits in den „Contes“ Anstoß erregte. Ein Ueberdrang der Einbildungskraft führt ihn auf massenhafte Metaphern. Die leichte dramatisirte Erzählung ist bei ihm in ihrem eleganten Gang, fließenden Dialog, den glänzenden Farben und dem leidenschaftlichen Leben fast unübertrefflich.

Alfred de Musset ist ein Komet. Seine „Contes“ schlugen wie ein Meteor in die literarische Welt ein, mit einer Wirkung, die den directen Gegensatz bildete zu Lamartines „Méditations et Harmonies“; sie verbreiteten Bewunderung und Schrecken. Der Dämon des Materialismus richtete sich auf über dem zertrümmerten Glauben, und tausendfältig antwortete ihm das Echo. Dazu trug das Gefühl der Kunst unendlich bei; denn niemals hat die Sprache einen trüben und dunklen Untergrund mit blendenderen und wärmeren Farben bekleidet, niemals schönere Verse in den Dienst der verderblichen Neigungen unserer Natur gegeben. Lange freilich blieb seine prachtvolle Poesie nur Wenigen, und zwar den feinen Kennern, bekannt, und in die große Welt eingeführt wurde sie eigentlich erst an der Hand seiner witzig-geistreich-zierlichen Prosaskizzen, seit 1847 sein Proverbe „Le caprice“, dem bald eine Reihe anderer folgten, auf dem Théâtre français unter außerordentlichem Applaus gegeben wurde. Von da an stieg dann seine Popularität reißend; er wurde der Lieblingsdichter der modernen Welt, namentlich der eleganten, was Nichts weiter als billig ist, denn er ist der vollkommenste Repräsentant ihrer Neigungen und Strebungen, ihrer Leiden und Freuden, die sein leidenschaftliches

Gemüth tief und voll wie kein andres durchempfunden, die sein bezaubernder Vers verewigt hat.

Das Gefühl, mit dem er entläßt, ist die Bewunderung, in die sich ein Tropfe dégoût mischt.

Jules Favre hat ihn unter dem folgenden zutreffenden Bilde mit Victor Hugo zusammengehalten: „Alfred de Musset est un portrait de Van Dyck, c'est-à-dire la grâce unie à la force, avec cette vigueur un peu maladive qui se voile comme d'une sorte de mystérieuse beauté, avec sa rêverie, avec son sarcasme et son caprice, conservant cependant, en dépit de tout ce qu'on peut dire, une magistrale et princière distinction. — Victor Hugo, c'est Pierre-Paul Rubens qui l'a mis au monde. La majesté de la forme, la décision des traits, la magnificence du coloris, je ne sais quoi de puissant, d'affirmatif dans la vie, une pleine possession de soi-même qui ne peut être disputée par aucune puissance rivale, tout cela apparaît couronné de cette flamme poétique que le grand peintre a su donner à tout ce qu'il a touché de son pinceau, quelles que soient d'ailleurs les exagérations que son génie se soit permises".

Alfred de Musset, trotz aller schweren Flecken einer der ersten Sterne am lyrischen Himmel Frankreichs, (die Lyrik, welche ganz genau den französischen Roman paraphrasirt, ist in seiner Wesenheit und seinen Schöpfungen die Hauptsache), ist eine so eminente und wie mit dämonischem Zauber fesselnde Kraft, daß wir auch auf die Gefahr einer Wiederholung einzelner oben zerstreut eingefügter Züge uns nicht enthalten können, sein kurz abgerundetes Gesammtbild zum Schlusse noch fast genau in den Worten zu zeichnen, mit welchen wir es vor zehn Jahren unserer Monographie über die neuere französische Lyrik einfügten:

Ausgestattet mit einer zauberhaften Gewalt, Phantasie und Herz in seine dämmerig beleuchteten, von betäubendem Dufte durchströmten Irrgänge fortzureißen, durchwühlt Musset mit zuckender Hand die tiefsten Lebensmomente der Seele und greift aus ihnen das Glück und den Rausch des Augenblickes, das Verderben und den Zweifel für ein langes, mit dem Fluche der Indifferenz belastetes Leben oder den strömenden Tod heraus; Liebe, Verführung, Wollust, Unglück, Sterben ist die verhängnißvolle Scala. Musset hat etwas Faustisches

in dieses Drängen der Leidenschaften und die verlornen Wirren des Träumens gelegt; die Seele wirft ihr Leben in einem Hazardspiel aus, darin die Würfel (so oder so) auf Verlieren fallen müssen. Und das Alles ist ergreifend, reizvoll hingemalt! Die Liebe schließt ihr zauberhaftes Aug' auf, und sein Licht glüht die Fibern des Lebens durch bis zum Verbrennen. Es ist eine unerklärbare Gewalt in diesen durch und durch aus dem Herzblut herausgezogenen Seelenlagen, ob nun Natur, ob gewaltsam heraufbeschworne Kunst sie regiere. Die Zaubermacht der geheimen Hingabe glüht so flammend, die sturmgeschwellten Gefühlswellen wogen so schwer und inhaltvoll auf und ab, und dazwischen leuchtet der Abendstern so vertraut und wonnereich, und wiederum flattert das Todtenkäuzchen so schaurig, die letzten Zuckungen des geliebten Lebens fliehen so bang dem Blicke des in den Tod getroffenen Geliebten und Verführers (das ist Eins!) vorüber, Welt und Himmel werden so schauderhaft leer.

Alfred de Musset gräbt seine einschmeichelnden, verlockenden, üppig blühenden, zum Einen und ganzen Bild abgerundeten, mit Macht ergreifenden, springenden Züge unauslöschlich ins Herz und rüttelt es auf; und in der Süßigkeit und Melodie des wollüstig schaukelnden Traumes wird es sich kaum bewußt, daß es sich preisgiebt, sich verliert, daß auf diesen Wellen der hohläugige Zweifel — an Allem und seinem Glücke zuerst — und der bleiche Tod rollen. Es ist etwas Abgerißnes, Fragmentarisches, Uebergangsloses, Unstetes gleich Irrlichtschein in diesen feenhaften Schöpfungen wie in des Dichters eigner Seele, unendlich viel von Byron, von dem seine Geliebten so ziemlich Alles haben. Er schleudert mit den ersten, fremdartig hingeworfnen Zügen mitten ins große Bild. Immer sind es exceptionelle, hohe, aber zugleich an allen Uebeln der Zeit krankende Gestalten, in deren geistigen Tiefen sein Auge wühlt; er begleitet sie durch den brennenden Culminationspunkt ihres inneren Lebens hin und führt sie in den nahen Tod, bewegend, glühend warm, wollüstig, Leben sprühend. Und dazwischen laufen in geheimnißvollem Einverständniß die Phasen des Naturlebens: da sind es die Stunden, in denen der Abendstern aufsteigt oder niedersinkt oder die der Mitternacht, in deren Zauber und Schrecken er wieder tief bewegt einführt und die mit ihren trunknen Augen so gespenstig mächtig Leben und Tod ins Herz hinein leuchten.

Musset ist eine seltsame, aus Zweifel und Spott, aus der Wollust des Momentes, den geheimsten Reizen der Grazie, der verzehrenden Lust, der verbißnen Sorge des Herzens, der hingeworfnen Unbekümmertheit, der Verschwendung einer bis zur Ueppigkeit begabten inneren Welt, dem Schwelgen in den aufzehrenden Genüssen der Natur und des Geistes, und mehr und mehr aus Trägheit und Indifferenz geformte, durch tiefe, versteckte und ironisch gehöhnte innere Leiden hindurchgegangene, früh gebrochne Naturkraft, seine Muse ein verheerend austobender, in wilden Sprüngen der Tiefe zustürzender Bergstrom, der Tiefe, die ihn begräbt. Er steht mitten in den Wellen der Zeit, die er gewaltsam aufrührt, damit sie ihn schaukeln, und dennoch, und trotz der bis ins Schauderhafte gehenden lachenden Apotheose des Unglaubens und der Verhöhnung kann man nicht sagen, daß er den Geist der Zeit kennt oder einer seiner Kämpen ist; dafür wohnt ihm allzuviel subjective Willkür inne, dafür ist er zu wenig ernst, zu leicht, zu unbeständig. Trotz aller Einflüsse der Zeit auf ihn und seiner auf die Zeit bleibt er eine gewaltsam auf sich selber stehende Persönlichkeit, und so vertritt er denn auch die Rechte des Individuums mit allen seinen Launen und Gebrechen. Wie literarisch trotz aller äußeren Einflüsse, so politisch, social, religiös ists immer sein eignes Ich, zauberisch, verlockend, unglücklich und untergehend. Naturanlage und das hartnäckig stolze Hineinstürzen in die Excesse eines ruinirenden Lebens und Denkens haben gleich sehr diesen Geist gemacht und vernichtet; solche Naturen erschöpfen sich früh. Man vergleiche ihm Heine. — Es ist etwas über ein Jahrzehnt, daß Musset dahingegangen, nicht alt, aber ausgelebt bis zur vollen Erschöpfung; sein Tod hat wohl in manchem denkenden Geist ein erschüttertes Vibriren erzeugt, eine Nation hat er nicht bewegt. Sein Leben und Hinscheiden hat etwas von dem flammenglänzenden Meteor, welches schnell am Nachthimmel aufsteigt und eben so schnell zur Erde niederstürzt und erlischt; solches ist das naturbestimmte Loos des Genies der Willkür.

Nach den inneren Grundlagen, der geistigen Bedeutung und Krankheit, endlich nach der Wirkungsweise ist ihm nahe verwandt der widerspruchsvolle physiologische Psycholog und materialistische Spiritualist

Honoré de Balzac.

Es ist in Balzac eine kolossale Zersetzung. Er zerlegt die Beobachtung und ihre psychologischen Schlüsse in eine Masse der feinsten und flüchtigsten Detailfolgerungen, die eben so bizarr, launenhaft, unerhört, eben so unerklärlich als fesselnd erscheinen. Bald kann man diese willkürlichen Schlüsse, die auf ein Nichts, eine weiße Hand, den Ton der Stimme, einen flüchtigen Blick, die Rundung des Halses oder Beines ins leere Unendliche der Speculation hinausbauen, für die verbandlosen Träumereien eines gestörten Gehirns, bald wieder für die sinnschweren Ableitungen des tiefsinnigen Psychologen halten; doch immer bewahren sie den Anstrich des Unfertigen, Unvermittelten, einer sich selber störenden Geistesarbeit, und so berühren sich die beiden zwiespältigen Eindrücke eng. Es ist die gleiche minutiöse Genauigkeit, welche die Linien und Umrisse des Körpers verfolgt, gleichsam symbolisirt, und welche sich eben so in alle Falten des Kopfes und des Herzens eindrängt. Und auf beiden Feldern schafft sie durch Tausende von willkürlichen, phantastischen Suppositionen launige, unerklärliche, widersprechende Gebilde, die den Anschein nehmen, als wollten sie vor dem Geiste gerad' unter den Gedanken, die sie aufnehmen, zerfließen. Es geschieht wohl, daß ein einziger direct aus dem Menschenherzen herausgelangter Zug durch seine erschreckende Wahrheit zittern macht; aber öfter rufen diese Geistesbilder ein unbestimmtes Träumen und Phantasiren gleich dem, das sie geschaffen, und verschwinden endlich wie neckende Wahngestalten. Der äußeren Mittel braucht er viel weniger als z. B. Sue; was ihn zeichnet, das ist eben jenes Phantasiren, welches an den kleinsten Umstand tausend seltsame Möglichkeiten knüpft und so ein eigenes Leben ohne Realität heraufzaubert. Es hängt Alles an einem zerrissenen, mit reichen Schätzen, über die er nicht organisch verfügen kann, ausgestatteten, ohne Halt schwankenden, flüssig von Idee zu Idee, von Bild zu Bild forteilenden Geistesleben.

Balzac will eine gewisse psychologische Symbolik setzen, die den Gedanken, ja das ganze Seelenleben aus Ton und Farbe, Haltung und Bewegung herausschauen läßt und wirklich aus ihnen herausconstruiren will. Der Idealismus, der diesem Unternehmen zu passen

scheint, löst sich aber widersprechend in materialistische Grundanschauungen auf. Man mag in dieser Weise des Schaffens und Darstellens zugleich den schmerzlich-wollüstigen Genuß eines geistigen Raffinements erblicken, das mit Schätzen eigner Art Luxus treibt und die höchsten Gefahren in sich birgt. — Balzac hat wirklich überraschende und weitausgedehnte Studien in den fruchtlosen Gebieten der Mystik, Magie und Seelenträumerei, welche Alles zu umfassen vorgeben und Alles verwirren, welche von den Axiomen des dürrsten Verstandes bis in den Schwulst einer phantastisch-religiösen Schwärmerei herüberirren. In ein System läßt sich diese angebliche Weisheit nicht bringen; auch ist es Balzac nur um blendende Sätze zu thun, deren Wahrheit sich zumeist jeder Prüfung entzieht. In seinen Anfällen von mystischem Hochmuth behandelt er leichtlich alle weltlichen Doctrinen, so auch den Protestantismus, von der fictiven Höhe einer nur den Eingeweihten zugänglichen Weisheit, ja er bricht zum Theil den Stab über sie und stellt sich in eine ganz eigne Welt hinein, die ihre Gesetze tout à part hat und wovon das gewöhnliche Menschenvolk Nichts zu verstehen vermag.

Balzac ist eines der äußersten Häupter derjenigen Literatur, welche die Auswüchse einer verirrten Civilisation, die unter gleißendem Schein schlecht verdeckte Verderbniß, das schmerzliche Zucken, die Verwüstung an Geist und Körper, die Krankheiten und Verbrechen eines an den Strohhalm sich anklammernden abgefaulten Gesellschaftszustandes, der kein Princip mehr in sich, keinen Glauben mehr an sich hat, — welche alle diese fieberhaften Zuckungen mit schmerzhafter Lust bis ins Tiefste hinein geleitet, ihre Satyre daran spielen, ihren Fluch auf sie regnen, ihr Lachen und ihre Thräne darauf fallen macht. Es ist die bis ins Gespensterhafte verfolgte Poesie des Contrastes, springend, zerrissen, zum Bangen führend, voller Abgründe und unmeßbarer Tiefen. Die letzten Gestalten dieser unheimlichen Geister sind Zerrbilder, Nachtgestalten à la Hoffmann, die von wirklichem Leben nur noch zerfetzte Formen an sich tragen. Und hinter allen steht das äußerste Uebel, das trostlos am Inneren des Individuums und der Gesellschaft zehrt, das einen Zustand ohne Glauben und Hoffen, ohne sicheres Wissen und festes Wollen ausfüllt, das grinsende Gespenst — Langeweile. Er faßt von Mensch und Leben mit Vorliebe die schlimmste Seite: der Undank, die Bosheit, der Neid, der Unverstand, das Zer-

treten der Unglücklichen sind die Töne, auf denen er seine finsteren Melodien aufbaut. Daneben steht eine zweite, nicht minder gefährliche Seite: Er malt die Lust und ihre Folgen zu glühend hin, als daß er sie nicht bis auf die Hefe ausgeleert hätte; er belauscht und zeichnet bis ins Schlafgemach hinein, bezaubert und verführt die Frauen und raunt ihnen Allerlei zu, was ihr Ohr bald mit Abscheu, bald mit Wollust hören, ihr Herz denken oder ahnen mochte. Manches in seinen Gesellschaftsstücken, die überwiegend Malerei sind, sinkt zur bloßen Copie herab.

Balzac ist Pessimist. Das Menschenherz ist ihm ein Abgrund voller Launen und verderbenden Gründe. Selber seine Art die Wollust und Leidenschaft anzufühlen thut weh; seine Liebe zerstört, seine Freude reibt auf; es ist in ihnen wie in seiner Schilderung ein unbegrenzt wildes Wühlen in allen Geistes- und Körpergeheimnissen, wie in seinem Begreifen ein ungeduldiges Zusammenraffen der Züge und ein Vergeuden des Lebens.

So beherrscht ihn ein bacchantisches Fortreißen ohne Halt und Ziel. Thätig, unermüdlich, immer in Anstrengung und Träumen des Fortschrittes, eine unregelmäßige, unendlich bewegte Persönlichkeit voll Originalität und Contraste, regiert ihn der Zufall.

Er offenbart in seiner Sprache oft eine Keckheit, die ins Unbegreifliche geht und das Geheimste nackt aufdeckt. Das Colorit ist so blühend, die Fassung so voll Leben die Contraste so springend, daß, selber der nackte Egoismus, — dessen inneres Verzehren und Verzweifeln „La peau de chagrin“ darstellt, — diese dürre, bleiche, blut- und namenlose Idee zum geisterhaften Phantasma wird mit einem mysteriösen Leben, das eben alle Größe, alle hohen Gedanken und starken Strebungen, sobald sie bis zum Anschießen und Aufblühen gebracht sind, fatalistisch und unwiderbringlich vernichtet. Wo er Gestalten hat, denen er kein andres Leben leihen könnte, da giebt er ihnen wenigstens ein vampyrartiges.

Seine Manier ist diese: Beim ersten Federstrich hat er gleich dreißig künftige Romane im Kopf, die er durch die gleichen Personen verknüpft und sprudelnd weder in Charakter noch Sitte noch Zeichnung gehalten losgiebt. Seine geläufige, springende, ungleiche Feder nimmt Schritt und Galopp an, sinkt oder fliegt; in den meisten Fällen kaltblütig beobachtend, dann aber plötzlich von einem Gedanken

weggerissen, wird seine Manier unruhig, sich selbst verlierend, die Sprache unzusammenhängend, überfließend, ohne Festigkeit und Keusche, flamboyante. Die Anfänge sind meist schön, die Ausgänge excessiv und nicht entsprechend ausgearbeitet, ja ausgeartet. „Romancier avec vitesse, abondance, intérêt, hasard et prestige; remuant, sillonnant, en tous sens, étonnant, émerveillant, choquant et chatouillant en mille manières son public“ (Sainte-Beuve).

Fast in jedem seiner Romane begegnen wir jenem immer mit einer geheimen Wollust verbundnen Raffinement, das sich an die minutiöseste, mit dem Mikroskop und dem Secirmesser vorgenommene Anatomie des Körpers und der Seele macht, welche uns die wunderbarsten Dinge entdecken will. Eines der allerfrappantesten Beispiele ist in „Le lys dans la vallée“ Frau von Mortsauf. Er wäre ein vollendeter Maler, wenn nicht Alles in diesen Portraits so klein und zerstückt und unwahr wäre. Man sollte ihm einen sechsten Sinn zutrauen, ihn für einen Zauberer halten, wäre es, scharf bei Lichte besehen, nicht bloße Taschenspielerei, die Kehrseite jener metaphysischen Spielerei, die dem inneren Sinn neue Welten zu entdecken verheißt; es ist die Mystik des Fleisches. — Diesem Raffinement entspricht ein zweites in der Erfindung der Grundlagen und Scenen. So setze man einmal: „La peau de chagrin“: Ein bei einem alten Juden aufgefundnes Fell sichert einem dem Selbstmorde nahen Wüstling die Macht augenblicklich jeden Wunsch zu erfüllen; aber auch mit jedem wird es kleiner, und sowie es aufgezehrt ist, entrinnt das Leben des Besitzers; das ist die Symbolisirung des Gedankens: Das Leben tödtet das Leben! Nun werden wir erst noch einmal durch alle Orgien der ungebundnen Genußsucht, dann durch die verzerrten Schrecken der halb wahnsinnigen Todesfurcht hindurchgejagt, bis zu dem mitten in den Zuckungen einer unerfüllten Begierde hereinbrechenden häßlichen Tode. Etwas Aehnliches, nur noch mit ausgesuchterer Scheußlichkeit, geschieht in „L'elixir de longue vie“.

Zuweilen aber, und mitten in jenen Ausgeburten der Verzerrung, giebt er sich einer kostbar wahren Genremalerei hin; die belebenden Formen und Farben, man möchte sagen der Duft und die Stimmung sind bis aufs Kleinste getroffen; wir athmen und empfinden in der Atmosphäre und mit den Seelen und den Objecten, die sein meisterhafter Pinsel uns vorführt; es ist ein Pulsiren, eine

Wärme in diesen Gemälden, die auf den Leser überströmen. So in „Eugénie Grandet“, in „La recherche de l'absolu“ 2c.

Balzac hat sich auch auf dem Theater versucht, ohne allen Erfolg, denn er hat keine Ader von der Concentration und Gesetzmäßigkeit, die der dramatische Bau fordert.

Wir nehmen folgende Sätze aus Julian Schmidts Urtheilen über diesen Schriftsteller vollständig auf: Die Anstrengung, sich über seine Gedanken klar zu werden, verursachte zum Theil auch den Schwulst seines Styles. Es war, als wenn er sich nie genug thun konnte, und in dem Bestreben, immer feiner und tiefsinniger sein Thema auszuführen, wurde er zuletzt ganz undeutlich und verworren... Sein Gehirn war in beständiger Gährung; Einfälle und Bilder strömten ihm in unermeßlicher Fülle zu, und bei seiner unablässigen Beobachtung und seinem starken Gedächtniß hatte er immer eine Menge von Thatsachen zur Disposition, die seinen Eingebungen den Anschein des Lebens verliehen; aber es fehlte seiner Seele die Gesundheit, die zur Erkenntniß sittlicher Zustände gehört. Er war sich der eignen Eitelkeit zu sehr bewußt, um an die Gesundheit Andrer zu glauben, und trotz seiner Virtuosität in der Analyse zusammengesetzter Motive war er selbst widerstandslos gegen jede verrückte Einbildung, jeden phantastischen Plan... Diese saubere, zuweilen ängstliche, sehr häufig graziöse Zeichnung, wie sie Balzac giebt; dieser Reichthum nicht nur an realen Anschauungen, sondern auch an tiefen, zarten und schönen Blicken in das menschliche Herz; dieser Sinn für Wahrheit und dazu die vollständige Versenktheit in die Welt der Lüge, der Eitelkeit, des Wahnsinns und des Verbrechens — das macht einen peinlichen, unheimlichen Eindruck.

Das sind die Häupter, welche mehr auf eigentlich geistigen Grundlagen ruhen, auch wo diese schief oder willkürlich verschoben oder leichtfertig verlassen sind, immerhin und trotz Allem innerlich fundirte Talente. Ihnen folgen nicht minder einflußreich gewordne, zwei zumal, die wir mit oder ohne Willen unter die Häupter zählen müssen, äußerlich angelegte Talente, die aber ihre Art Feld nicht minder kräftig beherrschen.

Alexandre Dumas

ist unter diesen Roman- und Dramenfabrikanten der größte Naturalist. Was ihn, den Romancier-Erzähler, insbesondre von Sue unterscheidet und auch unter diesen stellt, ist die Wahrnehmung, daß Sue fast immer, auch außerhalb seiner eigentlich so zu nennenden Gesellschaftsromane, thatsächlich von der ausgesprochnen Tendenz seiner Gesellschaftsideen, also durchweg von bestimmten allgemeinen Gedanken ausgeht und solche einstreut. Dumas scheint das im Gegentheil selbst da zu meiden, wo er der unausweichlichen Tendenz nach darauf hingetrieben wird. Er will sich im Flusse der Erzählung, der ihm das Höchste ist, nicht unterbrechen und sich nicht von ihm ableiten lassen, ist ganz eigentlich Romancier und Erzähler, eines seiner Lieblingsfelder die Rittergeschichte, der er alle ausgeprägten Züge dieses Genres leiht. Auf den historischen Hintergrund ist bei ihm sehr wenig zu geben, denn trotzdem, daß er die Zeitbestimmung, in die er sich hinein versetzt, mehrfach besonders heraushebt und im Ganzen allerdings Mehreres aus den allgemeinen Sittenzügen herausgreift, bleibt vom rein Geschichtlichen so viel als Nichts zurück, und mit den weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die er einführt, springt er gerade so willkürlich um als mit den selbstgeschaffnen Romanhelden. Die Scenen aber könnten ihrer Natur nach ganz gut aus dem alten Münchhausen genommen sein; es fällt ihm nicht im Traum ein, sich nur ein Jota um die Gesetze des Möglichen und Wahrscheinlichen zu bekümmern.

Dumas besitzt eine erstaunliche Leichtigkeit der Darstellungs- und Bearbeitungsgabe, auch wenn man anschlägt, daß ein großer Theil der seinen Namen tragenden Schriften eigentlich nicht sein Werk sind, sondern blos den Zuschnitt von ihm empfangen haben, und daß er seine Materialien, unbekümmert wie, aus aller Welt zusammentrug. Immerhin ist seiner gewandten Feder gelungen, das fernst Hergeholte durch die besondre Gestaltung und die Zugaben einer unerschöpflichen Phantasie zu seinem Eigenthum zu machen. Die Begebenheiten drängen sich bei ihm in eigentlich überraschender Fülle; nirgends wird Halt gemacht; wie durch mechanischen Druck springt jeden Augenblick eine neue Feder heraus und treibt die Entwicklung in springend überraschender Weise weiter. Die Triebfedern sind oft eben so auf flache

Hand gelegt wie die Erfolge leicht überschaulich und präcisirbar. Wir bewegen uns meist auf dem Feld einer Intrigue oder wo es höher geht eines Kampfspieles, in welchem die Concurrenten und Gegner ohne Rücksicht auf Menschlichkeit und überwiegend zum Bösen geneigt fast zauberische Mächte ins Spiel zu setzen vermögen. Gehauen und gestochen wird außerordentlich viel, und die Todten sind wohlfeiler als sonst irgendwo. Es wäre charakteristisch nachzuweisen, wie viele Morde in einer einzigen seiner weitausgesponnenen Compositionen, wie viele in ihnen allen und in was für Formen vorgeführt sind. Dumas scheint wie sein Graf Monte-Christo den Criminalcodex und die Verbrechergeschichten aller Länder studirt und auch geplündert oder doch copirt zu haben. Mit der Wahrscheinlichkeit wird förmlich Spuk getrieben; das läßt sich an Hunderten von Beispielen nachweisen. Es möchte unter Anderm interessant sein das Mittel zu erfragen, wie unter der Maske des Geliebten ein verhaßter und sehr wohl bekannter Rival bei einem Frauenzimmer mit aller Gunst die Nacht genießen mag (so in den „Trois Mousquetaires"). Der bequemste Held, den er finden konnte und auch wirklich in einer Reihe zusammenhängender Romane ausgenutzt hat, ist Cagliostro, der einfache Wunderthäter.

Die ungehemmte Raschheit und man möchte sagen sorglose Leichtigkeit, womit Dumas seine Erzählung marschiren macht, spricht sich namentlich in dem doppelten Umstand aus, daß er eine erstaunliche Menge von Handelnden, von Scenen und Lagen, die ihm vorweg zuzuströmen scheinen, in relativ kurzen Rahmen hineinspannt, kurz trotz der ungeheuren Ausdehnung, die er seinen einmal angegriffenen Bildungen in ihren suites giebt; daß er ferner die Handlung rasch, kategorisch, bestimmt, ohne alle Digression fortführt, immer wieder eine frische Sprungfeder bereithaltend, sobald eine abgenutzt ist. Es ist bei ihm kein Verweilen auf ruhenden Zuständen, weder inneren noch äußeren; Alles läuft, springt, die Acte stoßen und drängen einander. So kommt Dumas allerdings zu dramatischer Lebendigkeit, die das Interesse zu spannen wüßte, würde nicht die Gleichförmigkeit und Gehaltlosigkeit der zumeist nur noch roh materiellen Kräfte, die unter den verschiedensten Nüancen dieselben bleiben, niederdrücken, ermüden, Oberflächlichkeit des Geistes darlegen. Eine betäubende Situationenfülle zieht sich gleich von Anfang an durch seine großen Compositionen hin, eine Masse von charakteristischen und

je nach ihrer Sphäre sich auslebenden Personen der verschiedensten Stände und Gesinnungen spielen mit, und eine Fülle der Geschicke rollt sich ab, da er selbst in engem Rahmen fast alle seine Personen ein ganzes ereignißreiches Leben durchlaufen läßt. Er reißt uns mittelst der Masse des untergebrachten Materials fort. Wahrlich, an Objecten fehlt es da nicht; das Auge kann kaum irgendwo ausruhen. Aber der Mangel ist ein innerer: Wenn auch zuweilen frappante geistige Kräfte und entscheidende Combinationen mitspielen, wenn auch merkwürdig sich entwickelnde und enthüllende Charaktere in die Action gezogen sind, so ist das immer das Mindeste. Von Anfang an laufen eine Menge Unwahrscheinlichkeiten und Wunderlichkeiten unter, und ganz mechanische Gewalten (der ungeheure Geldschatz von Monte-Christo) sind die Haupttriebräder, und je weiter er vorgeht, desto mehr weichen Geist und Natur vor den excessiven Verschrobenheiten zurück. Wo er die geistigen Momente in der Handlung verwenden will, da verzerrt er sie. So hat der (in „Monte-Christo“ durchgeführte) Gedanke einer durch geschickte Speculation auf die Schwächen und Verbrechen der Menschen langsam hinmordenden Rache unstreitig höhere Bedeutung als das sonst gewohnte plumpe Hinmorden in Ritterromanmanier, bietet auch den Vortheil, ein weites Feld geschickter Combinationen und interessanter Scenerien unter eine Einheit zu bringen; aber das Schreckende ist, daß er in einen unnatürlichen Krieg mit der Gesellschaft und einen allen Frieden zerstörenden Zwiespalt mit sich verzerrt ist. — In einem einzigen Roman verschwendet Dumas so viele verworrene Lebensbilder, daß auch für die zügelloseste Einbildungskraft früher oder später unerbittlich das bloße kraftlose Copiren seiner selber eintreten mußte. Dabei springt er mit erstaunlicher Gewandtheit von einer Scene auf die andre über und knüpft dieselben mitten im Flusse der Handlung an einander. An Lebendigkeit und Gewandtheit der Sprache, an Colorit der Gestalten, an unerschöpflicher Zeugungskraft der Phantasie wird Dumas allerdings nicht leicht übertroffen.

Das politische Moment bringt er selten als bedeutenden Hebel ins Spiel; wo es geschieht, da ist es die Nichts schonende und Nichts scheuende Macht des Parteitreibens, die Relief giebt.

Dumas ist eben so einflußreich geworden auf der Bühne wie im Salon; er hat fast alle seine berühmteren Romane zu Bühnenstücken

ausgearbeitet, mit denen er nicht weniger Aufsehen machte, und seine früheren Dramen bezeichnen wirklich den ersten glänzenden Aufschwung der Romantik auf diesem Felde. Es ist in ihnen dieselbe Zwanglosigkeit und Lebendigkeit der Bewegung in den Personen und Scenen, welche die Phantasie besticht, ergötzt, fortreißt, so daß sie nach dem eigentlichen Werthe der Stücke nicht mehr fragt. Ja, man wird leicht wenigstens für den Augenblick so vom Effect übernommen, daß man die allerärgsten Mängel, das zusammenhangslose In- und Durcheinanderwerfen abgerißner Scenen und das Abspinnen grund- und endloser Conversationen übersieht. Es liegt darin allerdings eine bestimmte Kraft, wie sie dem Manne und der Generation der 30er Jahre eigen war und durch ihn wenigstens vorübergehend auch in die matt und flach gewordne Bühnendichtung hineingetragen wurde. Aber alle Uebertreibungen der Sprache und Ueberschreitungen der Leidenschaft, alle die Schaustellung quälender und selbst abscheulicher Situationen, absichtlich dazu angethan, durch unnatürlich peinliche Affecte in ewiger Spannung und Ueberreizung zu erhalten, spannten bald ab; die Monotonie des Gräßlichen lief in Ermüdung aus. — Er hat nicht ohne Glück die Komödie versucht, doch ist diese Ader bald in ihm versiegt. — Seine Gesellschaftsdramen sind frech, unsittlich, finster, erinnern fast bei jedem Schritt an Schillers Vers: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten". Und gleichwohl übt die Stärke der Leidenschaft, die Frische des Tones, das Leben in der Bewegung und sogar das wechselvolle Raffinement in der Schlechtigkeit einen fast wider Willen fesselnden Reiz. Das sogenannte classische Drama hatte eben durch seine steife Leblosigkeit alle Anziehung verloren.

Was Dumas als Erzähler, das ist der Nächste als Schilderer und Gesellschaftsmaler.

Eugène Sue.

Zwei Hälften in der Laufbahn dieses einflußreichsten, meistgelesenen und neben Dumas productivsten der französischen Romanschriftsteller sind zu unterscheiden. Bis auf die Romane „Arthur" und „Mathilde", ungefähr aufs Jahr 1840 herunter, wollte er aristokratischer Romancier sein; seit den „Mystères de Paris" hat sich

Alles geändert, er kam en vogue und wurde der Romancier der Menge; seit jenem Werke und im Durchgang durch den „Juif errant“ ist er ein den Launen des Publicums unterworfner und seinen Leidenschaften schmeichelnder Schriftsteller. Als schroffer Skeptiker von übermüthiger Laune begann er und bewies in der ersten Periode eine eben so übertriebene Geringschätzung des unteren Volkes, wie es hernach seine Verherrlichung desselben ist. In beiden Perioden gleicherweise brachte er übrigens die grellsten Gemälde und abenteuerlichsten Erzählungen an. Angefangen hat Sue mit dem Seeroman, einem bis dahin in Frankreich unbekannten Genre, in welchem er zuerst sein Talent gefunden; dabei kamen ihm die Eindrücke und Erlebnisse der Seereisen, die er als Marinemilitärarzt mitgemacht, zu gute, und schon hier zeichnete er sich durch jene farbenreichen und lebensvollen Schilderungen aus, die ihn bald populär und ungeheuer gelesen machten. Hernach ist er auf den Gesellschaftsroman, der ihn am meisten beschäftigt hat, und auf den historischen übergegangen.

Schon von Natur darauf angelegt, die eigne und die fremde Neugier zu stacheln und den haut-goût der bizarrsten Verwicklungen zu suchen und auszuspintisiren, opferte er nach und nach, in dem Grad als er die Massen anzog, der Befriedigung der Effectsucht alle höheren Rücksichten und sank zum Maschinisten herab. Es ist glücklich gesagt worden, daß er einem Gemisch von Brutalität und Raffinirtheit in seinem Talente die immense Popularität verdankt. Die Einwirkung aber war außerordentlich. Die socialistischen Gesellschaftsromane namentlich, von den großen Pariser Journalen zu ungeheuren Preisen angekauft, wurden mit unbegrenztem Beifall aufgenommen, von einem unendlichen Leserkreis aller Stände förmlich verschlungen und in massenhaften Ausgaben, Uebersetzungen, Umarbeitungen und Nachbildungen in alle Welt hinausgetragen. Das entscheidet Nichts über den Werth der Romane, wohl aber über die Verbildung des Geschmackes beim Publicum.

Der Körper seiner Romane überwiegt meistens und bei Weitem den Geist, umgekehrt bei George Sand, die darum höher steht; überhaupt ist der geistige Fond viel geringer, sein Kopf leichter und oberflächlicher; aber eine ungewöhnlich reiche und geübte Beobachtungsgabe, dramatisches Talent der Anlage, Leben und Frische der Erzählung, unausschöpfliches Ausspinnen spannender Situationen und

starker Effecte haben ihn emporgetragen. Er hat die Fäden in seiner Gewalt, erfindet ohne Mühe, componirt mit Sorgfalt, und diese Leichtigkeit tritt in allen seinen Productionen heraus. In den besseren entwickelt er dramatisches Talent. Eine komische Ader führt ihn manchmal bis zur Bouffonnerie. Mit dem Strome seiner Diction weiß er immer fortzureißen, die Phantasie zu spannen, selber das Herz zu fesseln. Es verschlägt Nichts, wenn er bisweilen sehr frei, fast willkürlich mit der Sprache umspringt und sich z. B. in den geschichtlichen Romanen die seltsamsten Neologismen erlaubt.

Seine Darstellungsmanier ist eigen. Die Phantasie bewegt sich in lebhaften, momentanen, blitzenden Anschauungen, die sie kurz abgebunden überspringt und eben so kurz hinwirft; daher nehmen der ganze Ton und die Sprache etwas Hastiges, Abgeschnittenes an, das man am besten durch den französischen Ausdruck saccadé bezeichnet. Und diese Weise, welche die Sätze abbricht, manchmal in unterbrochnen oder ganz eigen angereihten Parallelen die Construction weiterführt, dann wieder in einer Reihe von Apostrophen und Fragen den Leser hereinzieht oder die todten Objecte belebt, ist bei ihm entschieden das gesuchte Mittel zum Effect. — Die Ereignisse jagen sich in seiner unruhigen Phantasie Schlag auf Schlag mit erschreckender Hast, unruhig, springend, wunderlich, oft gar nicht oder doch schwer erklärlich, fast immer mit einem Schleier des Ungewöhnlichen und Unheimlichen umgeben. Denselben Eindruck machen die Personen, excentrisch, Furcht erregend. Der Leser wird gehetzt; keine Pause, keine Ruhe; wie ein scheues Pferd jagt die wilde Phantasie weiter, Scenerien, Personen, Situationen, Charakterwandlungen häufend und verwickelnd. Von der phantastischen Seite macht er unmotivirte Streifzüge ins Gebiet des jenseitigen Lebens. Der Leser wird ohne Ruh' und Gnade durch eine unabsehbare Reihe von Gräuelscenen hindurchgehetzt, von denen eine gräßlicher ist als die andre, und am Ende kommt er gewöhnlich beim Untergang der Guten an, und was hilft es, wenn etwa die Träger des Bösen mit geopfert werden? Eugène Sue hat eine unerschöpfliche Erfindungsgabe im Heraufbeschwören der vernichtenden Leidenschaften, im Verflechten der Fäden zu einem unheilvollen Gewebe. Viele dieser Scenen sind aber doch Nichts weiter als nackte Gemälde aus der Nachtseite des Lebens. „Son pinceau recherche et retrace les moeurs bizarres, les maladies hideuses,

les monstres de l'humanité." Darin liegt eben das Ungesunde. Oft auch besteht die wohlfeile Kunst in der minutiösen und bedeutungsleeren Portraitirung von Personen, Kleidungen, Appartements ꝛc. Wenn die Erfindung aufhört, so kommt die leere Zeichnung oder das Auffangen von Curiosen.

Er setzt eine ungeheuerliche Maschinerie, erdrückend und gemein, häßlich und schreckend, in den Mittelpunkt der Weltgeschicke — ein riesiges Spinngewebe mit dem Insect in der Mitte. Fürs natürlich Einfache und schön Menschliche zeigt er äußerst selten Sinn, und die Stellen, die etwa davon zeugen, möchten in allen seinen Romanen bald gezählt sein. Es kommt uns z. B. eine vor, wo dieser Sinn in so naiver und liebenswürdig unschuldiger Weise, als nur irgend möglich ist, sich kundgiebt; das ist im „Juif errant", zweites Bändchen, die rührende Unterhaltung der vornehmen Adeligen Adrienne de Cardoville mit dem armen Arbeiter Agricol.

Historischen Sinn besitzt er nicht, ist überhaupt als Historiker (Versuch in der Geschichte der französischen Marine) total unfähig.

Sue stellt, freilich mit romantischer Uebertreibung, unsre reelle, aber darum nicht gesunde Gesellschaftswelt dar, schafft aber dabei zu viel Originalien und greift die in einen zerstörenden Zug ausgehende finstre Seite des Inneren als die wahre und herrschende auf. Der Pessimismus ist aus seinen Gesellschaftsromanen auch in die historischen übergegangen. „Le désillusionnement systématique, le pessimisme absolu, le jargon de rouerie, de socialisme ou de religiosité, la prétention aristocratique naturelle aux jeunes démocraties et aux brusques fortunes, cette manie de régence et d'orgie à froid, la brutalité très vite tout près des formes les plus exquises, il a exprimé tout cela avec vie souvent et avec verve dans ses personnages" (Sainte-Beuve). — Natürlich hat er sich wieder ins Ungeheuerliche verliebt. Die Monstruositäten, wie sie z. B. in „Barbebleue" oder „Les deux cadavres" verschwendet sind, gehen ins Absurde. Was für eine Phantasie muß es sein, die zum bloßen Spiel für sich und das Publicum dergleichen erfindet!

Die Seeromane geben das Seeleben treu; jedenfalls hat er auf diesem Gebiete Studien und Erfahrung und kennt die Technik. Künstlerisch mag es von Bedeutung sein, daß er in der That das geheimnißvolle Leben des Meerschiffes, jener beseelten Maschine, und das

eben so seltsame, so gleichförmige und doch in seinen Anblicken so wechselvolle, die höchsten und gemeinsten Züge heraufbeschwörende des Seemannes einführt.

Seine großen Gesellschaftsromane entfalten eine in kolossalen, ungezügelten, wilden, sich verwickelnden Schöpfungen sich gefallende und taumelnde Phantasie, die kaum ein Gesetz anerkennt. Plötzlich, unerwartet, zukunftschwanger wird eine Situation um die andre hineingeschleudert, und sie verschlingen und verweben sich in ein ungeheures Netz, das an einer künstlichen, vielfältigen, fast unabsehbaren Maschinerie von Fäden hängt. Lebendig und weit zeichnet Eugène Sue diese Situationen aus, mit mehr Liebe und Muße, als er an die kürzeren, aber auch strenger gefaßten Personenzeichnungen verwendet. Auch da sind die einzelnen Anschauungen kurz gefaßt und scharf abgerissen; doch knüpfen sich zu einem Gesammtbilde mehrere und runder an einander, als in der ersten Periode (derjenigen der Seeromane) geschehen, deßhalb wird auch der Styl weniger zerschnitten.

Von der Tendenz (am schneidendsten in den „Mystères du peuple") gilt dasselbe, was überhaupt bei Allen der Schule zu sagen ist. Nur versessene Parteigänger können läugnen, daß da trotz aller Uebertreibungen ein factisch begründetes Verständniß der Zustände des Volkes heraustritt, daß das, was von dem Elende desselben in seinen niederen Schichten, von den Ursachen und Einflüssen dieses Elendes gesagt ist, keineswegs willkürliche Phantasien sind, sondern die Ergebnisse unendlich mannigfacher, geübter und combinirter Beobachtungen; sonst müßte man auch die belegweise beigebrachten factischen Angaben aus nationalökonomischen und historischen Schriften als illusorisch streichen wollen.

Frédéric Soulié,

eine Abart oder Ausartung von Eugène Sue, arbeitet völlig im Geist und in der Weise einmal von diesem, dann von Balzac, nur noch viel wüster als sie Beide und weniger psychologisch als der Letztere, indem er lediglich darauf ausgeht, das Interesse durch verdeckte und gehäufte Wunderlichkeiten und durch anormale Verwickelungen zu stacheln. Er ist das Talent der Brutalität.

Soulié läßt sich weitschichtig und mit einem gewissen gemächlichen Behagen, das seinen Styl zerflossen (diffus) macht, bis in die kleinsten Klätschereien, Alltagsgeschichten und Intriguen hinein gehen. Ueberdies verwebt er so viele Fäden und so verwickelte durch einander, daß es schwer fällt einen einzigen festzuhalten. Es geht dieses Verschlingen ins Unerlaubte; episodenartig knüpft sich ein Fragment ans andre, und gleichwohl sollen alle zuletzt in ein Ganzes zusammenlaufen, das aber nicht nur der Leser nicht überschauen kann, der Verfasser selber scheint es vergessen zu haben. Was mit Maß und organisirendem Talent verbunden ein Vortheil der Composition und ein Reiz der Schreibart sein könnte, das ist da, wo diese beiden Eigenschaften fehlen, ein Mangel und zeichnet die Schwäche des Schriftstellers. Die Einbildungskraft ist lahm und bewegt sich bis zum Ermüden auf denselben unerfreulichen Gebieten; spielen doch in Hauptrollen der „Confession générale" nicht weniger als drei enfants trouvés und wie viele verlorne Weiber! So kommt es, daß auch die unnatürliche Steigerung der Farben das Abstumpfende nicht aufhebt. Seine Gesichtspunkte sind eng und erheben sich nie zu allgemeinen Principien.

Die Entwicklung in der „Confession", die so ziemlich den ganzen Geist zeichnet, in einer dem Ganzen entsprechenden Weise nach einer Masse von episodisch sich kreuzenden Wechselfällen in Selbstmord auslaufend, enthüllt sich schließlich als ein Gebäude, aufgeführt auf ein eben so grauenhaftes als, zumal in dieser Vervielfältigung des bestimmten Falles, unerhörtes Verbrechen. So bewegt sich die ganze die Natur verletzende Confession in einer Welt mephitischer Dünste. Die wunderliche, in Valvins und der duchesse de Fosenzac repräsentirte Rückkehr zu einer Frau, die erst grausam weggeworfen wurde, könnte ein eigenthümlich interessantes Gemälde liefern, wenn es mit tieferem Blick in die Seele verfaßt wäre und nicht wieder nur dazu diente, nochmals ein Weib in verbrecherischem Spiel ihre Liebe verläugnen zu sehen.

Es ist auch ein Zeichen des herrschenden Geschmackes, daß seine melodramatischen Effectstücke ganz außerordentlichen Erfolg auf dem Theater gewannen.

Mit Sue war das letzte der eigentlichen Häupter genannt. Wir treffen zwar auch unter den Folgenden noch originale Köpfe, aber nicht Einen, der sich zu so großer Wirkung auf die Zeit hätte erheben können. Die drei Nächsten sind zwar bloße Schattirungen bedeutenderer Repräsentanten. — Gewöhnlich werden Janin und Karr neben einander genannt, und sie haben in der That die zahlreichsten Züge der Uebereinstimmung, so sehr anderseits ein feines Auge, dem Zeit genug gegeben wäre, die Falten und Ecken ihres Wesens zu durchforschen, wieder auf eine Reihe ganz auseinandergehender Geisteszüge gerathen würde; aber kurz, diese entziehen sich zumeist einer nur aufs Große gerichteten Anschauung. Alles in Allem erwogen, mag Janin das bestechendere Talent sein, Karr aber trägt immerhin mehr reelle, sogar reinere Grundlagen in sich.

Jules Janin

debütirte in den „Contes fantastiques" mit kleinen Bildern à la Hoffmann, dem er Viel schuldet. Nach Inhalt und Eindruck außerordentlich verschieden, gehen sie vom Scheußlichen bis zum Naiv-Einfachen, machen also bereits alle nachher auf größerem Boden wiederholten Modulationen durch. Janin unterscheidet sich in seinem Gedankengang sowohl als in der Schreibweise wesentlich von Eugène Sue oder Alexandre Dumas. Es ist nicht der rasche Fluß der Erzählung, die ohne Abweichen ihre Scenen durchführt. Er geht nach zwei Seiten auf Nebenpfade: einmal flicht er zahlreiche halbphilosophische Betrachtungen und Ergießungen des persönlichen Gefühls ein, dann aber bewegt er sich massenhaft in Episoden, die keinen anderen Zusammenhang mit dem Ganzen haben als den, daß sie abnorme Erfahrungsmöglichkeiten scheinen in einem Leben, das in krankhafter Neigung den Schreck aufsucht. Seine Composition ist zusammengeworfen und disparat. Bedenkt man, daß er sich mit ausgesprochener Vorliebe auf dem dunkeln, wunderlich von ihm ausgebeuteten Felde des gewaltsamen Todes bewegt; daß seine Mordscenen, das Hängen, Ertränken, Pfählen, Hinrichten, sich gleichförmig in einem Grade häufen, welcher auch die Erfindungsgabe eher ärmlich erscheinen läßt; daß alle die Bilder der Verworfenheit, des Elendes und Ekels mit einer Furcht erregenden Natürlichkeit ohne alles Bedenken hingemalt sind; daß alle die Gräuel auf Grundlagen ruhen,

die jeder verständlichen Motivirung entbehren und einer launen- und widerspruchsvollen Geistesrichtung angehören, an den Zufall hingeworfen, trotz der ausgestellten Gefühle ohne jede eingreifende That: da bleibt für solche niederdrückende Productionen kaum ein anderes Verdienst, als wenn sie sich so kurz als möglich und überraschend naiv zu geben suchen. — Ich wüßte nicht, mit welchem Rechte man bei diesem Autor eine Parodie auf die neue Richtung der romantischen Gräuel hat finden wollen, denen er eben so tief verfallen ist als Irgendeiner. — Wir halten mit Anderen seinen „Barnave“ für den Gipfel der Abgeschmacktheit.

Janin schreibt leicht, fließend, breit, auch wo er weder Stoff noch Gedanken zu verarbeiten hat. Episoden und Contraste, das ist Alles.

Seciren, unerbittliches, nach Innen und Außen! Es legt die reine Materie bloß mit ihren zuckenden Fibern. — Uebrigens erklärt er sich selber als einen Schriftsteller, der, um einen Augenblick zu gefallen, cherche avant tout la forme, le ton, le bruit, la couleur, l'ornement, la prodigalité, l'excès.

Als Kritiker beim Theaterfeuilleton des Journal des Débats brachte er das ohne alles Princip lebende, leichte und witzige, launige und paradoxe, gutmüthige und boshafte Geplauder auf.

Alphonse Karr

vertritt eine Schriftstellerei, die auffallend an Janin und anderseits an Delphine Gay erinnert, dieses namentlich durch jene abgebrochne Schreibweise, die markirt sein soll, wieder die Production der Laune und des augenblicklichen Einfalls. Sehr obenhin genommen, sind doch seine ersten Compositionen wenigstens schuldloser als manche andere. Die mit Vorliebe angewandten launigen Péroraisons verrathen Geist. Die Entwicklung ist bisweilen einfach und natürlich. Er ist ein humoristisches Talent, das aber durch das Jagen nach forcirter Geistreichigkeit am rechten Ausdruck und der freien Entfaltung verhindert worden ist. So schon in seinem ersten Roman „Sous les tilleuls“, der doch ein Stück eignen Lebens, seine erste unglückliche Liebe, darstellt und die günstige Aufnahme verdient, die er fand. Es streiten sich in ihm immer ein tiefes und wahres Gefühl, das bis zur Rührung gehen kann, und der lachende Spott, eine Art sich selbst persiflirender

Empfindung. Er arbeitet mit mehr Sorgfalt als Janin, entwickelt aber eine so weit getriebene Einfachheit und Kürze, daß daraus wieder Manierirtheit und nicht selten Dunkelheit entsteht.

Die vor allen auszuzeichnende, wohl mit der meisten und besonders reinsten Poesie ausgestattete Schöpfung von Alphonse Karr, unter den französischen Romanen überhaupt als eine der wenigen eigengearteten zu nennen, ist „Geneviève", eigentlich nichts Anderes als die Entwicklungsgeschichte des zum Tode führenden Seelenkampfes unglücklicher Liebe in einem jungfräulichen Herzen, hineinbegleitet in seine zartesten Nüancirungen. Der Stoff ist sehr einfach, aber von höchst anmuthender Innerlichkeit, die Einkleidung in die romanhaften Facten fein und glücklich und so gehalten, daß diese wirklich nicht über die Bedeutung einer Umhüllung der seelischen Entwicklung hinausgehen und mit den mannigfach wechselnden und begleitenden Lebensbildern einen anmuthigen Rahmen um das Hauptbild spannen. Dieses hat etwas ungemein Liebliches, man möchte fast sagen zu Zartes, das stark an deutsche Sentimentalität streift. Die Reinheit der Gefühle erinnert an Töpffer'sche Darstellungen, und wenn sich auch an abspringenden, derberen und nackt-sinnlichen Bemerkungen des Autors herausspürt, daß sie ihm selber nicht Herzensgut, sondern blos durch den Wechsel der Töne anziehendes Object ist, so benimmt das dem Werke selbst Weniges und geht auch nicht so weit, um den einheitlich anziehenden Eindruck zu schwächen. Selber die launenvoll episodischen Expositionen der bizarrst subjectiven Art stören nicht, sondern lenken blos von dem schweren Eindrucke des Lebens- und Seelenkampfes ab. Die jugendliche Seligkeit des einfach ungetrübten Landlebens zu Fontainebleau bildet einen glücklichen Contrast zu dem Treiben der Pariser großen Welt.

Tritt zu den gemischten Eigenschaften dieser letzten zwei Köpfe noch eine starke Partie von weiblicher Laune und Beweglichkeit, von Bestimmungslosigkeit und etwas zu großer Freiheit der Weltdame, so entsteht eine

Delphine Gay.

Sie schreibt leicht, klar, lebhaft, pikant, witzig und originell.

Mit der romanhaften Empfindung streitet sich in ihr immer eine ironische Launenhaftigkeit der Auffassung.

Wenn irgendwo, so ist sie glücklich in den Kindermärchen („Contes d'une vieille fille à ses neveux"), die durchaus nur nach dem freien Spiel ihrer Erfindung beurtheilt werden dürfen. Sie haben überwiegend Etwas von alten Zaubersagen, in denen es trotz oder wegen der Feinheit der modernen Weltdame doch nicht recht gelungen ist die alte Treuherzigkeit des Märchens in seinem Ton und Wesen herzustellen. So tritt für das Wunderbare das Seltsame auf, freilich mit so viel natürlicher Lebendigkeit und völlig unabhängiger Erfindung, daß die ingeniöse Phantasie den Gedanken jener unechten Substitution vollständig wieder verdrängt. Die kurzen Erzählungen lesen sich sehr angenehm: überall herrscht Leichtigkeit der Sprache.

Das Drama ist schwach, nur mit etwas mehr Glück in ihrem späteren Wirken das elegante Sprichwörterspiel entwickelt, obgleich z. B. auch „Lady Tartuffe" nur flache Intrigue ist ohne Originalität und mit einer Charakterzeichnung, die ganz widersprechendes Gefühl weckt.

Nicht besser gelingt ihr der große Roman. Wer diese scharf als solche sich zeichnenden Producte der weiblichen Laune will kennen lernen, der schlage einmal nach „Monsieur le marquis de Pontanges"; es giebt wenig Schriften, die störender das Gefühl des Unfertigen und Unganzen, des Zufälligen und Momentanen zurückließen, mag man nun das Bereich der Gefühle oder das der Thatsachen oder endlich der Reflexion ins Auge fassen. Moral liegt darin im Grunde keine, denn in letzter Linie geht doch alles Handeln auf die unsichersten und widerstreitendsten Gefühlsbestimmungen zurück. Die Erfindung ist arm und absolut bizarr; die Situationen copiren wiederholt sich selbst, und wenn sie (wie die Verfasserin mehrfach andeutet) einfach das Leben zeichnen sollen, so sei bemerkt, daß gerade das Leben in seinen Wechselfällen weit mannigfacher und erfinderischer sich gestaltet. So ist auch nach dieser Seite der Roman ein unfertiges Halbproduct aus einem Stück Erfindung und mehreren Stücken bloßer Copie des Lebens. — Die weibliche Launenhaftigkeit des Spiels und Wechsels in den Leiden-

schaften und Empfindungen geht ins Kindische; das ist die Psychologie des Zufalls und der Selbstlosigkeit. Und genau so wird das Schicksal behandelt, das fortwährend nach Launen des Augenblickes seine Loose austheilt. Was etwa einmal und ausnahmsweise durch den besonderen Moment ein Leben bedingen mag, das erscheint hier als durchlaufende Consequenz absolut carikirt. Dieselbe Koketterie mit dem Richtigen durchzieht endlich die Personenschilderei, die mit lächerlicher Gewichtigkeit bis auf die Inflexionen der Stimme hinuntergeht.

Die Schriftstellerin Delphine Gay ist nicht über die Schwächen des Weibes hinausgekommen.

Die Folgenden sind wieder bei Weitem mehr originell, aber unter einander in einem bei den bis jetzt Behandelten gar nie dagewesenen Maße verschieden.

Hätten wir die Namen nach ihrem zeitlichen Heraustreten geordnet, so wäre Mérimée, schon in der vorigen Periode thätig, an die Spitze zu stehen gekommen. Am nächsten mit Beyle und Nodier verwandt, eben so gelehrt und vielseitig wie dieser, im Vergleich zu jenem weit überlegnen Talentes, entwickelt er mitten in seinen hochromantischen Stoffen einen ins Aeußerste getriebenen Realismus, ja Naturalismus von erstaunlicher, nicht selten zurückschreckender Energie; er versteht mit der unbändigen Romantik in den Materien die einfachste, sichre und klare Classicität in der Form zwanglos zu verbinden; in dieser gerade seinem Geist natürlich stehenden Verknüpfung liegt der Springquell seiner Natur und seines Wirkens.

Prosper Mérimée

ist eines der frühesten Häupter der romantischen Schule, zu deren Durchbruch er viel beigetragen, schon durch die ersten und bereits berühmt gewordenen Werke von 1825 und 27, das „Théâtre de Clara Gazul“ und die „Guzla“, eine Sammlung sogenannter illyrischer Volkslieder.

Mérimée giebt selber den Standpunkt an, den er einnimmt, und er hat genau den seiner Natur entsprechenden gewählt, denjenigen eines biographischen Personen- und Zeitenmalers, ob er nun die Grundlage rein romanhaft oder mehr geschichtlich wähle. Er hat

hiefür das ausgesprochne Talent des Zeichners und Malers zugleich, und vor Allem die ausgeprägtesten, an wilden Zügen des Augenblickslebens reichsten Schilderungen. In dem Aufsuchen der einzelnen Sittenzüge geht er ganz ins Detaillirte und bekennt sich offen ihrer relativen Werthung bis auf den Grad nachzugeben, daß er jeden absoluten Maßstab fahren läßt, — ein Standpunkt, eben so verderblich, wenn er in der Ausführung unbedenklich festgehalten wäre, als umgekehrt das absolute Steifen auf die moralischen Anschauungen der Gegenwart in seiner Anwendung auf ganz abweichende Zeitalter unhistorisch und ungerecht wird.

Seine Schilderungen sind voll heißen Lebens; Ort und Zeit, Personen und Thatsachen runden sich vor uns klar und malerisch ab, mit eben so viel warmer Farbe und mehr geschlossener Bestimmtheit, als sich z. B. bei Dumas findet; dramatisches Leben und gesteigerte Spannung legt er in seltenem Grad auch in seine Erzählungen hinein, und die Realität der Dinge und Personen wirft er uns schneidend hin. — Man kann nicht immer sagen, daß seine Farben absichtlich ins Schwarze gemalt seien; die schrecklichen Gegenstände, in denen er die wilde Phantasie herumtummelt, dulden nicht leicht weichere Tinten, das Grauen liegt in den Objecten; da und dort sind übrigens auch freundlichere Bilder gut assortirt angebracht. Ganz wohl, wo sich Stoff und Form angemessen decken und auch jener immer noch menschlich bleibt. So in dem nationalen Sittenbild „Colomba“ mit seinen lebendigen Localfarben: da ist corsisches Leben in jedem Zuge, der Himmel, die Gastfreundschaft, das Banditentreiben, die alte blutige Vendetta der wunderlich wilden Insel, Alles trägt ein scharfes, streng in einander gepreßtes Gepräge. Die Züge mögen noch so wild, die Thaten noch so abenteuerlich, die Charaktere noch so gewaltsam, das Leben noch so außer den gewohnten Gesetzen und Begriffen erscheinen: gleichwohl macht dieses Bild einen ganz anderen, überzeugenderen, ja weit ruhigeren Eindruck als die Schatten- und Zerrbilder aus einer versumpften Mißbildung unsrer Civilisation; denn dort ist es Natur, in sich gekräftete, ursprüngliche. Der Charakter des halbcivilisirten Volkes hat in jener schönen, hochgesinnten und dennoch halb schreckenden Persönlichkeit der fatalistisch an die Familienehre hingegebenen Colomba eine sprechende Personification angenommen; mag sie in ihrer erbarmungslosen Blutrache schroffe Seiten zeigen, mag sie weder

weiblich noch recht civilisationsfähig erscheinen: die Stärke des Sinnes und Willens söhnt mit der schönen Wilden aus. — So treffen die Farben auch, ohne zu schreiend aufgetragen zu sein, wenn er uns die Gräuelthaten des der Ruthe entlaufenen und wieder von ihr erreichten Leibeigenen, die furchtbaren Bauernaufstände des Mittelalters vorführt. Wo das Grauenhafte Naturgesetz der Zeit ist, da bewegt er sich mit eben so viel Behagen als Geschick; er wirft uns mit kecker Sicherheit in die wunderlich excessiven Seiten der Jahrhunderte des Aberglaubens und der Wildheit hinein, der furchtbaren Gesetzlosigkeit im Gesellschaftsleben und dagegen einer Art von ritterlicher Treue unter Räubern und Mördern. So kommt es, daß mitten unter dem Walten der Rache bis aufs Blut, mitten im Truppe der braungefärbten Banditen sich ungezwungen frei ein Zug der Heiterkeit erhält und ein glücklicher Abschluß sich rechtfertigt. — Nun kommt aber noch häufiger bei ihm das Maß- und Regellose; eine abscheuliche Nacktheit im Grausamen und Lüsternen, die anwidert; Morde, die als nutzlose Zuthaten erscheinen, auch wo sie verschuldet sind, und das, was an seiner Auseinanderlegung der Natur sonst noch anzieht, völlig zurückdrängen und verwischen. Es ist afrikanische Leidenschaft als Tigerwuth, zügellos überschäumend, wenn auch mit jener Anwandlung von offener Großmuth, die man den beduinischen Wüstensöhnen zu leihen pflegt; das natürliche Ende einer solchen Partie von Wildheit ist Doppelmord. Oder die an der brennenden Sonne des Südens glühend erhitzte Phantasie verknüpft in springenden Scenen das ganze Leben spanisch-maurischer Wildheit und Größe: Edelmuth und Aufopferung, Verrath und Reue und Buße, Alles rollt wirbelnd dem Auge vorüber und kann wieder nicht anders als mit Blut enden, denn die Gesetze sind keine anderen als die der schrankenlosen Leidenschaft. Was für eine Gestaltung kann das werden, jene Blutsverbindung zwischen dem Henker und dem spanischen Granden, eine der Gesellschaft ungeheuerliche Anomalie, die von ihr ausgestoßen wird! Und gewiß, es braucht einen starken Geschmack, wenn er uns ein devotes Weib vorführt, die in falscher Eifersucht den Geliebten an den Henker verräth und hernach den boshaften Beichtvater, der sie betrogen, kurzweg erdolcht. Das Abscheulichste hat er in dem sogenannten Drama „La famille de Carvajal“ entwickelt; ein Scheusal von Vater, der sein Weib vergiftet, die eigne Tochter durch Verführung und Gewalt schänden

will und von ihr erdolcht wird. Es mag sein, daß solche Creaturen dem spanischen Amerika, der Zeit und Bande eines Pizarro annähernd passen; sicherer ist, daß das ein Gegenstand wäre für die Aufführung vor Rothhäuten. — Aber mitten in dem entfesselten Sturmlauf der Leidenschaften giebt es bei ihm wieder gar liebliche Ruhepunkte, und manche seiner Gestalten gewinnen ihre sichere Größe, und in Mitte der tragischen Possen mit verwilderten Figuren herrscht eine unzerstörbar heitre und natürliche Laune; seine gewaltige Phantasie zwingt das Widersprechendste zusammen. Ja, sie kann drollig werden. Man nehme in der „Chronique du temps de Charles IX." die Capuzinerpredigt, völlig ihrer Devise aus Rabelais würdig, eine der köstlichsten Possen, hinter deren Schnurren, zusammengehalten mit der ganzen Umgebung, das leibhafteste Bild von der luxuriösen Sittenlosigkeit der Zeit liegt. Oder sie schafft gar liebliche Bilder wie das jener Inez Mendo, der anmuthreichen und großsinnigen Dulderin, der Rose Castiliens, die der Sturm sich vermählt und entblättert.

Was Mérimée in seinem willkürlich von ihm so geheißenen spanischen Theater von seinen Stücken vormerkt: le trop de rapidité dans l'action, le trop de développement etc., als hab' er es aus dem spanischen Drama genommen, das ist ganz sein persönliches Eigenthum. Er geht nur in Sprüngen, seine schrankenlose Phantasie, ein Pferd der arabischen Wüste, hat Eile. In der Regel macht die eingeschlagene Entwicklung jede dramatische Abrundung unmöglich; fast Scene um Scene reiht sich ein finstres Drama ans andre, die meisten wesentlich ähnlichen Charakters und ohne merkliche innere Entwicklung; jedes Bild ist ein vortrefflich eingerahmtes Ganzes, mit wilder Kraft und Kunst zugleich heraustretend, aber eben darum liefert ihre Reihe keine Dramen. Es sind Geschichten, die sich mehr oder weniger lang in Blutscenen herumjagen, bis man übersättigt das Buch weglegt; ja er ist im Stand, eine Folge von ungeheuerlichen Gewaltacten an einander zu reihen, bei denen von gesetzlicher Entwicklung keine Rede sein kann. Auch ist ihm die Form hier wirklich nur Kleid; seine Dramen sind historische Romane und seine satyrisch-politischen Komödien Sittenstudien. Er hat die verzwickte Laune angenommen, seine Stücke mit einer aus aller Illusion heraustreibenden, manchmal auch über das Stück selber ironisch sich auslassenden Apostrophe ans Publicum zu schließen. Wo er sich aber

mäßigt, eine Schranke anerkennt und auf naturgemäßem Boden stehen bleibt, da entfalten sich die Vorzüge einer eben so markirten als begründeten Personenzeichnung, selber der historischen (der nichtige Karl IX., der wahrhaft erhaben gefaßte Admiral Coligny), und daneben einer rasch, kräftig, in klaren, psychologisch nothwendigen Momenten durchgeführten Handlung. Seine Erzählung ist kurz, bestimmt, voller Leben.

Mérimée ist ein vielseitiges Talent von unstreitig großer Naturkraft, in der Geschichtschreibung und Kunstarchäologie, besonders aber mit Glück in der Novellendichtung versucht; übrigens ist er auch in seinen Novellen und Erzählungen Geschichtschreiber. Schule und Zügelung sind es, die ihm vollständig fehlen. Bei aller Ueberschwänglichkeit hat er doch eine sorgsam durchgearbeitete, gemeßne und kalte, ja vollendete Form. Ein unbeschränkt freier Kopf, giebt er ein für katholische Lande fast einziges Beispiel der Ungebundenheit im Angriff auf jede Art Bigotterie und Vorschieben der Religion, und sein spottender Haß verfolgt den Devotismus in jeder Form. Seine Denkweise ist gleich derjenigen von Beyle, nur mit etwas mehr Fond, eine ganz ungebundne, und er treibt es sehr weit in den Auslebungen jener oft wiederkehrenden Neigung, alles fanatisch Gläubige, mit dessen Vor- und Eingebungen das Leben nicht stimmt, auf Kosten des Glaubens selbst zu geißeln. Der unglückliche Parteigänger in der „Chronique“, der aus den Gräueln und Ungerechtigkeiten beider Glaubensparteien eine verbitterte Abneigung gegen allen Glauben schöpft und in finstrer Resignation den letzten Moment erwartet, ist ihm eine ganz vertraute Gestalt. Darum liebt er auch jene grundhäßlichen Heiligen zu zeichnen und zu geißeln, lüsterne Beichtiger und Inquisitoren, deren geheime Laster keine Geschichte kennt, überhaupt jene Race, die mit ihrer fanatischen Heuchelei den romanischen Süden zu Grunde richtet und nebenbei für ihre kleinen Sünden recht gute Geschäfte macht. In ihm wogt die volle Auflehnung der Natur gegen alle Verzerrung, die Fanatismus und Wahn dem Herzen aufgezwängt.

Wir acceptiren über den originell und energisch in sich begründeten Mann folgende einem Tageswerk entnommene Worte: „Ce qu'il poursuit avant tout, c'est la reproduction exacte de la réalité physique et morale, telle que nous la vivons et la subissons, et

de nos idées et de nos préjugés, tels que nous les avons reçus ou que nous nous les sommes faits à nous-mêmes. Ne rien atténuer et ne rien grossir, là est la difficulté sans doute, mais là aussi le triomphe. — Avec Mérimée l'histoire, même l'histoire romaine, a pour nous l'intérêt et l'attrait d'une chronique récente. Il est sobre et concis sans sécheresse, il ne fait valoir que ce qui a sa valeur et dédaigne ou effleure à peine les menus détails encombrants, tout ce qui gêne ou obscurcit le sujet et ne plaît qu'aux esprits médiocres. Il a du goût cependant pour l'épisode et l'anecdote, il les recherche volontiers, mais à condition qu'elles soient caractéristiques".

Nicht geringere Reinheit und Bestimmtheit der an den altfranzösischen Classikern gezognen Sprache zeigt Bernard, ein mäßiges realistisches Talent und der vermeintliche literarisch-classische Opponent der romantischen Schule, der er doch wieder verfällt, er geberde sich dagegen wie er will: die Zeitauffassung, die unter Frivolität versteckte Bitterkeit und die Nacktheit der Enthüllungen sind ganz dieselben; einzig das systematisch-bewußte Abschwören aller und jeder in grundlosem Idealismus verschwimmenden Sentimentalität und das sarkastische Stehenbleiben bei der einfachen Beobachtung, der kalten Ironie und Satyre, giebt ihm das verschiedne Gepräge.

Charles de Bernard

ist nicht über ein Jahrzehnt, 1838—47, thätig gewesen.

Zwei Dinge frappiren an seiner Weise: eine Sprache, die in seltenen, aber überraschenden Lichtblitzen originelle Kraft entwickelt, und von jenen Einblicken ins Seelenleben, die eine über den gewöhnlichen Novellisten hinausgehende Durchdringung des Geistes offenbaren.

Was die Mehrzahl seiner kleinen Novellen vortheilhaft auszeichnet, das ist ein bestimmtes Maß, welches der Wahrheit des Lebens und der Empfindung vertraut nahe steht und zu einem befriedigenden Totaleindrucke führt, wie denn auch die Spannung, wohl unterhalten, nie excessiv wird. Die Zeichnung des Lebens ist von ruhig erschauter Wahrheit; ja zuweilen entwickelt er in einfachster Klarheit eine trocken

und trostlos hingeworfene Weltkenntniß, die in Lagen von ganz gewöhnlichem Verlaufe sich abspiegelt. Meistens trifft er das Leben klar und richtig, — ein glücklicher Realismus.

Die Schilderungen sind geistreich, von großer psychischer Treue und lebhaft interessirender Mannigfaltigkeit der wechselnden Lagen und der leicht beherrschten Tonarten. Seine Hauptpersonen könnten füglich als stehende Charaktermasken figuriren. Sein Object ist fast überall dasselbe: die verführerischen Reize und Begegnisse des Pariser Lebens unter seinen verschiedenen Formen. Der Ernst und die Gefahr seiner Verlockung in die Strudel und die inneren Kämpfe treten nahe genug, um auch in heitre Entwicklungsscenen (wie die eines modificirten Tartuffe in der „Chasse aux amants") einen gehaltenen Fond hineinzutragen. Einmal wirft er den Provinzialen als Candidaten ins Pariser Salonleben, wo er der Spielball wird einer ehrlich freundschaftlichen Hingabe an den echten roué unter den Industrierittern so wie überhaupt seiner Unbekanntheit mit dem großen Treiben und den kleinen Leidenschaften des Weltlebens, das er ungeschickt handhabt. Oder er faßt die Sache etwas tragischer an und stellt uns in ernster und strenger Weise den unglücklichen schützenden Liebhaber eines interessanten und schwankenden Weibes hin, der endlich nach manchen Wechseln des Kampfes das schwache Opfer der raffinirten Weltlust verliert und mit ihm sein Ideal und seine Seelenruhe. Oder in einem Stücke von durchaus heiterem Eindruck führt er uns den abgefeimten Weltmann vor, bei dem es sich um die Gewinnung der Hand einer reichen und schönen Witwe handelt; die Intrigue wird aufgedeckt, der fat abgeführt, und die gesuchte Hand fällt einem launisch verkannten Ehrenmann zu.

Wenn seine Novellistik zum größten Theile nichts Andres giebt als Varianten auf das beliebte Thema: Weib, dein Name ist Schwachheit!, so hat er denselben Stoff auch in den kleinen Dramen „Le noeud gordien" behandelt, deren jedes unter sehr verschiedenen Verhältnissen das Schicksal des Weibes verfolgt, ob es nun Frau sei oder werden solle, denn der gordische Knoten ist doch überall die Ehe. Die Scenen sind ungefähr die nämlichen: die Gewandtheit des Weibes, sich nach rasch und entschieden abgethanem Gemüthskampf aus einer geschlagenen Stellung in eine neue und siegreiche zurückzuziehen; das überraschende Sich-Ergeben an eine zwiespaltige, leiden-

schaftlich geflohene und leidenschaftlich verfolgte Neigung von mysteriös-tragischer Gewalt; die gefährlich kokette Spielerei eines sogenannten verkannten Herzens, mit familiärer Wendung in der kleinen Intrigue bis zum leichtfertigen Sich-Hinwerfen getrieben; eine erste Liebe, schnell aufgeschossen und schmählich um Geld verrathen; die heut angesponnenen, morgen leichtfertig weggeworfenen Liebschaften der Badesaison: überall Unverstand, ein Verflachen und Vergessen der für ewig ausgegebenen Gefühle.

Wenn so die Stoffe bei ihm ganz dieselben sind wie diejenigen der romantischen Schule, so kann er auch völlig ihren Ton annehmen, und da, wo er die schwere und finstere Seite des Kampfes zwischen Herz und Leben hervorkehrt, wo er schauernde Einblicke in die Abgründe der Seele eröffnet, steht er mit den ausgesprochensten Romantikern genau auf gleicher Stufe. Man vergleiche das dramatische Stück „La peine du talion", aufgebaut auf der Idee einer raffinirt furchtbaren Vergeltung für das wie gewohnt durch Verführung zerstörte Familienglück.

Eines wahrt Bernard immer: größre Sicherheit und weitaus natürlicheren Einblick ins Leben und in die Seele. Das zeigt sich namentlich in besonderen Einzelzügen. Die Personen eines läppischen Mannes, der blindlings selber die gemeine Verführung in sein Haus einführt, daneben eines idealen Liebhabers, der eben diese Verführung mit Schonung und Energie bekämpft, dazwischen des schwankenden Rohres von Weib; die Zeichnung des Lebens in den Intriguen einer verlebten Kokette oder einer verunglückten Heirathscandidatin; die Liebe eines Jünglings in jenen Jahren der Exaltation, die noch halb Kind, halb Mann sind und sehr leicht einer ersten heroisch sich geberdenden Schwärmerei gerade für das voll ausgebildete Weib Raum geben: das und Anderes mehr sind Dinge, die mit vieler Kenntniß des Herzens erfaßt und auch viel genauer der Realität des Lebens enthoben sind, als es dem in seine Schwankungen weniger Eingeweihten scheinen möchte.

Hatten wir bis dahin immer und immer wieder die Tendenz als Haupthebel, möge sie sich kleiden, wie sie wolle, so ist in den Nächsten keine Spur mehr davon, ja die pure Tendenzlosigkeit, Erzählung und Zeichnung an und für sich Selbstzweck.

Da steht zunächst der leichtsinnige und leichtfertige, aber immer gutmüthige und drollig lachende Erzähler aus dem Pariser Gamin- und Straßenleben, der nackte Naturalist. Er vertritt in der Erzählung und Portraitirung die Bummelei, aus der sie beide herausgewachsen, giebt die gemeine, aber auch vollkommen richtige Natürlichkeit und bewegt sich mit der vertrautesten Herzensneigung auf dem Felde des liebenswürdigen Lasters und Scandals, salopp im Stoff und nachlässig in der Sprache. Er kennt und sucht nichts Höheres als das Behagen an der ordinärsten Realität des Lebens; wo er einen Schritt weiter versucht, dem Idealisiren oder Vergeistigen oder auch blos der inneren Begründung entgegen, da verfällt er ins absolut Rathlose, in den blinden Zufall, er ist außer seiner Welt.

Paul de Kock

nimmt unter den französischen Romanschriftstellern eine Stellung ganz eigner Art ein. Man mag das, was er schreibt, nicht eigentlich Roman heißen, sondern Erzählung. Entweder ganz ohne oder mit durchaus schwach ausgesprochner Tendenz erzählt er, um eben zu erzählen; er plaudert mit einer Behaglichkeit, als sei er gerade durch die Stadt geschlendert, um unter bunten Abenteuern seine Situationen und Originalien herauszusuchen, und sitze nun auf seiner Causeuse, um einen Strich nach dem anderen am Gemälde auszuführen. Er hat den ganz eignen Ton des gutmüthig schwatzhaften Erzählers, etwas von einer Frau Base bei der Theegesellschaft, mit mehr Lachen als Ironie, mehr Gewandtheit als Durchdringung, mehr Scherz als Ernst. Anschauung und Darstellung sind bei ihm eben so natürlich als leicht und gewöhnlich; es ist die bequeme Philosophie des Leben und Lebenlassens. Nichts was über Gebühr aufregt oder erschüttert, Nichts was über eine gewisse Grenze des leichten Lebens hinausgeht. Ganz im Gegensatze zu den übrigen Romanschriftstellern des jungen Frankreichs übertreibt er nie; er malt die Personen und die Dinge nie ins Crasse, aber er folgt ihnen auch nie in die Tiefe; er unterhält angenehm, weiter Nichts. Paul de Kock will lachen, sich und den Leser amüsiren; in dem Sinne mildert er immer: der Ernst des schweren Geschickes wird verdeckt, das Laster wird liebenswürdig oder gleichgültig, die Untreue ist lebelustige Schalkhaftigkeit. Man hat

Recht zu behaupten, daß er durch dieses Zuwenig da sündigt, wo die Anderen es durch ihr Zuviel thun; gerecht wird er eben auch nur einer gewissen Classe von Naturen, und jedenfalls nicht den höheren. Uebrigens sind seine Bilder merkwürdig zutreffend; man glaubt diesen Personen auf der Straße zu begegnen und eben von der einen oder anderen Situation wegzukommen. Wenn er aber auch die Natur gut trifft, so ists eben Nichts weiter als die allerordinärste Natur, in allen ihren harten Strichen wiedergegeben; das Burleske und Gemeine giebt sich eben auch im Alltagsgewand. Von künstlerischem Idealisiren, von einem Schaffen nach den Gesetzen des Schönen keine Spur; Paul de Kock bleibt trotz seiner gerühmten Treue bloßer Copist. Ernst der Lebensanschauung dringt bei diesem Schaffen nirgends durch. Eine weniger weltmännische als literarische Leichtigkeit, auch die schweren Fragen des Herzens sich gemüthlich abwickeln zu lassen; ein gewisses Zuschauen, wie die Dinge sich geben oder machen, spricht nicht eben für feste Moral.

Er hat neben besseren solche Stücke, und sie machen die Mehrzahl der Producte seiner leichtfließenden Feder aus, die nach keiner Seite über die Mittelmäßigkeit hinausreichen und alle Fehler dieser Art Schriftstellerei in sich vereinigen. Wenn einerseits dieses Zeichnen nach der Realität und dem gewöhnlichen Leben bis zur gemeinen Alltäglichkeit hinuntersteigt, an der sein leichter Humor besondres Gefallen findet, so liegt es denn doch an der Gattung im Allgemeinen den realen Boden leicht zu verlassen und die Ereignisse so zu arrangiren und zu häufen, daß wieder eine Art Fiction daraus wird, die von der wirklichen Welt wenig mehr hat als die Gemeinheit und Misère im Einzelnen. Sobald er in den eigentlichen Roman übergeht, häuft er die Unwahrscheinlichkeiten und läßt die eingreifenden Begebenheiten wiederholt von zufälligen Begegnungen ausgehen, ganz wie die Anderen. Gerade dieses Vordrängen des puren Zufalls aber, auch wo es leicht scheint ein geistigeres Motiv als Hebel zu setzen, offenbart die Schwäche seiner Erfindungsgabe. Kunst liegt hier nicht; die Ressorts sind längst abgebrauchte, und die lahme Erfindung hilft sich mit wiederholten Aehnlichkeiten in den Scenen und Personen; von psychologischer Entwicklung ist keine Rede.

Es ist wahr, Paul de Kock schreibt mit der vollendeten Naivetät und Offenheit; er hat nicht Einen berechneten oder gekünstelten Zug,

und das mildert auch das Schädliche seiner Lehre, die wenig Anderes ist als die sorglos lachende Moral der leichten Verführung. Es ist ferner wahr, daß er das Leben zumal nach seinen gemeinen Seiten durch und durch kennt und mit merkwürdig kühler Ruhe urtheilt — eine lachende Satyre. Und dennoch wird diesen Schriften ohne nur einen Anflug von idealem Hintergrund eben stets die Seele fehlen. Die ordinärsten sind Nichts weiter als Spectakelstücke, die unverschämt werden, statt naiv, und Scandal auf Scandal häufen, ohne nur das Verdienst wahrhaft origineller Erfindung für sich zu haben. Die Charaktere sind zur Seltenheit durchgeführt, am ehesten noch die gemeinsten. Die schlechte Leitung des leeren Zufalls, ungebührlich mitspielend, schwächt auch die Wirkung des Wenigen, was besser und reiner gehalten ist.

Der Ton der Zutraulichkeit (confidence), in den er sich von vornherein mit seinem Leser setzt, als wollt' er ihm vertrauliche Mittheilungen machen, ihm ein offenes Geheimniß ins Ohr raunen, hat etwas Einnehmendes.

Sein Object ist immer die Welt, in der er ohne Verstoß eine leichtfertig sinnliche Natur en négligé darf spielen lassen, unbehelligt von Sitte und Bildung. Dieser Welt entspricht Alles: Scenen und Gefühle, Personen und Thatsachen, die leichten Weiber und liebenswürdigen Schwerenöther, die Schenkstuben und Tanzplätze, Alles handgreiflich, prosaisch, übrigens gutmüthig und voll drolligen Lebens.

Die französische Kritik, die diesen Schriftsteller gerade der Natürlichkeit zu Liebe, weil diese sonst eben der ganzen Literaturperiode abhandengekommen war, höher stellt, als die deutsche zugeben darf, sagt dazu: „Il est d'un naturel exquis; ses caractères ont un cachet de vérité saisissant. Vous avez vu ses types, vous les connaissez; ils sont autour de vous, on les coudoie. Cela marche, cela palpite, cela respire. Hier vous les avez rencontrés, demain vous les rencontrerez encore. L'auteur les a pris tout grouillants dans la société vivante pour les transporter dans ses livres. Moeurs, allures, langage, originalité populaire, malice parisienne, bonhomie campagnarde, sottise bourgeoise, tout est reproduit, calqué, daguerréotypé le plus fidèlement du monde, au physique comme au moral. Paul de Kock ignore la convention et la fantaisie, il ne sait que la nature. Ses oeuvres sont un miroir où une mul-

titude de personnages peuvent s'admirer de pied en cap. — Si parfois il évoque de folles images, elles s'envolent presqu'-aussitôt sur un éclat de rire. Il ne les entoure pas des ombres provoquantes du rêve, des voiles hypocrites du mystère, pour mieux y arrêter la réflexion et la pensée! De page en page une folie chasse l'autre, et l'on arrive à un dénoûment sérieux irréprochable". Diese Bemerkungen sind im Ganzen allerdings richtig bis auf den Schluß; das von den Anderen verschiedene Gebahren macht auch die eben so verschiedene Wirkung seiner Natürlichkeit aus.

Einer der hervorragendsten Züge sind die Stimmungswechsel; er geht mit der größten Ungezwungenheit im Nu von der Komik zum Ernst und vom Lachen zu den Thränen über, ist aber im Ganzen von unerschöpflicher Heiterkeit.

Ueber seine Sprache lassen wir am besten zwei französische Kritiker urtheilen. Der Eine sagt: „Jamais mépris pareil de la langue et du style n'avait marché si effrontément sur les éléments de la grammaire et sur les plus simples notions de l'art". Der Andere: „Il est certain qu'il ne cultive que médiocrement le style et soigne fort peu les périodes; il ne recherche ni l'éclat, ni la pureté, ni la correction. Le mot arrive, il l'écrit comme il se présente. La phrase est sans gêne, elle se rit de toutes les délicatesses de la forme, et marche cavalièrement, à l'herluberlu, sans s'inquiéter ni de l'élégance, ni de la tournure, ni de la méthode". Das liegt allerdings allgemein etwas in der Zeit, das Scribesche Theater vor und nach 1830 hatte jene nachlässige Sprache aufgebracht, qui n'était d'aucun dialecte et d'aucun monde.

Charakterbilder seiner Feder. Das an einen Alten verkaufte Weib, das seine Ehre einem gefeierten Geliebten opfert; der gutmüthige Junge, der sich von der Maitresse und den guten Freunden aussaugen läßt; der Schwindler und Industrieritter als sogenannter Freund; der abgefeimte Schurke von Bedienten mit der ebenbürtigen Kammerfrau zur Seite; vor Allem seine Koketten der allerordinärsten Art, die höchstens größeren Undank entfalten und etwas mehr Unheil anrichten, als jeden Tag geschieht: diese und hundert andre sind so genau aus dem Leben der großen Gesellschaft herausgelangt, daß man sich ohne Zwang sagen mag, man sei diesen Figuren schon auf

der Straße und im Salon begegnet, man kenne ihre Physiognomie und durchschaue ihre Seele oder was an deren Stelle sitzt.

Diesen Charakteren entsprechen die Situationen. In einem und demselben Stücke spielt eine Kokette so mit, daß ihr erstes Entlaufen ihrem ehrlichen und liebevollen Pflegevater das Leben kostet, ihr zweites das Haus niederbrennt, daß ein junger Mann im Duell um sie umkommt, ein zweiter und noblerer innerlich von ihr zu Grunde gerichtet wird; die zum Ueberfluß zweimal wiederkehrende Situation, daß eine Dame umfällt und den Rock über den Kopf wirft, das zweitemal unter wahrhaft ekelhaften Beithaten; die Abenteuer im Gasthof, wo mehrere Weiber sich dem Ersten Besten an den Hals werfen und im Hemd aufgeführt werden; eine Scene mit Nachttopf und Prügeln; der erste Besuch eines alten Wüstlings bei seiner soi-disant Maitresse, bei welcher wieder ein Nachttopf und eine der bekannten Enthüllungen ihre Rolle spielen; die improvisirte Sophascene eines glücklichen Rivalen und die ihr folgende Räuberscene auf dem Kornboden, beide mit mehr als zweideutigem Zubehör; eine Vorstellung beim Theaterintendanten und seinem Kammerdiener; eine nackte und rohe Revolte in der salpétrière; die handgreiflichen Verführungsversuche einer lüsternen Müllerin; dazu die Auseinandersetzungen und Klätschereien über geschlechtliche Beziehungen, der weltmännische Unterricht eines Spitzbuben und die nicht seltnen Expositionen des Autors im eignen Namen: man mag vielleicht alle diese in einem einzigen Stück untergebrachten Dinge amüsant finden; so viel aber ist sicher, daß sie gemein sind und jeden reinen Geschmack verletzen. Ich wüßte die Größe des Vergnügens nicht abzuschätzen, wenn man in den Sumpf hineinsteigt, um schmutzige Hände und Füße herauszuziehen.

Ganz wenige höher stehende und wahrhaft ergreifende Momente, ebenfalls mit einfacher Naturtreue erfaßt, ragen vortheilhaft hinaus über das allzubequeme und allzubreite Geplauder.

Der 1794 in Passy bei Paris geborne Sohn eines der Revolution unter Dumouriez dienenden, durch die Guillotine fallenden holländischen Banquiers, hat Paul de Kock durch frühes Romanlesen seine Neigung und sein Talent geweckt, dann den ersten Roman verfaßt in einem Banquierhause, wo er angestellt war, daraufhin aber entlassen wurde; nach zwei Jahren vergeblichen Anklopfens bei den Buchhändlern kam er rasch und ungeheuer en vogue. Er hat mit

Melodramen der schauerlichsten Art begonnen, ist dann zur Localposse übergegangen und hat in beiden kein Glück gemacht. Erst in der speciellen Art Novelle, die er hernach ergriff, hat er richtig sich und sein Talent herausgefunden, indem er gerade das Terrain traf, auf dem sich seine leichte Laune und seine spielende Beobachtung so recht daheim fanden. Auch er wurde durch die glückliche Laune einer gerade passenden und massenhaften Leserwelt verleitet, seit etwa der Mitte der 30er Jahre die ursprüngliche Natürlichkeit und Gutmüthigkeit dem übertriebenen Effecte zu opfern. Er ist übrigens keine fashionable Lectüre und wird daher in der feinen Welt nur hinter den Gardinen gekostet, was um so mehr reizt.

Ein schneidenderer Gegensatz nicht blos zu Paul de Kock, sondern zu der ganzen Richtung des französischen Romans in allen seinen bisher genannten Vertretern ist nicht denkbar, als wie ihn der idealistische Genfer Novellist Töpffer bildet, der mit jenen kaum Etwas außer der Sprache gemein hat.

Rodolphe Töpffer.

Eine reine Natur, der Adelbert Stifter der französischen Literatur und der directe Gegensatz zu der mit dem französischen Roman, aber nicht blos in ihm aufgekommenen Denk- und Tonweise, hat Töpffer eine liebenswürdige Nonchalance sich gehen zu lassen. Die jugendliche Einbildungskraft führt ihn, rasch wie die Einfälle des Kindes wechseln, von einem Punkt auf den anderen, ohne daß in diesem launig-humoristischen Verfahren etwas Disparates heraussträte. Er ist geübter und anziehender Erzähler; seine Schreibweise nicht mehr naiv, dazu ist sie trotz alles Anscheines von innerer und äußerer Einfachheit zu durchdacht; aber sie hat den glücklichen Anstrich der Naivetät. Es ist ein fortwährender Wechsel von Scherz und Ernst, Kinderscenen und Mannesgedanken, ein bedeutender Reichthum an Beobachtungen des Lebens und oft mitten unter launigen Einfällen psychologisch tiefe Blicke. In dieser Art, die gar stark an eine nur veränderte Auflage seiner geliebten flânerie der ersten Jugend erinnert, ist etwas immer Junges, und da, wo er halb schalkhaft, halb gerührt, die Frische und den Zauber der ersten tiefen Jugendeindrücke berührt,

wo er wieder in jene unendlichen Perspectiven einführt, an deren träumerische Wonne später, wenn der Hauch der Realität aus dem Paradiese verscheucht hat, kein Glück der Erde mehr reicht: da wird er, ohne es zu wollen und zu suchen, rührend und tief. Dasselbe geschieht ihm überhaupt in der Ausmalung der ersten und natürlichsten Gefühle, deren Entwicklungsgang ohne alles Fremdartige oder Ueberraschende ein reiches und mit süßer Wärme ergreifendes Leben annimmt; es ist die Kunst der ewig wahren Natur, und was Töpffer Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß sein Herz mit aller Frische und Wahrheit an diesen reinen Gefühlen hängt und sie wiedergiebt. Auch jene springenden Jugendneigungen mit ihrer Heftigkeit, ihrer Flüchtigkeit, ihren ewigen Gelübden auf einen Tag, die im reiferen Jüngling vor einer constanteren Seelenbewegung so leicht zerrinnen, ist bei ihm ein frappant jugendlicher Zug. Darum bewegen auch seine Gestalten: dieser Onkel Tom („La bibliothèque de mon oncle"), der gutmüthige, wunderliche, gelehrte Alte mit seinem kindlichen Zuge, hat etwas wahrhaft Erhabenes. Im „Presbytère" bringt er leibhafte Figuren aus dem alten Genf von Calvins Zeit her: der ehrwürdige Landpfarrer, eine durch die total veränderten Beziehungen der Neuzeit bald ganz zum poetischen Phantasiebild gewordene geistliche Natur, die voll in und mit ihrer Gemeinde und jedem einzelnen Gliede derselben lebt, in diesem Leben aufgeht und das geistige Centrum für Alle bildet; ein puritanischer Seelenhirt mit allem grundsätzlich strengen Ernst und aller christlichen Milde und Liebe, die vereint ihm etwas Ehrwürdiges geben. In der Mitte zwischen dem Hirten und der Gemeine, zwischen der christlichen Bildung und der abergläubigen, aber hier lenksamen und treuen Rohheit des Bauernlebens steht der Cantor, eine ausnahmsweise Figur mit selbstbewußter halber Bildung, unantastbarer Gradheit, einseitigem Vorurtheil und eisernem Willen, schwer zugänglich, dann aber auch fest zum Nachgeben entschlossen. Noch consequenter und mit den markirtesten Zügen lebt sich ebenda eine dritte Persönlichkeit aus, die zu den beiden den Revers bildet, der Portier Champin, einer von jenen infamen Maulwürfen der Gesellschaft, die aus angeborner oder anerzogener Gemeinheit des Geistes in alle Verhältnisse des Nächsten hineingucken und hineinpfuschen, deren Leben der Klatsch und die Verläumdung, die Intrigue und das Wehethun ist, nicht

selten wie hier der blöden menschlichen Gerechtigkeit unerreichbare Verbrecher, die sicher und unvermerkt das Unglück, ja den Tod derer, die höheren Wesens sind, heraufbeschwören können. In diesen Zeichnungen, welche wie mit Pinselzügen die Gestalten vor das Auge hinstellen, schaut der Maler durch. Im Ganzen gelingen ihm die edlen Charaktere, die seinem rein-gutmüthigen Sinne nahe stehen, auch in der Zeichnung besser, und er liebt wiederholt sie zu feiern (so in „Les deux Scheidegg", „Le Col d'Anterne" 2c.). Louise im „Presbytère" ist eine engelgleiche Natur, in dieser Klarheit, Unschuld und Vollkommenheit ein schöner Traum; consequent, daß sie untergeht.

Töpffer ist der feinfühlige Beobachter und Maler des Still- und Kleinlebens der Familie und der Seele, zuweilen auch der Natur. Man möchte sagen, daß diese Dinge in der Stunde des Mittags und für sie geschrieben sind: sonnenwarme, friedliche Träumerei, wo der Geist mit einer gewissen Ruhe vertieft in sich hineinblickt. Das Landleben, wie er es liebt und hinmalt, ist mit einer so feinen Rücksicht auf psychische Eindrücke, auf Erhaltung der geistigen Persönlichkeit auch gegenüber mächtig entgegengestemmten äußeren Verhältnissen ausgestattet, wie sie selbst in gebildeten Kreisen Phantasie bleibt; das Leben ist härter, rücksichtsloser, materieller, gemeiner, es hat nicht diese Logik des Herzens. — Töpffer ist Meister des launig drolligen Tones, oder er setzt den komischen und den rührenden neben einander, ja er kann davon absteigen bis zu sentimentalen Trauer- und Todtenscenen. Anziehende Zeichnungen aus der großartigen Bergnatur laufen dazwischen. Die meisten seiner Novelletten sind von erstaunlicher Einfachheit. Es sind ihrer, die eigentlich ein Nichts an reellem Inhalt haben: ein ganz alltägliches Reiseabenteuer; ein Bube, der verirrt und von Furcht gehetzt die Nacht über umherirrt; die Schicksale eines Buckligen. Aber sie fesseln durch den wechselnden Gefühlsgang, den Ton, die glücklichen Naturschilderungen, zumal der Bergwelt, das Talent des Erzählers und die Kraft einer lebhaft verkörpernden Einbildung, endlich durch den feinen Sinn für wahren Herzensadel, der ihn zum Feinde macht aller lügenhaften Gefühlsüberschwenglichkeit und herausgedrechselten Empfindelei („Le grand Saint-Bernard"), sowie der Leere und innersten Nüchternheit, der Langeweile und gemüthlosen Gemeinheit der fashionablen Kreise („L'héritage"). — Ob es dieser Art Talent angemessen sei, sich in

eine große Composition auszubreiten, ob in seiner ausgedehntesten Arbeit, dem Genfer Sittenroman „Le presbytère“, besondres künstlerisches Verdienst liege, wie Kritiker haben finden wollen, das darf man höchlich bezweifeln; je mehr seine Erzählung sich in Gefühlsrichtungen und Gedankengänge rein individueller Natur hineinredet und je detaillirter sie in Specialitäten eintritt, um so mehr weicht sie vom allgemein Gültigen ab, verliert an Werth und Interesse. Wo mit übermäßiger Breite alle Fädchen des Netzes verfolgt, wo Alles und so zu sagen noch Etwas dazu gesagt ist und der Combination des Lesers kein freies Pünktchen mehr bleibt, da wird der Geist abgespannt, und die Züge werden verwischt. Das ist die Klippe in Töpffers Talent und Neigung, und die Briefform, die nun einmal unsrer Zeit schwerlich zusagt, mit ihrem Vordrängen des Individualismus und Kleinlichkeitskrames, hat ihr Vorschub geleistet. Die kleine Novelle ist sein günstigeres Feld.

Maler des Genfer Stadt- und Landlebens, besonders auch des alten Genf, mit stehen gebliebenen Zügen aus Calvins Zeit, sittenstreng wie es war, von geregelter äußrer Ruhe, aber unter dem Anschein der Kälte mit einer in vielen Seelen fortlebenden Poesie des Herzens und der Familie, hängt er als Freund und Verehrer an dieser soliden Zeit und ihren Repräsentanten, den patriarchalischen Persönlichkeiten. So ist er der specifische Schriftsteller einer eben damals ablaufenden Markscheide des Genferlebens mit conservativen Neigungen. Im größeren Roman läuft bei aller Naturwahrheit doch das romantisch Idealisirte mit (so in der einfach tragischen Familiengeschichte und den Charakteren des Pfarrhofes).

Seine „Nouvelles Genevoises“ und Anderes hat Töpffer, der nach dem Vorbild und Unterricht seines als Maler geschätzten Vaters auch das Zeichnen und die Malerei trieb, mit reichen Illustrationen ausgestattet; seine Skizzen, besonders die Caricaturen, und die Genrezeichnungen seiner kleinen humoristischen Reisebeschreibungen sind voll Wahrheit, Laune, Witz und Satyre („Collection des histoires en estampes“).

Eine kindlich reine Seele von ausgesprochen deutsch-protestantischen Zügen und stark aus den Bedingungen des alten Genfer Lebens herausgewachsen, aufs Träumerische und Kleine, vor Allem auf die kleinen, aber unersetzlichen Zauber der Jugend angewiesen, der Zeichner des Stilllebens der Seele, weiß er ein Nichts von Inhalt

durch die verschwimmenden Perspectiven zu erklären und durch die naturwahre Verkörperung zu beleben.

Das sind, ein paar schwache Auslebungen Lamartines vorbehalten, so ziemlich alle Repräsentanten des eigentlichen Romans. Es bleiben uns also nur noch die verwandten Kundgebungen der Lyrik und des Dramas, wo sie allein auftreten.

In der dramatischen Production treffen wir auf den Einzigen Scribe.

Zwar hat auch er Novellen verfaßt, doch wird Niemand in diesen sein wesentliches Wirken suchen; wohl aber ist der Dramatiker Scribe gleichen Wesens und gleicher Tendenz mit dem Roman dieser Zeit. Seine pikanten Stücke, die angemeßne Kost der Bourgeoisie, sind nichts Andres als in Scene gesetzte Anecdoten, Genrebilder und Intriguen aus der Gesellschaft.

Eugène Scribe.

Théâtre factice, combinaisons habiles, surprises, mystifications. Historiettes dialoguées. Une anecdote piquante est le point essentiel, ou y introduisait des personnages et des ridicules *ad hoc;* la figure devenait l'accessoire. Vérité historique — nulle. Petites phrases inachevées, le strict nécessaire, dialogue supprimé. So Sainte-Beuve über diesen geschäftigsten und populärsten französischen Dramenfabrikanten.

Scribe ist ein echtes Pariser Kind, geboren in der rue St. Denis und lebend auf den Brettern.

Er hat drei auf einander folgende Manieren entwickelt: Die erste ist das reine, einfache, das singende und unterhaltende Vaudeville, was wir im Deutschen etwa das kleine Singlustspiel heißen könnten, wofür die Masse seiner im dritten Jahrzehnt gefertigten Stücke Musterbeispiele geworden sind. Es ist bezeichnend für sein Schaffen, daß bereits das erste Stück, mit welchem er 1816 einen durchschlagenden Erfolg erntete, die Einleitung zu einer 14jährigen Periode fortdauernder Triumphe, in Gemeinschaft mit einem Anderen gearbeitet war. Zunächst das Vaudeville-Theater und die Variétés, dann gleich von seiner Gründung an (1820) das Gymnase, in Kurzem sehr beliebt, verzehrten

die zahllose Masse dieser leichten Erzeugnisse, die von der Schaulust eines nicht minder leichten und leicht erregbaren Publicums mit nicht endenwollendem Beifall aufgenommen, eigentlich verschlungen wurden. Um den Markt zu versehen, gründete Scribe eine förmliche literarische Fabrik mit einer Masse von Mitarbeitern, deren Haupt und Leiter er blieb, in der Art, daß die verschiedenen Mitglieder sich jeweilen in die Arbeit theilten, was Grundidee, Motiv, Plan, Dialog, Gesangpartien und Couplets 2c. beschlägt. Dabei war Scribe, dessen hervorragendste Eigenschaft eine wahrhaft erstaunliche Leichtigkeit, Gewandtheit und Lust des Arbeitens bildete, allgegenwärtig und allleitend; er erfand, entwarf, bearbeitete und überarbeitete, feilte und goß um, Alles nach Zeit und Bedürfniß. Diese Blüthezeit der kleinen Intriguen und spielenden Verhältnisse des Vaudeville in seinem Entstehen und seiner Aufnahme ist ganz bezeichnend für den Geist der Restauration; sogleich mit der Revolution verlor sich diese Sucht nach dem Engen, Intriganten und Leichtfertigen. Die zweite Manier bezeichnet die halbsentimentale humoristisch kleinbürgerliche Sittenkomödie, ein Genre, das er ganz eigentlich geschaffen und zunächst wieder auf dem Gymnase, dann aber auch auf dem Théâtre français in den 20er Jahren in Scene gesetzt hat. Endlich wandte er sich, und zwar nach 1830, der eigentlichen fünfactigen Comédie française zu, die er besonders für politisch-satyrischen Stoff in Anspruch nahm, zum Theil mit Ausfällen direct gegen die Zeit und die französische Regierung. — Neben allen diesen Gattungen läuft seine nicht geringere Thätigkeit als Operntextdichter her, worin er eben so ohne Nebenbuhler blieb, in einer Weise, die allerdings berechtigt zu behaupten, daß er und seine Gehülfen irgendwie bei jeder namhaften musikalisch-theatralischen Leistung betheiligt waren und auch auf diesem Felde drei Jahrzehnte über die Bühne beherrschten. Und das ist unzweifelhaft, daß seine libretti nicht nur handlicher und dramatisch tauglicher waren, sondern auch geradezu mehr Werth hatten, als die meisten schlechten Operntexte der Neuzeit. Nehmen wir endlich hinzu, daß Scribe daneben noch Novellen- und Romandichter ist, so haben wir eine Rührigkeit von unglaublichem Umfang.

Es wird nicht leicht ein Zweiter zu finden sein, der angeborne Virtuosität und beispiellose Theaterpraxis mit so viel Glück und Verständniß geltend zu machen, sich dem Geschmack eines großen Theiles

der Gesellschaft seiner Zeit besser anzupassen, diese mit wenig Fond andauernder zu enthusiasmiren und so durch drei Jahrzehnte die Bühne nicht nur von Paris, sondern zum Theil sogar diejenige des Auslandes zu beherrschen verstanden hätte. Die Kunst, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen, die geschickte und gewandte Verknüpfung der Scenen ist bei ihm aufs Höchste entwickelt; das eigenthümliche Talent, seine besondre Kunst und sein Studium, ja seine Erfindung gehen auf den inneren Mechanismus der Stücke, und mit dem geringen Aufwande von drei bis vier Personen weiß er Komödien zu schaffen und so zu unterhalten, daß sie nicht einen Augenblick stocken oder langweilen. Eines seiner ersten Hülfsmittel besteht darin, in Allem das directe Gegentheil von dem erfolgen zu lassen, was nothwendig zu folgen scheint und erwartet wird, in Folge ingeniöser Erfindungen und Zusammenfügungen die ganze Maschinerie um ein Paradoxon sich drehen zu machen, das man nicht stark genug glaubte den Gang zu tragen. Er gebraucht seine Personen als Marionetten und unterhält pikant durch eine Menge kleiner eingestreuter Züge, verreries und pierreries, von denen seine Stücke funkeln. Seiner Dramatik ist von dem neu aufkommenden Geschlecht in seinen späteren Zeiten ganz besonders la ficelle vorgeworfen worden, der überall durchblickende Bindfaden, an welchem er seine Acte halte und zugleich die Personen wie Puppen durch dieselben hinleite. Aber das war gar nicht so zu verwerfen, wie sich erst später an den gröberen Compositionen Anderer erwies. Outrirte, dem Geschmack der damaligen Mittelclasse zurechtgeschraubte Charaktere, weitaus mehr Rücksicht auf die Geschicklichkeiten, Handgriffe und Kniffe des Handwerks, bühnengerechte Zustutzung sind das Durchgehende; mit der Gesellschaftsclasse, für welche sie mit einem auf die Kenntniß ihres Geschmackes gegründeten fabelhaften Erfolg zusammengeschrieben wurden, werden sie vorübergehn. Originelle Auffassung und besonderen Geist, Gründlichkeit nach irgendeiner Richtung, und gälte es blos die Beobachtung des Lebens, innerlich begründete Entwicklung der Charaktere und Motive oder Stärke der Leidenschaft von ihnen zu verlangen, wäre Luxus. Diese Mängel sind es auch, weßhalb die strenge Kritik den Scenenkünstler nie unter die vollgültigen Schriftsteller hat aufnehmen wollen. Man mag ihr noch so sehr Recht geben, so wird man sich anderseits doch schwer erwehren können, der ganz außerordentlichen

Gewandtheit und immer bereiten Erfindung Anerkennung zu zollen. Er weiß aus Allem einen komischen Stoff für seine Bearbeitung herauszuziehen; hat er ja gar in dem mit Nadelstichen auf die Julregierung versetzten Intriguenstück „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer" den Sturz Struensees hiefür benutzt, und wenn auch der Gedanke einen Augenblick seltsam überrascht, man muß gestehen, daß er ihn mit Glück durchgeführt hat. In solchen wirklich durchgearbeiteten Compositionen haben die Charaktere meist eine bestimmte und einheitliche Färbung, die Handlung entwickelt sich sicher und nach klaren Motiven; in der Anordnung entfaltet sich große Einfachheit und Deutlichkeit; Alles entwickelt sich mit einer bestimmten Wahrheit, ein Eindruck, den die keineswegs tiefen, aber richtigen und gegründeten Gedanken unterstützen. Zuweilen freilich geht diese Einfachheit und die selbstvergeßne Naivetät fast bis zur Einfalt, oder es liegt in ihr wieder eine besondre Art Künstelei, die sich auch in dem Entwicklungsgang abdrückt und wieder einer Zahl von Unwahrscheinlichkeiten ruft, Machinationen, in denen etwas Kleinliches und Unangemeßnes liegt, zumal wenn er sie auf dem ihm beliebten schlüpfrigen Kampfplatze des Hoflebens abspielen läßt. Uebrigens pflegt sich Alles so zu lösen, wie es muß, mit einsichtig gewahrter historischer und künstlerischer Gerechtigkeit. Einheit der Absicht und des Eindrucks, viel komische Kraft, die sich doch nicht über ein bestimmtes Maß hinaus verirrt, söhnen mit dem Mangel an tieferen Eigenschaften aus. — Wer das ausgesprochenste Intriguenspiel, wie er es in Scene zu setzen weiß, kennen will, der findet in „Le verre d'eau", der am großen Völkerleben nachgewiesenen Illustration des Satzes: Kleine Ursachen, große Wirkungen! vermuthlich das vollständigste Muster. Wer endlich Kenntniß nehmen will von den Pointen, die er geschickt in ganz glückliche Contraste der handelnden Charaktere hineinverlegt, der kann jedenfalls keine schlagenderen treffen als die zwischen den neben einander intriguirenden und revoltirenden Bertrand von Rantzau und Raton Burkenstaf, beide in ihrer Art bestimmte und sicher ausgeführte Figuren: jener der vollendete Diplomat mit echt staatsmännischem Blick, sicherer und kurz abgebundner Ironie, die Eindruck macht, im Hof- und Staatsdienst ergraut, nur noch an sich selber glaubend und auf sich bauend, um so sicherer die Geschicke der angezettelten Verschwörung lenkend, als er geheim und nie auf eignen Namen handelt. Dieser,

der ehrlich spießbürgerhafte Händler, ein von seinem Weg abgekommener Bürgersmann, dem der Ehrgeiz den nicht über seine vier Pfähle hinausschauenden Kopf so verdreht hat, daß er nun über Hals und Kopf sich in eine Conspiration hineinwirft, um als Lohn einen ihn wieder an den rechten Platz verweisenden Titel heimzutragen, den der gute Mann komisch verdutzt ansieht und worauf er sich vornimmt, künftig daheim zu bleiben. Seine Figur macht sich noch köstlicher neben dem nichtsnutzigen Lehrjungen, dem Schreier der Straße, der einen echten, freilich vom Pariser Straßenpflaster abgehobenen Typus ausmacht.

Auch die großen Komödien von Scribe sind absolut Intriguenstücke, zum Theil mit fein berechneter Entwicklung und vollständiger Weltkenntniß, so namentlich die am meisten beklatschte und wohl treffendste: „La camaraderie“, dem unmittelbaren Zeitleben entnommen. Nie mehr als in unseren letzten Jahrzehnten hat die ganze Elendigkeit des Coteriewesens und gegenseitigen Lobhudelns, des Steigens durch allerlei gute Freunde und gefällige Dienste, des Herunterdrückens aller unabhängigen Talente und Charaktere geherrscht, kurz die Kennzeichen eines leeren, eitlen und egoistischen Geschlechtes. Die intriganten Personen sind in Wahrheit nach dem Leben gezeichnet, und es ist Etwas von Molière in dem gesunden und kräftigen Anfassen und der heiteren Entwicklung, welche die feinen Spieler in noch feinerer Ueberlistung direct gegen ihren Zweck handeln macht, so daß sie am Ende von der anscheinenden Einfalt, die dem Recht und der Wahrheit dient, schmählich düpirt sind; schade, daß das Leben diese Revange selten giebt.

Die Novellen und Romane unterscheiden sich nicht von den anderen neuen Gesellschaftsromanen der Franzosen; sie spielen in derselben Welt und bringen die gleichen Figuren und Conflicte. In den meisten ist keine Spur mehr von der Naivetät und Einfachheit, die den kühlen Dramatiker bezeichnet. Die wunderlichsten Suppositionen, schreckendes Geheimniß, psychologische Grübelei, Gestalten, die weder nach inneren noch äußeren Naturgesetzen entwickelt sind, eine fortwährende Spannung: darin liegen die Triebräder. Er weiß dabei eben so viel schreckendes Geheimniß, eben so viel aufreibendes Herzeleid in Scene zu setzen, wie in den größten und gespanntesten Compositionen der französischen Romantik. Auch wo ein in seiner Art reiches Seelen-

leben verwendet ist, hat es wieder nur dazu dienen müssen, exaltirte Gestalten zu erschaffen. Es ist wahr, auch bei ihm übt das zerstörende Geheimniß seinen gewohnten Reiz, es spannt, und man folgt ihm unwillkürlich. Aber daneben tritt wieder allzu viel intriguenhaftes Spiel heraus; wo nicht die wüthende Leidenschaft durchbricht, da hilft ein gewandtes Insceneseßen aus; Zufall und Maschinerie spielen mit wie auf dem Theater. Daneben fehlt es den Gestalten an Energie des Lebens; in passiver Willenlosigkeit lassen sie sich von einer allgewaltigen Leidenschaft aufzehren und haben höchstens die Macht des Duldens. Die einfache Natur ist ihm treuer geblieben in Novelletten und kleinen Geschichtchen; da weiß er viel eher ein sicheres Maß zu setzen und eine Welt vorzuführen, in der troß aller Laster der vornehmen Kreise der Gegenwart nicht principiell auf Mord und Grauen ausgegangen wird, und man athmet wahrhaft auf, wenn einmal ein Stück ohne Morden abläuft oder wenn gar die Tragik der inneren Kämpfe sich einmal in ein glückliches Ende auflöst. — Man wird aber mitten in die raffinirteste Verschrobenheit des französischen Romans hineingeworfen, wenn er Motive spielen läßt wie in „Carlo Broschi“ und in der „Maîtresse anonyme“. Dort dreht sich die ganze Entwicklung darum, daß der Hauptspieler, kein Andrer als der berühmte Sänger Farinelli, Castrat ist; schneidender kann nicht mit dem hochfliegenden Idealismus dieses räthselhaften und in Resignation untergehenden Romanheldenthums gebrochen werden, und halb angeekelt, halb lachend fällt man in den gemeinen Naturalismus herab. Hier geht es noch wunderlicher her: Eine Liebeseinladung führt einen jungen Mann Nachts in ein Boudoir, dessen Bett durch besonderen Zufall von einer Anderen, Unbekannten eingenommen ist, die schläft. Troßdem wird sie Mutter, und der Vater des Kindes verliebt sich nachher in dieselbe Dame, ohne von ihrer seltsamen Beziehung zu sich Etwas zu wissen, und gewinnt sie nach vielen Abenteuern zur rechtmäßigen Gemahlin. Eine curiose Welt, das!

Auch auf die Lyrik konnte das maßgebende Uebergreifen des romantischen Geistes nicht ausbleiben. Wenn das am schlagendsten an Victor Hugo selber sich erweist, so doch nicht an ihm allein. Ja es

wird schwerlich ein beredteres Zeugniß für die Macht der gleicherweis im Leben und in der Kunst bewältigend gewordnen Strebungen und Grundsätze geben als die Erscheinung, daß der reine Idealist, der Sänger des ewigen persönlichen Gottes, daß Lamartine selber widerstandslos, man möchte sagen unbewußt und unwillkürlich, gerad' in dem Maße, wie er ins öffentliche Leben hinaustrat, sich von dieser selben Gewalt des Tages ergreifen und aus seiner natürlichen Laufbahn werfen ließ.

Für kurze Zeit wurde

Alphonse de Lamartine's

Wesen mächtig gehoben und gleich Lamennais in allen An- und Aussichten umgewandelt durch die Julirevolution, deren Leitstern sein gefeierter Name war, und er hat in dieser Zeit seine bald vorübergehenden Glanztage, denen eine unglückliche Auflösung seines Dichtertalentes rasch auf dem Fuße folgte.

Die „Voyage en Orient“ und die „Recueillements“, „La chute d'un ange“ und zum Theil auch „Jocelyn“ enthüllen bereits etwelche, das dritte dieser Werke sogar große Nachlässigkeit und Zerfahrenheit seines Genies. Was die den „Recueillements“ vorgesetzten Selbstbekenntnisse des Dichters ahnen, was die freie Beobchtung kritisch geschärfter Augen fürchtend und warnend aussprechen machten, das ist in erschreckendem Maß eingetreten: der unglückliche Politiker hat den gefeierten Dichter verschlungen. Schon in jenen Liedern traten im Tone der eben aufsteigenden Romanmanier neuernd, gegen den guten Geschmack und die Harmonie verstoßend, eigen gebildete Wörter, materielle Nacktheiten, Härten und Unreinheit auf; sie sind ohne Scheu in die Composition geworfen und wesentlich zu unterscheiden von dem, was sich Victor Hugo in bewußtem Streben erlauben darf; was der Kraft und der Natur verziehen wird, das ist bei der Schwäche ein unerbittlich zu rügender Fehler. Kleine Verstöße gegen Reim und Grammatik, die sich früher schon finden, können übersehen werden; aber das Falsche der Neuerung liegt nicht blos in einzelnen Schroffheiten und Ungleichheiten, der Ton im Ganzen hat gewechselt, rauh ist durchweg der Accent geworden. Es ist in Ausdruck und Conception ein Sieg der materialistischen Richtung, die dem Nachdichter der Sphärenmusik verderblich werden mußte; und was mit der Form, ist

auch mit dem Begriffe geschehen. Das Verlangen, sich allseitig auszudehnen, sich über sich selbst zu stellen, verderbt alle Harmonie, auch die innere des Herzens; eine Verwirrung der Stoffe und Gefühle, ein Ueberstürzen bemächtigt sich sein.

Die „Harmonies" bezeichneten den Gipfelpunkt seiner lyrischen Entfaltung, schon die „Recueillements" offenbaren jene völlige Umwandlung, die sich gar mit dem Skepticismus versetzt. Lamartine fühlt sich keineswegs mehr von einem mächtig belebenden Gefühle beherrscht, das den Ausdruck trägt und modelt; er schwankt unsicher zwischen mehreren, schüttet den Ueberrest des alten neben die noch nicht geformten oder abgeklärten Strömungen des neuen und legt auch immer weniger Sorgfalt auf die Harmonie des Ausdrucks, weil die der Seele verlorengegangen. Der Humanitarismus wird seine Lieblingsspielerei, das Sichinsceneseßen vor dem Publicum, das ihn zuerst in freiwillig entgegenkommender Sympathie angestaunt hatte und nun fort und fort anstaunen sollte, seine Manie; der Sänger geht an den Theaterhelden und politischen Rhetor verloren, und die fein besaitete Leyer, die nun angezogen wird, ins Unendliche zu vertönen, wird zum schrillen Allerweltsinstrument. Das Unmelodische ist der Tod dieser Dichtung, die nie von großen Gedanken gelebt hatte. Lamartine war nie ein Forscher und eigentlich auch nie ein Arbeiter; was sich ihm leicht bot, das griff er nach Belieben auf; die Hülfsquellen sucht er ausschließlich in sich, und als diese zu versiegen anfingen, da war es auch geschehen um seine Sängerkraft. Das vierte Jahrzehnt hat von ihm eine Reihe poetischer und prosaischer Productionen sehr verschiedenen Werthes erscheinen sehen, Dichtungen, zum Theil noch in den ausgehenden 20er Jahren entstanden; neben unbedeutenden, gekünstelten oder etwa durch eine feine Wendung bezeichneten Gelegenheitsgedichten stehen allerdings noch hohe, bewegte und durch einen reichen Schwung der Phantasie bezeichnete Gesänge, aber sie werden immer seltener und sind, nicht mehr im Wesen seines Gemüthes begründet, nur noch das Werk einzelner glücklicher Momente. Wo noch die poetische Kraft aushält, da hat sie, ganz anders als früher, in glänzenden Bildern, die zu weiten und großbegriffnen Parallelen umgebildet sind, eine fast üppige Fülle entfaltet.

Das schwächste und letzte seiner lyrischen Producte sind die „Recueillements poétiques", entstanden in den Jahren 1833—38.

Die Préface enthält die berüchtigten Säße, in denen er die Poesie mit jener geringschätzenden Sorglosigkeit bespricht, die sich empfindlich an ihm gerächt hat. Aehnliches geschieht übrigens in der Vorrede zu „Jocelyn“, und thatsächlich macht sich eine rasch hinwerfende Sorglosigkeit, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit, schon in der auffallend ungleichartigen Bearbeitung der „Voyage en Orient“ geltend. Ein großer Theil der „Recueillements“ sind bloße Gelegenheitsgedichte ohne poetischen Schwung. Die immer wiederkehrenden, überschwänglich ausgestellten Gefühle sind nur die schwach nachhallende Modification dessen, was reicher, aber bereits bis zur Sättigung und zur Erschöpfung der Gefühls- und Anschauungsnüancen, die „Harmonies“ bewegte. Im Ganzen aber sind die „Recueillements“ nicht die Nach- oder Abklänge von jenen, sie sind ihnen nur wenig verwandt. Die volle Einheit des poetischen Lebens, welche dort das Bedeutsame war, hat hier einer inneren Zerfahrenheit, man möchte sagen einer Zerstreuung des Seelenlebens Platz gemacht, die sich schon in der Mannigfaltigkeit und dem Aufgreifen von verschiedengearteten Gelegenheitsstoffen spiegelt. Zweie der Gesänge vertreten die in „Jocelyn“ weitergeführte Lieblingsidee des Dichters von dem mit allen evangelischen Attributen ausgestatteten specifisch christlichen Priester, der besonders auch den Beruf haben soll, der Lehrer des neuen Geschlechtes und der Träger seiner Civilisation zu sein. Die großartigste Composition, „Le tombeau de David à Jérusalem“, einer der alten, begeisterten Laute, eigenthümlich in der Fassung, auch künstlerisch vollkommen componirt, die Verherrlichung der alten, weithinhallenden Harfe, ist selber ein prächtiger Harfenklang.

Lamartines Poesie, eigentlich einzig an der Gottheit entzündet, hatte sich mit ihr ausgelebt und vermochte hernach nicht sich an einer zweiten neu zu begeistern; mit ihr verlor er das Centrum seines naturbestimmten Seelenlebens. Jene unendliche Idee hat hier kleinen Partialanschauungen Platz gemacht, ohne Größe, ohne das Vermögen zu begeistern. Im Ganzen bezeichnen die „Recueillements“ den Fall, das ausklingende Echo des Dichters der „Méditations“, ihnen verwandt, ohne sie zu erreichen. Es ist das Ausathmen des Dichters, dessen geistige Interessen auf andre Bahnen abgezogen sind, dem keine frische und hohe poetische Idee mehr erneute Kraft bringt. Er hält Nachlese auf eingeernteten Feldern; die verschiedensten der früheren

Tonarten spielen durch, manchmal herab bis auf frappante Aehnlichkeiten. Daneben hat er in seinen letzten lyrischen Poesien ohne Glück die Waffen zu führen versucht, denen nur Victor Hugos riesiger Arm gewachsen war. Daher das Unbestimmte, Farblose im Gedanken und Ausdruck, die prophetische Unklarheit und das unruhige, unabgeschloßne Arbeiten in und an sich.

Unter Lamartines späteren Dichtungen verdient einzig „Jocelyn" (1836) noch ganz besondre Aufmerksamkeit. „Jocelyn" ist eine zur Kühnheit und Großartigkeit der Alpennatur erhobene Idylle mit den Schrecken der Revolution in der Tiefe; dann geht es in ein Pastoralidyll über und wird mit allen seinen Zügen von psychologischem Interesse, schon darum, weil es vielfach des Dichters eigne Seelenzustände und Herzensstrebungen wiedergiebt. Episch ist Nichts daran als der schwache Faden der ablaufenden Handlung, dagegen auch die Form nicht. Die kaum zusammenhängenden Stimmungsergüsse sind durchaus lyrischen Charakters, die Ausführung ins Unendliche zerstückelt, und das Fragmentarisiren wird oft zum Verbandlosen und Willkürlichen. Sein Herz hängt hier nach der Tendenz und Denkweise an Vielem, was dem Leben, zumal in der Gegenwart, theils ferne steht, theils immer fremd ist und so einen weniger natürlichen Charakter annimmt. Der Rahmen ist sehr weit gespannt; aber trotzdem, daß der Begebenheiten nicht wenige sind, erscheint das eigentlich Factische fast spärlich. Der überwiegend größere Theil des Inhaltes beruht auf inneren Stimmungen, psychologischen Processen, Naturscenen.

Die Grundgestalt ist nach einer beliebten Vorstellung des Dichters der Dorfgeistliche mit allen rein evangelischen Attributen, in der Art jedoch, daß durch die einschmeichelnde Verknüpfung der christlichen Idee, d. h. des Geistes der Opferbereitheit, mit den Gedanken der Freiheit und der Arbeit, vornehmlich des segnenden Handelns, ganz besonders auch die letzteren Eigenschaften als wesentliche für seinen Charakter eingeführt sind. Auch konnte der Dichter nur so seiner Grundanschauung, den Dorfpfarrer als einen der bedeutsamen Träger der Civilisation unserer modernen Zeit hinzustellen, — und diese Gestaltung ist ganz sein Eigenthum, — Leben verleihen. Das eigentliche Object ist die Seele und insofern das Motto: ψύχη mit Recht maßgebend. Ganz besonders ists die Seele in ihren Stürmen und Kämpfen, die immer und immer wieder unter den verschiedensten

Modificationen und doch aus einem und demselben Grund aufsteigen: es ist der Conflict des Herzens mit der eingegangenen Pflicht, bis auf den Tod zerstörend gefaßt, ohne doch recht zu erschüttern, da seine Zuckungen zu häufig offengelegt werden und in ihren Längen ermüden. Die psychologische Entwicklung, und sie kommt zuerst und vor Allem in Frage, hat in dem Kampfe mit der aufgewachten Liebe ein vernichtendes Element, das sich schwer rechtfertigen läßt. Jene Entsagung verstößt einmal gegen die menschliche Natur überhaupt, dann verdoppelt und erschwert sie hier ihr Unrecht dadurch unendlich, daß sie ein unschuldiges, unbewußt und rein zur Liebe auf Leben und Tod entflammtes Herz abstößt und aus seinem Traume vom Leben unerbittlich aufschreckt. Das so gut wie klösterliche Verzichten wird überdies von unserer Zeit kaum mehr verstanden werden. Die Scene, da der alte Priester am Grabe mit Hohn und Fluch dem jungen, bewegten Herzen das Opfer seines Lebens abfoltert, hat etwas Furchtbares: es ist die verkörperte erbarmungslose Härte einer Doctrin, die sich katholisches Christenthum heißt. Ich weiß nicht, ob nicht die Schauer dieses Momentes, ob nicht das Vernichten von zwei Leben, das immer wieder alle Fassung und Sammlung mit der Herbigkeit eines unersetzlichen Verlustes durchsäuert, ob das nicht einen gegen die Absicht des Dichters laufenden Eindruck zurückläßt. Ich halte dafür, daß alles Hohe und Begeisterte, was nach alten und oft ausgeführten Lieblingsvorstellungen, so bei den englischen Dichtern, über die Mission des Dorfgeistlichen als echten Seelsorgers hier fast verschwenderisch vorgetragen ist, auch im schließlichen Eindrucke nur mit Mühe den Grundschaden heilt und schwerlich mit dem immer wachen Streite der Herzen und den zerstörenden Folgen des Opfers aussöhnt. — „Jocelyn" hat doch auf dem local-familiären Boden viel mehr malerische Besonderheiten als seine früheren Dichtungen; nach der Seite bezeichnet es eine neue Richtung; gleichwohl ists immer wieder die universelle Größe und Erhabenheit, zu der er zurückkehrt, die Natur aus der Vogelperspective genommen.

Der neue Schluß des Gedichtes hat eine wunderbare Weite und Erhabenheit, und der Prolog ist eine der vollendetsten lyrisch-epischen Dichtungen: das ist Lamartines eigentlichstes Feld, da seine volle Seele, seine Einbildungskraft, sein Interesse und seine Erhebung. Der Freund, der den in seiner Bergeinsamkeit selig Entschlafenen

findet und begräbt, die Scene ist rührend und bewegt sanft das Herz, jeder Zug tief und glücklich; eine Stille der Trauer und dennoch des Friedens von oben liegt ob ihr. Das Kirchlein, die Glocke, der Wald scheinen mit der alten Dienerin und dem treuen Hunde zu trauern, über sich, daß sie den guten, frommen Herrn verloren, und über den scheint bereits die Ruhe des Himmels ausgegossen. Es sind völlig reine Accente der Freundschaft und Frömmigkeit; das Herz hat mit liebender Harmonie alle warmen Töne angeschlagen; der Eindruck ist stille, in Gott selige Wehmuth.

Der Gang dieses in der französischen Literatur wenig Analogien aufweisenden Gedichtes ist folgender: Die Reize und Freuden eines unschuldig friedlichen Dorflebens bilden die glücklich empfundene, lieblich dargestellte Eröffnung. Jocelyn entschließt sich zu Gunsten seiner liebenden, aber zu armen Schwester zur Weltentsagung im Kloster, bewegt die erschütterte Mutter zur Einwilligung, schaut noch das Glück der Verlobten, nimmt auf immer von Heimath und Familie Abschied. Jene einleitende und diese schließende Scene der ersten Epoche, von Eindruck in ihrem Contrast, gehören zu den durchgefühltesten und reinsten des Gedichtes. — Es folgt das Klosterleben in seiner Sammlung und seiner Leere, die Schreckensscenen der französischen Revolution im blutigen Contraste zur Klosterstille, die Zerstörung des Klosters wie der heimathlichen Hütte, die Flucht des jungen Priesters und sein Rückzug in die abgeschiedene Alpenhöhe, deren Natur geschildert wird. — Das Leben in der menschenleeren Höhe und das Sehnen nach einem befreundeten Wesen; der erschütternde Tod des flüchtigen Verbannten und das Hinterlassen der lieblichen Laurence unter Jocelyns Schutz; die Sorge und Liebe zum jungen Schützling, aufsteigend, wachsend, bewegend, das Herz füllend, es ist die Stille des Freundschaftslebens. — Ein sonniger Feiertag in der Alpenwelt bezeichnet den inneren Frieden, Jubel der Freundschaft und des stillen Glückes als Gebet und Sang. Da folgt die Katastrophe: eine verheerende Lawine führt Jocelyn an den Rand des Abgrundes, der Freund eilt ihn zu suchen und zu retten, stürzt selber verwundet bis auf den Tod, Jocelyn findet die leblose Gestalt, seine Sorge und Pflege führt sie zum Leben zurück, aber — enthüllt ihm das Weib. Nun hebt in seiner Brust der innere Kampf an; die liebliche Jungfrau beschwört ihn, sie lebt nur von seiner schüchternen und erschrickt vor seiner sie

bewachenden brennenden Liebe. So enteilt der Winter. — Jocelyn, von einem zum Tode verurtheilten alten Priester gerufen, verläßt geheim die Grotte; die unerbittliche Stimme des Sterbenden drängt ihn, die Priesterweihe anzunehmen. Erst krank und erschöpft kehrt er nach einigen Tagen auf den Berg zurück, und seine Begleiter enthüllen der Geliebten das Unwiderrufliche; ihre herzzerreißende Klage macht ihn in seinem Entschlusse wanken, da tragen jene sie fort, auf immer. — Jocelyns Fieberkrankheit und sein Phantasiren in einem Spitale zu Grenoble, die Installirung als Geistlicher eines Bergdörfchens, Briefe an die Schwester, seine Pflichten, sein Leben, die inneren Kämpfe, die Leere und das Verlangen, das ist ein Intermezzo meist aus der Geschichte des Seelenlebens. — Es folgt Jocelyns Besuch in der Heimath; die kranke Mutter durchwandelt mit Sohn und Tochter nochmals Haus und Hof, stirbt in den alten, süßen Erinnerungen; ihr folgen der Segen und die Trauer des Sohnes. — Jocelyn führt die Schwester zu ihrem Manne nach Paris zurück, dessen Gewühl und Lärm ihn drückt; in der Kirche trifft er die unglückliche Geliebte, hört, wie sie im Weltstrudel umsonst ihre Trauer vergraben will, erfährt ihre Wohnung, stellt sich Nachts unter ihr vom rauschenden Festglanz erleuchtetes Fenster, sieht ihre bleiche Gestalt auf dem Balcone, flieht erschüttert die Stadt. — Der Priester kehrt zurück ins Dörfchen und das friedliche Leben und übt des Seelenhirten Amt nach all seinen hehren Seiten. Die liebliche Laurence, die nochmals den Ort ihres Glückes sehen will, kommt krank in die Nähe, stirbt unter des gerufenen Priesters und Geliebten Händen und wird neben ihres Vaters Grabe bestattet. Der Erschütterung durch diese Ereignisse folgt die Pest, die ins Dörfchen einkehrt mit all ihren Bildern des Jammers und Erbarmens, aber auch mit einer beseligenden Zwischenscene der Tröstung. Von der unerbittlichen Seuche wird auch der unglückliche Priester erfaßt, um zu sterben. Das ist in neun Epochen der Gang dieses eigenthümlichen Idyll-Epos.

Das Gesammtportrait des einst so übermäßig gefeierten, nun bald schon verschollenen Dichters zeigt folgende Grundzüge: Lamartine war eine ruhigfriedliche Natur mit spiritualistischen Neigungen und einem ins Unendliche hinausschweifenden Herzenszuge und dabei ursprünglich einfachen, Allen verständlichen Gedanken und Empfindungen. Seine Seele war ein wolkenloser Frühlingsmorgen, keine

Schärfe noch Härte noch Salz; aber damit ging ihr auch jene dem Talente leicht zu Gute kommende, man möchte sagen abstringirende Kraft ab; das sieht man ihm in Allem an, in der Schrift wie in der That, es gab nichts Straffes, nichts Gehaltenes in dieser für alle Eindrücke weich empfänglichen und prägbaren Natur, deren Grundton ein unendlicher Optimismus ist. Lamartine giebt Leben und Natur, wie eine kindliche Phantasie sie sich träumt. Auf seinen Gemälden bis in den Sturm und Kampf hinein liegt ein Grundton des Süßen und Morgenfrischen, und so waren denn auch die Stunden beim Erwachen der Morgenröthe die Vertrauten seiner Muse, während umgekehrt die intimen Stunden, in denen Victor Hugos Genie ausströmt, diejenigen der glühenden Mittagssonne oder des bestaubten Abends oder der phantastisch tiefen Schatten der Nacht waren und ein Alfred de Vigny sein Herzensheiligthum erschließend gesucht werden muß in den schwer und tief aufathmenden Mitternachtsstunden, in die das bläuliche Licht seiner Lampe mysteriös hineinspielte. — Mit dieser ersten Eigenschaft hängt eine zweite eng zusammen: Lamartine geht nie von etwas Besonderem, individuell Auffallenden aus, sondern erhebt und idealisirt, was ihm an Gefühlen und Gedanken mit Allen gemein ist. Der Gipfel seiner Poesie giebt Nichts weiter als das einfachste Christenthum mit seinen humansten Lehren, und seine Seele spiegelt die Empfindungen all der zarten Seelen wider, die glauben und hoffen. Naturmaler und Menschenbeobachter, bewahrt er für das Kleinste einen liebend beweglichen Sinn, weilt gern in der Einsamkeit und eben so gern unter der Menge. Der Ton ist in allen gelungenen Dichtungen äußerst einfach, rein und natürlich; Gedanken, Gefühle, Tendenz, Composition, Alles nimmt einen Gang, der auch dem einfältigen Volksgeiste nicht blos verständlich, sondern vertraut ist; wenn sie auch, oft zu stark idealisirt, nicht eben unserem Leben von Staub entsprechen, so fällt das kaum auf, so natürlich springen sie aus seinem Herzen heraus; eben so wenig Gekünsteltes oder Gemachtes haben die Anordnung und Gestaltung. Dabei bleibt ihm Ein Geschick ausnehmend: Auch wo er Unwahrscheinlichkeiten häuft, zufällige Begegnungen und Begebnisse mit schwacher Motivirung oder ganz ohne solche, auch da versteht er durch die ungezwungene Natürlichkeit des Tones, das völlig Schlichte der Darstellung das Unwahrscheinliche und Grundlose fast unbewußt zu decken.

Lamartine ist der Dichter der vertrauenden Zukunft; selten wendet er den Blick trauernd in die Vergangenheit zurück; das Verlorne ist dahinten, neue Aussichten locken und trösten. So malt er sich auch die Zukunft der Religion und Kirche, die ihm Eins sind, in idealer Erneuerung vor, ein evangelisches Reich, das sich mit dem Geiste der Freiheit und der Erleuchtung friedlich gesetzt hat; es ist das der tröstliche Traum des christlichen Dichters, in dem noch der mütterlich eingehauchte Jugendglaube an den persönlichen, Mensch gewordenen Gott fortlebt. Daneben anerkennt er allerdings auch das Walten der allgemeinen und unerbittlichen Naturgesetze. Aber im Ganzen entfernt er sich nicht von dem überlieferten Glauben der Jahrhunderte, wie er, auf dem ewigen Logos des Evangeliums Johannis fußend, die moralische Weltordnung gefaßt und festgehalten hat; es ist eine ununterbrochne intime Beziehung der Natur und der Seele zu Gott. Die Menschwerdung und das Kreuz mit ihren Mysterien bleiben die unbeweglichen Grundsteine seiner christlich-demüthigen Weltanschauung, das Gebet und die Gnade die unerläßlichen Vermittler.

So ist Lamartine in seinen ersten, reinen Zeiten, so lange der christgläubig-kindliche Dichter in seinem Herzen eine Wahrheit war, die naiv-einfache Natur real, die später von ihm affectirt wurde.

Doch auch da schon ist in ihm ein Grundfehler angelegt: die ermüdende Monotonie und Wiederholung. Die äußeren Begebenheiten wechseln zwar und führen in gesetzmäßiger Ruhe neue Erscheinungen vor; aber in der Exposition der Seelenzustände, besonders bei längeren Compositionen, giebt sich mehr und mehr eine Art Stagniren kund und über Gebühr ein fortlaufendes Wiederanhandnehmen derselben ausgesungenen Gefühle, in Variationen freilich, aber ermüdend und abgeschwächt, da unwillkürlich die gleichen Töne und Formen und Bilder wiederkehren. Aehnliches geschieht ihm in Darstellung der Naturscenen, womit er verschwenderisch viele seiner Gedichte ausstattet, am reichsten „Jocelyn“ mit Bildern aus dem Leben der Alpennatur, bald im Frühling, bald im Winter, nun bei Tage, nun bei Nacht, jetzt im Sonnenschein, jetzt im Schneesturm, abwechselnd lieblich und erhaben. Aber auch da finden sich bis zum Ueberdruß die gleichen Anschauungen wiederholt, dieselben Bilder, die nämlichen Erscheinungen und Deutungen, fast bis auf die gleichen Verse und Worte herunter.

Sein wesentlichstes poetisches Hülfsmittel sind immer die weiten Landschaftsbilder, in denen das Morgenroth über grünenden Wiesen spielt. Aber immer liegt auf ihnen etwas Unbestimmtes, Unendliches; sie treffen überall und nirgend zu; nie sind es jene individuell markigen Züge, die sofort in eine greifbare Situation hineinversetzen; auch wo er sie bestimmt formen wollte, bringt er nie jene nach allen Seiten eingefaßten, realen und localen Landschaften heraus, wie wir sie bei den Holländern, bei Pott oder auch bei Goldsmith, Burns und Hebel finden. Immer fliegt er von einem Punkt in die blauen Lüfte hinauf, in den Himmel hinein und sieht sich von da herab seine wellenförmigen Landschaftsbilder an. Er faßt die überschaubaren Einzelheiten scharf, aber als Ganzes, und steht nie fest auf einem Punkte, sondern zieht in die unbestimmten Weiten; was er giebt, sind jene échappées, wie die Franzosen sie nennen, mit dem Zauber, aber auch den Unsicherheiten, die ihnen anhängen.

Die Form ist bei ihm wenig umschrieben, zerfließbar, durchsichtig, ganz der idealistischen Symbolik seiner Gedanken angepaßt. Er liebt in langgesponnenen, wogenden Perioden zu schreiben, oft mit ungeheuren Vordersätzen, welche die Weiten und Wechsel einer reichen Natur, die Tiefen und Schwankungen einer innerlich verarbeiteten Stimmung ganz und rund scheinen umfassen zu wollen.

Lamartine, der Dichter, stammt direct von Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand und sich selber ab; beeinflußt ist er von Mme. de Staël und Byron. In ihm war der Dichter das Erste, selber vor der Leidenschaft, mit seinen großen, unabhängigen und unersättlichen Eigenschaften, die sich der höchsten Poesie zuwandten, d. h. der Liebe des Ewig-Schönen in allen seinen Erscheinungsformen. Man hat gesagt, Lamartine wende sich mehr an die Seele als ans Herz; es ist wahr, wenn man unter Seele gewissermaßen das ausgedehnte, das universelle Herz versteht. Der wenigst dramatische unter den Dichtern, weiß er nur im eignen Namen zu reden, daher paßt ihm ein historischer Rahmen nicht („Der Tod des Sokrates“, „Der letzte Gesang von Childe Harald“, gegen Byron gehalten ungemein schwach).

Das Billigste, was die Kritik thun kann, ist wohl, daß sie nach den „Recueillements“ den Dichter in ihm, die „Histoire des Girondins“ ausgenommen überhaupt den Schriftsteller abgestorben erkläre und das Folgende ignorire.

Die französische Kritik hat den Mann, der das seltene Glück hatte, erst als ein poetischer Regenerator, dann als ein politischer Freiheitsheros zu glänzen, obgleich er auch in der Politik kaum je etwas Andres that, als daß er in pathetischen Reden vor seinem leicht hingerissenen Volke humanistische Musik machte, mit ganz außerordentlicher Delicatesse behandelt; sie hat ihn, der eine lange Zeit der Liebling nicht blos der vornehmen Welt, sondern auch des Volkes war, nur mit Sammethandschuhen anzurühren gewagt, und das hat unwillkürlich auch die fremden Kritiker mehr oder weniger bestimmt. Doch gesteht auch jene schonend zu: daß die Idee bei ihm oft der Solidität und sicheren Begrenzung ermangelt; sie schweift in nebelhafte Weiten, wohin ihr der Blick nur mit Mühe folgt. Die Form ist von blendendem Reize; in ihrer Harmonie liegt Etwas, das berauschend schaukelt, und das kann sich fortsetzen bis zum Einschläfernden wie im Murmeln des Bächleins oder den Tönen der melodischen Flöte. — Lamartine scheint dem Morgen und der Jugend gedichtet zu haben; der nach Idealen jagende Jüngling wird ihn immer höher schätzen als der gereifte Mann.

Lamartine hat Glück gehabt; das verhängnißvollste Mißgeschick in seinem Leben war das, daß es ihn seine gefallene Größe Jahrzehnte überleben ließ; sein in den letzten Jahren erfolgter Tod hat keine Sensation mehr gemacht.

Den Historiker Lamartine werden wir noch besonders zu betrachten und daneben auch auf den praktisch-unpraktischen Politiker einen Blick zu werfen haben.

Am Schluß angelangt, mag es nicht außer Weges sein, in knappem Résumé ein Parallelbild der zwei Dichter folgen zu lassen, in denen sich die divergentesten Seiten der französischen Poesie mit schlagendster Macht darstellen.

Lamartine, der Idealist, vertritt das universelle Christenthum, das humanitäre Gefühlsleben und die musikalische Träumerei. Der Dichter der Töne, ist seine Seele Harmonie. Tiefe ist seinem Gesange selten; der Körper ist schwach. — Der Wahrspruch seines Dichtergeistes ist: Weder zu hoch noch zu tief dringen! Des Menschen Bestimmung ist das Geheimniß der ewigen Macht, ihr sei Preis! Sein

Wesen ist Anbetung und Frieden. Als Stillleben liegt über seiner Seele etwas Idyllisches; aber die schatten- und dämmerlose Lichtklarheit ermüdet das Auge.

Victor Hugo stellt eine unerschütterlich sich selber treue Ganzheit der Lebensbestimmung dar, ein viel schärfer in sich zusammengehaltenes Einzelleben, das an sich etwas Großes hat. Im Inneren ein immer offnes, immer frisches Herz, das an allen Gefühlen neue Gedanken und neue Phantasien mit Macht hineinzieht; nach außen ein scharf abgeschloßner, willenskräftiger Charakter, der sich streng nach seiner Naturbestimmung vollendet: das sind die Grundzüge seiner Persönlichkeit. Seine Entwicklung zeigt ein schlagend klares Fortschreiten, nach Gesetzen auch da, wo es springt und überrascht; weniger schreiend als bei Lamennais umfassen die Perioden dieser geistigen Wandlung einen eben so weiten Horizont. Nur das neue Frankreich bietet diese überraschenden, auf andrer Bahn gleichsam in Hast mit der reißend schnellen technisch-materiellen Civilisation Schritt haltenden Entwicklungslinien. Analogien hat dieser Geist wohl nach seinen einzelnen Zügen, das liegt an seiner Universalität; aber gerade diese und damit das Geistesganze stehn in unsrer Zeit einzig.

Ganz anders Lamartine. Eine flüssige, offne, leicht bestimmbare Natur, die Nichts von jener festen Geschlossenheit des Charakters hat, that seinem Leben zwei ganz aus einander gehende Perioden und zwei zeitbestimmende Ideen auf: der Dichter, die ursprüngliche Natur, hat übergeerbt auf den Politiker. Man könnte sagen wollen: keine dieser Phasen habe sich vollendet; doch besser faßt man sich so: der Dichter ist zum Abschluß gekommen, schon mit den „Harmonies“, mit denen der natürliche Quell am Auslaufen ist, vollständig mit „Jocelyn“; aber nur Eine Region war ihm zu beherrschen angewiesen: die göttliche und in ihrem Geleite die menschliche Liebe. Immerhin sinkt der Dichter mit dem Heraustreten ins öffentliche Leben, bei Victor Hugo steigt er. Der Politiker in ihm ist kaum gereift, so wenig als das republikanische Frankreich von 1848. Der Charakter seiner Politik ist gleich dem seiner Poesie: das Weite, Ideale, Aetherische, im Vogelflug Genommene, aber eben darum auf Erden nicht Feststehende; das mag auf dem einen Felde halten, auf dem anderen stürzt es. Ein mit dem Talente, das nur in der allumarmenden Concentricität des Einen Grundgefühles fußte, ganz unvereinbares, unendliches Ausdehnen seiner

Natur, vom Ehrgeiz provocirt, der humanitäre Standpunkt eines Civilisateurs, das hat auflösend auf ihn eingewirkt. Das gewaltsam in die Weite gespannte Talent scheitert an dem Widerspruch der Richtungen, die es zu vereinen gezwungen werden sollte, an einem Auseinanderreißen der geistigen Einheit; es ist die Harmonie, die von Dissonanzen übertönt auseinandergeht. Die fast mysteriös versenkte, immer idealistisch verträumte Dichtung und die nüchterne Tagespolitik in sich zu verbinden, sie beide und ihre Intervalle zu beherrschen und sie mit Schöpfungen auszufüllen, das war sein unsicheres, unklares und unbegrenztes Verlangen, nicht aber seine Macht. Unentschlossen tastender Philosoph, dämmerig musikalischer Redner, Politiker ohne System noch festgehaltnes Princip, nun gehoben von der Welle des Augenblicks, nun von ihr zerschellt, verliert er sich in einem chaotischen All von Planen und Gedanken. Das ist Lamartine der Schiffer, der seinen Pol verloren.

Graben wir nach den innersten Gründen des Seelenlebens, so treffen wir bei Victor Hugo auf etwas Visionäres. Der Dichter der Seele vorzugsweis, entfaltet er eine dämonisch-psychologische Gewalt in ihren Gemälden, eine Schärfe des Eindringens und eine Träumerei der Sturmnacht wie bei Byron, zu dem er in nächster Naturverwandtschaft steht; sein Auge bohrt unerbittlich auf den Grund. Die Macht, womit er das Fesselnde und Erschreckende in diesen furchtbar schweren Labyrinthbauten des seelischen Lebens malt, drückt einen Geist ab, der vor den Räthseln des All und der Unendlichkeit staunend gestanden und ermüdet und wundgehetzt vor ihnen zurückgeschaudert ist. Seiner Gefühlsweise und den nachtumschleierten Weiten seiner Phantasie gemäß giebt er sich die Mission, der Sänger der gefallenen Hoheit und des gleich gewaltig auf die Gipfel und die Ebenen sich legenden Unglückes zu sein. Sich zu begeistern braucht er weite Fernen, und wären's auch nur die träumenden der Nacht. Mächtig und ernst bis zum Feierlichen, hat seine Stimme etwas Ehernes, die Töne sind schneidend; sie regen das Herz auf, ergreifen, erschüttern, machen staunen. In Allem, auch der Phantasie, tritt die heftige Gewalt heraus. Bezeichnend setzt er immer wieder den Adlerflug als Bild des Genies. — Der Seher des Seelenlebens verfolgt seine Zweifel und Stürme gleichsam in ängstlicher Eile und thürmt ihre Fragen und Erschütterungen grübelnd auf. So hat er seine Gewalt in dem Aufrütteln der Seele

bis auf den Grund, und das ist die eine Richtungslinie des Auges, welches sich nach der anderen eben so bewegt und forschend gespannt in die dunkelnden Fernen der Zukunft verliert; er ist der Dichter für den umwölkten Geist dessen, das da kommen mag. Er schaut wenig zurück, lauert nach vorn in die neblig träumenden Möglichkeiten hinein, die ihm das Zerstören und Vergessen im Schooße tragen, und sein Gefühl ihnen gegenüber ist die Resignation. Die Vergangenheit faßt er nur, um aus ihr das Kommende herauszulesen, und in der Gegenwart lebt er der Zukunft Leben. Darin mag mit eine Quelle liegen für den verdüsterten Sinn. Selten steigt in seiner Seele das Lächeln auf, noch seltner die Ironie, viel die Schauer und oft das Grauen; die Gedanken jagen einander wie gewitterhaftes Gewölke. Im Thautropfen schaut Lamartine die Perle, Victor Hugo die Thräne. Jener blickt nach oben und fragt nicht; dieser schaut nach unten, und sein Auge stößt auf die Schatten, durch welche schweren Schrittes das Geschick hinschreitet. Es ist das nur unbegrenzt denkbare und unheimliche Reich des Ungewissen und Möglichen, das wie eine bleiche Larve ins Jetzt hereinragt. Immer neue, immer bewegende Variationen tragen ihm die ahnungsschweren Nebelgebilde der Dämmerung zu, in deren gottgeweiheten Geheimnissen sein Geist gräbt. So sind Schicksal und Zukunft die herrschende Doppelidee, deren verhängnißvolle Möglichkeiten sein Auge durchforscht und gleich labyrinthischen Riesenbauwerken in seltsamen, formenreichen, verschlungnen, vielfarbigen Gestaltungen vor den Geist bannt. Mit dem Schicksal baut er in die Ferne, mit dem Seelenleben in die Tiefe eine erstaunenswürdige Poesie der Psychologie. — Victor Hugo ist groß, wo er bohrenden Auges eine überherrschende Gefühlsrichtung in den Tiefen des Menschenherzens verfolgt; wo er ihren Gang mit der Schärfe seines Geistes und der Lebendigkeit seiner Phantasie aufgreift, man möchte sagen, mit dem Herzen umspannt; wo er diesem einzelnen Gefühle, dieser besonderen Träumerei nachgeht bis zum Bewältigenden, Geistverzehrenden, wo er sie hetzt und in ihre grauenden Höhlen verfolgt, bis er in erschreckender Tiefe mitten im Räthsel abbricht. Er kann erschüttern bis zum Schauer; er kann finstre, endlose Träume aufstören, wenn er das Menschenherz verfolgt in seinen geheimsten Leiden, ohne Zukunft, ohne Hoffen, ohne Begehr, fast ohne Zeichen der Trauer, in der leblosen, unheilbaren, zernagenden Resignation eines unersetzlichen Verlustes.

Da ist der Himmel ohne Gott, die Erde ohne Licht; das Auge starrt die nebelhafte, sternlose, todtenstille Weite an. Der Dichter hat eine furchtbare Gewalt in der Durchforschung dieser verlornen Seelenzustände, und wenn irgendwo, so ist er hier ohne Glauben und ohne Gott. Und doch, seltsam fast, ist es ihm ebensowohl gegeben die einfachsten, natürlichsten Gefühle mit einer Schärfe und Wahrheit zu erfassen, sie ungeschminkt, ungesucht, unberechnet mit einer Herzlichkeit und Innigkeit und Lieblichkeit darzustellen, die jedem Zuge Leben giebt, und so von andrer Seite wieder in die innersten Wogungen des Seelenlebens einzuführen; dort die teleskopischen Weiten und Nebelsterne, hier die mikroskopischen Tiefen und das Faserleben der psychischen Welt. — Es ist das dieselbe Geistesbestimmtheit, welche ihm die schweren, bangen Gesellschaftsbilder von eigen erschütternder Größe eingiebt, da er auf der Nichtigkeit der Zeit, auf dem Jammer des bleichen Hungers, an dem die Seide vorüberrauscht, auf den verkauften Herzen und den gefallnen Sternen den Blick eindringlich ruhen läßt, bis das Innere bleich und zitternd herausspringt. Wenn er den Hunger im Schnee betteln führt, wenn er die bezahlte Schande in den bitter lachenden Taumel ihrer Orgie begleitet, wenn er hinter dem gleißnerischen Goldbrokat die hungrige Rache schleichen läßt, da ists freilich anders in der Welt als bei Lamartines Optimismus; da wird er bald furchtbar drohend wie das vergeltende Schicksal, bald weich und bittend wie die Stimme des verlaßnen Kindes, bald vernichtend wie der Blitz der Rache. So ists das Eigene des tiefen Geistes, daß er über die sonnendurchleuchteten, üppigreichen Gefilde die drohende Gewitterwolke spannt, daß er ins Lächeln des Glückes den finsteren Schatten des Unheils wirft, und wär' es nur als bangende Ahnung. Auch die Größe ist ihm ein finstrer Riese, der über die zitternde Erde hinwegschreitet. Die Phantasie lebt vom Fremdartigen, Geheimnißvollen, Verschleierten: der Herbstabend, die Nebelschatten, die golden durchschimmernden Minarets, das fern verhallende Getöse der magischen Stadt, die nächtlichen Geisterzüge, einzig, unerhört regen sie auf. Wenn der Tag, so ists der orkandurchbrauste, wenn der Sommer, so der von der Gluth der Wüstensonne geröstete.

All diese Geistesgrundlagen sind wieder total andre bei Lamartine. Frommer, dem Volksgeiste verwandter Sinn, aufnehmendes Erschließen, kindlich reines Gemüth, unzerstörbares Leben, gottbegeistertes

Fühlen, ein Träumen vom Unendlichen; schwebende Phantasie, majestätische Entfaltung, glänzender Geist, symphonieartige Harmonie, die Wärme des Sommermorgens und das ruhige Wogen des mächtig weiten Stromlaufes: das sind in ihm die Quellen des glücklichen Dichters. In ihm wohnt die Stille. Man kann in den blauäugigen, morgenrothen Phantasien, die zumeist in den Himmel fliegen und in Gottes Macht sich vertiefen, die auch auf Erden in der Nebelwolke nur ein Rauchopfer des Herrn erblicken, im Rauschen, das durch Blätter und Wellen geht, nur die Hymnen auf den Allmächtigen hören; man kann in diesen Phantasien volle Süßigkeit, hohe Reinheit, die ungetrübte Schöne der durchsichtigen Seele finden; die Kraft fehlt. Seine idyllische Stimmung trägt auch in die Fernen die Heimath; auf den Meeren, in den Himmeln fühlt er sich vertraut.

Für Victor Hugo sind Form und Farbe, was für Lamartine die Töne. Sein träumender Gedanke hat mehr von der Landschaftsmalerei, die Phantasie aber von der Bau- und Bildhauerkunst. Allgemein ist sein dichterischer Geist eine gewaltige Gußform, welche die ehernen Züge mit Macht modulirt und auswirft und die Form als stolz geschloßne, in sich ruhende Bronzestatue in einen wolkenschwer träumenden Horizont von endlosen Weiten hinausstellt. Er bedarf eines umfassenden, großartigen, reichausgespannten Feldes, auf dem er seine Figuren aufträgt, und er baut sich's groß ins Riesige, glänzend ins Feenhafte, strahlend ins Majestätische. Er schreckt vor keinem kühnen Striche zurück, malt mit kecker und sichrer Hand ins Kolossale und Dunkle, ein Salvator Rosa der Dichtkunst. Er greift mit seinen Phantasien kühn das Natur- und Seelenleben auf und wirft ein gelbrothes Kometenlicht auf die fremdartigen Constructionen. Er hat Eile; seine Einbildungskraft verweilt nie; sie schleudert immer neues Material in den sturmangehauchten Guß, aus dem märchenhafte Riesenformen lebendig springen. Er greift jede Lebenswelle in ihrem innersten Kern auf, schaut das Specifische jeder Form und Bewegung und drückt es ab, von Zug zu Zug eilend, bis die Gestalt fertig dasteht, groß, warm, lebensprühend, ganz und Eine. Es liegt in diesem Geist Etwas von dem Begriff der morgenländischen Völkerbauten, aber beseelt von dem Gotte, dem er die Riesentempel setzt. Er ist seinem Liebling verwandt, dem stolz aufsteigenden

Vogel des Zeus; es ist das Hohe, das die Gemeinheit Verzehrende, Feurige, Himmelanstrebende, Blitzartige, Kampfeskräftige, das von eigner Gluth Beschwingte, bis zum Fremdartigen Persönliche, das nach der Außenwelt greift, um sie zu bewältigen. — Die gewaltige Natur umspannt die verschiedensten Momente, und die großen Contraste, durch die sie bewegt, liegen in ihrem eigensten Wesen. Ueberwiegend kolossal, mit dem Erhabenen vertraut, das Staunen erweckt, kann er doch wieder die stillsten Zauber der Anmuth entfalten. Es ist wahr, daß er die griechische Grazie nicht gesucht, es ist falsch, daß er sie nicht verstanden, nicht in seiner Gewalt gehabt habe. Völlig antik nach Willens- und Denkkraft, die ihr Gepräge der geschloßnen Form aufdrücken; völlig modern nach Phantasie und Fühlen, auf denen die endlose Natur- und Geistesträumerei ruht. In den Geistern, die seine Poesie anklagen, mag sich bewußt oder unbewußt reagirend eines der ersten und ältesten Principien der schönen Kunst regen: wem es das Höchste in der Poesie ist, daß sie harmonisch beruhigend stimmt, dem nimmt Victor Hugos sturmbeschwingte Phantasie unverständlich fremdartige Flüge.

Seines Feldes sich bewußt, bewegt sich Lamartine mit mehr Geschick in der Zeichnung ruhig zurückgezogner und friedlicher Scenen, denen er seine Liebe schenkt; sein Gesichtskreis, eher reich als weit, umspannt die Landschaft im Sonnenschein mit Hirt und Heerde, Baum und Hütte. Bedeutend wird er, wenn es ihm gelingt, in diesen beschränkten Grund die Idee der Gottheit zu bannen, wenn seine Ruhe, am Grashalm emporkletternd, sich hineinträumt in die Pracht und Gewalt des Unendlichen. Da schaut er das Große im Kleinen. Seine Hymnen und Gebete haben denselben Geist und auch viel der Färbung von Chateaubriands reichen Verehrungen der Gottheit. Doch versteht er seltener mit der Macht und Größe wie dieser die Lebenszüge der Natur zu gruppiren, zu deuten, seinen Gedanken dienstbar zu machen oder diesen aus den Naturgewalten herauszuheben. Majestät allerdings entwickelt er dabei stets. — Lamartines Träumereien, die Morgenhauche der Windharfe, spinnen sich bis ins Gestaltlose aus. Hätte er es nicht ausgesprochen, seine Lieder würden bezeugen, daß sie Schöpfungen des Morgens sind; sie schauen so klar und ruhig und rosenroth ins Leben hinein wie der frisch erwachte Frühlings-

morgen. Selber der Schmerz wird zur still versöhnten Klage; man glaubt kaum an tiefe Wunden. Die Anschauungen sind überwiegend allem Auferstehenden zugewendet, und wo das Vergehen, da ists das sanfte Niederschweben des Sterns. Wie Bossuet der Geschichtschreiber der christlichen Vorsehung, so ist Lamartine der Dichter des mächtig herrlichen Gottes der Unendlichkeit; die Variationen dieser Idee drängen sich in seinem Geist eben so ohne Zahl und Schranke wie sie selbst ist, und dieser Unendlichkeit jagt der Ausdruck seiner Poesie nach. Alle anderen Ideen seines Dichterlebens sind nur der Ausdruck dieser Einen, in die sie wieder ausmünden: so laufen die Ströme der Erde in dem unermeßlichen Ocean zusammen. Die Gottheit ist das A und O seiner Liebe; die Freundschaft weist ihm den höchsten Freund, die Natur ihren Schöpfer, die Geschichte ihren Führer, das Menschenherz seinen Lenker; immer ists Er, der Eine und Einzige, unfaßbar und unvergleichlich.

Kraftvolle Fassung, stolzer Flug, kühne Bezeichnung, kunstvolle Composition, weite Anschauung, immense Constructionen, deren phantastischer Bau doch immer die Idee trägt, auch wo sie sich in den Kolossalformen versteckt, schwere Gleichnißweise sind Naturzüge der Dichtung eines Victor Hugo. Ihren Gebilden drückt eine Meisterhand, selbst wo sie ins Extravagante schweifen, jene Symmetrie auf, die ganz eigentlich Sache seines Genies ist. Sein Griffel meißelt in Stahl. Seine Strophe ist Ein Guß. Die Züge seiner Gebilde sind ehern, eingeschnitten, auch in gemäldeartigen Entfaltungen statuarisch. — In den größeren lyrischen Compositionen spannt er bereits vollständige Dramen vor dem Blick aus; er ist das dramatisirende Genie. Der Contrast, sonst die Quellader der Komik, wird ihm zur Seele des Erhabenen. Er bringt lange Satzgefüge, ausgebaut auf kurzen, scharfen, ausdrucksgewaltigen beigeordneten Sätzen, die sich Zug um Zug folgen, jeder ein festbestimmtes Ganzes. Diese kurzen Sätze stellen die kühne Kraft dar, ihre Nebenordnung die Phantasieweiten. Strophe und Vers und Satz scheint er mit eiserner Gewalt in die Form seiner Anschauung zu zwängen; es ist in ihnen vollkommne Abgeschlossenheit und Abrundung, plastische Ruhe, die da groß erscheint, wo die Idee heftig gährt. Schon dadurch ist die alte Schule mit ihren Einwürfen geschlagen: Victor Hugo mit seiner

angefochtnen Formentfesselung hat nicht die allergeringste Tendenz zum Formlosen.

Bei Lamartine dagegen sind die von außen nach innen gehenden Merkzeichen des Dichters folgende: Prächtige, großdurchgeführte Gleichnisse und farbenstrahlender Bilderreichthum; Ueberwiegen des oratorischen Glanzes; ein Gedankenausdruck von weitausspinnender Art; eine Phantasie, die sich langathmig in wogenden Perioden, gestreckten Versen und breiten, künstlichen Strophen auswirkt; Schwäche des formenden Elementes, das Nichts hat vom Zeichner oder Bildhauer; statt des Erhabenen oft die überfließende Emphase; viel Reflexion in lehrhaftem Ton und mit unsicheren Resultaten und noch mehr verschwimmende Beschreibung; entschieden subjectiver Ausdruck, der immer den Dichter und sein Gemüth oder wenigstens die individuellen Reflexe der Außenwelt in demselben in den Vordergrund stellt; ein sondirendes Ausschöpfen der Anschauungen. Er ist der am meisten lyrische der französischen Lyriker. — Wenig abstracter Denker, hat er Leben und Zeit immer nur nach den Gefühlseindrücken des Augenblicks beurtheilt; er ist ganz subjectiv, aber seine Individualität will sich zur Allgemeinheit aller gläubig frommen Gemüther objectiviren, greift ins Unendliche und damit freilich ins Formlose hinaus. So ist ihm auch der directe Gefühlsausdruck eigen: er betet, fleht, verehrt, und wenn er auch mit großen Naturbildern anhebt oder sie einschiebt, so verläßt er sie wieder, um auf den persönlichen Gefühlen zu wogen, und da spricht er warm an, vom Herzen und zum Herzen, doch nicht selten verliert dabei die Poesie. So weit auch seine Phantasie nach außen greift, die Naturzüge sind als bloße Folie dem directen Gefühlsausdruck unterlegt, die Diener der Geistesstimmungen, auf denen das Leben seiner besten und reinsten Dichtungen ruht.

Wieder anders Victor Hugo. Er läßt die Naturwesen durch Bewegung sprechen, und ihr Ausdruck ist Action, lebenvoll, sprechend, anschaulich und formvollendet.

Einer der auffallendsten Züge des Schaffens ist bei Lamartine, daß er mit seltner Leichtigkeit und Natürlichkeit denselben Gedanken, das nämliche Gefühl, die gleiche Anschauung in ihre verschiedensten Lebenselemente und Ausdrucksformen verfolgt, was ihm die Fülle des Reichthums, öfters blos dessen glänzende Färbung giebt und mit

seine unendlichen Perioden spinnen hilft; man möchte auch diesen Zug eine Neigung nennen, sich zu familiarisiren. Seine Phantasie ist trotz des entgegengesetzten Scheines nicht weit; sie steht unter dem Einflusse naher oder biblischer Anschauungen, die sich manchmal wiederholen; aber reich und glänzend ist sie: die Bekleidung führt auf große und prächtige Gestaltungen.

Für beide Dichter ist das Bild eben so natürlich als charakteristisch: beide lieben es, in große Gleichnisse hinauszuführen; aber auch darin verhalten sie sich verschieden. Bei Lamartine ein mächtiger Strom, der sich weit und majestätisch und lichtstrahlend ausbreitet, ist es bei Victor Hugo conciser, mehr gewaltig, als glänzend; es trägt die Züge, in denen der Sturm des Oceans, das Gewitter der Hochalpen schreibt.

Verschieden wie ihre Wesenheit ist beider Dichter Schicksal.

Lamartine hat den Kreis seiner poetischen Welt selber vollständig ausgeschöpft und konnte schon darum keine Jünger haben. Seine Dichtung, mit rauschendem Enthusiasmus empfangen, ist doch fast schon verschollen.

Victor Hugo, der so gern in die Zukunft weist, kann mit dieser nur steigen: er wird über seinen Tod hinaus noch lang' einem im Aufgang gegen den Zenith stehenden Gestirn gleichen, wenn die pikante Schriftstellerei des Augenblicks, die schon Jahrzehnte ein dem Rauch des Dampfrohres und dem Rasseln der Locomotive verwandtes Leben führt, verschollen sein wird. Er hat eine unendliche Welt in große Contouren gefaßt und die Ideen oft kaum angedeutet. Er hat eine Schule und Nachfolger, dem konnte kaum anders sein: seine riesigen Gedanken, mehr nur die Grundsteine zu kolossalen Bauwerken, mußten in der Folge bedeutende Geister mächtig anregen und beschäftigen. Der Zukunft Denker, mußte er auch ihr Liebling werden.

Die bloße Geistesverwandtschaft angeschlagen, hätten wir hinter Victor Hugo, als Haupt und Meister der Lyrik dieser Zeit, gleich seinen berühmtesten Jünger setzen sollen; da er aber der Einzige ist,

der nie in den Roman sich verloren und nur im Liede gewirkt, so durfte ihm am Ende der Reihe sein besondrer Platz angewiesen werden.

Auguste Barbier,

Victor Hugos Schüler, durchaus seines Geistes, doch ohne seine Größe zu erreichen, arbeitet von der Julirevolution an und im Dienste ihrer Ideen; er ist ganz eigentlich politischer Dichter. — Mit einer fesselnd fortreißenden Schilderungsgabe malt er aus den Scenen der drei journées glorieuses heraus und spricht mit kecker Kraft. Kind des Volkes, begeistert für seine Freiheit und ihre großen Acte, steht er ohne Rückhalt für sie ein und geißelt mit einem kühnen Adel des Herzens alle leeren und thörichten Ansprüche, kommen sie von oben oder unten, alle verdrehte Feigheit, die den Sieg den Blousenmännern absprechen und für die feinen Uniformen in Anspruch nehmen möchte. Aber wie er die Größe des heroischen Kampfes verherrlicht, so züchtigt er dagegen die feile Popularität, an die sich alle kleinen und egoistischen Herzen anklammern, um den wohlfeil großen Namen des Augenblickes zu suchen und zu Blut und Zerstörung aufzureizen. Er straft gleicherweise den Tod sinnenden Proletarier und den Despoten. Mit aller Leichtigkeit der Begeisterung und immer mit dem Ideal der Freiheit im Hintergrunde schwingt er die Geißel der Satyre. Es geht eine bittre Erkenntniß des Kleinlichen und Getäuschten der Zeit durch sein Bewußtsein, und eben so schnell wie Victor Hugo sieht er nach den Julitagen ihre Früchte verkümmert; der populäre Löwe ist zwar immer Löwe, aber bemaulkorbt; sein Volk ist zu einem Volke von Pygmäen zusammengeschmolzen, die nur noch Athem haben für drei Tage Kampf und von dem an Blut und Lorbeern gewöhnten Geschlechte des Jahres 1793 mitleidig angeschaut werden. Die Zeit ist „un temps de misère, sans pareil, un siècle de bout, où chacun se vautre et se salit", wo die Corruption alle Lichtgeburten zernagt, die Selbstsucht überfluthet, Eid und Treue lachend gebrochen werden; und indem er einen verzweifelten Blick auf die neuere Geschichte wirft, fragt er sich hoffnungslos, ob die Welt einen Schritt vorwärts gerückt sei?

Das Charakteristische an ihm ist ein mit Gewalt aus dem Herzen heraussprudelnder Reichthum an kraftvollen Zügen seiner gestaltenden

Gemälde. Die Freiheit ist ihm „la femme aux puissantes mammelles“, und ihr gleichen die durch eine revolutionsgeborne Frische, eine völlig vorurtheilsfreie, kecke, springende, überfließende Abrundung bezeichneten kühnen Zeitgemälde. Er hat eine bis ins Finstre gehende Gewalt, Verbrechen und Elend aus ihren Höhlen ans Tageslicht zu ziehen und die hohläugigen Gestalten nackt wie sie sind ohne alles Idealisiren hinzumalen. Es sind durchaus Figuren aus demselben Felde, wie sie Victor Hugos letzte Werke eben so schreckend und eben so kräftig bringen. Nicht zu läugnen ist, daß er da, wo er seinen dunklen Phantasien sich hingiebt, rauh und bitter wird bis zum Abstoßenden; daß er die trüben Worte gleich den auch der tiefen und düsteren Materialität entnommenen Bildern mit einer harten Gewalt wie Kettengerassel hinwirft; daß sein Auge mit nächtlichem Gefallen in die Verzweiflung einer glaubens- und hoffnungsleeren Oede sich eingräbt; daß der Himmel schweigt, ohne Engel, ohne Gott, und der Mensch Nichts zu thun hat, als den Stein des Feldes zu seinem Grabkissen auszulesen. Doch derselbe Geist, der hier so finster ins Nichts hinausschaut, geißelt nach einer ihm eingebornen großmüthigen Bewegung des Herzens die feilen, grundsatzlosen, Immoralität predigenden Schriftsteller, den wollüstig sittenlosen Tanz, die zum Verderben mißbrauchte Wissenschaft der Materie; er fordert, um den Menschen aus dem Staube zu heben, eine Befreiung desselben von dem zwingenden Drucke des Materiellen und die Erleichterung zur Ausübung des Guten. — So begegnen sich in Barbier genau die unausgesöhnten Widersprüche von Victor Hugos Geist; es sind die schweren Schatten seines Denkens, es ist der großmüthige Adel seines Herzens, es ist der kühne, scharfe, noch rauher hingeworfne Ausdruck und die ganze Geisteseigenthümlichkeit in nur so weit veränderten Proportionen, als der um Vieles weniger weite und reiche Horizont dieses mehr als bloßes Nachbild erscheinenden Geistes bedingte.

Wer sich versucht fände, diesen hervorragendsten der ausschließlich politischen Dichter der Franzosen mit dem ebenfalls berühmtest gewordenen derselben Classe unter den Deutschen, mit Herwegh, zu vergleichen, der könnte an den stark verschiednen Dichternaturen mit Leichtigkeit Differenzen nationalen Charakters nachweisen. Die dem Franzosen verwandtesten Züge bei den Deutschen treffen sich übrigens bei Dingelstedt.

So der französische Roman und seine verschiedenen Ausläufer und Anhängsel.

Füglich ließen sich ihm auch Veuillot und Guiraud, die beiden heftigen Wortführer des Ultramontanismus, einreihen, deren Schriften sich in weiter gar Nichts als in der direct umgekehrten und rückwärtsweisenden Tendenz von denen der blutrothesten Romantiker auszeichnen. Da aber jeder Buchstabe, der aus ihren enragirten Federn geflossen — der gefürchtete Publicist Veuillot hat die seine in Salzwasser, der unschöne Philosoph der Phantasterei Guiraud hat sie stark in Schmutz getaucht —, den Stempel der leidenschaftlich verfolgten Zeiteinwirkung und Bekehrungssucht an sich trägt, da auch ihre in belletristisches Gewand gehüllten Einfälle und Scenerien kein anderes Ziel und keine weitere Bedeutung haben, als die des unmittelbaren Ankämpfens gegen den gottlosen Geist der Neuzeit, so sind dieselben trotz ihres überraschend schöngeistigen Anstrichs ihrem Wesen entsprechend besser in die Reihe der an die Publicistik sich schließenden polemisch-tendenziösen Tagesschriftsteller verwiesen und mit diesen früher abgehandelt worden.

Der französische Roman und seine verwandten Producte auf den anderen Gebieten haben während des Bürgerkönigthums alle schöngeistigen Kräfte der Nation absorbirt und ihre Bedürfnisse nach dieser Richtung voll befriedigt. Unter den Belletristen ersten Ranges trifft sich ein einziger origineller Kopf, der sich vollständig unabhängig von jenen Bahnen gehalten hat, eine schwer classificirbare Natur, die Mehreres vom Philosophen und noch mehr vom journalistischen Zeitschriftsteller an sich hat. Es ist

Edgar Quinet.

Etwas Eigenthümliches und mit keinem Zweiten zu Vergleichendes — höchstens sind da und dort Anklänge an Lamennais — liegt in Quinets poesievoller Sprache, die zuweilen einen prophetischen Anstrich nimmt und in beweglichen Bildern redet, und er ist am ansprechendsten, wo er, gleichsam als Seher, die Fluthen seiner Beredsamkeit ohne streng logische Folge in springenden Bildern über die ganze Erde hinrollen läßt. Mit viel esprit, den er nur nicht regelrecht verwendet, bringt er eine Menge von Ideen in Umlauf, eine eben so große Menge von Fragen in Anregung, immer originell und eigenartig, und weiß so ein lebhaftes Interesse auch für den zu gewinnen, dessen Anschauungen ganz verschieden sind. Sein Geist, umdüstert und mystisch, durchwandelt alle Nüancen des Vergehens, folgt allen nächtlichen Zügen, klingt ab wie geisterhafter Grabgesang, als wollte er der ritterliche Todtengräber einer alten Welt des Glaubens sein, den er trauernd in und außer sich von Zweifel und Skepticismus zerfressen sieht: das ist der große Zwiespalt, auf dem sein ganzes inneres Wesen ruht, und in diesen immer anklingenden Tönen entwickelt er eine idealistische Träumerei von tief bewegendem Reize. Der durchaus poetisch geartete Kopf, der sich mit Liebe dem Glauben ergeben möchte, sträubt sich gegen die gesammte moderne Auflösung der Kritik; er wird gleich sehr verletzt von dem Angriff auf die Persönlichkeit Homers, auf die Realität der älteren römischen Geschichte, auf die historische Glaubwürdigkeit der Erzählungen aus dem Leben Jesu, und weist mit ergriffener Vehemenz die ganze Skepsis unserer modern deutschen Wissenschaft ab.

Wohl die bedeutendste seiner Schriften, jedenfalls aber die, welche uns vor den anderen interessiren darf, ist „Allemagne et Italie“. Wenn er da in seinen meist mit phantasievoller Deduction combinirten Anschauungen mit wehmüthigem Bedauern für Deutschland einen durchgängigen Zersetzungsproceß aller alten Gedanken und Strebungen constatirt mit dem ahnenden Verlangen eines unbekannten Neuen, so daß durch diesen Grundzug das gemüthliche Deutschland der Mme. de Staël ein ganz verändertes Leben gewinnt, so hat er wohl Recht, aber mit der Erweiterung, daß dieser selbe Zug durch ganz Europa

geht und eben den Kampf unserer modernsten Welt ausmacht; Quinet selber findet ihn wieder aus den italienischen Zuständen heraus. Aus diesem Zurückkommen Deutschlands von seinem alten Idealismus und dem Zuwenden zu den Fortschrittstendenzen auf politischem und materiellem Felde, dort dem verbitterten Einheitsstreben, einen Verfall ableiten zu wollen, ist freilich ganz grundlos; eher ist darin eine nothwendige Erweiterung des deutschen Geistes zu erblicken, und alle Aphorismen auf das Zerfallen deutschen Lebens sind eben so unnütz als falsch und treffen mit Fug höchstens die politische Misère, aus der eben die neue Geistesrichtung auferstehen will. Quinet giebt in dieser Schrift und überhaupt in seiner Poesie viel weniger das Resultat äußerer Beobachtung, für deren Detail er nicht eben Sinn hat, als dasjenige tiefgreifender Abstraction und wirklicher Studie, immer geistvoll und durch weiten Blick vorurtheilslos. Man nehme z. B. gleich in der Einleitung gegenüber dem gewöhnlichen französischen Verfessensein das ruhig-kühle Urtheil über die Literaturperiode Ludwigs XIV. und ihre gewohnte Auffassung. Seine Denk- und Schreibweise, in die er meist etwas Visionäres legt, führt ihn auf geistreiche Einblicke und Aussprüche, auf eine glänzende und mächtig packende Bilderspruche. Als Exempel diene, wie er sich bei Anlaß der Reformation äußert, die er den erschütternden Wirkungen der französischen Revolution zur Seite stellt: „On parle d'un roi resté debout dans sa tombe après deux cents ans. Rien n'était plus merveilleux, ni plus respectable que ce prince ainsi fait. Par malheur, le souffle d'un enfant le réduisit à rien. Le système de l'Allemagne ressemble à ce roi dans son caveau. Qu'elle l'honore donc de toutes ses forces, son docteur, et qu'elle n'oublie pas de sonner toutes les cloches pour son jour de fête!“ —

Die Gesellschaftszustände mit ihren schweren Schwankungen beschäftigen ihn besonders stark, und er brütet ob ihren Räthseln; geistvollen Einblick in die gegenwärtigen socialen Schwankungen offenbart z. B. folgende frappante Stelle: „De nous jours l'esprit de chaque nation, en particulier, s'efface et se confond; en même temps disparaissent, pour un moment, les grandes audaces et les sublimes entreprises. Il y a une espèce d'interrègne dans le monde; l'univers est rempli de lambeaux qui se cherchent l'un l'autre; vous diriez

d'un serpent qu'un géant vient de partager en plusieurs tronçons en le foulant sous ses pas. Consultez, visitez, interrogez les peuples les plus vantés; ils sont tous frappés d'impuissance et d'inertie. Aux uns, manque la force matérielle; aux autres, l'essor de l'intelligence; à tous, l'indépendance et le libre arbitre. Ils ont d'excellentes parties, et, pour ainsi dire, des membres achevés; mais pas un ne forme à lui seul un ensemble complet et organisé. Chacun a son but devant soi; pas un n'ose y toucher. La Russie recule devant sa proie en Orient, l'Allemagne devant son unité, la France devant sa liberté. Dans ces circonstances, le génie de tous s'allanguit; car il ne s'est pas encore formé un esprit général à la place des esprits différents qui s'épuisent; il n'y a plus de nations, il n'y a point encore d'humanité". Daß wir in einem derartigen Uebergangsproceß begriffen sind, wer wollte es läugnen? —

Für die glänzend bildergetragene und gestaltenschaffende Sprachweise, die mächtig packt, giebt es wenige ergreifendere Bilder als dasjenige Roms im Sturmwetter: „Rome n'est jamais si belle qu'à la lumière d'un grand orage, tel que chaque été en amène plusieurs dans son puissant climat. De bonne heure, le sirocco s'abat sur la campagne; tout se tait comme à l'approche d'un oiseau de proie. Dans l'atmosphère nage une vapeur brûlante. La tête des hauts pins de la villa Pamphili se balance à l'horizon . . .
. . . .
Les confréries des morts élèvent leurs chants lamentables sur le penchant de l'Aventin. La Rome chrétienne s'agenouille sur le sépulcre de la Rome païenne; tout redit au loin dans la nuit: Miserere! miserere!" Noch ein Beispiel seiner fremdartig bezeichnenden, immer ergreifenden Gleichnißweise. Nachdem er von der Zersetzung des Glaubens bis auf Strauß herab gesprochen, fährt er fort: „Il y avait un rossignol allemand qui chantait ses plus beaux chants dans la forêt Hercynienne. Les peuples étaient accourus et écoutaient sa voix enchantée. Ils sentaient, pendant qu'ils l'entendaient, rentrer dans leurs coeurs la foi qu'ils avaient perdue et la poésie des vieux jours. Un souffle divin les ranimait, et leur âme s'élançait sur les ailes de cet oiseau merveilleux pour par-

courir les sphères mélodieuses. Mais voilà qu'un serpent à la gueule impure avait roulé ses anneaux au tronc d'un chêne du voisinage. Le rossignol l'aperçut. Il fit silence, et soit peur, soit amour, soit un charme plus puissant que le sien, il tomba en voletant dans cette gueule béante; après quoi, le serpent darda sa langue, et prenant la parole, il dit: ‚Me connaissez-vous? Je me suis appelé tour à tour, dans l'Eden, Léviathan, Satan, Moloch; au moyen âge, Hérésie, Jean Huss, Martin Luther; chez les Tudesques, Méphistophélès; chez les Welches, Voltaire. A présent je me nomme comme vous tous, Scepticisme'. Les peuples l'ayant entendu se retirèrent et pleurèrent pendant trois jours".

Ein Schriftsteller dieser Art packt die Einbildungskraft und ruft die Leidenschaft wach, wann und nach welchen Richtungen er will; Edgar Quinet hat Beides gethan. Wir müssen seinen wechselnden Anschauungen folgen, und mögen wir uns bei jedem Schritte sagen, wie unstet und unsicher sie sind. Geister von seinem Schlag wirken wie Naturgewalten. Man könnte ihn einen humanitären Symboliker heißen, der den Geist des Lesers immer beschäftigt, selbst dann, wenn ihm dieser nicht folgen kann noch will. Geistreich immer und originell, wird er auch scharfsinnig, wenn er sich nicht von den Sinneneindrücken und phantastischen Ideenassociationen hinreißen läßt. Er hat niemals den Sinn des Realen. Bild, Parallele, Antithese, Abstraction, Pathos, das blitzt und sprüht durch einander; das logische Band fehlt.

Vor den meisten Franzosen hat Quinet die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur voraus und ist in der That wesentlich für ihre Vermittlung und Würdigung in Frankreich. Er bleibt auch dann noch sehr stark von den deutschen Ideenkreisen aus der Blüthezeit der Romantik und Philosophie bestimmt, als er sich in einer Art nationaler Aufwallung reagirend gegen sie stellt, und unzweifelhaft hat die Mischung deutsch-metaphysischer Influenzen mit dem französischen Blut einen gewichtigen Antheil an der Eigenartigkeit dieses Kopfes. Beweglich und unbeständig, anticlerikal und politisch frei blickend trotz der mystischen Ader in seiner Natur, hat er eine sehr auseinandergehende Schriftstellerei entwickelt, und das Talent scheint sich erst in neuester Zeit mehr geklärt zu haben.

Eine eigne Sache ists um seine so geheißenen Epen. Das Weltepos „Ahasvérus“, eine Art göttlicher Komödie, mystisch und schwer verständlich, religiös und doch keiner Religion passend, gleich dem „Prometheus“ einem naturphilosophischen Pantheismus ergeben und nach Art der deutschen Romantiker der Restaurationszeit einer neuen Religion aus orientalischen Elementen rufend, sollte nach seiner eignen Angabe nicht weniger sein als: „Die Geschichte von der Welt, von Gott in der Welt und vom Unglauben in der Welt“. In „Napoleon“, wo wir alles Andre eher finden als den Helden, und „Prometheus“ wollte er Volksepen nach seinem Begriffe schaffen.

Die Färbung ist oft hochpoetisch, einzelne Partien prächtig, die Mystik kühn, die Bilder grandios.

Wenn der französische Roman die starkfarbig aufgetragne Manifestation und zugleich der Träger des Geistes der Zeit ist, der er entgegenkommt, wie sie ihm, so, blos mit den unterscheidenden Grundzügen der beiden so sehr verschiednen Nationalitäten, diejenige Literatur, die man ziemlich willkürlich als diejenige des jungen Deutschland zu bezeichnen angeleitet worden ist. Beide sind Kundgebungen, die einzig in einer Zeit wie die unsre möglich werden konnten, der vollständige Typus des politisch-social-industriell bewegten Geschlechtes in seiner Entwicklung, aber weit mehr noch in seinen Verlangen, Hoffnungen und Zukunftsträumen, vollständig dem Moment entsprungen, mit ihm verwachsen und mit ihm vorübergehend, rasch- und kurzlebig wie er, das Wort und Bild zu seinem Thun und Treiben.



Das junge Deutschland

und die deutsche Roman- (Novellen-) Literatur.

n wir die mehr begründete als beliebte Behauptung gleich
Spitze) nach vielen Richtungen nicht mehr und nicht weniger
Abschwächung der französischen Romanwelt, welche kaum eine
Seite oder Partei des öffentlichen Lebens mit zutreffenden
eichnet.

: dieses Schriftsteller- und Literatentreiben will kennen lernen,
zu allererst Gutzkow's neunbändigen Roman „Die Ritter
ste", der wohl deßwegen so viel gefeiert wurde (wenigstens
st kein ausreichender Grund in ihm), weil er ein ziemlich
bgezognes und abschließendes, wenn auch wenig trostreiches
: meist in tauben Blüthen aufgeschossenen Denkwelt seiner
ot. Wenn übrigens diese Schriftsteller sich jeweilen vorsetzen,
s Stück der „alten und neuen Welt" darzustellen, wobei
der speciell deutsch-reactionäre Polizeistaat, die neue der sociale
er jungen deutschen Träumer sein soll, so ist ihnen das
eils mißlungen.

Franzosen entwickeln in der Regel bei Weitem mehr selbst-
Genie, unvergleichlich höhere Darstellungskunst, genialere und
gar nicht selten gesetzlichere Combinationsgabe, lebensvollere
ng des Elendes und des Verlangens der Zeit im Großen,
der Unnatur mehr Natur, aus der sie unmittelbarer schöpfen.
sonders in der Schilderung des Elendes der untersten Volks-
roßer Städte steht der Deutsche dem Franzosen weit nach;
), das er entwirft, ist zu abgerissen, unruhig, stückweis

zusammengesucht und nur einzelne Partien treffend. Dagegen bildet jeze die einzige wahrhaft erfreuliche Seite, an welche kein Franzose reicht, die anspruchslose Schilderung des viel und geheim bewegten Stilllebens in den armen Herzen und Hütten; es sind das immer Bilder, die treu und wahr nach der Natur gezeichnet scheinen wie sonst Weniges. Beide Erscheinungen, das Hervorragende in der französischen wie das in der deutschen Schilderung, stimmen vollkommen zu den Verschiedenheiten in den Lebenserfahrungen und Charakteren der beiden Völker. — Noch stimmen diese Deutschen nach einer anderen Richtung mit dem französischen Roman zusammen; eine Hauptseite ist nämlich die körperliche Detailmalerei mit dem Anspruch auf psychologische Bedeutung, aber im Grunde doch nur einer feineren sinnlichen Neigung dienstbar; Alles bis auf das keck zurückgeworfne Haar soll die exquisiten erobernden Naturen bezeichnen — schnurrbärtige Genialität.

Vischer sagt dazu: „Mundt's ‚Madonna', Laube's ‚Junges Europa', Kühne's ‚Quarantaine', Gutzkow's ‚Wally' sind nicht poetisch: es sind geistreiche Reflexionen, Debatten mit lose angehängtem poetischen Kleid, oberflächlich personifizirte Begriffe, didaktische Poesien. Die Assimilation der modernen Ideen" (— die Kämpfe des durch die Qualen der Zerrissenheit zu höherer Harmonie aufstrebenden Geistes, vom jungen Deutschland als Stoff aufgenommen —) „in die Poesie ist noch nicht durchgeführt".

Wohl der erste und Hauptgrundzug ist das Fragmentarische, Zerfallende und Widersprechende. Ein starker Theil dieser Producte sind nach jeder Beziehung Fragmente: Embryonen von Charakteren und Gedanken, nirgend Zusammenhang der Entwicklung; zwecklos fällt der Bau aus einander. Man wird überrascht von den kecken und springenden Aussprüchen, die bald verletzen, bald komisch stimmen. Es ist eine furchtbare Oberflächlichkeit in diesem neuen Evangelium, das blos zu Paradoxien Energie genug hat und neben Keckheiten über religiöse Dinge besonders noch halb oder ganz nackte Lüsternheiten auszubieten kokettirt; die kleinlichen Blasphemien, die oft nach jener Richtung ausgestoßen werden, können auch den freiesten Denker nur widerwärtig berühren. Einzelne Scenen sind abscheulich. Nur einer raffinirten Cultur, die nicht weiß, was sie will oder soll, ist es möglich, solche Halbgeburten als Orakel aufzunehmen. So ist das Bild der Zweiflerin Wally, so Mundt's Madonna, und in diesen halb-

fertigen Schöpfungen liegt eben so viele Laune als Unzulänglichkeit des schöpferischen Gestaltens. — Einer großen Zahl dieser Schriftwerke läßt sich schwerlich ein andrer Charakter beilegen als derjenige der Caprice. Sie wollen oft Lebensbilder geben, besonders gern weibliche, sie sind jedesmal unwahr und verzeichnet: halb ernst, halb komisch, halb idyllisch träumerisch, halb von den Zeittendenzen fortgezogen, aber nie anders als halb. Der prüfende Geist ist rathlos solchen Erzeugnissen gegenüber, in denen er umsonst einen centralen Knotenpunkt, eine festgehaltene Geistesrichtung oder ein bestimmtes Ziel sucht. Eben so zerfahren wie ihre Personen und Situationen und wie nicht minder ihre Urheber, sind diese Schriften auseinanderbröckelnde Geschöpfe der Laune, real und ideal gleich unwahr, an lauter gedankenlos verspielten Leben sich abrollend, die eine oft allerdings recht moderne Zerfahrenheit zeigen — verunglückte Literaten und durchgefallene Candidaten.

Ein weiteres Kennzeichen ist die Uneinigkeit und Unabgeschlossenheit in sich. Politisch und social sind alle Vertreter des jungen Deutschlands eigentlich nicht mit sich einig; wie tausend Andre stehen sie mitten in den Wirren, beobachten, machen sich ihre schweren oder leichten Gedanken und kommen wieder wie Tausende nicht dazu, sich eine abgeschloßne Stellung zu diesen Fragen der Gesellschaft zu machen. So ist es gar interessant, wie Mundt, der doch unstreitig auch ein Vertreter der modernen Freiheitsbestrebungen sein will, gleichwohl wiederholt eine ausgesprochne Aengstlichkeit darein setzt, jede Gemeinschaft mit dem jungen Deutschland und seinen Machinationen von sich zu weisen; interessant, wie derselbe die englische Pietät der Armuthseligkeit (ganz im Gegensatze zu anderen Aussprüchen) eben auch mit besondrer Pietät als eine das sociale Uebel noch hemmende Macht preist und anderseits dann doch in der Angst, welche die Reichen für die unglücklichen Lyoner Arbeiter tanzen macht, mit Sympathie eine Ironie von weltgeschichtlicher Bedeutung begrüßt; interessant, wie er mit charakteristischer Einsicht in die den ganzen Volkscharakter erbärmlich verderbende Politik des Egoismus und des Augenblicksrechnens von der Regentenweisheit des Bürgerkönigthums in Frankreich ein zutreffend sarkastisches Bild entworfen und dann doch anderseits mit advocatenmäßiger Sophistik einen Talleyrand, der gewiß nur der gewandtere und in der Eidbrüchigkeit größere farceur ist zu derselben

Auflage des Louis-Philippe-Thiers-Guizotismus, mit der freilich politisch immer schwankend unsicheren, aber wenigstens überzeugungstreueren und zuweilen ritterlich großen Gestalt eines Chateaubriand parallel stellt.

Da sie hierin aus sich selber schöpfen, haben diese Schriftsteller einen recht scharfen Sinn für die inneren Widersprüche, welche das unsichre Schwanken der Zeit gegenüber je den entscheidendsten Lebensfragen in ihren eignen Vertretern, zumal den bedeutenderen Schriftstellern, entwickelt; verstehen sie ja, an sich selber geschult, die unfreiwillige Doppelseitigkeit dieser Naturen durchdringend zu fassen und zu charakterisiren, so in einem Lamennais, Chateaubriand u. A. Und wo diese Wandlungen aus materiell selbstsüchtigen Strebungen hervorgegangen und zur nackten Grundsatzlosigkeit geworden, da schwingen sie nicht selten die züchtigende Geißel, die aber nur zu gern auf ihren eignen Nacken zurückfällt; denn dessen scheinen sich diese Schriftsteller nicht bewußt, daß sie mit an der eben aus der großen Krankheit der Zeit gebornen Unfertigkeit und Unfestigkeit des Charakters leiden.

Wenn etwa viel betonte Zeitgedanken wie derjenige einer größeren staatlichen Anerkennung der Arbeit herausgehoben werden, so sind solche zerstückelte Aussprüche der einzige Gewinn für die Einsicht ins Zeitleben; aber auch dabei verhalten sich die Charaktere zu den Forderungen so phantastisch und gerade darum wieder so unbeständig (braucht ein Fürst darum drei Handwerke zu lernen, damit er nachher wieder schwächlich von den Fortschrittsideen abfalle?), daß auch diese Gedanken ein bloßes Schattenspiel werden. Wer ein System des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, und wär' es auch nur dasjenige irgendeiner Partei, in diesen Schriften suchen wollte, der griffe in der Regel ins Leere. Die Weltverbesserungsplane sind nicht um ein Haar besser oder solider als die der französischen Romantiker und laufen gleicherweise meist auf unfruchtbare Träumereien hinaus. Was soll auch die alberne Geheimbund- und Ordensspielerei ohne jedweden praktischen Halt! Die Idee eines umfassend verzweigten Bundes der freien Geister, die mit einer bestechenden Macht spielt, deren Setzung selbst aber ein Leeres bleibt! Vague Vorstellungen von einer Art Tempelbund mit so wenig Bestimmtheit, daß nicht einmal eine feste Organisation gedacht ist, und mit so wenig Sicherheit in der Kenntniß der Zeitlage und ihrer Forderungen, daß sich nicht Ein Gedanke fest anfassen

läßt; ganz unbestimmte Ideen über das Recht der arbeitenden Classen, das ist Alles; es ist die studienloseste Spielerei, und der französische Gesellschaftsroman wenigstens in seinen bedeutenden Erscheinungen mit weiteren Aussichten und sogar tieferen Gedanken ausgestattet. So mußten denn auch die weitest gespannten Plane nur unbefriedigend ausgehen: das planlose Bundesfest einer neuen Weltreformerpartei ohne Halt und Ziel; etwa die kraftlose Rückkehr eines gewaltthätig an den Erhaltungsstaat Abgefallenen und von ihm trostlos Abgenutzten zu den hart verfolgten Freunden; ein häusliches Zusammentreffen der weit umhergeirrten und verschlagnen socialen Mitspieler, wohl mit der stillen Hoffnung auf Einzelglück in Haus und Herz und Familie, aber ohne Bedeutung für die großen Interessen des Allgemeinen, das sind wenig besagende Folgerungen, die nicht eine einzige der weltbewegenden Fragen auch nur feststellen, geschweige lösen helfen.

Und trotz Alledem! Wir kommen immer und immer auf die Behauptung zurück, die wir beim französischen Roman aufstellten: trotz aller Mängel ist der sociale Kampf zumal in seinen negirenden Grundideen vollberechtigt; wer das läugnen wollte, der würde wieder ganz einseitig handeln; die Zeit in ihrem schlaffen, schwankenden, zerfahrnen Wesen, heute stagnirend, morgen in convulsivischen Nervenschlägen erzitternd, trägt die große Schuld des auflösenden Elementes in sich. Soll der Kampf für eine schmachvoll gemordete Nation (Polen), — man hätte damals auch Italien und Ungarn als mitleidend beiziehen können; das Ringen nach Beseitigung der verderblichen und verjährten Ungerechtigkeiten im Gesellschaftsleben; selber die Angriffe auf die Ehe, da wo sie principiell sich gegen ihren millionenfachen Auswuchs einer moralwidrigen Anstalt der Knechtung oder der materiellen Assecuranz richtet; soll das Stemmen gegen ein öffentliches Leben, wie es zumal durch den Fluch des Julikönigthums zum dürren und charakterlosen Rechenexempel herabgesunken, sollen sie denn nothwendig, Idee und Worte, in die leere Luft verhallen? Wahrlich, die Gedanken haben eine Zukunft, wohl eine gewitterschwere. So ist in diesen Gebilden allerdings Idee der Zukunft; aber in dem traurigen Ausgang ist Geschichte der Gegenwart, einer zum Verkommen bestimmten Uebergangsperiode. Der Kampf gegen die der gesunden Entwicklung feindseligen Elemente: das Zerschmettern

des trübseligen Philisterthums, das lange brütend über den Nationen lag, oder das Sträuben gegen jene fälschlich als evangelisch sich ausgebende Lehre der Demuth und Furcht, mit welcher pfäffische Bornirtheit und aristokratischer Egoismus im Bunde schon so viele Jahrhunderte die Spannkraft der Völker gelähmt haben (historisches Christenthum, im Gegensatze zu seinem innersten Kern herausgebildet); — auch hier wieder hat zumeist die Negation Recht, und die Position geht um das alte, dunkle Räthsel herum. So wird in allen diesen Schriften zumeist die negative Seite der Anerkennung werth, die positive bleibt schwach.

Der weitschichtige Aufwand an Gestalten ist bei diesen Literaten oft eine mißlich-launenhafte, oft eine die mangelhafte Gestaltungskraft zu verhüllen angelegte Sache: lauter halbe, unklare, weder der Welt noch ihrer selbst bewußte Persönlichkeiten, keine angethan, ein gewichtiges Lebensprincip zu vertreten. Daher die unbändige Koketterie, daher das widerwärtige Sichbestimmenlassen von den kleinlichsten Zufälligkeiten bis zum Zerfließen alles eignen Selbst (eine in den „Rittern vom Geist", Bd. 2 „Heimwärts" förmlich als Princip gepredigte Art Lebensweisheit), daher die Rath- und Thatlosigkeit. Diese Personen handeln in ihren ernstesten Angelegenheiten eben so verkehrt, wetterwendisch, vom Augenblick und Abenteuer bestimmt, als es eben die ganze leer aufschäumende deutsche Träumerwelt in ihren Phantasmen von neuer Gesellschaft und reformirtem Staatsleben selber thut. Der zur einschneidenden That berufne Gedanke auf diesem Felde wird schwerlich aus der Richtigkeit des öffentlichen deutschen Lebens geboren. Es ist ein übermächtiger Individualismus, nun hochmüthig, nun knechtisch, eine knabenhafte Unreife, die diese Geschöpfe, wie sie allerdings ziemlich treu ihrem Schöpfer selber entsprechen, als willkürlich zusammengeflickte Personenfragmente erscheinen macht. Diese Producte haben einen einzigen feststehenden Grundzug, aber auch nur den: Alles sind Figuren, die sich ein Air geben wollen, die sich an eine Menge kleinlicher Bedürfnisse gewöhnt haben und sie nie vergessen, weit eher ihre in den Wind gebauten Pläne oder wenigstens das Einstehen und Handeln für sie; mit Einem Wort: es sind geckenhafte deutsche Literaten in Fürsten und Bettler versteckt, beide originell und elegant. In allen Lebensverhältnissen herrscht ein deutsch-phantastisches Hypothesenmachen und Räthsel-

spielen mit Personen und Sachen, selber in den Naturen (Dankmar in den „Rittern"), welche die besonnenen und praktischen sein sollen, bis ins Lächerliche getrieben: alles Repräsentanten der inneren Unreife und Unsicherheit, die sich gebärden, die Zeit tragen zu wollen, und Intrigantinnen, die leichthin auf ihr oben schwimmen oder dann mit ihr schmollen. Dabei ein leichtfertig genommenes Eingreifen in die Lebensschicksale von Personen, über die man weder ein juristisches noch psychologisches Recht hat.

Darin kommen sie mit dem französischen Roman überein, daß sie am ehesten noch in den allerschlechtesten Figuren Wahrheit zeigen, ja mehr als jener, aber nur deßhalb, weil die kleinlicheren Verhältnissen entsprungene und angepaßte Erfindung bei Weitem weniger ins Große combinirt. Man nehme in Gutzkows „Rittern vom Geist" jenen Schlurck, den gewissenlosen, leichtfertigen, in alle Sättel gerechten, mit weltmännischer Ironie über die eigne Charakterlosigkeit wie über alle Idealität hinweggleitenden Sybariten, — eine nur zu wahre Figur, die freilich für alle Zeiten paßt, doppelt aber für solche, denen der zerfressende Zweifel und das selbstverlorne Schwanken als Fluch auferlegt sind.

Zu dieser Art Gestalten passen denn auch die Lebensanschauungen: Es ist z. B. recht interessant, wenn in dem ebengenannten Werk als Heros von resignirender Güte ein Mann gepriesen wird, der seiner eignen Frau die Summe vorstreckt, welche sie braucht, um dem Geliebten nachzureisen. Vollends aber, daß ein armer Fürst, der drei Jahre Arbeiter gewesen und dessen gesellschaftliche Entpuppung einem treu gefesselten Mädchen das Herz bricht, von dem Bruder der Todten um dieser „einzigen und großen" That willen gefeiert und ja von allem Bewußtsein der Schuld enthoben wird, das zeigt eine noch mehr duselnde Lebensanschauung, die es mit dem Ernste des Lebens sehr leicht nimmt. All das Treiben läuft auf Phantasiestücke hinaus.

Selten ist eine Gestalt innerlich bestimmt und faßbar. Es sind Alles verdeckte oder offne, langsame oder brausende Gährungsprocesse in Uebergangsseelen, deren Organisation eben so wenig ein fixes Resultat liefert als unsre Zeit überhaupt.

Auch wo diese Dichter sich im Leben zu bewegen suchen, bringen sie es nur zu einer schwachen Verquickung von luftiger Fiction und halber Realität und verfallen ins Matte, sowie sie die gewaltsame

Phantastik verlassen; in dieser aber überwiegt die Vorliebe für grauenvolle Complicationen.

Das Nächtlich-Grausige dominirt auch bei diesen Deutschen, namentlich den bloßen Erzählern wie Spindler, dem die Farben der Nacht, in Massen verschwendet, immer wieder von Neuem zuströmen. Und gerade bei diesen treten die Begebnisse, zumal die Schilderung der lichteren Figuren, wo sie solche versuchen, rein romanhaft und unwahrscheinlich auf. Wo sie dabei aus dem Mittelalter oder der neuesten Gegenwart herauslangen (so Spindlers mit großer Keckheit aus dem Leben eines am Spieltisch und im Salon schwindelnden Glücksritters gegriffne Geschichte „Meister Kleiderleib", in dessen immer neuer und kolossal unverschämter Lügenhaftigkeit prächtiger Humor liegt), da sind es Schilderungen ganz à la française. Da sind denn auch die Züge, soweit sie überhaupt ins reale Leben passen, mit wahrhaft kunstgerechter Gaunerphantasie zusammengetragen, entworfen und verflochten; nur schleichen sich auch da wieder unorganisch rein romanhafte Begegnisse ein mitten in Gemälden, die sich durchaus nur durch den keckſten und unmittelbar aufgegriffnen Realismus eine Stelle machen können.

Uebrigens leiden alle an Thatenarmuth. Selbst wo die Objecte auf thatenschwere und eiserne Zeiten gehen, ist die That zurückgedrängt. So hat Mundts „Thomas Münzer" eben eine solche Zeit zur Unterlage, und doch wird da so viel gepredigt, daß die langen Reden gar kein Geschehen aufkommen lassen. Die Situationen sind nur höchst selten aus dem Vollen gegriffen.

Der Erzählung geschieht gerade was den Personen: Eine Menge abenteuerlich zusammenlaufender Ereignisse, ohne Ziel, ohne Einfluß auf die Haupthandlung, sind oft ganz eigentlich nur dazu da, um die kindische Zerfahrenheit der an jeden Zufall verkauften Personen aufzudecken. Oft ists ein toller Aufwand an wirr durch einander laufenden, abgerissenen, nothdürftig an einander gerückten Abenteuern, maskenhaft und dämmerig wie die vieldeutigen Wirbel des Fortunaballes. Was aus dem eng familiären Leben herausgeht und höhergreift, das wickelt sich meist in einer Unmasse verworrener Intriguen durch einander.

Der deutsche Gesellschaftsroman dieser Schule steht oft in seiner Färbung und seinen Tendenzen mit dem viel geschmähten französischen

völlig auf gleicher Stufe, nur daß er eher sein Nachbild ist; er zeigt auch nach Geist und Form ausgesprochen französische Manier. Namentlich dominirt da wieder dasselbe zur Caricatur verzerrte Princip der freien Liebe. Ueberrascht muß man denn doch werden von der moralischen Werthung, welche diese Dichter anlegen, wenn ein Verführer, der grauenvolles Unheil auf all seinen Schritten säet, als eine grandiose und selbst edle Persönlichkeit durchgeführt und wenn über die Vernichtung blühenden Lebens mit der vornehmen Erklärung hinweggegangen wird: es ist so meine Natur, meine Leidenschaft steigt und fällt unwiderstehlich und begräbt, wen sie in ihre Strudel reißt. Sehr bequemer Naturalismus! In der Leichtigkeit, womit diese Leute, die dabei mit der Prätention höherer Naturen auftreten, über die unauslöschliche Schuld und ihre furchtbaren Folgen hinwegschreitend neuer Leidenschaft und neuem Glücke sich öffnen, liegt etwas Verletzendes; Allzuviel ist uns zumal zugemuthet, wo von umgestaltetem Leben und in seinem Geleite von neu erschlossenem Glücke gesagt wird. Das Recht der inneren Vergeltung ist obenhin zur Seite geschoben und damit auch der geistige Gehalt der Personen verkleinert, eine erniedrigende Oberflächlichkeit des Wesens gesetzt, mit welcher der kolossale Aufwand von Schreck und Verderben nicht stimmt. Wohl das sprechendste Exemplar dieser Sorte hat einer von den Jüngsten der Schule, Alfred Meißner, erst 1857 in der „Sansara" gezeichnet. Uebrigens ist dieser Freiherr von Hostiwin, die excentrische Figur, an welche der Dichter eine ganze üppige Farbengebung verschwendet hat, nichts Andres als eine verspätete Copie von Eugène Sue's Vaudrey in „La vigie de Koat-Ven" oder von hundert anderen, und jeder Schritt in den überstürzt gehäuften Scenen erinnert an Dumas. Die ganze Psychologie ist falsch und ein gar mißliches Zeichen das, daß auch das Interesse schwindet, sobald der Gang ruhiger und innerlicher werden will, weil eben kein geistiger Hintergrund von Bedeutung da ist. — Diese Producte fristen ihr Leben nur dadurch, daß sie betäubende Effectscenen zwischen sonderlich verzeichneten Charakteren durch einander werfen; Alles gewaltsame Effecte, ein fatalistisches Ueberstürzen dem Abgrunde zu; die betäubende Wirkung erinnert an Knallgas.

Der Styl ist meist auf einen gesucht geistreichen Ton gespannt; *in ihm* tritt etwas Springendes und Barockes heraus, das auch bei

sonst meisterhafter Handhabung, wie Gutzkow sie versteht, bei aller fließenden Eleganz, wie Mundt sie entfaltet, doch keine klare Gedankenentfaltung durchschauen läßt.

Es ist sehr bezeichnend, wie sehr die Literatur der Spaziergänge und Weltfahrten dominirt, die leicht in alle Welt hinaus zerfährt; Reiseskizzen sind ein Lieblingsstoff, oft auch ein bloßer Ausfüllstoff für die weniger erfinderischen Köpfe, die sich in diesen unbestimmten Weiten plaudernd ergehen können. So vor Allem Mundt, dessen Reisejournale nicht ohne Interesse mit denen des aristokratisch-eleganteren Fürsten Pückler-Muskau oder mit den Reisebildern des leichtfertiger sarkastischen Heine zusammengehalten würden.

Neben Gutzkow's „Rittern vom Geist“ ist es noch „Das junge Europa“ von Laube, welches das junge Deutschland so gründlich zeichnet, daß man keck behaupten darf, diese zwei Werke genügen, um alle Hauptzüge der Schule kennen zu lernen.

Da nimmt Laube einen Kreis junger Männer als Träger der neuen gesellschaftlichen Tendenzen und verfolgt das Schicksal ihrer Ideen und ihres Lebens — eine für die Losungsworte dieser modernen Geister allerdings bedeutende Anlage. Die Stellung ist gleich von Anfang an nicht rein gehalten. Diese Jungdemokraten sind Leute nicht nur von exclusiver Bildung, sondern auch von aristokratischen Liebhabereien und Gelüsten, aristokratischen Lebensäußerungen und zum Theil auch aristokratischen Mitteln; es spielen allzuviele seidene Gardinen, rauschende Gewänder und verführte Gräfinnen mit. Diese Leute wollen die Titanen der Negation sein gegen die überkommene Gesellschaftsordnung und vergeuden ihre Kraft in tollem Uebermuth; es geht ihnen die feste innere Sicherheit ab, es fehlt die Sammlung; sie sind die poetischen Träumer der Gesellschaftswelt, ohne productive Macht. So ist ihr Ende ebensowohl in als außer ihnen vorgebildet, und dieses Ende ist allerdings traurig: der Eine, aus seinem Jugendfeuer zur Eiseskälte aufgeschreckt, erschießt sich und sein Weib; der Andre, enttäuscht nach Amerika geflohen, wird gewaltsam erschlagen; der Dritte, Jude, muß wieder schachern gehn; der Vierte, nach Gefängniß und schweren inneren Kämpfen, die ernstest bewegte Natur, kehrt zum sicheren Besitz und der Familie zurück, dem Einzigen, wo er sich ausruhen kann; und der Fünfte, Aristokrat von Natur, wird ebenfalls ein bornirter Figurant der Titelwelt; die Weiber sind geknickt

oder gestorben. Das ist die traurige Geschichte des großen Gesellschaftsromans in seinem dritten Theil: die Bürger. Es ist, als ob die ganze Seifenblase der deutschen Revolution von 1848 und 49 vor unseren Augen aufbräche! Es kann aber auch gar nicht anders kommen mit diesen „Poeten“, wie der erste Theil sie uns vorführte, unsicheren, umhertappenden, nach Genuß haschenden Naturen, dergleichen eben in unseren Tagen zu Tausenden emporschießen, leicht und flüchtig angelegt, mit einer barocken und verletzenden, in Alles hineintappenden Leichtfertigkeit alle Lebensgebiete, auch die strenge Wissenschaft, abthuend. Wenn diese Gesellschaftsretter die Begriffe von Glück und Genuß nur an das launische subjective Belieben knüpfen und mit diesem Wechsel als die bestimmende Norm des Lebens hinstellen; wenn sie die Verführungskunst gegen das von Natur immer schwache Weib für eine Art Titanismus ausgeben und auch so treiben; wenn sie den Begriff der individuellen Treue als unbequem und hemmend aus dem Leben streichen und dem Vergangenen, selbst wo es sich in den Tod geopfert, kein Recht mehr auf die frisch ausschlagende Kraft einräumen, — ein atomistisch egoistisches Belieben der Lust; wenn Das und Aehnliches von ihnen gesetzt wird, so ist ihre neue Weisheit, der auflösende Wahnwitz der schrankenlosen Subjectivität, eben so trüglich als verwerflich.

Der brausende Drang, innerlich schwach, ohne Centrum und Halt, selbst ohne Ziel und Klarheit des Bewußtseins, tobt sich aus, um, man möchte meinen unbewußt, überall in Niederlagen zu enden; springende Anschauungen und krankhafte Originalität, losgerissen von allem realen Boden. Es ist hier das dritte Mal, daß sich diese selbe Erscheinung auf dem Boden der neueren deutschen Literatur wiederholt: erst in der Sturm- und Drangperiode, dann in einer starken Fraction der Romantik, und jetzt eben in der revolutionären Neuromantik, die so exact mit der französischen parallel läuft. Der Grund der Schwäche ist überall der gleiche: die trostlose Unangemessenheit des armseligen öffentlichen Lebens mit den hochfliegenden Idealen des deutschen Geistes.

Die Dramatik dieser Schule ist entschieden ihr Schwächstes, ihre Achillesferse. — Sie tritt oft in Prosaform auf. — Der zum Theil außerordentliche Erfolg einzelner von diesen Stücken hat absolut nur äußerliche Bedeutung, konnte nur ein vorübergehender sein und beruhte

auf Nichts weiter als auf dem Anschmiegen an die Zeittendenzen („Uriel Acosta“) oder der Wahl beliebter nationaler Stoffe („Die Karlsschüler“). Häufig sind Tendenzstücke, in engster Verbindung stehend mit den neueren freiheitlichen Bewegungen auf den verschiedenen Lebensgebieten. So zumal auf religiösem und socialem Boden: Gleichberechtigung des Judenthums, Stellung der Stände, Deutschkatholicismus ꝛc. Wo sie das Recht des freien Denkens gegenüber dem blinden Glauben mit kräftiger Bestimmtheit aussprechen, hinterlassen diese Stücke auch in ihrer Schwäche wenigstens den Haß auf eine Orthodoxie des verdammungssüchtigen Wahnes, auf eine verketzernde Religion, den Haß, in dem sie offenbar geschrieben sich erweisen, und dieser Eindruck ist so ziemlich das einzige Gute an ihnen.

Erniedrigung der Charaktere, zumal in den wenigst gelungnen historischen Stücken, ist so zu sagen die Regel geworden; die erdichteten aber sind verschroben. Nehmen wir für Beides je nur Ein Beispiel aus den Stücken von Gutzkow, einem der ersten und fruchtbarsten Dramatiker der Schule!

Im „König Saul“ ist der Samuel Nichts weiter als ein malcontenter und jesuitisch argumentirender Intrigant, Saul ein moroser, launig versetzner Alter, David ein schwachsinniges und selbst treuloses Parteiwerkzeug, alle Charaktere herabgesetzt und dabei von staatlichem Sinn und Begriff keine Spur. Samuel, der doch der politische Lenker sein soll, entfaltet eine Schulknabenpolitik, wie sie kein Rhetor am deutschen Parlamente fratzenhafter abspinnen konnte (man sehe den Monolog ungefähr in der Mitte des Stückes, wo es heißt:

> Ich dacht' an einen Garten, wo die Blumen,
> Die aus dem Schooß der Erde weltlich sprießen,
> Sich geistlich ranken ins Spalier des Himmels ꝛc.

Welch anwiderndes, halb sinnloses Geschwätz!). Im „Dreizehnten November“ haben wir als Hauptperson wieder eine von den kranken Naturen, deren Eigenthümlichkeit schon darum keinen Eindruck mehr auf uns macht, weil Leben und Literatur sie Jahrzehnte hindurch epidemisch fortgepflanzt und abgenutzt haben; neben ihm einen ganz abscheulichen Charakter, den die Rache trifft, einen kalten Seelenmörder unter Freundesmaske ohne nur Einen guten Zug.

Wie sie sich auch geberden und was sie dazu sagen mögen, ob sie es bestreiten oder zugeben, ob sie sich unter einander verständigen

oder bekämpfen, sich verläugnen oder anerkennen, ihre Wege führen die Hauptvertreter dieser Literaturperiode immer wieder zusammen; denn dieselben Ziele und Grundgedanken drücken ihnen einen Stempel der Gleichartigkeit auf, gegen den keine Verwahrung des Einzelnen aufkommt, und mit Recht hat die lesende und urtheilende Welt den Totaleindruck einer allgemeinen Geistesübereinstimmung unauslöschlich festgehalten. Anderseits kann von einer eigentlichen Corporation oder Verbrüderung der Schriftsteller des jungen Deutschlands gar keine Rede sein; der Zufall oder die Designation eines verfolgungssüchtigen Gegners hat allein gerade so viele und gerade diese unter einen Namen gebracht, der für sie keine organische Bedeutung hat. Wie wenig Sympathie sie für einander empfanden, beweist der Zersetzungsproceß, der sie schon in den letzten 30er Jahren auseinanderwarf und sie mitten in der Verfolgung sich unter einander ohne Stütze aufgeben machte; denn unter ihnen bestand kein andres Band als die Negation.

Diese Literatur der Verneinung und des Zweifels, der Zersetzung und Discussion, des Niederreißens und der Polemik, unfertig und in sich zerrissen, wie die ganze Zeit originell eigentlich nur in der Negation, mit dem bloßen Schein der Stärke und Gesundheit ausgestattet, ein Kampfplatz wogender Gedanken, ist eben so wohl eine Erscheinungsform der Zeit wie die blutrothe französische Romantik. — Es ist eine Literatur der Berechnung und der Absicht. Die Stoffe werden nach der Tendenz der Zeit und dem Geschmacke des Geschlechtes gesucht und gedreht, arrangirt und parfümirt. Der kritische Verstand beherrscht auch die Phantasie und erstickt sie oft. Es fehlt ihr an Herz, und das Leben strömt zu wenig von innen aus tiefer Brust heraus. Einzig die Lyrik, mächtig und weithin hallend, singt in vollen, melodiereichen Brusttönen. — Den großen Vorzug hat diese Schriftwelt, daß sie ihren Fuß keck ins Leben hineinsetzt, in und mit ihm pulsirt und ihm die, wenn auch unsichre, doch fortschrittsgetreue Anweisung auf die Zukunft zuführt. Das giebt ihr Natur, deren sie so sehr bedarf. Doch hat auch das wieder sein Schlimmes: Den leichten Erzeugnissen der Muse werden alle möglichen Zeitgedanken zu tractiren aufgegeben; sie werden von der Schwere des Ballastes, der doch aller nach Einer Seite wiegt, förmlich erdrückt, wie denn auch die Unmittelbarkeit und Freudigkeit des Schaffens verloren ging. Mit den neu aufgenommenen,

man kann sagen überallher zusammengesuchten und wenig verdauten Ideen wurde Ostentation getrieben. Die Periode ist kritisch und skeptisch, im Leben wie in der Schrift; daher tragen beide in ihren Zügen den Ausdruck des Kampfes und zugleich der Ermüdung, bis zur peinlich berührenden Monotonie. Am besten ist der Zeit die Kritik gediehen; sie wurde erweitert und ohne Zweifel auch verfeinert und vertieft. Daß viel Geist ausgegeben, viele Gedanken als Zeiteigenthum fixirt und den Massen gewonnen wurden, daß ferner die Form der allen verschieden wiegenden Materien zurechtgepaßten Sprache an Eleganz und Fluß gewann, ist allerdings eben so zweifellos. Daß eine solche Literatur nur für eine gewisse Zeit ist, mit der sie steht und fällt, indem sie gerad' ihrem Denken und Wollen Worte giebt; daß ihr Charakter gleich demjenigen ihrer Uebergangs- und Vermittlungsgedanken sie an eine bestimmte ablaufende Zeit weist, mit welcher ihre Anerkennung schwindet, ihr Werth bis auf das Wenigere an ihr, das allgemein menschlich und ewig ist, zusammenbricht: das haben wir bereits erfahren.

Die Literatur des jungen Deutschlands war ihrem ganzen Wesen nach von vornherein socialpolitisch, und die Kritik richtete sich in erster Linie immer auf die Gesinnung des Autors, die sich in seinen Werken kundgab. Aber gerade diese politische Seite, auf welche sie sich so viel zu Gute thut, ist ihre Schwäche. Man wird dem eigentlichen Glaubensbekenntniß dieser speculativen Theoretiker der Politik nie recht auf die Spur kommen, weil sie offenbar selber sich nie ernstlich geprüft haben und sich auch nicht klar geworden sind, was sie wollen. Vollends fürs Leben sind ihre Theorien unbrauchbar, und diejenige, auf welche sie alle versessen sind und wovon manche ihrer Schriften etwas Weichliches, mehrere gar etwas Weibisches angenommen haben, die Frauenemancipation, ist in dieser Form und Weite eine wider die Natur laufende Phantasterei; die Emancipation des Fleisches aber ist bei ihnen ein so unschuldig abgeblaßter Begriff, daß die Welt von ihm jedenfalls keinen Umsturz der hergebrachten conventionellen Sittlichkeit, ja nicht einmal ihrer Heuchelei, zu gefahren hat.

Geistreiche Einfälle spielen die Hauptrolle in diesen sogenannten Novellen, die gewöhnlich sehr thatenarm, aber räsonnementsreich sind, weit mehr Debatte der Zeit und Secirung unruhig kämpfender Geister in sich haben als Erzählung oder Geschichte; und die Novellenfiguren

sind nicht sowohl Gestalten und Charaktere, als an und mit ihnen abgesponnene Gedanken und durchgeführte Tendenzen, weßhalb ihnen auch das warme Leben fehlt.

Glanz der Diction ist eine durchgehende Eigenschaft, oft von wahrer, selbst blendender Schönheit, aber eben so oft blos dazu bestimmt und doch nicht ausreichend, um die Leichtigkeit der Gedanken zu verkleiden. Ja Einzelne, die sich eines eleganten und fließenden Styles besonders Meister fühlten, machten förmlich eine Art Glaubenssatz aus der grundfalschen und gefährlichen Behauptung, daß der Styl das Primum sei, dem die literarische Zukunft gehöre, — eine Formel, unter welcher die Armuth an eignem Inhalt und selbständigem Denken versteckt wurde. Das Kleid galt mehr als der Körper, die Form mehr als das Wesen; der Substanz nicht Herr, schuf man eine formale Literatur.

Wie wir der Charakteristik des französischen Romans zur Vervollständigung die einfache Zerlegung eines seiner besonders bezeichnenden Producte folgen ließen, so mag es hier geschehen, und zwar mit zum speciellen Nachweise, daß die Erfindungen des „Jungen Deutschland“, wo sie sich frei, ohne das Uebergreifen besondrer Zwecke, gehen lassen, um Nichts zahmer noch maßhaltender, um Nichts friedlicher noch tröstlicher sind als diejenigen der französischen Romanschriftsteller, daß überhaupt zwischen beiden eine in der Luft jenes Jahrzehnts liegende Verwandtschaft besteht. Wo diese nicht heraustritt, und das ist allerdings bei einer Masse dieser Producte der Fall, da mag man ziemlich sicher annehmen, daß den Deutschen die Kraft und Kühnheit der Phantasie abgeht, daß daher einem überwiegenden Zug ihres Naturells gemäß das reflexive Element sich vorgedrängt hat und mit ihm das schärfere Hervorstechen der Tendenz. — Für unseren Zweck haben wir also eine der Productionen zu wählen, da die Phantasie sich ungebunden gehen ließ, und entscheiden uns für Kühne's Klosternovelle: „Raoul“.

Wir stehen nach Zeit und Ort im französischen Calvinismus: Genf und die romantischen Bergthäler der Provence und endlich Paris sind die Schauplätze, die Periode diejenige des Bischofs Franz v. Sales, da nach den ersten sechszig Jahren der unbedingten Herrschaft der neuen Lehre auch in Genf wieder viele Herzen reuig zum alten Glauben zurückkehrten und in der Provence die Calvinisten ihren

Gottesdienst im Verborgnen feiern mußten. — Die Einleitungsscene nach dem feierlichen Hochamt führt uns mit dem Bischof ans Todtenlager der Mutter Giovanna, die dem Frommen eine lange Beichte ihres Lebens übersendet und von ihm gerne noch den Segen der alten Kirche empfangen hätte. Giovanna ist die ehemalige Aebtissin der Nonnen von der Heimsuchung Mariä in Genf; zur Zeit des mächtig emporfluthenden Calvinismus hat sie das Kloster verlassen, Armand, den Prior der Barfüßer, geheirathet und sich mit ihm in die blühende Calvinistencolonie der Provence zurückgezogen. Die Colonie aber hat sich theils wegen eingerißner Sittenlosigkeit, theils wegen äußrer Verfolgung aufgelöst. Von ihrem Gatten verlassen, hat sich die unglückliche Frau mit einem Diener und zwei Kindern in ein stilles Häuschen zu Genf gezogen bis an ihren Tod. Raoul ist ihr Knabe, Antoinette dagegen das von ihr adoptirte Mädchen einer Verwandten, die damals gleichzeitig das Kloster verließ, nachher aber, ebenfalls vom treulosen Gatten verlassen, als Schwester Cölestine wieder Trost und Schutz im klösterlichen Leben suchte und Oberin der Ursulinerinnen ward; die Kinder gelten sich und Anderen als Geschwister. Sie werden nach dem Willen der Verstorbenen im Kloster und für die Kirche erzogen, aber die Natur empört sich dagegen, besonders die des wilden Knaben, und als er vom Prälaten hört, daß Antoinette nicht seine Schwester, da brechen alle Schleusen, und die Liebe zu der Jungfrau wird unüberwindlich. Die empörte Natur macht sich in ihm zunächst dadurch Luft, daß er als Nachtwandler in Antoinettens Nonnengarten einbricht, und in einer dieser Nächte raubt er auch ihr durch das eröffnete Geheimniß ihres Ursprungs den wenig gesicherten Herzensfrieden. In einer schweren Gewitternacht entführt er die Novize, und bei diesem Anlaß brennt ein Flügel des Gebäudes nieder. Die Geflüchteten kommen in den Schutz eines einsam lebenden, halb verrückten Mönches, von dem sie sich eben wollen trauen lassen; da kommt der alte Diener Jacotot dazu und eröffnet ihnen, daß sie, wenn auch nicht von derselben Mutter, doch Kinder desselben Vaters, doch Geschwister seien, die in verblendeter Leidenschaft einen Bund gegen die Natur eingehn wollten. Sein Wort ist niederschmetternd. Das Mädchen kehrt ins Kloster zurück, der Jüngling flüchtet zuerst zu den Calvinisten der Provence, wird aber hernach Jesuit. Jacotots Meldung aber, welche die zwei Herzen zerrissen und ihr Leben zerstört hat, erweist sich nach-

her wieder als irrig: Antoinette ist wirklich die Tochter von Cölestinens einstigem Gemahl Hilarius, wenngleich es dem entsetzlichen Armand zur Zeit, da sie das Kind bereits unter dem Herzen trug, durch einen raffinirten Betrug gelungen ist, die Schuldlose zu umarmen. Wir treffen hernach Armand wieder als strengen Jesuitenoberen, wie er im Kloster der einst von ihm Betrogenen Beichte hört, ihr die eigne Tochter zur klösterlichen Ueberwachung zuführt, unerkannt seinen Sohn aufsucht und in den Schooß der alten Kirche zurückmahnt. Der zweite Band führt uns ins Jesuitentreiben zu Paris und zu Heinrichs IV. Tode; die buntesten Scenen ziehen dem Auge vorüber: die Marquise v. Verneuil, des Königs verlaßne und bis zum Wahnsinn trostlose Geliebte, spinnt in ihrem Seineschlößchen widerspruchsvolle Plane; im Allerheiligengäßchen mißhandelt der Pöbel einen armen Wunderdoctor, der des Königs Tod prophezeit, und dieser selber läßt sich von dem seltsamen Propheten wahrsagen; Sully in seinem stillen Cabinet wacht über das Wohl des Staates oder plaudert mit seinem königlichen Freund oder öffnet die Briefe der Jesuiten; in der Jesuitenkirche predigt der beredte Pater Florentin (Raoul), und die vornehme Welt von Paris, der König selber und die verlaßne Marquise, verrichten da ihre Modeandacht; Ravaillac als Schulmeister von Angoulême brütet über einer excentrischen That; die Marquise kleidet sich als Nonne ein und stirbt bald nach dem Könige; das Gericht inquirirt, die schuldigen geistlichen und weltlichen Herzen, im Gewissen zitternd, verstehen jedes Mitwissen wegzuläugnen, und der Königsmörder erleidet alle erdenkbaren Qualen; Raoul aber, in diese großen Weltbegebenheiten mit hineingezogen, zerfällt mit seinem Orden, sucht nochmals seine frühere Geliebte auf, die für ihn todt bleibt, und kehrt dann in die Thäler der Provence, wo er als wandernder Calvinistenprediger endet.

Wahrlich, das ist eine reiche Speisekarte mit sehr wechselvollen Gängen! Nehmen wir hinzu, daß es sich bei diesen verworrenen, verschlungenen, irrationellen Lebensläufen um eben so verwirrende Seelenkämpfe und Geistesgestaltungen handelt, so mögen wir uns einen Begriff machen von der schweren und unheimlich berührenden Composition. Fügen wir alle die krausen und bunten religiösen Reflexionen bei, von denen wir Nichts weniger als erbaut sind, so wird der Eindruck noch unvermittelter und unbefriedigender.

Eins ist gut: das Zeitgepräge, treu und scharf, zeugt von kundigem Sinn.

Kühne schildert mit Kraft und Feuer. Wir nehmen eine einzige Stelle heraus, wo er den in die Klöster hineingeschlichnen Weltgeist zur Zeit des aufsteigenden Calvinismus also malt: „Wie eine zuckende Freude stieg in dem Gemüthe manches Beters und mancher Beterin der Entschluß auf, der Welt und dem Leben anzugehören und unter Menschen ein Mensch zu sein. Da ward die stille Zelle zur Marterkammer; die eingesperrten Gedanken liefen an den engen Wänden auf und ab und stürzten sich endlich kopfüber zum Fenster hinaus in die buntbewegte Welt; selbst das Gebet wollte nicht mehr einsam sein, es mochte nicht mehr ungetrübt und still wie die Rauchsäule Abels zum Himmel steigen, es wollte mitten im Leben auf einem Heerde sich entzünden, und nicht die Sprache der Schlange blos, das alte Wort des alten Gottes: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! tönte und hallte wider in manchem bisher ruhig in den Satzungen des hergebrachten Dienstes befangenen Gemüthe. Mönche und Nonnen stiegen aus den Grabgewölben, wo sich der Mensch mit allen seinen Wünschen eingesargt" 2c.

Es ist Nichts weiter als der bloße Zufall einer Art von polizeilicher Verzeigung, also eine Thatsache der äußersten Aeußerlichkeit, daß man dazu gekommen, gerade die folgenden fünf Schriftsteller als die literarischen Repräsentanten des „Jungen Deutschland" aufzuführen.

Vielleicht der bedeutendste, jedenfalls der in seiner Gesammtwirkung stärkste und meist besprochene von ihnen ist Gutzkow.

Karl Gutzkow

ist zäh ausdauernd, außerordentlich vielseitig, von äußerst ergiebiger Productionskraft, die immer wieder frisch ansetzt und ihre Stimme recht laut vernehmbar macht, mit dem wohlgeschulten und in alle Bahnen gezwängten Talent arbeitend, Reflexionspoet, immer tendenziös, journalistischen Charakters. Er gerad' ist mehr als irgend ein Andrer der Mann des Zwiespaltes und Widerstreites, des uner-

müdlichen Ringens und Kämpfens gegen die Schwächen und Lächerlichkeiten der Zeit, die er aufspürt, nacktlegt und mit keckem Wort anficht, auch er ein zersetzend polemisches Talent, das mit Welt und Mensch, mit Herz und Schicksal experimentirt. Früh schon hat er in dem „Sadducäer von Amsterdam“, einer Novelle, die um Vieles besser ist als das hernach aus ihr zurechtgemachte Drama, die inneren und äußeren Leiden, die Prüfungen und Erschütterungen der Skepsis entwickelt, die, nicht spielend, sondern ernst und schwer, sein Geisteswesen und sein Dämon, in ihm selber arbeitet und ihn treibt die eignen und die fremden Gemüthsbewegungen kritisch anzuschauen und zu seciren. Aecht berlinisch ist an ihm das immer fertige Urtheil, das witzige und geistreiche Geplauder, aber auch die Süßlichkeit der Empfindung und die Hinneigung zum Kleinen, Idyllischen, hart neben der blitzenden Satyre und den kühnen social-politischen Phantasmagorien. Gutzkow übt kalten Herzens eine Sophistik der zerstörenden Lust, und er treibt sie zuweilen zu einer ermüdenden Breite der Selbstgespräche und einer in die furchtbare Nacktheit hineingetriebenen Gier der wollüstigen Vernichtung (so im „Nero“). Dasselbe trüb-kalte Gefühl beherrscht ihn in der verzweifelten Lust, womit er die romantischen Neigungen und religiösen Hänge seiner Zeit als Charlatanerie und ihre Thatenarmuth als Charakterschwäche geißelt, und es ist einzig diese in ihm übermächtig gewordene Stimmung, welche den immer gleich rasch und unbeständig auftretenden Wechsel zwischen jäher, hitziger Leidenschaft und matt abgeblaßter Abstraction, zwischen Gefühl und Spott erklärt. Seine immer zum Angriff fertige und schlagkräftige Manier enthält ein bedeutendes publicistisches Talent, das aber in der deutschen Kleinstaaterei nicht aufkommt. In der neuesten Zeit hat sich der Dichter entschieden dem Friedlichen und Behaglichen, dem Kleinen und Liebenswürdigen, dem Familiendrama zugewendet, ja er ist bis in das Sentimental-Rührende der Iffland-Kotzebue'schen Zeit zurückgefallen. In ihm liegt wie allgemein in der Zeit die sittliche Unbedeutendheit und Unnatur der Helden, das Verschrobene und Verzwickte der Situationen, die innere Halbheit. — Gutzkow hat nie einen durchaus neuen Inhalt in sich aufgenommen, sondern nur den alten in den mannigfachsten Formen verarbeitet. Doch weiß er das Getriebe der Gegenwart von allen Seiten bis in seine feinsten Adern hinein zu durchdringen, und in immer neuen Formen widerzuspiegeln.

Auch Vischer ist der Ansicht, daß es Gutzkow an Harmonie des Gemüthes und innerer Gesundheit fehlt, was sich aus seiner Behandlung der „Wally“ erweisen läßt. Er theilt die Vorliebe für das Peinliche und Gräßliche, für einen Schluß in schrillem Mißklang (so auch in der „Seraphine“), worin er ganz der neueren französischen Romantik in ihre Schinderphantasie hinein folgt. Der Ton, in welchem seine „Wally“ die Religionszweifel vorträgt, ist frivol. Der Roman ist überhaupt ein schwächliches Seitenstück zur „Lélia“, die sich durch Hoheit der Conception und inneren Kraft weit über diese bruchstückartig ausgestoßenen Blasphemien heraushebt. Er verdient das Aufsehen, das er gemacht, weder bei Freund noch Feind; dafür sind seine Elemente, auch die sinnlichen, zu schwach. Allgemein tritt in seinen Productionen das Zerfahrene, Zerhackte, Haltungs- und Einheitlose heraus. Sie sind ohne lebensfähig centrale Idee und ohne bedeutende und zusammenhaltende Charaktere. — Auch die „Seraphine“ ist eine durchaus haltlose Gestalt, eben so schwankend, nach Natur und Schicksal eben so unverständlich entwickelt wie viele der Gedanken des Schriftstellers selber. Dieses Weib, das nach einander zwei an Charakter ganz verschiedne junge Herren anzieht und durch gegenseitige Unbegreiflichkeiten, Widersprüche, absichtslose Schuld wieder abstößt, das in einem mit der Welt zerfallenen Staatsmann plötzlich eine ideale Flamme anfacht, endlich in die Hand eines rohen Bauern geräth, dem es erst entflohen ist und dann wieder sich zugewendet hat: das Alles läuft in so curiosen Begebnissen, inneren und äußeren Wunderlichkeiten und selbst Widersprüchen ab, daß ein Festes nicht bleibt, man wollte denn die absolute Rathlosigkeit der weiblichen Natur als Gesetz anerkennen. Eben so die anderen Kreise und nicht besser die Politik. Die seelischen Elemente sind verworren, woraus Wirkungen ohne Motive entspringen; so die wunderliche Figur des wilden Organisten und der durch ihn auf eine ganze Gegend übertragenen Verderbniß. Die Stellen über Musik erinnern auffallend an ähnliche Passagen in Heine und Mundt, es ist Tonsymbolik. Völlig in die Zeit hinein spielen zwar mehrere Gestalten, so der jüdische Apostel des Liberalismus, der unsicher tastende Minister, die gefühlsscheue Weltdame. Auch die „Ritter vom Geist“ entbehren jeder zureichenden Motivirung. Die rasche und blutige Abfallsgeschichte des Fürsten, der eine Zeit lang Socialismus gespielt, ist ein zu grelles und nacktes Bild der Apostasie,

als daß es einen anderen Eindruck neben dem des entrüsteten Widerwillens aufkommen lassen könnte. Wenn speciell die Strebungen der preußischen Politik getroffen werden sollen, so hebt sich als besonders kenntlich und in ihrem erbärmlich verderbenden Geist auch besonders betont jene frömmelnde Parteirichtung hervor, die als schleichender Krebs so langeher gerade dieses Staates Leben, im schneidenden Widerspruche zu den Elementen, in denen einzig seine Blüthe wurzeln kann, schmählich verkümmert haben. Weitaus das Beste an dem widerspruchsvollen Buch ist die Schilderung des Stilllebens in der Armuth und seiner Herzensbewegungen; die einzige Seite, die tief das Gemüth erschüttert, der Moment, da eine Gesunkene, zum Gebet an Gott gedrängt, zerknirscht in sich kehrt.

In allen seinen ernsten Seelen- und Gesellschaftsromanen tritt jene französische Skizzirungsart der Persönlichkeiten und Empfindungen heraus, die zur oratorischen Detailschilderei wird von mehr geistreichem Anstrich als Wahrheit und meist auf Wunderlichkeiten ruht. „Er war zu sehr ein Hamlet des Herzens, die Blässe des Gedankens kränkelte seine Empfindungen an."

Wie er sich auf dem Gebiete des Komisch-Humoristischen bewegt, mag das einzige Beispiel des komischen Romans „Blasedow und seine Söhne" zeigen.

Er ist gleich den meisten seiner Werke breit angelegt und zeigt in der Exposition eine Kunst, die das Interesse mehr anzulocken weiß, als die Folge es befriedigt. Freilich bewegt er sich bald genug auf einem Gebiete, das weder äußere noch innere Wahrheit hat, sondern als das Zerrbild einer durchaus willkürlichen und sinnlosen Laune sich kennzeichnet. Wenn man zunächst bei dem Namen Blasedow und den unsinnigen Erziehungsplänen an Basedow'sche Erziehungsreformen denken wollte, so trifft das Thatsächliche doch absolut nicht zu. Ueberhaupt begeht dieser pfarrherrliche Erziehungsmeister von seinen Sätzen aus: die Erziehung habe zu individualisiren, jedem Einzelnen das für sein persönliches Talent und seine Nöthigste und nur das zu geben, sie habe also durchaus nur auf die richtige Beobachtung der persönlichen Geistesdisposition zu fußen, dabei aber das zu Bietende als Ganzes, in seiner wissenschaftlichen Strenge und ohne Anbequemung an die kindliche Denkweise und Fassungskraft vorzulegen: von diesen Sätzen aus begeht er so kolossalen Unsinn, daß niemals auch nur

annähernd ein solches Unicum von Erzieher figurirt hat noch figuriren wird, man wollte es denn aus dem Irrenhaus nehmen. Daneben hat er wieder so schlagende und eindringliche Seiten, zumal in Rücksicht auf religiöse Ideen, daß das Ganze dieser Persönlichkeit erst recht zur Geburt einer gesetzlosen Laune gestempelt wird. Es ist eine zweite Richtung im Consistorialrath Blaustrumpf ebenfalls bis zur Persiflage getrieben, und da könnte man allenfalls an den bis zum Wässerigen und der Auflösung aller wirklich religiösen Momente verdünnten theologischen Rationalismus von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie z. B. an Berliner Nicolaisches Vernunftwasser, denken. Auch diese Richtung aber liegt wie jene der falschen Naturerziehung so fern und vergessen ab, daß die Komik bei unserm Geschlechte wieder nicht mehr verfängt. Es sind übrigens alle Lebensrichtungen ins Lächerliche gezogen: der Aberglaube und Pietismus wie das Vernünfteln, der vergilbte aristokratische Bettelstolz wie die geistlose moderne Geniesucht, so wie sie der Laune eben in die Quere laufen. Für eine Kritik, und sei's auch nur eine carikirt satyrische, unsrer socialen Mißstände, die so oft auch den höher Strebenden in die Alltäglichkeit bannen, ist das Ding viel zu leicht.

Im Verlaufe verliert der Leser vollends jedes Bewußtsein von Ziel und Zusammenhang. Unschuldige oder strafbare Studentenstreiche, meist von dem ältesten der verzogenen Brüder als Anführer geleitet; unreife Speculationen; principlose Anschauungen über Kunst und Leben; halb gutmüthige, halb leichtsinnige, immer tappende Versuche zu Lebensläufen, die keine Idee von sich selber haben; der Ruin eines bizarren Alten, den man doch bedauern muß: das Alles läuft bunt und ordnungslos durch einander.

Urmodern ist freilich, daß das ganze Bild in eine von sämmtlichen Hauptspielern aufgeführte betrügliche Schwindelspeculation ausläuft — Industrieritter von jeder beliebigen Façon und nach neuestem Schnitt. Das komische Portrait eines intriganten Diplomaten, eine in die bizarrste Einkleidung eingewickelte Reihe von Anschauungen über allerlei Zustände der Gegenwart, endlich eine rasch entschiedne Auswanderung in den Orient schließen das ganze planlose Abenteurerleben.

Der Styl erinnert öfters an Jean Paul; es ist wie bei diesem ein kaum verstandenes Zusammentragen von Gedanken und Bildern jeder Art, ein halb ernster, halb komischer Humor, der seine Parallelen

von hundert widerstreitenden Objecten her durch einander wirft und in der Komik sich nicht scheut gemein zu werden.

Noch weniger Harmonie zeigt seine Dramatik, welche die verschiedensten Saiten und Töne angeschlagen hat. Darin aber stimmen alle seine Dramen zusammen, daß zu viel Zurüstung und Coulissenbewegung, Experimentiren und Probiren und Raffiniren an ihnen ist, ängstliches Berechnen des Effectes, Haschen nach dramatischen Wirkungen, Zusammenraffen und Aufspeichern aller möglichen Materien, Situationen und Katastrophen, Zusammenspielen alles möglichen Apparates: lebende Bilder, Komödie in der Komödie. Es ist kein springender Funke, darum auch keine mögliche Totalwirkung; überall Zusammenhangslosigkeit. Das dramatische Kleid ist ihm oft weiter Nichts als die zufällige Einkleidung der dialogisirten Gedankengänge.

In seinem „Seelengemälde" betitelt „Der dreizehnte November" (1842) ist er in einen Spuk zurückgefallen ganz à la Schicksalstragödie, von der hier gerade das roheste Gerüste bleibt, fast ohne nur die versuchte Mühe psychologischer Grundlegung. Ort, Zeit und Ausgang sind noch völlig jener überstandnen Abart entlehnt, der ganze Wahnglaube abgestandenes Zeug; das ist Alles schon dagewesen. Die Wendung allerdings ist neu: Lord Douglas, durch ererbten melancholischen Hang, übersättigten Lebensgenuß und zumeist durch verrathen geglaubte Liebe in unheilbaren Spleen versunken, will sich an dem Tage, der ihm als der Unglückstag seiner Familie überliefert worden, erschießen; in einem Spiegelzimmer seines Vaters zielt er, — ein Irrsinn, der, nicht begründet, zur Don Quixoterie wird, — auf sein eigen Spiegelbild und schießt den vom verhängnißvollen gemeinen Interesse an den Ort geführten Verwandten nieder, der als Erbe des Namens und Reichthums den Lord selber dazu getrieben hat sich innerlich und äußerlich zu ruiniren.

Das Lustspiel ist oft gar wenig lustig. So kehrt sich bei der Charakterfassung im „Urbild des Tartüffe" das Verderbliche und Unheimliche so schroff heraus, daß der Mensch anfängt recht ernst zu werden; wir stehen durchweg unter der drückenden Vorstellung eines Bösewichtes, der den Ruin einer trefflichen Familie längst auf dem Gewissen hat; dafür gehen uns die lächerlichen Details im Conflicte der nach Phasen sich entwickelnden Heuchlernatur mit dem eigensten inneren Grunde und den äußeren Lebensbeziehungen verloren. So

gehen die wesentlichsten Grundlagen ab zu einem ächten Lustspi gegenüber Molière spielt hier mehr der schwerfällige deutsche Ern dort der französische Witz, und zwar bis zu Ende, denn beim Deutsch ist auch der Ausgang nicht komisch, das sind einzig die zwar e eine starke Zumuthung der Verwechslung gebauten Scenen, wo Tartüffe und sein lebendes Urbild als Eins genommen werden. Wir stimmen mit einem neueren Kritiker überein, wenn er sa „Gutzkows Komik ist keine natürliche; wenn sie zum Lachen zwin so hat dieses Lachen etwas Faunisches, denn ein Zug von Ironie u Satyre gegen die Zeit- und Gesellschaftszustände zieht durch sie h und sie verwundet in dem Augenblicke, wo sie erheiternd wirk

Ueberdies macht Gutzkow Suppositionen, welche die Unmittelb keit der Anschauung zu sehr beschneiden, ein unrichtiges Verfahr gerade beim Lustspiel, das die wenigste durchs Denken vermittelte u dafür die meiste augenblicklich nur aus sich selber Scene um Sce gestaltende Entwicklung verlangt. So wieder in jenem Stücke, welch den ganzen vorausgegangenen Lebenslauf des Tartüffe voraussе und zwar gerade nach Molière, während dieser ihn entwickelt, so d es sich für das deutsche Stück nur um eine auf verwickelten, sel unwahrscheinlichen Verhältnissen ruhende Entlarvung handelt. Ein allerdings hat Gutzkow, der über einer noch so raffinirten Technik ni die tragende Idee preiszugeben pflegt, geleistet: er hat, mit und oh Glück, in einer reichen und andauernden theatralischen Laufbahn v dazu beigetragen, das Theater zu einem Kampfplatze der schwer streitenden Tagesideen zu machen und ihm einen unseren modern Ideen passenden Inhalt zu verschaffen. Befriedigung ging wenig v seinen Stücken aus, wohl aber geistige Anregung und Erfrischun Er hat, wie schwerlich ein Zweiter, die dramatische Kunst auf tie ins Leben und Denken der Zeit einschneidende Fragen gerichtet, sei sie religiöser oder gesellschaftlicher Natur.

Das erste Stück „Richard Savage“, 1840 zu Hamburg aufgefüh behandelt, nach stark melodramatischer Art, das unglückliche Ende ein verlornen Sohnes. Das nächste „Werner oder Welt und He greift voll aus dem Gesellschaftsgetriebe der Gegenwart und stellt d Conflict dar zwischen selbstbegrenzter und -begnügter Innerlichkeit u der jetzt überherrschenden glanzvollen, nach Effect und Erfolg hasch den Weltäußerlichkeit. Die Charaktere, zumal der Held, sind schw

bis zur unabweisbaren Verächtlichkeit. Nicht viel besser steht es mit der „Schule der Reichen“. Die drei bilden gewissermaßen noch seine Vorschule.

Um im Uebrigen seine Leistungen als Dramatiker zu werthen, mag der Durchgang von einem seiner schlechtesten Stücke durch ein mittleres zu einem der besten genügen.

Sein „König Saul“ ist ein ganz mißlungenes Product. Der Standpunkt sollte offenbar derjenige sein des Kampfes zwischen der priesterlich-theokratischen und der weltlich-absolutistischen Gewalt; es ist aber gar kein Standpunkt festgehalten oder auch nur greifbar umrissen. Die Charaktere öfters erniedrigt; der Ton gemein bis zum Tölpischen; überdies das ganze Stück nur Ein Anachronismus: die Anschauungen sind sämmtlich aus der Staatsordnung des Mittelalters und der neuen Zeit flickweise zusammengesucht; die Natur der ordinärst mitteleuropäische Occident, Einzelnes gemahnt an Griechenland, kein einziges bedeutendes Bild aber erinnert an Palästina, keine einzige Scene paßt zu Zeit und Ort; der Dichter hat sich offenbar nicht Zeit genommen, das Leben des Morgenlandes auch nur oberflächlich zu studiren. An Motiven ist das Stück eben so arm; es rückt vor, wie es eben mag; der Schatten Sauls ist zweimal als Lückenbüßer gebraucht; die Art, wie sich die Königstochter von Gath in den als Flüchtling kommenden David vernarrt und wie König Achis selber sich durch das verrannte Kind bestimmen läßt, den Stammfeind als Feldherrn zu nehmen, um natürlich von ihm verrathen zu werden, ist närrisch grundlos; die Keiferei zwischen Jonathan und Michal über den Vorzug von Freundschaft oder Frauenliebe närrisches Geschwätz. Nirgend Zweck, nirgend Band noch Halt.

Um einen Grad besser ist „Uriel Acosta“, eine neue Variation der „Wally“, deren Fabel er schon 1834 in der Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam“ behandelt hatte, doch bleibt der Eindruck immer noch so, daß es einst gewiß nur seiner Tendenz zu liebe viel belobt werden konnte; denn die Novelle und das Drama sind direct auf die kämpfenden Zeitideen gerichtet. Es ist recht ein Abbild unsrer haltlosen Wirren, die Charaktere wie die Verwicklungen, Beides schwach und widerspruchsvoll. In der orthodoxen Partei tritt die ganze politische Weltlichkeit, zum Theil das gemeine persönliche Interesse heraus, das die specifisch Frommen gewöhnlich so geschickt mit ihrer

Art Religion zu verbinden wissen; nur die demüthige, liebreiche, aber auch halb geistesschwache Glaubensfestigkeit eines 90jährigen Greisen stellt eine tröstlichere Reinheit dar. So sind auf dieser Seite nur Schatten, wohl! Aber viel schlimmer ist es, daß die verfolgte Denkfreiheit sich selbst im Stiche läßt: Uriel ist eine kindisch schwache Persönlichkeit, machtlos zwischen widersprechenden Motiven umhergeworfen und darum Alles verlierend, die Ehre mit dem Glück; sein Verderben ist das Werk der eignen Schwäche. Wie kann der ernste Denker, der in den drei ersten Acten der Geliebten selber stets mit resignirender Ruhe die Anforderungen ihres und seines Lebens entgegengehalten, mit Einem Schlage zu dem schmachvollen Widerruf kommen, in dem Wahn, um einer Mutter und einer Geliebten willen zu handeln, die freilich in dem Mittel den nächsten Frieden des äußeren Lebens sehen, aber nach letzter Spannung selber, für den Denkergeist das Zerstörende des Schrittes ahnend, erschüttert davon absehen. Der frei und groß im Denken sein wollte und darum auch Märtyrer zu werden bereit sein mußte, ist nach dem Hinwegschreiten über sein Haupt, dem er sich von Seiten auch nur eines Einzigen der rechtgläubigen Heuchler unterwarf, nichts Andres mehr als ein entwürdigter Speculant der gewöhnlichen feigen Weltklugheit, dessen Rechnung verloren gegangen, eine wieder wahrhaft moderne Gestalt, ein Rohr, von den Winden bewegt. Judiths Selbstaufopferung ist grausam und entweder nutzlos oder für einen unwürdigen Vater vollbracht. So wird das Stück ohne wahren Adel, langweilig und phrasenhaft, fast die ganzen drei ersten Acte durch ohne rechte dramatische Erhebung, voll unglücklicher Halbheit und abstoßender Zwecklosigkeit in der Entwicklung. Sein Unglück ist, daß es nicht mehr an sich kann glauben machen; der arme Held hat in That und Gedanken sich selber aufgegeben; jedenfalls erschießt er so wenig sich wie seinen Rivalen.

Ganz anders das Trauerspiel „Pugatscheff", eine der werthvollsten Arbeiten, in der sich Gutzkow als tüchtiger Dramatiker erweist; es ist von spannendem Interesse, lebensvoller Entwicklung, ernster Größe der Auffassung, einem treueren Niedersteigen in die Regungen des Herzens, als man es sonst an diesem Autor gewohnt ist. Der Ton ist durchweg angemessen, die Localfärbung glücklich. Das ganze merkwürdige Factum der Erhebung der don'ischen Kosaken rollt da mit der Wucht eines Naturereignisses ab, seine eignen Träger unwieder-

der wildwogende, träumerisch hinstürmende, mit Würfeln um
n Czaren spielende Geist des Volkes der Steppe, da ein Horden-
enußreich, gefühlsschwer, stürmisch, frei, aber kurz dauernd,
üppige Sommer selbst ein Lebenssturm ist dieser Gegenden.
hängniß rüstet sich gleich von Anfang an; seine Nothwendig-
Schritt um Schritt in drohende Nähe, bis es das unaus-
Ende mit sich bringt und Alle schwer erfaßt, den besiegten
am Leben straft, die gekrönte Siegerin aber im schwankenden
archtbar erschüttert. Pugatscheff ist eine edelgehaltene Gestalt;
er in dem furchtbaren Conflicte, den die Mächte des Schick-
t unausweichlich aufdrängen, ergriffen schwankt, ist er wohl
ache und treue Seele, die von der alten, süßen Liebe sich nicht
m, aber darum nicht klein wird. Sophie ist in jeder Faser
nde Weib, schmerzvoll ergeben und großmüthig opferfähig.
afenchefs tragen die treuen Züge der Steppensöhne, leicht-
enlos, wankelmüthig, mit dem wilden Muthe des Augenblicks
er inneren Befähigung zum Sclaventhum. Ustinja ist ein
ft Wesen, mit unentwurzelbarer Leidenschaft, Liebe und Rache,
ung und kalter Ruhe, furchtbar wie das Schicksal, das sie
lt in ihrer Hand trägt, ergeben wie ein furchtsam Kind und
erstörend wie Steppenbrand: man möchte sie die wilde Poesie
meßlichen Haiden nennen. Katharina ist idealisirt; sie tritt
m inneren Adel auf, den ihr die Geschichte nicht zuerkennt;
ständniß ihrer Zeit und künftiger Forderungen der Völker,



hätte denn eine solche Scene nicht mit der geringsten Vorsicht ver mieden werden können, zumal bei einem Wesen, das hernach in ent scheidender Stunde eine so stolze Selbstverläugnung beweist? De tiefste Conflict, sonst für das Wesen dieses Dramas glücklich an gelegt, — das Verhältniß Pugatscheffs zu den zwei Frauen, Ustinj früher, Sophie jetzt von ihm geliebt, jene um diese verstoßen, ein gewisse mit seinem Geschick abrechnende Schuld, ist doch für die letz Entwicklung nutzlose Zuthat, er erreicht eine mit sicherer Consequen aufgebaute Höhe, bricht dann aber in sich selber zusammen un räumt das Feld dem gemein feigen Verrathe, dem Pugatscheff fäll So geht Ein furchtbares, aber durchaus in reiner Höhe gehaltene Drama, auf dessen Ausgang das Ganze spannend gebaut war, mit dem vierten Act zu Ende, und der Mord, durch den Ustinja den eigner Vater trifft, steht als planlose Grausamkeit da.

Das letzte auf die Zeitstrebungen in ihrem großen Getriebe ge richtete Stück, den Reflex der im religiösen Gebiet aufstrebenden Grund gedanken auf die Umwandlung der politischen Anschauungen d Deutschen wiedergebend und wie von einer Ahnung der 48er Revo lution erfaßt, deren Ausbruch seiner Aufführung zu Anfang d Jahres unmittelbar vorausging, ist „Wullenweber", das zwar seinem Bild aus der Vergangenheit die ins Volk geschlagenen Ze gedanken nur chaotisch widerstrahlt, im Uebrigen haltlos und kün lerisch verfehlt ist. „Wullenweber ist in der Grundidee ein Gö von Berlichingen mit dem Kleide modernen 1847er Zuschnittes, ei Lübecker Patriot von nationaldeutscher Gesinnung, dessen Idealismus ihn um den Kopf bringt; aber noch mehr, nämlich das Mittel um unter dem Gebahren des alt hanseatischen Monopolismus den deutschen Gedanken vom Jahr 1847 Ausdruck zu verschaffen" (Schmidt-Weißenfels).

Es ist Gutzkow ergangen wie allen Anderen; die unglücklichen Jahre 1848 und 49 haben ihren Rückschlag geltend gemacht; di neueren Dramen sind kleinlicher angelegt, streifen die großen Gesell schaftsfragen kaum mehr und drehen sich in mehr beschaulicher Weis um besondre Conflicte und Gebrechen, zumal die Ehe.

Gutzkow hatte das eigne Schicksal, über das junge Deutschlan durch eine seiner Schriften den Sturm und die Verfolgung der polize staatlichen Kritik ausbrechen zu machen, die sich eben so gut a

irgendeiner anderen hätten vergreifen können; denn über die „Wally" ist bei Weitem zu viel Geschrei gemacht worden. Ganz recht war es, wenn dieser Schergendienst literarischer Denunciation sich dadurch strafte, daß nun erst recht die Aufmerksamkeit sich auch auf diejenigen Producte richtete, die sonst kaum beachtet worden wären.

Ihm zunächst an spontaner Kraft und Lebensfrische, die nicht selten bis zur burschikosen Keckheit sich versteigt, steht Laube.

Heinrich Laube

ist derjenige Vertreter des „Jungen Deutschland", auf den die allgemeinen Züge zu allererst und ganz genau treffen; deßhalb mag hier nur noch Weniges, namentlich über seine Dramen, beigebracht sein.

Leichte Eleganz, feiner Formsinn, heißes schwarz-roth-goldnes Leben, reiche Scenerie, keckes Formbewußtsein und drastische Gestaltenbildung wohnen ihm immer bei. Gegner und Gönner anerkennen die ungemeine Sprachfertigkeit und große Anmuth, wie man auch vom Inhalt denke.

Seinem „Jungen Europa" ergeht es nicht besser als Gutzkows „Rittern vom Geist". Nur wo ein großes politisches Eingreifen in den Moment vorliegt, entsteht eine Welt von Bedeutung und mit ihr Halt und ein nobles Interesse; aber die ganze gedankliche Grundlegung ist eben so haltlos als das Ende betrübend. Was uns da hingezeichnet wird, ist genau dasselbe oberflächliche Geschlecht, das uns Gutzkow in seinen „Rittern" fast zwanzig Jahre später noch einmal leibhaftig vorgeführt hat. Es sind dieselben eitlen, genußsüchtigen, verderbten, geistreich belletristischen Personen, die viel zu sehr an die prickelnde Lust des Augenblickes verkauft sind, als daß sie grundsätzlich sein könnten; die mit der Freiheit, weil sie gerade die Losung des Tages ist, viel zu viel Koketterie treiben, als daß es ihnen rechter, tiefer Ernst damit wäre. Diese emancipirten Weiber und ihre Verehrer mit einem starken Korn von anmuthiger Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen Liederlichkeit, haben gewiß viel von der Generation an sich, wie sie lebte und strebte; aber sie sind in Wahrheit weder die Propheten, noch die Helden, noch die tragischen Opfer der Zeitstrebungen, sondern nur ihre dilettantisch koketten Wortführer. Es liegt da eine

hätte denn eine solche Scene nicht mit der geringsten Vorsicht ve
mieden werden können, zumal bei einem Wesen, das hernach in en
scheidender Stunde eine so stolze Selbstverläugnung beweist? D
tiefste Conflict, sonst für das Wesen dieses Dramas glücklich an
gelegt, — das Verhältniß Pugatscheffs zu den zwei Frauen, Ustinj
früher, Sophie jetzt von ihm geliebt, jene um diese verstoßen, ein
gewisse mit seinem Geschick abrechnende Schuld, ist doch für die let
Entwicklung nutzlose Zuthat, er erreicht eine mit sicherer Consequen
aufgebaute Höhe, bricht dann aber in sich selber zusammen un
räumt das Feld dem gemein feigen Verrathe, dem Pugatscheff fäll
So geht Ein furchtbares, aber durchaus in reiner Höhe gehalten
Drama, auf dessen Ausgang das Ganze spannend gebaut war, mit de
vierten Act zu Ende, und der Mord, durch den Ustinja den eigne
Vater trifft, steht als planlose Grausamkeit da.

Das letzte auf die Zeitstrebungen in ihrem großen Getriebe ge
richtete Stück, den Reflex der im religiösen Gebiet aufstrebenden Grun
gedanken auf die Umwandlung der politischen Anschauungen d
Deutschen wiedergebend und wie von einer Ahnung der 48er Revo
lution erfaßt, deren Ausbruch seiner Aufführung zu Anfang d
Jahres unmittelbar vorausging, ist „Wullenweber", das zwar
seinem Bild aus der Vergangenheit die ins Volk geschlagenen Ze
gedanken nur chaotisch widerstrahlt, im Uebrigen haltlos und kün
lerisch verfehlt ist. „Wullenweber ist in der Grundidee ein G
von Berlichingen mit dem Kleide modernen 1847er Zuschnittes, e
Lübecker Patriot von nationaldeutscher Gesinnung, dessen Idealismu
ihn um den Kopf bringt; aber noch mehr, nämlich das Mitte
um unter dem Gebahren des alt hanseatischen Monopolismus de
deutschen Gedanken vom Jahr 1847 Ausdruck zu verschaffen" (Schmid
Weißenfels).

Es ist Gutzkow ergangen wie allen Anderen; die unglückliche
Jahre 1848 und 49 haben ihren Rückschlag geltend gemacht; D
neueren Dramen sind kleinlicher angelegt, streifen die großen Gesel
schaftsfragen kaum mehr und drehen sich in mehr beschaulicher Wei
um besondre Conflicte und Gebrechen, zumal die Ehe.

Gutzkow hatte das eigne Schicksal, über das junge Deutschlan
durch eine seiner Schriften den Sturm und die Verfolgung der polize
staatlichen Kritik ausbrechen zu machen, die sich eben so gut a

irgendeiner anderen hätten vergreifen können; denn über die „Wally“ ist bei Weitem zu viel Geschrei gemacht worden. Ganz recht war es, wenn dieser Schergendienst literarischer Denunciation sich dadurch strafte, daß nun erst recht die Aufmerksamkeit sich auch auf diejenigen Producte richtete, die sonst kaum beachtet worden wären.

Ihm zunächst an spontaner Kraft und Lebensfrische, die nicht selten bis zur burschikosen Keckheit sich versteigt, steht Laube.

Heinrich Laube

ist derjenige Vertreter des „Jungen Deutschland“, auf den die allgemeinen Züge zu allererst und ganz genau treffen; deßhalb mag hier nur noch Weniges, namentlich über seine Dramen, beigebracht sein.

Leichte Eleganz, feiner Formsinn, heißes schwarz-roth-goldnes Leben, reiche Scenerie, keckes Formbewußtsein und drastische Gestaltenbildung wohnen ihm immer bei. Gegner und Gönner anerkennen die ungemeine Sprachfertigkeit und große Anmuth, wie man auch vom Inhalt denke.

Seinem „Jungen Europa“ ergeht es nicht besser als Gutzkows „Rittern vom Geist“. Nur wo ein großes politisches Eingreifen in den Moment vorliegt, entsteht eine Welt von Bedeutung und mit ihr Halt und ein nobles Interesse; aber die ganze gedankliche Grundlegung ist eben so haltlos als das Ende betrübend. Was uns da hingezeichnet wird, ist genau dasselbe oberflächliche Geschlecht, das uns Gutzkow in seinen „Rittern“ fast zwanzig Jahre später noch einmal leibhaftig vorgeführt hat. Es sind dieselben eitlen, genußsüchtigen, verderbten, geistreich belletristischen Personen, die viel zu sehr an die prickelnde Lust des Augenblickes verkauft sind, als daß sie grundsätzlich sein könnten; die mit der Freiheit, weil sie gerade die Losung des Tages ist, viel zu viel Koketterie treiben, als daß es ihnen rechter, tiefer Ernst damit wäre. Diese emancipirten Weiber und ihre Verehrer mit einem starken Korn von anmuthiger Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen Liederlichkeit, haben gewiß viel von der Generation an sich, wie sie lebte und strebte; aber sie sind in Wahrheit weder die Propheten, noch die Helden, noch die tragischen Opfer der Zeitstrebungen, sondern nur ihre dilettantisch koketten Wortführer. Es liegt da eine

hätte denn eine solche Scene nicht mit der geringsten Vorsicht vermieden werden können, zumal bei einem Wesen, das hernach in entscheidender Stunde eine so stolze Selbstverläugnung beweist? Der tiefste Conflict, sonst für das Wesen dieses Dramas glücklich angelegt, — das Verhältniß Pugatscheffs zu den zwei Frauen, Ustinja früher, Sophie jetzt von ihm geliebt, jene um diese verstoßen, eine gewisse mit seinem Geschick abrechnende Schuld, ist doch für die letzte Entwicklung nutzlose Zuthat, er erreicht eine mit sicherer Consequenz aufgebaute Höhe, bricht dann aber in sich selber zusammen und räumt das Feld dem gemein feigen Verrathe, dem Pugatscheff fällt. So geht Ein furchtbares, aber durchaus in reiner Höhe gehaltenes Drama, auf dessen Ausgang das Ganze spannend gebaut war, mit dem vierten Act zu Ende, und der Mord, durch den Ustinja den eignen Vater trifft, steht als planlose Grausamkeit da.

Das letzte auf die Zeitstrebungen in ihrem großen Getriebe gerichtete Stück, den Reflex der im religiösen Gebiet aufstrebenden Grundgedanken auf die Umwandlung der politischen Anschauungen der Deutschen wiedergebend und wie von einer Ahnung der 48er Revolution erfaßt, deren Ausbruch seiner Aufführung zu Anfang des Jahres unmittelbar vorausging, ist „Wullenweber“, das zwar in seinem Bild aus der Vergangenheit die ins Volk geschlagenen Zeitgedanken nur chaotisch widerstrahlt, im Uebrigen haltlos und künstlerisch verfehlt ist. „Wullenweber ist in der Grundidee ein Götz von Berlichingen mit dem Kleide modernen 1847er Zuschnittes, ein Lübecker Patriot von nationaldeutscher Gesinnung, dessen Idealismus ihn um den Kopf bringt; aber noch mehr, nämlich das Mittel, um unter dem Gebahren des alt hanseatischen Monopolismus den deutschen Gedanken vom Jahr 1847 Ausdruck zu verschaffen“ (Schmidt-Weißenfels).

Es ist Gutzkow ergangen wie allen Anderen; die unglücklichen Jahre 1848 und 49 haben ihren Rückschlag geltend gemacht; die neueren Dramen sind kleinlicher angelegt, streifen die großen Gesellschaftsfragen kaum mehr und drehen sich in mehr beschaulicher Weise um besondre Conflicte und Gebrechen, zumal die Ehe.

Gutzkow hatte das eigne Schicksal, über das junge Deutschland durch eine seiner Schriften den Sturm und die Verfolgung der polizeistaatlichen Kritik ausbrechen zu machen, die sich eben so gut an

i zunächst an spontaner Kraft und Lebensfrische, die nicht
zur burschikosen Keckheit sich versteigt, steht Laube.

Heinrich Laube

ige Vertreter des „Jungen Deutschland", auf den die allge-
Züge zu allererst und ganz genau treffen; deßhalb mag hier
Weniges, namentlich über seine Dramen, beigebracht sein.
ste Eleganz, feiner Formsinn, heißes schwarz-roth-goldnes
iche Scenerie, keckes Formbewußtsein und drastische Gestalten-
wohnen ihm immer bei. Gegner und Gönner anerkennen die
e Sprachfertigkeit und große Anmuth, wie man auch vom
enke.

nem „Jungen Europa" ergeht es nicht besser als Gutzkows
vom Geist". Nur wo ein großes politisches Eingreifen in
nent vorliegt, entsteht eine Welt von Bedeutung und mit ihr
ein nobles Interesse; aber die ganze gedankliche Grundlegung
so haltlos als das Ende betrübend. Was uns da hinge-
wird, ist genau dasselbe oberflächliche Geschlecht, das uns
in seinen „Rittern" fast zwanzig Jahre später noch einmal
vorgeführt hat. Es sind dieselben eitlen, genußsüchtigen,
n, geistreich belletristischen Personen, die viel zu sehr an die
Lust des Augenblickes verkauft sind, als daß sie grundsätzlich
ten; die mit der Freiheit, weil sie gerade die Losung des

starke Dosis unwillkürlicher Satyre auf die Zeit und das Geschlecht; Laube und Gutzkow haben mit diesen Gestalten dem Eindrucke, den sie zu erzeugen beabsichtigten, geradezu entgegengearbeitet und am klarsten das bewiesen, daß das Heil der deutschen Nation nicht von da kommt. Der erste und dritte Theil, „Die Poeten“ und „Die Bürger“, spielen in einer gleich widerspruchsvollen Welt, worin sich Nichts gestalten kann. Einen anderen Eindruck macht trotz des eben auch trostlosen Ausganges die zweite Novelle „Die Krieger“. Sie trägt der bedeutungsschwere historische Hintergrund, die verhängnißvolle Geschichte der Leichenfelder von Grochow und Ostrolenka, der Irrthümer, Zwiste, Verbrechen, Opfer und Leiden einer untergehenden Nationalität. Laube ist Meister in diesen Schilderungen, in denen die lebenvollste und beweglichste Phantasie, man möchte sagen des Herzens abklingt; eine ins innerste Leben einblickende, scheinbar kunstlose Natürlichkeit, die überall sicher Maß und Wirkung kennt; gewandte, wahrhaft schöne Form, kraftvolle Zeichnung der zahlreichen so verschiedenen, zum Theil seltsamen und doch so wahren Charaktere; ein leise durchspielendes, bewegliches Moment des Geheimnißvollen in Natur und Volk, dem furchtbaren Schicksal der Nation so vertraut die fein gefaßten, gegenseitig sich abhebenden Züge des beschränkt polnischen Nationallebens und daneben eines unsicher und schrankenlos schweifenden Kosmopolitismus, jenes mit seiner wilden That, dieser mit rastlos auf- und abwogenden Ideen: das Alles wirft ein an Licht und Schatten reiches, hinreißendes, volles, farbenreiches Gemälde ab.

Seine Theaterleistungen sind allgemein sehr formgerecht, von gewandt behandeltem Dialog und scharf geschnittner Charakteristik; auch versteht er glücklich durch den Stoff zu interessiren. In den Literaturdramen hat er neue Sujets angewiesen.

Sein Drama im Allgemeinen zeigt immer eine rasch und sicher fortentwickelte Handlung. Durchweg hat es, auch wo das nicht paßt, zu viel vom Intriguenstück; es wird zu viel verordnet und angeordnet, Ordre und Contreordre treiben sich zu rasch, die Personen überstürzen sich in ihren Arrangements; es ist in der That, als traute der Dichter sich nicht und wollte durch ein Hineintragen von mannigfach sich kreuzenden Motiven, deren ein gutes Theil entbehrliche sind, der Furcht vor Langeweile vorbeugen. Darüber wird den Charakteren nicht Zei

aus lange prüfender Beobachtung.

onaldeschi" spricht innerlicher an als z. B. „Die Bernstein-
Die schneidende Eigenthümlichkeit der zwei Personen, welche
wicklung tragen: Christine von Schweden, eine halb philo-
halb katholische und ganz romantische Natur, das bizarre
a aus widersprechenden, großen und kleinen Eigenschaften mit
estimmten Hinauslangen ins Ferne und Neue, das jede feste
rbestimmtheit und auch jedes bleibende Glück abschneidet, halb
halb Verhängniß; Monaldeschi, ein innerlich gewaltiger, be-
ær, sich und Anderen dämonischer, nach Macht und Herr-
irstender und doch zu seinem Verderben von einer Ahnung
und tieferen Glückes in der trautesten Liebe beschlichner Aben-
diese zwei Naturen in ihrer gleich nothwendigen Anziehung
ung, beide gleich sehr in den Inconsequenzen und Wider-
ihres eigensten Wesens ruhend, was eben die Schuld begrün-
welche die Tragik des nothwendigen Ausgangs gebaut
e stellen allerdings einen ächt menschlichen Conflict dar. Die
uren sind angemessen gezeichnet.

be hat sich in der Folge als Dramatiker nicht entwickelt. Seine
aben oft den Anstrich von Producten, die zu wenig aus dem
es Autors herausgewachsen sind, was nicht sowohl in der
ung als in ihrem inneren Wesen liegt, indem die historischen
ie sie verarbeiten wollen, dem Geiste des Autors selber nicht

apparat des Hexenprozesses und das Pöbeltreiben fast den ganzen Rahmen füllen).

Noch sei seines aus Liebe zum Gegenstand vom deutschen Volke mit viel Zuneigung aufgenommenen Dramas „Die Karlsschüler“ gedacht, das Schillers Jugend behandelt. Auch dieses Werk geht schwerlich über ein treu studirtes und gewissenhaft ausgeführtes Bühnenstück zweiten Ranges hinaus. Der Conflict ist derjenige zwischen der neuen, vom überströmenden Genie der nationalen Bildner Deutschlands eingeleiteten und getragenen Zeit und den altgläubig steifen Vertretern des überkommenen Absolutismus. Daß Herzog Karl von Württemberg die Frage in Bezug auf Schiller und dessen „Räuber“ aus diesem weiten Gesichtspunkt eines Principienkampfes zwischen alter und neuer Welt faßt, jene auf beiden Continenten angegriffen, diese bereits auf den Thronen wie in den jungen Köpfen der deutschen Schulen mit ihren Ideen gährend, das giebt dem aufs Aeußerste gespannten Conflict eine tiefere Würde und Berechtigung, ist aber historisch unrichtig; das Leitende bei dem etwas stark militär-despotischen Fürsten war doch nur der persönlich straffe Sinn. Der junge Schiller mit seiner Welt von schöpferischen Ideen, seinem Schaffensdrang, seinem Anstürmen gegen die Fesseln, die ihn selbst gedrückt, der jugendlich schwärmerischen Liebe, dem Schwanken zwischen Bangen und Hoffen, zwischen Vertrauen und Verzweifeln am eignen Genie, war eine leicht zu fassende, weil national so gewordne Gestalt. Ob die Fluctuationen nach beiden Seiten wie der ganze Conflict nicht ins Excessive getrieben sind?

Laube hat sich jene natürliche Frische und Keckheit gewahrt, mit der er gleich nach der Revolution, noch glühend von ihrem Widerschein, in die ziemlich abgestandne deutsche Novellenliteratur des dritten Jahrzehnts hineingefahren ist; sie scheint ein Erbtheil seines Blutes zu sein. Der natürliche Feind aller abgeblaßten Farbengebung und jenes automatischen Halblebens, das ein bloßes Kunstproduct ist, spricht er an durch frische Zeichnung und saftige Farbe; der kräftige Pinsel läßt das zuckende Fleisch durchblicken und scheut sich nicht, blutrothe Striche hinzumalen.

Laube braucht freie Bewegung und ist rasch bei der Hand; unmittelbare Beobachtung des Lebens ist seine Sache, nicht das mühsame Studium der Schrift, darum schildert er besser, als er deducirt.

Er versteht immer, so vorzüglich in den „Modernen Charakteristiken", in wenigen Pinselstrichen anschaulich lebendige Bilder hinzuwerfen. Was ihm vor Allem eignet, ist das Styltalent, und es scheint wirklich, als sei ihm der Stoff oft blos um des Formens willen da. Leicht gewinnt er freien und leichten Ueberblick, nimmt einen hervorragenden Augenpunkt ein, streift und schweift aber mehr, als daß er auf die Tiefe des Wesens ginge. Er faßt die Dinge und Personen als Erscheinungen und zwar in ihrer Bewegung; den Wurzeln einer Zeit, den sachlichen Grundlagen einer in ihr Getrieb eingreifenden Thatsache oder Persönlichkeit nachzugraben, dem Quell und der Macht der treibenden Ideen nachzuspüren und den Zusammenhang der combinirten Kräfte darzulegen, das ist nicht Sache seines Könnens noch seines Wollens. Er nimmt und gruppirt die Dinge äußerlich, nüchtern, rund, klar und kalt; aber über der Beschauung von Kleid und Leib geht ihm ihre Seele, über dem Accentuiren der Form geht der Inhalt verloren. — Was bei ihm aber immer anzieht, das ist eine unvertilgbare und starke Natürlichkeit, eine sinnliche Frische, die sich selbst in sehr delicaten Darstellungen, wie dem idyllischen Traumbilde von der fessel- und ehelosen freien Liebe, mit naiver Grazie bewegt und ihn nicht verläßt, auch wenn er über ein Nichts schreibt.

In allen seinen Novellen herrscht zu viel flüchtige Federzeichnung, Decoration statt des Stoffgehaltes. Die Gesellschaftsbilder in den tendenziösen Tagesnovellen spielen trotz ihres durch und durch modernen Wesens doch in eine ganz abstracte Welt hinein, die mit cavaliermäßiger Leichtigkeit von alle dem Widerstreite der realen Lebensbedingungen unsrer Gegenwart so wenig Notiz nimmt, als bestünde er nicht; es ist allzuviel Fiction in diesen Existenzen, als daß sie den Inhalt der Zeit in sich aufgenommen hätten und darstellen könnten. Fast seltsam nimmt es sich daneben aus, wenn diese kecke Feder frühe schon idyllisch bürgerliche Bildchen der stillen Einfriedigung und des eng eingegrenzten Lebensglückes harmlos und zierlich entwarf. Große Stoffe bewältigt sein Griffel nicht und liebt sie nicht. Die Reisenovelle, wo sie auf den ihm passenden Boden trifft, wie in dem eclatant in die Augen fallenden Wiener und Pariser Leben, ist das ihm passendste Genre, und er weiß rasch die Physiognomie von Land und Leuten zu fassen und sie geistreich auszumalen. Portraitirung ist seine Stärke, die äußere Handlung sein Feld, und in einzelnen

abgerundeten, spannenden, plastischen Scenerien, wenn dabei die momentane Erregtheit auch geistig tiefer griff als gewöhnlich, ist er in Wahrheit Dichter.

Wesentlich von den Beiden verschieden ist Mundt, dem kein Zug von jener Unmittelbarkeit des Auffassens und Schaffens eigen ist.

Theodor Mundt.

Unproductivität, von Wissenschaft der bloße Anschein, ein Schwall philosophisch sein sollender Redensarten oder auch Prunk poetisirender Bilder und Gleichnisse, abgenöthigte Versuche auf verschiednen Feldern: das sind die negativen Prädicate, mit denen die deutsche Kritik etwa schon den Schriftsteller Mundt ausgestattet hat; die Negation ist etwas zu stark, oder wenigstens darf man nicht ermangeln, ihr die Position gegenüber zu stellen.

Mundt ist voll von fragmentarischen Gedankenblitzen, wie denn sein ganzes Wesen und das des „Jungen Deutschland“ überhaupt etwas Fragmentarisches hat. Sein Geist ist springend, ohne deßhalb gewaltsam unruhig zu scheinen. Er weiß jeweilen den Gedanken, die in andrer Weise schon wiederholt herausgeschaut und laut geworden, eine neue und geistreiche Seite abzugewinnen oder wenigstens eine solche Wendung zu geben. Am besten ist er da, wo er mit der besonnenen Ruhe des wissenschaftlichen Forschers vorgeht und, wenn auch nicht gerade tiefsinnig philosophische, doch glückliche und besonnen reflectirende Speculation giebt über den Geist der Thatsachen unsrer modernen Geschichte, die er unmittelbar am ehesten versteht. — Seine geistreichen Aussprüche sind doch fast kokettirend individuell gefaßt, dem Moment entsprungen und mit Vorsicht zu prüfen, ehe man auf ihre Wahrheit schwört, die wohl auf dem Grunde liegen mag, aber in der Allgemeinheit des Ausdrucks meist wieder ebensoviel Schiefes hat. Man nehme als Beispiel für tausend andre derartige Aussprüche folgenden Satz: „Weit größer als Erscheinung und Leistung sind die Schriften von George Sand, die, wenn auch mit skeptischer Speculation, doch das ganze Wesen der Lebensrealität in der Poesie aufgenommen haben, während Victor Hugo meistens nur in lyrischen Formen und Allgemeinheiten die Wirklichkeit umschreibt“.

Wo er des Stoffes Meister, da ist die Sprache eben so glänzend als vom Gedanken durchdrungen, seine Sprachweise überhaupt außerordentlich gewandt, die Prosa von seltner zwangloser Meisterschaft und rhythmisch wogender Schönheit.

Seine Zeitanschauung spricht sich am klarsten aus in der „Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwicklungen und Problemen", die man allenfalls einen Beitrag zur Philosophie der Geschichte heißen könnte, da sie die historische Entwicklung seit der Reformation giebt mit fortlaufender Beziehung auf ihre gesellschaftliche Bedeutung. Eine klare und unbestochne Wahrheit zeichnet hier die Gedankenrichtung des Schriftstellers, die sich durchdringt mit Ideen von vieler Geistigkeit, wie die folgenden, deren Berechtigung nur noch von der Bornirtheit oder der Bosheit des Egoismus bestritten werden kann: die ganze groß angelegte Wohlthätigkeit unsrer Zeit ist nur eine in ihrem innersten Wesen sogar schadhafte Tünche und ein Verkleisterungsmittel der steigenden Uebel; die Armuth liegt absolut nicht im Weltplan Gottes, sie ist das eigentlich Böse in unsrer Gesellschaft, mithin jene pfäffische Predigt von der Armuthseligkeit und Armuthnothwendigkeit, die sich für christlich ausgiebt, eine verdrehte Lüge; jedes Individuum hat ein Recht auf Existenz, d. h. einmal auf die freieste Entwicklung seiner Anlagen, dann auf Arbeit und eine angemeßne Vergütung; nicht der Hospitalismus, sondern der Liberalismus kann als socialer Hebel die treibende und rettende Kraft der Geschichte sein; Association und Volkserziehung sind die reformirenden Elemente der heutigen Gesellschaft; nur eine materielle Erlösung ist auch die geistige Freiheit zu setzen im Stande: Zusammenhang der Gesellschaftsideen mit der neueren Naturphilosophie, Berechtigung des materiellen Principes, Immanenz des Göttlichen, natürliche Gottmenschheit Christi ꝛc. — das die in der Geschichte mehr und mehr als auftauchend nachgewiesenen Fundamentalideen. Von Interesse ist auch der stark betonte Nachweis, wie der Keim der freien Volksentwicklungen ächt germanischen Ursprungs, wie gerade die Arbeit das wahrhaft protestantische Element des Völkerlebens und in ihrer Anerkennung durch die Reformation gesetzt, wie trotz aller bis jetzt aufgetretenen praktischen Erscheinungen die principielle Lösung eine Aufgabe des deutschen Geistes sei. Mag auch mit Wehmuth oder etwelchem Spotte zugegeben werden, daß das deutsche Volk mit seinen Träumen und seiner gutmüthigen

deutschen Treue für Bibel und Fürst den Ruf der Weltgeschichte überhört und zumal der Protestantismus sich verknöchert und verfälscht habe — christlicher Staat mit Ertödtung des individuellen Lebens. Mundt hat auch anderwärts Stellen, die davon Zeugniß geben, daß er die ins Fleisch einschneidende Frage der socialen Mißstände in ihrem Kerne durchschaut und die ganze Tiefe des Abgrundes so wie die ganze Schwere der Aufgabe ihn auszufüllen mit schwerem Ernst in sich durchdacht hat.

Unrichtig dagegen stellt Mundt neben die Association und Volkserziehung als drittes und gleichberechtigt charakteristisches Element die Frage der constitutionellen Monarchie; sie steht keineswegs mit den anderen auf gleicher Linie, seis nach dem Auftreten in der Zeit, seis nach der Einwirkung und Bedeutung; selbst ihre letzte praktische Verwirklichung gehört der Ideenwelt einer bereits ablaufenden Epoche an, während jene beiden in ihrer Ausdehnung auf das vom dritten Stand ausgeschloßne Proletariat den Aufgang der neuen und rein socialen Zukunftsideen anzeigen. Und warum eigentlich staatlich nicht gleich zur Idee der Republik sich erheben?

Uebrigens enthält sich Mundt, das Räthsel der Sphinx unsres Gesellschaftslebens lösen zu wollen; er wird mehr und mehr blos referirend, je näher er der unmittelbaren Gegenwart tritt. Auch enthält jedes Capitel seiner Bücher von jenen incongruenten Behauptungen, welche die Unsicherheit der Anschauungen über Zeit und Personen bloßlegen. So z. B. hat er in den „Spaziergängen und Weltfahrten“ einerseits die corrupte Gemeinheit des Bürgerkönigthums und seiner Ministerparteien glänzend begleitet, ein schonungsloses Portrait mit höhnisch markirten Zügen (so wenn sich Louis Philippe an seinem Ehrentag die Marseillaise vorsingen läßt), und daran knüpft die allgemeine und schwere Anklage auf eine Zeit, deren Bestimmendes statt des Principes blos die Mode geworden. Es beweist aber wieder die innere Unsicherheit, wenn er daneben die historische Nothwendigkeit jener eidbrüchigen politischen Seiltänzer (Talleyrand, Thiers rc.) nicht nur beweisen, sondern auch zu ihrer Rechtfertigung verwenden will.

Mundt befindet sich immer am besten, wenn er sich und seinen Geist in unbestimmten Allgemeinheiten spazieren führen kann. Er läßt sich dabei mit Sinn und Vorliebe auf die Wesenheit in Charakter und Geschichte der Völker ein und versteht in der That mit nicht

geringer Sicherheit dem historisch gewordnen Geiste der Städte und Länder, die er besucht, nachzugehen und seine verschiedenen Momente im Volksleben herauszugreifen. Man lese seine Noten über Lyon, Avignon, Genf, über einzelne Schweizerlandschaften, über deutsches Provinzialleben mit Posthornton, dem reisenden Studenten und dem verschämten Mädchen am Fenster. Als für uns nächstliegendes Beispiel sei angeführt, wie er mit bestimmter Klarheit für die Schweiz im Allgemeinen den Kleinlichkeits- und Ortsgeist als Hemmschuh verfolgt, darin aber freilich fehlgreift, wenn er, von einem Anschein harmonischerer und graciöserer Lebensbewegung bestochen, der französischen Schweiz einen wirklich tiefer gedrungenen Bildungsgrad zuschreibt. — So unterhalten die Promenaden seines unstäten Geistes immer, sie amüsiren, belehren auch; doch hat man sich mit Vorsicht zu ihnen zu stellen, um das blos Schillernde und Trügliche abzuweisen.

Die wenigsten seiner Schriften sind angethan, sich bleibend zu halten; es sind zusammengetragne Uebergangsproducte, forcirte Schöpfungen; der Quell springt nicht, die Gestalten formen sich nicht, und die Scenen sind auch da nicht voll und rund, wo sie's fast von selbst hätten werden sollen (so zeichnet sich in seinem „Thomas Münzer“ die eigenst geformte Persönlichkeit des Propheten eigentlich blos durch den biblischen Ton seiner donnernden Predigten). Oder aber er geht über zu Zerrbildern mit haarsträubenden Unwahrscheinlichkeiten und Nacktheiten („Die Matadore“). Das reale Zeitleben kennt er nur von der Oberfläche, die sich gerade dem Wanderer zukehrt, und in seinen Novellen überwiegt eine phantastische Welt.

Mundt hat kein Werk geliefert, das sich wirklich im deutschen Volke heimisch gemacht, noch weniger ein solches, das Begeisterung erweckt hätte. Er besitzt wohl das Talent des Räsonnirens, angenehm und leicht, glänzend und geistreich, aber nicht das des Producirens; in seinem Wesen liegt überwiegende, immer sich vordrängende Reflexion, aber zu wenig spontane Naturkraft. Die unbegründeten und unvermittelten, ins Excessive hineingejagten Einfälle scheinen oft mehr für den Effect als für die Wahrheit ausgegeben. Seine Phantasie ist schwach und wenig schöpferisch; überhaupt geht ihm das bildende Element ab. Darum gelingt ihm auch nicht volle Gestalten mit individuellem Leben zu schaffen. Seine Personen wiederholen und copiren sich, und gewisser Lieblingsfiguren wird er nicht mehr los,

wie denn auch, nur unter verschiedenen Formen, dieselben ihm geläufigen Gedanken mehr als nöthig wiederkehren; das Feld, auf dem er uns spazieren führt, mag äußerlich noch so weit sein, die inneren Schranken sind ziemlich enge gezogen. Der Realität nicht Herr, verliert er sich bei seinen novellistischen Gestaltungen in allerlei mystische Spielereien, abenteuerliche Situationen und wesenlose Unwahrscheinlichkeiten. Die Charaktere aber sind schwach, gebrochen und zerrissen; wie sehr sie auch, namentlich nach ihren kleinlichen und unegalen Seiten, in der Zeit fußen mögen, ihr Fehler ist, daß sie sich auch nicht mit Einem Zuge über sie erheben. Er weiß seine Personen selten in Scene zu setzen, aber er deliberirt über ihr Denken und Fühlen, ihr Sein und Thun, und entwickelt an ihnen den ganzen Ideenstoff der Zeit, so wie und so weit er ihm selber aufgegangen. — Es ist in ihm viel zu viel Doctrin, allzuviel gepredigte Weisheit, individuelle Zeitreflexionen über Gott und Mensch, Welt und Leben, Fleisch und Geist, über ihren Widerstreit und ihre Versöhnung, ein Ballast, den er in den Novellen mit einem Kleid umhängt, das ihm nicht natürlich steht; es ist zu viel Gemachtes, Zusammengedachtes, zu wenig Erlebtes, um den wahren Dichter aufkommen zu lassen. Wenn aber die Personen zum Leben erglühen, so sind es leicht psychologische Wagnisse und verzerrte Schicksalsläufe, welche der Motivirung entrathen und die Wahrheit des Lebens verdrängen (vielleicht das schrofffst excentrische Beispiel geben Cimalette und Ada in der Novelle „Mutter und Tochter"). Er läßt sein Lieblingsthema von der Emancipation des Weibes an ungeschminkten Exemplaren und unter massenhaften Variationen in allen seinen Novellen aufspäzieren, da immer ein abenteuerndes Weib als Lieblingsfigur eine Hauptrolle spielt, am ärgsten allerdings und in Doppelfigur in jener eben deßhalb viel berufnen Novelle. Er geleitet den Wechsel und die Wandlungen der Gemüthszustände vom friedlichen Wehen bis zum losgebundnen Sturm, aber er kennt für sie keine Grenze als das Räthsel- und Märchenhafte und benimmt uns damit wieder jeden Glauben an die Wahrheit der inneren Zustände, die er mit rhetorischem Glanze vor uns schillern läßt; er macht uns die stärksten Zumuthungen, und am Ende sind es blos täuschende psychologische Experimente, die er uns mitmachen läßt, bis wir das Vertrauen in ihre Wahrheit verlieren; aber freilich erwacht in diesen Bildungen auch am glänzendsten eine gestaltungskräftige Phantasie.

Dieses Ueberherrschen der psychischen Zufälligkeit und Flüssigkeit wird seiner Dramatik am fatalsten, die damit ihre innere Berechtigung einbüßt.

Der ganze Autor zeichnet sich nach allen Seiten in der zerfahrenen, wieder in Wandereinfällen vor uns tretenden Schrift von 1835, die er „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" betitelte. Auf das bei Mundt so beliebte und immer wieder aufgegriffne Thema der Emancipation der Frauen gerichtet, ohne doch in irgend einem Punkte klar und entschieden zu sein, ohne nur eine Spur von Poesie und Gestaltung, ist sie ein Bischen anstößig, etwas mehr langweilig, ganz willkürlich, aber in keiner Weise gefährlich. Auch die Sprache, in Gegensätzen und Wiederholungen mit dem Gedanken spielend, ist Nichts weniger als schön. Diese sogenannte Weltheilige und ihr bigotter, mürrischer, gichtkranker Alter mitten in Böhmen drinnen, die Auseinandersetzungen über Casanova und der neu entworfne böhmische Mägdekrieg, die Bad- und Städtebilder, die Portraits von allerlei Menschen aus der bunten Welt, die Emancipationsgedanken und die Einfälle über die sogenannte Wiedereinsetzung des Fleisches machen ein buntes Durcheinander aus, in dem wir am Ende über alle eigentlichen Grundfragen eben so rathlos gelassen sind wie am Anfang; denn damit, daß ein wunderlich gezognes böhmisch-katholisches Mädchen zum Protestantismus übertritt, ist doch in Wahrheit Nichts gethan. Man muß seltsam von dem Buch eingenommen sein, um darin eine Selbsterlösung der Zeit von ihren Wirren finden zu können.

Mundt, der sich eines eleganten Styles allzuwohl bewußt ist, würde doch auch darin mit Unrecht als mustergebend anerkannt werden; seine Form ist keine organisch frisch herausgequollene, sonst würde man durch sie nicht an die Manier Jean Pauls erinnert werden, was doch bei seinen langathmigen Kunstperioden und den abspringenden Ergüssen und Excerpten nicht selten geschieht. Hat man ja gar in seinen „Modernen Lebenswirren", der nicht eben befreiend wirkenden Persiflage auf den ringenden Zeitgeist, dem er doch selber ganz verfallen bleibt, eine Conception in Jean Paul'schem Geist erblicken können!

Mundt flattert gern in aller Welt umher; sein Kopf ist immer auf Reisen; er lebt mehr außer als in sich, bedarf weiter Regionen, immer neuer Anregungen, die ihm auch immer neue Einfälle und

frischen Humor zuführen; luxuriös wie sein Styl, schleppt seine Natur überallher die Reichthümer zusammen, die sie zum Leben und zum schwelgenden Phantasiren und Empfinden braucht. Aber wie rasch er sich bewege, wie weit er schweife, ein von Haus aus durchaus formales Talent, hat er mehr Form als Körper, mehr Wort als Sinn und bewegt sich am behaglichsten, nicht ohne Breite, in seinem Wallfahrten- und Spaziergängerschritt.

Mundts Gattin, genannt Louise Mühlbach, geborne Clara Müller, ist eine fruchtbare Romanfabrikantin fürs Spießbürgerthum, dem sie alles Mögliche, sogar Romane, die sich müssen historisch heißen lassen, mundgerecht macht.

Die genannten drei sind ohne Vergleich die bekanntesten, im ausgedehntesten Maße populär gewordnen Namen; die beiden nächsten haben es bei Weitem nicht zu demselben Ruf und der gleichen Ausdehnung ihrer Leserwelt gebracht, womit natürlich weder über den absoluten noch auch blos über den relativen Werth Etwas entschieden ist.

Gustav Kühne

ist nach einer starken Seite seines Wesens genügend bezeichnet durch die zur Charakteristik des „Jungen Deutschland“ im Allgemeinen angeführte Zersetzung seiner Klosternovellen, der nur ganz wenige Worte beigegeben sein mögen. Es mußte sich dort erweisen, daß seine früheren Novellen und Romane ganz zu der Novellenliteratur des „Jungen Deutschland“ stimmen; ja bei gewissen Schöpfungen mag man sich füglich in die Welt des französischen Romans versetzt glauben. Uebrigens macht er je nach seinen verschiedenen Werken auch einen ganz verschiedenen Eindruck.

Er ist tüchtiger Publicist, hat eine große Zahl von Charakteristiken, Kritiken, reflectirenden Schilderungen verschiedner Art verfaßt, darin viel Geist ausgegeben und philosophisch durchgebildeten Geschmack bekundet; auch Dramen, die aber auf der Bühne keinen Erfolg hatten.

Ein tüchtiger Fond von historischer Studie steht ihm zu Diensten, und er weiß sie sowohl als seine in großer Zahl angebrachten

Reflexionen gewandt in das phantastische Gewebe der Erzählung zu verflechten.

Kühnes Charakteristiken haben viele zutreffende, ja treffliche Züge, sie sind aber doch gar zu aphoristisch und abgerissen, und nicht eine einzige liefert ein abgerundetes Gesammtbild; es ist in ihnen allzuviel Zufälliges, sie verfallen vom Hundertsten ins Tausendste, und wenn sie sich über einen Schriftsteller verbreiten, so können wir sicher sein, ebensoviel von dem zu hören, worüber jener geschrieben hat: bei Anlaß eines Autors, der von Shakespeare oder dem classischen Alterthum handelt, erhalten wir auf einmal mitten in der Exposition über das eine oder andre seiner Werke, an das Kühne zufällig anknüpft, einen Excurs über Shakespeare selbst oder über's classische Alterthum. Es scheint wie eine Unruhe in seinem Geiste, der die Gedanken heftig durch einander schüttelt und hinwirft. Seine Bilder sind stark poetisch angehaucht. Er schließt sich gern gemüthlich an die Personen und Ideale an, denen er seine Feder hingiebt, und nur mit einer Art Schmerz läßt er die Einen oder Anderen fahren, wenn er sie aufzugeben gezwungen ist oder wenn sie sich selbst aufgegeben haben.

Für die Dramatik reichten weder seine Phantasie noch seine Compositionskraft aus; dagegen wurde seine Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ 1835—42, so wie der Lewald'schen „Europa“ 1846—60 als vorzüglich erkannt.

Noch weniger zugänglich als Kühne in gewissen Partien seiner Schriftstellerei ist nach seinem ganzen Wesen

Ludolph Wienbarg,

der nur für ausgesuchte Kreise Anziehung haben kann, ein streng in sich geschloßner Kopf, der sich auch darin concentrischer erweist, als die übrigen Häupter der Schule, daß er nicht eben viel geschrieben hat. Er hat nicht die Gewandtheit und nicht die Vielseitigkeit der Anderen, interessirt sich nur für die Dinge, die seine Natur homogen berühren, und läßt alles ihm Fremdartige und Unsympathische bei Seite liegen. Mit vieler Richtigkeit ist schon bemerkt worden, daß er

sich in einer gewissen abgegrenzten Harmonie seiner Kräfte und Elemente erhalte, eine karge, streng festgehaltne Architektonik der inneren Welt darstelle, begründet in der simplen Eintracht und dem rhythmischen Einverständniß zwischen dem Mittelpunkte seiner Gedanken und ihren Außenlinien. Es ist etwas Isolirendes in diesem Kopfe; seine Gedanken bewegen sich fern vom Tumulte der Menschen, und wie eine bittre Trauer über das Geschick der von ihm geliebten norddeutschen Stämme giebt seinem Herzen und seinem Griffel etwas Aetzendes und kurz Angebundnes. — Seine Reisebilder treiben mit dem freien Wellenschlag des Meeres oder verschanzen sich hinter den eisigen Zacken der Alpengebirge, um da den vereinsamten und selbstbestimmten Gedanken, der frischen Ueberzeugung und den schneidenden Mahnungen an die Völker ungehindert Wort zu geben. Da erst fühlt er sich auf reinem Feld, und nur der Norden mit der rauhen Kraft sagt seinem Herzen zu. Und doch dominirt in seinem Geiste trotz aller Decidirtheit der Anschauungen, die er namentlich als Kritiker darlegt, das Zarte. — Voran steht seinen übrigen Leistungen das wahrhaft classische „Tagebuch von Helgoland“.

Wienbarg hegt und pflegt mehr als die Anderen wirklich wissenschaftliche, vorwiegend historische Neigungen, ja er steigt zu kühnen metaphysischen Speculationen auf. Davon geben in erster Linie seine dem „Jungen Deutschland“ gewidmeten „Aesthetischen Feldzüge“ Zeugniß, die zwar keineswegs eine systematische Aesthetik darstellen, denn Wienbarg ist nicht der Mann der Theorie und will lieber das Kunstwerk, das er auch in seinen Schriften darstellen möchte, als die Kunstlehre. Er wollte gern das Leben selbst zum Kunstwerk gestalten und träumt von einer Art europäischem Hellenismus, welcher die Herrlichkeit des alten Griechenthums, die ihn erfüllt, ins Bewußtsein der Völker pflanzen und mit den Fortschritten der humanistisch christlichen Cultur der Neuzeit verbinden könnte, von einer Entwicklungsstufe für das germanisirte Europa, da sich vermöge der Durchsinnlichung des Geistigen und der Durchgeistung des Sinnlichen eine lebendige Harmonie zwischen Körper und Geist herstelle. Aber auch er weiß der umzugestaltenden und zum Ueberleiten in eine beßre Zukunft bestimmten Gegenwart keinen realen Inhalt zu geben, auch ihm verschwimmen die Reformplane in unbestimmte Allgemeinheiten und schöne Phrasen, die wenig bedeuten für die That, nach der er doch verlangt.

Wienbarg fragt bei dem, was er schreibt, immer zuerst sein ästhetisches Gewissen; die dichterische Schönheit, die künstlerische Rundung und die gedankenreiche Kraft schweben ihm als die Leitsterne vor, deren Blinken ihn davor bewahren soll, ins Niedrige oder Häßliche zu verfallen. Die Frage nach der Convenienz, nach dem gerade für den Moment oder das Geschlecht Passenden und ihm Genehmen liegt ihm bei Weitem ferner. Diese Geistesverfassung giebt einem Schriftsteller, der lang' und vielfach in der Journalistik gearbeitet hat, eine etwas sonderbare Stellung. Ueber dem Publicisten steht ihm immer der Dichter und Denker, dessen Interessen universeller Natur sind.

Sein Styl ist anmuthvoll, zwanglos durchgebildet, hinreißend, fließend wie ein breiter, voller Strom, der leicht die auf- und niederwogenden Gedanken trägt; er hat schwerlich seinesgleichen an ausgesuchter Vollendung, was nämlich Feinheit und Grazie betrifft. — Eine sofort sich aufdrängende Wahrnehmung läßt den Reiz und das besondre Interesse seiner Darstellung in der ihm ganz eignen Verbindung gründlichen Wissens mit der eleganten Leichtigkeit des Journalisten herausfinden. Die Phantasie ist wenig erheblich.

Wienbarg war nach einander an einer Reihe von Zeitschriften thätig. Daneben hat er politisch-zeitgeschichtliche Darstellungen geliefert und namentlich auch in der Schleswig'schen Frage das deutsch-nationale Interesse verfochten. Reisebeschreibungen und Kritiken sind seine zwei wesentlichen Gebiete. Bezeichnend ist für seine Neigungen, daß er als jung den Cato von Utica in Scene zu setzen unternahm.

In den Reisebildern verbinden sich historisch-politische Beobachtungen, oft von vieler Strenge, mit freundlich fesselnden Genrebildern. Er hat sich recht bitter empört gegen die „continental-deutsche Polizeiluft", die man ihm bei der Verfolgung des „Jungen Deutschland", Personen und Schriften, in zu starken Dosen zu athmen gegeben hatte (Vorwort zum „Tagebuch von Helgoland"). Er rückt überhaupt der Zeit scharfe Wahrheiten vor und wählt schon die Stoffe danach. Die Religion, gesteht er selbst, habe ihm nie Gewissensunruhe und Glaubenskämpfe bereitet, wenn er auch einmal als stud. theol. eingeschrieben war.

Von verschiedenen Seiten ist betont worden, wie seine Kritik mit besondrer Lust der Unterscheidung dessen nachgeht, was er das männliche und das weibliche Element in den Schriftstellern heißt, daß er

diese Scheidung bis in die einzelnen Dichtergestalten und Dichtungsformen begleitet; ja man hat in dieser Neigung eine Bevorzugung des weiblichen Elementes zu erblicken gemeint, wie er denn auch die Emancipation des Weibes lehrt. Seine gesammelten Recensionen „Zur neuesten Literatur" sind namentlich um des Aufsatzes über Goethe's Bedeutung für die deutsche Literatur willen berufen worden. In der älteren deutschen Literatur steht er hinter dem Standpunkte der gegenwärtigen Forschung zurück.

Wienbarg bildet in der Stellung nach außen und der Aufnahme seiner Stoffe den directen Gegensatz zu Mundt; es ist die central abweisende Geschlossenheit und Strenge gegenüber der peripherisch überallhin greifenden und leichten Receptivität.

Aus seiner Selbstschau: „Früh brannte in mir die nur mit meinem letzten Athemzug erlöschende Liebe oder Knechtschaft für das Schöne (vis superba formae), aus der ich Alles, Religion, Menschlichkeit, Liebe, abzuleiten mich gedrungen fühlte. Aber schon damals wie jetzt hatte ich „die Scheu des Wortes", wie überhaupt der persönlichen Aeußerung des Tiefsten in meinem Gemüth, was ich als Profanation empfinde und wodurch meine bisherige Schreiberei den gar besonderen Charakter, bald wortschwellender Bilderberedsamkeit, bald wortkarger Hack- und Schlaggedanken angenommen hat".

Wenn die Tendenz es war, von welcher als dem überherrschenden Elemente die eben abgehandelte Literaturpartie ihren Ausgangspunkt und selbst ihren Namen nahm, wenn sie also gesetzmäßig das Erste in der Betrachtung ausmachte, so mag wohl eine organische Darstellungslinie sich abzeichnen, indem auch im Weiteren auf dem Gebiete der deutschen Romanliteratur die ganze Reihe der Vertreter so genau als möglich die Folge nach dem absteigenden Maße der Tendenz innehält, bis diese am entgegengesetzten Endpunkte sich völlig verloren hat.

Dieser Gang führt uns zunächst auf die glänzende Gestalt **Immermanns** in seiner größeren, nachrevolutionären Entfaltungsperiode.

Für die Abschätzung der Entwicklung

Karl Immermann's

nach 1830 sind zwei Producte, „Die Epigonen" und „Münchhausen", absolut maßgebend.

In jenen scheint er die ganze Ungeheuerlichkeit der Romantik auf die Realität des gegenwärtigen Gesellschaftslebens haben abladen zu wollen; es schließt eben für ihn die in die Romantik vertiefte Vergangenheit ab und führt ihn über zur lebendigen Zeit. Einen ungesund romantischen Charakter trägt der als Familienmemoiren bezeichnete Roman schon in dem verwickelten Aufnehmen, Fallenlassen und Wiederaufnehmen von forcirten Scenen und Personen, welche den Apparat von Duellen, Entführungen, Wahrsagerei, wunderlichen Begegnungen und Erinnerungen &c. unendlich überladen, die Composition widrig gekünstelt, unklar und verworren machen; die wilden, sinnverwirrenden Verhängnisse, aus Familiensünden emporschießend, überstürzen sich in unorganischem Taumel, und alle Personen sind mit einem rein fingirten Aufwand an Kraft ausgestattet, mit welcher sie Nichts anzufangen wissen. Die Charaktere sollen die mannigfachsten, wunderlich sich kreuzenden Gedankenströmungen von zwei widerstreitend in einander überlaufenden Zeitrichtungen darstellen; es sind meist Curiosa, überdies nicht rein gehalten und im Verlaufe sich selber widersprechend, in ihrem Treiben eine verzerrte Realität; Fiammetta, der romantische Mittelpunkt, eine in ihrer Unklarheit fratzenhafte Unholdin. Der Streit der Gesellschaftsclassen und der Conflict der Geister sind auf den Boden niedriger Motive, kleinlichen Zagens oder gemeiner Lüge herabgezogen. Die Züge der Zeit: Das Schwanken und Haschen, die vorzeitige Reife, der Nihilismus, der überzeugungsleere Schein, das that- und ziellose Träumen, die blasirte Hohlheit fechten in des Dichters Seele selbst einen unentschiedenen Kampf durch, dessen Darstellung zu widrig reflectirter Phantasterei geworden. Einerseits eine fratzenhaft entstellte Anklage auf die deutsche Jugend des Jahrzehnts nach dem Wiener Congreß und anderseits sinnlose Stürmer der Zukunft; heute die lächerlich-pompöse Einweihung in einen Tugend- und Wahrheitsbund ohne Ziel und Idee, das directe, genau so leere Musterbild zu Gutzkows Bund der „Ritter vom Geiste", und morgen

der kalte Spott und der Katzenjammer der schlecht ausgeschlafnen Orgie. Es laufen unter carikirte Streitbilder von den contrastirenden Erziehungsmethoden der Realmänner im Sinne der Basedow-Campe'schen Erziehung nach der Natur und der alten gelehrten Gymnasialpädagogik, eben so Lächerlichkeiten aus dem mystisch katholisirenden Orientalismus, offenbar gegen A. W. Schlegel gerichtet. Alles ist ins Barocke getrieben: ebensowohl die lächerlichen Belebungsversuche eines dynastischen Geschlechteradels wie die kopflosen Demagogenstreiche einer in deutschem Bier benebelten Studentenschaft, das Verrückteste, was die zusammengelaufenen Manien von Altdeutschthum, Turngeist, Franzosen- und Tyrannenhaß erzeugen könnten. Das sind keine Zeitbilder, wenn auch der schwache Kern auf die Kämpfe des zweiten und dritten Jahrzehnts zurückweist; und nach einer ausdrücklichen Andeutung des dritten Theils möchte das Buch ein deutsches Sitten- und Charaktergemälde aus dieser Zeit sein. Auch die hier breit zu Grunde liegende Frage der Ueberflügelung der armen, abgelebten Standesherrlichkeit durch das industriell mächtige und reiche Bürgerthum liegt längst außer dem Wogen und Kämpfen der Zeitströmung, und damit hat diese starke Partie des Buches, sonst ohne Halt, sich überlebt. Es ist im Ganzen nur ein total auflösendes Individualitätsleben ohne andre Gemeinschaft als die der phantastischen Manie, welche die realen Zeitgestalten zu romantischen Ausgeburten verzerrt.

Immerhin mochten die „Epigonen" schon durch besseren Erfolg nach außen, der bis dahin seinen Schöpfungen nur sehr sparsam geworden war, den Dichter auf das ihm natürliche Feld des Romans lenken, auf dem er bald darauf das Höchste leisten sollte. Denn weit bedeutender ist der drei Jahre später (1838) erschienene „Münchhausen", auch eine Art Zeitspiegel, das leibhafte Ebenbild der reflectirten Phantastik, der zersetzten und meist lügenhaft gewordnen Romantik, der rand- und bandlosen Speculationssucht unsrer modernen Zeit. Der Humor, der da spielt, ist keineswegs frei, sondern an die tendenziösen Abstractionen gebunden, die sich in den sonderbaren Personen verkörpert haben; gleichwohl erfreut er und würde es noch mehr thun, wenn er nicht allzusehr ins Breite gesponnen wäre und durch die ewigen Repetitionen auf demselben Objectsfelde nicht allgemach anfinge zu ermüden und zu langweilen. Die satyrische Komik ist ins Krause und Bunte getrieben: die lumpige Einbildung des verrannten

Adel- und Ritterthums auf dem jämmerlich verfallenen, aber mit einem prächtigen Stammbaum garnirten Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr; die in der alten Jungfer repräsentirte duselnde Sentimentalität, die in gar mißlichen Zusammenstoß geräth mit dem urmodernen Schwindel; die Naturkühe und das ganze Naturgemälde auf Apapurincasiquinitschchiquisaqua; der reisende Freiherr, der zuvor das Interessantsein und den Spleen studirt; das Nilpferd, das unwissend die freiherrliche Hoheit fressen will, dann aber gerührt sich die Thränen aus den Augen wischt, als es den Namen einer reisenden Altesse hört, — ein Hieb auf den auch sonst verspotteten Orientreisenden Fürsten Pückler-Muskau; der alte Kurfürst von Hessen-Cassel und die Gebrüder Piepmeyer; der steiflederne Dramenfabrikant Raupach als Hirsemenzel; der von der neuen Lautirmethode verrückt gewordene Schulmeister Agesel, der auf seinem Grasflecke sitzend den reinen Urlaut J hervorquieken will; die unschuldigen Liebschaften des Freiherrn in seiner Rolle als Küchenjunge, mit derben Hieben auf die deutschen Literaturproducte; die Entführung des jungen Münchhausen in der linken Rocktasche des Vaters und die Erziehung desselben zum Bock unter den Ziegen am Helikon; die Scene der deutschen Offenheit zwischen dem halbverrückten alten Baron und dem Schwindler Münchhausen, von urkomischer Grobheit; daneben die Liebschaft des mondschein-empfindsamen alten Fräuleins mit dem derb realen Fresser, dem von der verzückten Phantasie zum verkappten Winkelfürsten hinaufgeschwindelten stiefelwichsenden Bedienten; die Episode „Poltergeister in und um Weinsberg", eine vernichtend grobe Satyre auf den ganzen Geister- und Prophetenspuk, nur wie Alles wieder zu weit ausgesponnen: die Dinge sind allerdings etwas arg carikirt, sehen aber witzig und komisch genug aus, und alle das Zeug, brodelnd unter einander geworfen und mit massenhaften Hieben und Allusionen auf Zeit und Volk, Leben und Schrift, macht ein Gebräu der wunderlichsten Art, eine Geburt des buntesten Humors. Das eingeschobne Waldmärchen „Die Wunder im Spessart" mag eine Warnung sein vor den Umstrickungen der neuphilosophischen Speculation und eine Paraphrase der Goethe'schen Verse:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.

Gehalten heben sich einzelne ernste Stellen über die Naturart des deutschen Volkes ab und das vorzügliche Gemälde westphälischen Bauernlebens, ganz Realität, wie sie sich verkörpert in der derben, stämmigen, gutmüthig-ehrlichen und doch pfiffig-berechneten, klar das Leben des Tages fassenden und doch mystisch-abergläubig an den alten Bräuchen hangenden, ganz und gar mit der Scholle seines Oberhofes verwachsenen Gestalt des Hofschulzen; das ist ein ganzes, concretes, kräftiges Bild, an dessen fester Rundung der Blick sich ungetrübt erfreuen mag. Ueberhaupt liegt in diesen Gestalten und Sittenbildern das Bleibende. Der derben Mannesnatur mußte das eigen abgeschloßne, patriarchalische Leben der westphälischen Bauern verwandt entgegenkommen; darum faßte sie es so meisterhaft an. — Die Auflösung stimmt zum ganzen Zuge der Arabeskengeschichte, die nichts Anderes ist als eine humoristisch ausgesponnene Persiflage auf alle den Dichter anwidernden Zeiterscheinungen; ganz consequent also, wenn im dritten Band all das Lügen- und Schwindeltreiben des modernen Münchhausen als die Hegel'sche Philosophie erklärt wird (III, 314, 329 und 330), der Lügenvater selber als ein Munkel, „aus verschiedenem Jux und Siebensachen zusammengebraten, geschmort, gekocht, geschmolzen, geröstet, abfiltrirt". In dieser furchtbar beißenden Auflösung liegt wieder der ganze satyrische Haß eben so scharf, wie er das mystische Prophetenthum schlug. — Trotz vieler feinen und herzbewegenden Seelenzüge, die er entfaltet, theils aus der wechselvollen Geschichte einer reinen und hohen Liebe in den Uebergängen vom verzweifelten Leide zur höchsten Seligkeit, theils aus den wuchtig eingewurzelten westphälischen Bauernsitten, der Heimlichkeit des Vehmgerichtes am Freistuhl und den bis zum Tragischen erschütternden Scenen und Herzensbewegungen, die daran hangen, ist das Ende, das doch wieder nur auf eine aussöhnende Heirath hinausläuft, schwach; die Fäden der arabeskenartig willkürlichen Gespinnste sind zerflattert, der Abschluß befriedigt nicht. — Der „Münchhausen", die wahrhaft nationale Schöpfung, war von größtem Erfolg und entscheidender Einwirkung auf unsre Literatur, da an ihn die herrliche Gestaltung der Dorfgeschichte knüpft.

Ganz anders und zwar von Seiten der reinen Poesie zeigt Immermann sich in einer Reihe andrer Werke, so zumal in seinen beiden großartigsten dramatischen Schöpfungen, der Trilogie „Alexis" und der eben

so lieblichen als tiefsinnig ansprechenden Mythe „Merlin“ (beide von 1832), so wie ganz besonders noch am Ende seiner schriftstellerischen Production in dem Fragment gebliebenen Epos „Tristan und Isolde“, das gerade da abbricht, wo die tragische Vergeltung das verletzte äußre Gesetz zu rächen anhebt. Neben dem Gewöhnlichen fast all dieser alten Sagen, Heldenthum, Zweikampf, Abenteuerfahrten, Minne in ihrem Leid und ihrer Wonne, ihrer Gefahr und Lust ist hier doch wahrhaft Auszeichnendes, entzückende Gemüthsfrische und Innigkeit, dabei farbenreicher Reiz der epischen Scenenmalerei: so eigenthümlich und gehoben die mit blankem Jägermuth gefaßte Jagdscene, dann die herzinnig dem Dichter aufgegangenen Wonnestunden süßester Liebe. Die schönen Kinder kann nur das Mitleiden in ihr süßes Verderben hineinbegleiten, handeln sie ja nur im unabwendbaren Dienste jenes im Mittagssonnenbrand mit bindender Macht gebrauten Zaubertrankes, dem wir psychologisch die Bedeutung einer geweihten Geistes-Wahlverwandtschaft abgewinnen mögen. Die Lebenslust bricht jäh und ungedämmt durch; weiß sie ja selber, daß sie nur verhängnißschwere Momente zu leben hat!

Auch von Immermanns dramatischen Arbeiten war das Wenigste für die Bühne passend; kaum hat sich ein einziges Stück auf dem Repertoir erhalten. Aber die Gedanken, die er in die Nation geworfen, bleiben, belehrend und befruchtend. Dem Dichter und Schauspieler bieten seine Studien und die praktischen Düsseldorfer Versuche eine werthvolle Kunstschule. — Zur Lyrik konnte ein Charakter wie Immermann nicht angethan sein; so sind denn seine lyrischen Gedichte die reine Prosa.

Immermann ist eine eichenfeste Natur, ein harter Kopf, der sich selbständig gestaltet und sich sein eigen Recht macht. Der städtische Bürgerssohn, der aus den engen Gesetzen der preußischen Beamtenwelt herauswuchs und sie später als Mann wieder trug, ohne deßhalb die Eigenschaften des froh und frisch genießenden Lebemannes einzubüßen, der aus der Schule schon den Franzosenhaß und die Freiheitsliebe der studirenden Jugend des zweiten Jahrzehnts eingesogen und sich doch zugleich an der duftigen Waldfeyenpoesie der Romantik berauscht hatte, deren künstlich gesuchten Idealen er sich Jahrzehnte lang ergab, dessen gesundgebliebenes Auge nachher in den Rheinlanden, unter dem geweckten Volke, der kräftig schönen Natur und



viel Virtuosität, namentlich in den prächtigen Schilderungen ihrer Reisebilder; daneben aber wenig fruchtbare Einbildungskraft, mangelnde Combination und Herzenswärme. In der Tendenzpoesie ist sie weniger glücklich als im Genrebild. Man hat ihre Personen leblose Schachfiguren genannt; es kommt sehr auf den Stoff und die Herzensbetheiligung an, jenachdem ist der Ausdruck wahr oder gründlich falsch. Sie greift mit scharfer Dialektik in die gesellschaftlichen Conflicte unsrer Tage ein.

Fanny Lewald lebt ganz in der Zeit und ihren schweren politischen und socialen Fragen. Die Conflicte, die sie durchführt, sind übrigens mehrseitige: bald geht ein Lebensglück verloren an dem religiösen Zwiespalt, sofern eben der theologische Dogmenglaube sich tyrannisch geltend macht („Jenny", die Judenemancipation behandelnd, welche für die geborne Jüdin natürlich mit unter den ersten Streitfragen stand); bald stößt sich ein Versuch zu neuem Leben tödtlich an den verblendeten Vorurtheilen der Gesellschaft; bald unterliegt ein Leben ganz einfach der Willkür des Polizeistaates; und so geht es fort. Dann wieder führt sie in die großen politischen Strömungen, so vor den anderen ihr bedeutendes Werk „Prinz Louis Ferdinand". Die Zeit der preußischen Erniedrigung in der treulosen Schaukel-Friedenspolitik gegen die Napoleonischen Uebergriffe, und mitten in ihr die geniale, widerspruchsvolle, unglück- und verderbenschwere Persönlichkeit des Prinzen, die sich bis zum Wahnsinn an diesen schmachvollen Verhältnissen reibt; die ganze Wucht der neuen Geistes- und Völkerfreiheit mit ihren Segnungen und Auswüchsen, und auf diesem Boden natürlich emporschießend das geistreiche Gesellschaftsleben jener reich begabten Jüdinnen, die für sich eine ganz eigne Seite unsrer neuen Aufklärung darstellen: das ist das reiche und allerdings denkend verwerthete Feld des Romans. — Hier und anderwärts liebt sie es, den untergrabenden Kampf starker Naturen gegen eine erbärmliche Wirklichkeit, jeweilen eines der bedauernswürdigsten Schauspiele, ob nun jene in wilder Verirrtheit oder trüber Erschlaffung verloren gehen, tragisch durchzuführen. Sie bewegt sich mit ihrer Dichtung gern in bedeutenden Kreisen und Fragen und sucht sie wahrhaft egistig zu durchdringen. Die tragenden Personen, wenn auch romanhaft gehoben, machen bei ihr oft den Eindruck reiner und adliger Schönheit. Mehrere Dinge sind es übrigens, die ihren Schriften

Bedeutung geben: der begeisterte Ernst, der hoch steht über dem gerad' in unserem neueren socialen Roman so stark hervortretenden leichtfertigen Dilettantismus; dann die für ein Weib wahrhaft überraschend freie Fassung: es ist bei ihr durchweg die unbeirrte Vertretung der individuellen Hoheit, der reinmenschlichen Schönheit und Würde, mit Einem Worte des wahrhaft Ewigen gegen die bornirte und privilegirte Ungerechtigkeit, ob sie nun religiös als geforderten Satzungs- oder Wunderglauben oder politisch als verjährten Racenvorzug sich gebe. Fanny Lewald steht, man darf dies durchaus nicht mißkennen, wahrhaft auf der seltenen Höhe einer schön humanen Civilisation. Auch ihre Sprache ist vom Herzen getragen. Die von ihr gesetzten Conflicte sind mit entschiedner Naturwahrheit erfaßt; die psychologische Zeichnung, mit unverkennbarer innerer Sicherheit und Seelenkenntniß durchgeführt, steht in treuer Harmonie mit den aufgeführten Facten. Man nehme z. B. in „Jenny" diese selber und Eduard: der starke Mann setzt sich fürs verfehlte Lebensglück ein großartiges Wirken voller Aufopferung und Selbstverläugnung; das starke und eigen in sich durchgebildete Weib, das doppelt und tödtlich in seinen Lebenselementen getroffen nur brechen kann, fällt als Opfer; wie für die Gräfin Hahn-Hahn in der „Faustina" ein Zwang lag, das unlösbare sociale Problem mit resignirter Isolirung des Lebens abzubrechen, so hier für Fanny Lewald, das ungelöste in Verderben ausgehen zu lassen.

Zu ihrem geschichtlichen Hauptroman „Prinz Louis Ferdinand". Zum Besten gehört der Anfang, der tief bewegend in die Situation einführt. Wenn nun auch die gestaltende Kraft nicht durchweg so sicher aushält, — charakteristisch für ihre Träger sind die Rollen von Gentz und Schlegel —, so kehren doch in der Begegnung des Prinzen mit seiner Mutter, mit Rahel und Henrietten in der Gesellschaft Momente wieder, die ein erschütternd ernstes Verständniß des Seelenlebens bekunden. Mit geringerer Stärke ist der Ausgang in Ferdinands Heldentod erfaßt, als wäre die Darstellerin da gleich nicht mehr auf ihrem Felde. Je weiter die Fäden laufen und sich verwickeln, je trüber die Verflechtungen aus dem Leben der vornehmen Welt durcheinanderlaufen, desto näher berührt sich dieser Roman mit dem eng verwandten von Alexis „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Es ist wahr, die Großartigkeit und Weite trifft sich hier nicht; das Feld ist persönlicher

und begrenzter, die Lebensmomente nach weiblicher Art gewählt, aber ergreifend ernst und menschlich wahr. Die Stellung der weisen Jüdin Rahel Levin ist eigen, und sie bildet allerdings einen Knotenpunkt in dem ziemlich stark auf socialen Verhältnissen basirenden Roman: ob es persönliches Geschick sei, ob solches eben der Race innerhalb unsrer Gesellschaft, diese resignirend zur hingegebenen Freundschaft sich herabstimmende Gluth der Liebe bildet ein eigen Bild, und es ist in der That befremdend, wenn nicht verletzend, das berühmte Weib so gerad' in diesem Lebenselemente zu fassen und zu zeichnen; weil sie es ist und so wie sie ist, erscheint das fast wie ein indiscretes Hineingreifen in ein Herzensgeheimniß.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

ist zuerst als lyrische Dichterin aufgetreten, aber in ihren Liedern (erschienen um 1835 u. ff.) liegt keine ächte Poesie; auch wo das Empfinden ein poetisches ist, geht Frische der Anschauung und Kraft der Sprache ab, dafür treten flache Beschreibung und matte Reflexion ein. Ganz weiblich bildet die Liebe den durchgehenden Grundton, jedenfalls mit Heftigkeit in all ihren Phasen durchempfunden, und es zieht sich ein auf tieferen Geist führendes Wogen und Ahnen durch, ohne Gestalt zu gewinnen. Gelungen sind nur die wenigen Lieder, da eine rein subjective Sinnigkeit Bild und Wort zu eigenst individueller Blüthe treibt („Lebensbilder" mit dem kräftig erfaßten Gegensatze zwischen den Kindern „des Friedens" und „der Stürme"; „Frage und Antwort", „Das Wahrzeichen", „Nachtlied", das herzinnige: „Ach, wenn du wärst mein eigen", alle von einer weich zitternden Musik des Herzens). Wo sie aber ins Allgemeine geht, verliert sie sich und wird unbedeutend, und die meisten der kleinen Lieder rein lyrischer Art, etwas früheren oder späteren Ursprungs, sind ohne allen Belang. Bereits aber spricht sich das unruhig-unbestimmte Verlangen aus, das die irrende Wandrerin ewig begleitete. Es ist ein eigen berührender Tribut, daß auch diese von den Freiheitsbestrebungen der Zeit so unklar und feindlich berührte Dichterin dennoch der Freiheit, ihren Helden und Opfern, einzelne Klänge zu widmen gedrängt war (bewegend im „Wiegenlied einer polnischen Mutter"). Eigen-

thümlich durch Symbolik der Harmonieweisen sind die Kunstlieder „Händel, Mozart, Beethoven“.

Ganz anders und bei Weitem bedeutender verhält sich die Dichterin in den episch-lyrischen Gesängen; sobald ihr der Stoff einen bestimmten Körper entgegenträgt und einen weiteren Horizont vor dem Auge hinbreitet, so scheinen ihr die Schwingen zu wachsen, und sie weiß warm und reich zu gestalten. Dahin gehören die vier Dichtungen: „Heloïse“ (Fragment), „Isleif und Sigfrid“, „Manfred“, „Corona“ (eine Erzählung). Es sind Portraits, die unbestreitbar erschüttern durch die sondirende Schärfe, welche da in den Abgründen des Geistes wühlt, und das Vibriren des Herzens hat Etwas von Byron'scher Gewalt in sie gelegt. Die Gestalten springen als ganze Naturen aus demantenem Kern heraus. Die erste hat alles Feuer und alle edel große Schönheit jener zwei hohen Seelen, die in den abgrundreichen Tiefen der Liebe untersinken mußten, gerade weil sie auserkorene waren. Die zweite ist schauerlich wie vulcanische Gluth unter Nordens Schneegefilden, deren in mächtiger Innerlichkeit waltender Geist hier durchgeht. Die dritte erschlossen, zauberreich wie die Rose des Morgenlandes, aber auch verderbenschwer, verzehrend, brütend, da das von der Liebe verrathene Herz in Leid und Rache zur Ruine verfallen, an deren Säulen die Schlange auf Beute lauert. Die vierte, bedeutend und bezeichnend, ist eine poetische Paraphrase des Grundthemas von „Gräfin Faustina“, wieder die in der Verfasserin selbst oft und schwer auftauchende Frage der Stellung des Weibes innerhalb unsrer aufgelösten Gesellschaftszustände. Corona, vom Gatten verkannt und kalt zertreten, der Liebe außer dem Gesetz erschlossen und von ihr verrathen, nun höhnisch ein böser Engel der Verführung, bis eine trostlose Einkehr in sich sie — seltsam, gerade wie in jenem Roman und hernach im Leben der Dichterin selber! — ins Kloster führt, ohne damit Rettung zu geben. — Geist und Talent sind auffallend dieselben wie in jenem Roman, einem ihrer bedeutendsten, daher muß auch die Kritik sie gleichstellen. Mögen da wie dort die Farben grelle sein, mag auch hier der Charakter der Dulderin Etwas von Apotheose haben; der innere Leidensprozeß ist unstreitig in tausend und zwar den edelsten Frauen derselbe, von furchtbarer Wahrheit.

Wer das Ideal will kennen lernen, das sich die Gräfin Hahn für Schrift und Leben setzt, und zugleich ihren Widerstreit und ihre

Kämpfe mit der Gesellschaft, der lese ihre „Gräfin Faustina". — Ein geniales Weib, das keine ihrem inneren Drange gewachsene Stellung findet in unseren Lebenskreisen, das an den flammenden Phantasien ihres Herzens, die ein Ewiges suchend die Schranken der menschlichen Macht überspringen, ihr eignes reiches Gemüth verzehrt und mit ihm alle, die sich in Liebe an ihre unstete Kometenbahn fesseln. Diese an der Unruhe überströmenden Geistes krankende Künstlerin Faustina, erst in ein gemeines Ehejoch gespannt, das sie, von der Liebe zum Leben erweckt und getragen, nach furchtbarem Leide keck zerbricht; die hernach zwang- und bandlos, über alle Form sicher sich hinwegsetzend, vom Momente gezogen, unstet, glühend, fast ohne zu denken und zu wollen an die erste junge Liebe verloren, dem denkend ernsten und ruhig gefesteten Charakter als dem nothwendigen Schutzgeist ihres stürmisch wogenden Lebensschiffes sich ergiebt; die dann, an eine glänzendere, beherrschende Männergestalt von mehr ihr verwandtem und trotz der bewältigenden Ruhe des Willens stürmisch aufwogendem Gefühl unwillkürlich ihr Herz verliert, entschlossen den Zwiespalt löst, den ersten Geliebten opfert, sicher bewußt, daß sie sein Leben zerstört, und dem zweiten als Gattin sich zu eigen giebt; die als Intermezzo einen Selbstmord erfährt, indem ein ganz ordinärer Anbeter, wahnwitzig an diese Sonnenbahn sich kettend, vor ihr sich niederschießt; die durch Jahre, von grandioser Liebe getragen, vom Genie glänzend gehoben, und dennoch ewig ruhelos, ewig strebend, ewig nach einem unbekannten Pole steuernd, wohl auch von unruhvollem Gram um den gehetzt, den sie ihrer regellosen Entwicklung geopfert hat, ein in höchster Seligkeit und steigender Ermattung elektrisch wechselndes Leben führt; die im letzten Act, sich selbst und jeden menschlichen Halt aufgebend, Gatten und Kind verlassend, bei den vive sepolte eine grabähnliche Klosterruhe sucht, um bald, wieder enttäuscht, zu sterben: hat diese überreich ausgestattete Natur mehr von einem Idol der Größe und des Unglücks oder mehr von der unheilvollen Wirklichkeit unsrer Lebenswirren? Jedenfalls ist sie in keckem Wurf gleich sehr aus beiden zusammengegossen. Das Weib in dieser Vollendung der Gaben und der Herzenskrankheit ist zum Glück ein chimärisch großes Traumbild, aber die Ueberfülle an Geist und Begabung und Adel weggenommen, bleibt immer noch eine Gestalt zurück, die mit ihrer Hoheit, ihrem Glück und Schmerz ohne Regel mitten in unsern gesell-

schaftlichen Wirren steht. Der Fluch gemeiner Ehebande, der geistverderbend Tausende von höheren Naturen einem schleichenden Hinwelken oder einem gewagten, fast immer kurzsichtig von der Gesellschaft verkannten und verdammten Rettungssprung aussetzt; die Unsicherheit und Gefahr eines Lebens der freien Liebe; die Uebersättigung einer friedlos tiefsinnigen Natur und der thörichte Versuch, im Schooße der katholischen Kirche den Frieden zu suchen: sind das nicht Alles schlagende Probleme und Erscheinungen mitten aus der Zeit? als die Auslebungen unsrer skeptischen Neuerungsgedanken im Gesellschaftsverbande mit Heftigkeit ans Licht gerissen, als Probleme nie anders endend, denn wie hier — die Frage zerschneidet nur der Tod. Wie viel in der Zeichnung vom Autor selbst liegt, der unruhig in Orient und Occident, in Welt und Kirche sich versuchenden Reisenden, das beweist schon die Consequenz der Gestaltung, die Macht der Sprache, die Gluth der Farben, die hinreißende Leidenschaft in den Herzenspulsirungen. So wie Faustina hier steht, hat sie wie schon gesagt sehr viel gemein mit der „Lélia“ von George Sand, nur daß sie sich als eine ursprünglich kindlich frohe und freie, duldend an die großen Fragen ihres Herzens und Lebens hingegebene Natur giebt, während Lélia dämonisch stolz am Schmerz und Ungenügen zerrt. — Andlau und Mengen sind seltene, großgedachte Persönlichkeiten, darum einer kurzen Seligkeit und langem Schmerz gerad' in den Conflicten unsers Jahrhunderts fast mit Nothwendigkeit bestimmt; diese festen, klaren, sicher nach Einem Pole steuernden und dem Geschicke stehenden Naturen werden immer seltener und wollen unsrer Industrie- und Papierwelt nicht passen; darum haben sie nicht weniger eine über den verzwergten Geschlechtern stehende Realität. — In Faustina und der glühenden Hingabe an die volle Leidenschaft ist etwas Orientalisches; die Schilderungen sind heftig, brennend, von momentan einbrechender Gewalt und bewältigendem Eindruck.

Sobald die hochadelige Dame auf die neuen Tendenzen der Gleichstellung der Stände kommt, verliert sie jeden Begriff der Zeit und fällt so sehr aus dem Tone, daß sie von „Bestialitätsrecht“ redet. Im Uebrigen aber sind die Beobachtungen über Kunst und Leben voll Geist und verrathen einen denkenden Kopf. Wo das Herz mitspricht, oft mit Heftigkeit, bekundet sie hinreißende Beredsamkeit; so in den bitteren, tief zu beherzigenden Gedanken über die gemeinen Miß- und

Unglücksehen und über das engbrüstige Urtheil der Welt gegenüber einer reinen Liebe der Herzen, die da, wo die Gemeinheit des Lebens erdrücken würde, oft der einzige Rettungsanker wird.

Auch die Gräfin Hahn zeigt im bedenklichsten Maße jene moderne Gestaltenschilderei, die jedem kleinsten Gesichtszuge nachgeht, um ein geistig gewichtiges Moment herauszudeuteln; sie alle lassen ihre Gestalten ‚poser' und kommen dazu, aus einer imponirenden Persönlichkeit einen Halbgott zu meißeln.

Früh schon vermöge der ungünstigen Jugendeindrücke und der Erziehung oder vielmehr Nichterziehung innerhalb eines ganz aufgelösten Familienkreises zur Zerfahrenheit und Zerrissenheit gebracht, die ihr denn auch das ganze Leben über angehaftet haben, wurden die trüben Geister durch eine unglückliche Ehe noch vollends aufgestört. So kam es, daß sie ihr Leben lang in großen Wanderungen, denen sie ihre Reisebilder entnommen hat, über die halbe Erde hin jene Unruhe trug, der sie doch nicht entfliehen konnte; so kam es ferner, daß sie bei allen ihren Bildungen im Grund immer dieselbe ist, ihre Hauptcharaktere nie etwas Andres als Varianten derer in „Gräfin Faustina", zumal der Gräfin d. h. ihrer selbst, denn über sich hinaus kommt sie nie. Wie viel daneben die Genialitätssucht zu ihrer Bizarrerie beigetragen, wird schwerlich Jemand beurtheilen können.

Die immer gebildete Sprache und der feine Ton machen ihre Schriften zu einer in die fashionable Welt passenden Lectüre.

In allen streitenden Gesellschaftsfragen verbindet sie jene wild vorwärtsjagende Emancipationssucht mit steif aristokratischen Tendenzen: das macht ihre gespaltne Doppelnatur aus; und immer repräsentirt sie die Leidenschaft der subjectiven Berechtigung, auf die Spitze getrieben.

Nach ihrer Bekehrung zum Katholicismus, die ihr nur eine neue Draperie war und erst recht ihre unerschöpfliche Schreibsucht weckte, ist die Verworrenheit und rechthaberische Ausschließlichkeit ihrer Natur auf die Spitze gestiegen; diese ganze neukatholische Schriftenreihe, an der die Begeisterung selber eine rein gemachte ist, ob sie sich nun aus Babylon oder aus Jerusalem datire, wird am besten begraben.

Die Hahn ist eine nicht leicht zu beurtheilende Natur, und die Gefahr liegt nahe, wegen der starken Antipathie, die sie unmittelbar aufregt, sie zu unterschätzen; jedenfalls ist es nicht gethan mit der

Bezeichnung der Absonderlichkeit und aristokratischen Exclusivität. Tro aller Schwächen und trotz des Abstoßenden, das die hochadlige social Verbohrtheit für einen auf der äußersten Fortschrittslinie im Staats und Gesellschaftsleben stehenden Kopf haben muß, können wir un nicht erwehren, in dem seltsamen Weib eine bedeutend angelegte Natu anzuerkennen.

Gerade umgekehrt geht es uns mit dem nächsten Vertreter de deutschen Romans, der ebenfalls die verschiedenste Beurtheilung e fahren hat und noch erfährt. So viel Sympathie der Mann mi dem Charakter haben kann, so wenig der Kritiker, der sich nicht vo Stimmungen leiten läßt, mit dem Schriftsteller.

Heinrich König

ist ein Talent von höchstens zweitem Rang, trotz einer durchaus freie Weltanschauung, die ihn schon früh mit Regierung und Kirche i Conflict brachte und so ungeschwächt bis in sein hohes Alter aus hielt, daß er sich damals noch starken Geistes mit den religiös-kirch lichen Streitfragen beschäftigte. Vielleicht hängt an dieser Sinnesa die durchgehende Neigung, seine Stoffe aus solchen Epochen zu nehme wo ein stürmischer Kampf zwischen alten Zuständen und neuen Ide hindurchzieht, das Bedeutendste aus der französischen Revolution. Da „goldene Mainz" ist sein eigentliches Terrain, und die nahe Beob achtung der ungeheuersten Bewegungen scheint seinen Sinn im Libera lismus gestählt zu haben. Das receptive Einleben in fremde Zuständ hängt zusammen mit dem reflectirend anlehnenden Talent. Die Em pfindung ist reg, aber durch die stets wache Reflexion temperirt und geleitet. Die Zeichnung ist sorgfältig und sauber durchgearbeitet, die Situationen nicht übel erfunden, die Charaktere correct entworfen, aber die Phantasie ohne alle Ursprünglichkeit und Frische, und so seh sie auch mit der Tendenz und dem freien Sinn harmoniren mag, di scharf zusehende Kritik wird diesen Schriftsteller streng auf seine Stuf zurückführen. Uns scheint es geradezu unbegreiflich, wie man „Di Clubisten in Mainz", allerdings das bedeutendste von Königs Werken dem Vorzüglichsten beizählen konnte, was der deutsche historische Roma geliefert habe.

Wenn König die Zeit der ersten französischen Revolution in ihren aufsteigenden Entwicklungsjahren faßt und die Regungen dieser gewaltigen Periode innerhalb des deutschen Geistes zeigen will, Revolution und Reaction, wie sie vor Allem in der altaristokratischen Rheinstadt, die anderseits wieder schon geographisch in nächste, ansteckende Berührung zur französischen Revolution treten mußte, lebhaft, mannigfaltig und widersprechend auf einander stießen, so sollte man diesen Boden für die Entwicklung eines allgemeinen Lebensbildes im größten Maßstab und aus den höchsten Zeitfragen heraus für außerordentlich günstig halten. König hat das Motiv nicht bewältigt. Seine Darstellung hat etwas Kleinliches, entbehrt der Gestaltungskraft und eröffnet keine großen Einblicke. Das wird am überzeugendsten dargethan, wenn man ihm den unvergleichlich höheren W. Alexis in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" gegenüberhält. Es liegt eine wahrhaft philiströse Langeweile ob Königs schwerfällig und deutsch gemächlich ablaufenden Hof- und Familienbildchen voll erbärmlich gewöhnlicher und intriganter Subjectivität und mit Halbpersonen, klein und fad. Wenn auch aus den zusammengetragenen Particularitäten Etwas wie ein Bild des trostlosen Regimentes an den deutschen Höfen und im Reiche herausspringen sollte, so ist dieses ohnehin von der Geschichte mit unendlich mehr Schärfe gezeichnete Leben der faulenden Körperchen am verrosteten Reichskörper zu pitoyabel, um in diesem spießbürgerlichen Aufzug ein anderes Gefühl als Ueberdruß und Langeweile aufzustören. So verliert sich König in gestaltlos kleinstädtisch angehauchte Auseinandersetzungen, worin auch das Bedeutende, wie Georg Forsters großartiger Charakter, ohne rechten Eindruck bleibt. — Wenn er uns in seinen „Clubisten" neben dem Wahnwitze des geistlich-adeligen Regimentes am Rhein und seiner kurz berührten Restauration auch die junge französische Freiheit im Schmutze der soldatischen Sanscülotten und clubistischen Demagogen eben so verächtlich zeichnet, wenn er sie recht geflissentlich im Kothe der Mainzer Straßen und in der Leichtfertigkeit der Soldatenwirthschaft aufsucht und nackt auszieht: so ist diese Kleinlichkeitsmalerei eine Versündigung an dem großen Kern der Geschichte; haben je soldatisches Treiben, feindliche Besetzung und eine als vorübergehende Phase nothwendig aufwühlende Politik des Augenblicks tröstlichere Erscheinungen hervorgebracht, können sie's ihrer Natur nach? Diese auf die Erbärmlichkeiten des niedersten

Einzeltreibens gerichtete pure Negation nach beiden Seiten entzieht der Schrift jeden bestimmten Standpunkt und jede Größe, und das ist künstlerisch wie gedanklich ein gleich sehr herabziehender Mangel.

König ist in seinen Romanen und Novellen bei Weitem schwächer, als er sich im eignen Leben erwiesen hat; ja man erkennt in ihnen nicht einmal den Mann von freiem Blick und bestimmten Grundsätzen wieder, — ein unwiderleglicher Beweis, daß es am Talente gebrach. Den selbständigen Freisinn des Kopfes in allen Ehren gehalten! Aber der Mangel an Gestaltungskraft, an Klarheit, ja an Verständniß für organische Geistesentwicklung, an Ernst des Eingehens auf die Gesellschaftsprobleme und an Gründlichkeit der Motive, die Nichtigkeit der Charaktere und die Farblosigkeit der Reflexion, die bis zu Spielereien und Ziererеien, allerlei geistreich sein sollenden Allusionen und Bildchen herabsinkende Unproductivität sind denn doch zu groß, um verwunden zu werden.

Alle bis jetzt Genannten haben sich innerhalb unsrer Periode so ziemlich vollendet, wenigstens hernach keine neue Bedeutung mehr in andrer Phase gewonnen. Anders die Folgenden, ebenfalls Zeit- und Tendenzromanschriftsteller neueren und neuesten Datums, von uns als Uebergangsfiguren blos zu streifen.

Fast nur zu nennen ist hier der Deutsch-Böhme

Moritz Hartmann,

der nur erst mit seiner jugendlichen Lyrik hieher fällt, im Uebrigen aber durch seine Novellen, Romane, Reiseliteratur ꝛc. den zwei letzten Jahrzehnten angehört. Die ersten Gedichte „Kelch und Schwert“ (1845), für die böhmische Nationalität gegen Deutschland eintretend und theils mit jugendlichem Feuer, theils mit tiefer Wehmuth („Böhmische Elegien“) die Ideen und Ideale der Freiheit ausdrückend; dann die „Neueren Gedichte“ (1847) und endlich die aus eigner Beobachtung und persönlicher Theilnahme hervorgegangnen satyrischen Fresken aus der Paulskirche, deren naiven Chronikenstyl schon der Titel „Reimchronik des Pfaffen Mauricius“ andeutet (1849), das wäre alles noch in unsre Zeit Fallende. In jenen zwei ersten Sammlungen ist der Dichter als politischer Kämpfer von großem Freimuth aufgetreten.

Hartmann wird als ein mehr weibliches und anschmiegendes Talent mit lebendiger Phantasie, satyrischem Humor und leichter Darstellung anerkannt; was er giebt, ist oft blos Wortglanz und rhetorisches Pathos, zuweilen verblaßte und nebelhafte Bildungen, oft aber auch springt viel natürliche Frische und edles Feuer heraus, ja er kann tiefe Innigkeit und Lieblichkeit entwickeln.

Ganz verwandter Gesinnung und ähnlichen Talentes ist der Nächste, ebenfalls Deutsch-Böhme. Auch

Alfred Meißner

ist nur mit einigen Bemerkungen zu berühren, da er nach dem umfassendsten und wenigstens in seiner Gesammtheit auch gelungensten Theile seines Wirkens unseren letzten Jahrzehnten angehört.

In seinen „Gedichten" (1845) und dem epischen Werke „Ziska" (1846) zeigt er sich als Meister der Form; die Sprache ist oft von hinreißendem Zauber und pathetischem Schwunge, die Schilderung voller Leben, die Bilder voller Gluth, die feurig hingeworfne Rhetorik freilich oft mehr nicht als schöne Phrasen. Doch geht hier schon wie später in den Romanen die tiefere psychologische Bedeutung ab, und er lehnt sich durchgehends mehr an die Melancholie düsterer Natur- und Geschichtsscenen. Gleich den Anderen ist Meißner mit der Gesellschaft zerfallen, giebt aber diesem Zuge mehr in ernsten Zeitbildern als in humoristischem Witze seinen Ausdruck. Die Gedichte warfen sich mit aller Leidenschaft auf die demokratisch-socialen Tagesfragen, in deren Dienst er auch das hussitische Epos ausbeutete.

Meißner hat allgemein etwas Jugendliches bewahrt, leichtbeweglich, von stürmischer und hell auflodernder Begeisterung, großer Gewalt des leidenschaftlichen Ausdruckes mit melancholischem Anstrich. In social-politischer Richtung ist er unreif; auch ist er national-böhmisch, um gegen Oesterreich zu sein. Seine Lyrik hat im Einzelnen zahlreiche Schönheiten. Das Drama, vor Allem das biblische, ist bei ihm gründlich verfehlt. Roman und Novelle, nicht selten von großer Wirkung, haben gleichwohl unplastisch-schattenhafte Darstellungen und mitunter viel von dem Alltäglichen der Massenproduction; statt der Charakterbilder bietet er Bizarrerien, und die Scenerien, jede ein Bildchen für sich, fallen auseinander. Meißner plaudert naiv von sich selber.

Noch weniger brauchen wir einzugehen auf einen bedeutenderen, den Dramen- und Romandichter

Gustav Freytag,

der nur erst mit seiner Präparationsperiode durch einige Dramen in unsre Periode, dagegen mit dem ganzen Gewichte der für sein Talent und seine Denkweise besonders bezeichnenden Werke außer dieselbe in die neueste Zeit fällt, indem er seit 1848 eine vollständige, erst sein eigentliches Wesen herauskehrende Umwandlung eingegangen ist.

Die voraufgehende Jugendperiode zeigt eine enge jungdeutsche Verwandtschaft, die er nachher auch vollständig aufgegeben hat. Es ist dieselbe Unwahrheit der bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse, dasselbe Haschen nach gewaltsam unnatürlichen Effecten, dasselbe krankhafte Gelüsten, mit den ewigen Begriffen von Recht und Sitte ein verwegenes Spiel zu treiben, wie es eigentlich bei ihnen Allen hervorbricht, so ganz besonders in der Mehrzahl der Gutzkow'schen Stücke, eine blasirte, kokette, motionsbedürftige Welt. Am bezeichnendsten ist hiefür das Schauspiel „Valentine", mit seinen verzwickten und krankhaften Situationen auf die äußerste Spitze des Erlaubten und Möglichen gestellt.

Ganz anders ist Freytag nachher, der gepriesene Dichter des satten, behaglichen, auf seine vermeintliche Bildung stolzen Mittelstandes, und das ganze harmonische Einstimmen in die Gedanken und Strebungen der den Augenblick beherrschenden Bourgeoisie ist jedenfalls der erste Hebel gewesen, der seinem kaufmännischen Roman „Soll und Haben" und seinem weniger befriedigenden Lustspiel „Die Journalisten" die durchschlagende Wirkung verschaffte. — Zu den von Anfang an ihm eignen Vorzügen: sorgfältiger Ausarbeitung, großer Eleganz der Formen und nicht minderer Grazie der Sprache, gesellte sich nun ein bestimmtes mittleres Maßhalten, ein sanftes, mehr versöhnendes Anfassen der Probleme und ein gesunder Realismus der Darstellung. Dafür hat er alle Kraft der Leidenschaft verloren, und die Feinheit des Styls kennzeichnet sich als künstliche Gefeiltheit. Ganz richtig ist schon angemerkt worden, daß der enge Kreislauf des Häuslichen und Praktischen ohne Weltperspective, in dem sich diese neueren Dichtungen Freytags mit ihren Schwächen bewegen, ihm nur vorübergehende Bedeutung sichern können.

Unter den nach ihrer Grundanschauung und nach Ton und Ten-
; wenigstens der früheren, ihrer Entwicklungsperiode angehörigen
te dem jungen Deutschland nahe verwandten Schriftstellern bliebe
als einer der bedeutendsten noch

Rudolph Gottschall

nennen, ein in der Lyrik wie im Drama ganz wesentlich ins
torische spielender, glänzend formvollendeter Dichter und fruchtbar
gender Literaturhistoriker, jung schon ganz mit den Problemen
: Schule, namentlich mit der Idee von der hohen Bestimmung
Weibes und seinem Loose beschäftigt. Aber innerhalb unsres
raumes und noch mehrere Jahre über denselben hinaus steht die
in die Literatur eingetretne, leben- und gedankenreiche, stürmisch
Anschauungen und Strebungen ihrer Zeit in sich verarbeitende
er erst in ihrer ringenden Vorbereitungsphase, deren innerlich
ste Klärung schon nach dem Laufe der Natur sich noch
t vollziehen konnte. Danach verhalten sich alle dem Jahr 1853
usgehende Schriften, welches ihr ästhetischer und gedanklicher
alt an sich sei; die Hauptwerke folgen nach, und damit bleibt
geboten, diesen Schriftsteller, mit wie vielen Strahlen er auch
junge Deutschland hinabspielt, dem kritischen Geschichtschreiber
neuesten Zeit zuzuweisen.

Mit den Letztgenannten verlassen wir den Boden des zeitgenös-
en Schriftenthums der Tendenz, deren Faden vom Einen bis zum
eren dünner oder doch weniger aushaltend geworden. Doch
pfen an die tendenziösen mit naher Berührung die Reiseschriftsteller,
n aus dem Moment herausgehobne Beobachtungen noch am ehesten
laß und Verlockung gaben zu allerlei Gedankenspänen, angelegt
zeitgenössische Einwirkung, wie denn jenes schriftstellernde Reise-
en mit eine der vorzüglich bezeichnenden Zeiterscheinungen ist.

Der seinerzeit berühmteste von ihnen, gewissermaßen der origin Vorläufer der Literatur-Reisemanie, ist

Hermann Ludw. Heinr., Fürst v. Pückler-Muskau.

Pückler-Muskau hat eine eigne, originelle Schreibweise, die ihm übrigens wahre Natur und nicht gesucht ist; es liegt etwas Ari kratisches in diesem eleganten abandon, der sich fein und leicht li obschon er es gar nicht genau nimmt, nicht einmal mit dem B der Sätze; es ist immer und in Allem der Ton eines fashionab Reisenden mit der Traulichkeit des Briefstyles. Im Uebrigen ol alle Tendenz und Parteilichkeit, ein freimüthiger Beobachter, aufgekl ohne darum von seiner besonderen Originalität abzugeben oder weni vom hohen Adel sein oder scheinen zu wollen, hat sich der fein gebil Aristokrat doch eine eigenthümliche Art von Liberalismus angezog Seine Ironie ist gutmüthig, der Ernst nie pedantisch, die Weltanschau hat eine halb romantische, halb weltmännische Färbung (gentleman-lik Immer geistreich und von weitem Blick eingegeben, sind seine Bilder toresk; die Schilderungen zeichnen sich als beim Abendthee geschrieb das im besten Sinne genommen; die Reinheit der immer glänzenden Spra deren Kraft je sich spürbar hebt mit der Größe einer wilden Natur, lei unter der Einmischung von französischen und englischen Wendun und Phrasen, ja von Wörtern aus allen Sprachen; diese gegen guten Geschmack laufende Mode ist ein Rest vom Einflusse der fr zösischen Bildung. Anmuth und Gewandtheit sind bei ihm Nat anlage; das Urtheil ist eben so keck wie die Sprache, nicht imm gründlich oder unbedingt verläßlich. Auch hinter den bloßen Sc dereien und Landschaftenzeichnungen, mehr aber in den eher der J gewidmeten Partien enthüllt sich eine rege, sinnvolle und fest gestä Geisteskraft, ruhig hoffnungsvolle und thatfrische Lebensphilosop aufrichtiges und geistig freies Gottvertrauen, ja herzliche und ächt Frömmigkeit des Sinnes, eine jeder Heuchelei und Ausschließungs entgegentretende Erleuchtung und eine auch in der Bizarrerie immer rege Gutmüthigkeit; und die Einheit dieser Eigenschaften ma ein Ganzes aus, das für den Autor einnimmt.

Die bedeutendste seiner Schriften sind die schon vor 1830 schienenen „Briefe eines Verstorbenen"; das Spätere bezieht sich m

childerungen aus der hohen Welt (high life), in der er sich
ıte, all' diese Elemente mit feinen historischen oder ästhetischen
gen versetzt, kurz Alles, was eben den Wanderer zunächst
bis aufs schlechte Wetter oder ein comfortables Diner her-
ıs nimmt er als Zugvogel mit, und dafür hat er einen
geübten Blick, in der That das Auge der gebildeten hohen
: tiefere Fragen über die Volkszustände und ihre Gründe 2c.
lten ein, und es ist ihm da auch weniger zu trauen, und
will der Reisende nicht die wechselvollen Eindrücke und An-
iten, in denen er mit Behagen aufgeht, an ein angestrengtes
ertauschen. Doch hat er das irische Volk nach Charakter
n scharf und unbefangen geschildert; sein sorgloses Elend
igens auch die hervorspringendsten und häufigst aufgegriffenen
r scharfsinnig sarkastische Beobachter des kleinlichen Menschen-
über das er sich mit Ruhe stellt, spricht sich in tausend
n Gedanken aus, am schärfsten in der eindringlich schnei-
harakteristik der hohen englischen Gesellschaft mit all ihren
gen, ihren Lächerlichkeiten und Lastern. Das schärfste Auge
lberhaupt für alle Nüancen des gesellschaftlichen Lebens,
) in den vornehmen Cirkeln, deren gute und böse Seiten er
s Vorurtheil durchdringt und darstellt. Aus seinen Bildern
Lebens scheint sich dasselbe zu ergeben, was auch historische
ı ist, daß nämlich das stolze Inselreich bald vom Range
weltbeherrschenden Macht niedersteigen muß, wenn es nicht

unbeirrter Sicherheit die Natur in der Kunst und ihre wahre Größ
herauszufinden.

So sehr er später den Boden wechselt, in einer Art von vor
nehmer Unruhe und Sucht nach originellen Eindrücken die halbe Erd
durchzieht und ganz besonders den Orient aufsucht, er hat sich in
Verlaufe, und schwächer, nur selbst wiederholt.

Von bleibenderer Bedeutung, bei Weitem der größte der Classe
und nicht blos unter den Deutschen, unerreicht nach überwältigende
Macht der Phantasie, großartiger Weite der Gesichtspunkte, freie
Höhe der Weltanschauung, ist der Nächste, dessen Leben und Geistes
organisation etwas Mysteriöses haben.

Charles Sealsfield,

der amerikanisirte Deutsche, Schöpfer einer ganz neuen Romangattung
deren breite Grundlage das national-sociale Leben der neuen Wel
bildet, ist eine wild geniale Natur mit wunderbar verlockender Dar
stellungsgewalt und erschreckender Phantasie, beide kolossal, ungeheuer
lich, feurig wie die Objecte, die sie umarmen. Eine imponirend
Kraft, behauptet er ganz von selbst eine aristokratische Stellung übe
dem Pöbel der Romanschreiber; in Geist und Ton dieser Schreibweis
liegt eine Art von vornehmer Würde. Sealsfield ist ein souveräne
Bildner von tiefen Ideen; begeisterte Innerlichkeit zieht durch dies
Bilder, und sein Standpunkt ist ein universaler.

Gleich Freiligrath flüchtet er aus der trostlosen Versumpfun
des nahen Lebens in die glühende Ferne. Da greift er freie un
große Geschichte auf, bei aller wildphantastischen Unterlage real gegen
über den sinnlosen Träumereien närrischer Jungen des deutsche
Michel, den Fortschritt an mächtigen Beispielen nachweisend entgegen
den alten Gesellschaftsmumien der abgestorbenen Reactionäre.

Nur den Darsteller und Schilderer ins Auge gefaßt, sind das
Höchste und Herrlichste bei Sealsfield die tropischen Naturbilder. Die
Farben verblassen, die Feder wird stumpf, sobald der Geist sie kritisch
seciren will; es hilft Nichts, er muß sie in ihrer Unmittelbarkei
nehmen, wie sie ihn packen und fortreißen. Da liegt eine immens
Verschwendung tropisch durchglühter Phantasie, eine überwältigend
Fülle befremdend riesiger Anschauungen, in den zu einem begrenz

faßbaren Bilde gestalteten Partien eine grandiose Poesie, aus deren Brocken sich Dutzende von simplen Romanen nähren könnten. Es ist der Exceß in einer Kraft der Naturauffassung, die ihre Objecte brünstig umarmt und so durchglüht wiedergiebt, in einem Momente das Object durch die Persönlichkeit, im anderen diese durch jenes aufzehrend, — ein Paroxysmus, bethörend, verwirrend, keine Schranke mehr kennend; die äußre Natur verliert alles Stabile, um in einem üppigen Tanz in tausend Formen und Farben hinzuschweben, und indem sie dem Geiste keine bestimmte Fassung, keine reelle Objectivität mehr bietet, entsteht ein Unbegreifliches, Chaotisches, es bleiben nur noch Nebelbilder; und der innere Mensch verliert seine Widerstandskraft gegen die überwuchernd sinnliche Naturumgebung, Willen und Selbstbewußtsein gehen in einem Farbentraum unter, ein schmerzhaftes Verzücken. So verlieren beide Welten ihr bestimmtes und begrenztes Selbst, und damit ist auch künstlerisch das Verzerrte gesetzt. Aber selbst dieses äußerste Extrem von Gebilden muß man anstaunen: die geistige Gewalt des Ergreifens ist eben so kolossal wie die ganze ungeheure Natur, auch jene tropisch angehaucht.

Greifen wir nach freier Wahl einige jener grandios phantasmagorischen und doch von unwiderstehlichem Zauber umfangenen Bilder der Tropennatur. Da sind es: die riesige, in tausend Licht- und Farbenschattirungen wogende Bergnatur um den Senpoaltepec und Orizava her. Das den Ocean und die Bergriesen mit Feuerschleiern umarmende, von den an den Felswänden hundertfach zurückgeworfenen Glockenklängen der Oracion eindringlich begleitete Abendleuchten, und wieder der in gefallenen Sternen und feurigen Zungen aufflackernde Morgenschein, vom ewigen Schnee in Blitzessprüngen zur Banane herabsteigend. Die endlos schwarzen Tiefen und das hehre Kreuzesbild des südlichen Himmels, ein überwältigend majestätisches glory to god and his son. Die unnennbar prächtige Ueppigkeit der mexicanischen Tropenwelt, die in betäubenden Riesensprüngen von der tierra fria in die caliente abspringt, alle Herrlichkeit der Welt vor den Blick hinwerfend, jetzt ein ins Unermeßliche verschwimmender Feuerbrand, jetzt eine nächtlich feenhafte Fata Morgana, — ein Gemälde, welches das Herz zittern, sich selbst verlieren macht in einem Lande, welches „ein lebendiger Widerspruch ist, die bizarrste, grandioseste Ironie“. Die Nacht in dem Mosquitosumpfe

mit dem Teufelsspiel dieser Giftinsecten und der tückischen Zamb die Sinne ausbrennend, äßt in wahrhaft fiebernden Strichen d leibhafte Grauen einer Höllennatur ein, mit welcher verglichen anderwärts geschilderte Cypressensumpf nur gemäßigte, faßbare, m möchte sagen menschlichere Schrecken hat. Die aguas Mexicos, denen etwas Sündfluthliches regiert, durch fünfzig Seiten ein R der Phantasie auf Leben und Tod, eine an der Tropensonne empe getriebene Ueppigkeit von Licht, Tönen, Formen und Farben, zusamme schlagend in einem diabolisch machtvollen Brausen, in welches Stiche der Niguas wie das Schüren kleiner Teufelchen einfallen. D Ritt in der Jacintoprairie mit all dem bestrickend Zauberhaften tropischen Natur und dem steigenden Grauen in der Brust des B irrten — ein Gemälde von seltenster Großartigkeit und zugleich u gewöhnlicher psychologischer Vertiefung. Der pfeifende Orcan a Red-River, ein schauerlich mächtiges Nachtstück. Die unermeßli wogende Prairie, das Bangen erregende Bild der Unendlichkeit. D Bayous La Fourche und Plaquemine des Mississippi, eine in tief Schauern und entzückenden Reizen wechselnde Natur. Der Prairie brand mit all dem erschütternden Grauen, womit das furchtb grandiose Schauspiel die Seele fassen mag. Die Wanderung du einen Cypressensumpf, alle Schrecken einer verderbenvoll üppig wucher den Natur in ihrer ewig nächtlichen Wohnstatt aufjagend. — D sind einzelne jener großartigen Naturbilder von verschwimmend Feenhaftigkeit und wundervollem Colorit, die den Himmel neben Hölle hin lagern und bei erhabener Schönheit doch die bestimmtest Züge der unmittelbar erschauten, tief und treu erfaßten Natur an tragen. Und wo er in diese verzauberte Natur das widerstandsl Weib hineinwirft! Wo er uns die Wollust der Mulattinnen h malt, so gluthdurchhaucht, tropisch natürlich, sinnverwirrend, fiebern als hätte die cyprische Aphrodite in Person dem Pinsel gesessen! Wahrheit, selber die Franzosen haben selten diese gefährliche Glu und Kraft der Darstellung erreicht. Das Schrankenloseste in die Art liefert die Darstellung der indianischen Mädchengestalten v Tzapotecan, eine naive Lascivität, eine unbewußte Verführung, allerdings das Blut könnte sieden machen. Schwerlich ist Ein unter den Franzosen, der mit so unerschöpflicher Variationsgab so bohrend secirendem Bewußtsein aller verlockenden Züge d

Gestalt und Bewegung, mit so bethörender Gluth malte, als dieses höllische Paradies sie entwickelt; die Wirkung solcher Schilderungen ist eine auflösende. — Wo er aber, und er hat dafür eine Vorliebe, das Grauenhafte in der primitiven Natur malt, da stellt er das bis zum Irrsein geschraubte Schauern des Geistes vor ihren unbezwingbaren Mächten mit derselben wahrhaft erschütternden Tiefe an seine Seite.

Nur eine andere Richtung desselben erstaunlichen Talentes hat seine Personenbilder geschaffen, wieder von bewältigend reicher Fülle und Vollkommenheit der Züge, einheitlicher Ganzheit der Naturen, fremdartig fesselnder Seltsamkeit des amerikanisch-mexicanisch-texasischen Wesens, einschneidender Schärfe und einer Plastik, die sich wie gemeißelt ausprägt. Es giebt ihrer, die eine ganze Novelle tragen. Nehmen wir einmal seinen Nathan, den Squatt-Regulator, den ersten Amerikaner in Texas. Wenige Naturen mögen sein, die mit schärferer Consequenz des Wesens uns entgegentreten und uns zwingen, ihre Totalität als etwas Gegebenes und Geschlossenes entgegenzunehmen als ein imponirendes Ganzes, eine fremde Welt. Diese Nöthigung liegt mit an dem ausgezeichneten Gange der Entwicklung, der in seiner eignen ruhigen Sicherheit die erste Garantie der Wirkung trägt; so steigt diese Natur vor uns auf: ein wahrer patriarchalischer Charakter, aber ein Patriarch der amerikanischen Urwälder, abgeschlossen und fremdartig, für unsre Ideen fast unverständlich, eine rauhe, unzugängliche, nüchterne Prosa, der unwandelbare praktische Wille von granitenem Schrot; und gleichwohl tief innen wieder eine so unerschütterliche Gerechtigkeit, eine anhängliche Treue gegen die Familie, den Freund, das selbstgeschaffene Vaterland und alle seine mächtigen Erinnerungen; und dabei eine durchdringende Intelligenz von „massiver Großartigkeit“ und mit massigen Ideen, ein Stück Eroberer und Gesetzgeber in dem einfachen Pflanzer: wahrlich, das wird ein imposantes Lebensbild, trotz dem, was von scheuer Befremdung in ihm liegt, wohlthuend als ein Ganzes im urkräftigen Gegensatze zu den Flicknaturen, die das Leben in der Gegenwart wie Unkraut hervortreibt. Am interessantesten ist es, mit diesem auf den Zoll untheilbaren Charakter den eben so unangreifbaren, aber doch anders gearteten eines Ralph Doughby zusammenzuhalten, beide in der kraftvollsten Realität wurzelnd und beide doch durch die Macht und

Fülle der ihnen beigelegten Attribute idealisirt. Doughby, ein prächtiger und exceptioneller Mensch, der Kentuckier mit Leib und Seele, ist der vollendete Repräsentant jenes Pflanzerlebens im Osten, an dem die Cultur erst stückweis angesetzt hat; zügellos wild, überschäumend vom verwegensten Lebensmuth, immer sorglos und im Moment das Keckste unternehmend, aber grundbrav, treu, kräftig, thätig und im Grunde von hochstrebender und fein combinirender Intelligenz und gemüthlicher Gutmüthigkeit, einer von den Charakteren, die allerdings nur eine von der üppigsten Natur überwucherte junge Cultur in ihren vereinzelten Gängen noch aufzuweisen vermag. — Andre Gestalten: Sein gentleman carpenter, ein clubbistisch demagogisch gezogener Geselle, ist eine im höchsten Grade drollige Figur, der carikirte Auswuchs des demokratisch gebildeten Arbeiters. Der befremdende und als großes Werkzeug verwendete Verbrecher Bob Rock, der schleichende Verräther Johnny, der seltsam kentuckyartige Alcalde, der finstre und großherzige Capitain Murky: das sind so von seinen Lieblingsfiguren. Doch genug der Beispiele.

Die Darstellungen des national amerikanischen Lebens und die Situationsbilder sind von demselben scharf eindringenden Blicke, von der gleichen lebensvollen Individualisirung getragen, so daß sich unmittelbar ein gestaltenreiches Bild jener fremdartigen Lebensverhältnisse, in welche er einführt, in die Seele gräbt. Die meisterhafte Kühnheit in seiner Einführung der Situationen, deren jede ein neues verzaubertes Bild zurückläßt, ist wieder einzig. Was kann z. B. drastischer sein als jenes leichtsinnig lustige, kindische, bald gutmüthige, bald boshafte, immer schillernde und treulose Treiben der sklavischen Negernatur, wie es unter humaner Leitung sich instinctiv giebt; was verlockender als der vor Lust überstürzende Creolentanz; was erschreckender als das an einem moralisch ruinirten Franzosen und einer männlich-herrschsüchtigen Französin aufgerollte Lebenstableau von der Beziehung zwischen Vater und Tochter in den Colonien; was sprechender als die stufenweise Gestaltung jenes durch eigenste Natur frappirenden Louisiana, vom Schmutz und gelben Fieber und der Gesetzlosigkeit der ersten spanischen Zeiten aufwärts bis zu dem großartig bedeutenden Lebenskreise der reichen, festgeordneten Landadelbesitze; was charakteristischer als die Zeichnung jener verknöcherten, unentweglichen und selbstischen Hinterwäldlernaturen und der so ganz verschiedenen eng-

lischen und französischen Einwanderer, die beide wieder in eigenster Weise die Grundzüge ihrer Nationen naiv in sich ausprägen! Er führt die möglichen Wechselfälle vor bei den tiefst ins Leben eingreifenden Beziehungen, wie sie auf der westlichen Hemisphäre mitspielen können, entweder ganz schon in der Weise der raffinirten europäischen Bildung in den luxuriösen Haupt- und Hafenstädten des Westens mit ihrer überkommenen Cultur und ihren eingewanderten oder einheimisch entwickelten Lastern, oder aber im rauhen natürlichen Styl eines erst stückweis ansetzenden Culturlebens in den zerstreuten Pflanzungen des Ostens und Südens. Er giebt uns Charakteristiken der jung aufstrebenden texasischen, der ungeordnet wilden mexicanischen Völkerschaften und Stämme, der amerikanischen und englischen Nation, nicht zu Gunsten der letzteren, was von allem tendenziösen Interesse abgesehen mit an dem Umstande hängt, daß seine Phantasie das Ursprüngliche, selbstthätig aus sich Emporschießende, die ungezügelte Thatkraft, frei von aller Convenienz und Formbeschränkung, feiert, welche seinen wilden und fast mit einem mysteriösen Reize des Urgewaltigen bekleideten Gestalten eignet. So führt er uns gern in jene wunderlich primitiven Zustände ein, da die Halbcultur mit der Urnatur ringt. So in dem halbhistorischen Gemälde vom Abfalle des Districtes Texas von Mexico, wo er familiär wonnig über den gewitterschweren Horizont das südlich heiße Liebesband spannt. Das bedeutendste seiner Werke nach dieser Seite, „Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahr 1812" trägt neben der blühenden Phantasie, die hier in ruhigeren Wellen fluthet, mehr als seine anderen Schriften eine strenge historische Reflexion in sich, welche zum schweren Fluche wird auf die schmachvolle spanische Herrschaft, die Auffassung verständig freien Geistes, wie sehr auch der Autor jeder entzügelten Volksherrschaft abhold ist. Wie sonst mit Vorliebe die Natur, so beschäftigt ihn hier insbesondere der Mensch in seiner staatlichen Existenz, die sich da eben so regellos entwickelt, wie die versengte Stille und der vernichtende Sturm ungebunden in den Regionen dieses himmlisch-teuflischen Landes wechseln; es ist ein schwer dunkles Bild öffentlichen Lebens mit gewichtigen politischen Gedanken. Wild und furchtbar wie die Phänomene der tropisch durchglühten Natur geht auch der Tritt der Revolution unter den durch einander geworfnen, kaum qualificirbaren Rassen, die nur Einen Grundzug gemein haben:

den einer dreihundertjährigen Erniedrigung. Von entschieden p
tischer Färbung, giebt die ganze Schrift das schlagendste Beispiel
der elenden Niederträchtigkeit des spanischen Regimentes in Me
und von der Erbärmlichkeit der Charaktere bei Regierenden
Regierten. Die wilde Phantasie wirft zuweilen ein erschrecken
Licht auf die grundverderbliche und geheim furchtbare Staatsweis
dieser hochmüthigen Spanier, auf die kindische Nichtigkeit und Er
drigung dieser lässigen Creolenaristokratie, auf die tollen Gräuel ei
aus lauter durchgefäulten Sklavenmassen zusammengekneteten Pöb
und mehrere der Gestalten, die bald Hohn, bald Grauen erwec
sind bis aufs Mark getroffen; aber über alle dem trüben Gem
steht kein Stern und keine Erlösung. Die schlaue Diplomatie
Conde di San Jago, der einzigen großen Gestalt, tritt nicht
und stark genug heraus, um befreiend das ganze unheimliche,
grauenhafte Getriebe dieser chaotisch in Auflösung gährenden Zustä
zu beherrschen. In den wirr sich durchkreuzenden Scenen selbst
etwas Aufgelöstes und Unbeherrschtes. Vieles bleibt unklar
unsicher, und unbefriedigt schließt das Bild ab: Wo steht man,
was soll werden? — Auch anderwärts, wo in wildphantasti
Producten die Vertretung eines bestimmten Grundgedankens zur
gedrängt erscheint, läuft doch das erbitterte Bewußtsein durch
der bodenlosen Elendigkeit jenes spanisch-priesterlichen Regiment
die ganze Corruption dieser so getauften spanischen Cultur, der Fa
tismus, die Heuchelei und Spionage, die volle unterhöhlte Nied
trächtigkeit im Charakter dieser spanisch-indianischen Mexicaner spri
heraus als die faule Frucht einer Jahrhunderte langen pfäffisch
Despotie.

In Bezug auf die Zustände in der Union beweist Sealsf
eine begeisterte Anhänglichkeit an die althergebrachte Freigüterwir
schaft und das Leben und Denken einer wohlhabenden Aristokr
von Landbesitzern. Was er über die so entwickelten Gegenden Pe
sylvaniens sagt, — man vergleiche zu diesem lieblichen Naturbilde
prächtig geisterhafte des Susquehannah —, über die Natur
Landes, die gediegene Sicherheit seiner „königlich unabhängigen“ F
sassen, das bezeugt ein ernstestes Geistesinteresse an den
erfaßten Zuständen, und wohl möchte es sein, daß in diesem La
leben der wahre Stützpunkt amerikanischer Freiheit und Größe li

wohl möchte es sein, daß es namentlich den verderbenden Geist des mercantilen und industriellen Schwindels, der die ohnehin einseitig nur nach der praktischen Seite des Gewinns, Genießens und Berechnens tendirende Entwicklung des amerikanischen Städtelebens, des mit aller Blüthe des Luxus und der sittlichen Verdorbenheit des alten Europa ausgestatteten, durchzieht, balanciren und eine segenvollere Seite der Cultur aus sich gebären könnte. Sealsfield geht hiebei bis auf die Zeiten der Befreiung zurück, und jene Anklänge an die großen Helden und Väter der Union, jene herrliche, klare und sichere Gestalt des Obersten Isling, ein rettender Genius, der ein begeistertes Doppelleben lebt in den Erinnerungen an die trüben und großen Tage der Freiheitskriege, die ganze Umgebung so bedeutend und doch so ruhig, so mit höherem Frieden übergossen: das wäre eben jenes gefeierte Landsitzleben, nur in seinem ehrwürdigen Repräsentanten ideal vollendet, ein entzückender Lieblingstraum des Dichters, weich, rührend wie mit dem Frieden Edens. — Diese Reflexionen über Amerikas Gestaltung durchzieht ein durchaus freier und geläuterter Sinn, welcher auch dem Romanhaften die bedeutsamsten Ideen über die so mannigfachen Staatenbildungen und Völkerentwicklungen unterlegt. Diese Gedanken über die junge amerikanische Civilisation, etwas individuell oft und eigen bestimmt, sprechen für eine ernst denkende Natur von bedeutendem Gehalt; es ist darin etwas primitiv Gestempeltes, das eben so, wie es die individuellst bestimmten Naturgemälde thun, die klar eindringende Anschauung darlegt. Da erhält denn auch Sealsfields national-socialer Roman jene breite Grundlage, welche das ganze Volk in seinem socialen und privaten, materiellen und geistigen, politischen und religiösen Leben, seiner Vergangenheit und Zukunft erfaßt. — Eine eigene Stellung nimmt dabei der Autor zur Sklavenfrage ein. Ohne die Sklaverei im Principe zu rechtfertigen, sucht er Zweierlei durchzuführen: einmal will er seine Amerikaner rechtfertigen, indem er, historisch ganz richtig, das Aufkommen der Sklaverei und des Sklavenhandels in die Zeiten des monopolisirten englischen Handels zurückführt und das erste Auflehnen gegen das Unwesen der Sklaveneinfuhr in frühen Schritten der Union nachweist; dann aber folgert er aus dem moralischen Zustande dieser Menschenclasse und aus den Organisations- und Eigenthumsverhältnissen der Staaten des Südens gegen eine einmalige Emancipation,

ohne eine langsame Entwicklung der Frage zur Freiheit hin irgendwie abschneiden zu wollen. Bekanntlich ist die Geschichte seither anders gefahren. Wie man aber auch denken möge, jedenfalls geben diese vollen Griffe aus dem Leben Momente, die nicht übersehen werden dürften. Mit etwas aristokratischem Tick, aber die demokratische Größe der Union mit Bewunderung durchschauend, jeder blinden Geldmacht und ihren neuaristokratischen Hängen feind, für streng geordnete, auf Grundbesitz und freies Landleben basirende Verhältnisse, nimmt Sealsfield eine unbestimmte Mittelstellung ein. An Allem, was ungeregelt auftritt, stößt sich bei ihm ein delicat ästhetisches Gefühl.

Eine letzte Seite in Sealsfield mag der Betrachtung unterliegen, diejenige, die ihn dem französischen Roman auffallend nahe stellt, es ist die psychologische Grübelei, am Individuum und der Gesellschaft geübt, und die rein romanhaft-sociale Bildnerei. Als gründlicher Kenner der Menschennatur und geschickter Charakterzeichner verfolgt er ähnlich wie Honoré de Balzac das zuckende Spiel der Physiognomien, den tausendfach schillernden Ausdruck der Leidenschaft, glühend und secirend zugleich, einen halb reellen, halb phantastischen Reflex der Seelenwelt. Diese Art der Belauschung unsrer innersten Tiefen hat immer etwas Erschreckendes. Und wie er auch sonst alle Tonarten der bedeutendsten französischen Romanschriftsteller beherrscht, so liegt in den so heraustretenden Seelen- und Sittengemälden eine Mischung der Töne von Balzac und Mérimée. — Die sociale Bildnerei hat er am kolossalsten entwickelt in der „Großen Tour". Die Phantasie dieser Gestaltung ist eine schrankenlos mächtige, ihre Schöpfung ungeheuerlich, wie sie nur irgend bei den Franzosen sein kann, aber viel sicherer beherrscht. In dem gigantischen Bau der weltbeherrschenden Geldaristokratie der Zehner, deren beide Hemisphären umspannendes Spinngewebe die Zuckungen der höchsten Staatshäupter und der ältesten Aristokratengeschlechter wie die Thränen der Sorge und Arbeit von hundert Millionen elender Arbeiter erdrückt; in den dämonischen, unberechenbaren, kalten, lauernden, hier großartig wegwerfenden, dort ängstlich knausernden, geheim von allen Freuden- und Leidenzuckungen der Macht und der Rache durchfressenen, ewig an den Einen Gedanken verkauften schmutzigen und fürstlichen Geldkönigen, den Alten Stephy und Lomond, hat Sealsfield ein riesiges Labyrinth

nte de Monte-Christo. Aber der Deutsche steht über den
n: er streift die bloße Individualität ab, nimmt die Frage
eist ihr einen unendlichen, in das ganze zermalmende Getriebe
ocialen Wirren einschneidenden Kreis an, schaut tiefer in die
gie unsrer Zustände, unsrer Cirkel und Classen ein; und
die Franzosen ihre immense Phantasie meist an das Auf-
von wunderbaren individuellen Abenteuern verschwenden,
lsfield wieder weit höher und geistiger mitten in die all-
Strömungen des Gesellschaftslebens ein und wirft in und
en immensen Phantasien die schärfst durchschaute, ins Herz
ne Physiognomie ganzer Schichten unsrer Gesellschaft hin.
Geldkönigthum mit seinen finsteren, geheimen, souveränen
, dem constant auf alle Triebräder der menschlichen Gesell-
richteten Blick und dem Druck auf sie alle, die Seele der
on, neben ihm der paradiesische Friede eines reinen, hohen
n amerikanischen Befreiers und Gutsherrn und im Gegensatze
ben der höchsten Aristokratie Englands in seiner luxuriösesten,
sten, geistlosesten, höhnendstolzen und zur Rache doch von
chtbaren Geldmächten vernichtend beherrschten Phase: wahr-
sind drei Lebenskreise von erschütternden Contrasten; der eine
m großartigen Frieden, der andere mit taumelnder Lust und
igen Schmerzen, der dritte mit vulcanisch unberechenbarer
alle drei scharf durchschaut und mächtig widergespiegelt. —
Phantasie vollends mit ihm durchgeht, da wird aus Roman



Stoff nachlässig zusammenballende Wildheit und Zusammenhan losigkeit seines Stils. Geistvoll aber bleibt er noch in diesen t melnden Excessen.

Sealsfield hat wesentlich auf demselben Boden eine Art v verkleinertem Doppelgänger neben sich, dessen Schöpfungen sich den kolossalen Tableaux des Ersteren wie Genrebilder ausnehm um ein Bedeutendes geringer nach allen Richtungs- und Abwerthun punkten.

Friedrich Gerstäcker

gehört mit dem zahlreicheren, aber an Werth geringeren T seiner Production eigentlich der Zeit nach 1848 an, auch de Hackländer gleich, mit dem er ohnehin so manche Züge, nament die nicht empfehlenden, gemein hat.

Sein Bestes sind die ersten amerikanischen Novellen und R bilder, welche ein ungewöhnliches Erzählertalent, eine Naturfri der Anschauung und Schilderung, zuweilen dramatische Lebendig und kräftige Charakteristik verrathen, die an Sealsfield erinnern, o ihn freilich in Kraft oder Kunst zu erreichen. Seine kleineren Ges tungen und Figuren sind wie die Randbilder zu Sealsfields geheurem Mittelstück, wo sie glücklich geriethen, mit auffallend d licher Farbengebung und einer im engeren Horizonte schärfer begren Realität („Die Sklavin", „Die Silbermine in den Ozarkgebirge „Der Osage", „Der erkaufte Henker", „Der Hurrikane", „Der Flu „Dr. Middleton", „Jäger Stevans und sein Hund Poppy" u Alle die kleineren Portraits, aus einer uns fremdartig anlocken Lebenssphäre und auf die verschiedensten Tonarten gestimmt, wer noch durch die natürlichen Vorzüge seines Talentes getragen u ziehen an. Einmal etwa („Sieben Tage auf einem amerikanisch Dampfboot") versucht er ganz in Sealsfields Manier die gr angelegte Composition und reicht damit an jenen hinan im grandio Wechsel und frischen Feuer des in seiner Unmittelbarkeit anstürmen Lebens. Die neben einander gestellten Porträts aus den verschiede Seiten amerikanischen Lebens, meist von düsterem Charakter, sind eben jenem Boden am besten gelungen; es ist, als ob die riesige Natur di

urweltlichen Landschaften von selbst in den Geist hinein den Stempel und die Neigung zum Wilden, Außerordentlichen, üppig Schaffenden und Zerstörenden legte, welcher die Nacht- und Sturmbilder auch aus dem Menschenleben am innigsten erfassen und am glänzendsten malen macht; es ist das Grauen vor den realen Mächten einer ungeheuren Natur. — Im Ganzen erscheint Gerstäcker hier schon, mit Sealsfield zusammengehalten, als untergeordnetes Talent; es geht ihm die Totalität und Größe der Auffassung, die Wucht der schaffenden Phantasie ab, die diesen so gewaltig macht; Gerstäckers Anschauung bleibt eine kleinlich eingegrenzte, und es gelingt ihm nicht, selber das Erhabene, wie die Cordilleren oder die Pampas in ihrem ersten Anblicke, wirklich groß zu erfassen und daraus ein bewältigendes Bild zu zeugen; es ist mehr ungeordnetes Zerbröckeln.

Gerstäcker besitzt gleich Hackländer ruhige Sicherheit der Beobachtung, die ihn zu einem treuen, freilich bald roh gewordenen Naturalismus geführt hat. Er nimmt das Einzelne, das er von allen Seiten und massenhaft anfaßt, mit unbestechlicher Welt- und Lebenskenntniß hin und sieht sich die Verhältnisse scharf an, man möchte sagen mit einem kaufmännisch gewiegten Blick. Aber zwei Mängel stören fortwährend: einmal ist keine Spur von künstlerischer Gestaltung, ja es geht ihm das Gefühl dafür ab; das Unzusammenhängendste wird mit einer erzwungenen Uebergangswendung, meist einem inhaltlosen Flicksatze, aneinandergereiht, als ob die schlechte Laune oder das schlechte Gedächtniß den Gang der Erzählung bedingten. Dann trägt die unschöne und bis zum Uncorrecten nachlässige Sprache, ganz Hackländer, das Gepräge der industriemäßigen Ausführung.

Gerstäcker hat im Verlaufe nur seine schlimmen Seiten entwickelt, da ihm jedwede Selbstkritik abging; die Nachlässigkeit der Form ist immer unerträglicher, die Hinneigung zu leichtfertig fabrikmäßiger Production à la Spindler immer größer und, was den Fond des Geistes trifft, der Mangel jedweder Weltanschauung immer empfindlicher geworden. — Er hat auch das Feld der Dorfgeschichte betreten.

Noch weniger halten wir trotz mehrerer im Einzelnen ganz anmuthender, humoristischer und selbst erfindungsreicher Phantasien (wie in erstem Range die von den steinernen Kartenkönigen) von den im

Ganzen doch nur bummelnden Reise- und Militärschildereien Hackländers, denen die nüchterne Leere des Menschen eben kein Relief geben konnte.

Wir sind es ganz zufrieden, daß wir den Fürstendiener und Vielschreiber

Friedrich Wilhelm Hackländer

nur zu streifen brauchen, da die Masse jener Fabrikate erst in die neuesten Tage fällt; floß ja seine nachlässig geschnittene Feder, seit er den unseligen Einfall gehabt, sie ins Dintenfaß hineinzustecken, immer noch ab, als längst kein Kopf mehr da war, — Herz hatte er nie gehabt. Zum Glück haben wirs eigentlich nur mit seinen ersten und unvergleichlich besten Producten zu thun, dem „Soldatenleben im Frieden" und den „Wachtstubenabenteuern", sonst würden wir den Ritter Hackländer etwas ungalant am reactionären Zopfe fassen.

Jene beiden, die schon durch den neuen Stoff anzogen, völlig gleicher Art, stehen weit über allem Späteren. Es ist da wenigstens Composition, die sich zwar in einzelne Genrebilder auflöst, aber doch ein zusammengehöriges Ganzes ausmacht, mit frappanter Gleichmäßigkeit des Tones. Der seltener behandelte Stoff des Militärlebens interessirt als solcher, und es sind die Details des Kamaschendienstes mit kostbarem Humor verarbeitet. Hackländer hat für die Realität des Einzelnen und Kleinen ein militärisch exactes Auge, er faßt bestimmt und malt lebhaft. Es ist recht anziehende leichte Lectüre mit anecdotischer Würze. Einzelne Figuren, wie der Oberst und der Bombardier, jener gewinnend durch den sonst gerade bei Hackländer fehlenden Zug einer eigenen, ächt militärisch geformten und verteufelt rauhen Gemüthlichkeit, sind kostbar gemalt, fast mit jedem Knopf an der Uniform. Ueberall die frischeste Realität keck herausgelangt, die Personen nur äußerlich gefaßt, die Form leicht genommen; künstlerischer Sinn fehlt schon hier.

Ganz anders steht es bereits mit seinen 1849 verfaßten, die 48er Revolution in Oberitalien und Süddeutschland begleitenden „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege". Wenn sie ihrerzeit

gen Völker gegen ihre Fürstenhäuser" behandelt und mit behandelt; noch fataler, wenn dieses Thema auf die Stel- Italiens zum Kaiserreich Oesterreich angewendet wird. Wahr- Glanzthaten der österreichischen Armee gegen die italienischen nen genügen nicht, um die Elendigkeit dieses österreichischen es zu umhüllen und den heiligen Anspruch des Volkes auf heit wegzuwischen. Im Grund ist aber diese ganze Kriegs- g nur eine Verherrlichung des österreichischen Hauses und rnehmsten Diener. — Aber auch nach Seiten der bloßen z sind diese Bilder schwach: Es sind lose Stücke ohne jede he Verknüpfung; der Ton geht in ganzen Partien nicht über r referirenden Ordonnanz hinaus; der Sinn ist kleinlich, jends gestaltet sich ein volles, rundes Gesammtbild; keine en Gesichtspunkte, keine großen Massenzeichnungen, dafür mmengetragene Anzahl von anecdotischen und ganz persön- etailzügen, die wahrhaftig nur ein Hofrath schriftstellerisch len werth erachten mochte. Es ist allerdings ein gewisser nn da, aber nur für das Nächstliegende und Einzelnste, das es Uniformzeichnens. Sogar das Bild seines gefeierten der wenigstens ein Object bot, setzt sich in deutlicher Um- erst aus einer ganzen Reihe von Stellen zusammen, die zum ch Wiederholung der kleinen Züge langweilen. — Der Styl nlich nachlässig; eine ganze Reihe Perioden, wo er nicht geschickt und unschön wird, sondern geradezu gegen die setze verstößt. Die Mängel im Einzelnen werden nur durch



fratzenhafte Holzschnittzeichnung von vereinzelten süddeutschen Revolutionsscenen aus dem Jahr 1849 hineinzufallen, eine trostlos u erquickliche Partie, natürlich gründlich altgläubig und fortwähre zwischen Caricatur und Ernst schwankend. Wenige vereinzelte Scen abgerechnet, die es für sich zu einer gewissen künstlerischen Abrundu gebracht haben, ist das Ganze ein nachlässiges Conglomerat.

Hackländer besitzt eine gewisse Welt- und Lebenskenntniß, hatte seinen Anfängen gesund natürliche Frische und naiven Humor und e wickelte im Verlauf nicht geringe stylistische Mannigfaltigkeit. Er ist - mit Ausnahmen! — tendenzlos, ohne Ausnahme gesinnungslos. Se Feld ist beschränkt, und auch die großen Reisen haben dem Kre seiner Anschauungen, weil es innen fehlt, keine Weite zu geben v mocht; strenger Realist, ja Naturalist, copirt er die Wirklichkeit ihren Einzelheiten. Er besaß nie eine künstlerische Bildung oder a nur Bewußtsein des Schönen, zeigt keine Fortbildung und nahm ke neuen Elemente auf. Stylistische Nachlässigkeit und friedlich mühel Glätte laufen durch und sind ihm vollkommen angemessen. Noch el als Gerstäcker war er mit seinem geistigen Fond zu Ende, und al Spätere ist matt und leer. Neben den Militär- und Reisebildern h er sich im Lustspiel und dem humoristischen Sittenromane versuc und einmal verstieg sich die bis zur Narrheit verbohrte Schmeichel dahin, einen Hackländer den deutschen Dickens zu heißen.

Mit Hackländer ist die Reihe der Wanderer im Raum abge schlossen, wir gehen über zu Wanderern in der Zeit; den Schilderern mögen die Erzähler folgen, wenige, nach Ton und Stoff, Werth un Gehalt außerordentlich verschiedne Namen.

Da reiht sich an den Vielschreiber der Tagesschilderei zunäch der zu einem Viertel geschichtliche, zu drei Viertheilen romantische Vie schreiber der Geschichtserzählung, das früh mißbrauchte, bald ve brauchte und verkommene Talent.

Karl Spindler

zeichnete sich in den ersten Producten als ein nicht unbedeutendes Talent von lebendiger und fesselnder Gestaltungskraft. Freilich geht ihm auch da schon jedes ideale Verständniß ab, oder wenigstens tritt es vor der materiellen Stoffaufnahme völlig zurück. Er ist Erzähler und blos Erzähler, aber phantasie- und gestaltenreich, am engsten mit Dumas verwandt. Das Schauspiel seines etwa durch drei Jahrzehnte hindurchgehenden völligen Versinkens in die Industrieliteratur, an Gründen des individuellen wie des Geistes der Zeit liegend, ist eines der vielen Mahnbilder unsres Jahrhunderts. Spindler zeigt ganz dieselbe überraschende Leichtigkeit der Sprache, dasselbe unerschöpfliche Zuströmen der Gestalten wie Dumas. An Ideenmangel, der wieder Beide zeichnet, überwiegt der Deutsche. Seine Arbeiten sind im Verlauf immer flüchtiger und schlechter geworden — Fabrikproduction.

Uebrigens tritt schon in den frühesten und bei Weitem besten seiner Producte (so im „Juden", der freilich die verschiedensten Seiten des Lebens innerhalb barbarischer Zeiten im künstlichen Ensemble scharf und sprechend faßt, in dem abscheulichen Raubmordbunde der wegelagernden Ritterschaft mit christlichem und jüdischem Auswurf, in der wahnwitzig grausenvollen Mordschenke, in der vollständig entmenschten Person des rothen Juden Zodick, in Wallradens giftig entarteten Weibesnatur, wogegen Judith allein eine originelle Gestalt ist von glücklichem Gegensatz und eindringlicher Wirkung), schon hier tritt jene rohe und nackte Kraftmalerei heraus, die durch das Grellste und Schreckendste wirken will, um Nichts besser, aber um Vieles ungeschickter und sogar unnatürlicher als im französischen Roman.

Spindler besaß, bevor er ganz zum auseinanderfahrenden Vielschreiber geworden, ein nicht geringes Geschick der Verwicklung und Lösung. So im „Juden". Das Ganze ist so künstlich verschlungen, die zahlreichen Fäden laufen so verwickelt durch einander, daß es nicht geringe Kunst brauchte, mit Klarheit den Schicksalsknäuel zu beherrschen.

Charaktere und Begebnisse in all seinen späteren Werken sind durchaus schwach und halb. Man nehme sein „Charaktergemälde:

Der Jesuit". Dieser ist ein seelenguter Mann, der es mit den Opf seines Bekehrungsversuches aufs Beste meint und fortwährend schwa zwischen der eisernen Pflicht seines Gelöbnisses und den verderblic Folgen seiner Thaten, höchstens eine arme Seele, deren Loos m bedauern kann, da sie Nichts weiter darstellt als das Unglück unbedingten Gehorsams; in ihr lebt wohl die Maschine, nicht a der Geist des Jesuitismus. So sind die meisten Personen bei i halbe und verzogene Naturen; höchst selten trifft sich eine durch inn Wahrheit bestimmte Kerngestalt. Eben so mißlich steht es mit d factischen Gange, der Abrollung der Thatsachen. Der Leser wird der halben Welt herumgeworfen; er muß z. B. mit dem Jesui aus der freien Reichsstadt in die südamerikanischen Colonien Ordens und bis zu den Indianerstämmen am Rande der Sava wandern, ohne Zweck und Ziel, wenigstens ohne alle erkennbare No wendigkeit außer der zwingenden für den Autor, das ausgespi Schauspiel auf ganz neuem Boden weiterzuführen. Dafür werd aber auch willkürlich zwei Scenenreihen an einander geschoben, disparat und berührungslos als möglich. Der Gang seiner G schichten bewegt sich in ungeschickten Sprüngen: wunderliche Gewal samkeiten, unbegreifliche Begegnungen, bis zum Abgeschmackten ve braucht, müssen den Fond der Entwicklung hergeben, wie das eb bei einem verlegenen Erzähler, dem die rechte Erfindung ausgegange Usus ist.

Völlig verschieden der Nächste, mitten in großer, schwer ang spannter Productionskraft ein wohl geschontes und lang' aushaltend Talent ersten Ranges, der Sealsfield seiner Richtung, das mit kein Zweiten unter den Deutschen zu vergleichende Haupt des geschich lichen Romans, der ebenbürtige Walter Scott der Mark Brandenbur

Wilibald Alexis

ist ein Meister des Realismus, eine fest in sich abgeschloßne Nat die ein kleines Terrain beherrscht, im Grunde nur Landschaft u Bewohner der Mark im Mittelalter, der neueren und der neuesten Ze aber dieses auch mit selten erreichter und vollkommner Meistersch Je ein Beispiel für diese verschiedenen Zeiten mag genügen dies darzuth

Der Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ betritt die Jahre der Haugwitz-Lombard-Lucchesinischen Herrschaft, also die erniedrigendsten Annalen in Preußens Geschichte; er greift ihren Ausgang auf und die tastend versuchte Wendung zur Ehrbarkeit unter dem noch im Glanze der jungen Krone frisch aufstrebenden Königspaar. Was da über die witzelnde Schöngeisterei, die sorglose Sittenlosigkeit, den mit Humanität überfirnißten Ton, die in der eignen Pfiffigkeit sich fangende Geistesarmuth jener Schule von Diplomaten beigebracht ist, das sind allerdings keine heiteren Portraits, aber nur um so treuer, die Wirklichkeit ist eher schwärzer als die in ihrer Farbenmischung sehr behutsamen Schilderungen. Das ganze Elend einer Zeit, die umsonst mit Donnerstimme an die eingelullte Thatkraft eines Volkes appellirt, abgespielt in den Kreisen der zunächst betheiligten höheren Diplomatie, kehrt unter hundert Formen so nackt und mit ermüdender Repetition der Grundlage durch alle nur in ihren oberflächlichen Erscheinungen unterschiedenen Situationen wieder, daß man ein Gefühl bekommt, als athme man Stickluft, und wohl zu wenig ist gethan, um erfrischendere Agentien anzuwenden. Selten aber ist unerbittlicher eingeblickt worden in die Elendigkeit eines faulen Corps von Memmen und Schurken unter den in ihrer dürren Weisheit sicher eingewiegten Staatspersonen. Da liegt die ganze Trostlosigkeit einer Lage ausgebrütet, in welcher die Kräfte einer kurz vorher so hoch gestiegenen Nation ungenutzt verfaulen, durch den bis zum Verrath getriebenen Schlendrian seiner alten Sünder von Staatslenkern, durch die Interessenberechnung aller gemeinen Speculanten, durch den eingerosteten Mechanismus und den wesenlosen Schein und Hochmuth auf abgestandenen Ruhm, durch das rathlose Schwanken eines eben so schwachen und unerfahrnen als gutmüthigen Neulings auf dem Throne; — in Summa ein Bild, welches trotz aller Schattirungen keinen anderen Eindruck abwerfen konnte als den des erdrückenden Grau, womit etwa ein trüber Novembertag den Himmel rings umzieht. Aber das ist ganz genau Preußens Lage zur Zeit von Oesterreichs Fall, für Alle, die klar und tief blicken mochten, die nothwendige Vorbereitung auf die bald folgenden Schläge, welche dem gesunkenen Staate neben mehr als einem Drittel seines Gebietes die ganze Ehre raubten. Es thut allerdings weh, den Blick immer auf ein verderbtes und verdecktes Komödienspiel zu richten, hinter dessen falschen Scheinleben bereits drohend die Tragödie

der Geschichte steht; aber es hilft Nichts, das Portrait ist treu. E
war auch ohne weitre romanhafte Zuthat genug an dem fein zer
setzten Gifte der Falschheit und Hohlheit, die selber das Heilige miß
braucht und allen Glauben und alle Treue untergraben zeigt; genu
an den schwächlichen Fäden, an denen oft das Völkerglück hängt
Das sind die gehorsamen Diener, die Chamäleonsnaturen, die schil
lernden Zeiten und Thaten, die der große Staatsmann Stein bitte
anklagt, „ein Geschlecht der liederlichen Humanität"; und man beacht
wohl, diese Sippe ist eben die eng verwandte des kunstromantisch
katholisirenden Taumel- und Traumgeschlechtes, es sind politisch
Romantiker. Das Werk gewinnt in seinen letzten Partien, wo e
aus der Cabinetsluft heraus mehr ins Volk tritt und nun das unte
grabene Gemeinwesen nach allen Seiten erweitert vor dem Blicke liegt
um mit einer erschütternd tief gefaßten Anschauung des allgemeine
Unglückes zu schließen. Die Entwicklung ist mit Auszeichnung an
gelegt: die Tragik des Schlusses mit einem durchbrechenden Hoff
nungsschimmer wiegt jenen Druck des unheimlichen Diplomatenspiel
auf; wir athmen frische Schlachtluft statt der moderigen Cabinetsluft
Die Bedeutung liegt eben in dem constanten Ziele, auf dem Gebiet
des großen Staatslebens sich festzuhalten und die Zeit in ihren wei
testen Strömungen zu erfassen.

Haben wir hier ein lebendig Stück Gegenwart, so anderwärt
die Jugendzeit des preußischen Staates; er hat zuerst 1832 den vater
ländischen Boden in aushaltender patriotischer Begeisterung betrete
mit dem Roman „Cabanis", den man auch schon für sein beste
Werk erklärt hat. Diese Ansicht, welche wohl zum größten Theil au
dem Umstande ruht, daß da die Zeit der glorreichen preußischen Er
hebung unter dem großen Friedrich gefeiert wird, ist nicht so unbe
dingt aufzunehmen; jedenfalls sind andre nach Seiten der Techni
vollkommner, und auch die Kraft und der Glanz der Schilderun
halten nur in gewissen Partien aus. Die ungeheuren Wechsel in de
Scenerien und den Stimmungen sind zu wenig vermittelt, um eine
befriedigenden Gesammteindruck von dem Werk als Ganzen zu hinter
lassen. Die Wärme der Begeisterung für den großen Helden de
Nation nimmt in ihrem Ausdrucke bis zu einer Art göttlicher Ve
ehrung, zumal wenn er kräftigen und selbstdenkenden Personen be
gelegt wird, so dem lang' unbeachtet und unbelohnt für den Schlachte

könig sich aufopfernden Lieutenant, eine Art selbstaufgegebner Unterthanendemuth an, die gegen unsre subjectiv freieren Anschauungen verstößt, und sei's einem Friedrich gegenüber. Der Marquis Cabanis, auf dessen Marotten die ganze Entwicklung aufgebaut ist, erscheint als halb lächerliche, halb wunderliche Figur ohne rechte Grundlage für sein persönliches Sein und Auftreten. Das Anziehendste sind die lebensvollen Schilderungen aus dem Treiben der Berliner Schul- und Straßenjungen, dem familiären Leben der französischen Kolonie daselbst und dem an wechselvollen Bildern so reichen Kriegslager.

Aber mit nicht minderer Meisterschaft versetzt uns eine Reihe seiner Romane in die eben so frisch aufgefaßte mittelalterliche Vergangenheit. Zeigen wir an dem für den Romanschriftsteller ungefügsten Stoffe, — und den hat er im „Roland von Berlin" angegriffen, der das Bürgerleben der deutschen Städte zu Ende des Mittelalters behandelt, — was er zu bieten versteht. Ein ungefüger Stoff in der That; denn die ganze Wucht der aristokratisch-demokratischen Entwicklungsfragen, der Streit der Geschlechter und Innungen, der Räthe mit den Rittern und Fürsten ꝛc., Dinge von höchstem Interesse für den Geschichtschreiber, bleiben für den, der bilden und schildern soll, leicht farblos und dürr. Und so bedeutend die großen Fragen des Städtewesens in seinem Ganzen für die Cultur sind, so kleinkrämerhaft und spießbürgerlich gestalten sie sich in ihren Einzelheiten. Nur die unmittelbarste und gewissermaßen dramatisirte Entfaltung der bezeichnendsten Sittenzüge mag Farbe in dieses eckige und hausbackne Altväterthum hineintragen. Alexis hat sie versucht, mit nicht geringem Glück; doch ist auch ihm nur zur Hälfte gelungen, den langen Proceß in seinen dornigen, kleinlichen und ungelenken Seiten kunstgemäß zu gestalten. Die Schildereien aus der sinn- und formenreichen Architektur des Mittelalters, eine der sinnigsten Partien, zu der man als Gegensatz das eben so sinnvoll gestaltete Naturbild von den märkischen Haiden vergleiche, dort Etwas von dem komisch-ernsten Spielsinne des Mittelalters, hier von dem Beben der gegen Geister und Menschen ungeschützten Nacht der Einöde; daneben Dispute und Zankscenen im Rathssaal und dem Gildenhaus, Mummenschanz auf den Gassen, Trinkgelage in den Sälen der Rathsherrenwohnungen, Barbierstubenpolitik u. A. bilden die Staffage, um ins häusliche und öffentliche Treiben der Zeit einzublicken. Und die stattlichen Leiber der Raths-

herren und Zunftmeister tummeln sich da schwerfällig gewichtig herum- ächte Gestalten aus der niederländischen Schule. Von größerer Dimen sion wird der Horizont erst da, und da erst fangen auch die Eng und Ecken dieser Verhältnisse im Bürgerthum an sich zu weiten u ins Große zu spielen und sich wahrhaft künstlerisch zu gestalten, n der Zwist zwischen den Geschlechtern unter sich und mit den Zünft den Landesherrn hereinzieht und damit die Freiheit der Commun verfassung durch die Staatsgewalt gefährdet. Da tritt in dem Wid streite zwischen den beiden eisernen Vertretern jener Gewalten, dem K fürsten Friedrich II. und dem Berliner Bürgermeister Joh. Rathenow, bestimmt personificirtes Leben in die Geschichte.

Alexis hält sich immer auf der Höhe weiter Standpunkte u schafft ihnen entsprechend seine festen, markigen Gestalten. Zu mögen für alle hier folgen. Stein, in seiner schroffen und gr artigen Eigenthümlichkeit isolirt über dem Sumpfe stehend, ist glückl gezeichnet; was in seinem Namen über die Elemente gesagt ist, der deutschen Nation noth thun, über jene an innerer Schärfe, ja Hasse sich stählende Sammlung und Thatkraft, das ist ein bitte Wort, aber gründlich wahr und mehr werth als der Brei von h dert ästhetischen Moralphrasen. Die doppelt angefaßte Gestalt Berliner Bürgermeisters, bald in sich schwankend, dann wieder unbeugsamster Consequenz, in schweren Ahnungen, Gesichten u Träumen des Mittelalters, in den Perplexitäten der untergraben Macht bis zur Wechselbude des Juden begleitet, gewinnt mehr u mehr an Größe, und der in seiner Person repräsentirte Untergang Selbstherrlichkeit des Städteregimentes hat eine schwer wiegende u bewegende Seite.

Alexis versteht seine kraftvolle Sprache genau den Stoffen a zupassen. In den Romanen aus dem Mittelalter nimmt sie die wo entsprechende mittelalterliche Färbung an, zumal in der Freiheit ih Wendungen, und obschon sie durch Kunst angeeignet erscheint, ge sie doch dem Schriftsteller leicht und natürlich.

Aber nicht immer hält er sich in den Schranken einer concis Kraft. Auch er läßt sich von wilder Phantasie hinreißen und scha Gebilde, die wohl an krankhaft nervöser Spannung, nicht aber reellem Gehalte gewinnen, giebt Portraitirungen, die nichts Originel mehr haben, sondern bloße Nachahmungen der raffinirtesten französisch

er Bande gleichsam Schritt um Schritt präparirt und immer en mysteriösen Schauer vor einer schreckenden Enthüllung nt erhält.

ch dieser Richtung ist „Urban Grandier", das den wahn- Fanatismus und die reine Bosheit der Intriguensucht ent- Nachtgemälde, das Excessivste, was er geschrieben.

:ris hat debütirt mit Romanen in der täuschend nachgeahmten von Walter Scott, zeigt sich in einigen anderen vom Einflusse gdeutschen Richtung bestimmt, ist aber schon während dieser t seinem patriotisch-historischen Roman durchaus selbständig sgezeichnet. Sicher bleibt, daß er der an Walter Scott erste Meister des historischen Romans unter den Deutschen ist. der Gesammtheit folgender Züge: Wahrheit der Schilderung, lichkeit der Portraitirung, seltene Objectivität der Auffassung, wöhnliche Sicherheit der Striche, Treue und doch zugleich warm r Zauber der Localfarben, Ernst der Studien, ganz besonders härfe der Charakteristik, Kraft der Sprache und Bestimmtheit lenschilderung, Größe und Strenge der Composition, männlich rheit des Sinnes wird er von Keinem seines speciellen Faches deutschen Literatur erreicht.

hwer ist der Nächste zu placiren, und es ist dem Kritiker gar cht gemacht, sicher bei sich zu bestimmen, was er nach stoff- nd formaler Werthung anfangen soll mit



Rehfues ist eine reich gebildete Natur, die aber in Nichts be
digen kann. Ich möchte den überall heraustretenden Grundma
mehr innerlich in einem zerstückten Aufnehmen und Empfinden suc
Die Darstellung ist immer ungleich: Neben Scenen bewegten Leb
stark gefühlt und warm wiedergegeben, stehen fast ohne Ueberg
die mattesten und schleppendsten Schildereien, die man als bl
Lückenbüßer ansehen muß; es ist forcirte Bewegung, die im
wieder erlahmt! Wie farblos u. A. die Schilderung des Golfs
Neapel in dem besten seiner Romane, „Scipio Cicala“! So wird
um der unebenen, fragmentarischen Scenenanreihung nie des Genu
froh, und der Autor giebt immer etwas Unfertiges, in den
schauungen, Gefühlen und Tendenzen. Die Folge hält selten,
der Anfang oder einzelne glänzende Stellen von fremdartigem Inte
versprechen, die in glänzenden, ja großartigen Gestaltungen aufbli
der Rest wird mehr zu einem vielverschlungenen Intriguenspiel, wel
die Gewaltacte — wie viele Morde läßt er begehen! — nicht mi
häuft als ein französischer Roman, und das Wunderbare, wieder
rationell zersetzt oder selbst spielend, als bloßes Mittel des Interessi
verschwendet. Es ist eben das Eigenthümliche seiner Phantasie,
sie in wild originellen Sprüngen Gestalten erzeugt von außergew
lichem Wesen und mit einem Anflug eigenster Größe, dann
abfällt und überwiegend mit einem Spiel von Verwicklungen ag
Weil es ihm nicht gelingt, aus den Charakteren seiner Hauptperso
heraus eine bedeutende Gestaltung zu gewinnen, spinnt er die Di
an willkürlichen Begegnissen ab. Es ist ein äußeres Herzutrag
ein mineralisches Agglomeriren; mit Einem Satze stehen wir in ei
ganz neuen Welt voller Abenteuer; zwischen dem Geschehenden u
den Handelnden besteht selten innerer Zusammenhang, oder v
mehr der größte Theil des Inhaltes sind gesetzlos herzugetragne E
soden, oft auch mit neuen Spielern, die überdies wiederholt
höchst wunderlichem Charakter sind. Rehfues hat nicht verstan
die Innerlichkeit der Probleme, die er setzt, zu gestalten. Die H
des Inhaltes in seinen Romanen giebt Füllsel für das, was er n
zu entwickeln wußte. Widerlich berührt auch das wiederholte
arbeiten von Reminiscenzen aus alten Stoffen und Sagen.

„Scipio Cicala“, reich an weiten Anschauungen und ergreifen
Situationen, enthält ihrer eine Fülle und führt im Ganzen ei

großen Plan durch, aber mangelhaft. Der erschütternde Untergang bedeutender Geister, wenn sie von der Bahn ihrer wahren Lebensbestimmung abweichen, sollte in einem großen Bilde herausspringen; doch ist die Situation nicht rein gehalten. Es ist ein fortwährendes Ineinandergreifen von Schuld und Fatalismus, Hoheit, ja Edelsinn und Verbrechen, so daß das Gefühl immerfort schwankt zwischen Mitleid, Bewunderung und Verdammen. Er läßt weder die Empfindung noch das Factum sich abschließen, noch auch die allerdings poetisch gedachten Charaktere sich vollenden. — Noch mehr stößt das in den beiden folgenden auf: „Die Belagerung des Castells von Gozzo oder der letzte Assassine" und „Die neue Medea", die überhaupt die Bedeutung des ersten schon nicht mehr erreichen. Die Schwäche der psychischen Begründung tritt namentlich in dem letzteren heraus, und die furchtbare Entwicklung im Leben der hohen und unglücklichen Frau berührt ganz wie ein ungeheures dämonisches Phänomen. Ueberhaupt machen seine seltsamen Charaktere manchmal den Eindruck, als hätten sie Etwas von dämonischem Gaukelspiel an sich.

Rehfues ist geistvoll, aber nicht in sich vollendet und auch nicht productiv. In seinen früheren Jahren trat er als Journalist und Reiseschriftsteller auf.

Der Sinn einerseits für die vergleichende Beobachtung der Reiseschilderer, anderseits für das historisch gewordne Object der Erzähler, beide Factoren in die rechte Mischung gebracht und auf den Realismus der gegenwärtigen Welt angewendet, schuf neben jenen zweien eine dritte Richtung, die Sitten- und Naturschilderung aus eng begrenzten, aber nach der ganzen Innigkeit und Fülle ihrer Züge erfaßten Kreisen. Was den zwei eben vorauserwähnten Darstellungsweisen an romantischer Unbestimmtheit noch anhing, das gewinnt in dieser dritten, an die Scholle und ihre Pfleger unmittelbar gelehnten, realen

Boden; es ist da in der That das äußere Leben, das uns in seinen harten und weichen, meist kleinen Formen in Dorf und Feld und Wald entgegentritt bei den nächsten Volkssitten- und Naturmalern, die inständige Einkehr ins deutsche Stammleben und seine Stätte. Wir haben da im Roman ungefähr dasselbe, was Hebel, Usteri, Voß, auch Goethe u. A. zuvor uns in lyrisch-epischen Gesängen geboten haben, das ländliche Idyll, aber mit mehr Wirklichkeit, gezogen aus der liebenden Beobachtung des Kleinen und Kleinsten.

Der Bedeutendste auf diesem Felde, geradezu Schöpfer einer besonderen Gattung von Idylle, die er aber ins epische Charakter- und Lebensbild erhoben hat, von fein idealistischer Nebenfärbung, welche den aus der gemeinen Wirklichkeit genommenen Stoff durch Anlage und Ausdruck zu veredeln weiß, ohne ihm Etwas von localer Färbung und poetischer Wahrheit zu entziehen, ist

Berthold Auerbach.

Die Dorfgeschichte und Auerbach, Auerbach und die Dorfgeschichte, — zwei Begriffe, die sich nicht mehr trennen lassen. Das sind im besten Sinne des Wortes Studien auf realistischem Boden, und Auerbach hat nichts Besseres geleistet als sie. Wie sich in den Zeiten der überfeinerten Verbildung oft in der Idylle ein sehnsüchtiges Streben nach der Natur kundgiebt, so mag der außerordentliche Beifall, den diese Producte einfach treuer Naturstudie rasch erwarben und fortwährend genießen, eine heilsame Reaction andeuten gegen die blasirte Salonliteratur.

Auerbach beobachtet mit Freiheit, und es geht ihm die Freude auf an den altväterisch markigen Gestalten eines eigen abgeschlossenen Völkchens, in welchem das derbe Handeln, das individuell entschlossene Stemmen gegen die Wechselfälle des Lebens noch der springende Zug bleibt. Es fühlt sich heraus, daß Auerbachs Gestalten Studien sind, daß der Dichter eigentlich mehr der Welt des Idealismus angehört; aber er ist mit Liebe in jene Wirklichkeit hineingetreten, sie macht ihm Freude. Er giebt immer nur den gegenwärtigen Moment, aber den

auch klar und scharf, hat feinen und richtigen Sinn für jeden einzelnen Zug des Lebens und weiß ihm da, wo es passend scheint, die sinnvollsten allgemeinen Wahrheiten abzugewinnen. Auerbach resümirt nicht, er componirt auch kaum und scheint dazu wenig Talent zu haben; er geht Schritt um Schritt dem Leben nach, wie es sich eben macht, und erzählt so, oft abgerissen und springend, und so bauen sich auch durch ihre Action seine Gestalten auf. Die Natur, die er darstellt, ist eine beschränkte und knapp abgeschloßne; aber was ihm Bedeutung giebt, ist eben das, daß er sie voll und treu erfaßt und wiedergegeben hat; es ist kein Zug aus ihr weggestrichen, und mag er auch rauh sein; es ist keiner hinzugethan; einzig, und das giebt die weitere Bedeutung, schwebt ob ihnen zwanglos des Dichters philosophischer Geist. In seinen Schilderungen giebt es in guter Zahl Partien, die man lyrisch nennen möchte und mit besonderem Reiz aus den manchmal derb realen Zuständen des Dorf- und Bauernlebens herausschimmern sieht; sie wecken in dem unverkünstelten Herzen jeweilen ein heimliches Gefühl wie Heimweh nach den glücklichen Kinderjahren und der stillen Natur; denselben Eindruck machen seine lieblichen Bilder. Es giebt bei ihm rührende Stellen, da er mit staunenswerther Einfachheit und Zutraulichkeit in den Geist der Natur und der Menschenseele hineinschaut und ihnen ihre tiefen Geheimnisse ablockt, es ist wie ein idealer Thau, der da die Erde deckt; so in „Sträflinge“ ganz originell über die stille Naturfeier am Sonntagsmorgen, über das Lauschen und Rauschen der Waldbäume beim Waldhornklang, wunderbar zart über die als Weh' und Wonne durchs Menschenherz gehende Stimme der Nacht. Sehr selten nähert er sich dem gröber gehauenen Style Gotthelfs, am meisten vielleicht in der für den wenig reichen Inhalt wohl zu gedehnten Erzählung „Ivo, der Hairle“, die mehrfach eingeht auf die rohen Seiten eines ungeschliffenen Bauernlebens und verpfuschten Studententreibens. — Die Sprache in ihrem altväterlichen Gewande („Moni und Brosi“) ist mit Ernst studirt; sie hat etwas Bestimmtes, Knappes, will ihren Gedanken exact in sich ausprägen und weiter Nichts; vom Dialecte hat sie die Natürlichkeit genommen.

Nachdem Auerbach im ersten Band an meist kleineren Bildern gewissermaßen den Griffel geübt, hat er sich hernach an größere Compositionen

gemacht. Schon jene sind vorzüglich und treffen, oft von sei
Nachtseite („Der Tolpatsch", „Des Schloßbauers Befele" — düst
„Tonele mit der gebissenen Wange", „Florian und Crescenz"),
eigentlichen Wurzelfasern des Volksthums. „Befehlerles", „Der Laut
bacher", „Die feindlichen Brüder" führen am geradesten mitten in
Denkweise und das Alltagstreiben des Dorfbauernthums hinein m
den beiden Seiten seines versessenen und groben Trotzes, jener A
artung des Freiheits- und Rechtsbewußtseins, wie der nai
Empfänglichkeit, die das Product ist einer mehr oder minder dun
geahnten inneren Leere. Zeichnen wir noch einige der kleine
Bildchen aus, so haben wir alle Richtungen, in denen er sich
bewegt, umschrieben. „Hopfen und Gerste" ist eine durch Verw
lungen erweiterte Darstellung der schon im Gedichte lebenden, d
Geist und Wesen des Landvolkes ganz gemäßen Vorstellung, wo
Braut oder Bräutigam durch eine große Nachtarbeit widrigen V
hältnissen abgerungen werden wollen. „Ein eigen Haus" stellt
auf die Spitze getriebene, doch glücklich gelöste geistige Spannu
dar, wie sie, so oft im Leben, die langsam gereifte böse Frucht
sich verwickelnden Armuth ist; „Erdmuthe" ist eine gar freundlich
sprechende Gestalt, die durch schwere Schläge hindurchgehende doppel
Treue, nach harter Prüfung großgelohnt; die „anmuthende" Erdmut
hat in einer Situation etwas von der biblischen Ruth. Das Bi
„Sträflinge" stellt das verschlossene Insichgraben eines Gemüthes da
das eines Fehlers halber erbarmungslos von der Gesellschaft verstoß
worden; der Rahmen mit seiner humanistischen Grundidee ist n
störend, weil er sich nicht ins Gemälde hinein verweben ließ.

Einheitlicher noch und mehr künstlerisch vollendet bauen sei
größeren Compositionen das Leben des Volkes und die als Repräs
tanten genommenen Figuren zumal aus seiner Nachtseite nach al
ihren Richtungen und durch die überraschendsten Wechsel hin mit
verletzter Treue und Wahrheit vor uns auf. — Die „Geschichte
Diethelm von Buchenberg", ein Criminalfall, bewegt durch ihre mit
aus dem Leben heraus gezeichnete, erschütternde Wahrheit. Es ist ei
der an ernstester Lehre reichen Seelenbilder, und die innere Entw
lung und Gradirung der verbrecherischen Stimmung in ihren so v
schiedenen und doch immer so wahren Nüancen enthält eine mahne

lehre. Alles ist von einem furchtbar realen, aber auch unheim- Ernste, treue Copie der Tücken des Lebens, wenn es einmal erderben sich verstrickt hat. Selbst jene ohne alle Reflexion in eichnung aufgenommene Folgerung des alten Volksglaubens, m Meineidigen mit einem unüberwindlichen Frösteln verfolgt, eben so die urplötzliche tragische Auflösung haben einmal das ust der unbedingten Treue in der Darstellung und anderseits gar tiefen psychologischen Sinn. — „Der Lehnhold“ giebt eine Seite der Widersprüche alter und neuer Zeit aus dem Bauern- wieder: Die Frage der Großgüterwirthschaft mit dem Principe ür jeden Fall strengst abgewiesenen Gütertheilung und dem da- n Erbfolgerecht für den erstgebornen Sohn. Diese alte Zeit t unwandelbar der Furchenbauer, eine unübertrefflich sichre einheitliche Gestalt, die lebende Unbeweglichkeit und Treue am gebrachten, der stolz verknöcherte Besitz, von eisernem Willen, wie jener uralt vererbte Bauerntrotz, doch nicht ohne Gefühl; estalt ist wie aus Eichenholz geschnitten. Eben so scharf springen eiden unglücklichen Söhne heraus, deren einer, in der Bildung r Zeit herangereift, eben ihre Ideen vertritt und die schreiende echtigkeit des Majorates in der Familie nicht weiter begehen dulden will. Die langsame, aber sicher sich verwickelnde Streit- führt zu tragischer Lösung, welche unerbittlich die ganze und stolze Familie zu Grunde richtet bis auf die einzige still, gefestet in sich lebende Erbin, die mit sich das große Gut dem Knechte zubringt. Es ist nicht der geringste Vorzug dieses r düsteren Bildes, daß es eben zugleich mit den großen Gütern Welt die Leidenschaft, den Unfrieden und schweren geheimen ner, mit der treuen und in stiller Geduld wartenden Armuth die Fröhlichkeit des Herzens und den Segen des Friedens ver- t zeigt. — „Lucifer“ nimmt wieder eine andere Seite desselben spruches aus der gleichen Welt, den Conflict zwischen den Ein- modernen Denkens und neuzeitlicher Bildung mit den katho- Reactionsmännern; er ist ungelöst, wie eben im Leben der Zeit aupt, und treibt den Vertreter des Neuen zur Auswanderung Amerika — eine unerquickliche, aber durchaus in der Sache be- dete Consequenz, um so mehr, als diese Gegensätze weit schnei- r und unverstandener nachwirken müssen im Kreise des ordinären

Bauernlebens. Der kühne Bauer ist eine schnurgerade, kernige, inn lichst erfaßte Gestalt, der Fortschritt des zweifelnden Gedankens einem ungebildeten, ernstlich mit sich ringenden Geist ein mit Intere verfolgtes Phänomen. Bedenklicheren Eindruck macht der Ob amtmann, der, zwar durchaus brav und tüchtig, vom Standpun seiner hohen philosophischen Bildung aus das Göttliche und sein Einfluß ganz streicht, — eine jedenfalls außer allem Verband stehen Ausnahmestellung, die zu dieser Darstellung ohnehin nicht nothwend war. Der verschrobene Pfaffe, fanatisch und zugleich innerlich fa ist mit schneidender Verachtung gemalt. Das Ganze spiegelt unw kürlich den Wahnwitz der Massen, die geistige Schlafsucht und Ra losigkeit unserer Tage, die Gefahr und Ungerechtigkeit im Gesch der aus innerer Kühnheit und Wahrheit heraus ins Leben eingreif den Naturen. — „Die Frau Professorin", von höchstem Werthe du die tiefe seelische Gestaltung, hinterläßt ein gemischtes Gefühl, welchem das trauernde Mitleid überwiegt. Wieder ein anderer Co flict: die aus den engsten und trautesten Kreisen des Lebe gezogene, so häufige und so unglückliche Geschichte einer Ehe, der d dauernde gegenseitige Verständniß gebricht. Das demüthig treue u duldende Naturkind, außerhalb der modernen Weltbildung und ih Schuld mit einer eigenen Intensivität aufgewachsen, ist von duftige Zauber. Aber eben, indem es sich dem wilden, mitten aus der m dernsten Strömung der Zeit heraus gebildeten Künstler ergiebt, grä es sich in ein Erdreich ein, das ihm die Nahrung versagt. W mögen das liebliche Naturkind mit Bedauern geleiten, wie es wund bar bewegt seiner alten Welt und den treuen Eltern Lebewohl sag wir mögen eine seltene Großherzigkeit in dem Scheiden von der Sei des verstörten Gatten bewundern: aber indem der Conflict von A fang angelegt ist, mindert sich wenigstens in der Vorstellung d Schroffe der Spannung, und man kann den, der, selber unglückli die Blume knickte, kaum verdammen.

So stellen sich jene Dorfgeschichten dar, das anschauliche Bi einer eigen in sich geschlossenen Heimathswelt, das den innerst Kern süddeutschen Volksthums trifft, ein gesunder, durch Seele, G muth und Humor verklärter Realismus, bisweilen freilich entstellt du allzu flache Prosa des Räsonnements oder durch verzogne Sentim

talität. Ihre originelle Erscheinung zündete; der rascheste und weitest reichende Beifall nahm sie auf, sie wurden fast in alle europäischen Sprachen übersetzt und vielfach, aber fast nie mit Glück, nachgeahmt; das Nachbild eines Originals ist eben selten etwas Rechtes.

Diese Art von Productionen sind jedenfalls das Bleibendste bei Auerbach. Sie vor allen bezeichnen die Phase, da er durch allgemein menschlich interessirende und anziehende Stoffe sich über jene erste Periode eines beschränkteren Standpunktes erhoben. Er hatte eben, vom Judenthum ausgehend und im Einklang mit einer starken Seite der tendenziösen Romanliteratur, zuerst Schriften in dieser Richtung ausgesandt, ausgehend von Spinozascher Weltanschauung, wie denn das Jugendbild des großen jüdischen Philosophen in dem eigenthümlich berührenden, aber nicht sonderlich gelungenen Lebensgemälde, dem historischen Roman „Spinoza“, seine früheste Arbeit gewesen war. Die pantheistische Färbung ist ihm geblieben. — Seine neueste Entwicklung zeigt Rückschritte, schwere Rückschritte, in die hinein wir ihm, um nicht dem schöneren Bilde widerwillige Striche anzuhängen, nicht folgen können und wollen.

Neben dem mitten im kräftigen Realismus des Schwarzwälder Volkslebens immer noch ideal gehoben in dasselbe hinein und darüber hinaus greifenden Volksmaler steht der weitaus derbere, ganz realistische, im Verlauf immer mehr naturalistische, schließlich selber verbauerte und polternd predigende

Jeremias Gotthelf.

Gotthelf, (wie sich pseudonym Albert Bitzius schrieb), der altväterliche Berner-Bauernpfarrer, ursprünglich von Pestalozzi-Zschokkeschen Einflüssen ausgegangen, ist der Zeichner und mehr noch der Photograph des Bauernlebens in seinem ordinären Sinn und Treiben, bald allgemeiner genommen, wie es nicht blos auf Schweizerboden paßt, überwiegend aber so, daß wir mit den Hän-

den zu greifende Schweizer-, ja Berner-, noch specieller Emmenth
natur vor uns sehen, in welcher der Landprediger mitten inne s
in die er mitten hinein gewachsen ist, Natur bis auf den Schla
und die Mistpfütze, bisweilen mit einem auf die Spitze getrieb
Realismus, der sich leicht zum nackten Naturalismus verbauert.
zwei großen Differenzen sind nebeneinandergestellt: der alltäg
Bauernsinn, der an gar Nichts als an der Scholle und ihrem Er
hängt, und ein ausnahmsweise nobleres Denken mit reinem Ge
und dem aufgeblühten Bewußtsein eines Höheren. Jeder Zug
dem unmittelbaren Leben entnommen: wir stehen mit diesen
gefleischten Bauersleuten auf und legen uns mit ihnen nieder,
diese Treue der Züge ist das hauptsächlichste, manchmal das ei
Verdienst. Sehr oft aber ist seine Ausmalung des Alltäglichen
herunter auf den Sattelknopf am Vorspannpferd so breit und eint
durchgeführt, daß die Wirkung sich völlig abschwächt, und die H
des Textes das Ihre besser thäte. Sobald er dagegen idealisiren
(in versöhnenden Schlußacten), fällt er ins Unwahrscheinliche hi
Das Denken und Treiben in diesen Classen ist bis aufs Wort,
auf die Bewegung hinaus copirt, jeder Schritt, jeder Wink getro
der Realismus in jede Faser hineingedrungen, die Treue photograph
Und dabei geht er auf die kleinsten Züge ein und spinnt sie u
müdlich aus. Er verwendet gern und oft mit kerniger Zeichn
die umherziehenden Markt- und Klatschweiber als Mittelspers
und beweist auch darin eine Einsicht in diese beschränkten Lebenskr
die jeden Faden an ihnen kennt, unmittelbar aufgreift und hinm
Dem raffinirten Städter, dem dieses ganze Leben eine neue Welt
ruhig und klar auseinandergelegt, wächst das kleine Bild anmuth
ans Herz; wer es aus eigner Beobachtung kennt, dem wird es je
mal zu breit, wenn es nicht durch einen bedeutsamen Hintergr
getragen ist und nur die lehrend warnende Tendenz auslegt, d
sich der Prediger nie entledigen kann. — Nehmen wir als Beis
ein paar der besonderen Scenen, unter denen er dieses enge L
faßt! An einem Orte legt er das traurige Schicksal einer ehrli
Bauernfamilie vor, die mit viel Arbeitskraft und wenig Einsicht
Weltkenntniß unter den Händen der christlichen Wucherer, der Age
und Güterverkäufer, deren niederträchtigste Sorte ganz nach der W
heit gezeichnet ist, zerdrückt wird; — ein düster sociales Bild, wie

ein bäuerliches Proletariat schafft; nur das Ende führt wieder versöhnend in klarere Luft über. Ein ander Mal greift er die Erziehung armer Waisenkinder von Gemeinde wegen auf und was daraus werden kann; die Geschichte einer durch bäurische Beschränktheit und Unverstand sinkenden Familie und das Einwirken der intriganten Ungerechtigkeit und Kleinlichkeit, der Bauernpfiffigkeit von der schlechtesten Art; — wieder ein durchaus niederdrückendes Gemälde. Auch sonst faßt er etwas leibhaft und kernig jene ausgeprägte Pfiffigkeit an, wie sie dem Stande namentlich in der Schweiz oft beiwohnt. Oder er nimmt (so sehr schön in der Jugendgeschichte seines Schulmeisters) das fast erschreckend getreue Bild des Lebens unter den armen und ganz ungebildeten Ständen des Volkes, ein Bild, das trotz der Verbesserung in der hier treffend und scharf gezeichneten Volkserziehung leider! nur noch zu viel zutrifft und einem kaum halb menschlichen Dasein entspricht. Das ganze Innere einer solch armseligen Familie und das ihrer Glieder deckt sich da nackt und bestimmt auf: der Weberkeller und die Schulstube mit ihren bunten und doch so gleich gearteten Scenen offenbaren die traurige Wahrheit im Sein von Millionen armer Geschöpfe, und jeder Strich wirft uns mit seltener Uebereinstimmung und Folgerichtigkeit mitten in diese Welt eigen gearteten Elendes, das er mit der sichersten Consequenz erfaßt. Wenn dabei einerseits die halb verthierte Seite sich herauskehrt, so anderseits die Noth in eben so drückender, aber geistig milderer Gestalt: es ist das mehr stille und bewußte Tragen, und da setzt sich an die Stelle des abschreckenden Gefühles dort ein menschlich Erbarmen hier. Das stille Sorgen und Leiden, Schritt um Schritt nach Innen und Außen begleitet und anspruchslos dargelegt, hat etwas Ergreifendes, und dazwischen spielt zuweilen recht glücklich der schalkhafte Humor.

Es ist wohl billig, ihn hiebei zunächst nach Seiten seiner Stärke und seiner Vorzüge zu nehmen. Für die Kenntniß des Lebens und seiner verborgenen Klippen, sei es daß sie im eignen Inneren liegen, sei es daß die Unerfahrenheit im Umgange mit der meist treulosen Welt auf böse Wege führe, ist bei Gotthelf viel klare und scharfe Wahrheit zu hören; es ist augenscheinlich, daß der Zeichner die menschliche Seele mit all ihren wunderlichen Gelüsten und Gebrechen, mit Allem, was sie nach oben und unten zieht, genau beobachtet hat.

Und unter rauher Hülle bietet manche seiner Schriften einen K
von innig beherzigenswerthen Anschauungen des Seelenlebens u
von passenden Gedanken über Schule und Praxis, Lehre u
Erziehung. Wo es ihn ankommt, mit einer gewissen heimeli
Vertrautheit recht zu innerst in Haus und Herz hineinzugucken,
weiß er es auch dem Leser wohlig zu machen, da nimmt sein S
eine mehr feiertägliche Färbung, und da schafft er bei Weitem fein
Gestalten als sonst, wie denn z. B. die Schulmeistersfrau eines v
den so seltenen lieblichen Frauenbildern der ärmsten Stände ist,
ein stilles, treues, liebevolles Herz im Dulden adelt. Wenn er
ferner, was zu selten geschieht, etwa beikommen läßt, in der Seel
oder Naturschilderung einen traulichen zugleich und doch etwas
hobenen Ton anzunehmen: da sind es die wahren Sonntagsgedan
und Festtagfeiern mit gar wohlthuendem Eindruck, die einen reiner
und tieferen Gehalt im Inneren des Autors suchen lassen als sei
überwiegend zu keck unten aufgreifende Anschauung und Sprache.

Es folgt die Kehrseite des Bildes, und die ist leider! im V
laufe seines Schriftstellerlebens immer dunkler geworden. Es ist wa
die consequente Treue der Zeichnung, die sich bis in die kleinst
Striche hinein verfolgen läßt, ist Gotthelfs erstes und bleibendes V
dienst. Aber billig mag man sich fragen: ob es für diese Treue
durchaus nothwendig sei, daß seine Leute so viel fluchen, daß sie
mit so vielen Schandwörtern tractiren, sich prügeln, nach Außen u
Innen in ihrem schmutzigsten Kittel vorgeführt werden; ob überha
so viel Küherwirthschaft und Werktagsgewand dazu gehört mit
wenig reinem und sonntäglichem Himmel darüber. Es ist das e
Genremalerei, die, um das Bauerndorf recht treu zu heben,
Kehrichthaufen und Düngergruben hinter oder (nach guter alter Si
vor den Häusern richtig mit zeichnet. Die Striche werden hier d
realistisch und die Sprache oft hart und bis zum Gemeinen vol
mäßig, sie stößt an und ab. Styl und Ton sind, um ja nicht ü
den Kreis dieser Figuren hinauszuführen, selber gar alltäglich u
weisen selbst eine absichtliche Nachlässigkeit in den Satz- und Wo
formen auf, die Sprache holt wie die Sache zu weit aus dem unte
Leben herauf. Die fortwährende Einmischung von Dialectwört
gewöhnlich derber Rasse, die Unreinheit der Form, die ganze Parti

er die durchgehende Mundart ertragen.

it dieser Seite seines Wesens hängt denn ganz genau die zusammen. Der bis ins Triviale gehende populäre Ton, die sich vordrängende lehrhafte, zäh conservative, ja reactionäre weise, welche den Strebungen der neuzeitlichen Cultur und durchaus abhold ist und sich an ihnen mit allerlei Seiten-reibt, weil sie dieselben nicht versteht: diese Züge gehören alle m und demselben Wesen. Der Charakter der ausgetheilten ungen und Lebensregeln, ganz im Styl katechetischen Unter-gehalten, ist landpfarrherrlich und zwar streng der patriarcha-Gewalt in Staat und Kirche zugethan. Die letzte Strebung geht trotz aller Beimischung und Sorge um ein vernunft-s und religiöses Leben denn doch nach ächter Schweizerart werben und Haben. Die Hiebe auf unsre „grundsatzlose Zeit" neue Volksbildung, die vom Verderben sein soll, passen für den altväterischen Bauernprediger, von dem ein gut Gotthelf steckt, nicht für den Schriftsteller. Nur wenn ihm er zu arge Dinge aus der guten alten Zeit vor die Augen wie z. B. jene unerhörten und doch ganz zutreffenden über Unterrichtsmethode, ein Wahnwitz, von dem man nicht recht ob man über ihn lachen oder weinen soll, nur dann tritt er ig aus seinem knöchernen Conservatismus heraus und redet ichtiger Klarheit der vernünftigeren Erziehung von unten

Gotthelf hat auch eine Reihe von Sagen- und Geschichtsbild höheren und niederen Styls verfaßt. Einige mögen seine Man bezeichnen. „Der letzte Thorberger" giebt mittelalterliches Feudalleb rein und scharf ausgeprägt. Die Unterlage bildet der histori Kampf des adeligen Ritterthums in seinem zähesten Walten mit d aufstrebenden Städtewesen; das kräftige Zeitbild liegt voll und sch dend offen, nur daß im Hintergrunde mysteriös alter Fluch mitsp und im wilden Drama die Peripetie trägt. Des alten Thorberg eherne Figur gleicht einer finster drohenden Burgruine. Die Stri sind kräftig, das Gemälde scharf; einige idyllische Scenen du brechen lieblich den eisernen Gang. — Was hier mit rauh aber immerhin ritterlicher Größe und höherer politischer Bedeutu sich entfaltete, das wird in der gemeineren Figur eines „Kurt v Koppigen" zum leeren Faustritterwesen, ein im Ganzen wüstes Bil mit romantischen Zugaben versetzt und abschließend mit einer zu Uebrigen nicht passenden phantastisch-idealistischen und mit himmlisch Erscheinungen spielenden Bekehrung, die man wieder als die haltlos und wenig lebensfähige Kehrseite zu dem wahrer gehaltenen En des Thorbergers bezeichnen kann. — „Die schwarze Spinne" st eines der düsteren Sagenbilder dar, wie sie so gern im Volksglaub sich ausbilden und erhalten. Die Einrahmung ist glücklich: d schweizerische Bauernleben bei einer Kindstaufe, fröhlich und geschäft giebt den Vorgrund, auf dem sich die quälend finstere Vollstrecku eines teuflischen Fluches in glücklichem Contrast abhebt. Das Gemä von dem schauderhaften Walten der schwarzen Todesspinne, die leb vollste Personification einer unabwendbar und unberechenbar in ihr ansteckenden Gange vorschreitenden Pest, ist meisterhaft, aber schauerl erschütternd; es weht der Teufelsspuk durch alle Striche. Das zw malige Auftreten unter ganz gleichen Zügen und mit gleichem A hören durch Opfertod ist zu viel gethan und dient höchstens der Sch derung des Sündenlebens und der Lehre.

Das die verschiedenen Tonarten, die er in seinen Geschichten u Sagen anschlägt; im Ganzen sind sie nach Form und Geist rei gehalten als sonst Vieles bei Gotthelf.

In den zwei Jahrzehnten von 1836—55 hat Jeremias Gotth ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, eine lange Reihe seiner Bilder u

ngen verfaßt, dabei aber nur zu seinem Nachtheile sich ent- Härte und Verknöcherung der Tendenz, Nacktheit der Malerei m gemeinen Leben, Unreinheit der Sprache, Mangel an Ge- und ästhetischer Zucht, die ohnehin in dem Wesen seines angelegte Breite und Eintönigkeit, womit er seine „hollän- Naturwahrheit verfolgt, haben mehr und mehr die ausgezeich- üge überwuchert.

as Auerbach fürs Volksleben, das ist

Adalbert Stifter

turleben, eine träumerisch liebend ins kleine Treiben der Natur- ngen versenkte Seele, von leichter Vibration, erstaunlicher Feinheit heit. Der deutsche Töpffer mit der einzigen Nüancirung, daß Stifter onen zur bloßen Staffage der Landschaft herabsetzt, während s Umgekehrte thut! Man möchte sagen, daß derselbe Sinn Talent erzeugt habe. Die Uebereinstimmung springt schlagend wenn man z. B. „Aus der Mappe meines Urgroßvaters“ vergleicht mit dem „Presbytère“. Im Verlauf ist auch bei die Naturmalerei zurückgetreten und mehr eine Neigung aus- worden zur Darstellung bizarrer Lebensbilder. — Es giebt wo Stifter Etwas von Jean Paul hat, andere, wo er in nnigen Innigkeit an Leopold Schefer erinnert, endlich solche, mit Auerbach berühren, obschon die beiden Talente nach ihren und ihrer Richtung stark aus einander gehen. „Der beschriebene a“ (1845) verfolgt ganz die Richtung von Auerbachs „Tonele mit

Es ist in dem deutschen wie in dem Genfer idyllischen Novellendichter dieselbe Freude am Jugendleben, die gleiche, fast jungfräulich verschämte Reinheit, ebendasselbe liebende Verständniß aller der kleinsten Züge des Lebens in Stube und Garten, Wiese und Wald, endlich die nämliche behagliche Geschwätzigkeit und kindlich fließende Wortfülle, wie wenn Großpapa am Kaminfeuer den Enkeln erzählt. So wenn er gleich im ersten Stück der 1844—51 erschienenen „Studien" („Der Condor", 1840) die Mondscheinspaziergänge eines Katers auf den Dächern begleitet und Conversation mit ihm pflegt, so wenn er („Feldblumen", 1840) die träumenden Wünsche seines Herzens verfolgt, Alles so harmonisch, so schön, so unendlich ruhig und klar und einfach natürlich sich in einander fügend; so wenn er („Der Hochwald", 1841) das erste romantische Begegnen zweier still Liebenden begleitet und dem Flüstern des Waldthales und den Schlägen der Herzen folgt oder (zu Anfang desselben Stückes) im Waldgebirge das großartig epische Stillleben der Alpennatur erschließt oder (im „beschriebenen Tännling") dasjenige der Holzschläge in den großen Forsten und mit den doppelten Phasen seiner Gestaltung; so wenn er („Aus der Mappe meines Urgroßvaters") durch wohl zwanzig Seiten hin ein wunderliches Frühlingsaufthauen malt bis in alle feinsten Nüancirungen im Spiel der Eisnadeln und der aufbrechenden Winterstille und dem Fegen des Sturmes in den ersten Frühlingsnächten. — Das ist eben jene heimlich zitternde Poesie, die in seinen schönsten Jahren das Knospen des jugendlichen Herzens begleitet, die den Jüngling auf die nächtlichen Wellen des Waldsees oder auf die in Morgengluth leuchtenden Spitzen der Eisberge hinausführt und der träumerischen Jungfrau das Blumenleben naheführt; die am liebsten mit der Natur redet, sie weiß nicht was? weil ihr ist als verständen Strom und Wolke und Welle und Blume vertrauter als das eigenwillige Menschenherz die inneren Harmonien. Was sollt es Anderes sein als diese innere „Bibliothek von Poesien", die fast immer ungehört und unverstanden zu Grabe geht, oft so früh und so lange vor uns, was Anderes sollt' es sein, das in diesen allereinfachsten, ganz kunst-, ja fast inhaltlosen Portraits („Das Haidedorf" 1840, „Die Narrenburg", 1841) trotz eines spielend weitschichtigen und wortreichen Ausmalens — das Geschwätzige liegt hier so nahe — und trotz unsrer angeborenen Vertrautheit mit all den Dingen das

it das Gedehnt-Bequeme in der Schreibweise auf, das seinen
at in der mit hausväterlichem Begnügen den kleinen Zügen
eten Anschauungsweise und bis zum Langweiligen gehen
nd es ist gut, wo etwa die Tragik des Geschickes von dem
chen und einförmigen Lebensfluß ab auf gewaltigere Partien
Sehr ungleich verhält er sich in seinen befremdenden Lebens-
Es ist nicht eben das Unbegreifliche oder ganz Außergewöhn-
ohl aber das im Leben Mögliche, das er mitspielen macht,
so seltsamer Verkettung und Anhäufung, daß es ein ganz
s Gepräg' annimmt und zumeist ein ausnahmsweises Lebens-
ausmacht. Er kann dabei abirren zu Lebensbildern, die
derspruchsvollen Eindruck machen, bis zum Widersinnigen
führt sind und jedenfalls in der Wirklichkeit nur als abnorme
. Und anderseits wieder hat er rein und einheitlich gefaßte,
h ausgeführte, spannend entwickelte, menschlich tief ansprechende
ngen von seltenster Ursprünglichkeit und Naturfrische, wobei
t des Erzählers die ist, daß sie gar Nichts hinzuthut; es
wahre Perlen der Erzählung, und zwar auf dem Felde der
realistischen Anschauung. Wenn er ein in seiner Natur fast
einfaches und mit individueller Treue gezeichnetes Seelenbild
eine feste, tief verschwiegene, bedeutende Welt des Geistes,
m er gar mehrere solcher Bilder zu einem Familiengemälde
erreiht und sie organisch zusammenpassen macht mit der
handenen und eben so wiedergegebenen Schönheit einer in



besonders fesselnd. — Seine Schriften spiegeln durch die Grundstimmung, das Colorit und die Schilderungsfrische immer die ihm innewohnende Liebe zu Malerei und Musik ab.

Stifter mit seinem individuell gefärbten, meist feinen und zarten, aber, wo es paßt, auch kräftigen Styl, der vollständig harmonisch, die reine Poesie seines Gemüthes und den Adel seines Charakters wiedergiebt, ist einer der besten Prosaisten unsrer Literatur. Fast ganz abgezogen für sich stehend in einer eignen Welt des Gemüthes und der Natur, bildet er einen ihm selbst unbewußten Gegensatz zu der Mehrzahl unsrer neuzeitlichen Schriftsteller und dem lauten Tagesleben. Es ist die sympathisch anklingende Seele, die ihm, sinnig beschaulich, voll epischer Ruhe und Klarheit, die Natur malt. In größeren Compositionen macht sich, ganz wie bei Töpffer, der Mangel an Handlung spürbar.

Der englische Roman.

Das Auge trifft alle Schattirungen des französischen und deutschen Romans wieder in den wenigen ersten Rang behauptenden, ungewöhnlich fruchtbaren Vertretern des englischen; historische und phantastische Stoffe, idealistische und realistische Richtung, Alles mit demselben, nun einmal übermächtig in der Zeitströmung liegenden Gepräge, höchstens etwas englisirt. Wir verharren also innerhalb derselben Kreise und thun nur einen kleinen Schritt weiter, wenn wir übergehen auf

den englischen Roman.

Aber nicht blos Ton und Inhalt, auch die Schicksale dieser Schrifterzeugnisse, ihre ungeheure Verbreitung in den Originalen, Uebersetzungen und Nachahmungen beweisen uns auf jedem Schritte, daß sie Gemeineigenthum der ganzen Leserwelt geworden sind (ist ja Coopers amerikanisches Revolutionskriegsgemälde „The spy“ gar ins Persische übersetzt worden!).

Drei Namen stellen alle Schattirungen in hervorragender Ausbildung dar: Bulwer, Boz und Cooper.

In Bulwer liegt eine Mischung, Real-Idealismus; Realist nach Stoff und Studie und Absicht, ist er Idealist nach Seiten der Gestaltung, in großen Gebilden vorgehend, die Schilderungsgewalt der Franzosen mit der Reflexion der Deutschen verbindend.

Bulwer
(Sir Edward Geoffrey Earle Lytton),

von 1826 bis über 1860 hinaus in außerordentlichem Maße product scheint durch zwei Factoren: die Einwirkung einer literarisch gebilde Mutter und den Einfluß des reichen und vielgestaltigen socialen u politischen Weltlebens seines Vaterlandes, schon sehr früh zur Reifu eines bedeutenden schriftstellerischen Talentes gelangt zu sein, das 18 mit „Pelham" zuerst Aufmerksamkeit erregte und zugleich den ih entsprechenden Romantypus fand. Er ist gleich Boz ungeheuer vi gelesen, nachgedruckt und in alle Sprachen übertragen. Bulwer h sich auch im Drama und Epos versucht und auf jenem Felde na dem ersten Versuch, Bruchstücken eines dramatisirten „Eugene Aram vollständige Stücke geliefert, über welche das allgemeine Urtheil se richtig sagt, daß sie dem theatralischen Effect zu liebe, dessen glü liche Verfolgung doch nicht seine Stärke ist, die großen geistig Vorzüge seines Wesens zurücksetzen. — Als er ungefähr in der Mi seiner schriftstellerischen Laufbahn stand, begann die Kritik sich v schiedentlich gegen ihn zu richten und namentlich auch seine Fruchtb keit anzugreifen; er spielte ihr einen gelungenen Streich, indem Mehreres, was den ungeheuren Beifall seiner früheren Arbeiten ernte anonym herausgab. — Politisch hat sich Bulwer, der zwar auf dies Felde nie eigentlich bedeutend war, rückläufig entwickelt; er ging v den Whigs allmälig zum entschieden toryistischen Conservatism über und schrieb 1850 gegen das Freihandelssystem. Auch neigte er s mehr und mehr mystischen Ideen zu, denen die „Strange story" (18 Ausdruck gegeben hat.

Bulwers Charakteristik knüpft sich passend an einzelne Hau erscheinungen seiner Muse, wobei von dem ihm nächst stehenden ze genössischen Welt- und Gesellschaftsbild aus zum historischen Rom zunächst mit dem ganz überwiegenden Romanelement und von d mit steigend historischer Färbung mag übergegangen werden.

Fürs erste Genre ist gleich auch das erste Product „Pelha Abenteuer eines Gentleman" am schärfsten und vollkommenst bezeichnend. Pelham ist ein mit entschiedner Auszeichnung durc geführter, humoristisch romanhafter Lebensspiegel aus der vornehm

en Gesellschaft. Es glückt wohl selten, eine so vollständige
nstimmung zwischen Stoff und Form, Ton und Geist durch-
n, wie sie hier mit frappanter Sicherheit bis ins Detail gesetzt
er leichte, sarkastische, absolut geistreiche, über das Schwerste
ende, elegante Ton ist eben auch gentleman-like, das voll-
angemessene Kleid für das Innere jener Kreise, die nur für
lt leben und vollständig in ihr aufgehen. Bulwer kennt Welt
enschen: es ist in diesem allseitigen Spiegelbilde der ganze
der Salonweisheit niedergelegt mit bemeisternder Selbstironie.
äre „Pelham" nur das, so hätte er keine Tiefe; aber Bulwer
hr hinein: der Charakter Pelhams selbst, ein viel combinirtes,
erer Einheit der reichsten und verschiedensten Farbenmischung
enes Meisterstück, enthält einen schweren und kräftigen Kern;
die zur Ganzheit gewordne Durchdringung des Weltmannes
ilosophen, eine unter der Voraussetzung bedeutenden, über-
den Geistes allerdings durchführbare Lebensstellung, und so
dieser Charakter durch eine gewisse principielle Tiefe und
Ernst des Gemüthes mit all der stutzerhaften Leichtfertigkeit
Weltlebens aus. Glanville ist, mehr noch als der routinirte
nn, eine absolut moderne Gestalt, von jenen in der Literatur
ig und mit so viel Vorliebe behandelten Unglücklichen, die eine
it des Geistes bezeichnen, welche gegenüber dem oberflächlichen
ialismus der letzten Jahrzehnte mit ihrer idealeren Vertiefung
ls Gesundheit erklärt werden dürfte: Er stirbt an dem einzigen
nden Rachegefühl, das den von niederträchtig falscher Freund-
hmachvoll an seiner Liebe begangenen Verrath mit der starren
ntheit der fixen Idee verfolgt, — ein bizarres, gewaltsam
ndes, erschütterndes Seelenbild. Mit ihm, mit Thornton und
diesen zwei Ungeheuern, die das moderne Gesellschaftsleben
satz gebiert, stehen wir ganz auf dem Boden des französischen
s: Personen, Scenerien, Begebnisse, schreckend, abnorm, sind
lig französischer, heftig bewegter Phantasie, fast mit gleicher
g der schwarzen Farben verfolgt, nur daß über den Auswüchsen
Lebens jener geheimen tausendköpfigen Verdorbenheit, das
zwischen den niedersten Lasterhöhlen unbekannter Elendgäßchen
n Prunksälen der Höchsten in der Gesellschaft hin- und her-
lt, der Schriftsteller festere Ruhe des Blickes wahrt. Im

Uebrigen mahnen gewisse Scenen sehr bestimmt an französische; so hat Pelhams Besuch im sogenannten Clubhause etwas Verwandtes mit Victor Hugos Cour des miracles in „Notre-Dame“, — nothwendig, denn die Ausströmungen des niedersten Lasters gleichen einander überall, wenn man für sie London und Paris ansetzt. Die Nebencharaktere sind so lebendig und sprechend, daß man sie allerdings für wohl durchstudirte Portraits aus dem Leben halten möchte. — Die Durchführung hat das Eigene, daß sie überwiegend in eine ganze Reihe von Genrebildern aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben zerfällt, deren jedes eine klare, für sich bestimmte Seite in ablösbarer Rundung gestaltet; zu den ausgeprägten mit je sicher beherrschter Variation des Tones zählen: die Familiengeschichte zu Anfang mit einem mächtig überlegenen weltmännischen Humor, dessen lachende Striche tiefer einschneiden als morose Moralpredigt; völlig desselben Geistes und Tones alle Salon-Begegnisse und -Gespräche in der fundamentlosen Zerfahrenheit ihrer boshaft witzelnden Halbcultur; die Liebesgeschichte des Sprachmeisters Margot, zwar nicht ganz von neuer Erfindung, aber kostbar burlesk, nebst ihrem ebenbürtigen Pendant von dem Liebesangriff der Pariser Hotelbesitzerin; die Spielgeschichte im Palais Royal, wuchtig in der aufreibenden Düsterheit jener aufreibenden Abenteuer; die Wahlbesuchsgeschichten um einen Parlamentssitz ꝛc. Erst die letzten Theile schreiten mit innerlich strengerem Verbande vor, und damit nimmt eine neue Seite der Composition ihre volle Gestaltung.

Den historischen Roman in seiner am meisten romanhaft idealisirten Weise stellt „Rienzi“ dar, dessen ganze Composition nach dem in der Vorerinnerung durchgeführten Grundsatz entworfen ist, daß Gestalten wie dieser letzte römische Tribun ausgesprochener noch das Eigenthum des Dichters sind als dasjenige des abstracter urtheilenden Historikers, und daß jener mit seiner poetischen Durchdringung ihnen leicht gerechter wird. So ist Rienzi absolut aus dem Standpunkte der idealen Hoheit seiner Träume von altrömischer Größe, der tief religiösen Begeisterung, des visionären Vertrauens auf sein und seines Staates Geschick gefaßt; es ist in die Werkstatt seiner Gefühle eingegangen, es sind jene nächtlich verborgenen Stunden einer in sich kämpfenden Geistesarbeit verfolgt, deren stille Gründe allerdings zum größten Theile nur des Dichters Eigenthum sind. Die Momente, da der

Dichter die schweigende italienische Nacht und die Gedanken der alten Hoheit und geheim zitternde Ahnungen über die heftig wogenden Seelen seiner Helden hinstreichen läßt, unerklärlich, geheimnißvoll, entalten mächtigen Reiz; die gewaltigsten Geistesmomente und die verhängnißvollsten Fügungen (Montreal und sein Sohn) sind einer großen Gestaltung dienstbar gemacht. So steht des Tribunen Gestalt rein und leuchtend da, und alle jene Kleinlichkeiten, jene eitlen Schwächen und phantastischen Würfe in dem wunderlichen Manne, an denen die alte Richterin Geschichte, zumal wenn sie mit dem ungläubigen Verstande des Gibbon'schen Skeptizismus genommen wird, sich stößt, verschwinden in dem intensiven Licht eines tieferen Geistes; das ist in der That für den Dichter die einzige lohnende Auffassung. Die mächtige Gestaltung des merkwürdigen historischen Stoffes und der ernschwere Wechsel der Leidenschaften ersetzen hier das, was das Uebersiegen der Gedanken des Schriftstellers und die formale Durchdringung der Materie im Gesellschaftsroman thun. Das Sittenbild von dem verdorbenen Raubadel und dem niedrigen, höchstens durch theatralische Maschinerie zu begeisternden Pöbel Roms ist in seiner schneidenden Schärfe nur zu richtig; der Dichter hat zwar nicht eben recht, wenn er den Fall des phantastischen Mannes viel weniger in seinen eignen Fehlern als in der Feigheit, Unbeständigkeit und dem gänzlichen Mangel an Opferfähigkeit bei einem Pöbel findet, welcher der Freiheit nicht würdig war; war ja Rienzi ein Sohn desselben Geschlechtes und die Schuld wohl zu gleichen Theilen an der Masse und ihrem Führer gelegen! Wahrhaft gewaltige Momente in erschütternder Gestaltung sind: die florentinische Pest, nun schweigend furchtbar wie der geheime Schritt des Würgengels selbst, nun wüst lärmend wie das letzte Aufflackern der Lust eines wahnwitzig entfesselten Lebens; Manches, wie der seltsame Liebeshof, erinnert an Boccaccio, und es wäre ferner sehr interessant, diese absolut moderne, bis in den Pesthauch und Moderduft hinein greifbare Fassung mit der Thukydideischen zu vergleichen. Die Krone des Werkes aber bildet Rienzis und des Capitols Fall, wahrhaft antik großartig, als rase die wahnsinnige Vernichtungsflamme einer im Aufdämmern zerstörten Weltperiode der Freiheit.

Eine ungefähr zu gleichen Maßen aus Roman und Geschichte glücklichster Vermählung gewobene großartige Composition ist „Der

letzte der Barone". Der sehr weite Plan ist mit erstaunlicher Siche heit und Gleichheit durchgeführt, eine ruhige Consistenz mitten in d wogenden Fülle des gewaltigen Materials, das in dramatischer En faltung abfließt. Das Spiel der auf dem größten Felde sich tun melnden welterschütternden Leidenschaften in seinem blutigen Schlach getöse und den finster brütenden Planen der ob den wilden Herze lauernden Nacht durchläuft mit Riesenschritten seine Stufen. Da Eindringen in die Zeit und das gigantische Geschlecht des Kampfe der beiden Rosen ist ein tiefes, ernstes, mit einem Geiste, über den zugleich die wuchtige Strenge der Geschichte und das ideale Spie der Tragödie harmonisch wachen. Warwick, der Königmacher, di riesenhafte, ehern geschlossene Gestalt, ein Prachtbild, ist der letzt Gewaltige jenes ungemessen mächtigen Feudaladels, der eben den Wehen einer neuen Zeit erliegt, und mit seinem Sarge wird gleich der ganze stolze Glanz der alten Baronie zu Grabe getragen. Robi von Redesdale ist der ruhelose, ahnende Kopf des Volkes, das mi dem Adel dem Bunde zweier neuen Gewalten erliegt, weil seine Ze noch nicht gekommen. Alwyn ist der sicher rechnende Verstand de gewerblichen Bürgerstandes, der eben einen leisen aber festen Schri in die Geschichte hinein thut. Eduard III. und Gloucester bezeichne zwei verschiedene Richtungen im gewaltsamen Aufsteigen eines von alten Adel emancipirten und mit dem Bürgerthum coalirten König thums mit seinen Tendenzen zum Absolutismus. Die unerforschbare Abgründe in der Natur des letzteren verhängnißvollen Fürsten werde hier durch die Entwicklung des Jünglings hin wie finstere Schach beleuchtet. Nehmen wir noch in Hastings die chevalereske Leichtfertig keit des neuen Adels und in Warner das unheimlich vom Wah bestimmte Geschick eines verfrühten kühnen Denkers, so sehen wir u diese Gruppe den ganzen Lebensstrom einer an Umstürzen so übe reichen Zeit sich ergießen. Das romanhafte Element liegt mit zartest Jungfräulichkeit in Sibyllens unglücklicher Liebe. Die Studien de That und die des Herzens, welche dem großen Zeitbild zu Grund liegen, sind sehr bedeutend und von seltener Durchdringung.

Nehmen wir endlich den letzten Sachsenkönig „Harold", so habe wir eine so entschieden historische Bildung vor uns, daß davor da Romanhafte ganz zurücktritt, und wir theilen die kritische Ansicht von damals nicht, welche behauptete, daß für einen Roman zu viel gelehrte

Ballast, für eine Geschichte zu viel romantische Zuthaten da seien. Auch „Harold“ ist im großen Style des Zeitenbildes hinausgeführt, und wieder macht sich die Festigkeit und bedeutsame Einheit einer groß entworfenen Composition entscheidend geltend. Das Moment des altnordisch-heidnischen Seherglaubens zieht in der Wala seine unheilvollen Zauber in erschütternden Schwingungen hindurch; um so milder steht Ediths herrliche Lichtgestalt als guter Engel da, bis ihr reines Bild mit Harolds großartiger Heroengestalt im Einen großen Fall des Schlachttages von Hastings versinkt.

Damit stehen wir am nächsten der reinen Geschichte, die Bulwer in seinem Werk über Athen ebenfalls angegriffen hat.

In der Vereinigung folgender hervorragender Eigenschaften: philosophische Durcharbeitung des Stoffes, Größe der Reflexion, Reinheit und Harmonie der Diction, Adel des Gedankens und Geist des Ausdrucks, Reichthum der Erfindung, Freiheit und Feinheit der Beobachtung, tiefe Wahrheit des psychologischen Blickes, vor Allem aber Einheit und Großartigkeit der Compositionen, die als volle und runde Ganze ihren Stoff erschöpfen, kommt kein Zweiter unter den englischen Romanschriftstellern ihm gleich. Wahr allerdings, daß die meisten dieser Eigenschaften mehr einen reflectirten und durchstudirten Grundzug als den der ursprünglich quellenden Eingebung haben, unrichtig aber, daß sie darum weniger ergreifen. Die einfache Wahrheit des realen Lebens darzustellen war ihm nicht so wohl gegeben.

Ihm zur Seite steht der reine Realist, wenigstens mit Bezug auf die Auffassung und Stoffaufnahme, der mehr im Kleinen sich bewegende, eminent sichre Genrezeichner, der Töpffer des englischen Großstadtlebens, für unser Jahrhundert Englands erster Humorist, lebenvolle, verkörperte Gemälde schaffend.

Boz
(Charles Dickens)

ist von 1836 an drei Jahrzehnte durch mit einer großen Zahl i
ihrer Mehrheit kleiner, novellistisch angelegter Arbeiten herausgerück
die mit den Illustrationen von Cruikshank und Phiz stark verbreitet sin

Boz hat einen von Walter Scott und Bulwer grundverschiedene
Charakter. Es ist bei ihm im Allgemeinen keine Spur von der gro
angelegten Composition, von der strengen Durchführung eines weite
und einheitlichen Planes, von Größe der Gestalten, von idealem G
halt 2c. Er trägt von Anfang bis zu Ende das Gepräge des meh
zufällig Componirten, des Genreartigen, des Kleinlichen, und danebe
in den Einzelzügen des ausgesprochenst Realen. Was ihn lesen mach
was ihn vielen Kreisen beliebt macht, das ist ein sehr gewandte
Auge für alles mögliche Detail, für alle Zufälligkeiten und Scha
tirungen des Weltlebens, und der zweite, damit parallel laufend
Grundzug ist der unerschöpfliche Humor, der die ganze spielende Au
fassung der Lebensverhältnisse, die ihm zur Unterlage dienen, in imme
frischen Strahlungen und mit keckem Scherz begleitet. Seine Scene
dramatisiren sich mit der leichtesten Gewandtheit, und ein guter The
der bunt durch einander sich bewegenden Personen bleiben als Or
ginale im Gedächtniß haften. In Bezug auf Wirklichkeit und Idea
spaltet sich seine Thätigkeit ganz entschieden, und je nach der Seite
die er dem Auge bietet, geht er vom puren Naturalismus zum Idea
lismus über. Während die Detailzüge sammt und sonders mit de
markirtesten Bestimmtheit der Beobachtung entnommen und absolu
Copien des Lebens sind, wird dagegen die Portraitirung im Ganze
durch das Gruppiren der Züge und den Gang seiner Geschichten s
völlig zum rein erfundenen Phantasiebilde, daß er sich darin auf
Genaueste mit der französisch-romantischen Schule berührt, dere
Schrecken er aus Londons Wirrsalen eben so entschieden aufgreift un
von einem eben so tiefdunklen Grund abhebt wie jene die Parise
obgleich die Farben vermöge einer unauslöschlichen Zumischung natü
lichen Humors hier weniger grell an die Oberfläche treten. Die Mass
der in einander verwobenen Gestalten und Lebensscenen ist wahrhaf
überraschend. Seine Fehler und Vorzüge sind übrigens wenige

dividuell, sondern liegen in einer ganzen Richtung der Novellen- hriftstellerei, von der er freilich ein hervorragender Vertreter ist.

In den kleinen Erzählungen von ganz willkürlicher Erfindung Boz ein Anderer und entschieden ansprechender als in den langen manen; in diesen ist ein sicherer Plan eigentlich nie zu finden, und en kann blos die genreartige Scene, aber auch die stellt oft blos n verrenkten Realismus auf. Seine Schriften haben meist den trich, zu einem capitelweis journalistischen Lesen zusammengeschrieben sein. Neben dem Verzerrten spielt das Abscheuliche eine große lle. So ist in „The life and adventures of Martin Chuzzlewitt, relatives, friends and enemies" das Verhältniß von Anthony seinem Sohn Jonas mit einer selbst im elendesten Leben wohl emen Rohheit durchgeführt. Er hat eine geläufige Gewandtheit, n und Sprache gewisser Stände nachzumachen; aber in dieser Nach- mung wie in überwiegenden Partien seiner Erzählung, die oft nur verhältnißmäßig spärlichen Inhalt haben, verfährt er mit der ge- mäßigsten Breite, welche den Charakter gemächlicher Plauderei nimmt. Ein starker Theil seines Erzählungsstoffes führt uns die Schwindeleien und Betrügereien der beiden Welten ein und t offenbar darauf aus, das Charakteristische aus diesem Gebiet mal mit Bezug auf die jung emporgetriebene amerikanische Welt, n mit Rücksicht auf die alten Cloaken europäischer Verderbniß, Weltstädte wie London, specifisch herauszuheben; jedenfalls geht aus eine Reihe von Situationen hervor, die als Curiosa gelten nen; es ist darin so zu sagen ein Realismus der phantastischen llkür, wie sie sich bei ihm etwa auch im Wechsel der Personen und Umspringen mit Zeit und Ort geltend macht.

Das Natürlichste und eigentlich Specifische an Boz' Talent ist die den „Sketches" („Londoner Skizzen") repräsentirte Art, die ohne weitere Combination eine ganze Reihe von unabhängigen Genre- chen giebt, deren Charakteristisches der durchaus freie Humor und viel geübte Beobachtung des Kleinen ist — überall portraitirbare alität. — Aber auch in größeren Stücken („The posthumous papers the Pickwick-Club", „Nickleby" ꝛc.) ist sehr wenig Composition, für das durch willkürlichen und unbändigen Humor bestimmte Anein- derreihen verschiedenartiger Abenteuer und Irrfahrten, Anecdoten d Bilder, die bunt durch einander laufen. Seine Farben, im selben

Stück, sind schreiend verschieden, vom lachendsten Bunt bis zum finstersten Schwarz; bald überwiegt das Eine, bald das Andere. Die Personen, die Hauptspieler meist eine Art Abenteurer, sind gewöhnlich ganz markirt gezeichnet, oft zum Malen, gutentheils Originale, allerdings mehr nach des Verfassers launischer Phantasie als nach dem Leben. Nicht selten sind es Zerrbilder, so in der barocken, zerrissenen, überladenen Familiengeschichte des Martin Chuzzlewitt zumal der alte Sonderling Martin und der speculirende Heuchler Pecksniff, die am vollständigsten gezeichneten Gestalten; und ihnen allen ist am Schluß die romanhafte Gerechtigkeit angehängt. Oder sie sind trotz der Versicherung des Autors idealisirt; so im „Nickleby" die Gebrüder Cheeryble und noch mehr ihre Schützlinge mit ausgeprägt deutscher Gutmüthigkeit und einem Zuschnitte, der überhaupt nur in frühere Zeiten paßt. Von Werth sind seine sehr farbigen Schilderungen aus dem Volksleben, so die des Cricketspieles, der Parlamentswahl in einem Burgflecken, eines Fancydress-Bankettes, einiger erbaulichen Gerichts- und Advocatenscenen, zumal einer köstlichen von der Jury, das mit schlagender Lebenskraft erfaßte der Yorkshirer Schule und ihres Vorstehers, der liebenswürdige Streit der sämmtlichen Chuzzlewitts um des feindlich gesinnten Erbonkels Gut, das sie gerne hätten, u. A. m., Dinge, die man von der Straße genommen nennen möchte.

Legen wir an zwei Beispielen seine leicht und einfach lieblichen Erfindungen freundlichen Charakters dar: „A christmas carol in prose" und „The cricket on the hearth", aus dem neuen Genre der Weihnachtsschriften seit 1843. Dort ziehen unter der Gestalt von Geistererscheinungen die verschiedenen Christtagabendfeiern in ihren ewig ansprechenden Bildern und Formen dem Geiste vorbei, und ihre eindringliche Lehre bekehrt einen verstockten geizigen Sünder zum Menschenfreund. Es ist eine ganz rein gehaltene, weiter ausgeführte Variante etwa zu Jean Pauls „Traum eines Jünglings am Neujahrsabend". Die Christtagfeiern selbst, Bilder aus dem Leben, sind innig sprechend, und es ist immer etwas Eigenes um ihren Geist; ihr auch im idealisirten Kleide doch glücklicher Realismus, heimisch ergreifend, spricht hier tiefer zum Herzen als die zwar brillante Phantasie Jean Pauls. Das zweite Stück leidet zwar mehr als das ohnehin mit höherer Phantasie entworfne erste an den disparaten

lementen der verwirrenden und durch einander werfenden Laune; och söhnt das durchaus Heimelige und Trauliche, das im Heimchen-zirpe gleichsam den Schutzgeist des glücklichen Familienheerdes singend wirken läßt, mit den Unebenheiten aus, und in dem kleinen Bilde gt anmuthende psychologische Wahrheit.

Nehmen wir ferner als Muster der gelungenen unter seinen neuesten erken die „Hard Times", so begegnen wir einem wesentlichen Fort-ritt. Composition und Inhalt haben gegen früher eine weit sicherere nsistenz und Einheit angenommen, und hier erst läßt sich von en und eben so von bestimmter Zeitanschauung reden. Die Er-hung zum Mechanismus und Materialismus, von den Männern r „Thatsache" aufgestellt, wenn auch in etwas bizarren Formen nommen, ist hier doch in ihren die Seele verderbenden und den ist verrenkenden Consequenzen das warnende Bild von der Grund-nkheit unsrer Zeit. Die systematische Austrocknung jeder spontanen elenbewegung, eines der Momente unsrer heutigen Weisheit, treibt die Frucht ihres dürren Elendes. Die Blicke ins Arbeiterleben d mit viel Gemüth aufgenommen, haben etwas ungemein Inniges, nmuthendes und fesseln durch ihre psychologische Wahrheit. Der le Stephen und Rahel, mit dem Zauber des unabwendbaren glückes bekleidet, sind erhebende Lichtgestalten mitten aus den terften Schichten heraus; bei ihrer Zeichnung hat eine wahrhaft ne Künstlerhand gewaltet, und sie heben sich von dem dunklen unde des Volkselendes und der Volksverderbniß mit fast ver-ärter Innigkeit ab. — Der Blick hat an Ernst und Tiefe sehr wonnen, und die Seelenzustände mit dem vollen Verständnisse des rzens dargelegt.

Aus sich und dem reichen Volksleben genährt, das er mit sei-ner Anschauungskraft erfaßte und mit nicht geringerer Frische und chärfe schilderte, dabei von harmloser Gutmüthigkeit des Humors d vieler Herzenswärme, die ihr Talent gern der Belehrung und terhaltung zuwandte, hat er durch diese Volks-Romane und -Novellen n einer Art, wie sie vor ihm nicht da war, hohen moralischen Ein-uß auf alle Stände gewonnen.

Der directe Gegensatz zu Bulwer, ganz volksthümlich, giebt ich Boz nie der Reflexion hin, sondern malt und bildet; er giebt

Gestalten und Farben, Fleisch und Blut, und seine Gedanken wandelnde Personen.

Als Dritter ist der zu einem guten Theile bereits in die vo Periode zurückweisende amerikanische See- und Volksstamm-Maler zureihen, realistisch und phantastisch zugleich.

James Fenimore Cooper

ist gleich Dumas als ausgezeichneter Erzähler zu beurtheilen, hat mehr Züge von bleibendem Gehalt; mit jenem theilt er das Strömen der Erfindung und die hinreißende Lebendigkeit der Spr wahrt aber mehr Logik im Zusammenhang. Sein Gebiet ist doppeltes: die Schilderung der Rothhäute in Rath und Schlacht, Cooper stetsfort dieselbe, die jedenfalls zu interessiren versteht, daneben die malerische Darstellung der furchtbaren Kämpfe schleichenden Intriguen zwischen diesen Indianern und den drängenden Weißen. In diese primitiv amerikanische Waldn hinein passen die Gräuel jener teuflischen Gestalten (Magua in „ last of the Mohicans"), die in ihrer Verdorbenheit einen Mi zustand charakterisiren zwischen angeboren kalter Grausamkeit angelernten Kniffen und Lüsten. Die Phantasie des Grauens unter diesen grandiosen Naturobjecten und in diesen verqui Verhältnissen einer erst gewaltsam aufgewühlten und zunächst zu verderbten Zwittergestalten führenden Berührung huronischer Unc mit europäischer Ländergier freier und naturgemäßer, als sonst neue französische und englische Roman sie in unseren hochcivilis Hauptstädten unter nicht minderen Gräueln umherjagt. So rühren sich die Getriebe trotz der ganz verschiedenen Welt aufs Er mit den gewohnten unsrer modernsten Romangattungen. Leben Charakter der kupferbraunen Stämme und ihrer Wälder ruhen je falls auf naturtreuer Beobachtung. Manches erinnert an Chat briand. Ob in Beiden die zarten Striche eben so wahre R treffen als die rauhen? Natürlich beschäftigen ihn dabei lebhaft Gefahren der ersten Ansiedler in den amerikanischen Urwäldern

der Indianerüberfälle. Die Personengestalten sind, wenn
romanhaft überladen, doch den ausnahmsweisen Lebens-
vollkommen gerecht (Hawk-eye). Seine Auflösungen geben
ionen, die in ihrem erschütternden Ausgang ein tiefmensch-
ühlen wecken — erschütternde Tragödien (so die Mohicans,
vohner ꝛc.).

rer Meister noch ist Cooper auf seinem zweiten Gebiet, als
Das Seeleben in seiner kühnst herausfordernden Gestalt
nen Bildern erschütternd nahe, und es geht jene ächt poe-
egung durch, welche bis zu den Raaen und den Spitzen
n den todten Körper des Schiffes in stürmischem Leben
rt und zum Liebling seiner bis in den Tod treuen Führer
ooper hat fast verschwenderisch die Stürme und Seegefechte
woren, aber sie schreiten in ihrem ächten schweren und
iste so sicher heran, daß auch das Ueberladene wieder von
gedeckt scheint. Die Schilderungen haben oft etwas wahr-
rtiges: das ist die alte See, aufgewühlt in ihren geheimniß-
iefen, und das Klopfen des Menschenherzens im Kampfe
jewaltigen Naturgeistern. Es ist Eine Spannung von den
prachtvollen Sturmbildern bis zu den letzten Sterbescenen
Cajüte. Der Seemann selbst und all sein Treiben und
hen in farbigen Zügen da als eigne, seltsam berührende
n der komischen Ungebärdigkeit und abergläubischen Bornirt-
m kalten Todesmuth und der eisernen Treue gegen Schiff
raden. Cooper kennt die Mittel und wendet sie reich und
ch treu an; er ist ein beweglicher Maler der Stürme der
der Seele. Das Excentrische, das im „Lootsen" eine selt-
lt schuf, ist am weitesten im „Red-Rover" getrieben und
em Personenbilde verzeichnet, das in seinen großartigen,
ich widersprechenden Zügen keine Substanzialität mehr hat:
are, fast dämonisch herrschende Seeräuber mit dem etwas
träumerischen Anstrich neben blitzartig auffahrender Leiden-
t der feinen Hochherzigkeit neben blutiger Wildheit ist eine
hundert Gestalten, wie der weit aus dem natürlichen Maß
etene sie bedarf und schafft, und dieses Ueberspannte in der
begreiflichen Gestalt steigt, bis es in eine Versöhnung aus-
vieder den Charakter des ganz Außerordentlichen trägt. So

macht er sich gern das geheimnißvoll Dunkle dienstbar in fins
Gestalten, die wie mit Geistermacht berühren. Einen um
thuenderen Abstich bildet es, wenn daneben freundliche, nai
komische Figuren in aller Leichtigkeit und Natürlichkeit über di
Schatten hinweghüpfen.

Was aber auch das Object sei, seine Bilder sind so w
lebenvoll, ja von so seelenhaft in reichen und mannigfachen Z
erschütternder Kraft, daß sie in einen allen meteorartigen
kungen willig folgenden Zauber verlocken. Der Geist folgt
angestrengt wie den französischen Schauerromanen, und d
und das ist das Bedeutsame, die Mittel viel natürlicher, selbst
die überall rein gehaltene Zeichnung von hinreißendem Leb
tonvolle und gesättigte Farbengebung, die in unruhiger L
erzittert, hebt auch das Unwahrscheinliche empor auf einem
von so mächtiger und natürlicher Lebenskraft, daß es Wahr
keit gewinnt. Ueber die Grenzen des Schönen geht er
Grauen nicht hinaus, das hebt ihn über die Franzosen und übe
Richtung der Engländer in Roman und Lyrik. Er verst
immer wache Spannung zu wirken und darin eine folgericht
sistenz zu entwickeln, durch welche die tollen Sprünge vermi
selber den extravagantesten Bildungen Natürlichkeit aufgedrü

Schon in früher Jugend hatte Cooper durch eigne E
die lebendigen Eindrücke aus dem Seeleben davongetrager
nachher so meisterhaft schilderte; der amerikanische Scott, h
dem großen englischen Geschichts- und Sittenmaler mindes
unumstößliche Popularität und den über die halbe Erde aus
Leserkreis gemein.

Das deutsche Drama.

Wieder braucht es nur einen nicht eben groß gemessenen Schritt, und wir stehen im

Drama der Zeit,

einer Production, die in der Masse ihrer Erscheinungen selber auch Tendenzwerk ist, ja eine Reihe von Grundstrichen aus dem Roman aufgenommen hat, zu dem sie gewissermaßen blos ein Appendix bildet, beides nicht zu ihrem Glücke. — Das Drama dieser Periode krankt an allen den Mängeln, die ihm in diesem Jahrhundert überhaupt anhaften. Unsre Zeiten und Generationen sind nicht dramatisch; sie haben wohl dramatische Bewegung in sich, aber Nichts von der ruhigen und sicheren Consequenz der Gestaltungskraft, die es fordert. Freilich treffen wir alle Gattungen vertreten: neben dem historischen, dem pseudohistorischen am reichsten das Tendenz- und Intriguenstück, am magersten das höhere Lustspiel, weitaus zahlreicher das Vaudeville und die Localposse, mäßig das Künstler- und Literaturdrama. Doch knüpft sich dieses ganze Productionsgebiet an wenige Namen. Der Productionswerth aber ist durch das schwächlich nachgebende Ueberlassen an vorübergehende Strebungen und Gedanken des Tages gar sehr geschmälert worden. Ein starker Theil dieser Dramen sind nicht für die Bühne geeignet und auch entweder gar nicht oder nur vorübergehend auf ihr aufgetreten, und es mag auch hier wieder gesagt sein: das Lesedrama ist nur ein halblebendiges Wesen. So stoßen wir denn auch auf eine ganze Reihe sogenannter dramatischer Ge-

dichte und auf eine nicht geringere von allerlei kleinen dramatisch Scenen oder bloßen Skizzen, was Beides für das Schaffen der gleich bezeichnend ist.

Wenn es fast ausschließlich das Junge Deutschland und französische Roman direct oder in ihren Verzweigungen sind, die Drama dieser Zeit tragen, so ist hiebei doch gleich ein wesentli Unterschied nach Stärke und Umfang der Betheiligung anzumerk Die französischen Romantiker betreiben das Drama nur nebenbei, es ist ihre schwache Seite; auch wo sie in ihm sich hervorthun wo oder geradezu vermeinen, eine hervorragende Stellung in die Literaturzweig eingenommen zu haben, ist es bloße Selbsttäusch Mit Ausnahme von Scribe, der denn doch wieder so viele Züge der Romanschule jener Jahre theilt, daß auch er füglich als ein bl Anhängsel zu ihr genommen werden durfte, mit dieser einzigen nahme reducirt sich das französische Drama auf eben diese Sch mit der es nebenbei zu behandeln war; nicht Ein französischer N bleibt hier neu zu nennen. Anders bei den Deutschen. Einmal weist Junge Deutschland, das Gegenbild des französischen Romans, u seinen ersten Namen solche, deren Thätigkeit sich fast gleichm zwischen den verschiedenen Haupt- und Nebenzweigen des Rom einer- und dem Drama anderseits theilt; dann aber kommt Reihe neuer Autoren hinzu, die ausschließlich dieser Gattung gewidmet haben, und nur sie sind es, welche zu betrachten bleibe

Die Auflösung der Form und der Principien ist bei beiden kern gleich groß. Das Gefühl der reinen Schönheit, die Kraft leb voller Charakteristik und Gestaltung, die Bedeutung eines gr Inhaltes von eingreifendem realen Gehalte sind bei beiden gl selten zu finden; es ist nicht gethan mit allerlei auf Stelzen marschi den Freiheitsphrasen, pikanten Stichwörtern, melodramatischen Effe und Parforce-Stücken, und Paradoxien ersetzen den Charakter Bald ist zu viel Kraft gesetzlos vergeudet, bald fehlt sie ganz. den Franzosen die vandalisch ungeheuerlichen Gestalten ihrer Scha roman-Phantasien, für die Bühnendarstellung vollends außer psychologische Wahn- und historische Zerrbilder, kurz Probestü Grauen und Verbrechen, wilde Leidenschaft bis ins Hyänenartige, systematische Pflege des schlechthin Häßlichen. Bei den Deutsc wo sie Kraft haben, dieselben ungeberdigen Auslassungen; wo

ng, gesunde Beobachtung; bei den Deutschen, selber dem einzigen ir, Alles eher als komische Ader, gut bürgerliche Alltagsscenen ausgebrauch mit eher sentimentalem Anstrich und nicht übler

Wie man auch urtheile, der Schlußfolgerung wird man sich entziehen können, daß der bedeutendste dieser Dramatiker Hebbel ffen Streben aufs Höchste ging, dessen Phantasie übermächtig, Denken trotz aller abnormen und abgerissenen Ungeheuerlich- ernst und kühn war, — eine aus titanenhaften Blöcken zusammen- Natur ohne Harmonie und Schönheit, aber angelegt zu einem ersten Ranges, hätte sie Maß in sich gehabt und Maß gehalten, e dazu bisweilen (so am anmuthendsten in „Agnes Bernauer" Michel Angelo") versuchsweise Ansätze machte.

Friedrich Hebbel

r zu höherer Kunstvollendung durchgedrungene Grabbe, von loser Größe in der Behandlung von Stoffen, deren verheerender etwas von meteorartiger Naturbestimmtheit annimmt, und von gewissen grauenvollen Cyklopenmaß in der Gestaltung von ren, die seinem zügellosen Geiste passen. Wenn er dabei das liche im Stoff und die Declamation, die in großen und wirren

Holofernes!); daneben aber scharfe Charakterzeichnung, fesselnde Dicti und blendende Sentenzen, majestätische Gedankenblitze neben hoh Phraseologie, ein Aufthürmen von Träumen und Zeichen, Wunde und fatalistischen Einwirkungen, Blut und Gräueln, und das Al läßt den Hörer nicht zum Besinnen und Ausruhen kommen. — B frappanter noch zeigt sich das unnatürlich Gespannte in seinem zweit Stücke von 1843, der „Genoveva". Wenn das Tieck'sche Trauerspiel ül denselben Stoff durch kraft- und marklose Träumerei langweilig wird, dasjenige Hebbels durch fortwährende Ueberstürzungen monoton. D ist gar keine psychologische Entwicklung, hier ist allerdings eine solche der Hauptperson, dem Bösewicht Golo, verfolgt, aber sie besteht in wei Nichts als einer Geschichte des Fiebers, das in seinen einförmig Stadien der Verzerrung der Seele abläuft. Es ist Alles Krankhei kein gesunder Faden an dem ganzen Geiste, der uns von einem wah witzigen Exceß in den anderen wirft und eigentlich im Taumel de Leidenschaft, nein des Wahnsinns, von Anfang an kaum mehr wei was er thut, obgleich er wie ein Philosoph über das immer wiede vorgebrachte Thema paraphrasirt: ich bin ein Schurke. Einer wil kürlichen Supposition zufolge will Hebbel in seinem Golo gewissermaßen die Sünde der Zeit und des Geschlechtes cumuliren, das ist grund falsch, dieser Bösewicht ist eine so absolut persönliche Geburt des er hitzten Hirnes des Dichters, daß keine Zeit und kein Geschlecht a dem Ausbunde des Wahnwitzigen theilhaben. Diesem Geisteszustand entspricht die Kraftsprache in den weit getriebenen, wilden Decla mationen, wobei die meisten der starkgeistigen Phrasen nur hohl sind und blos dann und wann eine tiefer gegründete Sentenz das Wahr trifft. Begegnet uns hier der Exceß nach Seiten des Abscheulichen so im gleichen Stück nach der entgegengesetzten Richtung: die Heldin ist eine Heilige, die auch in der „poetischen" Zeit, in welche das Stück versetzt wird, keinen Boden hat; daß Hebbel sie absolut zum Engel umgestaltet hat, der mitten in den furchtbarsten Gräueln und Qualen auch nicht einmal gegen das Verruchte ein Gefühl oder Wort des Zornes hat und Nichts als zu leiden versteht hat ihr im Grunde nur geschadet; das rechte, warme Mitgefühl will darob nicht aufkommen, denn mit einem Engel empfinden wir kein Mitleiden. — Diesen Uebergriffen in der Seelenzeichnung entsprechen diejenigen in den Scenerien: nach der lieblichen Abschiedsscene, die un

iheit ein Stück schöner Menschennatur darlegt, ist im ganzen eigentlich nichts Menschliches mehr; es jagt uns wild und on Gräuel zu Gräuel, von einer Unnatur in eine noch größere, gequält, betäubt mit dem allgemeinen Untergang aufhören. rde sind das Wenigste, sie werden vergeudet, und manche ISteren Acte sind nutzlos hineingeworfen (das tragische Ende novevens Schwester ist ganz überflüssige Zuthat). Aber die eelenwelt ist so gräßlich, das Laster so raffinirt und doch so und vom leeren Fatalismus fortgeschoben, daß uns nur das en und Verabscheuen übrig bleibt. Tollkühne Verrücktheiten türlicher Ausdeutung, wenn das Schicksal sie nicht straft, eine che Judenhetze, Frevel, von Weibern begangen, die etwas sches haben und von denen eine auch wirklich den Teufel in diabolisch zusammengeflicktes und sich abwickelndes Machgenwerk und Geistererscheinungen, himmlische Schreckenszeichen rd in allen Formen und Lagen: das ist die ununterbrochne er Begebnisse, in denen uns das Grauen umherjagt. Uebrigens ne Bösewichte überhaupt gleich jenem Golo Prahlhänse, die llig reden und auch zum Verbrechen kein rechtes Herz haben; cht sie erbärmlich. Sie ergehen sich mit auffallender Vorliebe omontaden und Blasphemien, wie die folgende aus dem spiel in Sicilien", wo der eine schurkische Soldat und Räuber n Freier des als schuldloses Opfer fallenden Mädchens sagt:

Ein frommer Bursch! — Den untern Tisch zu saufen
Und dann vor eine Kirchenthür zu legen,
Das müßte eine Götterwollust sein!
Ich möchte ihn im Katzenjammer sehn,
Besonders, wenn es just Charfreitag wäre!

ie tief in Hebbel die Liebe zum Grauenhaften angelegt war, mehr als Alles der Umstand, daß Stücke, die weit vorzüglicher d reine und wahre Natur enthalten (und ihr erstes ist das he Trauerspiel „Maria Magdalena" von 1844), daneben doch eder der Gräuel allzuviele häufen; Julian Schmidt hat ganz d gesagt, daß jenes ganze Stück nur Katastrophe ist. Schon Act schließt den gewaltsamen Tod der in der Seele getroffenen ein, und von da an kommen wir nie mehr aus der nächtlich Atmosphäre heraus. Ja auch da tritt das Tragische in rein

überflüssiger Zuthat auf, wenn sich Beide, der Verführer und der Liebhaber der Tochter, im Duell todtschießen. Wir haben es schon von den letzten Scenen des ersten Actes an nur noch mit fiebernden Seelen und daneben einem fischblütigen Schurken zu thun.

Doch hat sich Hebbel von der Uebermacht dieses dämonischen Elementes mehr und mehr freigemacht und auf das wahrhaft Menschliche geworfen; spätere Dramen von ihm bewegen sich ganz in der Wahrheit der Geschichte und des Lebens, und es finden sich in ihnen Scenen von entzückender Reinheit und Erhebung. So in „Agnes Bernauer", das unwillkürlich durch eine gewisse Verwandtschaft an die zwei Dramen von Kleist: „Das Käthchen von Heilbronn" und den „Prinzen von Homburg" erinnert. So großartiger in den „Nibelungen". Es ist ein gewaltig schwer wiegender Fortschritt, den er gemacht, aus den hohlphrasigen Leichenbitterphantasien zurückgekehrt zu sein ins Leben an Luft und Licht, wo statt der Ungeheuer und Gespenster leibhafte Menschen wohnen.

Einmal hat sich Hebbel mit seinem einactigen „Trauerspiel in Sicilien" 1847 auf ein Feld verirrt, das gar keinen Boden hat; wenn diese Tragikomödie, d. h. ein Ding, das weder Fisch noch Vogel ist, nach seiner einleitenden Vorbemerkung sogar eine neue Kunstgattung begründen und philosophisch als solche abgeleitet werden sollte, so irrt er sich sehr; die Tragikomödie ist ein Unding. Das Barocke an seinem kleinen Stück ist übrigens auch gar nicht komisch, Nichts ist zum Lachen angethan, und die Atmosphäre, in der es uns herumtreibt, stark criminalistischen Anstrichs, ist wieder trübselig genug.

Wir müssen es als eine zweite Verirrung bezeichnen, wenn Hebbel sich in die Komödie irgendwelcher Art einließ.

„Der Diamant" 1847 ist eine traurige Komödie, in welcher die komischen Scenen außerordentlich spärlich gesäet und die komischen Charaktere selten sind. Es ist im Ganzen mehr Tölpelhaftigkeit und grobes Alltagszeug darin zu finden als Spaß, und wenn die Bäuerin gleich im Anfang meint: „Durch unsre Wohlthaten können wir uns selbst wohl auf den Hund bringen, aber Niemandem auf die Beine helfen", so giebt das so ziemlich den Maßstab des Tones, in den die ganze unsaubere Geschichte gekleidet ist. Daß an einen Diamanten das Schicksal des königlichen Hauses geknüpft ist, daß ihn die Prinzessin einem verkrüppelten Invaliden, der bald darauf stirbt, im Schreck

nwirft, ein Jude ihn stiehlt und verschlingt, darauf durch allerlei richts- und Verfolgungsschrecken dazu getrieben wird — Oeffnung bekommen und den verhängnißvollen Stein wieder von sich zu ben: das ist eine Intrigue, die doch allzusehr nach dem Mastdarm cht, als daß man einer Empfindung des hundegemein Natürlichen und los werden könnte. Der einzige ganz und gut durchgeführte harakter ist der Bauer Jacob, der die ordinäre Welt des armigen, tolpatschigen und ungehobelten, aber dabei gutherzig-ehrlichen mernlebens wahr repräsentirt, sich bis zu Ende gleich bleibt und ch wirklich einige ergötzliche Scenen producirt, so wo er sich und ne gute scheltende Barbara als Herrschaften sich vorstellt. Auch r Jude Benjamin ist nicht übel. Alles Andere ist zum Theil gehäuft ch einander geworfene Intrigue, zum Theil ätherisch sein sollende ntimentalität und Phantasterei, die mit der Wahrheit des Lebens ichts zu thun hat und in ihrem Fundament wieder an die Schicksalstragödie erinnert. Diese Prinzessin, die keine Grenze kennt zwischen n wirklichen und den eingebildeten Dingen, die in ihrem mattrzigen Traumleben einen armseligen Invaliden für einen Geist anht, ihm ihr kostbares Kleinod hinwirft und von da an sich einldet, erst daß sie durch Schicksalsspruch zum frühen Tod bestimmt, nn daß sie wirklich gestorben sei, — das ist doch nicht viel Anderes s Wahnsinn, und die urplötzliche Liebe des Prinzen zu ihr, der von ichts als von Sich-Erstechen redet und es wirklich bis zum Degenhen bringt, auch nicht viel mehr als Phantasterei. Zwischen dieser nd der ganz alltäglich angelegten Intrigue werden wir hin- und rgeworfen, aber zum Lachen bringen wirs wenig und zum Trauern ch nicht recht, weil wir zu deutlich spüren, daß wir uns in einer nz unwahren Welt bewegen; wohl aber wird uns dämmerig und selig zu Muthe. Als den Kernpunkt dieser aus Rand und Band gangenen, ideal sein sollenden Träumerei, die nur den Fehler hat, ernst nehmen zu wollen und uns leibhaftig an Hoffmann'sche eberphantasien erinnert, bezeichnen wir mit früheren Kritikern die e des faselnden Prinzen: „O Welt, Welt! Bist du denn etwas nderes als die hohle Blase, die das Nichts emportrieb, da es sich elnd zum ersten Mal schüttelte? Schau mir nicht so starr ins sicht, Walter, ich könnte dir jetzt den Kopf herunterschlagen und einbilden, das geschehe blos in der Einbildung. Nein! Nein!

Da schafft die Natur ein Wesen, das keinen Fehler hat als den, d
es zu vollkommen ist, daß es der Welt nicht bedarf und all s
Wesen aus sich selbst, aus der unergründlichen Tiefe seines J
hervorspinnt, und diesem Wesen tritt eine Fratze, ein lächerliches Ze
bild seines eigenen Todestraumes, in den Weg, und vor der Fr
muß es vergehen!" Ist das wohl etwas mehr als Marionett
leben?

Nicht viel besser ist das dreiactige Märchenlustspiel „Der Rubi
von 1850. Das erste Barocke, woraus sich alle anderen ergeb
liegt in der Wahl des Stoffes selber, zumal für Hebbel, der für
Naivetät und den spontanen Humor, welchen eine solche Mär
fordert, nicht den allergeringsten Sinn hat. Eine seltsame Komö
das, welche uns zweimal hart am Galgen vorbeijagt, einen
den Tod betrübten Kalifen vorführt und eine schöne Prinzessin währe
des ganzen Ablaufes in dem, ernstlich vorgestellt, undenkbar qu
vollen Zustande malt in einen Edelstein hinein verzaubert zu s
und als rettende Aussicht höchstens den ganz unwahrscheinlichen Z
fall übrig zu haben! Besteht das Lustige wohl darin, daß d
Dichter uns in einer Welt der Laster und Intriguen, im Spiel ein
Diebesphantasie und Richterscenen herumführt? Ja auch die Lösun
kann uns nicht erfreuen, da hinter der Kalifenherrlichkeit das Gespen
von Gift und Tod allzuschwarz heraufgeführt ist. Die Auflösun
durch einen guten Zauberer ist in der Welt des Märchens ganz a
gemessen, ja natürlich, in der Dramatik dagegen ganz unbrauchba
und für uns anstößig, ja bei Weitem störender und fremder als d
deus ex machina der Alten. Die Aufstellung der Lage, mit welch
die Verwicklung anhebt, hat eben so wenig wie das ganze Stü
etwas zum Lachen, wohl aber zum Verlachen: man denke sich ein
Juwelier, der sich taub glaubt, weil er vergessen hat die Wol
die er sich vor Jahren einmal in die Ohren gestopft, wieder heraus
zuziehen! Das heißt Einem doch zu viel zugemuthet, es ist eben
unwahrscheinlich wie närrisch. Gleich grundlos ist die urplötzli
entzündete Liebe unsres Helden Assad zu dem Rubin, der ihm u
bewußt die Prinzessin einschließt; es ist ein ächt orientalisch märche
hafter Ausbruch, wenn derselbe bei seinem ersten Anschauen entzü
ausruft:

Hier sehe ich den Mittelpunkt der Welt.
Wer diesen Stein ergreift und dann ins Meer
Hinab sich stürzt, der zieht die Könige
Sich wie die Bettler nach. Die ganze Erde
Wird menschenleer in einem Augenblick.

Nach einer sittlichen Bedeutung und einem Conflicte tieferer Ideen forschen zu wollen, wie Hebbel ihn überall hineinzulegen erklärt, wäre hier geradezu thöricht.

Stehende Lieblingsneigung ist für Hebbel immer die Kraftmanier in den Sentenzen und Kernaussprüchen geblieben. Zu ihrer Charakteristik mögen hier noch einige aus der „Genoveva" gezogene Sätze folgen:

Ein Weib verhüllt den Schmerz,
Denn er ist häßlich und befleckt die Welt.

Das ist nicht wahr!

Dies fehlt dem Mann noch, wenn ihm Nichts mehr fehlt,
Daß er das Weib nicht kennt, so wie sie ist.
Sie bildet aus sich selbst, was er umsonst
Aus äußerm Lebensstoff zu bilden sucht.
D'rum ist sie auch sich selbst nur unterthan,
Er jedem Element, das ihn umgiebt.

Das ist höchstens halbwahr.

Ich haß' den Menschen, der sich selbst nicht liebt.

Sehr den Kern treffender Instinct.

Weißt du nicht,
Warum ein Schwan so weiß ist? — Daß man ihn
Mit Koth bewirft. Dann dient der Flügelschnee
Dazu, daß dunkler ihm die Flecken stehn,
Wie der gemeinen Gans!

Selten ist schneidender die ordinäre Gesinnungsweise des Pöbels ausgesprochen worden als in diesem höhnischen Satze; das satanische Motiv der alltäglichen Handlungsweise in der gemeinen Welt gröberen oder feineren Zuschnittes ist gar kein anderes.

Die Tugend ist ganz wie ein andrer Staat,
In den der eitle Mensch sich spreizend hüllt.
Beflecke ihn: der Träger wirft ihn weg.

Sehr richtig! Und es sind gerade

die bedeutenden Naturen, die aus Verekelung ihre von der Gemeinh der Welt heruntergezogene Tugend wegschleudern.

Gehen wir noch mit einem Wort auf die besondre Entwicklun in den einzelnen Tragödien ein!

In der „Judith“ ist die Heldin selber die zweifelhafteste Perso Sie erscheint von vornherein durch göttliche Wahl zu etwas Auße ordentlichem bestimmt, geht durch die schwersten Seelenkämpfe zu Bewußtsein über: die Rettung ihres Volkes durch das größte Op zu erkaufen, welches das Weib bringen kann, und endet doch n halb wahnsinnigen Ausrufen über eine nicht zu lösende Schuld, inde sie den Mord des furchtbaren Heerführers nicht für die Freiheit ihr Stammes, sondern nur zur Rächung ihrer weiblichen Ehre, die doch zuvor aus freien Stücken als Mittel zum Zwecke preisgab, a sich geladen habe. So kommt in die Hauptgestalt ganz ohne No etwas Zerrissenes, und diese Spaltung des tragenden Charakters i wohl der Hauptvorwurf gegen die Tragödie.

Die „Genoveva“ ist oben als das Stück beigezogen worden welches die Gebrechen seiner ersten Manier am auffallendsten darleg Es bricht auch in voller Unbefriedigung ab: der poetischen Gerechtig keit ist durchaus nicht genug gethan damit, daß der Elende, der al sein Theuerstes und Edelstes verletzte, sich die Augen ausreißt un erstochen wird. Wer die Sage sonst nicht kennt, frägt unwillkürlich Was ist aus Genoveven geworden? Eine Antwort wird verlangt und es genügt nicht, daß sie im Stück drinnen an einer Stel unbestimmt angekündigt ist.

„Maria Magdalena“ ist weit vorzüglicher, ein ächt bürgerliche Trauerspiel, das wie wenige vollständig sicher den Ton und die Lebens weise des ehrbaren Bürgerstandes trifft; das ist sein großer un bester Vorzug. Der Tischlermeister Anton ist eine durch und dur ehrenwerthe, verschlossene und knorrige, in sich gekehrte, i Gefühl mit einer gewissen Bitterkeit vor der Welt verbergende, m dem Begriff der alt ererbten Familienehre stehende und fallend durchaus gelungene Figur, wie solche bereits dem Handwerkerstan unserer Zeit nicht mehr entsprechen. Diese Art des unerbittlich ehre fest und steifbürgerlichen Handwerksbewußtseins ist durch die Influenz des großen Industriebetriebes überholt, und so kommt sie denn b der Jugend mit den leichtfertigeren neuzeitlichen Anschauungen ein

: des leichteren Erwerbs und der weniger wählerischen Mittel
nflict; das gebiert die tragische Katastrophe, in welcher die Alt-
en aufgerieben werden müssen. Daß sich die ehrbare Tischlers-
troß einer noch nicht vergessenen Jugendneigung und troß inneren
ens von ihrem ungeliebten erzgemeinen Verlobten, einem Muster-
er von Schuft, dessen Originale freilich auf allen Straßen zu finden
- auch seine Figur ist vortrefflich gezeichnet: ihr Begriff heißt
eele — zu einer verfrühten Umarmung treiben läßt, die sie dann
ge unglücklicher Complicationen mit dem Selbstmorde büßt, ist
gs eine etwas starke Zumuthung; doch läßt sie sich erklären
ner gewissen Desperation, die sich von dem höher gestellten
geliebten vergessen glaubt, und aus jenem bürgerlichen Troße,
h selbst widerwillig an das einmal gegebene, wenn auch un-
e Wort unwiderruflich fesseln will. Troß dieses Schrittes oder,
man will, gerade durch ihn erweist sich die Unglückliche als
alten Geschlechte von geradhin decidirtem Sinn angehörig, und
muß sie untergehen. Ihr undankbar leichtsinniger Bruder
agegen ist ein vollkommen neuzeitlicher Schwindler, der in den
n Fernen" sein Glück machen wird. Menschlich erfreuen kann
ich im ganzen Stück an Nichts als an dem traut familiären
tniß von Mutter und Tochter, und eine menschlich wahre und
würdige Gestalt ist der Secretair, darum kostet ihm auch die
liche Liebe das Leben. Aber bald genug wird Alles zerrissen:
plötzliche Tod der Mutter durch einen im ersten Schreck und
erfolgten Herzschlag und der hart an dieser Trauerscene ge-
Beschluß des schuftigen Verführers, seine Braut verlassen zu
, sind derbe Schläge, und von dem Augenblick an ist Meister
s Seelenleben in seinem trüb und still brütenden Inneren
ar getroffen, so kalt verständig es sich auch gebärden möchte.
ulsirt hier wahres Leben, und überdies ist dieses Stück am
den theatralischen Forderungen gerecht, was bei Hebbel viel
will, mag daher als sein bestes Drama gelten. Gleichwohl ist
der nicht die rechte Kunst, wenn es den Eindruck vernichtender
gkeit hinterläßt, wie Laube bei Anlaß eines ersten Versuches
ufführung in Leipzig bemerkt: „Als der Vorhang zum letzten
gefallen war, herrschte in dem kleinen Zuschauerkreise helle Ver-
ng. Wir gingen von dannen wie von einer Hinrichtung".

Die Fragen, die sich bei solchem Eindruck aufdrängen, sind schwe und führen auf einen Fundamentalmißton in der Natur de Dichters.

„Agnes Bernauer“ ist eine im Ganzen durchaus gelungene, j vorzügliche Tragödie, die uns ganz ins ausgehende deutsche Mitte alter einführt. Die Zeit sowohl, die noch harte und rauhe mit ihre mörderischen Standesvorurtheilen, denen das Edelste, die wundervol und unschuldige Schönheit, zum Opfer fallen muß, als auch d Personen sind gut gezeichnet, die tragenden Charaktere klar und rei Der Conflict ist so bestimmt und mit zwingender Allgemeinheit gegebe daß er mit der Gewalt des Fatalismus packt; eine Gemüth u Verstand zugleich befriedigende Lösung, die tragisch verwendbar wä giebt es nicht, und Hebbel hat wenigstens eine aufgestellt, die kein seiner Charaktere erniedrigt. Es ist wahr: unser Gefühl sträubt s und will nicht anerkennen, daß der „Engel von Augsburg“, der d höchsten schuldlosen Adel der Schönheit trägt, der Staatsraison zulie gewaltsam gemordet werde; über diese Vernichtungsthat können w durch Nichts befriedigt noch beruhigt werden, auch wenn wir m sagen müssen, und das ist von Hebbel sorgfältig motivirt, es gel das Schicksal eines ganzen Landes. Aber sie zwingt sich uns u erbittlich auf, und eine Ungleichheit liegt auch in diesem Schlusse nicht der Charakter des Herzogs Ernst, der kräftigst gezeichnete des eiserne ja vor der Berechnung der staatlichen Nothwendigkeit tyrannische Fürsten, wird eher gehoben durch den Zug menschlicher Rührung und fa bittender Selbsterniedrigung, die er dem in Wuth und Schmer kochenden Sohne gegenüberstellt, um ihn sich und dem Staate wiede zu gewinnen. Und in der italienisch leidenschaftlichen, aber menschlich adeligen Natur dieses Sohnes mögen sich wohl, nachdem furchtbare Bürgerkrieg der Geliebten blutige Hekatomben gebracht, der alte stark Zug zum Vater, das kräftige Bewußtsein von der Pflicht des Reichs fürsten und selber die Furcht vor der rächenden menschlichen un göttlichen Gerechtigkeit so weit geltend machen, ja nicht, daß er ve gißt, aber daß er resignirt das Haupt beugt, und weiter geht Hebb nicht. Agnes ist in der Feinheit und Zartheit ihres Wesens und m dem ganz in der Zeit liegenden Zuge des Aberglaubens und de zagenden Frömmigkeit von vollendet ritterlicher Poesie; etwas Duftige liegt auf ihr wie ob einer Wunderblume; sie erinnert in Manche

te zweite Abtheilung, „Siegfrieds Tod", gilt für die gelungenste
hnengerechteste. Mit Recht ist das Hereinziehen des Christlichen
Fassung der Chriemhilde getadelt worden.

bbel ist ein Talent von gewaltiger Naturkraft und grandioser
sie, daneben beseelt von dem begeisterten Streben nach der
Geistesentwicklung und Kunstvollendung, daher auch von
Ernste des Denkens. — Gleich Grabbe, den er aber weit
t, ist er ins Bizarre und Extreme verliebt, bewegt sich in
zen, wirft gewaltsame Scenen und verzerrte Charaktere hin,
en Sinn für maßvolle Schönheit und künstlerische Harmonie,
er Wahl und Behandlung seiner Materien leicht parador, in
sdrucksweise oft hart und schroff. Und gleichwohl hebt ihn
heit des Sinnes, die Kühnheit der Intentionen, die Kraft der
e, die Schönheit der künstlerischen Einsicht, die Festigkeit des
ischen Baues und die Sicherheit der Motive in seinen Tragödien
ber das Gewöhnliche hinaus.

och ist Hebbel kein Theaterdichter. Er liefert originelle Theaterskizzen
etisch interessante dramatische oder dramatisirte Gedichte. Die
e Thätigkeit geht ihm völlig ab, und bei seinen Geburten,
sultaten eines schweren Denkprocesses, der die Glieder stückweis
ander fügt, hat er die Bühne und ihre Vorgänge gar nicht
ge. So runden sich ihm die Gestalten nicht, die Theile bröckeln
nander, das künstlerische Band fehlt. Geist, viel Geist giebt

Striche abgerechnet, ist er ganz von der Schönheit verlassen; denn ihm fehlt ihr Grundgesetz, die Harmonie, von der keine Spur in seinem Geiste liegt. Ja er will, wenigstens in der früheren Zeit, nachdrücklich darthun, daß ihm nur die Kraft gilt, indem er die Schönheit mit Verweichlichung zu verwechseln scheint. Daher ist denn auch das Versöhnende und Erhebende bei ihm nirgend zu finden, nur die kräftige Anregung und Erschütterung, die Wucht, die in den schweren Kraftaussprüchen und in den stoßweise hervorgetriebnen Acten der losgebundnen Leidenschaft liegt. — Hebbel ist sich überall gleich: als Erzähler nur in einigen anmuthigen Humoresken ansprechend, während die ernsten Materien durch seine gewohnten Bizarrerien und Härten entstellt sind; als lyrischer Dichter von Werth, wo markiger Gedankenreichthum paßte, den man namentlich in den Epigrammen und Sonetten herausgefunden hat.

Das Gebahren des gebornen Dithmarsen, in dem jedenfalls die urwüchsigen Jugendeinflüsse bis zu Ende lebendig mitgespielt haben, hat etwas eigenrichtig Gigantisches; seine Schlagwörter stürzen herein wie Felsstücke. Der Ursprung und die Jugenderziehung, die Eindrücke einer in den eintönig großen Verhältnissen des weit ebenen Marschenlandes sich ausbreitenden Natur, der Lebenslauf, der ihn gleich aus der gelehrten Schule in die literarische Thätigkeit führte, Alles entwickelte in ihm ein abgesondert unzugängliches Wesen, das dem Verständniß der Welt ferne lag. „Wenn es uns scheint, als ob die Stoffwahl seiner Dramen, die größtentheils biblische Gegenstände behandeln, hauptsächlich ihren Grund in den Eindrücken seiner frühen Bibellectüre habe, so merkt man die Wirkungen der Bibelsprache und der altsächsisch-nordischen Geschlossenheit, die sich in der Geschichtstradition seines Volkes offenbart, dem Wesen seiner ganzen Poesie, besonders aber seiner sprachlichen Kernhaftigkeit und Gedrungenheit an“ (Barthel). — Ein gutes Zeichen aber ist es für die Bedeutung dieses Geistes, daß seine Entwicklungslinie spürbar nach der Richtung der reineren Vollendung geht.

Der Zeit nach hätten wir ihm seinen Geistesverwandten Grabbe vorausschicken sollen, der ihn jedenfalls bestimmt, dessen Richtung er aufgenommen hat. Außer anderen Dingen theilen Beide mit einander die schwer haften gebliebenen Jugendeindrücke und die mangelhafte

Jugenderziehung, jedenfalls für ihre Entwicklung stark anzuschlagende Momente.

Bei Weitem verzerrter, ein rathlos verfahrenes Genie, in Leben und Schrift dem Culte des Zerrißnen und Häßlichen ergeben, er selbst eine auf große Züge angelegte Skizze geblieben, ist

Christian Grabbe.

„Don Juan und Faust", — in dieser vieractigen Tragödie des noch jungen Dichters, seinem ersten wirklich durchgeführten, bedeutenden Drama oder vielmehr dramatischen Gedicht, liegt ein Stück, ein großes Stück Grabbe; aus dem Werk erkennen wir den Schöpfer, und ehe wir ein Wort über das an Excentricität und Cynismus untergegangene, frühe schon körperlich und geistig ruinirte Genie beibringen, führen wir uns seine beiden in Eins verquickten Doppelgänger vor!

Die vieractige Tragödie „Don Juan und Faust" von 1829 überspringt schon äußerlich alle festen Grundregeln: das Arrangement in vier Acte ist eben so neu und willkürlich als der regellosschlotterige Bau dieser jambischen Verse, deren Enden jeweilen zusammengehörige Satzglieder oder das untrennbare Satzende in der widrigsten Weise abschneiden. — Die Zusammenkoppelung der beiden Repräsentanten eines ohnehin schrankenlos unfaßbaren Verlangens oder vielmehr die Theilung der ursprünglich und, wenn sie groß sein soll, nothwendig Einen Gestalt ist ein der Kunst wie dem Gedanken gleich sehr zuwiderlaufendes Kunststück, unzulässig gerade darum, weil nun die beiden Gestalten in einander überfließen und sich selber zu Zerrbildern machen. Die Goethe'sche Idee ist hier zur leeren Fratze geworden, und die Vergötterung der über alle Naturgesetze halb leichtfertig (Don Juan), halb verzweifelt (Faust), halb mit bitterem Hohn (Faust), halb mit raffinirter Genußsucht (Don Juan), immer aber blasirt hinausspringenden willkürlichsten Subjectivität nimmt da nicht blos eine abstoßende oder schreckende, sondern, was für ein tragisch sein wollendes Literaturproduct die allerfatalste Seite ist, eine durchaus lächerliche Gestalt an: dieser Don Juan ist ein Prahler ohne jeden großen Zug; denn auch die Kraft im Untergehen ist doch nur Wahnsinn, dessen Selbstbestimmung Schein.

Das Leben aber ist ein tolles Genußspiel, das überdies so viel lü und schwärmt, daß man am Ende kaum noch glaubt, er habe l Mädchen verführt, mit denen er sich brüstet: die Ameise gebärdet si als wolle sie den Olymp zusammenreißen. Kurz, in ihm steckt Nich weiter als der kindische Uebermuth, der gar nicht denkt: es ist Geist trägheit oder -unfähigkeit, die nicht wissen mag, was sie säet u ernten will. Der Unglaube selber wird Spiel, eine Art Confect f den verwöhnten Gaumen, keine Spur von jenem grostartig in s grabenden Zweifel, der etwa nach schwersten Denkprocessen ein ungewöhnlich weiten und kalten Blick begleitet. Die hohlen Phras die jedes Lebensziel wegwischen wollen, um nur noch ein ewig Streb und Hungern (wonach denn? es muß doch consequent zuletzt ins Le hinausgehn) stehen zu lassen; die alle Wesenheit, ja den Sinn l Worte zur Lüge verkehren und prahlen, durch den Blutstrom d Vaters zur Liebe der Tochter überschreiten zu wollen; die eine sich u Andre trügende Rechnung treiben mit pompösem Ausstellen der höchst Gefühle; die das Leben als unerträglich und nur durch den Reiz d launenhaftesten Wechsels verdaulich hinmalen; die im Rausch od im kalten Hochmuth va banque spielen wollen mit den Possen vo Geschick und Leben, die weibliche Tugend zur Kokette machen und de Unschuld Bestes darin sehen, daß sie verloren gehe; die von himm lischen Gefühlen faseln im gleichen Augenblicke, da sie sich über di Dummheit der Weiber lustig machen; die als Recht die Willkür de Individuums erklären und dem menschlichen Thun keine andere Trieb feder zuerkennen, als daß Jeder vergnügt sein will, — Alles natü lich, was auch daraus folgt: dieses ganze herkulische Possenspiel, di nackte und feige Rouerie, an der das Verdammte ist, daß nicht ein mal Kraft hinter ihr steckt, macht sich eben so lächerlich als die z dem Stern des Himmels auffliegende Liebe zur Einzigen, Angebeteten. — Faust ist natürlich etwas ernster, obschon die Tiefe und Schwere de Gedanken auch hier zumeist durch abschwächenden Pomp ersetzt wird der Handel mit dem Teufel, wo er will angebracht werden, läßt si überdies nach Goethe kaum mehr anders denn als Copie an. Nu loses Geschwätz sind die stolzen Phrasen auf Vaterlandsliebe un Deutschthum; was soll das dem Geiste, der durstend in die Stern hineingreifen will, und gerad' in dem Momente, da er alle menschlich Bestimmtheit von sich wirft? Es ist etwas ganz Anderes, wen

Goethe da auf die individuellsten jungen frommen Gefühle zurückgeht, das hat Sinn, das zeigt im Contraste die Tiefe des gähnenden Abgrundes, jene allgemeinen Phrasen dagegen sind Tirade. Die Vorstellung vom Studium, das in ewigem Durst Empfindungen, Gedanken, Welt und Gott würgt, um mit ihrem Blute den zum Raubthier Werdenden zu nähren, kann man den Philosophen empfehlen! Der Faust, der seinem unbegrenzten Verlangen den Höllengeist unterzwingt; der dann dem Mädchen, in dessen Augen sein Titanenthum jämmerlich zerschmolzen ist ('s ist wahrhaft belustigend, wie er ausruft: Schämen sollt' ich mich!), neue Welten schaffen möchte (mehr kann man schwerlich!) und nicht dazu kommt, das kleine Mädchenherz zu zähmen; der hernach mit seinem chevaleresk den Mont-Blanc hinankletternden Nebenbuhler über seine flammende Liebe philosophirt: dieser Faust ist bei Gott eine alberne Figur. Es ist verteufelt charakteristisch, wenn er ausruft:

> Ich bin ein Deutscher und Gelehrter,
> Und die beobachten auch in der Hölle,
> Auch in dem Schooß von Gottes Herrlichkeit
> Und dann auch, wenn sie rasen!

Sollten die beiden Gestalten die zwei Seiten eines unendlichen Verlangens: Sinnengenuß und Ideenflug in ihrer schrankenlos ins Unmögliche hinausgreifenden Excentricität repräsentiren, so waren sie eben auch rein zu halten; oder aber, warum die ungeheure Idee spalten, um sie unorganisch neben einander zu stellen? — Es liegt in der ganzen Bildung einmal all der kränklich-übermüthige Wahnwitz von Weltperioden, die aus übersättigtem Genuß und vergeudetem Leben die Leere und den Tod geben und wünschen können, und man mag da allerdings an die Zeit des römischen Kaiserreichs mit ihren verworfensten Gestalten erinnern, nur wird hier leider! das ganze Austoben privat unbedeutend; dann ists der ganze tolle Wahn und Gespensterglaube und Teufelsspuk des Mittelalters, der die Handlung überstürzend fortführt; endlich neben den beiden noch die volle halt- und ziellose Leichtfertigkeit einer in modernem Unglauben kokettirenden Subjectivität: die drei Elemente, je auf die Spitze getrieben und durch einander gerührt, erzeugen das unglückliche Geschöpf. — Wenn Faust, der mit mehr Tiefe angelegt sein will und zweimal selbstbewußt sich der Hölle hinwirft, doch nur dienende Nebenfigur sein und auch an

Mädchenliebe verderben soll: wo ist da eine sichere Haltung gewonne
Er mußte, wenn die Anlage, wie sie nun einmal gewählt war, Co
sistenz haben sollte, der große Ungläubige, der finstere Zweifler u
Herr des Gedankens bleiben. Nur so mochten sich die zwei Gestal
neben einander darstellen.

Dem Grabbe'schen Geist entspricht nur die Zeichnung der däm
nischen Größe, die Nichts achtet, Alles vernichtet und über Trümm
ins Unendliche langt; der trübe Gedankenwirbel, der um Mittel u
Werkzeug, Mensch und Gott unbekümmert in seiner eignen Schöpfu
wie der Sturm waltet. Reine Größe gelingt ihm nie, weil er
nicht versteht. Das zeigt sich bereits in der Zeit, da man ihn noch
Kraft glauben sollte, und springt am klarsten heraus, wenn m
zwei Tragödien vergleicht, „Kaiser Friedrich Barbarossa", 1829, u
„Kaiser Heinrich VI.", 1830, die demselben historischen Kreis a
gehören, unmittelbar nach einander entstanden sind und doch ga
verschiedene Beurtheilung fordern. Dort: Geringere Höhe der Co
ception, weniger scharfe Charakteristik, mindere Kraft und Bedeutsa
keit in den Sentenzen, eine geistige Härte, die sich auch in der mang
haften Form darstellt: meist Zusammenfallen der blos durch d
Silbenzahl beherrschten Versenden mit Satzanfängen, ein Constructio
mangel, wie wir ihn ähnlich schon oben zu notiren hatten. Trotz de
welthistorischen Conflictes zwischen Welf und Waiblingen fehlt d
erschütternde Gewalt. Hier: sicher und voll in sich ruhende Conceptio
plastisch gestaltete Charaktere, wirklich erhabene und universale A
schauung, ergreifender Gegensatz von Herzensgröße und Geschick i
den beiden Herrschern Tancred und Heinrich, Macht und Tiefe d
wie Donner rollenden Gedanken. Auch die Form ist flüssiger. –
Eine gewisse ähnliche Größe entwickelt sich noch in einzelnen Theile
von „Hannibal", 1835, einem Stücke, das trotz der Uebertreibung
und Ungeheuerlichkeiten und trotz der aus Effecthascherei absichtl
eingegangenen historischen Verstöße nicht so werthlos ist, wie es h
dargestellt werden wollen. Gerade die punische Tigernatur des ve
dorbenen Handelsvolkes war so ein Grundzug, den Grabbe wo
fassen und wiedergeben konnte, während ihm das Wesen der fe
umgrenzten römischen Größe vollständig entwischt. Darum ist au
die Scene im Senat, besonders von Cato Censorius geleitet, nichts weit
als lächerlich; so treibens Theaterhelden, nicht aber römische Senatore

Auch das Scipionische Heldenthum hat viel von Windbeutelei an sich, und gleicherweis ist der den Gelehrten spielende Prusias von Bithynien, ein Musterexemplar der orientalischen Flitterkönige, die sich das übermüthige Rom zu Bedienten zog, doch gar zu sehr zu einem ausgemachten Laffen herabgesetzt; eine solche Figur ist im Gegensatze zur tragischen Größe nicht einmal mehr komisch, sondern blos noch erbärmlich. Es ist wahr, daß sich das Stück in eine Reihe von Genrescenen auflöst; aber einzelne machen Eindruck, und zwar den der Wahrheit. Alles ist kurz abgebunden, auch die Sprache, und die ganze Einrichtung sieht aus, als wolle der Dichter einen Koloß in ein Prokrustesbette hineinzwängen, damit die Drehungen und Windungen das Ungeheuerliche steigern. Die Heroengestalten sind verschwendet und die Gewaltscenen unnatürlich aufgethürmt. Das treulose, leichtfertige, hab- und genußsüchtige Krämervolk Karthagos scheint nicht übel getroffen und auch die unterwühlende Schändlichkeit des Synedrions oder vielmehr einer Art Staatsinquisition, deren Knecht jenes ist, hat Nichts, was dem Charakter der Geschichte dieses civilisirten Barbarenthums widerspräche, mögen ihre Acte und Aeußerungen noch so theatralisch großthuend sein. Es ist ganz jenes Krämernest, von dem Hannibal, dem sie Hülfe zumessen wollen, in Grabbes drastischer Ausdrucksweise sagt: „Ja, meßt ihr erst, so schneidet ihr den Himmel zu einem Kleid, daß die Sterne darin ersticken und seine Donner engbrüstig werden!"

Ist hier, wenn auch nur stückweise, noch ächte Kraft zu finden, so ist auch die verloren gegangen in einem bereits früheren Stücke „Napoleon oder die hundert Tage" von 1830 und in seinem letzten „Die Hermannsschlacht" von 1836. Es ist das die Verirrung neben der Schwäche. Das erste ist ein Spectakelstück ohne allen Werth und jedwede psychologische Grundlage, die Composition zerbröckelt, die Sprache oft pöbelhaft, selten angemessen, nie schön, die meisten Personen unwahrscheinlich und charakterlos, Napoleon so verkleinert gezeichnet, daß man sich alles Ernstes fragen muß, ob das Stück zu Ehren seines Gedächtnisses verfaßt sein will; ein Held ist überhaupt gar nicht da, so wenig als eine tragende Handlung; es geht stoßweis aus dem Buden- und Straßenleben von Paris in das wirrste Schlachtgetöse von Waterloo, in dem Alles ertrinkt, die Personen und die Handlung. — Das zweite, in Prosa geschrieben, leidet an nicht

geringeren Gebrechen, denen auch die durch den frühen Tod des V
fassers abgeschnittene Revision nicht hätte abhelfen können; es ist d
Product rasch abgespannten Kraftexcesses, die Sprache schwerfäl
unschön, die Ausdrucksweise alltäglich, ja bis zum Pöbelhaften her
gesunken, die Anschauung ohne geistige Hoheit, die Scenerien
gemein bis zum Komischen, oft unwahrscheinlich, kein Charakter dur
geführt, auf allen liegt die nämliche Flachheit. Es ist gänzlic
Mangel des Tragischen, angemaßte Realität und vergebliche Kra
anstrengung, die nur störend wirkt, daher unmotivirtes Springen
Scenen und Hast ihres Abrollens, und diese unruhige Bewegu
hebt das Flache im Ausdruck und den Gedanken nur um so me
heraus.

Grabbes Stücke sind nach ihrer Composition und Charakteris
gar nicht für unsre Bühne eingerichtet und schon wegen ihres gewal
samen Scenenwechsels nicht bühnengerecht. Seine Sprache ist auße
ordentlich ungleich, bald kernig, namentlich in der Prosa, bald w
mit Donnern dreinschlagend, bald trocken und langweilend, die Vers
fication oft fehlerhaft und schleppend, die Charakteristik meist unwah
und der Bau unkünstlerisch zerfallen, keine Spur von Einheit, s
wenig im Menschen wie in seinen Werken. Schon in dem ersten
ganz jugendlichen Drama „Der Herzog von Gothland“, aus seinem
neunzehnten Jahre, geht er in seinen Hängen nach dem Wilden un
Gräßlichen über alles erlaubte Maß, legt aber bereits jene Fül
genialer Einzelzüge und origineller Gedanken aus, die in allen sein
Arbeiten, auch den mißlungensten, wiederkehrt. Ein Maß hat er n
für das Ungeheuerliche, und je stärkere Farbentöne eine Zeichnun
verträgt, um so gelungener ist sie. Die historischen Charaktere h
er eigentlich nur ein einziges Mal wahrhaft groß zu fassen und z
geben verstanden.

Voller Zweifel und Skepsis, deren Kälte erstarrend mitten in d
glühende Leidenschaft hineinfährt, im Gemüth und Leben voll d
unversöhnlichsten Widersprüche, ist Grabbe ohne Centrum. Doch d
größten Härten macht er sich verzeihen um der Kraft willen, d
unsrer Zeit in diesem Grade wenig eigen zu sein pflegt und d
vonnöthen ist. Nach seinen Geistesgrundlagen einem Byron u
Shelley ähnelnd, erinnert er an sie auch durch sein Leben, und d

drei Lebensläufe sind wahrhaft sociale Tragödien voll düstrer Anziehung und fremdartig verlockender Seelenlehre.

Hatten wir es bei den Beiden zu thun mit den im französischen Romanstyl geschaffnen und schaffenden Titanennaturen ohne Maß, so steht neben ihnen die zweite und mindere Classe der eleganten Schwächlinge und regelrechten Prosa-Versificatoren, dargestellt in Halm und Raupach, jener ein feinduftiges Freiherrengemüth, dieser ein richtig gemeßner Bürgerstandskopf. — Beide haben nur die überraschende und wenig tröstliche Erscheinung mit einander gemein, daß sie eine Zeit lang gewisse Kreise des Publicums, deren ästhetisch-literarisches Bedürfniß entweder mit schöner romantisch-lyrischer Declamation oder mit wohl arrangirten Situationen nebst gut angebrachten Moralsprüchen und Witzworten ausreichend bedient ist, förmlich an ihre poetische Nebelsternbahn zu fesseln verstanden.

Wenn der pseudonyme

Friedrich Halm

und wirkliche Eligius Franz Joseph Freiherr v. Münch-Bellinghausen gestorben sein wird, so setze man auf seinen Grabstein: Die bloße Form thuts nicht!

Da er zum großen Theil erst der neuesten Zeit angehört, so mag er hier nur kurz eingeführt werden. — Halm geht in Nichts über eine nicht eben hoch gespannte Mittellinie hinaus, die seiner Natur ihre bestimmte Grenze vorzeichnet; seine Dramatik oder dramatisirte Lyrik ruht ganz auf einem überlegt abgemessenen Zusammenbau, der den Charakter des Geschickten, Regelrechten und ruhig Gestützten trägt; aber Nichts von einem mächtig aus dem Inneren springenden Quell! Der Vers ist elegant, rein, bestechend, die Sprache durch Wohllaut, natürlichen Glanz und blühende Rhetorik getragen, der Styl hat besonderen Schmelz; das sind äußre Vorzüge, die durch bedenkliche Mängel aufgewogen werden. Die Charakteristik ist meist schief, eine wirkliche Entwicklung der Charaktere sehr selten gegeben, für historische, die sich aus bestimmten Zeitverhältnissen entwickeln, vollends kein Sinn; mehrere sind verzeichnet, noch mehr schwach bis zum Jämmerlichen, wie denn überhaupt sein Drama meist in eine Art lyrischer

Auflösung übergeht, die weder Sinn noch Kraft hat für thatkräfti Gestaltung; damit hängt zusammen, daß seine Frauen meist grö und besser sind als die Halbmänner. Dafür bietet das ethis Pathos keinen Ersatz, und die ideale Auffassung scheint mehr blo Mangel an realem Sinn. Geistig unwahre Probleme und Zustän die innerlich wie äußerlich etwas grundlos Gemachtes haben, so urzuständliche Wildheit in seinem „Sohn der Wildniß", einem läch lichen declamirenden Schwächling; sich wiederholende Motive un auf sie gebaut, sich gleichende Zustände, welche von geringer findung zeugen, stark überwiegende Rhetorik, namentlich in häufig und langen Monologen, auch wo ihr Gegenstand ein und dersel bleibt, dann und wann allerdings mit einer den Geist erfassend Schwere ernster Gedanken, sind durchgehend; eine Seltenheit dage ein Conflict von menschlich tiefer Rührung und mit bedeutsam Charakterentwicklung. Das historisch-romantische, das romantisch lyrische Liebesdrama, die noch weniger gelungene historische Tragödi Uebertragungen und Nachbildungen aus dem Spanischen und Eng lischen („Imelda Lambertazzi" ist nur eine schwächere Nachbildun zu Shakespeares „Romeo und Julie"), unbedeutende dramatisch Gedichte (so könnte er so ziemlich alle seine Stücke heißen) und Fes spiele bezeichnen sein Feld.

Selten hat ein Stück mehr von sich reden machen als „De Fechter von Ravenna", dem die unbekannte und bestrittene Vate schaft durch den literarischen Streit, den sie heraufrief, zu gute kam aber selten auch hat eines die Schwäche der Generation, die sich vo ihm mochte hinreißen lassen, auffallender bekundet. Dieser Thumelicu macht einen pitoyablen Eindruck, und die ganze „willenlose Dressi fähigkeit" ist ächt modern; größer ist auch hier wieder die Frau un Mutter. Auf dem Grunde jenes erniedrigten Charakters, der kein Tropfen Blutes von dem Befreier Deutschlands hat, ruht die gan unnatürliche Katastrophe, wonach die Mutter — das ist der gew sam aufgezwungene Conflict — den Sohn umbringt, um ihn d willig übernommenen Schmach zu entziehen; das natürliche Verhältni der Geister ist geradezu auf den Kopf gestellt. Für die blasirte Ve dorbenheit der römischen Kaiserzeit hat diese Poesie jedenfalls e angebornes Verständniß. Wenn man wirklich dieses Stück als se bedeutendstes dramatisches Product soll gelten lassen, desto schlimm

Mit besondrer Vorliebe hat er sich, bestimmt durch den
en und unglücklichen Benedictiner, Prof. Michael Enk von
g, wie das seit der Romantik in Wien überlieferte Mode ist,
tdium des spanischen Theaters zugewendet, und er konnte sich
iehr losmachen von den Einflüssen dieser eigenthümlichen
ik des Südens, die ihm eben so verhängnißvoll geworden, wie
er romantischen Schule gewesen war.

Halms „Gedichte" 1850 und die „Neuen Gedichte" 1864
n, steht es nicht an uns zu untersuchen, was an dem Anspruch
rme der Empfindung und Tiefe der Gedanken sei, der für sie
, aber auch gleich bestritten wird, und wie weit der Glanz
ache ausreiche, um ihm eine Stelle unter den vorzüglicheren
Lyrikern zu sichern. So viel war allerdings von jeher
daß er mehr ein lyrisches Gemüth als ein gestaltender Kopf ist.
lms Dramen ist es durchweg so gegangen, wie wir es an
iseldis", dem 1835 aufgeführten Erstlingsstück, am „Sohn
dniß" und noch auffallender am „Fechter von Ravenna" er-
haben. Gleich beim Erscheinen in den Kreisen der tiefer
n und ernster Gebildeten mit Mißtrauen, ja mit förmlichem
eben aufgenommen und heftig angegriffen, erzwangen sie sich
nal den Zugang zu allen Bühnen und wurden hier vom
Publicum, ganz besonders vom weiblichen Geschlecht, was für
nheit des Dichters sehr bezeichnend ist, mit einem Sturm

Die Wirkung von Halms Dramen, stark für den Moment, w
nie mehr als eine rein formale, erhöht durch die Anbringung gl
zender Hauptrollen für Gastspieler und das Flitterzeug von Theat
helden, während der Inhalt die wahrhaft Gebildeten abstieß. Ha
kennzeichnet sich überall als ein formell fertiges Talent, nirgends a
ein Kopf von tieferer Bedeutung. Er arbeitet nach geschickten Sch
regeln, recht geschickt; Alles geht glatt und regelmäßig ab, selber
Morde, und die kunstgemäß vorgeschriebenen Entwicklungsstufen f
wohl durchlaufen und gefugt. Von wirklicher Wärme aber, v
ergreifendem Gefühl keine Spur, und im Lustspiel eben so wenig v
natürlichem Humor; hier hat das Herz nie mitgearbeitet. Fur
machen konnten die besseren seiner früheren Stücke, vorübergehend ei
rauschende Acclamation gewinnen, aber ächte und dauernde The
nahme konnte keines finden, weil auch keines innerlich zu erquick
und zu erheben versteht. Es sind Schaustücke ohne Herz und H
math, die leicht leere Spielereien werden! Declamationsübungen v
ausschließlich rhetorischem Werth! Es ist fast in allen ein bis i
Verwerfliche zugespitztes psychologisches Raffinement. Schon die „G
seldis" ruht auf einer wahrhaft verdammenswerthen Gefühlsquälen
die als bloßes Experiment den naturwahren Hörer eben so abstoß
muß wie diejenige, an der man es versucht hat, die arme Griseld
selbst. Die Musterhelden, Mann und Weib, sind Effectmenschen o
Natur. Diese Kunstpoesie hat in sich keine Wahrheit und dar
keine Dauer. Die schönen Worte sind flach und gehen selten ü
einen ganz gewöhnlichen Gedankengang hinaus; aber es sind
Worte, und sie fließen, und in ihrem Wallen und Wogen decken
den wenig bedeutenden Inhalt zu.

Halm ist in ungewöhnlichem Grade der schönen Form Meis
und versteht die regelrechte Composition; er weiß das und verwend
seine Mittel mit reiflicher Ueberlegung und einer gewissen künstlerisch
Ueberlegenheit. Aber er baut zu viel und zu leicht und gar ni
immer fest genug auf diese technischen Mittel. Ein curioses The
wird zusammengedacht und daraus ein Stück gefertigt, das Wirku
machen soll, gleichviel welche! Mag sie auch unerquicklich sein w
im „Sohn der Wildniß", peinlich wie in der „Griseldis", unnatürli
grausam wie im „Fechter", aus Uebertreibung und grellen We
dungen des Stoffes entsprungen wie in „Sampiero"! Wer eine

ärgsten Verirrungen will kennen lernen, in welche diese seelenlose Kunstpoesie trotz der „reizenden Idyllik und stimmungsreichen Lyrik" jeden Augenblick zu fallen fähig ist, der lese „Wildfeuer". Da dreht sich der Knoten um folgenden vertrackten Einfall: Ein erwachsenes Mädchen hält sich für einen Mann, hat aber doch einen Liebhaber, und dieser braucht so und so viele Experimente, um der Närrin evident zu machen, daß sie sich irre und er mit seiner Neigung im Rechte sei! Eine impertinent verkehrte, sogar sehr zweideutig schillernde Zumuthung! — Es ist immer dieselbe Wahrnehmung: formelle Schönheit mag die besseren seiner Stücke zu Studien von Werth machen für die Zuschauer und die Schauspieler (so unter den ersten sein Architekturstück „Iphigenie in Delphi"); aber die eigentliche Seele fehlt für eine Form, die mit wohlthuender Anmuth wirkt.

Hätten wir die Aufforderung, das beste Halm'sche Stück herauszusuchen, so würden wir jedenfalls zu seinen ersten zurückgehen und abwägen, welches am ehesten eine innerliche Aufgabe und seelische Entwicklung hat. Wir wären geneigt, das 1836 zuerst aufgeführte Trauerspiel „Der Adept" auszuzeichnen, das jene unseligen Versuche der wahnhaften mittelalterlichen Chemie Gold zu machen zu Grunde legt und sich aufbaut auf die allerdings starke Zumuthung, das verhängnißvolle Geheimniß sei der Natur wirklich abgerungen. Die Sache der Tragödie mußte nun die sein, anschaulich zu entwickeln, wie gleich mit dem finsteren Streben die guten Geister aus Gemüth und Leben entweichen (Balzac: „La recherche de l'absolu"), und wie mit der verderblichen Macht unerschöpflichen Goldes eine unersättliche Willkür auch jede Schranke bricht, den Einzelnen außer das natürliche Band mit dem Geschlechte stellt und ihm so wieder den Untergang bereitet. So ist wirklich der Hauptcharakter durchgeführt, immer noch mit einem Zuge des Edlen, der im freien Tode siegt. Das Düstre liegt mehr noch darin, daß durch den Fluch des Golddurstes alle Menschen in Werners Nähe, von seinem gierigen und betrognen Famulus an bis zu Freund und Fürst hinauf und wieder zum einfachen Naturkinde herunter zu Verräthern werden, und mit dem schneidenden Ausdrucke dieser Grundstimmung schließt das Stück. Versöhnend wirken zwei treue Frauenseelen, zumeist das viel gemarterte und bis in den Tod innig ergebne Weib. Den Hauptrollen wird theatralisches Verdienst zuerkannt. — Wir können auch mit einem

anderen Kritiker ganz gut in einer gewissen Auszeichnung des
artigen „Camoens" zusammenstimmen; da ist wenigstens Natur, u
der Contrast zwischen dem dürren Hochmuth des Krämerlebens u
dem idealen Dichtersinn ist richtig gezeichnet.

Es liegt im Vorigen schon angedeutet, daß die Entwicklu
dieses Dichters sich nur zu seinen Ungunsten gestaltete; das mu
bei einem so gearteten Kopf ohne viel inneren Gehalt nothwend
folgen. Wenn er in seinen Anfängen noch am ehesten an die Wahrh
innerlicher Zustände streifte, so ist davon hernach immer weniger
verspüren. Diesmal hat Laube trotz seines im Allgemeinen durcha
einseitigen Coulissenstandpunktes ohne Zweifel Recht, wenn er v
Halm sagt: „Er hat später die dramatische Aufgabe ganz als Scha
spiel behandelt; seine Figuren werden Schachfiguren, sprechen d
Spielgesetze gemäß correct aus, was ihnen zukommt, und thun d
mit bemerkenswerther Virtuosität; aber sie gehen nirgends wei
Es sind Stücke, welche dem Uebereinkommen über schöne Täusch
augenblicklich genügen, aber Niemanden ins Herz treffen, willkomm
theatralische Uebungen".

Halm ist und bleibt eine durchaus äußerliche Natur, deren Stä
das kunstvolle Machwerk ist. Es ist immer das Ausstudirte, das m
an seinen Gestalten abstößt, so hoch er sie als Ideale stellen möcht
die modernste Koketterie und Gefühlsverweichlichung bis in die Wil
niß der antiken Wälder hinein; es sind lauter Probefiguren.

Alles in Allem erwogen, löst sich seine ganze Dichterei in nic
tiges Flitterwerk und hochtönende Phrase auf; pomphafte Verse werf
ein Prunkkleid über die schwächlichen Helden. Wienbarg und Küh
haben in ihrer Verurtheilung dieser Poesie bei Anlaß der „Griseldi
vollständig Recht; dieses rhetorische Floskelwesen führt nicht blos d
Geschmack irre, sondern gefährdet auch die Sittlichkeit. „Hinter die
engelgleichen Unschuldsmienen brütet der Teufel der modernen Unsit
die Kraftlosigkeit, das Schönthun mit bloßen Phrasen, das Ho
wesen, die Herzenskränklichkeit, der Kitzel raffinirter Qual, die h
schmachtende Weichlichkeit."

Talente dieser Art greifen immer gern nach Mischgattungen,
beide gleich sehr ohne Charakter sind, und geben uns statt rein gehal
Lust- und Trauerspiele „dramatische Gedichte".

Ernst Benjamin Salomo Raupach.

Wenn auch das, was Heine im „Salon" von seinem ersten Zusammentreffen mit Raupach erzählt, Fiction sein sollte, so ist doch, was jener Spötter mit seinem gewohnten einschneidenden Talente zu discreditiren über den von ihm gewonnenen Eindruck anmerkt, so wie die ganze schelmische Kritik dieser „ungeselligen Tabak- und Juchtenpoesie" so eminent drollig und so sehr durch die Sünden dieses ausgedörrten Vieldichters verschuldet, daß es köstliches, ja ebenfalls schelmisches Behagen weckt. Nicht barmherziger ist Immermann mit ihm umgesprungen. — Wie sich auch der heutige Kritiker zu Raupach stelle, begreifen wird er schwer können, wie dieser mittelmäßige Dramenschreiber eine Zeit über die deutsche Bühne fast beherrschen konnte. Seine Erscheinung modificirt sich freilich, jenachdem man ihn von dieser oder jener Seite faßt.

Wohl am schwächsten ist in ihm der historische Dramatiker, dargestellt in dem 1837 nach siebenjähriger Arbeit vollendeten Hohenstaufencyklus. Es ist dramatisirte Geschichte oder gar versificirte Politik, dabei Schiller'sche Nachahmung in Sprache, Idee und Charakteristik. Alle diese nach dem hohen Kothurn zugeschnittenen, meist noch mit einem Vorspiel versehenen Stücke rühren nicht weiter als an eine ganz bestimmte Mittellinie, interessiren durch den hohen Gegenstand, bewegen aber das Herz wenig. Die Gesetze des großen Weltlaufes legen sich ruhig als factische Nothwendigkeit auf die erschütterndsten Geschicke, und ob der Treue gegen die Ueberlieferung ist die Phantasie, deren freier Flug ohnehin nicht Raupachs Sache, noch vollends verloren gegangen. Die Charaktere stehen grade so hoch, als die Geschichte sie getragen, die Poesie hat Nichts für sie gethan. Den größten Theil des Rahmens füllen diplomatische Auseinandersetzungen über Kaiser-, Fürsten- und Bürgerrechte, Stellung des weltlichen und geistlichen Oberhauptes, ruhig, durchdacht, mit Würde, aber ohne Schwung. Am deutlichsten von allen zeigt das Stück „König Philipp", wie sehr dem geschichtlichen Gang alles dramatische Interesse nachgesetzt wurde. Nach dem schreckenvollen Morde des Königes geht die Handlung noch über einen Aufzug fort, um bis zu dem rein historischen Ruhepunkt einer versöhnenden Abschließung der deutschen Dinge hinzuführen. Schwerlich

wird mehr ein reges Interesse dieser Entwicklung folgen, wie d
überhaupt das Ganze den Charakter einer zwiespältigen Regierun
geschichte mit ihren Intriguen und Parteibewegungen so überwieg
durchführt, daß daneben kaum Anderes bleibt, reine Poesie ka
Platz behält. Die Entwicklung ist ungemein nackt, ja fast roh (m
vergleiche hiefür die Mordscene oder auch die Verlobungsscene d
Welfenkönigs mit der jungen Hohenstaufentochter). Eben so tritt
Heinrich IV., an dem von dem väterlichen Heldenbilde zumeist n
die unbegrenzt hochstrebende und unbeugsame Seite bis zur Tyran
sich ausgebildet, der Charakter dramatisirter Weltbeherrschungspoli
ganz entschieden heraus. Die Formen, der Ton und Gang steh
mitten im Wechsel der Geschicke so fest wie eben ein eingeschnürt
Leben um den Thron her, und darüber kommt keine freie Erhebu
auf. Andere Male wird der Charakter eher abgeschwächt; man m
sich gar fragen, ob nicht Barbarossas gewaltige Heldengestalt an Hoh
eingebüßt habe durch das durchgehende Streben, sie mild und ger
und religiös zu zeigen. — Es giebt etwa Scenen, die so oder
über die eingeschnürte Convenienz hinausgehen, so bramarbasire
unter dem niederen Volk oder wo die deutschen Ritter gegen das se
losziehen; so die höchsten Ausbrüche der Leidenschaft für Unabhäng
keit in Martino della Torre, einschneidend in seinen hinreißen
Reden im Rath, bis zur Wuth exaltirt in seinem Thun bis
Mailands Fall; schade, daß auch dieses Gebahren wie der v
jungen Sohne geforderte Schwur nur uralte historische Reminiscen
sind! Ergreifend sind die Momente, da Friedrich I. bei Legnano n
tiefem Schlaf oder Erstarren auf dem Leichenfeld aufwacht; da
mit Papst Alexander und dem fromm bescheidenen Mönch in stil
Wehmuth die menschliche Größe sich ansieht; da er den Pfalzgraf
belehnt oder den alten Freund Heinrich den Löwen beschwört. F
des Letzteren Wesen ist vor allen der Moment charakteristisch, wo
endlich auf Freundes Rath sich zu beugen beschließt und heftig all
zu sein begehrt; für das Heinrichs VI., eine glückliche Erklärung f
die künftige Gestaltung dieses Charakters, derjenige, wo er, der h
tigen Liebe entsagend, einzig der stolzen Majestät sich ergiebt. Imm
wieder erinnern jene gehobeneren Augenblicke an Schiller'sche Dec
mation, an deren Höhe nur die wenigsten reichen; gleichwohl si
sie nicht ohne ernsten Gehalt. — Diese Arbeit mancher Jahre ze

ein durch einläßliche Studien geöffnetes Verständniß und ist nicht gerad' ohne Verdienst, nur kommt dieses zum kleinsten Theile der Poesie zu gute. Auch war sein Kopf denn doch zu flach, um den Kernpunkt, den gewaltigen Kampf zwischen Staat und Kirche, in seinem welthistorischen Gewichte zu erfassen. — Alle Stücke brauchen einen unverhältnißmäßigen Aufwand an Personen (Hoffiguranten) und haben sich durch häufigen und springenden Wechsel in denselben wie in den Lagen die Entwicklung der Handlung jedenfalls mehr leicht als gesetzmäßig gemacht.

Raupach ist im Allgemeinen ein mittleres Talent mit den Mängeln, aber auch den Auskunftsmitteln der spießbürgerlichen Regelrichtigkeit, die das Angemessene trifft und unterstützt ist von ungewöhnlicher sprachlich-metrischer Fertigkeit, von großer Kenntniß der Bühnenmittel und insbesondre ausdauernder Beharrlichkeit im Arbeiten. Interessante Abenteuer zu erfinden und zu arrangiren, Sentenzen und Witzworte auszugeben verstand er ganz wohl. Die rein äußerlichen Vorzüge haben ihm lange den Beifall des Publicums bewahrt, während doch alle höheren Eigenschaften: Tiefe des poetischen Gehaltes, Gründlichkeit der Charakteristik, seelischer Einblick, Würde und eine durchgebildete Weltanschauung ihm immer abgingen.

Was Börne zu seinem Trauerspiel „Die Leibeigene oder Isidor und Olga“ sagt, das trifft eine allgemein bei ihm starke Seite des Abstracten, Leidenschaftslosen und Gestaltenarmen: „Ein Trauerspiel ohne Bösewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerspiel; man findet darin nicht Eine abscheuliche Seele. Der Held desselben ist kein Wesen von Fleisch und Blut, er ist ein Gespenst, ein Princip, ein politisches Princip. Ein politisches Drama oder dramatische Politik. Die Forderungen sind nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen gewöhnt ist. Dieser Kampf mit der Rabulisterei tückischer Gesetze ist kein guter dramatischer Stoff“.

Indem wir Raupach, dessen erste Blüthezeit in die zwanziger Jahre fällt, erst jetzt einführen, stehen wir bereits an der Schwelle seiner niedergehenden Bewegung; aber die Massenproduction tritt bei ihm jetzt erst ein, und der große Einfluß aufs Theater erhält sich noch eine gute Zeit über. Er ging nach und nach unter in der Fabrikation trockner Lustspiele und dürr dramatisirter Staatsactionen

und Historien, denen er weder Leben noch Wärme einzuhauchen wei weil er selbst keine hat, so wenig als dichterische Kraft.

„Die Schleichhändler“ (1830) werden für sein bestes Lustspie erklärt. „Der Nibelungenhort“ (1829), wirksam dramatisirt, erhielt sich mehrere Jahrzehnte auf der Bühne. Heinrich Laube im „Burgtheater“ sagt über seinen Werth als Theaterstück: „Die Liebesscenen zwischen Siegfried und Chriemhild boten in ihrer sehr ansprechenden Naivetät einen starken theatralischen Reiz. Hätte Raupach mit Siegfrieds Tode geschlossen, das Stück wäre wohl dauernd auf dem Repertoir geblieben. Die kurze schließliche Erledigung der „Nibelungen-Not“, welche viel breitere Ausführung braucht und auch in einer solchen für das Theater mißlich ist durch das massenhafte Morden, entzog dem Stücke die künstlerische Geschlossenheit. Das Bleigewicht am Ende riß das wohlgeformte Bild mit sich herab“.

Das die Dramatiker überwiegend ernsten Styls. Was dem deutschen Lustspiel fehle, sahen wir bereits, es ließe sich übrigens auch an den Versuchen der eben Genannten nachweisen. Der Haupt-repräsentant desselben, der als sein besondres Feld das ganz eigentliche bürgerliche Lustspiel aus den besseren Ständen bearbeitete, ist

Roderich Benedix.

Ein Komödiendichter ohne Komödie! Roderich Benedix, auf den man sich zuerst zu berufen gewohnt ist, wenn man von einem deutschen Lustspieldichter der letzten Jahrzehnte reden will, beweist mehr als ein Anderer, daß die Deutschen im Grunde kein Lustspiel haben.

Motive und Entwicklung sind bei ihm immer äußerst natürlich und einfach, auch da, wo sie durch Wiederholungen an Wahrscheinlichkeit verlieren, und die Wiederholung, die ohnehin der Handlung bei ihm eine gewisse Eintönigkeit aufdrückt, liegt wesentlich darin, daß er durchgehend einen oft sogar mehrfachen Parallelismus der Figuren

und ihrer Handlungen setzt und gerade damit jeweilen die Entwicklung des Stückes trägt. Seine Stücke ruhen durchweg auf alltäglichen, ja bis ins Kleinliche herabsteigenden Situationen und tragen eben so durchgehend die ausgesprochenen Charaktere des Intriguenspiels. Eine große Zahl sind unbedeutende Actionen mit harmlos heiterem und recht anziehendem Ablauf. Es trifft sich manchmal, daß mehrere auch der größeren in auffallend ähnlicher Weise angelegt sind. Sie zeigen viel Beweglichkeit und besonnen verwendete Kenntniß des Lebens in seinen komischen Verflechtungen und daneben ein mittleres Maß wie des Talentes so des Verbrauches der Mittel. Der Bau ist einfach und bühnengerecht. Der Witz, mehr stehend als springend, hat etwas Traulich-Gutmüthiges, das sich am behäbigsten in kleinen häuslichen Scenen entfaltet, wie er denn auch manchmal etwas beinahe Sentimentales in seine Stücke legt. Zumeist ist es nicht eben das Lustige, das überwiegt, sondern mit familiärem Anstrich geradezu das Rührende, das in manchen Stellen bis zum Pathetischen geht und mit einfacher Natürlichkeit bewegt, ja zuweilen sentimentalen Anstrich trägt. Eine bestimmte Charakterdarstellung theils an eben vor uns sich entwickelnden, theils an bereits ausgebildeten Persönlichkeiten findet sich durchgeführt. Schade nur: die Hauptspieler, die er vorführt, geben so viel ächt deutsch idealisirten Edelmuth aus, daß er eben die natürliche Realität des ordinären Lebens, in dessen Kreisen wir uns denn doch bewegen, wieder aufhebt, und damit hängt die auch bei Anderen häufig wiederkehrende Erscheinung zusammen, daß die leichtfertigen Bösewichte die einzigen wahrhaft naturgemäß gezeichneten Charaktere sind. Nehmen wir die ersten besten Beispiele: diese Ottilie Warburg, dieser Dorneck und Steinau, dieser Albert Schneideborn und vollends der „königliche“ Kaufmann Menzinger (in einem Stücke, das als eigentliche Glorification des Großhandels stark an Gustav Freytags „Soll und Haben“ erinnert; Edelmuth, Reichthum und großartige Beziehungen wirken fast zauberhafte Dinge, die in einen fortwährenden Rausch der Ueberraschung werfen), alle diese und andre mehr sind idealisirte Charaktere von rein poetischer Seelengröße, schöne Phantasiegebilde.

Zu viel familiäre Rührung, allzu viel Sentimentalität und Edelmuth und Idealismus für einen Komiker! Nicht einmal das seines Stoffes wegen so viel berufene „Bemooste Haupt“, der Liebling der

Studentenwelt, ist ein ächtes Lustspiel. Wohl aber ist es als sein er
aufgeführtes (1841) sein Schicksalsstück geworden, da der ungemeine u
nicht unverdiente Beifall, den es fand, über seine Zukunft entschied.
Ueberhaupt ist Benedix keineswegs etwa blos Lustspieldichter, ja n
einmal überwiegend, sondern mehr und mehr ins bürgerliche, spec
das Familiendrama übergegangen, für dessen anziehend kleine Züge
ganz angethan ist. Hat er ja doch einen entschieden sentimenta
Grundzug, in welchem die Absicht liegt und auch die Fähigkeit
rühren; ja aus seinen komischen Scenen selber schaut oft das Lac
nur unter Thränen hervor; zum scharf Komischen ist er viel zu w
und zu gutmüthig; wir möchten sagen, es stecken in ihm zu v
spießbürgerliche Neigungen, und seine Personen sind von überwieg
liebenswürdigem Charakter und ziemlich leichtem Seelenleben; a
die Conflicte sind selten schwer und werden ganz regelrecht gelöst u
die Bösewichte, wo sie etwa mitspielen, gehörig abgeführt. Natür
spielen die Erkennungen und Verwechslungen, Entlaufen und Wiel
finden immer wieder ihre obligaten Rollen.

Roderich Benedix, der mit ungemeiner Leichtigkeit, ja mit ei
bis ins Flüchtige gehenden Hast producirte, war für die Thea
directionen ein eigentlicher Fund, da er ihnen Jahr um Jahr le
verdauliche und ganz angenehme Speise zuführte, zumal im Ge
des Lustspiels und der Posse, woran die deutsche Literatur imm
arm geblieben ist. Die Leichtigkeit der Production brachte es nat
lich mit sich, daß diese flüchtigen Geburten des Augenblicks, de
eine um die andre sich in seinem Kopf drängte, wenig innere
deutung erringen und gar selten stark anfassen konnten. Zweierlei a
fällt billig in Werthung: Sein Erfindungstalent ist ein in Deut
land geradezu ausnahmsweises, und seine Aufgaben ruhen immer
auf inneren Grundlagen. Benedix hat sich fürs Theater um
brauchbarer erwiesen, als er selber durch lange praktische Erf
rung (verwerthet in seinen frisch ansprechenden „Bildern aus d
Schauspielerleben") und durch gründliches Studium eine vollständ
Kenntniß der Bühne und der Erfordernisse der Schauspielkunst
worben und sich bei der Anlage seiner Stücke immer zu Nutze
machen verstanden hat. Jedenfalls ist diese Bühnentüchtigkeit, die
Deutschen zumeist fehlt, mit ein wesentlicher Grund der Geltu
seiner Stücke geworden. — Er ist auch Volksschriftsteller und Erzähl

dem künstlerisch gewiegten Componisten erscheint der Nächste
i vom Talent begünstigter Dilettant.

Eduard v. Bauernfeld

. in den 30er Jahren von erstaunlicher Fruchtbarkeit als
iter.

. durchaus modern, der einfache Tageslustspieldichter, dem
ingen konnte, wenn er seine Stoffe aus dem unmittelbaren
zumeist dem Wiener Localleben griff, dessen Beobachtung
rüh auf nahe lag. Das Treiben der Reichshauptstadt in
ifenden Wechseln seiner Motive und Kundgebungen ist der
Boden für seine leicht geschürzte Muse, die ohne viel
veg schöpft. Wo er dagegen zurückzugehen unternahm in
deutsche Geschichte, und er hat es mehrfach versucht, da
der Stoff jedesmal weit weniger für sein Talent passend.

ächerlichkeiten der Gesellschaft greift er auf, einfach um sie
i, nicht um sie tiefer anzufassen oder gar zu geißeln, wie
die Charaktere und Zustände allerdings gewandt, aber nur
twickelt sind. Wo er versucht hat, ernsten Nachdruck hinein-
er politische Motive ins Spiel zu bringen, da hat sichs
wollen, und es haben sich verschiedne Töne unharmonisch
nder abgelagert.

n Mitteln und Wendungen wiederholt er sich. Der Dialog,
: wenige auf der deutschen Bühne, entwickelt Geist und
nen Witz, und die Gedanken, die er ausgiebt, ruhen
uf einer bestimmten Grundanschauung des Lebens in seinen
und privaten Verhältnissen. Es liegt Gesinnung in ihnen,
ebt ihnen Halt.

nfelds künstlerisches Naturell ist sehr beweglich und giebt
en Drucke nach. Darum wird es oft schwer, in diesen

launigen Stücken, die zumeist nur eine Kette von unterhaltenden A
tritten darstellen, auch nur einen leitenden Gedanken herauszufind
oder in ihnen den festen Gang nach einem bestimmten Ziele na
zuweisen; beide scheinen unter den Händen wegzuschlüpfen; die Di
verzetteln sich, und es entstehen leicht Absonderlichkeiten. Was a
in diese Behandlungsart paßt, das weiß er lebendig und anziehe
zu verarbeiten; er ist frisch, die dramatische Bewegung stockt nie, d
Zuschauer wird geistig unterhalten und gefällig angeregt. Dem Scha
spieler bietet er insofern willkommnen Stoff, als es die keck aus d
Zeit greifende Naivetät im Ausdruck und den Gestalten ihm leich
macht den Eindruck des unmittelbaren Lebens hervorzubringen.

Die Lyrik.

ir stehen vor dem letzten der herrschenden Gebiete schönwissen-
her Literatur, das nicht minder als die anderen ein Höhenmesser
tströmung genannt zu werden verdient, neben dem Roman ihr
:, vielseitigster, ihren Schwankungen mit der größten Elasticität
er Ausdruck. Es ist

die Lyrik.

e Lyrik behauptet sich immer noch in ihrem hohen Rang; ulsiren in ihr, und vernehmlicher als unter der Reaction, te und Strebungen der Zeit mit aller Macht, und ihre theils n, theils gewaltigen Klänge haben Nichts von der Wucht nwirkung auf die Zeit und die Gemüther verloren.

i den Franzosen hat sie entgegen dem zum dürren Formalismus sunknen akademischen Classicismus eine Höhe der Entwicklung rlichen Sängertönen gewonnen, die ohne Zweifel alles Frühere iem Feld überragt, selber die im schweren Kothurnschritt auf- enden Gesänge der Classiker des 17. Jahrhunderts. Dem chen Reiz und der ehernen Gewalt ihrer Klänge können sich en auch dann nicht entziehen, wenn sie sich nur widerstrebend geben: Ein Victor Hugo und Alfred de Musset stehen in lrt fast unerreicht da. Nicht mehr blos national, sondern olitisch, wahr und ergreifend, weil an den Wurzeln der Zeit t, hat sich dieses jetzt erst ganz aufgeschloßne Geisteskind zu nter Herrlichkeit entfaltet. Jugendlich kühn wirft es die steifen

Regeln und lähmenden Stylfesseln der monarchischen Zopf- und Perückenzeit um und geht sorglos und selbstkräftig den individuellen Gedankenmodulationen nach; Natur und Gemüth treiben auch in ihr neue, starke Formen hervor. Aus diesen Liedern spricht eben nicht mehr die Akademie, sondern der Volks- und Zeitgeist. — Wir mußten, um die großen Gestalten nicht aus einander zu reißen, diese Seite der französischen belletristischen Schriftstellerei gleich mit dem Roman behandeln, dessen natürlicher Reflex sie ist, nicht geringer, wohl aber reiner und naturgemäßer als er.

Nicht minder bedeutend erhält sich die deutsche Lyrik, die sich ganz in dasselbe Verhältniß zum jungen Deutschland stellt wie die französische zu ihren Romantikern; doch geht sie, in mehr Namen vertreten, noch weit mehr als die mannigfaltigsten, ja widersprechendsten Sangestöne aus einander, von den äußersten revolutionären herab sich stimmend zu den freilich erst nach 1849 recht laut werdenden reactionären Tonweisen. England und Italien treten fast ganz zurück: ob den lauten, dort social-industriellen, hier politischen Tendenzen verstummen die Klänge der Leyer.

Social-politisch im weiteren Sinne sind die Tausende und aber Tausende dieser Gesänge, von den großartigen Lebensbildern und Kampfliedern bis herab zu den kleinen Nadelstichen der Satyre. Das ist aber ihre Bedeutung und ihr Werth, daß das Kreißen der Zeit in ihnen widerspielt, und der Kritiker, welcher sich in der Beurtheilung dieser Sängerkreise auf das alte Wort Goethe's steifen wollte: Politisch Lied, ein leidig Lied! würde sich jedenfalls auf grundfalscher Bahn bewegen. Wir bezeichnen es hier wieder als eine ausnahmsweise Erscheinung, wenn einer der Neueren sich ausschließlich auf Stoffe zurückzieht, die keine Beziehung haben zu dem allgemeinen Zeitleben und seinen Forderungen, wenn er sich nur durch den künstlerischen Werth und die Gestaltungsfähigkeit oder auch durch rein subjective Gefühlsströmungen lenken läßt.

Unbestreitbar allerdings, daß die politische Poesie der Deutschen vor 1848, als ersehnter Wecker mit beispielloser Begeisterung aufgenommen und hernach mit nicht minder beispielloser Leichtigkeit fallengelassen, nebelhaft und prophetisch ist, daß sie sich mit hochtönenden Schlagwörtern und vaguen Gedanken abfindet. Wer will sie darum anklagen? Stellt sich die Nation überhaupt klarer? Läugnen

daß Franzosen und Deutsche nicht selten unbarmherzig sich
men und Regeln hinweggesetzt haben; wahr, daß es zuweilen
rmlichen Sanscülottismus der Form gekommen, der Nichts
als der nackteste Kraftausdruck; wahr endlich, daß die
r in beiden Nationen, auf unsicherem Felde mit noch
Aussicht sich ergehend, wenn ihnen die faßbaren Gedanken
mpfundnen Gefühle abhandengekommen, uns speisen mit
und Ausrufungen, inhaltlosen Schlachtlauten und schemen-
phezeiungen. Wir bewegen uns eben in einer Welt der
riebe, der Strebungen und Ahnungen, denen die Erfüllung

n die Lyrik ist das psychologische Sondiren und Zeichnen
n.

eberherrschen lyrisch-epischer Dichtungen ist für diese Geistes-
· Zeit kennzeichnend.

---

ist zweifelloser als die nahe Verwandtschaft der Tonarten
tenrichtungen des Romans und der Lyrik. Sind sie ja
uteste Ausdruck, den sich die Zeit in der Schrift gegeben;
auch, wie wir genugsam sahen, sehr oft beide zugleich
en hervorragenden Schriftstellern vertreten. Sollte sich daher

diese Lyrik seinen Namen bleibend erhält, daß er also am besten gerad an diese Uebergangsstelle paßt, um so mehr, als es sehr schwer halten würde, für den nach Stoff und Form, Ton und Manier in den auffallendsten Bizarrerien sich ergehenden Kopf innerhalb unsrer Romandichtung irgendeinen organischen Platz herauszufinden.

Die besondere Weltanschauung

Leopold Schefers,

des in der Lyrik und Novelle ganz eigenthümlichen Geistes, liegt sehr prägnant im „Laienbrevier", jener originellen lyrisch-didaktischen Spruchdichtung, ausgesprochen, poetischen Meditationen, die Rückert'sche Einflüsse widerspiegeln. Da lehrt Schefer in einer Spruchweise, die weder kalt noch dürr, sondern ansprechend, von ihren dem Leben abgelauschten Zügen beleuchtet und erwärmt ist, eine Lebensweisheit der thatkräftigen Ruhe. Sein Sinn geht auf ein in sich sichres Hingeben an des Schicksals Fügungen, nicht in kleinlichem Gleichmuth, nicht mit der Resignation des Leidens, aber mit dem Bewußtsein der thatfrischen Helle, der inneren Sicherheit und hohen Festigkeit des menschlichen Wollens, der selbstbestimmten Hingabe an des Schicksals Mächte, dem Bewußtsein von der Bedeutung des Menschen, das ihn über alle Wechselfälle erhaben hält und ihm gar eine selbstschöpferische Kraft zuspricht („Januar", III). Es ist immer und unter allen Gedankenwandlungen die Lebensweisheit der ruhigen Kraft, die Sicherheit des selbstbestimmten Maßes im Thun und Denken, in Freud und Leid; die Macht des Geistes das feste Steuer, das herrschend über die Wechselfälle des Lebens hinausführt; der Geist ist sein und seiner Zukunft sicher, er ist's, der das All belebt. Gemüthsruhe will sich als klarer Spiegel über das Ganze legen, das gleichwohl reiche Tiefe des inneren Lebens birgt. So vertritt er immer und unter allen Formen die Hoheit und Ewigkeit des Menschengeistes, der ihm in seiner bestimmend-beseelenden Macht unmittelbar am Göttlichen selber Antheil nimmt. Nur das Beseelte lebt, alles Leben ist zu beseelen, aber beseelt ist auch die Natur. Das selbständige Entwickeln durch Geistesmacht ist der Höhepunkt des Seins und führt mühelos ins Ewige über, an dessen Wesenheit das jedesmalige Geschlecht und die

Einzelnen nach vor- und rückwärts als gewordene und zeugende Erben und Erblasser Antheil haben. — Diese Lebensanschauung hat ihre tiefere Grundlage in dem bekannten Pantheismus Schefers, der auf die Berechtigung alles Seienden als durch den Naturgeist Gewordenen hinausgeht und einen Optimismus der Welt und ihrer Erscheinungen setzt, in welchem sich das Böse und das Uebel von selbst in ihre Entgegengesetzten auflösen, der für die Menschheit als Ganzes sowohl als für das Individuum einen Zustand des glückseligen Gleichmuthes und der reinen Naturwahrheit vindicirt: dieser Pantheismus kann logisch allerdings keine weitere Bedeutung ansprechen als die des poetischen Traumes von einem urreinen und urglücklichen Eden. Das unendliche Hinüberwirken und Bestimmen durch die fernsten Räume und Zeiten erscheint, wie es so ganz den Anschauungen des Pantheismus ziemt, auch in Leopold Schefer als der tiefsinnige Gedanke eines allgegenwärtigen, immer wirkenden, allbestimmenden Weltzusammenhanges und Weltverstandes, in dessen Tiefen die Ursachen der Dinge ruhen, so daß historisch nur der Schaum der Welle in den Tag hinaustritt. In den geheimnißvoll innerlichen Tiefen liegt die Wahrheit des Seins. Das Allgottsein, das die Wesenheit dieses ganzen Geistes bildet, durchzieht alle seine Lieder, drängt sich aber zumal in einzelne mit aller Schärfe zusammen; seine Formel ist eben die: Nur Gott ist, und außer Gott ist Nichts (11, 13).

Schefer hat zuweilen feine, mit ruhiger Anmuth und fester Kraft zugleich fixirte psychologische Blicke, die sich seinem liebend hingegebenen Verständniß bedeutsam vertiefen können („Januar", X); Blicke von einer Sicherheit der Durchdringung und einer Wahrheit in der ruhigen und festen Darlegung, der nur die reizende Zartheit der Züge gleichkommt (2, 13). Und in diesen glücklichen Blicken versenkt er sich mit tief wurzelnder Sehergabe, die selbst an einer allgemeinen und doch wieder individuell bestimmten Weltliebe hängt und an ihr sich großzieht, in das heiligste Wesen und Walten der Liebe, jenes urschön Göttlichen (2, 22). Das nach Allgottheit aussehende Auge des liebenden Dichtergeistes, dem eine unauflöslich bestimmte Weltenharmonie durch Erd' und Himmel geht, mußte besonders angethan sein, in den Gründen des weiblichen Herzens zu lesen, dem die Liebe Alles ist, und so hat er mit Glück sein Walten und Schlagen erfaßt, warm, mit innigem Verständniß. Auch ihm ist die Nacht, die geheimnißvolle,

ausgleichende, göttlichen Ursprungs, das wahre Geisterelement. Wo er die Naturformen und ihre Lebensfunctionen als Symbole der seelischen Momente nimmt, da liegt in der klaren Ruhe der Beziehung, in der sicheren Einfachheit der Sprache und Fassung, sanft anziehender Reiz (3, 21). Schefer hat viele von den kurzen, stolz beredten Gedankenblitzen, die mit Geistermacht als Inspirationen des Genius ergreifen und bewegen.

Die Sprache ist bei ihm ein mit seltener, vom Gedanken regierter Harmonie hinausgeführtes maßvolles Gebilde aus sicherer Kraft, klarer Schöne, Ruhe und Bewegung; sie setzt sich zusammen gleicherweis aus spruchgemäßer Gedankenentfaltung und poesiefrischer Natur- und Weltanschauung. Den sinntiefen Zügen des Seelenlebens laufen oft das parallelisirende Bild und die schöne, klare Anschauung zur Seite. Andre Male ist die Form diejenige der innigen, das Herz an sich selbst und sein Glück eindringlich mahnenden Bitte, und auch das nicht selten mit hoch bedeutsamer geistiger Vertiefung (9, 9). Eine einschmeichelnde, dem liebenden Belauscher der Herzensregungen entnommene Personificationsgabe verkörpert zuweilen in trauten Zügen die geistigen Wesenheiten (4, 5). Selten überläßt er sich äußerlich schildernden Expositionen von reicher Fülle oder bilderreichem Glanze: mit festem, fast rauhem Tritt in der Deutung des Menschenantlitzes (4, 23), mit seltener prächtiger Größe der Darstellung im Gemälde des Sonnenunterganges (5, 15 zu Anfang), anderwärts (6, 24) mit eingehend sanfter Entfaltung eines reinen und klaren Parallelismus. — Derselben Richtung wie das „Laienbrevier“ gehören „Der Weltpriester“ (1846) und die zwanzig Jahre nach jenem erschienenen „Hausreden“ an (1854).

Als Novellenschriftsteller ist Schefer verschieden wie die meist seltsamen Stoffe, an die er sich macht, leidet übrigens an Formlosigkeit, Bizarrerie und selbst Verworrenheit der Empfindungen. Oft entwickelt er ein steigendes Grauen, dem er sich mit romantischer Leidenschaftlichkeit überläßt. Und wenn er einmal in diesem Zuge ist, gießt er uns gern Tropfen um Tropfen ein bis zur Gipfelung in der furchtbaren Entwicklung, meist ohne ausreichendes Motiv. So ist in „Lenore di San-Sepolcro“ der einzige bewußte Fehler keine nur annähernde Erklärung für die unaufhaltbar hereindringenden Schrecken. Wenn dazu kommt, daß eine Familienschuld sich an den Kindern rächt (so dort und in der „Erbsünde“),

so fällt er vollständig auf den Standpunkt der Schicksalstragödie zurück. Er kann alle ihre finster geheimen Mächte spielen lassen; so die ganze Verschlingung im „Palmerio", wo eine furchtbar sich rächende Bigamie mit folgenden Elementen versetzt ist: die andere Gemahlin ist die von ihrer Familie längst vermißte und beweinte Schwester der ersten; in paralleler Entwicklung muß ein alter Familienhaß zu blutiger Saat aufgehen, daß Mord und Selbstmord rasch und still emporwachsen. Oder er mischt in noch bizarrerer Composition Beides: vernunftgemäße Consequenz der menschlichen That und blinder Fatalismus wirken unentwirrt durch einander, um wieder zum Verderben zu führen. Damit vermeint er wieder den Satz zu lehren: des Menschen Thaten sind nicht verloren, ihre Folgen wachsen fort und gehen unhemmbar in Saaten auf. Es spielen mit: die Hingabe an dunkel fabelhafte Traumwelt, springende Geisteserschütterungen, orientalisches Weben und Wehen mit aller zauberwarmen Pracht — die magische Blumenbeleuchtung im „Zwerg" — und allen verderbend wilden Gewalten von Stambuls märchenhaftem Leben. Allgemein führt er mit den verworren sich drängenden Factoren gern in den Orient und verwendet namentlich wiederholt den so oft von den Novellisten gebrauchten Trugschluß einer beim ersten Momente des Schauens unwiderstehlich die Seelen ergreifenden Liebe; verwendet er ja in einer einzigen Erzählung dieses verhängnißvoll zum Verderben führende Aufflackern doppelt. Das geschieht ihm oft; er wiederholt sich viel, sei's in den Grundgedanken, sei's in den Mitteln und Motiven. In einer und derselben Handlung braucht er zweimal das Todtsagen Lebender als Mittel, und das Verwechseln Todter mit Lebenden ist ihm eine ähnliche Maschinerie. Dabei ist die innere Motivirung bei den plötzlichen und schlagenden Gemüths- und Stimmungswechseln immer nur schwach. Die rechte Klarheit scheint er selten auch nur gesucht zu haben. Eins aber haben seine besseren Erzählungen: rasches Leben und frappante Kürze. — Er wird oft wunderlich verworren und umgrenzt seine Situationen nie klar, so daß er weder in den unerklärlich rasch sich ablösenden Stimmungen, noch in den für die Mehrzahl seiner Handelnden ohne reelle Erfüllung oder erklärliche Consequenz abgebrochenen Schlüssen befriedigt oder nur verständlich bleibt. Er kann dabei die Action sogar in mystisches Treiben auflösen, das höchstens verschwimmt in das — man weiß kaum ob absichtlich? — dunkel gelaßne Getriebe und Gemenge aus halbem

Geister- und halbem Körperleben, beide jedenfalls aus ihrem natürlichen Verbande gerissen. Oder er verirrt sich in unheimlich originelle Büßerpoesie auf phantastischer Grundlage („Die lebendige Madonna“) und mit ausgesprochen priesterlichem Charakter, wonach geheimer Sünde die furchtbar entscheidende Buße folgt („Die Erbsünde“). Man kommt dabei aus dem fragenvollen und schwanken Phantasieleben nicht heraus, und die Lösungen sind gewaltsam, von einer gegen das Wesen der Seele verstoßenden Art. Wo liegt z. B. in dem „Heimlichen König der Armenier“ die Begründung für den ungleichen Ausgang der beiden Vergiftungen? was sollen uns die seltsam metamorphosirte Geistesbraut und ihr Kind? welches Recht hat das neue und frische Glück in Herzen, die so furchtbar nahe in die ergreifendsten Gräuel verwickelt wurden? Ueber diesen Abgrund führt keine in geheimnißvollem Dunkel gelassene Zeit von Wochen. Wo liegt in der „Perserin“, jener dem Oriente ganz gewöhnlichen Verführungsgeschichte mit undeutlich sich abspiegelnden Personen- und Charakterbildern, der Zweck eines Mordes, der gemäß der Anlage nur in einer klar und scharf nach und durch ihn sich umwandelnden Geistesgestaltung Grund haben könnte und nun einem halb freiwilligen und halb nutzlosen Tode ruft? So sind wir immer angewiesen nach den Gründen zu fragen, und die Antwort ist selten klar. Im gleichen Stücke können wir zuweilen den Uebergang ins Irrationelle abmessen: Im „Palmerio“ begleitet eine rein gefaßte psychologische Entwicklung den Gang des ersten Ehelebens in seinem kurzen Glück und dem durch Verschulden der Eifersucht langsam, aber unerbittlich nahenden Verhängniß; von dem Augenblicke der wirklichen Schuld des an den Rausch der Schönheit willenlos sich hingebenden Mannes, jener Schuld, unbeständig wie das Meer, gierig wie die üppige Natur der griechischen Inseln genießen zu wollen und so zwei Weibern zugleich anzugehören, von da an verschlingen sich die Fäden unerklärlich. — Der halb humoristisch scherzhafte, halb ernste Ton scheint seiner Hand weniger zuzusagen und wird langweilig gedehnt. Da geschieht ihm leicht, daß die durch unbedeutende Scenen sich durchschleppende Entwicklung mit Ungeduld abgewartet wird und daß ein Optimismus auftritt, nicht ganz frei von süßlich-tändelndem Ausdruck, Beides das auffallend Umgekehrte seiner sonstigen Manier. So langt er in den „Deportirten“ nach allgemeiner Versöhnung, selbst für den Verbrecher, und leitet einen Abschluß ein, der alle getrennten

und gekränkten Herzen wieder vereint. — Es ist große Seltenheit, ein erfreuliches Bild zu treffen, gut erzählt, mit einfach natürlichem Leben auf realem Boden stehend, und eine Entwicklung von versöhnender Lieblichkeit bietend; so die ächte und doch poetisch angehauchte Erzählung „Die weiße Henne“. Und eben so selten bewegt er sich überhaupt auf einem Boden, dem er Wahrheit zu entlocken versteht; zuweilen gelingt es: so hat er in der „Künstlerehe“ die potenzirten Nüancen im Geistesleben einer bösen Frau mit vieler Feinheit festgestellt und den Conflict eines Künstlerlebens (Albrecht Dürer) mit den Forderungen des ordinär hausbackenen Weiberverstandes so gut entwickelt, daß dieser seelische Grund den verschiedenen Phasen eines an sich einförmigen Processes Interesse giebt. Meistens aber erzählt er schlecht; auch wo er faßbare Erzählung unterlegt, versetzt er sie mit zu viel undeutlichen Allgemeinheiten, oder er schiebt Geschichte in Geschichte, oder er präsentirt als Lösung einen Einfall der Laune. — So finden sich in den neuen Novellen drei absolut verwirrende: „Der Unsterblichkeitstrank“, „Der Seelenmarkt“, „Die Lebensversicherung“. Die erste bezeichnet das auffällige Zurückfallen in Jean Paul'sche Bilderspielerei, die sich halb humoristisch, halb toll ausnimmt; die Verwandtschaft geht so weit, daß er auch in den ganz unorganischen Periodenbau Jean Pauls zurückfällt. Zeichnung und Handlung verschwinden vollständig; es ist launische Malerei von unbegreiflichen Zuständen, in glänzenden, aber bunt durch einander gewürfelten Farben. In diesem Gewebe aus chinesischem Leben und Märchen ist weder Realität noch Idealität greifbar; es gleicht einem Zauberbrunnen, in dem ein Stück Prosa aus dem Leben dieses dürren Volkes immer neben ein Stück widersinniger Traum- und Allwelt zu stehen kommt; es flimmert vor den Augen, macht den Eindruck des Tollen, Alles verschwimmt: die Personen haben nicht einmal ein eignes Ich, und die Naturkräfte spielen wunderbar durch einander; es ist Schlafwachen, aus dem uns auch der Schluß nicht erlöst. Kaum Ein Product möchte den Begriff des Zwecklosen anschaulicher vergegenwärtigen. Da lernt man so recht den gesunden Realismus schätzen. Die zweite macht keinen klareren Eindruck, zieht den Boden unter den Füßen weg; einzelne äußerst liebliche Züge des Seelenlebens verschwinden vor dem Schreckenden und dem unfaßbaren Gemenge des Ganzen. Die dritte ist wo möglich noch verworrener und zweckloser, und diese Lectüre,

die für die fehlende Logik nicht einmal durch Phantasie entschädigt, erfüllt wahrhaft mit Widerwillen.

Wir wollten damit den äußersten Grad der Verirrung und Verwirrung anzeichnen, in welchen diese orientalisch verfeite Phantastik verfallen kann. Unrecht wäre, den Schriftsteller im Ganzen danach zu beurtheilen; er hat eben so glänzende als liebliche Züge, eben so tief Gedachtes als innig Empfundenes. Wer seine brillanten Phantasiegemälde in ihrer gleich stolzen als zauberischen Pracht und von tiefer seelischer Berechtigung kennen will, dem genügt das feenhafte Intermezzo im „Zwerg", die Kuppelbeleuchtung von St. Peter; der Verderben drohenden, zwischen dem gewitternden Himmel und der dunkeln Erde schwebenden Situation entspricht vollkommen jenes nach innen grabende Halbwachen, das sich hier in gigantischen, feuerflammenden Gebilden auslebt.

Sein „Hafis in Hellas" (1853) und der nachfolgende „Koran der Liebe" drücken eben so tiefes Gefühl als den orientalischen Anschauungen passende und überdies gesunde und schöne Sinnlichkeit aus.

Vielseitig gebildet, sowohl in der Mathematik als der Philosophie und Philologie (griechische und orientalische Sprachen) gründlich unterrichtet, dann der Medicin und der Musik zugewandt, in welcher er sowohl als ausübender Künstler wie als Componist auftrat, endlich ganz besonders durch große Reisen, die von England quer durch den Continent bis nach der Türkei und Kleinasien sich erstreckten, mit reichen Lebenserfahrungen und weiten Anschauungen ausgestattet, trug Schefer einen unerschöpflich springenden Quell des verschiedensten poetischen Stoffes in sich. Ihm war immer die Liebe zum Orient und seinen Anschauungen eigen; sie ists auch, welche manche Besonderheit in seinen etwas fremdartigen, oft bizarr gedachten und noch wunderlicher eingekleideten Schöpfungen erklärt.

Schefer geht immer den psychologischen Grundlagen, noch mehr ihren Seltsamkeiten und Launen nach; ihn locken die Tiefen und Mysterien des Seelenlebens, und er scheint mit eigenartiger Lust den Bizarrerien der Motive in eigens gearteten Geistern nachzugraben; besonders zieht ihn die weibliche Natur an. Er ist ein Kopf mit reichen und originellen Gedanken, ein sinnig-beschauliches Gemüth von viel Tiefe und Innigkeit der Empfindung, ins Maß gebracht durch eine starke Dosis von orientalisch-pantheistischem Quietismus und

Welthumor, der ihn über die Wechselfälle des Lebens hinaushebt; seine Naturschilderung und Charakterzeichnung ist voll von warmem Leben. Aber er bewegt sich unwandelbar und unzugänglich auf dem eigenwillig gerichteten Seelengrunde, dessen Ausdruck ebenfalls seine sonderbaren Formen annimmt, indem er anders gearteten Einflüssen keinen Zugang läßt und constant derselbe bleibt ohne eigentliche Fortentwicklung.

Fassen wir die reinen Lyriker an, so erschiene es nach dem Gesetze der Rangstellung, falls es entscheidend sein und eine richtige Reihe in der Namenfolge herstellen könnte (was beiläufig gesagt unmöglich ist!), geboten, den größten unter ihnen, den Deutsch-Ungar Lenau, an die Spitze zu stellen. Doch bestimmender wirkt hiefür ein zweiter Grund mit: Lenau schlägt alle Töne des lyrischen und lyrisch-epischen Gesanges an, von den vorübergehenden des Zeitmomentes bis zu den ewigen Gefühlsanklängen aller Zeiten und Herzen; der schwere politische und der bange sociale Tagesschrei unsres Geschlechtes hallt in ihm wider neben den subjectivsten Regungen der Liebe und des Hasses, der Trauer und des Jubels: alle aber mit der Schattirung eines vollkommen modern zugeschnittenen Geisteswesens.

Nicolaus Lenau
(Niembsch von Strehlenau)

ist der universelle Gemüthsdichter.

Byron in England, Chateaubriand und die ganze junge Schule in Frankreich, an ihrer Spitze Victor Hugo, die einschneidendsten unsrer neueren Lyriker sind nur die obersten Spitzen einer Richtung, die an der ganzen Zeit gräbt; das halte man fest, daß sie alle sich verwandt sind und nicht können ohne einander begriffen werden. Was in Frankreich der Roman und die Lyrik zugleich, das thut in Deutschland überwiegend die letztere. Eines der ersten und größten aus diesen Häuptern, die von der Beschränktheit und Heuchelei so gern die Dämone der Zeit geheißen werden, ist Byron: so entschieden, daß mancher aus

den neueren Lyrikern gleichsam nur eine Seite seines Genies zu sein scheint. So besteht denn auch eine zweifellose Affinität zwischen ihm und dem annähernd eben so großen und nicht minder unglücklichen Geiste, den man den deutschen Byron zu nennen versucht sein möchte.

Lenau, ganz und ausgeprägtest modern, hat zu seinem eingebornen Wesen die Sehnsucht, die unbestimmte, jenes auf- und niederwogende Gefühl, das an Beengung leidet, das sich Flügel wünscht und doch oft selber kaum weiß, was ihm fehlt. Wenn man bedenkt, daß nicht nur er, sondern weitaus die Mehrzahl der ungarischen Dichter den Ton der Klage anstimmen, weicher oder stürmischer (wie bei Karl Beck), so möchte man wahrlich glauben, daß auf ihrem Grunde das nur dunkel noch geahnte Erinnern und Verlangen liege nach einer lange her eingebüßten großen Nationalität; man möchte ferner glauben, daß altslavische Elemente durchwirken, denen ja der Mollton auch in der Musik vertrauter ist. In Lenau scheint ein ewig trauernder Drang zu leben nach einer höheren Gemüthsentwicklung, nach freieren Zonen, ungestörter Liebe, dem Lichte der Ewigkeit, dem Frieden der weltüberschauenden Einsamkeit. Der Blick ist immer umflort; das ganze Thun erscheint als der unausgesetzte, aufreibende Kampf gegen die endlichen Schranken eines in seinem Wünschen und Suchen unverhältnißmäßig weit angelegten Seelenlebens.

Lenaus äußere Schicksale sind bewegt und düster. Wenn auch, um im schönen Bilde des größten französischen Lyrikers zu sprechen, die Leidenschaften, „ces passants impérieux“, dem Guß von Lenaus Geist ihre entstellenden Züge eingegraben haben, um wie viel ist sein intensiver Werth deßhalb geringer? Außerordentliche Naturen haben das Recht mit einem eigenen Maße gemessen zu werden. Ich weiß, daß man diesen neueren Dichternaturen, von denen überraschend viele unglücklich geendet haben, nach Seiten ihres äußeren Lebens und der inneren Gedankenkreise so gern und oft den Vorwurf der Willkür, der Vergeudung ihrer Schätze, des selbsteigen angelegten Verderbens entgegen wirft — falsch und ungerecht. Man übersieht die Macht einer dämmerungsschweren, zweifelvollen Zeit, die auf viele schwerer angelegte Geister verstimmend und auflösend wirkt.

Nicolaus, Edler von Strehlenau, ist 1802 im Banat geboren; Dichter von Natur, hatte er schon bald nach 1830 ein enttäuschtes und unmuthvolles Leben hinter sich. Die Hoffnungen, welche die Juli-

revolution für Frankreich und Europa erweckt hatte, gingen eine nach der anderen hin; der Unmuth darüber trieb Lenau nach Amerika. Hier kaufte er sich mit dem Rest eines kleinen Vermögens einige hundert Morgen Urwald. Das Unternehmen, an sich gegen seine Natur, lief nicht gut aus, und schon von da an ganz verdüstert, kehrte er nach Europa zurück. Tragisch genug, eben als er auf Lebensglück und stillen Frieden hoffte, verlobt, ward er vom Wahnsinn befallen, 1844; sechs Jahre hat er das furchtbare Schicksal getragen.

Lenaus Leben ist trotz alles äußeren Stürmens und Drängens stets ein tief innerliches geblieben. Sein Blick scheint bohrend in die Seelen, und zuerst in die eigne, hineinzustarren: er ist der Faust der verlangenden Gefühle. Dieses psychologische Grübeln, das die ganze Literatur unseres Jahrhunderts durchzieht, ist wieder ein Zeichen der Zeit, krankhaft, abgrundreich, unheimlich, verlockend. Unter allen deutschen Dichtern hat keiner eine schlagendere Naturverwandtschaft mit Byron (in der äußeren Composition sind sie ganz verschieden); er ist der deutsche Byron ohne die Launen, die Bitterkeiten, die Ironie des englischen, der schmerzlich spottend sich an Welt und Gesellschaft reibt, während sie dem Blicke Lenaus kaum beachtet vorübergehen. Was in Byron Hohn, das wird in Lenau Trauer, bis zur Melancholie. Er tröstet selten; denn der Trost liegt eben nicht in seinem Herzen. Es ist wahr, er erhebt sich nicht über seinen Schmerz; aber dieser Schmerz ist so weich, so reizend, daß er sich mit süßer Macht ins Herz einschleicht. Und keine weibische Klage, kein unmännlicher Ton; er wirft sich mit innerer Kraft dem schmerzhaften Verlangen in die Arme; er schaut ihm Aug' ins Auge, er mißt sich mit ihm, und die Klage wird zur wild hinstürmenden Macht.

Wie geheim schimmert in Lieb' und Kampf und Freiheitsdrang eine Größe durch, die zum Leben sich ringen möchte, und Lenaus Lieder wecken immer das Bewußtsein eines Höheren, als sie in ihren eignen Worten bieten, und das eben ist der kaum erklärbare Reiz, der an sie knüpft. Seine Stoffe sind Vergänglichkeit und Tod, der Herbstwind sein Bild. Das Gefühl ist tief wie bei Eichendorff, aber stürmischer, und die Klage mehr laut. Sein Lied hat selten Chamissos epische Einkleidung; er läßt das Gefühl meist wie Windhauch hinwallen und verhallen. Dafür knüpft er es mit eben so tiefem Sinn als jene beiden an das Walten der Naturkräfte, die er als seinem Herzen ver-

schwisterte belauscht und versteht und in ihrer Gedankensymbolik vollkommen beherrscht: des Bächleins Geplauder, des Windes Kosen, des Schilfrohres mondbeschienene Klage, des Sternenscheins Geflüster mit der „unergründlich süßen" Nacht; aber vor Allem ists der wilde Orcan in den schwarzen Wäldern (ein finsterer Merlin), mit dem Lenau gewaltige, geheime, vertraute Worte tauscht. Oft ists, als ob erst in Sturmeswehen Lenaus Leyer ihre stärksten, straffst gespannten Saiten anziehe, als ob sie mit dem Nachtwinde und dem Wetterstrahl um die Wette brause: es ist Etwas von der wunderbaren Figur Mischkas in ihm, oder vielmehr aus ihm in jene übergegangen. Seine Klage geht rückwärts auf die entschwundenen Jugendgefühle, vorwärts auf umsonst gesuchte freiere und höhere Entwicklungsphasen. Was in Victor Hugos „feuilles d'automne" als schwere Mittagsschwüle mit umwölktem Horizont heraustritt: jenes Versiegen des frischen Springquells der Herzensjugend; das Abwelken der ersten, wärmsten, die Welt blühend umfassenden Gefühle; das an strenge, gebieterisch kalte Thatforderung umgetauschte Glühen der leuchtenden Jugendsterne: das wurde in Lenau, der über diesem unaufhaltsamen Dahinrinnen brütet, zur innerlich zerstörenden Macht. Als ob eine holde, süße Liebe, verloren und tief betrauert, den Dichter zurückwinken würde in ihre bezauberten Kreise, und er eilt ihr mit unruhvollem Verlangen entgegen, und plötzlich weicht er erschreckt vor einer unübersteigbaren Schranke zurück und fällt in die Träume von Vergehen und Sterben. Und mit dieser Liebe, in ihrem Kreis gefangen, gingen Jugend, Heimath, Glück, Hoffen und Vertrauen hin. Lenau sucht sie nicht mehr; nach vorn schaut er nie anders denn zweifelnd; hinter sich sieht er einsame Wüsteneien, die der Sturmwind gefegt. Er kann es seiner Seele nicht versagen, daß sie auch in den süßen Frühlingshauch das Bild des Gefangenen hineinverwebe. Er mag etwa (so in „Liebesfeier") schwellend in den Jubelchor der erneuten Natur einstimmen; aber mit verwandterer Innigkeit faßt er die Züge in ihrem Abwelken („Frühlings Tod"). Die Geliebte verklärt sich ihm im bleichen Sterben, und sein eigen Herz zuckt unter der erstarrten Hand. Alles geht hin, die Freude zuerst, dann der Friede, dann die Lebenskraft.

So heißts in „Aus!":

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht.

Es ist allerdings wahr, daß in Lenau Nichts von jener ruhigen Harmonie zu finden ist, die in heitere Phantasien wiegt; sein Herz ist ein Instrument mit gesprungenen Saiten. Aber es birgt einen unendlichen Reichthum des Fühlens, und der stimmt den Schmerz zu einer nun rauschenden, nun säuselnden Symphonie. Es ist eine wundersam tiefe Welt, in deren Weiten laut und leise die Naturgeister zum Menschen sprechen. Dieses Wesen legt „Der trübe Wanderer" in die Verse:

Seltsame Stimmen mein' ich nun zu hören:
Bald kommts, ein wirres Plaudern, meinem Lauschen
Meerüber her, bald tönts in leisen Chören,
Dann wieder schweigts, und nur die Wellen rauschen.

Ein einschneidendes Moment in seiner Trauer ist das bis zum Verzweifeln steigende Hinschwinden des religiösen Glaubens, ein Proceß, dem der ernste, umdüsterte, wunde Geist mit Bangigkeit nachgeht und zuschaut, wie dem Absterben seiner Lebensblüthen, bis er zitternd ins Nichts hinausblickt, das sein banges Herz umsonst an den Glauben der Kinderjahre vertauschen möchte. Nimmer ist zu beurtheilen, wie viel von diesem nagenden Zweifel ursprünglich in Lenaus gewitterschwerer Natur angelegt, wie vieles Wirkung der aufgelösten Zeit ist. Es giebt sich wohl, daß er scheinbar gleichmüthig ins Verschwinden hinausschaut, nicht mit der großartigen Ruhe und Resignation des Philosophen, sondern mit einem innerlich nur um so heftigeren Vibriren. So läßt sich der unverwüstbare Wurm, der ihm Blüthe um Blüthe zerfrißt, allgemein als Zweifel bezeichnen, eben so mächtig und verderbend in seinem Fühlen als in seinem Denken; er mag ihn sänftigen, doch nicht mehr niederhalten. Uebrigens spricht sich diese Seite selten aus. Noch hat er Laute des kindlichen Glaubens, und es scheint in ihm ein ungeschlichteter Kampf durchzugehen zwischen dem Dichter und Denker; wo dieser zweifelt, da singt jener in süßen Weisen Worte der Versöhnung. So hört „Der fromme Pilger", in Palästinas Auen neu belebt und geheiligt, noch das Säuseln göttlicher Traditionen. Aber das ist das Seltenere. Eine Stelle auf das Christuskreuz in dem Liede „Der trübe Wanderer" hat jedenfalls nicht blos äußerlichen Bezug, sondern steht in Verbindung mit dem schwankenden religiösen Bewußtsein des Dichters. Das Gedicht „Die Zweifler" stellt Vergänglichkeit als das Wort der

Welt hin; der Tod ist das große allgemeine Ende; wenn ein Jenseits, so werden wohl auch ihm die Schmerzen nicht fehlen; das Leid der Erde macht ein Vergehen zum beneidenswerthen Loose; doch, ob Tod ob Leben, die Seele warte resignirt.

Aber trotzdem stößt sich seine edle, durchaus ideale Natur eben so heftig an dem geistbethörenden Schwindel des Materialismus der Zeit, auf den fast alle Dichter zürnend klagen; dieser Richtung gelten die Erdpriester, von denen die „Korybanten" sagen. In diesem idealen Zug ausschließlich ruht Lenaus Größe und sein Adel; aber eben darum wird ihm eine Zeit schwerlich gerecht, die Poesie und Ideal als unpraktische Träumereien höchstens belächelt.

Lenaus Phantasie wiegt sich mit besonderer Vertrautheit und wie angezogen durch den Reiz der Nacht in den Scenen des Grauens, die als schwermüthiges Behagen durch seine Seele ziehen. Und er folgt ihnen bis in den geistzerrüttenden Wahnsinn hinein; man sollte meinen, eine ahnungsschwere Verwandtschaft hätte ihn von früh an zu dem dunkeln Abgrund hingezogen. Dahin gehören: „Die Waldkapelle", „Warnung im Traum", „Die Marionetten"; (auch in „Clara Hebert" sind der grausigen Schatten mehr, und sie zeichnen sich mächtiger, phantasievoller ab als die Lichtschimmer). „Anna" ist ein Nachtstück à la Hoffmann, dessen Schauer erst durch den Tod in Versöhnung ausgehen. Wie aber Lenau die finsteren Geister klar und herrscherkräftig bewältigt (darin völlig verschieden von Brentano, den sie in ihre tollen Tänze mitreißen): so hat er auch da in tief poetischer Weise die Uebereinstimmung der Naturscenen mit seinem Objecte gesetzt. So weckt schon die ausdrucksgewaltige Introduction der „Marionetten" mit ihren festen, packenden, nachtentströmten Zügen wie jenes in Tod erstarrte Felsenthal „ein stummes, unermeßlich wildes Trauern". So verwebt „Anna Hebert" allen Zauber provenzalischer Düfte, süß wie die Liebe, mit allen Schrecken wüster Felsengräber und schwarzer Abgründe des Herzens, mit Kerker und Todesdrohen, die ihren Inhalt bilden. Selten geschieht ihm, daß er sich in der Heftigkeit seines zürnenden oder verzweifelnden Gefühls zu Härten im Gedanken oder Ausdruck hinreißen läßt. Selbst den Schluß des in finsterer Disharmonie hingeworfnen „Raubschützen", der von jener Welt murmelt: es ist halt Nichts! diese und andere Härten möcht' ich höchstens als den seltenen unbeherrschten Stimmungsausdruck eines verfinsterten Augen-

blickes gelten lassen. Allgemein bleibt Lenau gleich rein in Gedanke und Sprache, und auch in ihrer Gewalt liegt ihm ein einschmeichelnder Reiz.

Ein solcher Geist mußte den Schauern des mysteriösen Volksglaubens nachgehen; er stellt da eine geheime, geistgeborne, verderbenschwere Naturgewalt hin. Dahin zählen vor anderen „Anna" und „Mischka". Man mag schwer bestimmen, wie viel vom Geiste der verworren hingestreckten Haiden des wundersamen Ungarlandes in die bedeutendsten seiner Dichter und Dichtungen übergegangen. Es sind die märchenerfüllten Klagen des verloren im Winde schwankenden Haiderosenbusches, die er bald in den Mondschein hinsäuselt, bald donnernd in den Nachtsturm wirft. Und in das Geisterhafte dieser Stimmen mischt sich (wieder nicht bei Lenau allein) eben so beweglich ein Moment aus des Volkes Leben, auch das klagend, aber wie das Klingen der Schwerter fallender Helden. Es ist das Gedenken an die alte Hoheit einer nicht mehr seienden Nation; an die leichenschweren, vielbesungenen Wahlstätten der Türkenkriege; an die sieghafte Majestät eines religiös kampfgewaltigen Nationallebens. Auch dieses Moment, längst ergraut, hat fast etwas Geisterhaftes angenommen; als hohe, verschollene Kunde schwebt es oft von den Saiten der ungarischen Sänger. Das ist der Boden, dem „Mischka" entwachsen. Endlich trägt dieses ergreifende Gedicht auf seinem Grund auch eine allgemeine Idee: die wundersame Gewalt der Musik aufs Menschenherz. Und da wirft Lenau seine tiefsten, selber zaubermächtigen Klänge aus. Der wunderbare Greis mit dem schwarzen Lockenhaar und dem dunkeln Flammenblicke wird ihm eine unwiderstehliche psychologische Macht. Und sein Lied braust gewaltig, verwegen wie Schlachtlärm, dem die hohen Männergestalten siegestrunken, todesmuthig entgegenstürzen; und es säuselt „hörbar kaum" gleich dem Frühlingswind in der Nacht, und süßes Ahnen, wie von Rosen und Kosen, steigt auf; und es schwirrt luftgetragen und wirft die Herzen selbstvergessen in den Wirbel des wein- und lärm- und reigentrunkenen Gelages; und endlich streicht es hin süß, bethörend, eine rächende Vergeltung, und trägt auf seinen Schwingen ein dunkles, herzbemeisterndes Weh. Und ihm zu enteilen sprengt der schuldbewußte Sünder in seine letzte, zum Tode reife Nacht hinaus; der Alte aber zerbricht sein Instrument und spielt nie mehr. So ist „Mischka", eine tiefsinnige, hohe, geisterhafte Gestaltung, in Idee und Form, nach Natur und Kunst gleich vollendet. Ich wage

zu sagen, daß dieses Gedicht allein ihm die Unsterblichkeit sichern würde. Ganz verwandten Geistes, unnachahmbar und ergreifend ist „Die Haideschenke“. Die Idee des Räuberlebens als eines geschworenen Rachekrieges gegen die Gesellschaft, welcher Adel und selbst Zartsinn der individuellen Gefühle nicht ausschließe, diese seit Schillers „Räubern“ viel verwendete Idee hat an sich in ihren das Leben zerstörend bewegenden Contrasten etwas erschütternd Poetisches. Wieder hat hier Lenau seinem Grundgedanken in reinster Harmonie Erd' und Himmel, Sturm und Mondschein zur bedeutsamen Folie gegeben. Was die Elemente predigen, laut und leis: das schlägt als Freudenschrei oder Trauerahnung in der Menschenbrust; das schallt mahnend als Schicksalsstimme. Der ins Betäubende gehende Wirbel keckster Lebenslust, hinter welcher innerlich die zitternden Gefühle lauern, äußerlich der Rabenstein mahnend steht; die drohend verwegenen Männergestalten; zu Ende der leis anklingende Zusammenhang des Räuber- und Zigeunerlebens mit der Rebellion eines alten, niedergetretenen Volksgeistes: das ist ein phantastisch, urgewaltig, wild und milde träumerisches Bild in eigenthümlich ungarischen Nationalzügen. Heiterern Charakters ist „Die drei Zigeuner“, ein keckes, luftig freies, von Lebenslust getragenes, reizend frisches Bild des weltverachtenden Gleichmuthes, die Poesie der Armuth; die Züge sind rund, voll und kräftig, die Gestalten scharf, der Eindruck der des Schwebenden wie Vogelflug. Und dem wieder verwandt ist „Der Postillon“, ein bezauberndes Wanderbild aus maienduftiger Reiselebenslust und todestreuem Freundesgedenken, gleich zart als frisch, treu und schlicht wie des Volkes Glaub' und Liebe.

Wo Lenau sich ins wilde Leben wirft, selbst wenn schnell und sicher der Tod es aufzehrt: da scheint ihm erst wohl zu werden, da fangen stürmische Schlachtmelodien in seinem Herzen zu tönen an. Diesem blitzegleichen, thatverlangenden Hineinstürzen ins Leben und seinen Kampf entströmen eben die Sturmgesänge, so das tiefsinnige und feiernde „Sturmesmythe“. Der Sturm, der ihm das schleichende Unglück und das bange Sehnen des Herzens donnernd übersingt, ist sein Liebling, auch wenn er den Tod auf seinen Schwingen trägt. Wenn er aber zu lauschen beginnt — und sein trüber Sinn thut es nur zu oft — auf den leisen, blüthenmähenden Tritt der Zeit, welcher der bleiche Tod nachhinkt; wenn er heimlich ein Glück ums andere, ein wogend Gefühl nach dem anderen sich wegschleichen sieht; wenn

er sich an einem trüben Morgen, da die dichten Regentropfen langsam niederplätschern, einsam unter Grabeskreuzen und mit verwitterten Zügen: Jugend, Liebe, Freundschaft eingeschrieben schaut: dann schrickt er auf, dann findet er sich allein mit seiner Seele, dann geht ein langes Schauern durch seine Nerven; und das ist der psychologische Zug, an den Lenau seinen Geist verloren hat. Diese Anschauung liegt am finstersten in dem Gedichte „Der traurige Mönch"; es ist eine sanfte und stille, aber unendlich große Welttrauer, die gleich dem bangen Schweigen vor dem Sturme das Herz im Innersten aufwühlt.

Nothwendig mußte für einen so geformten Sinn auch ganz besondere Anziehung liegen in der Anschauung des Ruhelosen, Unsteten, vom Geiste Dahingetriebenen. So wählt sich Lenau jene alte, fluchbeladene Personification dieser Begriffe, den ewigen Juden, zweimal zum Vorwurf. Schubarts Bild der zornig verzweifelnden Gestalt ist drastischer, furchtbarer, runder, ohne abgebrochne Introduction; dagegen liegt viel mehr in Lenaus Gewalt, die Abgründe der inneren Qual zu erfassen und aufzudecken. (Der Rahmen des zweiten Gedichtes, welches nicht mehr den Irrenden selber auf die Bühne führt, zeigt eine durchaus neue und geniale Weise der Behandlung.) Es ist nur eine andere Färbung desselben Zuges, wenn er mit einer Treue, die schaudern macht, die Erstarrung und den kalten Tod hinmalt. So geht er der nordischen Winternacht nach, er folgt dem einschläfernden Froste, dem schauernden Einfrieren, der trüglichen Stille Zug um Zug, durch Erd' und Himmel, schneidend, unentwegt, als wollt' er die Grabesstille ins Herz hinein gefrieren machen (vergl. „Die nächtliche Fahrt" mit der politisch bedeutsamen Schlußstrophe). Er hängt der gedankenbeschwerten Windstille vor dem Sturme nach oder der vom Sonnenbrande schlaftrunkenen Mittagsruhe der Natur. Wenn aber ein Freudenstrahl in seine Seele fällt, dann geht aus diesem Versenken in die Naturstille ein süßer Friede hervor, wie er lächelnd und feiernd ob der Frühlingsau liegt. So führen gleich vollendete Stufen vom verschlossenen Schweigen des Schmerzes und Todes in die selige Stille des einem jungen Glücke nachsinnenden Lebens über. In den weichen und ruhigen Gefühlswallungen kann er süß und stille werden. Dieser Art ist das wunderbare „Der Eichwald", so mild und geheimnißvoll und verschwiegen, als wollt' es fromm den Pulsschlag der Natur belauschen; ganz so lauscht Eichendorff den Schlägen seines eigenen

Geistes. Aehnlich, wenn auch düsterer, ist „Himmelstrauer", ein vollendetes Bild, kühn vergeistigt, gleich phantasie- und gedankenvoll.

Eine selber bis zur Kühnheit freie Natur mußte sich für politische Freiheit rückhaltlos begeistern. „Robert und der Invalide" mit der Tendenz von Chamissos „Der Invalid im Irrenhaus" wirft verdiente Schmach auf die trüglichen Freiheitsversprechen, die das Volk zur Schlachtbank auf die Felder von Leipzig führten; doch faßt Lenau mehr den Undank und das Elend des nicht gelohnten soldatischen Muthes auf, Chamisso größer die verrathene Freiheit selber. Der Lohn für die großartige Begeisterung in dem sogenannten Befreiungskriege und der Wiener Congreß haben je von unseren größten Dichtern bitteren Spott erfahren, und allerdings wäre da herrlicher Stoff für einen neuen Aristophanes. „Das Blockhaus" fragt bei Uhland an: Wie stehts um die Freiheit daheim? Und im Walde giebt der aufgeschreckte Sturm Antwort und wirft die geknickten Eichen nieder. Ein ganz allgemeiner, von Zeit und Personen unabhängiger, beredter und bewegter Freiheitsruf und zugleich eine bittere Brandmarkung der Sklaverei ist das Gedicht „Der Gefangene", so schneidend als nur der gefesselte Schubart diese Stoffe eingrub. Nach dieser Richtung sind Lenaus Polenlieder zu nennen. Griechenland hat die Sänger seiner Auferstehung in allen Ländern Europas gefunden; Polens Grabtragung möchte fast verschollen scheinen. Es mußte Lenau nach Geburt und Sinn nahe liegen, auf den blutigen Sarg dieses Volkes Liederton niedersteigen zu lassen. Das thun drei Polenlieder, und ein viertes („Zwei Polen") geht auf Warschaus Fall. Sie verfolgen nach des Dichters Wort „das ungeheure Weh" und „den eingescharrten Fluch" mit dem Feuer der drohenden Rache. Heil den Sängern, die wie Lenau und Victor Hugo den untergehenden Sonnen ihr Klagelied nachsenden! Sie sind die edlen Gärtner, die aufs kalt verlassene Grab ihre Rosen pflanzen.

Die „Reisebilder" einen frischeren Ton, eine von Morgenduft, Wanderlust, Alpenschöne lebendig erneute Stimmung; daneben zeigt sich ein idyllisch freundlicher Frieden. Doch auch hier kehrt in den indianischen Liedern das sturmgewaltige Element wieder. „Der Indianerzug" und „Die drei Indianer" sind der schauerlich wilde Grabsang eines zertretenen Naturvolkes, hinter dem die dunkle Vergeltung lauert.

Die Form ist bei Lenau immer einfach gewichtig, schmucklos; die vierzeilige Strophe die gewöhnlichste. Den feurigen Sturmesphantasien ist der eingewobene Daktylus in seinem springenden Fluge dienstbar. Die Sprache ist mit seltenen Ausnahmen edel und rein; sie scheint von seinem idealen Tiefsinn begeistet. Das Wesen seiner Sprachhandhabung ist die innerliche Kraft, das Hinreißende, weich oder gewaltsam ans Herz Greifende. In Chamisso und Lenau sind ungleich weniger Formverstöße aufzudecken, als in den wegen der künstlichen Formen so hoch gepriesenen Dichtern wie Platen und Rückert. Die Reime sind rein; ein Mangel zeigt sich etwa in einer für den Reim gedehnten oder verrenkten Form. Der überwiegende weibliche Reim mit seinem weichen Abklang entspricht dem Schmelze seiner Gefühlsrichtung. Die vierzeilige Strophe zeigt oft die inniger in sich verschlungene Reimreihe von 1 und 4, 2 und 3. Das Bild, das springendste Merkzeichen der französischen Lyrik, ist nicht häufig, doch nicht so selten als bei Chamisso. Wo er es in seine Momente ausspinnt, da macht er es vollends zum Träger des Grundgedankens („Leichte Trübung", „Das todte Glück", „Liebe und Vermählung" mit der eben so trüben als wahren Anschauung). Am meisten charakteristisch nach dieser Seite und ungewöhnlich reich an Bildern sind „Die Haideschenke", „Ahasver", „Das Gewitter" u. a. Lenau gebraucht etwa eine inverse Bildermanier, welche der äußeren Erscheinung eine psychische Macht als Parallele beigiebt; diese Art, je den meist nach innen gerichteten und auf den Seelengrund hinschauenden Dichternaturen eigen, veranschaulicht weniger, als daß sie bedeutungschwer vertieft. — Seine Ausdrucksweise hat etwas unbewußt in ihre Kreise Fesselndes, Seltenes und Eigenes, bald gewaltig, bald einschmeichelnd. —

Dazu einige abgerissene Beispiele.

In „Reiseempfindung":

Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.

Die Lerche sang:

Daß mir der blaue Himmel schien
Ins Thal herabzusingen.

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

In „Nach Süden":

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.

In „Dein Bild":

Ich seh' die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken,
Wie meiner tiefen Leidenschaft
Aufflammende Gedanken.

Wie vom Fels die Gemse enteilt,
So sprang von mir die Freude fort
Und ist nicht mehr zu finden.

In „Das Mondlicht":

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht geseh'n,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu steh'n.

In „Das Posthorn":

(Ich) Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden.

In „Meine Braut" läßt sich der Dichter durch den St

Meine Braut ist Qual — den Segen
Spricht das Unglück über euch.

„An Fr. Kleyle":

(Die Natur) . . . schien ihr göttlich Angesicht zu nei
Als sänne still sie einer Freude nach.

„Auf eine holländische Landschaft":

Die Natur, Herbstnebel spinnend,
Scheint am Rocken eingeschlafen.

„Meeresstille":

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört.

smythe." Die Wolken leuchten

Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See.

gl. „Die Wurmlinger Kapelle", „Herbstentschluß", „Robert invalide", „Die Haideschenke", „Der Postillon", „Der Greis", iffsjunge", „Clara Hebert", „Die Marionetten" und „Der de" in ihren lastenden Anfangsstrophen, „Die nächtliche Waldlieder".)

nternacht" 2 ist in seinen drei Strophen ein Muster jener und Kraft im Ausdruck und der eben so sturmesmächtig den als süß bewegenden Natursymbolik. Eben so „Himmels- Die drückend schweren Anschauungen sind auch hier herrschend; ie Scenerie kehrt ihm immer wieder, doch stets neu, mit immer und frischen Zügen; man möchte sagen, daß sie aus des sterer Macht selber ihr Leben ziehen.

u ist durch und durch Lyriker, sein Geist trägt kaum einen Epischen in sich, und so muß man auch seine Epen eigent- episch-lyrische Dichtungen beurtheilen. Weniges über diese. t der „Albigenser", 1841, ist vollständig dargelegt in dem eniöse und mächtige Phantasie getragenen Einleitungsliede ang". Ein umdüstert sich isolirender Ernst, der an den en dieser eisernen Zeit sich schärft bis zur Menschenscheu; n mit den eigenen gewaltsamen Gedanken; ein vergebliches alter, trüber Erinnerungen, die aufs Herz einstürmen; ein lühenden Haß auf jede Tyrannei und Geisteszwang begeistertes für freies Leben und Denken; ein Niedersteigen der Phantasie Geistes- und Lebenssituationen: darauf leitet bezeichnend genug gangsgesang. Wo verschieden tönende Stimmen sprechen, ar neigt er sich mit Liebe denen zu, wo Leiden und gewalt- t, wo Hassen so stark wie Liebe, wo Naturkraft und hohes nd Schlachtgefühl hindurchgeht. Lenaus Herz, nach hohen und starkem Thun verlangend, nach Geist und Freiheit zeigt sich in diesem Epos als im Innersten leidend unter ilosen, in entnervender Lust und Feigheit abtröpfelnden Zeit. jeduldiger Geist, schwer angegriffen von dem schleichenden Zeit „in der Dämmerung zu sterben", wie er es mit Victor nnt; dieser Geist mußte nach einer Aussicht verlangen, ob

blut-, ob morgenroth. So lag ihm nahe, sein Gemüth in die Schrecken der Albigenserkriege hineinzuspornen, mit dem ausgesprochenen Grundgedanken: der Freiheit und ihren kühnen Kämpfern ein bleibendes Gedenken zu stiften und die Furcht vor den kleinen Despoten neuerer Zeit zu schwächen durch die Idee, daß der große Geistesgegner Innocenz von der Geschichte gerichtet ist, — jener eiserne Innocenz, in dessen Adern der alte Glaube als ein in Ketzerblut zu löschender Brand tobt. Eine gluthgetriebene Frische stellt da Gebilde auf von gleich körperhafter Schöne als sinnendem Geiste. Die Zeichnung der Charaktere, tief, mit ehernen Zügen, am stärksten in der Durchdringung der finster fanatischen Seelen, in die er bis zum Grauen niedersteigt, wird farbig und warm und unmittelbar ergreifend durch die hineingearbeiteten Phantasiebilder. Sie durchforscht mit wilder Freude alle Gefühlsübergänge, von den Morgenröthen und dem sehnsüchtigen Grämen romantischen Minnedienstes, dem die tonreiche Harfe des Troubadour schlägt, bis zum dämonischen Abirren des blutbefleckten Glaubens zu Mord und Brand. Die furchtbare Macht eines unerbittlichen Gedankens, die einsame Gemüther zu Herren der Erde stempelt; diese Macht erschaut Lenau in seinem inhaltschweren Inneren und wirft sie hin, vernichtend, das eigne Sein aufstörend, alles Feindliche zermalmend. Ein anderes Merkzeichen ist, daß er die psychologischen Momente ungewöhnlicher Geister bis in den Traum, ins Nachtwachen, ins Ahnen hinein verfolgt und in diesen räthselhaften Erscheinungen ein geheimnißvoll ausgesprochenes Lebenselement setzt, — ein Meer ohne Ufer und Compaß, in das er schauernd die Sonde senkt. Das innere Graben der Gedanken in Zweifel, Leid und finsterer Glaubensstarrheit reißt ihn hin. Eben so streng und durchdringend sind seine Zeit- und Sittenbilder. — Lenau hält Gericht mit der unerbittlichen Schärfe der Weltgeschichte; sein freier Sinn empört sich gegen die Wuth des Fanatismus, der würgt, um den Geist zu tödten. Der Haß der Gerechtigkeit trifft die Elenden, die sich zum Schwerte der Gottheit machen wollen, um der Habsucht und dem Ehrgeiz eine blutbespritzte, brandbeleckte Stufenleiter aufzubauen (Montfort). — Gegen Priesterherrschaft äußert sich Lenau wie sonst (man sehe in „Clara Hebert") so hier eben so scharf, ja verdammend, wie nur ein gleich hoher Dichtergeist, Chamisso, es gethan hat. So stellt das Ganze in epischer Grandiosität und mit lyrischem Feuer die

ungeheuerlichen Scenen jener aus ihren Fugen getretenen Periode geschichtlicher Entfaltung dar, mit ihrem Hohn und ihrer Trauer, ihrem Schlachtengetümmel und Orgienlärm, ihrer Frauenlieb' und Naturschönheit, ihren kahlen Oeden und schweigenden Ruinen, ihrem dämonischen Priesterwahn und dem felsengleichen Glauben eines an ein neues Evangelium, das seinen Cult in Wäldern und Höhlen feiert, sich hingebenden Volkes, ihren Heroen und schwankenden Rohren, den schreckenden Asceten und lachenden Schalksnarren. Doch höher steht, über Bann und Schwert, der unzerstörbare Gedanke. Schweren Gehaltes ist Lenau auch da vor Allem in einzelnen gleichsam intuitiven Anschauungen aus der Psychologie der Natur und des Geistes, so wie in den hier oft angewendeten Bildern und Gleichnissen, deren Charakter die schärfste Bezeichnungskraft und die anmuthvollste Schöne zugleich sind. Die Sprache ist mächtig, mit dem Kennzeichen, aus bewegtem Herzen zu kommen; aber hart wird sie nie, rein und sicher entfaltet sie eine geistige Schönheit. — Man hat dieser Dichtung fragmentarisches Wesen, Zerbröckeln in lyrische Empfindungen, phantastisches Aufnehmen und Aufgeben von Gestalten und Planen vorgeworfen. Daran ist so viel wahr, daß Lenau überhaupt nicht ein Meister der epischen Gestaltung; gleichwohl sind „Die Albigenser" weitaus das beste seiner Epen.

Wie sie Zeitenbild, so ist „Savonarola" (1837) überwiegend Personenbild. Die poetischen Grundzüge und die Tendenz gleichen sich; aber als mehr einem bedeutenden inneren Leben zugewandt, bot dieser Stoff dem Denken mehr als der Phantasie. So treten an die Stelle der erschütternden Schilderungen zumeist hohe, an einem bedeutenden Lebensziel genährte Gedanken. Die Sprache ist für den schweren historischen Stoff zu blumen- und bilderreich, sie entlehnt zu viel aus der friedlich schaffenden Natur; der Gestaltung geht Kraft und Einheit ab.

„Faust", 1836. Diese Conception kann sich schwerlich je der Goethe'schen so erwehren, daß nicht ein Bestimmtsein durch die Gedankenreihen und Lebensbilder jenes großen Meisterwerkes herausträte. Die Idee einer Creatur, die unmuthvoll an den Schranken des Endlichen in Wissen und Leben sich stößt; die sich in ihrem Unterfangen kühn der bösen Macht hingiebt, welche ihr Unendlichkeit des beherrschenden Seins verheißt, diese abgrundreiche Gestalt mußte für

den gewaltsamen Lenau'schen Trübsinn eine verlockende Anziehung haben. Der unheimliche Charakter des völlig einheitlich gestalteten Bildes ist streng festgehalten. Die durchgefühlte Darstellung greift oft glühend ein; und dennoch trägt die Sprache reinste Schönheit, fast weiblich anmuthige Eleganz an sich, wie Zauber des Mondscheins über Sturmesdunkel. — Hier vor Allem, und das liegt mit am Stoff, mangelt eine feste Gestaltung; ungreifbar verliert sie sich an die wechselnden dunkeln und phantastischen Seelenkämpfe und Geistesphasen.

Wenn Lenaus Lyrik trotz ihrer unendlichen Träumerei Ganzheit und bestimmte Gestaltung zeigt: so mag man das nicht Kunst noch Plan nennen, sondern die volle und undurchbrochne Einheit eines Gefühles, dessen Grundzug die sturmgesungene Harmonie der Trauer ist. Dadurch ist die Phantasie in ihrer Richtung bestimmt; sie ist nicht weit, nicht glänzend, aber tief und bedeutungsschwer; das Träumerische wird gleichsam zur Kunde geheimer Wunderwelt (s. „Meerestiefe"). Er hat eine wunderbare Macht, mit einer nur ihm angehörenden Weise des Ausdruckes, oft mit einem einzigen abgerissenen Striche die süßesten Saiten anzuschlagen, unbegrenzte Fernsichten zu erschließen und in die Gefühlswallung hineinzuzaubern, aus der sein Dichten aufgeht. Wenn „Beethovens Büste" das Gewitter in den Alpen, den Meeressturm, die majestätische Musik als die Wecker seines Herzens bezeichnet; wenn er in „Urwald" dem Tode und dem von diesem beherrschten Lebensschicksal nachsinnt und dem Weltgeheimniß in den finsteren Schlund starrt; wenn „Das Blockhaus" die seltsame Anschauung giebt:

Wie ich mich wärme am Eichenstamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast,

so sind all' das Züge, die eine in die Seelen eindringende Kritik (die einzig wahre) nur herauszugreifen braucht, um den gleich hohen als unglücklichen Dichtergeist construirt vor sich zu schauen.

Lenau entspringt durchaus nur aus sich selbst und ruht auf seinem persönlichen Fühlen. Unter den Neueren mit Wenigen verwandt, ist er durch Keinen bestimmt. Eben so wenig hat er eine Schule, und die Kritiker haben Unrecht, die von einer solchen reden;

Geist der Art bietet sich der Nachahmung nicht; er steht zu isolirt. m Antikem hat er keinen Zug, weder in Idee noch Form; selbst tike Metren gebraucht er blos ein paarmal.

Man mag die Weltanschauung eines Lenau einseitig und finster nen, es sei! Aber wo sie die reichen, wunderlieblichen, lebenühenden, sinntiefen Blüthen trägt wie hier, da sollte wohl auch der dürren Klarheit der Alltagsprosa verlangt werden, daß sie n Trübsinn wenigstens verzeihe. Unstreitig mit durch die Zeit bemmt, die dieser Richtung so viel Nahrung giebt, steht er doch lig fern jenem leeren Weltschmerz, der als erkünsteltes Product derner Verbildung emporgewachsen ist und Nichts erzeugt. In nau ists das schmerzende Verlangen eines hohen, reichen, gedankenweren, sich selber tragenden und selber vernichtenden Geistes. Sein waltiger Grundzug ist der Tiefsinn, vielleicht überhaupt die höchste istes kraft, dem philosophischen Denken und dem poetischen Schaffen ich nahe verwandt. Und darum übt sein Lied eine eigne, fast thselhafte Wirkung. Es stimmt ernst, es kann auch verdüstern, aber reißt bezaubernd die Seele hin und trägt die Heilung in sich. eine Trauer ist nicht jene, die beengt und niederdrückt; sie weitet n Horizont und löst siegesgewiß ab von der engen Alltäglichkeit; : weckt jene unbegrenzte Träumerei und das verlangende Ahnen ner freieren, durchdringenderen, schrankenlosen Geistesentfaltung. Das er ist Zeichen der wahren Hoheit, daß sie, wie Meer und Himmel nn, ans Unendliche mahnt.

Organisch schließt sich eng an Lenau, den faustartig tiefsinnigen weifler und Grübler in den schweren Gesellschafts- und Geistesäthseln der Zeit, diejenige Richtung, welche für sich zwar nicht eine Schule hat, — denn von irgendeinem vorbedachten Zusammenstimmen hrer Sänger ist keine Spur zu finden — wohl aber die ansehnlichste leihe von hochwichtigen Kräften: die politische und social-politische Dichtung.

An ihrer Spitze steht als die hervorragendste Gestalt wieder in Oesterreicher, der Graf Alexander v. Auersperg,

Anastasius Grün,

auch er eine zwar minder tiefe, aber immerhin ernste und den allgemeinen Interessen der Menschheit ergebene Persönlichkeit, in seiner guten und wahren Zeit der feurige Prophet der Freiheit, der kecke Kämpfer gegen jede politische und geistige Knechtschaft. Man hat ganz Recht, wenn man das Pathos seiner Freiheitsklänge, sei's als Kampflied oder Klaggesang oder Hoffnungsjubel, den Kern seines Dichtergeistes nennt, dem selbst die strahlend bilderschwere Naturanschauung nur als Prachttalar umgehängt ist.

Das junge Deutschland hat sich auch in der Lyrik mit revolutionärer Entschiedenheit vertreten. Es war den Tendenzen der Politik des Wiener Congresses in der Zeit von wenigen Jahrzehnten gelungen, alle Kräfte des Geistes und Lebens gegen sich aufzuregen. Zerstört mußte wiederum werden; waren doch die Stützen einer bleibenden Wesenheit auch im Leben gerade durch die, welche sich als Erhalter octroyirten, längst weggezogen! Der Heerd der Reaction, Oesterreich, war zugleich derjenige der neuen politischen Dichtung, an deren Spitze Anastasius Grün steht (Graf Auersperg, geb. zu Laibach 1806). „Der letzte Ritter" (1829), „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831), „Schutt" (1835) und die „Gesammelten Gedichte" (1837) begleiten seine aufsteigende Richtung und werden getragen von einer Sympathie, die ihre Wirkung über ihren Werth hebt. „Nibelungen im Frack" (1843) und „Der Pfaff vom Kahlenberg" (1850) begleiten seinen Rückschritt, treten gegen die öffentliche Stimmung auf und setzen das Maß seiner Dichtung herab.

„Der letzte Ritter", auf Maximilian I., ist ein Romanzenkranz, ohne Verband im Inneren, wohl aber ist künstlerisch tief, einfach groß und bewegend die Weise, in welcher der herrliche Anfang mit dem durch mehrere Romanzen verwandten Gefühls und Gepräges eingeleiteten Schluß, beide anklingend wie alter Volksgesang, in Einen Punkt zusammengeht. Freie Behandlung giebt der Form Wechsel; die sich eindrängende Prosa aber drückt ihr jedesmal den Stempel verletzender Härte auf. Hier schon berühren sich dicht und streitend wie feindliche Nachbarn: Poesie im schweren, goldwiegenden Prachtmantel, ritterbürtig und stolz, und Prosa im grobtuchenen Hauskleid, langsam, schwerfällig, müd und rauh; diese unglückliche Disharmonie

ibet die herrlichsten Romanzen, wie z. B. die gefeierte auf unsre
Immerhin bleibt „Der letzte Ritter“ eine seiner besten Dich-
er giebt sich gleich in der Einleitung als ein eiserner Sang,
nsre „weichen, seidenen“ Zeiten hinein mit der Macht der
ingenen Heldenalter tönen solle. Es ist eine altritterliche
der diese Verherrlichung Maximilians entflossen; viele Sen-
d kräftig sinnige Aussprüche durchflechten die Dichtung. Das
rthum in seiner edelsten Form, Herrscherhoheit, daneben
rgersinn und das hohe Streben republikanischer Gemüther,
ankenfreiheit gegen Kirche und Pfaffenthum, Schlacht und
ien und Sterben: das sind die Mittelpunkte des Inhaltes.
i Sänge über die alternde Kraft und Todesahnung sind von
glichsten und sinntiefsten; die Züge, in ihrer innerlichen
z gefaßt und empfunden dargestellt, ergreifen mit süßem
Was allgemein das Charakteristische von Grüns Dichtung,
hier zumal heraus; es ist das Ausspinnen von Zeitenbildern,
talten, Thatengemälden zu weiten, glänzenden, farbigen Com-
, deren Leib oft kaum für eine Seele da scheint. Es kann
daß eine glückliche Combination der Anschauungen ihm be-
nicht blos glanzvoll, sondern auch sinnschwer berührende
sbilder eingiebt, so die herrliche Introduction. Es ist wohl
wenn sein Geist, der für einen Dichter gar viel von kalter
indig ruhiger Klarheit hat, die allzuleicht durchsichtig erscheint,
geringe Färbung aufnimmt aus dem Bereiche des weniger
gsfähigen, wenn er den Traum und die Erscheinung, die
id den Glauben mit herrschen läßt; in dem Sinne berührt
dort eingeführte Erscheinen und die Wechselrede zwischen
Leben. Den eigenen Geist und die innerste Tendenz des
der trotz aller Begeisterung für die hohe Ritter- und Königs-
)ie er sich zum Preise wählte, damals als feuriger Ver-
ier Lebensentwicklung in die Bahn trat, diesen Geist faßt
m und schönsten das mit Recht so hoch gepriesene Lied „Die
Es trägt so recht in seinem Kern Grüns herrlichste, sinn-
Anschauungen schwelgende Dichtung der Phantasie, die klar
enschein, frisch wie Quellenrauschen, würzig wie Alpenblumen-
und stolz wie der Berge Nicken, frei wie hoher Volksmuth
. Doch auch da liegt inmitten der reinen Blumen rauhes

Gestein; die unvermittelte Prosa bricht in einzelnen Gedanken und Worten schneidend durch. Die nackt gelegte, überall durchbrechende Tendenz kann in ihrer herausfordernden Form und Ausdehnung dem poetischen Gehalte nur schaden. Der Epilog zeigt auch diesen Dichter gedrückt von dem Ungewissen einer Zeit, die halb That, halb Schlaf, halb Weiser, halb Thor, halb frei, halb Knecht unter dem Gewichte principleerer Gleichgültigkeit ihre schönsten Früchte abwelken sieht und die eines begeisternden Weckerufes braucht. Das Heil ist ein vertrauenvolles Entgegenkommen von Volk und Fürst, constitutionelle Freiheit, die ihm unter dem Scepter der alten Fürstenhäuser (Oesterreich mit) möglich scheint. Was Grün zu Ende der Zueignung wünscht: Wenn er Nichts mehr zu bieten habe, so möge er sterben, das hat schon sein Leben zu einer bitteren Wahrheit gemacht; seine Umkehr zum Hofgeist hat ihn erniedrigt, ihn unfruchtbar oder seine Productionen wirkungslos gemacht.

War „Der letzte Ritter“ ein Product, das wenigstens durch seinen Stoff ins Mittelalter zurückführte, so gehören dagegen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ mit Leib und Geist der neuen Zeit an. Sie sind die Introduction und zugleich die Höhe seiner poetischen Dichtung; mit ungeheurem Anklang empfangen, machten sie ihm eine Bedeutung, der höchstens noch sein nächstes Erzeugniß gewachsen war. — „Schutt“ ist ein wunderliches Product mit großen Schönheiten und eben so großen Mängeln. Auch hier, wo jugendfrisches Strömen die alte Zeit begräbt, die neue in heitrer Frische aufbaut, auch hier scheint das Gefühl („Der Thurm am Strande“) oft in Phantasieflüge auszugleiten und in ihnen sich auszuleben, nicht selten bis zur Ruhe oder Schwächung, so daß es nur in den Flügen der Anschauungen und Bilder seine Stärke und Bewegung offenbart. So hat es selber da, wo es noch so warm und innig sein sollte, etwas Leichtes, nicht auf den Grund Gehendes; es ist, als ob es sich in den funkelnden Bildern, auf die oft ein einzelner angeschlagener Ton hinausführt, bis zum Vergessen ausbreiten würde. Immerhin gehört auch „Schutt“ zu den schönsten, sinnvollsten und wenigst getrübten Klängen seines Gesanges. Das Feld ist klar und reich, die Anschauungen glänzend, die Bilder oft bedeutungsvoll, neu, überraschend, zum Theil erhaben, zum Theil in einer minder in seiner Gewalt liegenden Weise sinnig und gedankenschwer. Auch da liegt der Schwerpunkt der Kraft in

der Tendenz, der er mit Geschick die Phantasie dienstbar macht; seine Bedeutung in dem freien und klaren Mannessinne, der mit Kraft und Liebe das Banner der Freiheit schwingt und ihren Kampf aussicht. Auch hier dehnt er sich universell aus. Die Phantasie, durchaus frisch und lebenvoll, hat als Wahrzeichen die Kraft. Ihr Ziel ist das Farbenreiche und Glänzende, und es gelingt ihr, in der reichen Bilderwelt bald das Großartige, bald das Sinnige treu und bedeutungsvoll wiederzugeben. Grün hat Züge, wie sie den vollkommenen Meister charakterisiren; aber sie ziehen vorüber, um sich zu verlieren in den Massen des Gewöhnlichen, Gezwungenen oder blos Schimmernden. Er kann mit belebender Frische („Der Thurm am Strande", „Cincinnatus") gestaltenkräftige, thatendurchdrungene, reiche und glänzende Scenerien setzen; er versteht es zuweilen, die eigenthümlichen Momente des Natur- und Völkerlebens, in dem er sich gerade bewegt, mit eben so viel Treue und Kraft in sein Wort hineinzulegen; zuweilen richtet er aus leuchtenden, nicht selten in die Zukunft hineingebauten Voraussetzungen große, lebenvolle, farbenreiche Bauten auf. Von gedankentiefen Durchdringungen ist ein einzelnes Beispiel in „Der Thurm am Strande" 1, die sinnvolle und glänzende Devise aus Venedigs Wappen, eine schlagende Erläuterung der Politik jener gewaltigen Aristokratenrepublik:

Der Mähne Königsmantel schüttelnd, Leue,
Doch nicht verläugnend das Geschlecht der Katze;
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue
Erhaben hoch, — doch in bekrallter Tatze.

In jener Dichtung ist Nr. 3 vollendet, prächtig, tiefgefühlt und erschütternd; 8 düster ernst; 9 und 10 wehmüthig träumerisch; 11 mit prachtvollem Schlußgleichniß; 13 eine seltsame Mischung aus dürrer Prosa und tiefem, edlem Gefühl. — „Eine Fensterscheibe", 7, stimmt mit in die gerechte und spottend bittere Klage auf die Früchte des Leipziger Feldes. Uebrigens hebt sich Weniges daraus als poetisch bedeutend; es ist launische Ironie, welche die Poesie überwuchert. Das Ganze ist ein lebensfrohes Grablied auf Mönchsthum und Klosterleben, von einem die alten Spinnennester hell durchmusternden Zeitgeist angestimmt. „Cincinnatus", kühn, strebend, bilderreich, gestaltenfrisch, und daneben doch wieder matt. Es setzt die Einheit zwischen Ost und West, Vergangenheit und Gegenwart, dem Leben des alten

Europa und des jungen Amerika. So giebt es sich allgemein als angemessener Ausdruck des Grundgedankens seiner Dichtung, die aus den alten Trümmern hell die Neuzeit aufsteigen läßt. „Fünf Ostern" verhält sich ähnlich; es ist ein seltsam Zeitenbild in einem mit glänzenden Steinen besetzten Rahmen, daraus Nr. 3 hart und finster hervorschaut. Das Ganze stellt die Zeitenreihe dar als Jerusalems Geschick bestimmende und endet mit jener freundlichen Dichterphantasie vom ewigen Weltfrieden.

Schon die „Gedichte" (1837) konnten kaum angethan sein, Grün auf der schnell erstiegenen Höhe zu halten; es fällt auf sie die kleinste Schuld, wenn des Dichters Name kommenden Zeiten erhalten bleibt. Kaum spiegeln sich in ihnen noch dämmernde Lichtreflexe der Kraft, die in den drei vorausgegangenen Producten wenigstens vereinzelt strömende Accorde anschlug. Selbst die farbige Bilderwelt ist schon bleich geworden; es scheint, als habe sich seine Dichterkraft im kurzen, heftigen, schimmernden Leben einzelner Tendenzpoesien erschöpft. Auch die Form bewegt sich schwerfällig stolpernd wie auf steinigem Alpenweg, und unzählige Male beleidigen falsche Silbenwägung und hartes Hinwerfen der Worte den Tact, Hiatus und unreiner Reim den Ton, so schon im „Prolog". Die kleinste Zahl mag sich durch künstlerische Vollendung einer-, durch jene Weihe des Tiefsinns und bewegenden Gefühls anderseits mehr als ein unbedeutendes Eintagsleben sichern. Die blühendsten und zugleich sinnvoll duftigsten Kränze winden dieser Dichtung die Meerlieder „Erinnerungen an Adria". Auch ihm geschieht es, als ob die alten, tiefen, heiligen Meeresweiten ihm Phantasie und Gemüth mit geheimem Zauber bewegten. Wenn irgendwo, so hat er in den Zügen des Lebens im und am Meere; in jenen wechselvollen, ewigfrischen, wundersamen, ahnungsschweren Physiognomien der Wellen und Wolken; in jenem bewegten, freud- und sturmvollen, sang- und thränenreichen Leben der Gondel und der Kriegsfregatte, der Schifferbarke und des Arsenals, der Fischerhütte und des Dogenpalastes: in ihnen hat er mit trautem Verständniß geschaut und gelesen. Diese Bilder, farbenstrahlend und nachtaugig, nun morgengleich blühend, nun stürmisch trübe, bewegen und erschüttern, sei's als bloße reiche Seegemälde, sei's mit einer fast beängstigend schweren Deutung aufs Völkerleben. Kraft und Sinntiefe begegnen sich in „Begrüßung des Meeres", „Am Strande", „Das Vaterland", ernst und traurig,

wie die Klage um einen großen Todten hinüberschallt in die blühenden Gefilde des Lebens, „Venedig", mit den in sinnschweren Contrasten — verfallenes Sklaventhum und Meerherrschaft — erblühenden Gemälden, ein stolzes, bleiches Königsbild, in zerrissenem Purpur, todtkrank. Einzeln genannt seien außerdem „Das Morgenroth" mit einer eindringlichen Sprache, die wahrhaft erhaben wird; „Das Blatt im Buche", mit weich bewegendem Ausdruck, von jenen seltenen Bildungen, die mit der reinsten Schöne zugleich ein sinntiefes psychologisches Durchdringen vereinen; „Fragen", „Verwandelung" 1 und 2, wieder bewegend durch den schneidend ernsten Gegensatz; „Bauernpredigt", in schlichten Gewanden gar so rein und schön; „Der Deserteur", ergreift durch des Alpensohnes Herzenstreue und so seelenvolle Natürlichkeit wie durch den finsteren Ernst des Geschickes; ob nicht bis zum Künstlichen naiv? „Das Kreuz des Erschlagenen" 2 ist eine großartige Elegie: Italia! „Der gefangene Räuber", ergreift gar sehr, dürfte sich wohl noch markiger entfalten. „In den pontinischen Sümpfen", unzweifelhaft ein Strahl ächten Dichterfeuers, vollendet, das Gemälde ist groß und tief zugleich in seinen hohen Bildern; riesig wie Romas Schatten steht mahnend im Nebelrauch die zusammenstürzende Unsterblichkeit; so ists ein in seinen glänzend und sinnschwer hinausgestellten Contrasten wunderlich bewegendes Ortsbild; da sind die markirten, glänzenden, anschauungsgewaltigen Züge an ihrem Platz. Mit ähnlicher Zeichnungsschärfe und ähnlicher Kraft in der Darlegung des Einflusses aufs Menschenherz entworfen ist, trotz des ganz verschiedenen und tendenziösen Inhaltes, das unter den gehaltreicheren zu nennende „Ein Ritt über die Haide". „Der letzte Dichter", ein erhebendes Bild des ewig Bleibenden, doch sind nur einzelne Striche vollendet. „Ein Schloß in Böhmen" ragt in einfach hoher Pracht über die schlechten Romanzen wie eine Perle in grauem Sandstein hinaus. „Die beiden Sängerheere", in Controversen aufblühend, mit matt anzüglichem Schluß.

Wie sich Grüns Bilder oft ausnehmen, als wunderliche Schildereien in buntem Gewande, zu denen nur das Wort der Auflösung fehlt; wie das Bild oft nur des Bildes willen da ist, ohne Bedeutung für Gedanken oder Gefühl: so vor Allem in den meisten Liedern des „Romanzero der Vögel", die man wohl als Charakter-Thierbilder nehmen möchte, wären die Züge bezeichnend und bedeutsam genug.

So auch die Romanzen, die sich in ihrer Mehrzahl als ein bunteS Gemisch aus allerlei Mären- und Schwankstoff ge Schildereien, in denen sich oft ein gewisser Blütentrieb da mangeln immer des substantiellen Wesens. Auch die „ tragen wohl im Allgemeinen eine Tendenz, aber keineswegs e und bestimmt eingreifende, durch sicheres Ziel, festen markirte Augenpunkte bezeichnete Politik in sich. „Apostasie" Züge, die seine eigne Zukunft richten. Es scheint fast, als der hier mit schlagender Heftigkeit für Volksfreiheit und Vo eintritt, eigentlich auch sie nur aus einem Interesse der verfechte, so sehr gebraucht er diese Begriffe als Schlagw denen er seine duftigen, farben- und pointenreichen Phanta aufführt.

Es ist um seine Dichtung etwas Sonderbares. Oft sich mit leuchtendem Fittig — ein Königsadler, und die schwelgt üppig in kühnen, blühend herrlichen Naturbildern, wie Alpenwucht, tiefsinnig wie Meeresrauschen; aber um ei und die Bilder verlöschen, und mit schlaffem Fittig senkt sich und wie verspätet nur blitzen einzelne Funken auf. Die sch Muse scheint dem Dichter nur auf Momente treu zu bleiben zu neckischem Trug entfaltet sie blendenden Reiz und verf der Fata Morgana. So hat sie sich eine Sprache gescha prächtig kühn, bald weich und milde, bald rauh und hart Offenbar fehlt es ihm an innerer Macht des Gemüthes eb als am klaren, mannesfesten und zum wahren Lebenseleme denen Zeitbewußtsein; das ist nicht ersetzbar durch rasch au Enthusiasmus. So kommt es, daß oft ein Großes sich ringen möchte; doch weit darunter bleibt die wirkliche Geb Charakteristische seines Dichtens ist zumeist das pointirte Pa frisch aufgegriffener Naturanschauungen mit den Stimmu Menschenherzens. So ist ihm das Anschauliche eigen: seine breitet sich mit Leichtigkeit über umfassende Weiten aus, auch mit dem gewaltsamen Zusammengreifen der ve Striche des vorgestellten Gesichtsfeldes, einheitliche Gesa zu erzeugen. Die einzelnen Anschauungen sind mit sicher erfaßt und stehen helläugig da wie des Morgens und frisch wie des Stromes Welle, und diese reine Hel

frappante Zug in seinen Bildern und Parallelen. Ob nicht mit daran Etwas von der Kälte liegt, die seinen Darstellungen oft anhaftet? Zweifellos beschäftigt sein Dichten ihm weit mehr die Phantasie als das Herz; es trägt zu viel Reflexion, zu wenig Unmittelbarkeit in sich, und das Pathos der Diction ist oft künstlich. Darin liegt auch die Ungleichheit und Unebenheit angebahnt, die ihm im Gedanken- und Sprachleben eigenthümlich ist. Die Einbildungskraft, auch wenn reich und blühend, hat immer nur ein secundäres Leben; sie muß sich bald erschöpfen und kann nur stückweise handeln da, wo nicht ein tiefes Fühlen oder hohes Denken ihre Bilder mit innerer Macht zusammenhält. So berührt Grüns Dichtung wie etwas Fragmentarisches. Die Anschauungen, immer lebendig gegenwärtig, können ihm in stolzer Pracht zuströmen, und er beherrscht und ordnet sie mit ruhiger Sicherheit und kleidet sie in Gewande, die wie Frühlingsschein schimmern, und es geht durch seiner Lieder Töne wie Morgenwindes Rauschen. Es ist wahr, er herrscht mit ihnen, er hat sie immer gegenwärtig, bis jene Gebilde dastehen, die wie neue, große, luxuriöse Marmorpaläste berühren, mit reichem Schimmer, nur ohne Geschichte; hohe, elegante, gräfliche Gemächer, die kaum ein Geist bewohnt. Es ist geschickt verarbeitetes Schaustellen der aufgenommenen Erdenherrlichkeit, vor der die eigne Idee verschwindet. Der innere Sinn entspricht nicht dem äußeren Reichthum, und so ist nur zu oft der ganz äußerliche Eindruck auch der einzige, der zurückbleibt. Die Anwendung nach Innen, da wo sie sein Herz zu wenig berührt, wird leicht, obenhin gehend, und nimmt mehr die Schattirung des Witzigen an. Die Schilderung bricht oft mitten ab, — fehlt ihr nur die Seele als Band. Ja, seine Dichtung scheint oft eine geradezu veräußerlichende Kraft anzunehmen. Es will uns ganz eigentlich bedünken, als fehle dem goldbehangenen Palaste die Seele, als habe der Baumeister den Gedanken vergessen und sich in dem Spiel mit korinthischen Säulen und Arabesken verloren. Wo mehr vertiefte und sinnschwere Anschauungen aus Natur und Leben hineinverflochten sind, da heben sie jedesmal über den gewöhnlichen Gang seiner Muse hinaus und legen ihr größere Bedeutung bei. Sonst überfällt zumeist ein Gefühl des Leeren, Grundlosen, das in letzter Linie bis zur Anklage der Oberflächlichkeit und des Mangels an geistigem Halt (starkem Grundgedanken oder beherrschendem Gefühl) sich steigern kann. Es kann

danach kaum befremden, daß Grün fast nie den Eindruck macht, von einer bestimmten Geisteskraft überwiegend beherrscht zu sein; nur die Phantasie setzt ihre ungleichen Flüge an, doch auch sie weder von Innen heraus blühend noch warm durchglüht. So mußte nothwendig viel Disparates in sein Dichten kommen: solches liegt zuerst und ganz eigentlich in der Idee und geht von ihr auf Vers und Wort über, ja es erscheint in der Satzconstruction. Seine Anschauungen können die reinste und sinnvollste Schönheit entfalten, die Gedanken bis ins Erhabene steigen; aber eben so leicht kann sein Geist in nüchterner Schwäche der alltäglichen Erdenprosa verfallen. Ein Senken des Auges führt von den blauen Himmelsweiten unmittelbar ab in die trockenen Steingerölle öder Felsthäler. Und wie seinem Ausdruck, so scheint seinem Geiste die Einheit abzugehen. — Grün gleicht zumeist einer prachtvoll talarartig entfalteten Darstellung im Tone der hohen, attributreichen, blühend umflossenen Erzählung, der nur Eines mangelt, die so recht von Innen heraus zeugende Seele; und nur daran liegt es, daß die glänzenden Sänge selten mit dem Dufte der geweihten Poesie umwoben sind. Er hat die Sprache in seiner umfassenden, mühelos zusammenflechtenden Hand, der die reiche Einbildungskraft dient; und dennoch thut ihr der aus springenden Anschauungen geborene Gedanke, dem weder Gefühl noch Wille parallel gehen, nur zu oft Gewalt an. So machen seine Gedichte blos den Eindruck glücklicher, farbenprangender Schildereien. Es fällt in die Weise seines dichtenden Schaffens, zuweilen an langen, bis ins Einzelne verfolgten Gleichnissen die Vorstellung fortzuführen; auch das ist wieder die in klarer, aber zugleich kalter Ruhe fortschreitende Art seiner Phantasieentfaltung. Ferner ist der Gegensatz eines seiner wirksamsten Mittel, auch er meist parallelisirt an zwei in entgegengesetzter Weise sich kundgebenden Lebensformen der Natur, oft von knapper und schlagender Bezeichnung („Kränze", „Widerspruch"). Die Schilderungen sind leuchtend, das ist seine Stärke, ihr Charakter die ruhig klare Majestät. In Bildern ist er ausgezeichnet, und er weiß sie mit einer zutreffenden und prachtschweren Bezeichnungskraft zu entfalten; sie sind die erschlossenen Rosen seines Dichterfrühlings.

Mit den „Nibelungen im Frack, ein Gedicht" (1843), steigt er unverkennbar ab. Ein wunderliches Product, das Spiel barok zugreifender Phantasie, die ohne alle zweckbestimmte oder nur zusammen-

gehaltene Idee sich in allerlei an einander gestellte Bilder zerbröckelt, aus deren Masse sich der einzige Punkt klarer ablöst, daß tendenziös eine Richtung gegen die moderne Zeitstimmung angeschlagen ist. Was soll der Held mit seiner gutmüthig halben Wesenheit, höchstens der Repräsentant eines unschädlichen und fröhlichen Landesvaters, der Gott und die liebe Zeit machen läßt! Was soll der zu einem Viertel ernste, zu drei Vierteln launige Ton! Man mag sich verwundert fragen, wofür überhaupt ein Product der Art geschrieben ist; als humoristische Unterhaltungslectüre zu matt, als Tendenzschrift zu wenig gedankensicher, hinterläßt es unwillkürlich den Eindruck, daß damit Nichts gethan. Dieses Gedicht, das eine Schöpfung des Humors sein will, verdient nur den Titel eines werthlosen Productes der unfruchtbaren Grille. Als bloßes Spiel der Phantasie genommen, ist es eben so kindisch wie die ganze deutsche Kleinfürstenthümelei, an der sich das närrisch launige Lied ergötzt; was aber politisch tendenziöser Färbung ist (die ganze Exposition), zeigt wieder Nichts als den totalen Mangel an jedem sicheren Standpunkt: eine Art von poetischem Halbliberalismus, der weder nach unten noch oben klar sieht oder fest steht, untermischt mit bitteren Ausfällen auf Vorwärtsstürmen und Zusammenreißen, wohl gegen das junge Deutschland.

Anastasius Grün hat mit besondrer Neigung das Studium der altdeutschen Poesie betrieben, und wohl hat er daher unter Anderem auch die Bevorzugung der von ihm glücklich behandelten Nibelungenstrophe entnommen. Der liebenden Beschäftigung mit dem Volksliede sind als neuere Früchte entsprungen: die originalgetreuen „Volkslieder aus Krain“ (1850) und vierzehn Jahre später der interpolirend englischen Volksliedern entnommene Balladenkranz „Robin Hood“.

An diesen Dichter schließen die jüngeren Oesterreicher; man kann sagen, daß er eine Schule hat, die aber keineswegs über ihn hinausführt (höchstens nach Einer Richtung in dem Folgenden), ja zumeist ihn nicht erreicht.

Eine weniger durchgereifte Natur, steht der heißblütige Karl Beck, eine Art von magyarischem Steppensohn, nach Tendenz den beiden Vorgenannten, nach Phantasie- und Formverwandtschaft dem Letzten am nächsten.

Karl Beck.

Ungarn, das heißblütige, schlachtendurchfurchte Ungarn Becks Gedichten liegt ein Drang unbestimmter Gefühle, unendlich Phantasie und Begeisterung, die am ungezügeltesten in den poli auflodert, als Gestaltungsfähigkeit; ja diese fehlt gar oft den und mit studentischer Jugendlichkeit überströmenden Inspiratio sehr, daß man versucht sein möchte, dem in glühenden Fr träumen und wild orientalischen Prachtgebilden schwelgenden S den Namen des Dichters streitig zu machen. Die Ruhe, welch künstlerische Bildung tragen muß, geht ihm vollständig ab, und eigenen Schöpfungen jagen sich gespenstig in dem aufgeregten er stellt sie in die Welt hinaus, doch zu erhalten weiß er sie Der Dichter, das leidenschaftlich erregte Kind seiner Heimath, sich als Sultan, wild und stürmend; sein Heer: des Liedes gep Gestalten, und die Sorge hat ihm in geheimnißvollen Falte Turban um die Stirn gelegt. Die Nacht ist ihm die Mohrenk welche die leichtgeschürzten Träume als jungfräuliche Rosen i Schlafgemach entsendet. Und diese Träume fechten mit ihrem dem heranrückenden Leben, und das ist ein harter, unglück Kampf. In dieser Idee liegt das besonders charakteristische Seele seiner Dichtung. Es ist ein Stürmen, dem schließlich di zweiflung näher steht als die Kraft (siehe „Der Gang um Lei und von dieser Dichtung, die mit zu viel Ostentation einen Schmerz heraufbeschwört, gilt, was sie selber sagt:

Gedankenblitze treffen matt und selten,
Und Schranken stürzen nicht im Bilderbrande.

Becks heißgeliebter Tummelplatz ist das reiche, das ungl Ungarland, wo der Renner jagt und die Steppe glüht, wo die schwirrt und der Zigeuner tanzt. Wenn er sein unbändiges roß hinjagt über die Haide, daß der Staub aufwirbelt und die

nicht leise noch laut", „Zur Nacht"), das auf die Tiefe des Herzens geht. Da gelingt es ihm, einen wahrhaft an die Seele greifenden Ton anzuschlagen, so in dem in seiner Kindlichkeit wie ein tief rührendes Volksliedchen bewegenden „Entsagung" 5.

Emancipation ist sein großes Wort für Alle (auch die Juden, on deren Wesen noch ein starkes Theil in seinen Adern strömt), und ine socialen Ideale sind eben so keck wie seine Bilder. Frei immer ud in jeder Form, will er ein neues Evangelium, das sociale der ersöhnung und wahren Bruderliebe, und die alte Bibel Luthers ingt ihm nur

> die finstre Sage von dem Gottessohne,
> der sich dem Tode weihte
> und doch zuletzt die Erde nicht befreite.

uch der Reformator ist der Retter nicht, und die Säulen seines vom lauben aufgethürmten Tempels wanken.

Im Ganzen liegt seine Charakteristik in folgenden Versen:

> Mich drängts hinaus ins Stürmen und ins Grauen,
> Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen;
> Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
> Ein Aar ins dunkle Thal hinunterschauen.

eine Form ist von vollendeter Schönheit, der Vers voller Klang, ie Bilder voll heißen Lebens.

Ergreifende und abgerundete Gemälde sind: „Die bettelnde Polin", in Einzelelend aus der großen nationalen Tragödie. „Knecht und Magd", so recht aus dem gewohnten Alltagsleben der zum Dienen erdammten Classen, dessen etwas nackte, aber wahre Züge der Ausruck trägt. „Das Röslein", eine schneidend scharfe Richtscene, über eren Düster Liebesduft weht; drastisch abgebrochen. „Das grüne hemd", eine vollendete Bildung aus dem Räuberleben der geheimnißvollen Haide, von deren Geiste sie durchweht ist. „Das rothe Lied", hochrothe Revolutionsscene, im seltsam harmonirenden Widerschein der ngarischen Steppe, deren fahles Mondlicht wie der psychische Abglanz zu dem erschütternden Weltgeschick erfaßt ist; auch hier ist ie Bildung vollendet. „Auferstehung" ist eine eigenthümliche Bildung m Ideengange des neuen Evangeliums; Poesie mag man das kaum eißen, wohl aber bewegliche Gedanken zur Geschichte der ersehnten Zukunft der allgemeinen weltversöhnenden Brüderlichkeit. Der Dichter

legt als einendes Band die Geschichte einer ihm eignen Seelenphase hinein, die ihn von der fluchwürdig stillen und thatlosen Schwermuth durch gütige Geister wieder überführt zu neuem Schmerz und neuem Leben und Streben.

Wer den stolzen Ungardichter in seiner glänzendsten Phase kennen will, der lese den versificirten Roman „Janko, der ungarische Roßhirt" (1841).

Halt ein den kecken Ritt, da sprengt Becks Musenpferd wund gespornt über die heimischen Ebenen hin! „Janko" ist eine prachtvolle Composition von tragischer Wirkung, mit tiefen seelischen Gründen. Die überstürzenden Gefühlswechsel, abtönend von dem weichsten Liebesahnen bis in das Düster des Verrathes und der schwarzen Verzweiflung, sind mit einer aus der Seele herausgeschnittenen Gluth und Lebenskraft erfaßt und packen uns mit mächtigem Zauber und zittern in allen feinen Schattirungen nach. Es ist in Wahrheit der Geist der ungarischen Haide, der uns schon in den sprechend erschauten und lebendig anziehenden, halb wilden, halb milden Hirtenscenen anblickt, die (in 1 und 2) vom kecken Tagesleben mit feinen und glücklichen Abtönungen bis in die nach Innen gekehrte Nachtruhe überführen, ein fesselndes Idyll. Das urkräftige Leben der Söhne der Weiten im rasenden Ritt über die Haide, im rauschenden Spiel und lusttaumelnden Tanz der Schenke zieht wie ein kampf- und weinberauschtes Märchen vorüber. Und mitten in der lärmenden Scenerie bricht der Dichter mit Geschick ab, um uns beleuchtend zurückzuführen auf ein vorbestimmtes wechselschweres Doppelschicksal. Sprechend wieder und anziehend geht uns der Gegensatz auf des Weichen, fast Erzitternden im blonden deutschen Weib, und des Trotzigen, Heißblütigen und selbst im Liebeswerben Kraftgetragenen im ungarischen Steppensohn. Und auch hier läßt Beck seinen Freiheitsidealen den Zügel schießen und bringt dem schwarz-roth-goldnen freien, dem ersehnten Deutschland ein ernstes Todtenopfer. Ganz ähnlich wie das erste hebt das zweite Buch an mit einer innig angehauchten Schilderung vom Frieden der stillen Nacht, um blutroth in Mord und Raub überzuführen. Es folgt die verhängnißvolle Herzensgeschichte, wie Janko, der junge Hirt, fatalistisch angezogen sein Leben mehr und mehr an die blonde Deutsche verliert und darob sein heißblütiges braunes Zigeunermädchen vergißt, das verkümmert und verdorrt, und ihr parallel mit allem leisen Bangen

und Verlangen jene zweite, nicht minder trübe der deutschen Jungfrau selber, in der die Unglücksliebe zum stolzen Grafen, verschämt zuerst, dann übermächtig, mit allen Zuckungen einer zum ersten Mal sich öffnenden jungfräulichen Brust auftritt; es ist ein Bild, als ob die Rosenknospe, vom Frühling angehaucht, allmälig liebeglühend sich erschließt. Und als der Herr zurückkehrt, der die von Beck auch sonst so sprechend gemalte entnervende Genußsucht des geistträgen Wien satt, übersatt hat, als er zurückkommt gerad in der Nacht, wo die widerstrebende Braut dem schönen tollen Hirten als Weib verfällt, und als er, eine brillante Erscheinung, in den niederen Kreis seiner demüthigen Bauern tritt und die von Wonne und Sehnen fieberisch zitternde Braut zum Tanze faßt und ihr die Liebeskunde wie Feuer ins Herz gießt, und als in dem sonst tollen und übermüthigen Herrn selbst auf einmal ein ungeahnt Gefühl erst feiernd und weihend, dann verlangend und verzehrend aufsteigt, da vollzieht sich das Verhängniß, und die verbotene Liebe reift noch in der Brautnacht zum Ehebruch, und der Untergang ist geboten. Nun geht die Tragik rasch ihren Weg, und der Dichter jagt uns in Eile vorbei an den Jammerscenen: die Schmach des armen deutschen Weibes, die Entführung, der Schloßbrand, der Mord des Grafen durch des Roßhirten Hand und dessen Räuberleben bis zum Rabenstein, Eins eilt unabirrbar dem Anderen nach. Und zu Ende klingt Alles ab wie eine unkentönige Sage, bis das Herz der braunen Zigeunermaid, der ersten treuen Geliebten des schönen Rossehirten, auch im Grame bricht. Und stille ists.

Das ist die blühendste Schöpfung von Becks Muse; alle anderen führen seiner Charakteristik keine neuen Züge zu. — Vollständig zugegeben, daß seine ersten Lieder, die eine unverdiente Begeisterung weckten, mit auffallender Armuth an Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen unerhörten rhetorischen Schwulst verbanden, daß Beck des letzteren nie ganz los geworden und es selten nur zu einem Anfluge von plastischer Rundung gebracht hat; aber wer ein Gebilde schuf wie „Janko“, der ist ein Sänger von mehr als gewöhnlicher Kraft. — Auch seine „Stillen Lieder“ sind in anderer Weise vorzüglich.

Der Versuch, den er im Drama „Saul“ machte, mußte ihm mißlingen; es bietet in der That Nichts als die gewohnte Pracht der Diction.

Noch bleibt Einer in der Reihe, den mit den Vorausgegangenen das besondre geistige Band verknüpft, daß ihre aufs große Welt- und Tagesleben gerichtete Dichtung sich stark versetzt mit einem bald mehr prächtig, bald mehr feurig, nun als tiefe Symbolik, nun als lebensfrische Anschauung eingekleideten Naturverständniß. Daneben aber steht Dingelstedt bereits bedeutend weiter ab, wie nach Geist, so nach Schicksal und Aufnahme seiner Dichtung bei der demokratischen Partei, die den Mann erst feierte, dann bitter anfocht, ohne daß wir aus seinen Werken ein Recht zu diesem schneidenden Urtheilswechsel ableiten könnten.

Franz Dingelstedt,

wie er in den „Gedichten" (1838—45) erscheint, ist eine gedankenschwere und scharf individuell gezeichnete Natur, die in ihren Symbolen und in den schlagendsten Analogien ihrer poetischen Anschauungen überraschend bis zum Tiefsinn gehen kann. Träumerisch und doch in sich klar, ruhig und doch von bestimmt ausgesprochener Kraft, trägt sein Genie sich ergänzende Eigenschaften in den Maßen in sich, deren Gesetz die erfüllte Harmonie ist, die in der Sprache zur Eleganz wird. Reichthum des inneren Verständnisses vereint sich mit einer Phantasie, die leicht die der Schönheit und des Sinnes vollen Anschauungen von außen in sich hereinzieht. Die Blüthe liegt bei ihm in einzelnen Ideen, die wie eingehaucht scheinen von dem in seinen Träumen belauschten Dichtergeist, bekleidet mit einfacher Schönheit und getragen von einer seltenen Bedeutungstiefe und Anschauungsschärfe. Die Ruhe der künstlerischen Harmonie, die ihm in den schwersten Gemüthserschütterungen treu bleibt, ist auch in die Sprache herausgetreten; fein ohne Ziererei, einfach und gleichwohl reich, rein ohne Gesuchtheit, in Allem von einem selbstgegebenen Maße. Es ist ein bedeutsam träumerisches Etwas, das weihend hinter den klaren Anschauungen steht und die innerlich belauschte Uebereinstimmung zwischen Natur- und Menschenleben setzt. — Auch der Liebe Freud und Leid hat er mit innerlichstem Verständnisse gefaßt und dargestellt; in den schlichten und doch so einschneidenden Tönen ist die ganze Scala ausgedrückt von der höchsten Wonne bis zum schneidenden Schmerz. — Dingelstedt kann zuweilen in den Seelenbildern, denen seine Prosa und Poesie

der Treue; kaum ihrer selbst bewußt, ruht sie in der untrüg-
icherheit des poetischen Schauens.

all den Gedichten, deren Gegenstand das öffentliche Leben,
terland und seine Männer sind, eröffnet Dingelstedt einen das
trübenden Einblick in die Kleinheiten, Beschränkungen und
uch die Trauergeschicke eines Völkerlebens mit verkümmerter
, mit gefesselten Kräften, mit erloschener Thatkraft. So ist
in Lied zu gleichen Theilen aus trauernder Klage und rächender
aus Wehmuth und Zorn, aus Lieb' und Haß gewoben.
dieser Momente sticht ausschließend oder nur beherrschend
er tritt in sie alle mit dem Gewichte des eignen Selbst ein,
der vereinen sie sich harmonisch in jener Ausdrucksweise, die
st in sich gewurzelten Kraft entströmt und diese zum Haupt-
en hat. Dingelstedt erhebt sich hier nicht über seine Zeit,
versenkt sich in sie mit einer Gewalt und Ergriffenheit, die
Bedeutsames aus sich herauswirft; er ist hierin der unver-
Ausdruck einer Geschichtsperiode, deren Wesen die unbe-
gewitterschwanger ruhende, in unsichre Zukunft hinüberweisende
ist; es sind dieselben Jahre, denen Herwegh vorauseilt,
altigen Schlachtrufe anstimmend, die mit Donnergewalt einer
ntscheidungsstunde riefen. — In der balladenhaften Erzählung
sonst sich die Darstellung des Geschehenden als eines fac-
laufenden bemächtigt, wohnt seinem Lied abrundende Dar-
gabe inne, mit Macht veranschaulichend, sicher in sich ge-
, rasch bis zum Springenden die That verfolgend, in Wort

groß und frei und unglücklich dahingegangen, kaum nachzuweinen wagt, bewegt sein Herz, doch auch da wird er nie hart, sein Zürnen gießt sich als so schwer mitleidende Selbstergriffenheit aus, daß eine geweihete Reinheit fast als Milde selbst über seine schwersten Anklagen und Anrufe sich ergießt.

Die düstersten Tiefen in seinem Wesen schließt „Ferien" auf, eines jener psychologischen Gemälde à la Victor Hugo, die stets Grauen machen, je tiefer man ihnen ins Auge schaut; es ist das Leere, das so oft in unseren Zeiten in den Seelen umgeht, das sich in tollem Wechsel betäuben will und sich doch nie entrinnt, was (wie hier) bei den gehaltreichen Geistern in den so oft antwortleeren, fast todesbangen Schrei ausgeht: O nur Ein Herz, das wahlverwandt Dein Hoffen und Dein Leiden versöhnend in sich aufnähme! Auch der Ausdruck ist da hastig, unruhig, ziellos. Seiner Anschauung der Zeitverhältnisse will die Todtenklage am treuesten ziemen, welche mit erschütternder Beredsamkeit („Vor weiland St. Schützes Haus") die großen Männer einer anderen, hinsterbenden Zeit hinausbegleitet, um in der Armuth der kühlen Gegenwart trostlos hinzugehen.

Seine Bilder haben oft etwas Hohes und Gewaltiges; sie ziehen die großen Gebilde der Natur oder der Geschichte vertraut an sich heran und assimiliren ihnen die eignen stolzen Ideen. Vor Allem hat er eine zwanglose Macht, seine Geliebte zu verherrlichen; wie das Kind sich Muscheln zum Spiel, so trägt er ihr die Sterne zur Leuchte, Sturm und Welle zum Dienste zu, es ist etwas Grandioses um diesen mehr denn königlichen Hofstaat und seine Herrscherin; und durch den Glanz der in Ruhe entfalteten majestätischen Verherrlichung schimmern leise die innersten zitternden Gefühle einer Herzensbewegung durch, der allerdings die Liebe in ihren geheimsten und ergriffensten Regungen vertraut geworden. Dingelstedt erscheint immer als eine Macht; so in der beherrschenden Dichtung des Zornes, so in der wermuthvollen einer dunkeln Resignation, so in der finsteren Erkenntniß einer dämmervoll dahinschleichenden Zeit, so in der zuweilen bis zum Grauen tiefen Messung der Seelenabgründe, über denen er gefährlich schwebt. Sein Geist ist ein griechischer Himmel, über den die Gewitter des Orientes gluthgetrieben hinfahren, eben so läuternd als verheerend; man möchte sagen: die classische Ruhe im Auguststurm, und auch wo er in ausgebrannte Oeden weist („Scheidewege"), da ist sein Finger

ıre Abrechnung: Wie viele Geister sind an dem Gespenst der um den Tag und die Stunde untergegangen! Und eben sie die berauscht in den Himmel gedrungen, denen ein in Strahlen- Ewiges aufgegangen, an dessen fruchtlos verfolgter Hoheit aufzehren; sie, die von der kargen Wirklichkeit nur das Eine , das sie wieder nicht gewährt, — Vergessen! Es ist der harte, 'reibende Kampf einer höheren Geisteswelt, eines edleren Seins ›ie alltagsgerechte Gemeinheit, die ihre Interessen zu wahren ver- ie sich selber gerecht den Moment genießt und beherrscht, die dem und Denker als hohles Gespenst entgegentritt und gleichwohl em Rauch und Dampf, ihrer Weisheit der Rechenpfennige und ›ünsten des Champagnerrausches die Welt regiert; es ist die schaale Wahrheit einer Zeit, die das Genie zum Fluche, den n Träumer, wenn auch die Liebe ihn verlassen, zum Gespenste . Das ist die marmorkalte Wahrheit des Realen, die furcht- arf und auflösend in den modernen Geist hineingetreten; da in Entfliehen, keine Weiten schützen ihn vor sich selbst. Ein ›oppelleid bricht immer wieder in den verschiedensten Situationen Rufe unwillkürlich aus seiner Brust hervor: der Verlust des Lebensglückes, das am Verrathe der innersten Gefühle un- ringlich abgewelkt, ferner das Verzweifeln an der Freiheit der : So findet sich der Dichter isolirt hinausgeworfen, allein ı Träumereien und Erinnerungen, die an seiner Seele nagen. Schmerz bricht ungewollt, ungesucht durch, bald als funkelnder und Schlachtruf, bald als still versenkte Wehmuth. Immer ist



ihren heiligsten Strebungen hinausgebannten Geister, jener verstoßenen Könige der einzig wahren Welt der Idee; in die einer tieferen Seele aufgedrängte Profanation, wenn sie ihr Wesen dem Pöbel aufschließt und anbietet; in all das schwere Leid, das äußerlich zertritt, innerlich aushöhlt, diese bittere Einsicht gießt ihm seine düstere, schauerlich wahre Psychologie ein. Seine Scenen aus diesem Felde reichen, mit mehr äußerer Ruhe und sparsamer angespannter Kraft, an das, was Victor Hugo giebt („Prostitution", „Die Flüchtlinge" rc.). Er wirft sie hin, gewaltig, bleich, zitternd, hastig, stumm und doch sprechender als Donnerlaut. Der Regen der in der Orgie durchtobten Nacht rieselt uns auf die Glieder herab; das fahle Laternenlicht fällt uns geisterhaft ins halberstorbne Aug'; in den grauen Straßen tritt uns das prostituirte Elend an, ein banger Schrei entfährt uns, wir wühlen unser eigen Herz auf, und ein verwandtes Elend steigt empor, unabwendbar, unerbittlich ... hingeworfenes Leben! In „Mein Herz ist im Hochland" nimmt das Bild einer hochpoetischen Nationalität, die in den materiellen Bedürfnissen und Strebungen einer kleinen, von heut auf morgen lebenden Zeit zur gemeinen Nichtigkeit hinabgesunken, fast bis zum Spotte herben Ausdruck an.

Die Gedichtreihe „Ein Roman" in ihren wechselvollen, anscheinend gleichgültig weggeworfenen Stimmungen, die alle doch Ein bitter schmerzreicher Grundton durchzieht, macht schwer drückenden Eindruck. Das ist eine verletzte Natur, die an ihner und der Schuld der Zeit leidet, aber eine Natur, wie die moderne Entwickelung sie so oft gemacht, die Höchsten oft in der Blüthe knickend; jeder Zug schneidet ein; es scheint sich in all' diesen Gestalten herauszufühlen, daß der Dichter sie lebt, daß sie in seinem Blute pulsiren und an seinem Herzen zehren; da ist ein Stück Leben, nacktes, wahres Leben, und wär's auch nur ein Leben, um sich todtzuhetzen! Es ist die alte, kalte, faule Krankheit, die langehin auch nach 1848 wieder überströmende Kräfte leichthin vernichtete, denen die Kleinlichkeit der Zeitinteressen, der Materialität, des weltmännischen Scheinlebens und der frömmelnden Reaction zum Hohne ward; Kräfte, die sich im langsamen Ausleben an tausend Ecken stoßen und darum lieber rasch, taumelnd, regel- aber zwanglos, sich selber zerstörend hingehen; Kräfte, die unverstanden, unerkannt an Idealen brüten, an einer Reaction gegen die maßlos kleine Realität sich abreiben, dann in sie

ı, und nun zwiespältig, getheilt, zwischen Haß und Liebe,
Ewigen und Niedrigkeit des Augenblicks umhergeworfen,
eines Lebens leeren, dessen Nüchternheit sie nicht ertrugen.
Recht hat der Dichter, wenn er dem kleinen Geschlechte
wirft, daß es nicht seines Amtes ist diese Naturen zu ver-
aß es selber sie macht und zerstört! Solch ein Stück Seelen-
dieser Schärfe, dem Reichthum, der wunderlichen Fülle und
ackheit hingeworfen, schreckt zuckende Gefühle auf. Der
eines Geistes ist jene Bitterkeit, die auf jener erschreckenden,
lücke des Lebens, der Ruhe des Herzens bezahlten Welt-
enkenntniß ruht. Man begreift, wie ein solcher Geist den
Gewiegten, deren schaale Weisheit ihn zum Spotte, deren
cheinleben ihn zum Zorne reizt, nicht genehm sein kann.
begreift Alles; er hat alle Phasen des Fühlens und
rchlaufen; er hat voll aus dem Strome getrunken, in den
e reiche Persönlichkeit hineingeworfen, und er hat heraus-
as in erlahmten Zeiten das Erbtheil so vieler gedanken-
aturen ist: die Ruhe raubende, verdüsternde Erkenntniß.
nes winzig alltäglichen Geschlechtes, verschworen gegen die
epreßten Dichterherzens; die Censur als fluchschwere Bagno-
Volk lahm und unbekümmert, die „Zerrissenen“ verfehmend;
n der ernsten, finsteren Dichter und Denker, nirgends ver-
gends aufgenommen, im heiligsten Gefühl gehöhnt, verfolgt
en; ein Thun auf Zinsen und Eitelkeit, ohne Glauben
die Erbärmlichkeit, die in Orden und Baumwollspinnereien
otten die weltumgestaltenden Mächte erblickt und aus-
e Barbarei langsam hinmordernder Rechte mitten im Reich
ı der Liebe („Forstpolizei“, heftig, erschütternd); der Ver-
ie zerstörende Leidenschaft im Purpurgemach; der Neid und
echtssinn in den hellglänzenden Bürgerhäusern; Stumpf-
Erdensorge auf dem faulen Stroh; allüberall Zerstörung,
eifel, unbestimmtes Dämmern, ein Schleichen im Staube,
lerflug wahnsinnig erscheint, und mitten durch diesen Wust
Gewalten als der nagende Wurm, der dem Herzen nimmer
als das ewig wache, mit fast mysteriöser Gewalt den Geist
e Trauerelement („Vision“), als bleicher, süßer, verzehrender
ıs Bild einer hingeopferten Liebe, die den guten Engel

mitgenommen: das sind die Grundlagen der Klage dieses Geistes, der Klage, die gewaltig, unerbittlich, furchtbar treu, aufwühlend, mit Blut geschrieben hinströmt.

Seltsam fast berührt dabei die seltene Formvollendung von wahrhaft Goethescher Grazie; zwanglos gießt sie sich seinem Gedanken ein; eine Reinheit bis zum Eleganten, ja Salonmäßigen verbündet sich mit ungewöhnlicher Kraft; Nichts trübt, es fließt, strömt, man weiß nicht wie; fast nie geht ihm das rechte Wort, der reine und bezeichnende Reim ab; Vers und Satz offenbaren eine in sich gedrungene, gleich sprachkräftige als gedankenvolle Natur.

Das ist der Dichter, wie er in seiner bedeutendsten Schöpfung sich ausdrückt, und diese sind unzweifelhaft die „Gedichte", in denen er auch den größten Theil eigenen Geistes und Gemüthes niedergelegt hat. Wie sich dazu seine übrigen poetischen Productionen aus verschiedenen Gattungen und meist späteren Ursprungs so wie sein folgendes Leben stellen, ist eine Frage, die hier unberührt bleiben mag. Denn allerdings liegt, eine Art Bizarrerie, in Dingelstedt neben dem Dichter mit dem vollen Herzschlag und treuen Gefühl für alles Schöne und Hohe und mit der aufzuckenden Gluth der Leidenschaft, schon von Grund aus der Salonmensch angelegt. Ein Stück des Letzteren haben bereits die Gedichte angezeigt, in der bis aufs Kleinste zierlich durchgearbeiteten Form, in dem eleganten Witz und der Alles belächelnden Ironie, die sich da und dort in epigrammatisch zugespitzten Reflexionen ergehen, endlich in der brillanten Satyre und den üppigen Schilderungen, die den zartesten Gefühlsäußerungen zur Seite stehen.

Dingelstedt ist noch besonders Zeitliederdichter, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sind aber nicht mehr als die übrigen polemisch ironischen Versuche der politischen deutschen Dichtung jener Tage zu langem Leben angethan. Wenig bekannt sind seine novellistischen Arbeiten und Reisebilder, obgleich sie neben derselben, auch auf die Prosa übergegangenen Formgewandtheit viel Geist und Talent für feine Zeichnung verrathen. Seine Thätigkeit als Hoftheaterintendant hat ihn zur Dramatik geführt; dem ersten und einzigen selbständigen Stücke von Bedeutung, „Das Haus der Barneveldt" (1850), wird edle Einfachheit und vorzügliche künstlerische Haltung zugesprochen; die folgenden sind freie Bearbeitungen classischer Stücke des Auslandes.

Das sind die ernsten und schweren Bilder im Kampfkleide. Neben ihnen steht leicht ironisch der politische Spötter, der seinen Zorn in Lachen hüllt, im Uebrigen ein ächtes Dichtergemüth, das der Natur noch weit näher steht als sie Alle, und zwar in doppeltem Sinne: einmal der äußeren, dann derjenigen des Volksgeistes und des Menschenherzens, und diesem dreifachen Natureindrucke sind die lieblichsten seiner Sangesweisen entströmt. Es ist der durch und durch volksthümlich geartete, durch seine unzerstörbare Frische anziehende Volksliederdichter Hoffmann, der gegen die Erbärmlichkeiten im öffentlichen Leben der Deutschen gerade die wirksamsten Waffen brauchte, die er finden konnte, die kleinen Nadelstiche.

H. A. Hoffmann von Fallersleben,

viel gefeiert und viel geschimpft, auch polizeilich gemaßregelt, lang' ein unstetes und bewegtes Leben führend, ist außerordentlich viel gelesen und gesungen, durchaus volksmäßig, ganz specifisch bürgerlich, manchmal spießbürgerlich, in seinem ganzen Dichten wesentlich mit bestimmt von der so sehr ihn beschäftigenden Sprach- und Alterthumsforschung; daher ist Beides zugleich in ihn eingegangen: die reinste und lieblichste Poesie des Volksliedes neben der behaglich hausbackenen Nüchternheit des langsamen Deutschen, durch die er populär wird bis zum Trivialen. Politisch führt er den Kleinkrieg in humoristischer Form, beschränkter und auf den Augenblick berechnet, gegenständlich anecdotischer Art, Polizei und Censur hetzend. Die Lieder zeigen den fröhlichen fahrenden Poeten, sind gesunden und tüchtigen Kerns, idyllisch gemüthlich, einfach und treu und innig; sie verstehen die kleinsten, süßesten Geheimnisse und den unschätzbaren Reichthum der Kinderwelt aufzudecken. Der ganze Mann ist echt deutsch, auch mit seinen Ecken und Schwächen, und Robert Prutz hat vollkommen Recht, wenn er diesen Dichter insbesondere den deutschen genannt wissen möchte.

Seine Gedichte (1834, 2 Bändchen, neue Sammlung 1837, noch eine 1843) sind alles leichte Lieder von meist heiterem Inhalt und nicht selten spielender Weise, Kinder- und Volkslieder, welche mit viel Wahrheit des Gefühls und Humors die Frühlings- und Liebeslust leicht abschöpfen. Fond ist in dieser Poesie nicht viel, und von wahr-

haft poetischem Werth ist Weniges. Manches macht sich gefällig gesangmäßig; so ist eine große Zahl auch wirklich componirt und damit volksthümlich geworden. Ein Theil der kleinen Liedchen ist in epigrammatischer Weise zugespitzt. Der humoristische Ton überwiegt. Neben den Frühlings- und Liebesgefühlen des weltfrohen Dichters bricht ganz besonders seine gewohnte Weinfreude muthwillig durch, und er giebt ihr oft recht drolligen und selbst derben Ausdruck. Das Kindliche, dessen Ton doch nicht immer recht getroffen ist — wir haben in unserer Literatur weit bessere Kinderlieder — artet ihm oft ins kindisch Spielende aus; so können wir nichts mehr als das in der langen Maikäferiade und der Mückiade sehen; zum Lieblichsten und Besten aber zählen die Wiegenlieder, weil in ihnen weiche Innigkeit liegt. Seiner Weise paßt so recht eher als die Schriftsprache der Dialekt, den er in den Allemannischen Liedern verwendet.

Der ergötzliche Lebenslauf des „Alten guten Söfflig" schließt wie folgt:

Der alte gute Söfflig
Schreit: Himmel-Höllen-Qual!
Man kann sich kaum verschnaufen,
So fängt 's verfluchte Saufen
Wieder an im Himmelssaal!

Der an- und eingeborne Odem einer innigeren Poesie bricht sehr selten hervor; so in den beiden Vaterlandsliedern: „Mein Lieben" (Wie könnt' ich dein vergessen!) und „Mein Vaterland" (Treue Liebe bis zum Grabe), wahren Perlen, die durch ihre innig anziehende Weise ein theures Eigenthum des deutschen Volkes geworden; kaum hat ein einziges all' seiner übrigen Gedichte einen diesen vergleichbaren Werth. Einige Landsknechtlieder wie das glücklich gefaßte „Auf der Wahlstatt" und einige Romanzen wie „Schön Anni" und „Die Treulose" haben noch etwa charakteristisch anziehende Weisen; das Uebrige sind längst ausgesungene Töne in leicht zugespitzter Manier.

Auch seine in überwiegender Zahl stark politischen „Unpolitischen Lieder" (2 Theile, 1840 und 1841, und wieder nach 1848), spitzig und witzig, kurz hingeworfen, reich an schlagenden Pointen, zeichnen genau dieses Dichters Doppelnatur: die leicht und ursprünglich quellende Poesie neben der bürgerlich gelehrten Hausbackenheit. Es ist schon für die Stellung der Völker charakteristisch, diese kleinen satyrischen

he mit beschränktem Gesichtsfeld und ächt deutschem Humor nzuhalten mit der aus den weitesten Gesichtspunkten genommd überlegen sprühenden Satyre eines Byron oder Moore. n recht bürgerlich verständig und verständlich, von trockenem arum populär, dem Volke mundgerecht und geläufig, ohne auch da und dort trivial, ist das die direct auf ihren Gegensgehende Poesie des Verdrusses über polizeiliche und andre n, vor Allem über die ganze deutsche Kleinmeisterei und Get, deren höhnische Spiegelbilder diese Liedchen sind. Es ist immer etwas Beißendes wie boshafte Klatscherei, darum r Form nach kleine Lyrik. Prächtig nimmt sich zuweilen der aus als eines der ersten Mittel der Komik. Selten steigt der Dichter höher, und selten wird er ernst und kräftig.

größte Erbitterung hegt Hoffmann gegen die Adelsherrlichkeit mmbaumsucht, die Ordensmanie und den Titelbettelkram, das el der deutschen Philisterei, das er in allen Weisen verspottet. n Orte heißt es über die Sippe:

Wohl that's dem armen Adam weh,
Daß Gott ihm nicht sein Eden ließ;
Er hatte keine Vettern je,
Sonst säß er noch im Paradies.

persiflirt sie unter Katzen und Hunden, so mit einem Feste digen Mauskätzlein, zu dem der Pudel als Spielmann geladen

Der Pudel war ein gescheidter Mann,
Eine bürgerliche Canaille:
„Was geht mich Dero Gesellschaft an,
Ew. Gnaden Katzengebalge?"
Wau wau wau wau.

andermal räth er:

Hänget an die Blitzableiter
Titel, Würden, Orden, Geld,
Und das Wetter ist gleich heiter,
Und beruhigt ist die Welt.

ter dem Titel „Veredelung" beschaut er die Adelseinimpfung Thieren und meint dazu beißend:

Was kann mit der Zeit noch werden,
Sind vereinte Kräft' im Bund!
Treibt man's so schon mit den Pferden,
Kommt man bald auch auf den Hund.

Indem er von den Sternen am Himmel und den Blumensternen auf der Au redet, fährt er fort:

Warum hat mancher Fürst geschmücket
Seit Jahr und Tag mit Stern und Band
So manche Brust in Stadt und Land?
Das weiß selbst Gott im Himmel nicht.

Unermüdlich in der Sucht zu geißeln, erfindet er dafür immer andere Variationen und greift gar bis zu Ovids Metamorphosen zurück.

Ein kurzer Titel und ein dünnes Band
Genüget für ein lang und schwer Verdienst.

Der deutschen Hoffnung, die allen Grund habe sich in Grün zu kleiden, giebt er zum Spott folgende Devise mit:

Steuern nehmen, Steuern geben,
Diese Hoffnung stirbt nicht aus.
. . . .
Und mit grünem Tuch beschlagen
Sind die Sitzungstische nur .
. . . .
Darum geh' in diesen Tagen,
Deutsches Volk, in Hoffnungstracht;
Grüne Röcke mußt du tragen,
Weil man dir nur Hoffnung macht.

Den Sieg mit Hülfe der Moscowiterhorden feiert er als segenbringend mit dem Spotte:

Dankbar gehn wir drum in Juchten,
Essen dankbar Caviar.

Dem deutschen Unterthanenverstande, der nur die andere Seite jener Sucht nach Spielzeug ist:

. . . .
Noch blöcken Schafe und Frösche schrein
So unterthänigst, jämmerlich wehmüthigst,
Als deutsche Unterthanen tief demüthigst.

Auf den 13. Art. der deutschen Bundesacte folgende kostbar witzige Anwendung:

Und seid ihr auch in Jugendfrische,
Noch ganz gesund, noch gar nicht alt —
Wo einmal dreizehn sind zu Tische,
Stirbt einer von den dreizehn bald.
So ging es, als der Bundesacte
Dreizehnter mit zu Tische saß:
Daß da der Tod den Jüngsten packte!
O weh! das war ein schlechter Spaß.

utsche Freiheit und Bundeseinheit kommen überhaupt mit von kostbaren Glossen weg; es sind alles kleine Nadelsie beißen und brennen. — An einem Ort erwähnt er der der Landwehr- und anderer Mützen und schließt:

Doch bei unsern heut'gen Mützen
Ist von Wunder keine Spur,
Denn es sind — Schlafmützen nur.

anderen jovialen Empfehlungsgründen für die Monarchie chter auch folgenden aufspazieren:

Ich stimme für die Monarchie,
Die giebt noch gute Rente;
Es gab die Republik doch nie
Vier oder fünf Procente.

lageliedchen auf die papierne Zeit schließt folgendermaßen:

Ach! kleiner werden unsre Flaschen,
Und täglich theurer wird der Wein,
Und leerer wirds in unsern Taschen —
Gar keine Zeit wird bald mehr sein.

ann ist ein ächt geschnittener Volksliederdichter; der heimelige munter scherzend, bald auch ernst und sinnig, fließt ihm er Lippe weg, weil er voll aus der Seele quillt; es ist deutsche Gemüth in seinem eingeborenen Dichten und nd mit dem ganzen Anhängsel von Philisterei. Er ist ter mit wohl erworbner Geltung als eifriger Germanist nter Forscher in den Schätzen unseres Alterthums und , die er durch glückliche Funde und gründliche Arbeiten it; und unstreitig ist der ihm so genau bekannte und verne- und Meistersängerton stark in seine so einfachen und Lieder übergegangen, wie er denn auch seine meisterhafte habung förderte.

urtheilt über ihn: Wir möchten diesen Dichter einer fröhlich Rebe vergleichen, deren Wurzeln, stark und doch biegsam, hen bis tief in das Herz unseres Volkes; kein Sturm, kein kein noch so heißer Sonnenbrand hat ihr Wachsthum r ihre Blüthe verdorren können; stark und mild, ernst und nd immer wahr und ächt wie das deutsche Gemüth und Wein, hält Hoffmann in seinen Gedichten Alles vereinigt,

was dem deutschen Herzen lieb und theuer ist, seine besten Freuden, seine bittersten Leiden, seine theuersten Hoffnungen.

Noch bleibt eine zweite, kleinere Reihe der politischen Lyriker, deren Kennzeichen es ist, daß sie abweichend von der ersten sich gar nicht in jenes Natursinnen hineingelassen, sondern von Anfang mit ausgesprochen polemischen Neigungen dem öffentlichen Leben unserer Tage zugewendet haben. Es zählen dahin neben dem Franzosen Barbier vor allen der Deutsche Herwegh und der Italiener Giusti. Sie wandten sich ganz eigentlich ans Volk, darin sehr verschieden von den gleich gerichteten, aber immer geflissentlich mit einem aristokratischen Beigeschmack sich umhüllenden Jungdeutschen. Sie sind die Sturmvögel der 48er Revolution.

Herwegh bleibt interessant schon wegen des fast einzigen Geschickes seiner Lieder, um seines eigenen nicht zu gedenken; rasch gefeiert wie Keiner, rasch vergessen wie Keiner, nicht ohne Schuld — das ist das Schicksalswort dieses Revolutionssängers, des hochpoetischen Donnerers, dem aus der polizeilichen Misère der deutschen Kleinstaaterei kein nachhaltiger Widerhall entgegengetragen werden konnte; schon die Isolirung hätte ohne ihr Verschulden der Tod dieser Dichtung werden müssen.

Georg Herwegh

tritt mit seinen „Gedichten eines Lebendigen" 1841 zum ersten Mal in die Poesie ein; in zwei Bändchen, das zweite, schwächere von 1844, sind sie sein erstes und letztes Product von Bedeutung. Er ist eine in der deutschen Lyrik einzige, kaum einem Zweiten vergleichbare Erscheinung, einzig nach Geist und Ton seiner Gesänge, einzig nach ihrem Schicksal. Sein Instrument ist durchaus auf Eine Saite gespannt und giebt nur den Einen donnernden Ton: Freiheit! Es ist ein stürmischer Weckeruf an die deutschen Lande, und der Sänger

stürmt gleich dem Nordwinde, der schneidend über die Alpen hinfährt; einfach und klar wie gegossen, nackt und scharf, glühend im Gedanken, gewaltig im Ausdruck, eine stolze und drohende Kriegserklärung an Fürsten und Throne, mit einer Entschiedenheit des Sinns, wie sie nur an der republikanischen Schweizer Bergluft sich stärken konnte. Diese Luft und das freie Bürgerthum haben die schnell aufgeschossenen Lieder gezeugt, die in ihren Gedanken ebensowohl von dem Wesen des Volkes als in ihren Anschauungen von dem des Landes bestimmt sind. Grundgedanke ist ein Universalismus der Weltfreiheit, die Striche ganz allgemein; das geht so weit, daß trotz ihrer schroffen Ausgesprochenheit die Anwendung selbst auf bestimmte Gestalten und Formen oft außerordentlich schwer hält; ja, es ist sehr zweifelhaft, ob der Dichter überhaupt für sich diese Anwendung bewußt gemacht. Es sind die alten, immer wiederkehrenden Republikanismen, die den Fürsten als gebornen Feind der Rechte Aller, den Alten aus der Privilegienzeit als den in seiner geistigen Beschränktheit Abgestorbenen bezeichnen. Man greift weder in der Darstellung der zuständlichen Verhältnisse noch in dem was werden soll einen bestimmten Körper heraus und kann kaum an Sicherheit des politischen Schauens und Wollens glauben. Herwegh hat nur das treibende Bewußtsein des unbestimmten Freiheitsideales und Freiheitsdranges. Er will ein an keinerlei Bedingung sich knüpfendes Fortschreiten mit den äußersten Forderungen der Zeit und wirft mit einer Keckheit, die bis zum Uebermuthe geht, Alles über Bord, was hinter dem Begriff der vollen republikanischen Freiheit zurückbleibt, so selber die nach seinem Sinn an Jahren und Herzen alt gewordenen Vertheidiger der deutschen Unabhängigkeit (siehe das von Freiligrath nicht ohne Grund gezüchtigte Lied „Arndts Wiedereinsetzung"). Er will nach der Täuschung, die er bitter als eine Frucht des faulen Friedens nach dem ruhmreichen Freiheitskampf der Jahre 1813 und 14 erkennt, den wilden Sturm des Krieges, und sollte er statt des langsamen Hinwelkens nur ein schnelles, frisches Sterben bringen. In heftigen Apostrophen ruft er Gott selber an: Gieb ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle („Gebet")! Die Genügsamkeit des freien Mannes, das Verzichten auf Gold und Ehre gehen dem begeisterten Anruf an Kugel und Schwert zur Seite. Das Stehen des Mannes wie der Nation auf sich selbst, das selbstthätige Ringen und Kämpfen bezeichnet

ihm den freien Mann, die freie Nation. Eine ganz neue Zeit soll werden und ein neu Geschlecht; das Ziel ist unabänderlich gesetzt, Nichts darf von ihm ablenken; die Dichtung muß Schlachtruf sein, der Kampf ein allumfassender, die Losung Weltbefreiung. In dem Sinne ruft Sonett 14 sogar: Was sollen uns noch Schiller oder Goethe! Alle Rückschrittler haben seinen Haß, alle Träger des freien Geistes seine Anerkennung; seine Lieblinge sind Männer wie Hutten, Dichter wie Béranger. So ists auch eine neue Weise, die er anstimmt, befremdend, zumeist der Rachegöttin geweiht, die Dichtung des Hasses. Der aber wendet sich in gleicher Heftigkeit gegen der absoluten Herrscher leibliches und des Papstes geistliches Regiment, das ihm ein ertödtendes ist. Auch ihn stößt ferner wie alle dichterischen Gemüther unserer Zeit die Nützlichkeitskrämerei ab, der nur Markt und Zinsen gelten, und er verfolgt sie mit spottender Satyre („Die Geschäftigen", „Pferdeausfuhrverbot"). In dieser ganzen Denkrichtung mußte es endlich angelegt sein und in seiner Darstellungsweise liegt es ausgedrückt, daß er auch für die Kunst nur eine Immanenz des Schönen will („Unseren Künstlern") und absieht von allem Ueberirdischen mit seinen Heiligengestalten. — Die Freiheit aber ist ihm eine Göttin, der er seinen Cult zollt; ein religiös-priesterliches Verehren für sie durchglüht ihn; daher geht durch manches seiner Lieder das Erinnern an biblische Gestalten, Bilder und Worte. Auch dieser Cult wendet sich an ein ganz individuell empfundenes Ideal, auf dessen Verkörperung der Dichter warten läßt. Herwegh verliert sich oft in ganz unbestimmte, an keine Zeit, kein Volk, keine geschichtlichen Verbindungen geknüpfte Prophezeiungen, die in Allgemeinheiten ohne lebende Beziehung abschweifen, eine neue, wieder nebelhafte Ritterthümlichkeit, die selber den kräftigsten Gedichten („Der letzte Krieg", „Zuruf") die anwidernde Färbung des leeren Declamatorischen giebt. Einer der wenigen festen Punkte ist die alte, der Dichterklage so lang vertraute Idee von der Einheit eines starken deutschen Landes, sie, die am Wiener Congreß zu Schanden getanzt und seither so viel und schmerzlich angerufen worden.

Das Herrschende in der Ausführung ist die schneidende Kraft im Apostrophiren; oft tritt im Einzelnen die auf den Gleichklang der Worte gebaute beißende Parallelisirung ein. Das gestaltende Element tritt vor der erregt hingeworfenen Bewegung des Augenblickes ganz zurück. Dichter der Dissonanzen der Zeit, will Herwegh

zürnend erschüttern. Die einzelnen Züge sind oft rein in stählender Gluth gegossen; sie können wie die Bilder eine poetische Wärme und Schönheit entwickeln, die überrascht; aber hart an ihre Seite drängen sich wieder rauhe, nackt prosaisch hingeworfene Linien. Das ist die Dichtung der gewaltsam gespannten Kraft, die sich als sturmesfrische Begeisterung auszuleben verlangt, rasch, sprühend, blendend. In der Hast des springenden Gefühls wirft er oft wiederholt das gleiche kurze Sätzchen knapp hin; bisweilen giebt ihm eine refrainartige Wiederholung, welche das insistirende Fortschreiten auf demselben Grundgedanken begleitet, volksthümlichen Anstrich. Der Formen ist Herwegh völlig sicher; in gefesteter Kraft wirft er die reinen und kernigen aus.

Die ganze Sammlung dieser Lieder ist wie aus Einem Guß; von dem Einen Gedanken eingegeben, dem Einen Gefühl bewegt, klingen sie ab wie Töne, auf Eine Saite gestimmt. Verschiedenen, traulich kindlicheren Tones sind wenige aus den Sonetten, so die liebliche Nr. 19; die kaum begründete 25, deren Ausspruch: „Nie tönte meine Leyer Tod und Fluch" den allgemeinen Charakter seines Gesanges nicht aufhebt; die andächtig schöne 43 mit ihren feiernden Zügen; das tief sinnige „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" trägt neben allen Zügen seiner sturmverlangenden Poesie noch eine Eindringlichkeit und gemüthliche Bewegung, wie sie bei Herwegh äußerst selten sind. Besondre Auszeichnung spricht der schwer empfundene Todtengesang an „Zum Andenken an Georg Büchner", gleich stark ergriffen und eingegeben von der Trauer um den geliebten Freund, von der Klage auf die eines Kämpen beraubte Freiheit, zuerst und vor Allem aber von dem unendlichen, dem Geschicke zürnenden Bedauern über die reiche, früh ins Grab gesunkene Welt des Dichters. Da, wenn irgendwo, springt ein das tiefe Bewußtsein heraus von der Hoheit und der bewegenden Gewalt der Poesie über des Dichters Herz, von dem zerreißenden Schmerz eines aus den schöpferischen Idealen hinweggemäheten Geistes. Das Ganze, dessen gewaltiger Gang Aehnlichkeiten bietet mit dem Freiligrath'schen „Auf Grabbe's Tod", ist von großen und majestätischen Anschauungen aus der Alpennatur getragen. Eine die Kälte der schweizerischen Herzen anklagende Stelle will sich schwer vertragen mit der Verehrung der Republik, die er doch nur aus der Schweiz gesogen. Die Zeit wird in der einzigen

Stelle, die für ihre Anschauung entscheidend ist, als eine halbe bezeichnet, schwankend zwischen Absterben und Neuwerden.

Es kann nicht geläugnet werden, daß manche der Herwegh'schen Lieder eigentlich inhaltleer sind, ihr ganzes Leben das eines Feuerfunkens, hineingeworfen in die heftige Gährung der Gemüther, um mit ihr zu steigen und zu fallen. Und gleichwohl scheint zum schnellen Vergessen der einst mit so geräuschvoller Sympathie über die deutschen Lande hingegangenen weniger ihre innere Natur als die Folgezeit im Leben des Dichters selbst und die allgemeine Strömung nach den traurig verunglückten 48er Erhebungen mitgewirkt zu haben. Wie es sich auch damit verhalte, Herwegh hat außer der Uebersetzung von Béranger Nichts mehr von Bedeutung geleistet. Schon das zweite Bändchen ist schwächer, der Ton bereits halb ausgesungen. Ueberwiegend spielt hier die Satyre durch, und die ist doch zu bitter zornig, als daß sie den freien Humor aufkommen ließe. Das nimmt sich gar zu sehr aus als ein auf Seitenwegen laufender Haß- und Zornausbruch, den doch Herwegh besser auf der breiten Straße des funkelnden Streitgesanges ausgießt. Auch die „Xenien" sind manchmal stumpf. Fast nur die beiden „Morgenruf" und das Schlußlied „Auch dies gehört dem König" behaupten noch die alte schneidende Kraft. Jenes, mit dem ingeniösen Anfang und der Vollkommenheit des Baues, ist einer jener gewaltigen Ergüsse, in denen kampfbegierig das ganze Herzblut des Dichters zu rollen scheint. Solche Töne, und in ihnen ist Herwegh wahrhaft und bleibend bedeutend, mußten einschlagen wie der Blitz.

Diese Dichtung einer bergstromartig hinrollenden Kraft ist allzubald verschollen; das ist mit die Sünde des Dichters, der uns allzuoft blos die heißblütig aufgetriebne Phrase bietet, und mehr noch die einer Zeit, deren Pulse Jahrzehnte über nur noch matt für eine erst fern erwartete Freiheit schlugen. Es ist freilich Dichtung des Augenblicks, aber des thatenschweren und gewitterschwangeren, der in den Weltgeschicken mehr wiegt als ganze matt hinlebende Zeitalter. Die Tage kommen und sind bereits da, wo wieder der brausende Flügelschlag junger Adler über die neu aufwachende Zeit geht, die vor zwei Jahrzehnten den Weckeruf halb verschlafen hat; die Dichtung jener Jahre aber wird nicht mehr aus ihrer Verschollenheit

aufzuwecken sein, unsere Tage verlangen neue Thaten, neue Gedanken und zuletzt auch neue Lieder.

Weitaus glücklicher als der Deutsche war der Italiener gestellt, Eins mit seiner Nation und in Wahrheit ihr vollkommen verstandnes und enthusiastisch aufgenommenes Organ, sie Beide aber wissend, was sie wollten und anstrebten, so sehr sie Beide irren und schwanken mochten. Das sind Töne aus dem nationalen Leben und für dasselbe.

Giuseppe Giusti

(1809—50)

wirft absolut alle akademischen Traditionen bei Seite, zieht seine Stärke aus der auf der Straße erlernten, aber alt geadelten und ächten toskanischen Volkssprache, ist in der Form (Metrum, Vers, Reim rc.) und der überraschend den kecken Sprüngen seines Genius dienstbaren Ausdrucksweise originell und erfinderisch; zweifellos ist, daß seine Poesien ihre kolossale Wirkung aufs Volk nicht blos der ätzenden Schärfe ihrer Satyre, sondern mit dieser genialen Sprachkühnheit verdanken. — Seine Satyre, leicht, elegant, nur in der Gleichartigkeit des Stoffes mit Béranger sich berührend, in der Grazie der Form aber eher an Alfred de Musset erinnernd, ist ein schneidender Dolch; jedes dieser Stücke kann ein Grabstein heißen auf irgendeine Misère seiner Zeit; manche sind gewaltig. Er hat zugleich mehr Erhebung, mehr großen Styl, als Béranger meist zeigt, und ist anderweit in seiner manière lustrée, pimpante, alerte, imagée souvent à l'excès (wie sie ein französischer Kritiker zutreffend zeichnet) mehr als dieser und in entschiedenster Weise modern. Absolut national, nirgends excessiv als in seinem Hasse gegen die deutschen Unterdrücker und die reactionäre Pfaffenpolitik, nicht für eine italienische Republik, nie in enthusiastischen Hoffnungen sich wiegend und daher gegen die unbesonnenen Selbsttäuschungen der 1848er Erhebung ruhig, in Vielem ihr abgewendet, stößt er sich ebenfalls gegen diese Jungen. Trauer über die unglückliche Entwicklung der Dinge und Krankheit führten ihn einem frühen Grabe zu, inmitten der einzigen, letzten und großen Täuschung, wonach er an eine Wiedergeburt wie Roms so Oberitaliens auch unter österreichisch-großherzoglicher Leitung glaubte und

so im Schreck über die Trümmer, die sein eignes Umsturz predigendes Lied hatte aufhäufen helfen, zurückweichend eine Art Peccavi des revolutionären Büßers anstimmte, so jedoch, daß er auch darin den ganzen Stolz der Unabhängigkeit und die volle Aufrichtigkeit wahrte.

Giustis Satyre nimmt alle möglichen Tonarten an; elle bouffonne par excès de rage, elle rit de chagrin (Marc-Monnier); es kann sich in ihr eine Byron'sche lyrische Begeisterung und Macht der Ironie entfalten; die souveräne Ueberlegenheit, die er ihren Objecten gegenüber behauptet, erinnert an Th. Moore, aber sein Herz ist noch tiefer von denselben erfaßt, da sie ihm durchweg näher stehen. Sie bewegt sich in zwei sehr verschiedenen Tonarten, innerhalb deren sie den ganzen Umfang der Variationen durchläuft; einmal in schärfster directer, von der Erbitterung zugespitzter Zeichnung; dann aber im naiv heiteren Sarkasmus, man möchte sagen dem unbefangenen Hohn, dem felicitirenden Lachen auf die eigne Erbärmlichkeit, dem Vivat der charakterlosen Schlechtigkeit. Welcher der beiden Töne schneidender wirkt, ist allgemein nicht zu entscheiden.

Seine übrige Lyrik, so die der Liebe, hat äußerst feine Züge und eine tiefe Einfachheit und Wahrheit, aber viel weniger Charakteristisches und Eigenes und wiederholt in der Bewegung innerhalb eines gewissen Kreises sich selbst; die so gestimmten Töne in seiner Leyer sind an Zahl beschränkt und geben durchweg die nämlichen Anklänge. Das beweisen selbst die reinsten Laute seiner stillen Lyrik der Liebe: „All' amica lontana" und „Affetto d'una madre", von ungetrübter Schöne und weich einschmeichelnder Eleganz, zart und treu durchgefühlt, und doch nicht von charakteristischer Bedeutung.

In der „Rassegnazione e proponimento di cambiar vita" sagt er den Jugendträumen von Ehre und Treue Lebewohl, um ein sanfedistischer Schurke und ein großer Mann seiner Zeit zu werden; das ganze Gemenge von Laster und Anstand, von innerer Fäulniß und schönem Schein, von Verrath und Gläubigkeit, den Zügen, durch welche unser Jahrhundert namentlich seit den 30er Jahren so unzählige glänzende Carrieren und schmachvolle Schiffbrüche heraufbeschworen, steht nackt und elend da, so daß das kurze Lied scharf wie ein Denkstein auf die erbärmlichste Seite unseres Lebens sich ablöst. Den historischen Commentar dazu im Einzelnen liefert das viel gefeierte „Il brindisi di girella" an und auf Talleyrand, den personificirten

gen Strophen zeichnet ein das Volk verderbendes, von
irtes Grundübel im Staatsleben. Die Wendung, wodurch
i die allerhöchste Obrigkeit, die schneidendsten Uebel und
. die hohen Beamten, durch öffentliches Decret für ihr
Treiben frei und gar bezahlt ausgehen läßt, ist ganz
as ist gerade der Feuer fangende Ton des politischen
d Pamphletisten. „Lo stivale" geht unter dem auf die
Landes gewählten Bilde die unseligen Geschicke Italiens
d Trauer zugleich durch. „A San Giovanni" geißelt die
je Interessesucht der Zeit. „Apologia del lotto" und
zione" greifen mit den directest hingeworfenen Zügen die
weltliche und geistliche Herrschaft an, die beide das Volk
d mit jedem denkbaren Trug unter ihrem heillosen gläubig
hen Joche festhalten. Eben so entschieden aber spricht
er — so „La Vestizione" mit einer an Dante erinnernden,
urchgeführten Bildung — gegen das Empordrängen derer
olke aus, die um Kreuz und Ordensband, Titel und
t, ihre ganze Stellung mißkennen, ihren von Natur an-
harakter aufgeben und sich selber mit verkaufen, die ganze
Schaar der pilzartig Aufgeschossenen; er ist entschieden
geartetes demokratisches Gemengsel und Gesindel. „Pre-
ilbe perfetto del verbo pensare", eine kostbare Ver-
ler guten alten Zeit, da noch der Index für alle Welt
r für den Diener dachte, und eine Anklage auf die gott-
vie mit ihrem kritischen Geist all' die ererbte Herrlichkeit
t und Betise jener zufriedenen Zeiten angreift und wo Jeder

auch finstrer und verbissener als der Franzose, ist unstreitig der bedeutendste satyrisch-politische Dichter des modernen Italien. Zur Wirkung auf die Nation angethan, machte er sich seine Stellung gleich mit dem ersten Gedichte 1835, dem kecken „Il Dies Irae" auf den Tod Kaiser Franz I., dem gleichen Geistes rasch eine Reihe der übrigen folgten, alle als zündende Funken ungedruckt und ohne des Dichters Namen ins Volk hinein geworfen, das sie verschlang, berauscht von der ganz einzigen Originalität, die sich da nach Inhalt und Form unbekümmert und mit Einem Male von allen Fesseln des Herkommens und Vorurtheils, der Furcht und Convenienz freimachte. — Erste berechtigte Ausgabe seiner „Versi", nur wenige Gedichte, 1845, später vermehrte Ausgaben.

Mit Giusti ist die Reihe der specifisch politischen Dichter abgeschlossen. Einer bleibt, der sich zu ihnen getheilt verhält. Erst dem Leben der Zeit und seiner Nation vollständig fern, aus dessen Engen seine ungeheuer expansive Phantasie sich in die Prachtbilder des Orientes flüchtet, hat sich Freiligrath in den 40er Jahren mit der ihm eigenen Gluth in die polemisch revolutionäre Lyrik geworfen, von der wenigstens Ein großes Denkmal bleibend überragt, das bitter höhnende Grablied auf die verfehlten deutschen Revolutionen der Jahre 1848 und 1849. Nach seinen beiden Richtungen berührt er sich sehr nahe mit A. Grün und Karl Beck. Er ist der Horace Vernet der Poesie.

Ferdinand Freiligrath,

geb. 1810 zu Detmold, gehört denselben Zeittendenzen an wie Anastasius Grün, und sein Glaubensbekenntniß reiht ihn an dessen beste Zeit. Aber er berührt sich mit ihm auch nach Seiten des Talentes; denn so sehr sie sonst verschieden, es ruht doch Beider Dichten durchaus auf einer verschwenderisch Bilder erzeugenden Phantasie; der Unterschied liegt fast nur in den ungleichen Gebieten.

Freiligrath ist unendlich verschieden beurtheilt worden. Seine Einbildungskraft, der stärkste Factor des unharmonisch ausgebildeten Geistes, ist der wilde Renner des Mazeppa und der glühende Flammenstrahl des Hekla. Von ihr und nur von ihr scheint auch sein Lieben und Hassen getragen und regiert. Diese Dichtung bezeichnet das

und glühen Wüsten des Orientes. Das Bezeichnende ist he, luxuriös farbenstrahlende, sturmgewaltige Blüthe der An- g. Freiligrath und Eichendorff bezeichnen die äußersten dichteri- egensätze. Vollständig zutreffend schließt „Moosthee" (26) so:

Wie des Hekla Flamme . . . . . .
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen.

in bezeichnet dieses erste Gedicht scharf seine Charaktere: feurig, isch, krampfhaft rasch, ausgreifend, blühend und sprühend hat wilden Wunsch zur Erfüllung gebracht. Seine Phantasie lebt überströmend stürmisches Umarmen, das sich auch der Sprache t; daher die häufigen zusammengesetzten oder über einander nen Epitheta, welche die blitzschnell sich folgenden Anschauungen icht zusammenpressen. Alles wird ihm zur Anschauung, und wegt sich in einer ihm ganz eigenen, fremdartig berührenden welche auch das Walten des Nahen und Gewohnten in seltsam Gewänder kleidet (so das Erscheinen des Frühlings in „Die rite", dem wieder das Eigenste des Dichters widerspiegelnden e mit der weit hergeholten Einkleidung, dem bunten Colorit, ingenden Gestaltenfülle) Eine stillere Weise, wie sie in dem Kerners Manier erinnernden, doch weniger beruhigt über- „Die Schreinergesellen" eintritt, ist ihm Ausnahme. An eiten wächst Freiligraths Phantasie gewaltig heran, der Orient

bar fesselnden Bilde, das die leise Sehnsucht noch in ganz besondern Reiz hüllt. — So geht allgemein und überwiegend seine Liebe dahin, sich in farbenprächtigen, sturmgetragenen, befremdenden, rein der Darstellung halber zusammengethürmten Phantasiegemälden zu entfalten, die gleich nixenhaften Meerfabeln oder arabischen Wüstenmärchen berühren. Es geschieht ihm etwa, daß sie zu bloßen in Verse umgesetzten Schildereien werden, und dann liegt des Dichters Verdienst in nichts Anderem als in der eindringlichen Treue der flammenden Gebilde und der phantasiekräftigen Bezeichnungsschärfe, die wie mit magischem Zauber in jene reizenden, weichen, üppigen, glühenden, räthselvollen, fatalistischen Gefilde und Lebenskreise des Ostens einführen. Und wunderlich, auch die bloße Schilderei, gegen welche das Kunstbewußtsein sich sträubt, kann doch reizend und eigen bewegend ansprechen (so „Ammonium").

Die dampfenden Feuer des Hekla in den vom Nordlicht erhellten Nächten an Islands Geysern; der am Gambia nach dem Alligator jagende Neger mit dem Goldstaub auf den nachtschwarzen Locken; der aus den Tiefen inselgroß auftauchende Krake, den die fabelhafte Meerschlange mit dem rothen Kamm zischend umarmt; der im rollenden Gewölke mit blitzenden Augen hinfahrende Geist des Oceans; Düne und Haide und Wüste und Steppe, traumhaft, unstet, eiskalt und gluthheiß, todt und üppig überwuchernd, schweigend und von Kampfgeschrei widerhallend; der flüchtige Renner auf Jethros Gefilden, da die Nomadenstämme Nachts am Bronn dem Geiste des Sinai lauschen; der salbenduftende, von krystallenen Becken ertönende Bazar Smyrnas; die Palmenwälder am Niger und die Rohrfelder, durch die der leise Fuß des Schwarzen flüchtig huscht, und die Schilfbüsche, darin Tiger und Hyänen dräuend lauern; der Mohrenfürst mit der Löwenhaut um die Schultern, und sein schwarzes Mädchen, goldumreift, Perlen im schwarzen Haar; der Bandite des Apennin, starr und bleich und krampfhaft höhnend, von der Kugel des Sbirren durchbohrt, am Fels von den Treuen begraben; die wundersamen Meerpaläste der Tiefe in schauerlich stiller Pracht, angeglotzt von der Fische gläsernen Augen; die im Frankenbivouac an des gelben Niles Ufer niederglühende Flamme; die seidene Schnur, die den gluthaugigen Großvessier und seine wollüstige Circassierin mitten im Purpurglanz und Moschusduft hinmordet; das farbig leuchtende Meer, das im Wirbel der Trombe den Ostindien-

fahrer auf ein blutroth Korallenriff spießt; der feurig durch den schrankenlosen Raum hinschießende Komet, am sprühenden Schweif die Erde hinschleifend, die zuckend an den Sonnen vorüberfliegt und zu Kohle verbrennt; Guinea mit dem Panther unter Myrthen, den zur Tigerjagd geschirrten Elephantenrudeln, den purpurnen Cactusblüthen, den funkelnden Gesteinen; Amerikas uralte Wälder, in denen die Jagd streift laut und wild, und die Axt des Blockhauses fällt schwer ächzend nieder, und des Indianers Friedenspfeife raucht; die leuchtende Oase, über die der Wüstengeier schwirrt und zu deren blühenden Tanze die Cymbal klingt; der Löwe, der die langhalsige, majestätische Giraffe an der von Sycomoren umschatteten Lagune umkrallend besteigt, bis sie am Wüstensaum im Morgendämmern röchelnd niederstürzt; Tombuktu's Carawane, die mit den ernsten Kameelhäuptern und den prächtigen Turbanen des Emirs und den purpurnen Prachtkleidern seines Lieblingsweibes verlechzend in den Sand sinkt, während die Spiegelung trügerisch hochgethürmte Festen und bemastete Rheden und frische Brunnen aufdeckt; die schillernde Riesenschlange, die den um des Weißen Leichnam kämpfenden Tiger und Leoparden erdrückt: solche und andere sind die dienenden Gestalten seiner blitzenden Phantasie. Der höchsten Gebilde aus dieser Reihe sind zwei: „Löwenritt“, vollkommen nach Kunst und poetischer Gewalt; jeder Zoll glühendes afrikanisches Leben, meisterhaft, rund, kühn und majestätisch; Pracht und Gluth, Farbenglanz und Formreichthum machen diese Dichtung zu einem seltsam ergreifenden Bilde des Lebens der Wüste. Gleich groß und glänzend ist die Weltuntergangshymne „Anno Domini ....“. Heimische und friedliche Gesänge gelingen ihm nicht; nur wo er eine geheimnißvolle Wirkung der Naturgeister setzt, fesselt er wieder. Es ist die Ausnahme, das Regellose und Gewaltsame; es sind Wetter- und Schlachtensturm, Tod und Rache, welche da, wo er nicht in wunderliche Weiten schweift, dennoch wieder die Wirkung des Fremdartigen, des dem Blitze gleichen Hingehens erzeugen. Was von Victor Hugo behauptet wird, das gilt durchgreifender noch von Freiligrath; das Große wird ihm zum Gigantischen, Ungeheuerlichen. Es sind nicht die unendlich aufthürmenden Bauten des französischen Lyrikers, wohl aber riesenhafte Anschauungen, die er mit Liebe in ihren märchenhaft gewaltigen Linien verfolgt. Es ist, als ob in seinem Vorstellen immer etwas von der Meerschlange versteckt liege, die ihren Leib bis an die Pole ausstreckt,

oder von dem Kometen, der die rauchende Erde am Schweif nachschleppt. Selbst des Herren Geist, in dessen Walten sich etwa Freiligrath als Dichter versenkt, ist ihm das verzehrende Feuer, das als Pfingstgeist in den Herzen zuckt oder als Geist des letzten Gerichtes die alte Sünderin Erde rächend niederbrennt. Düster allgemein, und darin mit Victor Hugo verwandt, scheint sich diese Vorstellungswelt zu entzünden an gewaltsamen Erscheinungen des Untergangs. Wie allen weit hinausschweifenden Phantasien, so ist auch ihm das Meer ein Lieblingstummelplatz, und es bietet ihm jene wunderlichen, in die Geheimnisse des Corallenlebens eingeweiheten Gebilde. Es scheint oft, als ob er in stürmischer Eile nicht Züge genug umfassen und zusammenwerfen könne; in Hast umarmt er in Einem großen Gemälde ein ganzes weites, fremdes Leben, und um die Einheit unbekümmert (so in „Mirage"), giebt er verschlungen Wahrheit und Traum. Und doch mag man dieser Phantasie kaum eine unbeschränkte Weite zugestehen; im Gestaltenschaffen wiederholt sie sich mehrmals in auffallender Art; viele ihrer Bildungen springen als Parallelen heraus, es sind nur übertragene Situationen, so zumal in seinen Gemälden des wilden Kampfes und der feurigen Zerstörung. Die höchste dieser Gestaltungen „Anno Domini ....?", eine großartige Composition, ist auch künstlerisch vollendet. Das flammend hinausgeführte Anfangsgleichniß, der bebenmachende Schluß, die ernst und furchtbar erhabene Haltung des Ganzen: das Alles springt gluthgeschweißt aus des Dichters Haupt heraus. Höher als die bloßen ethnographischen Gemälde stehen zumeist die Dichtungen, welche dieselbe malerisch in die fesselnden Naturzüge einführende Macht der Schilderung zur Grundlage bewegender Lebensbilder machen, die in Hoheit oder Gewalt der Trauer sprühend sich abwälzen („Der Mohrenfürst", erschütternd; je frischer und blumiger die Bilder, um so schneidender ergreift das dunkle Verderben, das aus der farblosen Ferne naht). Doch selten nur gelingt es ihm, mehr als die Form des Orientes in seine Bilder hineinzubannen; es ist das einer der Hauptunterschiede gegenüber den an innerer Tiefe weit überragenden „Orientales", in die Victor Hugo mit machtvoller Durchdringung auch den Geist des Ostens hineingezaubert hat. Selber da, wo Freiligrath in seinen Stoffen historisch bestimmt ist, geschieht ihm oft, daß er ein um sein selbst willen seiendes Gemälde hinstellt, ohne daß sich sagen ließe, es wäre von einer Idee getragen. So geht der

Befriedigung, die aus der Leben strömenden Gestaltenfülle und Farbenpracht ausfließt, doch wieder das Gefühl innerer Bedeutungslosigkeit störend zur Seite. Diese phantasieberauschte Dichtung macht den Eindruck des Erstaunenden; sie reißt mit ihren glühenden Bildungen hin und weckt seltsame Empfindungen, die den Märchen von Tausend und Einer Nacht gleichen; auch da ist eine Fata Morgana. Zur Ironie ist diese Weise zu schwer; wo sie aber eintritt, da schlägt sie wie der Blitz in die üppigen Prachtbilder hinein („Scipio“).

Freiligrath erscheint in seiner Manier durchaus selbständig, ja er hat mit ihr der deutschen Dichtung eine ganz neue Welt erschlossen. Wie stark er auch an die „Orientales“ erinnere, denen ein großer Theil seiner Gedichte zeitlich erst folgt (die Zeitangaben gehen von 1826—1839), so ruht doch diese Uebereinstimmung auf einer Verwandtschaft des Genies, keineswegs auf Nachahmung. Schon dem ersten Blick mußte im äußeren Bau die Neuheit der Ausdrücke, die frische und kecke Kraft der Reime, die freie Handhabung der Sprache auffallen. Ins Nackte geht sein Ausdruck nur da, wo schon die Grundanschauung eines Gedichtes auf dem Grauenhaften ruht. Zwar sind Sprachhärten nicht selten; gleichwohl entwickelt er eine bewundernswerthe Sicherheit in der Bewältigung der Sprache und zäumt seine keck überstürzenden Verse wie feurige Renner. Mannigfaltig ohne Künstlichkeit im Strophenbau, entfaltet er eine reiche Harmonie. Die langen, hinwogenden Verse entsprechen der malerischen Phantasieentfaltung. Die Formen sind frei, zwanglos, fließend, kühn; die Reime voll, bedeutsam, schlagend, fremdartig wie das ganze Gepräge; die Gestalten lebendig, flammend, bilderreich, gewaltig, großartig. Kraftvolle Kühnheit charakterisirt seinen Vers, zumal den Alexandriner. Den stolzesten Beweis dafür giebt das Gedicht „Der Alexandriner“ selbst; keck bis zum Uebermuth, majestätisch, ganz und gegossen, steht er als glänzendes Beispiel jener gluthgeborenen, begeisterungstrunkenen, prächtig freien Personificationsgabe, die das Beste im Wesen seiner Dichtung ist. Seine Sätze sind entweder kurz abgebrochen, ohne schneidend zu werden, oder wo sie sich zu langen Perioden ausspinnen, da behaupten doch die einzelnen Glieder eine auf den hineilenden Anschauungen begründete Anschaulichkeit. Die künstlerische Composition bietet oft Mängel, die zuweilen aus springenden Anschauungen, zuweilen aus Zuthaten herrühren, welche dem Grundstoffe fernliegen. Aus

dieser Ursache kann z. B. „Die irische Witwe“ nie Musterdichtung werden. Doch auch da springt aus den warmen und lebenvollen Zügen in der Darstellung des Einzelnen ergreifend die Gewalt seiner Einbildungskraft heraus, und wo er diese wie dort zum Vertheidiger des hingemordeten Elendes macht, da kann er groß werden im Erschütternden. Gerade da enthüllen sich die Wege seines heftigen Einbildens in aufgeregten, ans Auge sprechenden, bis ins Schreiende verkörpernden Zügen, die in kurze, plötzlich hineinfahrende, abgerißne Sätze hingeworfen sind.

So ist Freiligraths Dichtung. In ihrer einseitigen Bestimmtheit erscheint wieder eine gewisse einheitliche Harmonie, die des überwiegend durch die Eine Kraft beherrschten inneren Lebens. Weder der Gedanke noch das Gefühl tragen sie; es sind fast immer die Pinselstriche des Malers, die vollkommensten Bildungen aber die, wo aus dem ganzen runden Bild ein Grundgefühl herausspringt. Ein blühend arabisch Pferd, setzt seine Dichtung flugschnell durch die afrikanische Wüste, und der Samum stürzt ihm lechzend, brennend nach; roth steht die Sonne ob der blauen Berge Gipfel, und der Sand liegt gluthheiß; doch ferne prunkt die Oase, und die Quellen rieseln, und die Palmen schütteln ihre Häupter, und Palmyra steigt auf in junger Größe, und der in Gold und Purpur schimmernde orientalische Bazar rauscht, und nachdenklich stolz schreitet der Moslem einher. So lebt seine Muse ein unstet Leben, flüchtig, verzehrend, weltschwärmend; sie ist ein fieberhaftes Drängen in die glänzende Ferne, ein kurzer, prächtig aufflammender Blitz, der sich rasch im eignen Feuer verzehrt. Ihre Tendenz ist überall das Heraustreten aus sich. Mit dieser Wesenheit hängt denn auch sein Begriff von der Poesie zusammen, wie er, allerdings mit einer starken Färbung des fieberkranken Verzehrens, niedergelegt ist in zwei Gedichten. „Der Reiter“ legt wohl wie kein zweites alle Vorzüge und Mängel seiner Dichtung offen. Was mag prächtiger und zugleich poetisch tiefer und wahrer sein als des Gedichtes zweite Hälfte, die vom Dichtergeiste selbst eingegebene Antwort auf die bedeutsame Frage: Was ist Poesie? Und doch will sie sich nicht zum Ganzen fügen mit der ersten Hälfte; die Composition ist zerrissen, auffallender als sonst, wieder durch jenen wild hinstürmenden Geist, der ungezügelt und unbeständig Grenzen und Bande übersprang. „Bei Grabbes Tod“, mächtig, tiefgefühlt; hier möchte das lärmende

ild des Kriegerlebens mehr als bloße Draperie sein; es ist eine
uchtende Leichenfackel auf das Grab des Dahingegangenen, der selbst
n flammender Kriegslagertraum erscheint. Die beiden Gedichte
wegen düster; leihen sie eben der Poesie jene Leben zerstörende Gluth,
ie sie in der That Freiligraths und Grabbes Dichten durchfluthet.
iese Anschauung ist die excessive Ausdehnung dessen, was mit
herer Seelentiefe auch Victor Hugo als den Schmerz der Poesie
zeichnet — Alles mit ein Zeichen der Zeit. So ist nirgends Ruhe,
in Bleiben, und bei Einem Stoffe greift Freiligrath seine Farben
s allen Regionen des Naturlebens zusammen zum bunt schillernden
anorama. Es ist ein Blenden und Berauschen, wie es den Dichter
lber zuerst ergriff; man mag sich des Eindrucks erwehren wollen,
luth und Macht reißen dennoch hin, und so entläßt Freiligrath,
soweit unbestritten Dichter, als die Phantasie ihn macht, mit zwie-
ältigem Gefühl. Seine Weise ist ganz individuell; sie kann und
arf nicht zur Schule werden, hier ist die Nachahmung nur Verfall.

In einem ganz neuen Licht erscheint Freiligrath als politischer
ichter in dem „Glaubensbekenntniß" von 1844, dessen Lieder zumeist
on 1843 und 1844 sind, einige der ersten Abtheilung von 1842,
in einziges von 1841. Allerdings bewahrt seine Muse auch hier
enselben Grundcharakter: Ein glänzend belebtes, in seiner Farben-
lle und begeisterten Verkörperungslust das Herz hinreißendes Bilden
nd Malen und Schweifen der Phantasie, die sich mit feuriger Kühn-
eit in die hohen Momente hineintaucht und die großen Bilder her-
ufzaubert; liebendes Umfassen mit den Flügeln der Einbildung, die
rst das Fühlen schwingend wachruft; keckes Abbrechen und Zusammen-
illden der stolzen Anschauungen, springendes Apostrophiren, form-
schweres Hingießen der heroischen Gestalten. So springt der Geist,
en Freiligrath will, von selber gepanzert aus den hohen Scenen und
Persönlichkeiten heraus, die er in ihren erhebenden Lebensmomenten
mit einer möglicherweise bis zum Sublimen gehenden Treue fixirt.
Meister bleibt er auch hier immer da, wo er sich in seltsamen, blühen-
den Gefilden und Gebilden ergehen kann; da waltet er frei und glanz-
voll, da herrscht er. Wieder lenkt er die Sprache mit einer, man
möchte sagen sorglosen, eben so glänzenden als kühnen Kraft der Be-
zeichnung; sie ist in ritterlicher Hoheit die ebenbürtige Dienerin seiner
ewaltsamen Phantasie, und es geht durch diese Sangweise das Leben

einer sprühenden Jugend. Wenn „Ein Flecken am Rhein" trotz alles neuen Geistes und Strebens das liebende Versenken in die Poesie der mittelalterlichen Romantik bemooster Thurmruinen, vom Abendroth vergüldeter Kapellen, wundersamer Waldgeister und liebreizender Burgfräulein wieder in den duftig herrlichen Zügen eines liebevollen Verständnisses darstellt: so ist dieses Element naturgemäß und stark in Freiligrath angelegt. Hat ja sein ganzes Wesen und Dichten viel von der Romantik! Ist ja sein in der Märchenwelt und Zaubernatur des Orientes so befreundet schweifendes Vorstellen selber wieder eine, nur in neuen Formen erscheinende, mehr vom Morgenroth an sich tragende Romantik, die der Gegenwart und der räumlichen Fernen. Die Momente der feiernden Hingabe an die wundersame Welt der Phantasie und der Ideale sind die Betstunden des Dichters, denen verschiedenen Geistes das Leben mit seinen Forderungen gegenübersteht. Die zwei Abtheilungen zeigen keine Umwandlung, die im Dichter vorginge, sondern bloße Ausbildung; schon in der ersten geht ein frisches Wehen des freien Denkens durch, das in seiner Meinung ganz bestimmt nur dem Wollen genau das Ziel zu setzen brauchte; doch eben das fehlt. Man ist fast versucht, auch diese politische Liebe nur aus einer poetischen Phantasie zu erklären. In den ganz unmittelbaren Beziehungen zu Volk und Zeit ist er treu und herzlich; doch fühlt sich seine zu weiten Reisen angelegte Muse schon eher in der Enge, sobald sie auf diese nahe Realität des Lebens eingeht. Das ernste Verlangen von Freiheit und Recht des deutschen Volkes ist trotz Allem eher für die Strenge eines zeitbestimmten Wollens als für die blitzenden Phantasieflüge glücklicher Augenblicke, wie sie Freiligraths Dichtung tragen. Je näher und schärfer er auf den bestimmten Kampfboden tritt, desto eher schleicht in seine stolz sich aufschwingende Dichtung eine rauhe Prosa ein! Nur da, wo er bewegliche Bilder aus dem Gesellschaftszustande des armen, gedrückten Volkes bringt und mit seiner vorstellungskräftigen Malerei in sanfter Trauer oder hohem Zorn („Vom Harze") die Züge entfalten kann, oder wo er einen so angethanen Stoff hat, daß er ihm einen ausdrucksvollen Repräsentanten poetisch zurechtformen kann („Aus dem schlesischen Gebirge", „Hamlet"), da ist er wieder im Gebiete seines Herrschens. Von den übrigen politischen Liedern sind viele in den Formen und Anschauungen hart und eckig. Der alte beliebte Traum eines einigen Deutschland bestimmt auch sein

t zerfließende Träume von einem freien und schönen Völkerleben. hm ist am nächsten phantasieverwandt Karl Beck, der Dichter garischen Haide.

er furchtbare Schiffbruch von 1848 und 1849 hatte wegen : Kleinlichkeiten, Kopflosigkeiten und selbst Verräthereien im republikanischen Lager, die ihn heraufbeschworen, schwer einen r zu finden; denn ihm gegenüber gab es nur Ein zu Worten ides Gefühl: die knirschende oder hohnlachende Verzweiflung. rath hat gewagt die trübe Aufgabe zu übernehmen; sein „Gruß endigen an die Todten", die Poesie des Hasses mit dämonischer rung und Wirkung, drückt den ganzen glühenden Zorn, die tige Erbitterung und zähnefletschende Verachtung in erschüttern- vahrhaft großartigen Donnerlauten aus. Wenn irgendwo, so hier groß, der Träger einer glänzenden Reaction gegen die ver- Schwäche unsrer mondsüchtigen Gefühlsdichter.

---

eben dem revolutionären Sange steht das revolutionäre Leben. : ist nicht politischer Sänger, im Gegentheil, mit wenigen Aus- i socialer Schilderung bewegen sich sein Lied und seine Erzäh- uf dem Boden der individuellsten Gefühle und Anschauungen; der pulsiren in ihm mächtig die Gedanken der Zeit, nur haben veniger in sein Lied als in sein Leben ausgeschlagen, und dieses

großer Theil zugleich der äußeren Schicksale des Mannes bestimmt worden sind.

Gottfried Kinkel.

Neben einer ausgeprägten Festigkeit und überraschend sicheren, ja in ihrer markigen Weise eleganten Reinheit der Formen trägt Kinkels Lied die Weihe des unentwegten Mannesgeistes. Es ist ein aus Herzenstiefen quellender, innerlich zu Blüthen aufschießender Born der Begeisterung, dem die glühende Liebe wie das mordende Schlachtgebrause gleich gewaltige Accorde entlocken, weil sie gleich mächtig an sein Herz rühren. Das ist das Lied des deutschen Mannes, das Lied der Empörung gegen alles halb Empfundene und halb Gegebene, alles Schillernde und Matte, alle Schwäche und Kleinheit: das ist das Lied, dessen die deutsche Nation, dessen die Gegenwart braucht. Kinkel schließt es mit den vollen und ganzen Strichen ab, die der trotzigen Manneskraft eigen sind: daher seine direct treffenden Schlagworte, daher auch die scharf gezeichnete Ganzheit seiner Gestalten: er faßt sie in streng heraustretenden, entscheidungsschweren Momenten in ihrer vollen Wucht. Es sind in Geschichte und Mythe die Träger des kühnen Muthes, es ist das verwegene Wagen, ein Leben und Streben rasch und klar wie die Flamme geläuterten Erzes, was ihn anzieht. Auch das Gefühl ist fest und mächtig wie die That: ein Ergeben nur an höhere Mächte, innig bis in den Tod. Stolz und prachtvoll ist in diesem Sinne „Die Windsbraut". — Wo es ihm einfällt den scherzenden Ton anzustimmen, da geschieht es mit einer kostbar naiven Herzlichkeit, die ihre Klänge so recht aus einem Schatze heiter unerschütterter Lebensweisheit hervorholt, und diesem Charakter schmiegt sich dann auch die Sprache, fast burschikos keck und gleichwohl rein und angemessen. Eine Art sentimentaler Naturdeutung ist ihm äußerst selten („Das Rosenpaar"). Eine glücklich in sich ruhende Natur, weiß Kinkel aus der Liebe Zauber, aus des Südens Schöne (s. das herrliche Bild „Abschied von Italien") auch in dem Momente, da er von ihnen scheiden soll, nur den Honig der erhebend süßen Erinnerung herauszuziehen; den träumerischen Schmerz legt er zur Seite; die Thräne netzt ihm wohl die Wimper, aber klar schaut das Auge in die blaue Ferne. So giebt sich der Dichter als eine von den glück-

n und mächtigen Naturen, die mit selbsteigner Kraft den Genuß den Schmerz in sich verarbeiten, die, wenn nicht das Schicksal, seine Einwirkung auf das Geistesleben zwingen, die auch das lohene Glück in der Erinnerung festzuhalten und über dem ußtsein bleibenden Angehörens den Schmerz des Scheidens Vergehens in hellstrahlende Erinnerung unterzutauchen wissen inmal und ewig"). Es ist in ihm Etwas von der heiteren Ruhe thes. — Auch seine „Sprüche" zeigen je die deutsch-männliche hheit, die ihm bald den Spott, bald den Zornesruf einhaucht en Alles, was schief, halb und bornirt ist. — Uebrigens stehen nicht kleine Zahl der Gedichte unter seiner Kraft; es sind Gelegen-lieder im gewöhnlichen Styl oder kommen nicht über den Ton solchen hinaus.

Die in gleichem Wechsel sich ablösenden Versformen und der rain, die ihm da, wo er sie zur Wirkung passend erachtet, mit liger und geschmeidiger Kraft entgegenkommen, tragen in ihrem enden Wiederkehren in meist dreisylbigen Füßen einen eigenen ter („Die Stunden verrauschen", „Thurm und Fluth").

Schwerlich finden sich für seine Besonderheit bezeichnendere Ge-te als die „Elegien im Norden", „An Johanna" (1840—1841) die „Zehn Sonette an Johanna" (1840). Jene geben wieder fest und willenskräftig ausgeprägte Individualität, bei der auch Fühlen nur inneres Wogen der Kraft ist. Sie begleiten die scheu achende Liebe, die kaum noch ihre Huldigung darzubringen wagt, h die Stadien der vom Schicksal auferlegten Entsagung, dann heimlich aufquellenden Glückes bis zur Erfüllung, überall mit ch sehr ergriffenem Gefühl, aber überall auch mit dem Ernst und Festigkeit des starken Mannessinnes. So mußte ihm ein Weib Geliebten werden, wie er sie schildert: mit dem tiefen Gefühl und träumerisch poetischen Sinn unerschütterte Willenskraft vereinend; mußte die Hohe, die Herrliche sein, die selbst mit fester Hand im rme des Lebens das Steuer lenkt, eine von Kopf zu Fuß germa-he Gestalt. Wenn da der Dichter sich und seine Sendung fühlt, n er sich und die Geliebte mit den kräftigen Zügen selbstbewußter ter hinstellt: o so sei dieser Mannes- und Dichterstolz gepriesen als hoch zu schätzendes Moment hingenommen in einer Periode, die Feigheit und die wohlfeile Demuth der Nichtse so viele Halb-

charaktere noch vollends zu Nullen stempelt! — Jene Sonette enthüllen wie wenige ein reiches und tiefes Gemüthsleben; die Klänge, auch da stark und stürmend, tragen doch auf ihren elegischen Flügeln eine Welt heilig bewahrten Fühlens. Wunderbar süße Melodien, frisch und säuselnd als ewig junge Jugend- und Heimatherinnerungen; ein an die Phasen und Gestalten der Natur in sinniger Kraft angeschlossenes Abtönen des Geistes; ein erschütterndes Nachhallen des Wesens der Liebsten im eigenen still hingegebenen Herzen; endlich ein wie Sturmesrauschen in all' diese Töne einfallendes Bewußtsein des Kämpfens und Wagens: das sind die harmonisch verbundenen Elemente dieser bewegenden Lieder.

Zu nennen sind noch: „In den römischen Katakomben" (1843), zeigt den freien, aber männlich besonnenen Sinn, fern von allem leeren Kampfespochen und Uebermuth. Ernster Weisheit voll ist die Ode „Werth der Stunde", der Inhalt didaktisch, Form und Sprache rein poetisch durchgebildet. Sonst ist unter den Oden, die nur durch einzelne sinnvolle Gestaltungen poetisch berühren, Weniges von auszeichnender Bedeutung; das einzige Bild, das durch bewegte Träumerei, durch Großartigkeit der Exposition und geadelte Macht der Züge ergreift, ist „Roma's Erwachen" (1838). „Auf der hohen Acht", eines jener markigen Bilder, die in ingeniös geknüpfter Einheit die Gestaltung frappirender Gegenden mit der Geschichte der auf ihnen dahingegangenen Geschlechter verbinden. Die an mythische Formung sich bindende Rückschau auf die Zeiten des Ritterthums und des aufsteigenden Ständekampfes (Bürgerstand) ist ihm nicht selten. „Nacht in Rom", ein wunderbar zarter, von dem Todesschlummer der alten Weltstadt angehauchter Laut. „Gebet" und „Ein geistlich Abendlied" sprechen von ruhig gottergebenem Sinn. „Vom Friedhof", eine fast Heine'sche Ironie auf die schlechten, salbungsvollen geistlichen Reden, um so schlagender unmittelbar nach dem innigen Gefühlstone. „In einer alten belgischen Kathedrale" zeichnet mit fromm inniger Ergriffenheit, aber auch mit aller bestimmten Klarheit seines Wesens den Standpunkt des ernsten Mannes in der Gegenwart, dem der Zweifel die süßen Dämmerschatten des Kinderglaubens mit scharfem Lichte zerstreut hat. „Die Todesstrafe", eine der ergriffensten und poetisch reichsten seiner Compositionen; das kühne, menschlich stolze Gefühl, die mächtige Sprache, die scharf gezeichneten, Rache schnaubenden Gestalten neben

dem innigen Anruf an sein menschlich durchgebildetes Volk geben dem Lied hohe Weihe. „Vor den achtzehn Gewehrmäulern", die keckste, innerlich sichre Todesfreudigkeit, stark wieder durch die Festigkeit des hingegebenen Willens; die Bildungen, die er dem um die Freiheit entfliehenden Geiste mit Zuversicht wünscht, tragen einen poetisch reinen und hohen Charakter. „Ein Schicksal" ist das einzige Gedicht, wo Kinkel seine Gedanken für eine kurze Weile in die dunkle Romantik des Mysteriösen und der geheim waltenden Schicksalsmächte hineintaucht; aber auch da bewahrt er seine klare Ruhe. „Der Grobschmied von Antwerpen (Fragment)". Eine prächtige Gestaltung, die mit lebenvoller Frische ergreift. Des flämischen Nordens reiche Pracht, des Südens verlockende Schöne, des Künstlergeistes Bangen und Jubel, der deutschen Liebe ernste Macht, des Orientes an wunderbarer Formschönheit und in Lust und Rache an verstrickender Leidenschaft üppig reiche Natur: das Alles zieht in klaren und tiefen Strichen mit plastischer Pracht vorüber.

Noch sei die Dichtung „Otto der Schütz" besonders erwähnt. Sie ist viel gelesen und viel gefeiert, was seine Gründe hat; für die durchschlagende Wirkung genügt es anzuführen, daß sie 1865 in vierunddreißigster Auflage erschien. Der schärfer nach den Grundlagen Spürende mag, und mit Fug, die Tendenz des Ganzen verwerfen: es ist im Grunde die althergebrachte Verherrlichung adeligen Blutes und angestammten Fürstenthums, und wohl mag man es seltsam nennen, wie so manche Fahnenträger der Neuzeit sich wieder in diese mittelalterlichen Stoffe verrennen und verlieben, um die zertrümmerten Hallen mit frischen Guirlanden trügerisch zu umkleiden. Als Kunstwerk ist „Otto der Schütz" schwer unterzubringen; will es sich als Epos geben, so fehlt ihm eine centrale und aus sich gestaltende Einheit, es fehlt ihm die Kraft; der Zufall ist das eigentliche Agens, zu dem selber die Thatkraft des Gefeierten die bloße Folie bildet; der Zufall leitet auch die endliche Entscheidung ein; Zufall ists und Geburt trotz des kühnen Wahlspruches, der den Geist des Ganzen zu fassen sich ausgiebt („Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann"). „Otto der Schütz" würde sich sonach auf die tiefere Stufe der poetischen Erzählung stellen, und als solche ist er freilich vollendet. Es liegt etwas Bestechendes schon in der feinen und eleganten Ausführung, dem leichten Vers und reinen Reim. Den inneren Charakter

bezeichnen: Einfache Natur, klare Ruhe, männliche Bestimmtheit, in sich sinnendes Naturbelauschen, poetische Tiefe der Symbolik, vornehmlich in den allgemeinen Bildern, die wie prächtige Rahmen die Handlung umkränzen, feine Züge des Gemüths, ans Herz greifende Klänge; freiheitsmächtig, manneskräftig, frisch und keck wie des Waldes Sturmessausen, und wiederum mild wie der Mainacht Liebesäuseln: so rollt der Liebeslaut aus Männerbrust, und das ist der weihende Zauber.

Kinkel ist auch in seinen und seiner Gattin Johanna „Erzählungen" (1849) vorzüglich, sowohl was die ruhige Klarheit der Stylvollendung, die man in der That Goethesch zu nennen versucht ist, als was die anschauliche und gemüthreiche Treue der Darstellung aus dem niederrheinischen Volksleben betrifft.

Den politischen Stürmern mag gleich ihr bedeutendster Widerpart unter den Sängern angefügt sein, der anfänglich wohl mehr aus ästhetischen Hängen conservative, dann aber mit ruhig consequenten Schritten allmälig vollständig ins reactionäre Lager übergegangene Geibel, in dem von jeher die politische und die kirchliche Gesinnung durchaus Eins waren.

Emanuel Geibel.

Es ist in Wahrheit nicht blos der in Geibel als Hauptgrundzug gefeierte Wohllaut der jungfräulich reinen und edlen Sprache, nicht blos die Correctheit in den fein abtönenden Rhythmen, dem musikalischen Vers und den natürlich reinen Reimen; es ist nicht blos das mit antikem Schönheitsgefühl gezogene Formtalent, was seinen Dichtungen Werth giebt. Neben Gewöhnlicherem bricht auch ein Tieferes hindurch, wo sich der ächte Genius der Poesie in jenen geheimen Weisen auslebt, deren innere Weihe nur empfunden werden kann. Seine Anschauungen sind weder glänzend noch überraschend; sie haben meist etwas Heimisches und einfach Trautes. Die Sprache ist selten stark, aber immer von ruhiger Klarheit, selbst Heiterkeit, als schwebte über den stillen Gründen seines Geistes ein Stück griechischen Himmels. Darum ist auch sein eigenster Grundzug das hoffende Gottvertrauen, die innerlichst beruhigte Ergebung in den persönlichen und den all-

gemeinen Geschicken, die Periphrase des Spruches: Er wird es wohl machen! Und diesem Gefühl sind seine schönsten Klänge entsprungen („Morgenwanderung"). Sein Trauern ist weich und versöhnlich, sein Erinnern nie bitter; auch das Verlorne wiegt ihm als das einmal ins Leben eingetretene Gut, das eine Stunde oder einen Tag zu verschönern bestimmt war: lebe dem Heut ohne Sorgen! Eine höhere Hand regiert auch das Morgen! So zieht als versöhnender Hauch dieses kindliche Gottvertrauen über sein Herz und stimmt ihn religiös; ja er wird etwas zu oft eine Art kirchlicher Bußprediger, der uns zu viel merken läßt, daß „ihm der Dichtung heil'ger Bronnen am Felsen quillt, der die Kirche trägt". Man kann bei ihm kaum von bedeutenden Schöpfungen reden; nicht Hoheit der Gedanken, nicht Feuer und Kraft der Anschauungen schlägt auf seinen Saiten; aber die reine Melodie der Formen, das harmonische Abfließen der Empfindungen übt gleichwohl einen eigenen Reiz auf den Geist wie ein friedliches Gefangennehmen. Ueberwiegend friedlich ist auch seine Phantasie, die Anschauungen den Kreisen der ruhig erzeugenden Bewegung entnommen. Allgemein geht durch sein Wesen ein weiches Verlangen wie nach der ruhigen Heiterkeit hellenischen Lebens, nach der klaren Anmuth hellenischen Himmels, auf denen sein Auge gerne weilt. Es ist gar selten, daß er (wie im „Mythos vom Dampf") das Unstete und gewaltsam Ringende mit Kraft erfaßt. Er mag durch merkwürdig reine und melodische Gestaltung ansprechen, die wie Glockenton bewegt (so das durch die gehäuften reinen Reime und den leicht fließenden Tonfall ausgezeichnete „Herbstnacht", das in liebreizender Weise die mit ruhig kräftiger Harmonie umfaßten Nachtgestalten dem Geiste der Liebe unterthan macht). Diese Melodien und die glücklichen Eingebungen, wo er dem heimlichen Walten der Naturkräfte deutend nachgeht, sind wohl die Spitzen seiner Dichtung. Sonst gelingt es ihm nicht immer, seine Gedanken in verkörperter Schöne zu geben, gerade das ruhig reflexive Element hemmt oft die Gestaltung. Stärkere Saiten klingen etwa da an, wo er seines Landes Erniedrigung und Knechtschaft singt, auch er ergriffen von dem schnöden Ausgang der 40er Jahre; doch wieder gemäß jenem friedlichen Sinne möchte er die Freiheit wohl als reine Göttin, aber nicht das Kämpfen und nicht die Opfer, aus denen sie doch allein herauswachsen wird. Es ist immer noch der Traum von des heil'gen deutschen Reiches Größe, der

seinen Sinn gefangen hält. So sehr seine Muse sonst milder und erhaltender Natur ist, die ernsten Zeiterscheinungen hat sie seinem Herzen doch nicht fern halten können, und mehrere seiner schwerst wiegenden Gesänge sind den dunklen Seiten unseres politischen und socialen Lebens entnommen und von einer ihm nicht immer eignen Kraft.

Die straffe Gestaltung ist bei Geibel selten, es ist meist ein stilles Verwehen der Gefühle, weich und einschmeichelnd wie ein „Nachtlied“; sein Lied möchte dem Frühlingsabende gleich sein, das fühlt der Dichter wohl durch („Im April“). Wo ihm eine ganz eingeborne Symbolik der vertrautesten Naturgestaltungen die stillsten seligen Gefühle weckt und geleitet, da geht ihm in zauberhafter Tiefe die Sprache des Herzens in hinreißenden Melodien auf. So in dem wunderlieblichen, an Goethe erinnernden „O stille dies Verlangen“ oder in der italienisch angehauchten „Gondoliera“ oder mit herzbewegender Innigkeit und Einfalt der Trauer in „Wenn sich zwei Herzen scheiden“ oder etwas äußerlicher in dem kecken, lieb- und wanderfrohen „Spielmannslied“. Es sind das so heimische Natur- und Herzenszüge, die ihm in eigenst gestalteten Weisen aufsprossen und doch so vertraut melodisch in uns widerhallen, das Herz geht uns dabei auf (siehe unter anderen die Nummern 2, 5, 6, 9, 13 der „Lieder als Intermezzo“). Was man auch bei ihm Gestälten heißen möchte, hat eine schärfer abgeschloßne, oft glücklich balladenhafte Gestaltung von strenger Kürze und nicht selten düsterer Färbung („Der Husar“, „Des Woiewoden Tochter“, „Der letzte Skalde“, „Cita mors ruit“, „Der Sklav“, „Tannhäuser“, „Im Grafenschlosse“, „Gesicht im Walde“). In den selteneren Gesängen gelingt es mit Erfolg (siehe das Lied „O gedenkst du der Stund“), in wogenden Attributen von lebendiger Bezeichnungskraft eine wieder hellenisch anmuthende Frische herzustellen, die ihm sonst abgeht; dann lebt sein Lied farbiger und kräftiger auf als gewohnt.

Geibel hat ein unbestrittenes Talent für Spruchdichtung; seine kurzen Gnomen sind klar, scharf, sinnreich, manchmal überraschend.

Einschmeichelnd ansprechende Gemüthsfrische, die sich in ihrer Ruhe immer gleich bleibt, ersetzt die mangelnde Tiefe. Ihm wohnt ein festes Maß des Schönen inne mit stiller Ruhe des Seelengrundes, und auf diesen zwei Momenten fußen die klaren und edlen Formen.

Die „Neuen Gedichte“ sind entschieden schwächer als die früheren; Anschauung, überhaupt nicht seine Stärke, hat sich noch mehr zurückgen, und ihre Stelle nimmt fast durchweg die Reflexion ein, statt Bildes noch mehr das Symbol; es ist Gedankendichtung in allers durchsichtig schöner Form. Man möchte sagen, daß der springendste , ja der einzige, der diesen Gedichten Bedeutung und Weihe giebt, innige Empfinden einer durch den Schmerz vertieften, in Gott nden Versöhnung ist.

Wir zeichnen noch aus: „Wie es geht“, „Siehst du das Meer“, ne“, männlich klagende Lieder, aus denen fast Grauen weckend tief dunkles Leid herausblickt, das nicht die mächtige und erschütde Wahrheit der Sprache hätte, wenn es blos dichterisch angefühlt e; das erste und dritte sind von einfachster Zeichnung. „Thürmer-“ und „Gute Nacht“ sprechen rein und fest, in künstlicheren hmen und hymnenartiger Entfaltung jene fromm auf den Herrn rauende Hingebung in den Geschicken des Einzelnen wie des rlandes aus. „Ich fuhr nach St. Goar“, ein anmuthvoller nwehlaut wie nach des jungen Herzens verlorenen Schätzen und den. —

Sein „Tiberius“, wie er ihn sterbend einführt, und sein „Judas cariotḥ“ mit den regenerirenden Herrscherplanen gewinnen eine wisse Hoheit, ja nicht geringe, wenn auch finstere Würde, und besen, wie Geibel auch die historisch verurtheilten Gestalten in milen Zügen aufführt; diese Personen stehen freilich außer der Gechte. Auch hier fließen ihm die Formen rein und ruhig. Die ee in dem ersten Bilde ist zwar wenig klar, spricht aber weltschichtliche Bedeutung an. Beide Dichtungen gehören durch Hoheit r Gedanken und Adel des Ausdrucks den gewichtigsten der „Neuen dichte“ an.

Es wird uns schwerlich klar, warum Geibel in der 1841 und 42 gedichteten kleinen Sammlung der „Zeitstimmen“, welche die wohnte gepriesene Eleganz und Reinheit seiner Sprache dem vorhten Stoffe gemäß mit etwas mehr Mark versetzen, sich angetrieben len konnte einen neuen Kreuzzug der Christen gegen die ungläubigen slim und zwar mit dem aufs heilige Grab gerichteten Ziele zu digen; der Ansporn von der orientalischen Frage, gerade nach 10 allerdings lebhaft, ist doch auch zu anderen Zeiten nicht minder

energisch empfunden worden. Diese Dichterlaute, die als Talisman das Kreuz in die Schlacht mitnehmen, sind verhallt wie viele andre. Wenn auch die Klage auf die thatenlose, nüchterne, materialistische und eigennützige Zeit manchen schweren Anhalt haben mag, das hier gepredigte Ziel bleibt ihr gänzlich fern, und keine menschliche Stimme wird mehr im Stande sein, auch nur einen Funken jener religiös-poetischen Kriegs- und Wanderbegeisterung, der Romantik des Mittelalters, herauszuschlagen. Auch ist die Zeit nicht die des hier ersehnten Herzensfriedens. „Hoffnung", von voller Formung und hellem Geist, ist ein wunderlieblicher Frühlingslaut, der vertrauend auch den Geistern einen neuen Maientag verkündet. „Der Alte von Athen" und „Das Negerweib", Gestalten, voll und prägnant; jener ist ein Prachtbild, hellenisch angehaucht, mit herrlich sprechender griechischer Scenerie eingeführt, doch ist das hier Gesagte bis heute kein Prophetenwort; dieses ein tief eindringender, ächt menschlicher Herzenslaut gegen die unmenschliche Sklaverei, auch poetisch schön und rein vollendet. Auf den angeklagten genußsüchtigen Materialismus geht das schneidende und brillant schildernde „Fragment". „Die Schmiede", ein urkräftiger Schlachtruf. Doch wofür das neue Kreuzesschwert? weiß der Dichter selber, was er will? ein neues hohenstaufisches Kaiserreich? Nur das Eine ist uns klar, der Wachruf: Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten! Im gleichen Sinne spricht an sein deutsches Volk von einem bevorstehenden schweren Kampfe das „Thürmerlied", in Form und Gedanke die Paraphrase des berühmten gleichstrophigen Kirchenpsalms. Auch der frohe und vertrauende Weckeruf ans deutsche Volk „Auf dem Rhein" ist verfrüht, oder hat das Jahr 1866 wirklich einen mächtigen Schritt vorwärts zu Deutschlands Auferstehung gethan? Wir können es noch nicht wissen. „An Georg Herwegh" ist ein ritterlicher Kampfaufruf gegen den Dichter der schwarz-roth-goldnen Revolution; er bezeichnet so recht die Differenz: Geibel möchte die friedliche, nur aus den Geistern herausgeborne Umgestaltung, Herwegh den kecken Kampf und Umsturz. — Diese Lieder der „Zeitstimmen" sind mit in die nächste größere Sammlung von 1848 aufgenommen.

Die „Juniuslieder" sind im Allgemeinen schwächer und gewöhnlicheren Tones als die Gedichte; Weniges ist bedeutsam und noch wenigere sind von den innerlich poetisch durchwehten oder charakteristisch durchgefühlten Weisen. „Nachts am Meere" hat bedeutungsschwere

Tiefe. „Die junge Zeit“ hat viel Wahrheit; die überstürzenden Zeitstrebungen, die höheren Haltes vergessen, sind in edlen Formen hingemalt. „Deutsche Klagen vom Jahr 1844“ (Sonette) dringen bitterer, als es sonst ihm eigen ist, in die zerrißne und in sich verkommene Zeit ein. „Zu Freiligraths Geburtstag“ trifft keck ausgreifend die wildere Sangesweise dieses Geistes.

Geibel hat auch das Drama versucht, ohne Glück, es leidet bei ihm an lyrischer Verschwommenheit.

Ein früher Aufenthalt in Griechenland und weite Reisen haben auf ihn befruchtend gewirkt. Nach dem Studium der classischen Sprachen ergab er sich auch dem der romanischen, zumal des Spanischen; daher 1843 seine „Volkslieder und Romanzen der Spanier“, 1852 mit Paul Heyse das „Spanische Liederbuch“ und noch 1860 mit Adolf Friedrich v. Schack die „Romanzen der Spanier und Portugiesen“.

Geibel hat sich in der neuesten Zeit immer mehr als der süßlich harfentönige Reactionär entpuppt, wozu die Anlagen allerdings früh schon in ihm steckten. Er ist mit Fug ein Liebling der Frauenwelt.

Die Reihe der noch Folgenden ist unclassificirbar, da sie die allerverschiedensten Töne anstimmen, indem sie dabei zugleich bald lyrisch, bald lyrisch-episch vorgehen, bald ins ausgebildet epische Gebiet übertreten. Höchstens nach den Ländern könnten wir die schweizerischen, die schwäbischen und die rheinischen Dichter abscheiden, ohne daß darin ein Princip läge. — Wir werden, ohne für die strenge Gesetzlichkeit in der Reihenfolge zu bürgen (die sich überhaupt schwerlich nach einem bestimmten Princip genau feststellen läßt), als maßgebend die Rückzugslinie beobachten aus den noch mehr oder minder wachen Beziehungen zum öffentlichen Leben bis hinein in die stillsten und verborgensten Schreine des Herzens, bis zur subjectivsten Stimmungslyrik und dem persönlichsten Humor. Es leitet uns hiebei die Analogie dessen, was beim deutschen Roman geschehen. — Damit ist es denn auch geboten, daß wir zunächst die Schweizer anreihen; lebt ja in ihnen als Republikanern immer, auch wo die Stoffe ganz davon fern liegen, eine da und dort in kräftigen Pulsschlägen sich offenbarende

Sympathie (oder auch Antipathie) mit dem öffentlichen Thun und Treiben des Volkes, und ist ja in dem zweiten der zu Nennenden diese Seite selbst in die Fabel hineingedrungen, die bei ihm gar oft die satyrische Beziehung zu dem republikanischen Tagestreiben unterlegt.

Bei Weitem der Bedeutendere von ihnen ist der Zürcher

Gottfried Keller.

Das Grundwesen der Lieder dieses Schweizerdichters ist die naturfrische Keckheit, die darum auch mit liebendem Verständniß den Phasen der Natur und ihren Erscheinungen nachgeht; es ist die frohe und kräftige Gesundheit eines unbeirrten Gemüthes, das auch das Bittere in sich verdaut und verarbeitet, und dabei hat er oft eine ganz eigne Originalität, die das Gepräge des Naiven und Naturwüchsigen trägt. Die Anschauungen sind mit schlagender Wahrheit mühelos aufgegriffen und kräftig hingestellt und überraschen durch ihre ungesuchte Treue. Seine immer durchbrechende Anschauung ist die von der siegreichen Macht eines gesund gebauten, kräftig schlagenden Herzens, dem auch die Nacht nichts Anderes ist als die Bringerin der Sterne. Frisch und frei, kerngesund und kampflustig, durchaus auf sich gestellt und mit Klarheit auch über den Tiefen schwebend, stellt er das sichere, bestimmte Insichruhen dar, dessen originelle Kraft gewitterfroh nun als Kampfruf aufblitzt im Ernste des Lebens, nun als höhnende Ironie in seinem Maskentanze.

Kellers Phantasie entfaltet einen blühenden Reichthum, ohne ihn zu verschwenden oder zur Schau zu tragen. Die dunkeln Gestalten der nordischen Sturmnacht wie die morgenaugigen des blumigen Ostens strömen ihm so sicher zu wie die nahen des deutschen Waldlebens; es ist, als setzte die Einbildungskraft diese Formen springenden Lebens aus sich heraus. Sie wirft oft ein keckes, überraschendes Wort, einen besonderen Zug hin, der ganz eignes, mächtig thätiges Leben in ihr ahnen läßt. Das Bild, bisweilen nach innen gehend, bewältigt mit ursprünglicher Kraft, und seine Combinationen sind eben so kühn als sicher; sei's kurz hingeworfen, sei's erweitert, es hat wie mit Naturmacht schlagende und doch gerad' aus seines Dichtens besondrer Weise heraufgeholte individuelle Striche. — Wo sich das Fühlen

mit der vollen Wärme des innerlichen Verständnisses an die Phasen des Naturlebens wendet, da zieht es bewegend ihren Geist in sich hinein; so ists in „Nacht" 4, 5 und 6, als ob die Nacht ihr geheimes, nun düster entsagendes, nun mild versöhnendes Wesen in sein Herz hinein gegossen hätte und als ob es drinnen ruhen wollte, weihend, vertiefend und geheimnißreich. Das innerliche Aufzehren der drückend üppigen Sommerluft („Sommer", 1); das ewig junge und mächtige Walten der Waldgeister, sei's als uralter Natursang, sei's als immer frisches Freiheitsstreben („Sommer", 3, „Im Walde", 1 und 2), geht ihm in gleich tiefen als mächtigen Zügen auf; eigen, originell, befremdend, innerlichst treffend, gleich einschmeichelnd wie kernig, scheint diese Weise den geheimsten Naturgeistern selbst abgelauscht. Und dabei kann er trotz seiner kerngesunden Klarheit doch wieder eine vollständig an Heine erinnernde, tiefsinnig anklingende Natursymbolik entfalten, die mit allen Zügen der wunderlichen, unbestimmten, blumenaugigen Träumerei berührt, reich an überraschenden Gedanken, springenden Gefühlen und mächtigen Strichen von finntiefster Poesie („Nacht", 1). Auch diese Naturgemälde werden ihm zuweilen tendenziös; in ihrem Rücken steht schneidend und verletzend das Menschenelend und seine Erniedrigung, in ihrer Front das Ahnen eines neuen, freien, einträchtigen und kraftvollen Völkertages, beide mit festem Sinn geschaut und verfolgt. Da erinnert er wieder an Heine, zumal in den Ergießungen, die in zornigem Spotte seiner Abneigung gegen alle Beschränkung und Beschränktheit Ausdruck geben („Abend", 2).

Zu innerst in Kellers Natur ist der Sarkasmus angelegt und strömt auch in naivem Witz aus. Nur wo er auf das verschrobene Aeußerlichkeitsleben der Salonwelt und der gemüthsleeren Afterweisheit verbildeter Zeiten zu reden kommt, da holt sein Witz die Züge so ganz und schneidend aus dieser hohlen Welt heraus, daß man hinter diesem höhnenden Verständnisse fast schon ein Angestecktsein des eignen Herzens suchen möchte. — Wie er noch 1846 in den „Gedichten" ist, wallt und waltet in ihm das republikanische Blut als die unvergängliche Macht der Freiheit, und die stemmt sich, verwegen fast, gegen Alles, was dem klaren Sinn als Wahn und als lebenhemmende Fessel entgegentritt. Wenn er sich aber nach der einen Seite in ganz radicaler Weise für Volksfreiheit und Aufklärung, wenn er mit wegwerfender Keckheit gegen bornirten Conservatismus und Pfaffenglauben

sich stemmt: so ruht doch nach der anderen in seinem poetischen Gemüth ein so fester Glaube an ein zur Ewigkeit angelegtes Sein des Menschengeistes, ein so warmes Gefühl für die vergeltende Unsterblichkeit, daß ihm aller nackte Unglaube wieder eben so schaal und nichtig und der Züchtigung werth erscheint. Durchaus kecker und freidenkender Republikaner, tritt er in diesen Materien doch nie als Spötter auf, und die gesunde Ironie wirft nur die Anmaßung des Wesenlosen weg. Die Vaterlandsliebe bricht als bewegende Macht hervor gleicherweise in dem in stolzer Milde erblühenden „An mein Vaterland“ wie in dem schmerz- und zornbewegten, sinnvoll bilderreichen „Waldstätte“. Gleich stark wie sinnig ist „Die Spinnerin“, auch da wie immer der letzte intime Gedanke des Dichters die Freiheit.

Es ist ein wunderlich humoristischer Einfall um die „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen“, die sich eher auszeichnen durch bitteren Witz als durch den Ausdruck der verwirrend-vernichtenden Schwere, die in der Situation liegt. Derselbe sarkastische Humor, nur bitterer noch und strafender, durchzieht auch die „Feueridylle“. Die „Siebenundzwanzig Liebeslieder“, die sich wieder in zwei scharf abgetrennte Reihen spalten, haben einen von den anderen ganz unterschiedenen, kaum den ächten Liederton. Die eine Reihe, schwerlich an ein wirkliches Leben gelehnt, ergeht sich in zwar originellen, aber wunderlich spielenden, in ihren Bildungen weniger als sonst klaren Sternenträumereien; man möchte, so weit auch die Phantasie greift, doch von niedlich spielenden Arabeskengestaltungen reden ohne bewegten Ernst. Derselbe scheint auch den anderen dieser Liebeslieder abzugehen, die sich an eine Realität, und eine schwer ergreifende, anzulehnen ausgeben und dennoch statt der ernsten, einfachen, natürlichen, ergriffenen Laute des Liebesglückes und Liebesschmerzes eher geistreiche, springende, in zugespitzten Fragen und wunderlich wandelnden Einfällen sich ergehende Gedankenblitze entfalten.

Gottfried Keller ist genau derselbe als Prosaiker. Seine Sprache behält ihren eignen kecken Gang, und das Auge guckt mit naiver Frische in die Welt hinaus. Einzelne seiner kleinen Erzählungen scheinen fast nur des Erzählens wegen da; aber ein natürlicher Humor und eine lustig spielende Satyre, welche ihm die schlagendsten Bezeichnungen zuführen, werfen frischen Reiz darüber. In diesen Strichen liegt eine geradezu originelle Natürlichkeit; es ist immer

unmittelbarer, frisch aus dem Leben geschöpfter Realismus, der Einen gesund anschaut. Das Bezeichnende ist, daß jeweilen keck in den Augenblick hineingegriffen wird gegen alles Scheinen und Meinen, und daß ein heiterer, ganz und voll republikanischer Sinn erquicklich hindurchzieht (man sehe die Geschichte einer frisch ins Leben langenden mütterlichen Erziehung in „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster"). Diese sichre Portraitirung predigt lauter als Predigt, und was er lehren will: die Berechtigung der wahr empfundenen Gefühle, auch in der Leidenschaft, gegenüber der käuflichen und lügnerisch überbildeten Herzlosigkeit unserer Tage, einer Zeit und eines Scribentengeschlechtes, deren im Verbrechen und in der Tugend gleich schwachköpfige Halbheit er köstlich persiflirt: das wird jeder kräftige Geist einstimmend hinnehmen. Mehreres dieser Art gewinnt komisch verschmitzte Färbung. Welches nun sind die Objecte? Die behäbig stämmigen Bauern mit ihrem praktischen Bauernverstande, dem kecken Blick, den ein fester Grundbesitz giebt, und dem nicht gerad engen Gewissen zeichnen sich auf dem Untergrund ihrer breitfurchigen Kornäcker zum Malen ab; man mag ihre Zwilchhosen und ihre Erdschollenseelen mit Händen greifen, und die Gestalten bleiben sich eben so treu im unglücklichen Verlauf: wie die Proceßsucht (Trölerei) in ihnen aufsteigt, wie sie Tag um Tag bornirt versessener, dumm speculativer, liederlicher und ärmer werden, bis wir zwei ausgebildete griesgrämige alte Lumpe vor uns haben mit allem Zubehör von Familienunglück. Das Gemälde ist um so sprechender, als es im Hintergrunde die Rache trägt um gestohlen Gut. Und im Gegensatze: so freundlich berührend wie treuherzig wahr die Zeichnung der Kinder und ihrer so ganz das junge Herz zeichnenden neckischen Spiele, und in ihrer natürlichen und darum so ächt ans Herz redenden Einfachheit die aufsteigende Jugendliebe in ihrem ganzen unbeschreiblichen, ihr einzigen Leben. Oder es ist die unbezahlbar drollige Schilderung des lumpig-ehrlichen Spießbürgerthums mit seinen tausend großen Nichtigkeiten, wie es so gern behaglich sich spreizt! Besonders gern aber, und das ist ganz schweizerischer Zug, wählt er sich zur Geißelung jene Art von ehrbaren, frommen und stillen Gerechten, die statt des menschlichen Herzens nur ein zäh und consequent rechnendes Uhrwerk im Inneren tragen und sich über kurz oder lang fangen in den Stricken ihres eignen erbärmlichen und überdies gewöhnlich bornirten

Egoismus. Die Zeichnung der drei Menschengruppen in dem idyllischen Schwank „Die drei gerechten Kammmacher“ und die der gleichen Kategorie angehörende der alten Jungfer mit Leib und Seel und Geräth ist vollständig gelungen.

Wo er die Romantik versucht, wunderlich in dem Schlusse von „Romeo und Julie auf dem Dorfe“, da geht sie ihm nicht. Diese Liebe und Leidenschaft und ihre Leiden, zu tief gegriffen, passen nicht in dieses Volksleben hinein, sie hat nicht mehr realen Boden unter sich, und noch fataler ist es für die Tragik, daß man sich kaum erwehren kann ein in der Situation liegendes Komisches herauszufühlen.

Eine ruhigere, eher zur epischen Entfaltung, selbst der breiten und reflectirenden, geneigte Natur ist der Aarauer

Abraham Emanuel Fröhlich.

Wenn irgendwo, so ist dieser Dichter in der Fabel originell und auch wesentlich neuernd; das allein hebt ihn über eine Stellung blos zweiten Ranges hinaus. Seine Eigenthümlichkeit tritt vor Allem hervor in der personifizirenden Einführung der unbelebten Objecte, und der Strauch und Stein sprechen eben so wohl ihre charakteristische Sprache als das Haus- oder Wildthier und der Vogel. Seine Beobachtung des Treibens in der Pflanzen- und Thierwelt ist eine freie, auf viele Einzelanschauungen gebaut, das deutende Eingehen auf die Wesenheit der verschiedenen Erscheinungsformen der Natur ein sinniges, ihr Beleben ein phantasievolles. Man mag nicht sagen, daß seine Einbildungskraft weite oder markante Kreise beherrsche; aber innerhalb der ihr eigenen waltet sie mit klar anschauender und sicher darstellender Ruhe. — Die Form ist allermeist der Dialog, in dem sich zwei entgegenstehende Ansichten unmittelbar aussprechen; diese Rede und Gegenrede füllen meist den ganzen Rahmen, es ist unendlich wenig Handlung. Ein großer Theil dieser Gedichtchen verliert übrigens den Charakter der Fabel ganz und wird eher zu Epigrammen; andere scheinen Nichts weiter als leichte Federzeichnungen aus der Thierwelt, ohne alle ausgesprochene Beziehung einzig für sich selber da. Wo aber die Anwendung aufs Menschenleben gelten soll, da ist sie auch unmittelbar treffend, und zwar ohne daß der Dichter nöthig hätte

seine Lehre besonders anzuhängen; sie springt aus dem ganzen Bilde heraus, und insoweit ist er mehr Dichter, als die Fabulisten es oft sind; der Republikaner richtet dabei naturgemäß seine Anschauung oft auf die öffentlichen und staatlichen Verhältnisse. — Seine Lebensweisheit hat einen ganz bestimmten Umkreis, den sie nie überschreitet; es ist der des freieren Conservatismus, streng ans Maß gebunden, zuweilen spießbürgerlich und tendenziös, obwohl öfters die beschränkte Lebensklugheit des bürgerlichen Alltagtreibens verspottet wird. Einer der Lieblingspunkte seiner lehrhaft angreifenden Ironie ist die Ueberhebung der schwachen und anmaßenden Beschränktheit, auf die er in den mannigfachsten Wandelungen immer wieder zurückkommt. Das allgemeine Merkzeichen seines Geistes ist hier wie sonst das ruhig besonnene Anschauen, das sanfte und friedliche Abklingen der Gefühle; so ist denn auch sein Blick zumeist der Auferstehung zugewendet, auch da, wo er auf dem Grabe weilt. Dieselbe Grundanschauung beschäftigt ihn wiederholt und ruft mehrfachen Ausführungen, fast Varianten. Uebrigens haben alle seine Fabeln in Ton und Haltung eine so verwandte Eigenthümlichkeit, daß man sein Product auf diesem Felde nicht leicht verkennen kann.

Auch seine Lieder zeichnet eine gewisse Stetigkeit und gelinde Bewegung des Gefühls, das sich in friedlichem Anschauen gefällt und nie stürmisch überströmt. Und so wendet sich denn dieses Anschauen dem sich Erschließenden, dem frühlingswarmen Aufblühen, dem jungen Duften und Singen zu. Das Ueberwältigende, was ihn in der Anschauung aller Naturformen überkommt, ist ihm das Gefühl der frommen Anbetung, und wenn irgendwo, so kann er hierin feiernde Größe entfalten („Heil'ger Tempel ist der Welt"). Auch in den „Heimathlichen Liedern" herrscht dieselbe in sich klare, zufrieden auf des Landes Naturhoheit und Freiheitssegen blickende Weise vor, die den frommen, treuen Mannessinn allenthalben sucht und feiert, und immer wieder ists der Aufblick zum Allmächtigen, ein Anbeten sein, das wie durch die Geschicke des Landes so durch seine Alpenschöne überall gepredigt wird. Das religiöse Moment spielt oft hinein.

Viele, namentlich aus den kleineren Bildern, sind bloße Scenerien, welche zwar die lebendig sich entfaltenden Naturgestaltungen begleitend malen, aber eben doch blos malen; dieses descriptive Element herrscht sogar vor, oft abgelöst durch lehrhaft ermahnende Ansprachen. Gewalt

hat diese Dichtung nicht; sie kann tröstlich bewegen, aber in die Tiefe steigt sie selten; wo sie das thut, da allerdings trägt sie den Stempel eines bedeutungsvoll Höheren und erinnert an die Weisen der schwäbischen Schule. Doch nur in seltenen glücklichen Ausnahmen fließt ihm der ächt innerliche Quell, und nur da ist er kräftiger und bewegend.

In den „Erzählenden Liedern" verhält er sich sehr verschieden; bald faßt er sie in einer Kürze, die mit mehr oder minder Reichthum des Inhaltes bis zum Epigrammatischen geht; bald aber, und das ist häufiger, entfalten sie sich in behaglicher Länge, die, zumal im Bau der Nibelungenstrophe, epischen Charakter annimmt, doch stark mit beschreibenden Momenten untermischt. Eine beweglichere Saite klingt ab in einigen kleineren, zum Theil im Ton der Ballade, zum Theil in dem der einfachen poetischen Erzählung gehaltenen Liedern. Rührend bewegt in den schlicht feiernden Zügen das auf den eignen Vater gedichtete „Der gute Geselle". Die eigenthümlichste Bildung, schon äußerlich durch Formwechsel, Verschlingung und abtönende Fülle des klingenden Reimes auffallend, mit sicherem Sinne dem wunderlichen Stoff angepaßt, ist „Der Schlangenbanner".

In Rhythmen, Vers- und Strophenbau entfaltet er bunte Mannigfaltigkeit; Bild und schmückendes Epitheton sind ihm gänzlich fremd bis zur Nüchternheit, die sonst viel seinem Ton anklebt.

Wieder derselbe ist Fröhlich in den „Elegien an Wieg und Sarg" (1835). Der Ton ist überall der einer gemüthlichen Mitte ohne besondre Wärme oder Erhebung; ein tiefer Gedanke, ein überwältigendes Fühlen sind gleich selten. Der Geist ist reflectiv beobachtend; die Stimmung diejenige der ruhigen Zuversicht, gestützt auf streng christreligiöse Ueberzeugungen, die sich in höchster Einfachheit aussprechen. Wie der Ton, so die Sprache, ihr Kennzeichen die Ruhe ohne besondre Kraft oder Hoheit. Die besten, d. h. geistigsten dieser Lieder greifen besänftigend ans Herz. Die Elegien sind gewissermaßen Situationsbilder, die mit einem dem Lauf des Lebens entsprechenden Wechsel ins Erdenleben ein- und aus ihm herausführen mit verschieden gestalteten Zügen, aber immer demselben in Gott ruhigen Grunde. Feine Beobachtung der ersten und letzten Lebensäußerungen giebt ihnen etwas zutreffend Wahres.

Fröhlich hat zwei größere Epen aus der Reformationszeit verfaßt; sie stehen nicht unter, aber auch nicht über unseren modernen

Epen; der Inhalt sowohl als die Neigung des Verfassers haben ein starkes didaktisches Element, in Lehre oder Predigt, hineingebracht; aber die Hauptsache fehlt, — Handlung und lebendige Bewegung, nur einzelne Situationsbilder sind ergreifend. Im Ganzen wird die Nibelungenstrophe mit ihrem eintönig wechsellosen Abfall bei so langer und unausgesetzter Anwendung doch langweilig.

Die schwäbischen Dichter, die zwar mit der ihnen vorausgegangenen speciell so geheißnen schwäbischen Schule wenig mehr gemein haben, tragen bereits alle die Eigenschaft an sich, daß sie nach ihren Stoffen, Neigungen und Sangesweisen sich gar nicht mehr auf die Zeit beziehen. Die drei, die hier zu nennen, sind überhaupt individuell eigenthümlich geartete Naturen, mit so eigens auf sich gestellten Geisteszügen, daß es nicht leicht hält Analogien zu ihnen zu finden. Sie haben auch den entschieden zum Epischen hinstrebenden Zug gemein, selbst der erste, der doch noch der am meisten lyrische ist.

Ungefähr gleichzeitig auf den literarischen Schauplatz getreten, sind sie ungleich lange darauf stehen geblieben; am frühesten ist abgerufen worden

Alexander, Graf von Württemberg.

Eine durchaus ritterliche Natur von wahrhaft adeligem Gepräge, die sich im faulen Frieden würdelos hingehen fühlt und darum sehnsuchtvoll Schlacht und Sturm heraufbeschwört. Aecht deutschen Sinnes, allem Gleißenden, allem fremden Wesen feind, möchte der Dichter wieder Deutschlands alte Herrlichkeit, die längst begrabene. Er haßt das Romanisirende und Französisirende bis in die römische Sprache hinein und wird in solchen Ausbrüchen leicht hart und unpoetisch, wie denn z. B. „Der Römerfeind“ fast aus lauter Ausfällen gegen das Lateintreiben besteht, die in einem pädagogischen Handbuche höchst vernünftig und zeitgemäß wären, aber zu spröden Stoffes sind, um ein Gedicht zu bilden. — Prächtig und kräftig einleitend zeichnet das Grundstreben dieses Geistes „Der Waffenschmied“, wie „Tagwache“

den freien, wahren und klaren Sinn in einer Sprache von nicht minder kraftvoller Schönheit wiedergiebt. Aber neben dem kecken Mannes- und Waidmannsmuth liegt in Alexanders Seele etwas düster Visionäres, das sich träumerisch dem Waldleben hingiebt, wilder den Sturm und seine Sprache begleitet, in großen Gestalten des Meer- und Alpenlebens oder der ungarischen Haiden vertraut sich ergeht, darin mit Lenau verwandt. Die Bilder sind ihm in glücklichen Verwendungen dienstbar, wie wenn er den Friedhof mit der beschlossenen Meeresfahrt, den Sturm mit der wilden Jagd zusammenhält; ja manche seiner Gedichte sind im Ganzen als Bilder zu bezeichnen, auf deren Grunde zumeist ein stürmisches Vergehen liegt, das der ruhelos bewegte Geist selbst bis in der Sahara großes Todesfeld hinein aufstört. Seine Besaitung ist ächt poetisch, aber es geht die einheitliche Gestaltungskraft ab; Manches hat keine zusammenhaltende Action und rundet sich nicht; die Bilder (seine „Waldbilder") laufen angereiht ab, aber die Scenerie ist nur für sich selber da, oder groß angelegte Gestalten gehen nach länger begleiteten Entwickelungen schwach und unabgeschlossen aus; es ist fast nie die ergreifende poetische Consistenz zu finden, die Dichtern ersten Ranges immer eigen ist.

Alexander von Württemberg hat nahe Verwandtschaft zur schwäbischen Dichterschule, eben so genaue, wo nicht größere zu dem ihm besonders befreundeten Lenau, mit dem er den Zug der Melancholie theilt, ohne daß im Uebrigen seine geistig kräftige und gesunde Natur darunter litte. Das allerdings sieht sich seinen Dichtungen an, daß das geistige Ringen und hochsinnige Streben nicht zum vollen Ausdrucke kam; körperliche Schwäche und geistige Kämpfe haben die freie Entfaltung einer Natur, die ohnehin eben auf der Höhe des Mannesalters erlag, abgeschnitten. Ein kerndeutscher Mann, der mit dem ritterlichen Sinn früherer Zeit das klare Verständniß der Gegenwart, mit tiefem Gefühl eine reiche Phantasie, mit Sprachgewandtheit und Kunstkenntniß Gedankenreichthum verband, legte er sein freies und entschiedenes Wesen offen hin, weßhalb sich auch das Komische ergab, daß die Gedichte des in den Wiener Salons gern gesehenen Mannes in Oesterreich verboten waren. Wir stimmen in das allgemeine Urtheil ein, wenn wir seine „Lieder eines Soldaten im Frieden" zu den besten, die Gemälde aus Ungarn zu

den durch Bild und Phantasie wirklich poesievollsten, die „Lieder des Sturms“, nach Eindrücken aus seinen afrikanischen Wüstenreisen, von jener Natur durchglüht, in Rückert'scher Art die überraschend fremdartigen Reize des Orientes aufschließend, zu den kräftig originellsten zählen.

Auch

Eduard Mörike

nimmt unter den schwäbischen Dichtern eine immerhin gesonderte Stellung ein. Sein Bedeutendstes ist wohl die erste größere Novelle „Maler Nolten“, eine unvergleichlich eigene, in ganz absonderlicher Schöpfung durchgeführte poetische Jugendphantasie, die sich ihre besonders geartete Welt geschaffen. Lang und mit Liebe scheint der Dichter an dieser festgehalten zu haben; in den Gedichten kommt daraus ein Fragment wieder in dem allerwunderlichsten Producte, dem humoristischen „Märchen vom sicheren Mann“, und die gleich einem verschlafenen Zaubermärchen anziehende Geisterinsel mit der ausgestorbenen steinernen Stadt und dem tausendjährigen irren König und den abgeschiedenen neuen Colonisten hat er uns nochmals in einem Schattenspiel vorgeführt. Maler Nolten stellt in sich einen Zug dar, der sonst der naiven schwäbischen Schule fehlt, es ist der innere Zwiespalt und Zweifel und Kampf um die subjective Freiheit des Selbstbewußtseins, und damit hängt es eng zusammen, daß da ein verwirrendes Durchspielen von etwas dämonologischer oder dämonischer Psychologie anklingt, das in der größten der späteren Novellen („Der Schatz“), die besser Märchen hieße, zum barok launenhaften Spiele geworden ist. Es giebt in der That nichts Seltsameres und trotz des durchlaufend ernsten Tones Komischeres als die von allen Gesetzen losgebundene Phantastik dieser Art Erfindung, zumal wo sie ins Kleine spielt. Es ist wahr, daß Eduard Mörike tiefer als ein Anderer seiner Schule in das Geheimleben der Seele hineingeschaut hat, daß ihm überhaupt größere Tiefe eigen ist, daß ihn die geistigen Hintergründe mehr locken, wie denn in der allerliebst freundlichen Künstlerepisode „Mozart auf der Reise nach Prag“ die Macht der wunderbaren Musik und die Ahnung frühen Endes weihend schwerere Tinten in das leichte Bild hineinwerfen, wie ferner einzelne seiner Gedichte den tieferen Sinn des Naturlebens ablauschen. Weniger unbestreitbar

ist, daß er auch diese dunklere Seite durchweg klar beherrsche; schon im „Maler Nolten" spielt das Irrationelle verwirrender Geistessituationen durch; es steigert sich anderwärts („Lucie Gelmerath") und wird zur exceptionell krankhaften Seelenschilderei. Ungetheilteren Eindruck machen die freundlichen Märchen, denen das Wunderbare recht wohl steht. Immerhin ist ihm ein feiner humoristischer Zug eigen, der heiter spielt, aber manchmal auf tragischem Hintergrunde.

In Mörikes Gedichten findet sich gar viel Unbedeutendes und Kleinliches, sei es, daß es sich zu epigrammatischen Aussprüchen ohne rechte Pointe zugespitzt oder in Gelegenheitsgedichtchen ohne Gehalt verlaufen habe. — Zuweilen freilich hat er in Situationsbildchen, die fast stofflos ablaufen, eine eigenthümlich anziehende Weise, die der Ausspruch ist naiv ursprünglicher Gemüthlichkeit („Erinnerung") und ernster genommen selbst tief ins Herz hinein langen kann („Ein Stündlein wohl vor Tag"). Einzelne, wenige zwar, sind von innig-lichem Reize, die Melodie herausfordernd (so das finnig-wunderliebliche „Schön-Rohtraut"). Zuweilen auch, aber eben so selten, sind es innig gedeutete Naturlaute („Im Frühling", „Um Mitternacht"), denen das Menschenherz Antwort giebt. Das Idyllische zieht ihn an.

Ganz eigen und bei keinem Anderen der schwäbischen Schule gleich gerichtete Wege der Phantasie andeutend ist die Aufnahme seltsamer, durch die Materie mehr als durch die Gestaltung befremdender, zumeist auf finsterem Zauber und rächendem Geisterspuk ruhender und durchgängig in Tod und Verderben endender Sagen düster volksthümlichen Charakters („Die schlimme Greth und der Königssohn", „Die traurige Krönung", „Der Feuerreiter", „Die Geister am Mummelsee", „Der Schatten", „Schiffer- und Nixenmärchen"). Einzelne nehmen einen humoristischen, halb lachenden, halb sentimentalen Ton an („Des Schloßküpers Geister zu Tübingen").

So läßt er die verschiedensten Töne anklingen; zugleich romantisch und modern, ja in einzelnen Gedichten antik berührend, kehrt er das eine Mal sehr stark die Vorliebe fürs Mystisch-Phantastische, fürs Geister- und Märchenhafte heraus, ein ander Mal die volle moderne Klarheit; voll der innigen Gemüthlichkeit und der lebendigen Liederfrische des rheinischen Volkslebens, führt er uns bald seelenvolle Melodien vor, bald fröhlich schalkhafte Klänge und derb komische Situationen, in beiden den herzlich natürlichen Volksliederton meister-

haft beherrschend. Doch ist es seltsam: alle diese Tonarten, mit wie innigem Verständniß sie an seine Seele mögen gerührt haben, sind in ihm doch nur in vereinzelten und wenigen Bildungen von ächt poetischem Leben durchgebrochen, wie er denn überhaupt nicht eben productiv war.

Vers und Strophe richtet Mörike in ungekünstelter Freiheit und melodischem Wechsel nach den besonderen Weisen, dem Gange der Handlung und den Gefühlsabstufungen und geht dabei einige Male glücklich bis zum Malerischen; Mehreres von ihm ist gut componirt worden.

Kenner und Freund der antiken Dichtung, hat er mehrfach gelungene Uebertragungen aus ihr geliefert (Anakreon und Theokrit).

Mörike, der sich durch eine immerhin bedeutender angelegte Composition in die Literatur eingeführt hatte, ist hernach wie die meisten Anderen auch ins Kleine und Unbedeutende verfallen; das ist überhaupt Kennzeichen des sechsten Jahrzehnts, daß es sich auf keinem Gebiete von seinen verunglückten Revolutionsversuchen hat erholen können.

Noch weit fremdartiger, zumal in der Stoffwahl, berührt der Nächste. Wenn

Gustav Pfizer

der schwäbisch-lyrischen Dichterschule zugezählt worden, so läßt sich dafür schwerlich auch nur ein einziger innerer Grund auffinden, und man ist versucht anzunehmen, daß das blos deßwegen geschieht, weil er als Württemberger geboren und in seinem Lebensgang solcher geblieben ist. Uebrigens ist sein dichterisches Auftreten eben auch später als das der eigentlichen schwäbischen Schule und bereits von einem anderen Geiste der Zeit angehaucht.

Bei Pfizer ist kaum eine Spur mehr von jenem idyllischen Frieden in der Naturträumerei; dagegen trägt er vorwiegend reflectirenden Charakter und erinnert in Gedanken und Sprache oft an Schiller. Erst nachdem er an diesen und danach an Uhland sich gelehnt, ward er selbständig. Unbeschränkt in der Stoffwahl, greift er auch gern in die Antike und den Orient hinein. Für das Walten und Gestalten des Völkerlebens hat er geweckten Sinn und weiß es frei und kräftig dichterisch zu formen. Eigen ist ihm auch der vorwaltende epische oder episch-lyrische

Zug, dem eine Reihe der schönsten und bedeutungsvollsten Dichtungen entsprungen sind. Da namentlich will er ganz als eine Erscheinung für sich beurtheilt werden, in welcher keine Spur mehr ist von dem Frieden jener Schule; im Gegentheil, es wogen in ihm alle ruhelosen Geister der Zeit nach 1830 auf und werden ihm zu schweren, eigen anziehenden und doch fast beängstigenden Gestaltungen. — Vischer sagt von ihm in Parallele zur schwäbischen Schule: Unter unseren Dichtern möchte man einen unüberwundenen Rest negativer Moral vielleicht mit dem meisten Recht an Gustav Pfizer tadeln, was ihn nach sinnlichen Darstellungen von herrlicher Farbenpracht zu einem moralisirend entschuldigenden Abwägen bringt. Bei Uhland, einer jener substantiellen, objectiven, in der guten Sitte der Väter fest und ohne Wanken verharrenden Naturen, einem Charakter und ächt württembergischen Mann, ist von dieser moralischen Befangenheit Nichts zu finden: sein Gemüth erscheint, nachdem man die sentimental elegischen Gedichte des Anfangs hinter sich hat, harmlos heiter und einem weltlichen Behagen, freilich mit Beschränkung auf alterthümlich einfache Verhältnisse, nicht verschlossen; wer es von Kerner nicht gelten läßt, hat die Reiseschatten nicht gelesen. — Pfizer ist überwiegend Reflexionsdichter; er entfaltet dabei einen wieder stark an Schiller erinnernden Adel und Ernst der Gesinnung, aber zugleich nicht minder rhetorische Bilderpracht, reine und edle Formen. Er ist Kritiker und Historiker von großer Durchbildung („Luthers Leben" 1836; griechische Stoffe).

Zwei Merkzeichen scheiden ihn durchaus von der schwäbischen Schule ab: eine sehr hervorstechende, in der Stoffwahl oft ihn bestimmende Liebe zum hellenischen Alterthum, und ganz begründet ist bemerkt worden, daß er diese Mythen und Geschichten in pantheistischen Symbolisirungen feiert. Ferner wohnt seiner Natur wie keiner anderen jener Schule — ein Anflug findet sich bei Mörike — jener subjective, durch schwere innere Spaltungen und Zweifel vermittelte Kampf inne um die selbsterrungene Geistesfreiheit, und wieder mit Fug und Recht ist er um dieses ganz modernen Zuges willen mit Byron zusammengehalten worden. Das wird dem Kritiker am klarsten, wenn er die höchst eigenartigen, wie mit geheimem Schreck und Zauber zugleich durchwobenen „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung" (1840) an seinem Blicke vorüberziehen läßt. Wohl mag es darum gerechtfertigt sein, ihnen noch ein besonderes Wort zu widmen.

„Salomos Nächte", die ganz einzige Gestaltung, welche die düstre Hoheit eines in aller Weisheit der Welt erfahrnen, selbst über Geisterkräfte gebietenden und doch ungesättigten, umsonst nach dem letzten Worte der Schöpfung fragenden schweren und vereinsamten Geistes als volles Bild gestaltet, bewegt schmerzend; — man wird unwillkürlich an Alfred de Vignys „Moïse" erinnert. Es ist eine so fremdartige, jene Zauberwelt, die alle Herrlichkeit ausstreut und doch nicht sättigt, und eine besondre Trauer legt sich auf, wenn die herrliche junge Königin von Saba den Erdensohn wieder zur Liebe und zum Leiden mit Seinesgleichen zurückrufen will und er doch schließlich weder vergessen noch der friedelosen Geistermacht entsagen kann. Es ist ein Anflug des immer unseligen Titanischen, nur mit mehr Weichheit und Lieblichkeit umkleidet, als etwa in Byron oder den antiken Gigantensagen.

„Durch die Geister aller Weisheit Herr zu sein hab' ich geglaubt,
Doch bei meinen letzten Fragen schütteln traurig sie das Haupt",

ist das verzweifelnde Schlußwort. — Noch weit beängstigender ergreift das zweite Stück „Magie und Liebe", wo der rein und leidenschaftslos an den Feuer- und Sterndienst hingegebne Priester durch finstre Zauberkunst zu einer Sterblichen herabgezogen wird, die er im wilden Aufruhr des Blutes erdolcht, um in den letzten Stunden die volle Seligkeit der Liebe mit ihr zu kosten und mit ihr zu sterben. Auch hier ist das ungemessen gigantische Hinausgreifen über die Naturgrenzen

(Bis in des Weltalls tiefste Mitte
Strebt seine kühne Seele vor)

das Fundament der dämonischen Entwicklung, die in steigendem Bangen packt, bis der verblendete Mord das finstre Gewebe blutig zerreißt und ein himmlischer Schmerz ins Licht der rein menschlichen Gefühle mit dem blühenden Allleben auf dem Grunde der Dinge hinüberführt. Die stürmisch wogenden Gefühle begleitet fein der Strophen- und Rhythmenwechsel.

Ueberhaupt führt er seine Phantasie mit Vorliebe in den Orient und sucht die finsteren Bilder selbst in den Gräueln der Glaubensverfolgungen in Tibet auf („Die Rache"). — „Bellerophontes" macht ähnlichen Eindruck wie das erste Stück, das Lebensbild hat eine nicht minder verdüsternde Färbung; es ist wieder dieselbe Lebens-

ermüdung, von aller Weisheit und Kraft im Stiche gelassen, einzig daß hier die Grundlage eine ganz natürliche ist, die Abnahme der Kräfte und Gaben im Greisenalter, der auch der frühere Götterliebling erliegt. Und wieder ists auch der Ausdruck jenes übergewaltigen Verlangens, welches das himmlische Roß spornen will:

Ich laß es nicht rasten im schwimmenden Flug,
Bevor in der tafelnden Götter Mitte,
Hinauf in den Saal des Olymps es mich trug!

Und als die überspannte Kraft zu Schanden wird, da ist es nicht die menschliche Bescheidung, sondern der umdüsternde Unmuth, der sich nicht beugen will und das Leben verbittert.

Vom Hochmuth zur Ohnmacht im steten Verdrusse
Schwankt trotzig sein Geist, bis er wüst ganz und leer.

Das ist der fatale Cirkel, in dem Pfizer mit Vorliebe seine Phantasie und Erfindung herumjagt.

„Der gefangene Räuber", stark idealisirt, hat mitten in der Düsterkeit einen menschlich lieblichen Zug. „Pompeji" und „Meerfahrt" sind Reflexionsdichtungen, die ziemlich zusammenhanglos allerlei Träumereien an einander hängen. „Ferdinands VII. Tod" und die größer ausgeführte epische Dichtung „Ezzelin, Tyrann von Padua" sind ganz Stoffe, wie Pfizer sie braucht; da hat er die Gluth der finsteren Leidenschaften und das schwere Einherschreiten des rächenden Geschickes mit den passend dunkeln Farben gemalt. Die noch weiter zum förmlichen Epos ausgesponnene „Tartarenschlacht", eine rein und begeistert gefühlte patriotische Widmung, hat schöne Einzelheiten, ermüdet aber doch im Ganzen. Dem Ton und Geiste dieser Art Dichtung ist besonders der ernst einherschreitende Trochäus angemessen, den er oft verwendet.

So die aus fast nur äußerlichen Gründen als schwäbische bezeichneten Dichter.

Sehr schwer hält es, dem österreichischen Freiherrn Joseph Christian v. Zedlitz seinen Geistesgrundlagen gemäß eine bestimmte Stelle anzuweisen. Das hat seinen Grund in dem Hauptfehler, an dem er leidet, dem Mangel einer concentrirten Geisteseinheit und Energie; diese fehlt sowohl seiner Leidenschaft als seiner Gesinnung. Flüssig und schwankend wie im politischen Leben ist er im poetischen;

das beweist seine in lyrischen, epischen und dramatischen Gebilden aus einander gehende Dichterthätigkeit, das seine ziemlich wunderlich herumsuchende Stoffwahl. Ueberwiegend freilich bleibt er romantisch und zeigt somit, ohnehin älter, in eine abgelaufene Periode zurück, während doch die Productionszeit — einzig die „Todtenkränze" von 1827 sind als größeres Werk vor 1830 namhaft — ihn hierherweist.

Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz

ist ein nicht minder eigenartiger Dichter. Man könnte die Art und Weise, die er einschlägt, Bilder- und Gestaltendichtung heißen, der aber allzuoft die weiten Gefühle und hohen Gedanken als Untergrund fehlen. Halb episch, halb lyrisch, balladenartig mit stark lyrischem Durchschlag und vorherrschendem Liederton laufen eine große Zahl seiner Gedichte ab, manche sind Nichts als die symbolisirende Entfaltung eines einzigen durchgeführten Bildes („Die Reise", „Wiedersehn", „Die Haide"), ja zuweilen bleibt das Bild ganz allein zurück, und es ist die leere descriptive Manier. Den Gestalten fehlt die einheitliche Durchführung, es ist bloßes Aneinanderreihen der Züge, das auch nicht abschließt. Er ist productiv nicht stark; seine Phantasie führt ihm nur wenige neue Gebilde zu, und nicht selten erinnert er an andere Redactionen („Der arme Sänger" an „Arion"). Auch die Gestaltung ist selten rund, und selten schließen sich seine Anschauungen poetisch durchgeformt zusammen. — Im Allgemeinen sind seine „Gedichte" wenig bedeutend, und nur einzelne wenige ragen durch Wohllaut, volksthümliche Fassung oder Originalität hervor.

Zedlitz zerstreut sich in seinen Stoffen und Formen so sehr, als wollte er in den verschiedensten seine Poesie suchen. Etwas adelig Ritterhaftes zieht ihn wiederholt zu den Burg- und Minnegeschichten der vergangenen Jahrhunderte; aber ihre Züge sind verblaßt, und seine Liebe weilt entschieden bei der jungen Freiheit. Auch das Geisterhafte und romantisch Ferne (Orient) ist ihm willkommen. Uebrigens läuft viel Gelegenheitsdichtung gewöhnlicher Art und ohne wesentlichen Gehalt mit. Den vielen Liedern der Liebe, die bald spielend, bald weichlich abklingen, gehen, wie überhaupt seiner ganzen Dichtung, Kraft und Tiefe ab, und der „Gute Rath" an die Liebesdichter, von einer ihm seltenen Stärke des Gedankens, enthält einen Vorwurf,

der den Dichter selber trifft. „Die nächtliche Heerschau", viel genannt, ist ein in der seltenen klaren Einfachheit streng gestaltetes Bild mit großartigem Rahmen und dem Reize des Geisterhaften, gehaltvoller und runder durchgebildet als das gleicher Grundlage entsprungene, aber mehr verschwimmende „Geisterschiff". „Wilhelm Tell", von eigner drastisch balladenhafter Fassung, concis, thatkräftig und fest freiheitlich.

Eine ganz eigne Art Dichtung sind die „Todtenkränze", Canzonen, welche durch die Größe der Idee aussöhnen müssen mit dem nothwendig an ihnen haftenden Mangel an Anschaulichkeit und poetischer Unmittelbarkeit; es ist Dichtung des Gedankens, idealistisch getragen, mit der Einen Grundidee: die Begeisterung für das Ideal ist die wahre Größe und treibende Macht des Lebens. Ein geläuterter Blick auf die Weltgeschichte durchzieht sie. Der „Geist des Grabes" oder vielmehr derjenige der Verneinung führt den Dichter auf die Höhen des Lebens und zeigt ihm seine großen Träger und Führer gleichwohl unglücklich, verfolgt und gestürzt, und dennoch übernimmt der wahre Geist dies Geschick als eine leuchtende Mission. Das Gedicht ist durchaus einheitlich, die Einkleidung poetisch, wenn auch nur in wenigen Bildern (20, 21 rc.) mit großer, schwebend von der Phantasie getragener Anschauung, der Kern aber bleibt eine ernst würdevolle Lebensphilosophie, das Hochgefühl der Wenigen. Die Form ist technisch vollendet und von großem Wohllaut. „Das Kreuz in Hellas" (1828), die fragmentarische Introduction für ein nicht erschienenes größeres Gedicht, trägt folgende drei Grundzüge: eine gerecht entrüstete Anklage auf die reactionären Hofschranzen und Minister, die Träger der faulen und treulosen Politik der Restaurationszeit, und eine beredte Erinnerung an die deutschen Freiheitskriege, da Muth und Treue des Volkes die Throne selbst wieder aufrichtete; klaren Sinn für den Gang der Zeit und ihre Forderungen, für Recht und Freiheit Aller, persönlich die überzeugte Vorliebe für die constitutionelle Monarchie; eine Sprache der durchdachten schweren Kraft, der vor Gott beschwörenden Mahnung und Warnung als Ruf an die Gewissen, und daneben die gehobene, streng religiöse Haltung.

„Die Wanderungen des Ahasverus", Fragment mit grandioser Introduction, sind eine phantastisch willkürliche Fassung des viel behandelten Mythus mit so viel Aufwand von Phantasie und

so viel gewaltigen, selbst fremdartigen Anschauungen, als alle seine übrigen Gedichte zusammen nicht zeigen. Das Thema ist noch vollends in die Gattung der mystischen Religionsmythe, der es ohnehin angehört, eingearbeitet. Die Wanderung selbst durch die Zeiten und ihre Geschicke ist eine gesetzlos springende mit kecken Combinationen, es fehlen die dem Geist annähernd entgegenkommenden Vermittlungen.

„Waldfräulein“ ist ein freundliches und rein gehaltenes Feenmärchen mit reizenden Schilderungen aus dem Leben der Natur und Liebe. Kraft der Striche zeigt es in seiner Zeichnung nirgends; aber die naive und zugleich farbige Idyllenwelt athmet frisch quellende Waldromantik.

Zedlitz ist als Dramatiker noch schwächer; spanische Stoffe und spanische Manier à la Calderon bestimmen ihn, daneben die Schicksalstragödie, der er in dem durchaus verfehlten „Turturell“ gehuldigt hat. Es ist überall zu viel lyrisches Element in der Anlage, das die Handlung unorganisch versetzt, zu viel bilderreiche und weichliche Rhetorik in der Sprache. Schwächliche Charaktere ohne Leben, Begebnisse, aber keine Handlung, Motive, aber keine Erfolge, unwahrscheinliche, forcirte, ja unnatürliche Entwicklung, das ist bei seinen Bildungen die ziemlich regelmäßige Erscheinung. Das eine Mal schwächt er alle seine Hauptpersonen idealistisch ab, bietet nur weichliche Rhetorik und empfindsame Scenen, Nichts als Stimmungsgestaltung, grundloses Intriguenspiel und so oder so verzeichnete, zweifelhafte Charaktere (man nehme nur den Sklaven Said in „Herr und Sklave“, dessen ganze Anlage unwahr, dessen Umschlagen der Gefühle und theatralisches Ende völlig unbegründet sind). Am härtesten fallen diese Mängel auf in dem Schauspiel „Kerker und Krone“, an das man eben mit bestimmten Forderungen herantritt; lauter Schwächlinge! So diese Leonore von Este, die ihren Geliebten, den Dichter Tasso, sieben Jahre im Irrenhaus verkommen läßt, ohne zu etwas Anderem als zu Worten zu kommen; die Nichtigkeit geht so weit, daß sie erbittert stimmt. Nicht eben stärker ist Tasso selbst; er läßt mit sich geschehen, verzweifelt und ergeht sich in langen Reden, sogar sein Verzeihen verdirbt die Stimmung, weil es weichliche Schwäche verräth, und wenn diese sich damit begründen soll, daß der Geist des bald sterbenden Dichters von dem schweren Leide gebrochen sei, so ist eben der so gewählte Vorwurf selber zu verwerfen. Die arme Angioletta hat eine gar zweifelhafte

Stellung. — Im Lust- oder vielmehr Intriguenspiel sinkt er mit diesen Verbildungen zu Null herab. — Das andere Mal führt er uns auf hochtragischen Boden mit allen seinen Schrecken: Wir stehen im altersgrauen nordischen Nebellande; alle Schrecken der roh entfesselten Leidenschaft spielen mit und locken fast fatalistisch in den Abgrund hinab, der nach Familiengeschick ein an Verbrechen den furchtbarsten griechischen Sagengeschlechtern verwandtes Haus verschlingen soll. Oder wir athmen glühend spanisches Leben, wie die maurische Berührung es in wilden Gluthen emportrieb. Die zerstörende Strömung im Kampf der ritterlichen Ehre und Treue, der selbstverlornen Liebe und der eifersüchtig rasenden Leidenschaft, der grauenhafte Geschlechterkampf sind nur auf diesen Gefilden begreiflich; aber mit der nothwendigen Versetzung des Gedankens nach Ort und Zeit scheinen diese Bilder nicht ohne Wahrheit. Sie erinnern an Mérimée, dessen wilde Sprache der Leidenschaft aber besser zu ihnen paßt als die immer zu weiche, schwächlich mehr in Bildern und sehnenden Gefühlen sich ergehende von Zedlitz. Es ist wahr, wir treffen da lebendige Handlung und Seelenzeichnung, in dem besten seiner Stücke („Zwei Nächte zu Valladolid", zuerst aufgeführt 1823) selbst in einfach natürlicher Anlage von großer und spannender Wirkung, während anderwärts („Der Königin Ehre", 1828) Bilder und Geschichten, Kampf und Intrigue überhäuft und verworren durch einander gehen, ohne eine durchgeführte Handlung herzustellen. Wir treffen auch starke Gestalten, so in „Turturell" Gylfe, das aus wildem Ehrgeiz, unerlaubter Liebe und zügelloser Rache tigerartig bis zum Grauen entwickelte Weib, eine nordisch umgeformte Penthesilea; so in „Zwei Nächte zu Valladolid" Nunnez, die von verbrecherischer Leidenschaft auf den Grund verderbte Natur, nur niederträchtiger als Gylfe, gemein schleichend, wo jene rast; sie verhalten sich wie Katze und Tiger. Aber selber seine furchtbaren Gestalten haben in ihrem Wesen und ihrer Sprache etwas Weiches, Zerflossenes und Traumhaftes, das schwächend wirkt und zu der schrecklichen Handlung in keiner Art paßt.

Zedlitz ist der Späteste, der noch ganz die Mängel und die Vorzüge der Romantik theilt: Neben der durchgehenden Vorliebe für das Mittelalter und den romanischen Süden, für das phantastisch Geister- und Feenhafte die runde, feine und wohllautende Form. Gehobener Sinn, wahre und reine Begeisterung innerhalb der ihm zur Natur

gewordnen Anschauungskreise wird anerkennen, auch wer ihnen ganz fern steht.

Fernab von jeder Zeitbeziehung stehen die rheinischen Simrock und Reinick und der humoristische Kopisch, von denen der Erste, mehr als Germanist durch seine Uebertragungen ins Neuhochdeutsche bedeutend, im germanischen Alterthum und Mittelalter, der Zweite in der Kunst, der Dritte in der Volkspoesie mit ihrer Sage und in der Kunst zugleich lebt; in den zwei Letzteren spielt überdies als starkes Moment das italienische Künstlerleben mit.

Karl Simrock

ist neu und originell in den Stoffen wie in der Tonweise, nur in andrer Art als die bis jetzt Genannten, nicht eben als selbständiger Dichter bedeutend, wohl aber als Uebersetzer und Nachbildner der altdeutschen Heldensänge, in deren Geist er sich wie kaum ein Andrer einlebte. Die Welt hat es nicht zu bedauern, daß er sich 1830 durch eine Art von Revolutionslied die preußische Staatslaufbahn verdarb. Er hat zur Belebung der alt- und mittelhochdeutschen Poesie außerordentlich befruchtend gewirkt, er selber durch und durch von ihrem Geiste genährt und in diesen eingelebt. So bleibt immerhin die innig verstandne, mit Liebe wiedergegebne Uebertragung der mittelhochdeutschen Kunstdichtungen wie Volkssagen, von der großartigen Heldendichtung bis auf die liebliche Idylle herunter, sein erstes Verdienst. Er hat sich dabei möglichst exact an die Formen des Urtextes gehalten, mit allem Ernste der Forschung (Lachmann'sche beim Nibelungenlied) zum allseitigen Verständniß durchzudringen versucht und den Geist streng gewahrt. Die erste war die meisterhafte Uebertragung des Nibelungenliedes, 1827, nach vierzig Jahren in 17. Auflage erschienen. — Er behandelt die Nibelungenstrophe mit großem Geschick, und gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß das systematische Festhalten an ihren ungelenken Härten das Ohr beleidigt.

Ein selbständig zeugender Dichtergeist ist Simrock nicht, am besten in kleinen epischen Gestaltungen; von den „Rheinsagen" ist ihm manche wohl gelungen. In der Lyrik trifft er einzig den gesellig humoristischen Ton. Wo er aber seine Kunst an Stoffe von geringem Werthe

wendet (so an die trocken dogmatischen und alltäglichen „Legenden"), da nehmen auch die Formen mehr Schwerfälligkeit an als ursprüngliche Einfachheit. Immerhin mag man das Bessere aus seiner eignen Lyrik kraftvoll, schlicht und durchweg volksthümlich nennen.

Fürs Epische hat er weit mehr Sinn und Liebe und Begabung; die ihm so natürlich stehende Einfachheit, die vollständig durchgedrungne Ruhe und Klarheit der objectiven Haltung mußten ihn auf dieses Feld rufen, und so sind denn außer dem von frischer Poesie durchhauchten Epos „Wieland der Schmied" vorzügliche Balladen und Romanzen seine besten Dichterproducte. Jenes Epos aber ist längst als sein gelungnes Meisterwerk anerkannt; wenn auch gebaut auf einen altnordischen Stoff, hat es doch erst durch ihn so sehr seine volle poetische Gestaltung erlangt, daß er es sein Eigenthum nennen darf.

Karl Barthel meint zu dieser Simrock'schen Epik, auch die Zeichnung der Charaktere sei höchst musterhaft; „denn ob an ihr auch die Gluth der Farbe und die eigentliche Seelenmalerei vermißt werden könnte, so übertreffen seine epischen Figuren doch alle anderen der neueren Dichtung an Schärfe und Bestimmtheit der Plastik, an Markigkeit und Großartigkeit der Erscheinung und wirken fast durchgehends wie die Gestalten des Homer, der Nibelungen und der serbischen Lieder". Zu viel gesagt, doch im Ganzen trifft es.

Robert Reinick's

Wesenheit ist eine von den in der neueren deutschen Poesie seltenen freien und offenen; durch und durch lebensfroh und heiter, gesund und kindlich, mit lebendiger Leichtigkeit und Erschlossenheit durchs Leben gehend, ist er eine in allen Zügen am Rhein wurzelnde und in Rom Blüthen treibende Künstlernatur, und diese geistige Freiheit giebt ihm in besondrer Weise Relief. Nichts ficht ihn an; jeder Schmerz findet rasche Heilung, sei's beim Wein und Lied im Kreise der lustigen Malergenossen, sei's beim Wandern durch den weiten Wald, der ihm von dem ewigen Treiben und Blühen der Natur vorplaudert; — es ist das ächte deutsche Wesen, aber in freier Heiterkeit aufgeschossen in dem freien Blau der Albanerberge. Darum ist denn der Grundton seiner Lieder Naivetät und Humor im lieblichsten Zusammenspiel. Drei Stoffe sind es, die ihn zum Singen begeistern: die Natur, ganz besonders die frisch erschloßne

Maienwelt, die unschuldig naive und schalkhaft schäkernde Liebe, die gesellige Freude; und in allen Variationen beseelt ihn die freie und frische Künstler-, Wander- und Zechlust. — Am überraschendsten ist seine Erfindung in den neckischen Situationen seiner Liebeslieder, denen er hundert immer neue und immer natürliche, man möchte sagen um ihrer einfachsten Naturwahrheit willen originelle Wendungen und Tonarten giebt, um die ewigen Herzenslaute voll und klar auszuströmen. Es ist der Rückert'sche „Liebesfrühling", ins Naiv-Kindliche übersetzt, und Keiner ist darin so glücklich wie er. In der innigen Naturfreude fällt ihn nicht selten ein geradezu jauchzender Jubel an, der heraus muß, als würd' ihm im Herzen zu eng. Auch hier geht er leicht zum schalkhaften Spiel über. Aber die Kehrseite des ächten Humors fehlt nicht; sie giebt sich rührend, bald still und weich, bald mit elegischem Anfluge kund in der Feier des Naturfriedens. Der schwere Ernst ist ihm selten, tragisch ergreifend in „Der Bleicherin Nachtlied".

Melodie und Färbung (die meisten dieser Lieder sind natürlich sangbar), ein überraschend neuer Zug in der morgenfrischen Auffassung, kecke Personification (siehe das prächtige „Du bist die Sonne, ich bin das Meer"), oder auch Apostrophe (siehe schon das erste, maienfrische Lied „Frühlingsglocken") geben dem bekanntesten, selbst ärmsten Inhalt einen interessanten Zug, neues Leben, an dem sich auch seine alterthümliche Spruchdichtung hebt. „Töne und Farben" — „Melodien und Randzeichnungen" sind die natürlichen Illustrationen dieser lebensfrohen Lieder. Sind die besten aus ihnen einerseits durch und durch melodiös, so verräth fast jedes in irgendeinem pittoresken Momente den glücklichen Maler; nicht zu verwundern ist es darum, wenn sie eben so wohl von unseren trefflichsten Componisten zum beliebten Sangesthema als von den größten Meistern unsrer Malerkunst zum anmuthenden Object ihrer sinnigen Randzeichnungen erwählt wurden. Schon in ihrem eleganten und leichten Bau haben sie eine für ihre Sinnesweise nicht minder passende Art als bei Kopisch: viel Klang und Melodie, Feinheit und Gefälligkeit, reinen Reim, freien Wechsel der kurzen und langen Verse und der leicht und verschiedenartig aufgebauten Strophen, zuweilen sehr wirkungsreiche refrainartige Wendungen in den Haupt- und Schlußgedanken. — Tiefes Naturverständniß breitet über die harm- und anspruchslosen

Gesänge jenen poetischen Duft aus, den die bloße Kunst nie ersetzen kann, und neben der kecken Lebensfreudigkeit zieht ächt deutsche Innerlichkeit hindurch; seine Töne schweben von der humoristischen Lustigkeit eines Kopisch bis hinüber zur tiefen Innigkeit eines Eichendorff die ganze Tonleiter durch. — Es ist wahr, Vieles, gar Vieles von ihm entbehrt der psychologischen Tiefe; doch fast Alles ist in seinem kleinen Kreise anmuthend, heiter und gemüthswarm.

Fürs Epische hat Reinick zu wenig plastische Gestaltungskraft, er ist eben durch und durch lyrischer Gemüthsdichter, was man ganz im Besonderen Stimmungsdichter heißen möchte.

Er hat sich zu Ende der Kinderliteratur zugewandt, mit viel natürlichem Erfolg.

In Reinick hat der Dichter den Maler überflügelt; doch hat er auch in der Malerei gelungene Productionen, welche Zeugniß ablegen von derselben liebenswürdigen Natur; es sind historische und romantische Darstellungen von heitrem Humor und inniger Gemüthlichkeit, daneben im Vereine mit anderen Düsseldorfern, einer ganzen Reihe der trefflichsten aus ihnen, gelungene Originalradirungen zu seinen Künstlerliedern.

August Kopisch,

ein regsamer Kopf, früh schon eben so wohl der Malerei wie der Dichtkunst zugethan, eine gewandte, vielseitige, aufnahmefähige Natur, deren unzerstörbarer Humor sich das Verschiedenste zu eigen zu machen wußte, prägt sich bei aller Mannigfaltigkeit der Liebhabereien und Beschäftigungen, der Stoffe und Formen, als ein ganzer, in sich klarer und gefesteter Charakter aus, in seines Herzens Grund ein ächter deutscher Mann, trotzdem daß er in Rom ein beliebt populärer Italiener zu werden verstand. Eine Art von wunderlichem Original, an dem sich aber jede harmlose Seele wahrhaft erquicken mag, ein sinnig treuherziges Gemüth, in dem das Neckisch-Märchenhafte förmlich sprudelt, lachend, treu und lebenvoll.

Seine Poesie ist ganz eigentlich die des Humors, in launiger, leichter und anmuthiger Fassung dem ergötzlichen Lachen zugewendet. Meister in der Ton- und Versmalerei, geradezu unerreicht in Nachahmung der Naturtöne, von merkwürdig leichtem Sprachfluß und sinniger Erfindung, in ungezwungnen Versen und mannigfachst ab-

wechselnden Strophen sich ergehend, in deren Bau schon die Handlung gemalt daliegt („Die Heinzelmännchen"), wirkt er fast durchweg durch die zwanglos in reicher Fülle ihm zuströmenden Mittel der Ton- und Redefiguren, meist durch Häufung, in einer an sich komischen Weise; die Synonyma und onomatopoetischen Ausdrücke überstürzen sich. Er hat eine naturwüchsige, derbkräftige Gestaltungsfähigkeit. Wo ihm der Humor, herzlich lachend oder eben so rührend, besonders geglückt ist („Historie von Noah", köstliches Nationaleigenthum der weinfrohen Deutschen geworden, „Der Trompeter"), da ist sein Lied allbeliebtes Volkslied; es ist ohnehin durchaus volksthümlich, darum auch Märchen und Sage das ihm günstige Feld. Kopisch ist ein Kopf, der sich auf Sagenstoffe der seltensten und seltsamsten Art, in denen aber immer der Volksgeist vernehmlich redet, mit besondrer Vorliebe wirft, und schon in der Wahl seiner unserem modernen Geschmacke fremden und fremdartigen Stoffe hat er etwas ganz Besonderes, aber zugleich Volksmäßiges, das an uralten Epenton erinnert. Bedeutung hat er eigentlich nur durch die Formung dieser Sagenstoffe, für deren Auffassung und Gestaltung er sich wie kein Zweiter neben ihm angethan erweist. Eben so divergent wie die aus den verschiedensten Ländern und Zeiten entlehnten Stoffe gehen die meist trefflich angepaßten, oft freilich auch willkürlichen Formen durch einander. — Kopisch hat sich allerdings auch an ernste Stoffe gemacht, ist aber in ihrer Behandlung um Vieles minder originell, und sie haben mit ganz wenigen Ausnahmen (die berühmte und wirklich kernhaft behandelte Romanze „Der Trompeter") in der Nation keineswegs durchgeschlagen.

„Allerlei Geister" spiegeln seine überall gleiche Manier am besten wider, immer leicht und volksthümlich, meist einem spaßhaften Märchen ergeben, selten ernst. Er bannt den Volkshumor in seine lustigen Strophen hinein. Das trappelt und krabbelt, das trippelt und kribbelt in seinem Kopf, als triebe eine ganze Welt von Gnomen und Kobolden, von Zwergen und Elfen darin ihr lustig Spiel. Die Hauptmeisterschaft ist ganz besonders da der natürlich strömende Formenreichthum. Aus dieser bunten Komik heben sich wenige innig gehaltne und bewegliche Melodien heraus.

Kopisch hat eine große Zahl von Gelegenheitsgedichten, an denen Nichts als die heitre Laune, die Leichtigkeit und verschiedenst wechselnde und spielende Formgewandtheit hervorzuheben ist. Die Gedanken

sind bei ihm selten von Belang; Vieles ist leichte Spielerei, Manches gehaltlose Huldigung.

Die „Agrumi" (1837) sind Volkspoesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln, gesammelt und übersetzt. Eine erste nur italienische Sammlung („Egeria") war von W. Müller begonnen und nach seinem Tod 1829 erschienen. Von höchst verschiednem Werthe, sind diese Lieder und Liedchen als charakteristische Töne aus dem italienischen Volksleben zu schätzen, und dem entspricht auch mit dem eingehenden Verständniß eines Gemüthes, dem alles Volksthümliche als Verwandtes aufging, die Uebertragung.

Es bezeichnet in der englischen Poesie eine allgemeine Strömung der letzten Zeiten, daß die lyrisch-didaktischen Elemente über die epischen und dramatischen anfangen das Uebergewicht zu gewinnen; frische Zeichnung der Charaktere und lebendige Darstellung der Handlungen sind mehr und mehr vor der Darlegung der subjectiven Dichtergefühle und der durch die Einbildung belebten Reflexionen zurückgetreten: — ein Fortschreiten, das schwerlich die Richtung zur poetischen Größe in sich trägt. In dieser Linie bewegt sich auch der einzige namhafte Dichter der vorigen Generation, derjenige, der ihr den schönsten und zugleich kräftigsten Ausdruck gegeben, und doch darf man zweifeln, ob auch er trotz einer ausnehmenden Verbreitung dauernden und beherrschenden Einfluß behaupten könne.

Sollte sich Jemand an die freilich eben so nutzlose als überflüssige Aufgabe machen, unsrer Zeit so recht die Haltlosigkeit ihres sogenannten öffentlichen Urtheils vorzurücken, er würde ihr schwerlich ein eindringlicheres Beispiel vor Augen stellen können als das des gefeierten englischen Lyrikers

Alfred Tennyson,

eines der neuerdings meistberufenen und mit hoher Verehrung genannten Namen, den Einzelne gar für das größte lebende Talent seiner Nation ausgeben. Wir haben den Lyriker von lehrhafter Abschattung hier nur zu streifen, da wir es blos zu thun haben mit

seinen verunglückten Anfängen bis zu der durchgedrungenen vollständigen Wendung, die ihm umgekehrt den größten Beifall zuzog, so daß er dann rasch der Liebling desselben Publicums wurde, das ihn zuvor gar nicht beachtet hatte, nun aber eben so leicht seine großen Schwächen übersah, wie in der ersten Zeit seine unläugbaren Vorzüge. Nach dem, was wir von Tennyson kennen, halten wir dafür, man sei auf beiden direct aus einander führenden Wegen zu weit gegangen.

Seiner ersten Gedichtsammlung von 1830, da er eben zwanzig Jahre alt war, und seiner zweiten erging es von Seiten der Kritik wie des Publicums so schlecht, daß erzählt wird, der Dichter habe alle noch nicht verkauften Exemplare vernichtet. Jedenfalls wagte er sich annähernd zehn Jahre nicht mehr heraus, 1842 aber veröffentlichte er eine dritte, durch neue Poesien vermehrte Sammlung, und nun schlug das Urtheil so völlig um, daß in kurzer Zeit mehrere Auflagen vergriffen waren. Gesuchtheit der Bilder und Künstlichkeit der Sprache neben unsichrer Charakteristik waren die Mängel, reiche Phantasie, rein melodischer Versbau und durchaus originelle Auffassungs- und Darstellungsweise die Vorzüge der ersten Dichtungen. Fast alles Folgende gehört den letzten Jahrzehnten an; übrigens ist seine Production nicht eben reich.

Tennyson treibt die ausgesuchte Vollendung in Bau und Sprache, die er seinen Gedichten giebt, so weit, daß diese Sorge selbst ihre Wirkung beeinträchtigt; doch auch darin liegt ein in unserem Jahrhunderte wohl zu beachtender Vorzug, der gegen die etwas laxe Sprachweise mehrerer Wortführer der vorausgegangenen Generation um so frappanter absticht.

Sein sorgfältigst ausgearbeitetes Werk „The Princess, a medley" (1849) zeigt Mangel an harmonischer Verknüpfung der incongruenten Elemente, daneben aber eine überraschende Zahl von Einzelschönheiten. Die große Composition scheint überhaupt nicht seine Stärke, weßhalb das Hervorragende seines Genius namentlich in den kleineren Stücken hervortritt, und eine große Zahl von diesen, schon in den zwei ersten Bändchen, sind von bewundernswerther Vollendung. Uebrigens ist keine seiner Schöpfungen interessanter als die Reihe elegischer Gesänge „In Memoriam", worin er mit den zartesten Stimmen der Freundschaft das frühe Erlöschen seltner Geister beklagt.

Alfred Tennyson ist unter der letzten Generation so ziemlich der einzige glänzende Dichter von berechtigtem Anspruch, denen der vorigen Geschlechter zur Seite gestellt zu werden. Seine Werke bezeichnen ein neues Glied in der Kette von poetischen Tonwechseln, die ihre ersten Grundlagen in Wordsworth, ihre ferneren in Shelley haben.

Die englische Literaturkritik, auch indem sie seine Poesie in ihrer Art als wahrhaft schön bezeichnet, giebt dem doppelten Eindrucke Wort, den dieselbe zu machen angethan ist: zu verwundern sei nicht, daß er so manche für feine Eindrücke empfängliche Geister gefesselt und daß seine Styl- und Gedankenwendung so viele Nachahmer gefunden haben; seine Fehler selbst, obgleich sie vor dem genauen Urtheil Anstoß erregen oder zu warme Sympathien etwas kühlen mögen, lassen doch nie einen Mangel an Geschmack oder Gefühl heraustreten. Sicher werden viele seiner lyrischen und balladenhaften Stücke auch noch bei unseren Nachkommen leben bleiben, obgleich es auch den trefflichsten begegnen mag, daß einzelne Leser diejenigen als fehlerlose Perlen bezeichnen, welche anderen entstellt erscheinen durch gezwungene Einfälle, manierirte Phrasen und überhäufte Bilder.

„His mind is exquisitely poetical: his diction is often felicitous in the extreme; his susceptibility of those refined emotions, which his favourite objects of contemplation are calculated to excite, is alike delicate and profound, and much of his imagery is not only fashinating for its natural and suggestive aptness, but marked by a very strong originality .... He is, especially in his poems of the last few years, led astray much often by an oversubtlety of thougt, which gives birth to analogies that are very often really cold, sometime quite unpoetical, and occasionally as far-fetched as the most unnatural conceils of the 17th century. Yet, puzzled or chilled as we may sometimes be, there breaks through, ever and anon, even were the blots are most thickly strewed, a gleam of romantic fancy as bright, or a touch of tender emotion as irresistible, as any thing in the whole range of lyric poetry.“

Die belletristischen Schriftsteller zweiten Ranges

und die Nationalliteraturen.

Unsere Literaturbetrachtung mag abschließen mit einem Abschnitte, den wir als blos ergänzenden Anhang ansehen und behandeln, indem wir noch

die Belletristen zweiten Ranges und die Nationalliteraturen

einführen, sehr knapp, Einzelne blos mit einigen Sätzen streifend, wiederholt, wo nicht zwingende Gründe zur Opposition vorliegen, mit wenigen vorbedachten Modificationen das allgemein geltend gewordne Urtheil aufnehmend. Es soll und will dieser Abschnitt mehr nicht sein als eine Art Wegzeigung für den Leser, damit er wisse, was er zu finden hat und wie. Auch hier wieder steht die Romangattung in ihren verschiedensten Abzweigungen obenan, ihr nahe die dramatischen Bearbeitungen, mehr für sich das lyrisch-epische Feld. Da aber die Zahl der Bearbeiter auf den einzelnen Gebieten so groß ist wie in keiner früheren Zeit, da ferner vermöge der unberechen- und unbestimmbaren Geschmacksströmung in der großen Leserwelt Einzelne bekannter und wirksamer geworden sind als selbst die Autoritäten ersten Ranges, so geht es immerhin nicht an, mit der Kürze, die wir wohl gewünscht hätten, über dieses Schlußkapitel wegzugehen.

In ganz außerordentlicher Zahl von Bearbeitern wie nie zuvor ist, wenigstens in der deutschen und englischen Literatur, das Feld der Roman- und Novellenliteratur, der Erzählungen und Reiseschilderungen, der Volks- und Jugendschriften in seiner weitesten Ausdehnung

vertreten, und die Zahl der Namen selbst eben für dieses Gebiet ist ein sprechend bezeichnender Grundzug der Zeitneigungen; ein zweiter ist die meist ungemeine Fruchtbarkeit oder besser Schreibseligkeit der Einzelnen.

Wir beginnen mit den **Deutschen** und stellen den Roman (Novelle) mit seinen Repräsentanten voran, an der Spitze drei unstete Lebensläufe.

Ludwig Storch, der Thüringer, in treuer Liebe dem Heimathlande zugethan, von dem er doch so wenig Gutes empfing, hat von früher Jugend an, da er sich mitten in schwerer Bedrängniß die erstrebte Bildung erringen und schon als Gymnasiast für den Druck schreiben mußte, ein unsicheres, verfolgtes und gedrücktes Leben geführt. Er verfaßte eine große Zahl von Romanen und Novellen (31 Bände), einzelne historische von Werth, einzelne auch so gedehnt, wie das leider! Mode geworden: jene neun- und zehnbändigen Constructionen unsrer Modernen, für welche doch die zusammenhaltende Compositionskraft nicht ausreicht, sind in der Regel Unbildungen, die überdies ermüden und langweilen! Einzelne lyrische Gedichte von ihm sind vorzüglich. Ludwig Storch war unstreitig ein nicht geringes Talent, namentlich nach realistischer Seite; wir denken aber, ein Leben wie dieses hat in erster Linie Schicksal und Menschen anzuklagen, wenn es nie zu stetiger Entwicklung gelangte und sich auch von einer gewissen Ungeschlachtheit der Form nicht frei machen konnte.

Auch Theodor Mügge ist im Leben eigenthümlich umhergeworfen und auf seiner Schriftstellerlaufbahn mehrfach polizeilich und gerichtlich verfolgt worden, seit er erstlich im Jahr 1831 durch zwei Schriften politischen Inhaltes jede Aussicht auf Anstellung in Preußen eingebüßt und ferner 1845 durch eine scharfe Kritik der Censurverhältnisse daselbst noch mehr Anstoß gegeben hatte. Erste belletristische Arbeit von 1829, vier Sammlungen Novellen, zahlreiche Romane größeren und kleineren Umfangs, viel gelesen. Von anziehender Form und gehaltvollem Stoffe sind die Reiseschriften, unter denen die Streifzüge aus Schleswig-Holstein dadurch besondre Bedeutung haben, daß sie zuerst auf die nationale Bewegung in den Herzogthümern hinwiesen, deren Sache er im „Voigt von Sylt“ warm verficht. Glücklich ist er in der Schilderung hochnordischer Figuren und Landschaften („Afraja“, 1854, mit vorzüglichen Genrebildern). Er schreibt leicht,

componirt oberflächlich, was bei der Hast seiner Production kaum anders sein konnte, und erlaubt sich dabei allerlei Unwahrscheinlichkeiten; gleichwohl hat man ihm mit Recht realistische Tüchtigkeit, Erfindungsgabe und nicht geringen Ideengehalt zugesprochen, die sich mit solider Verarbeitung der Materie paaren können, wenn er sich Zeit nimmt.

Johann Karl August Lewald, ein Verwandter der bedeutenderen Fanny Lewald, ist eben so interessant wegen seines stark abenteuernden Lebens als wegen seiner Producte, und es ist von jenem um so mehr Notiz zu nehmen, als es unstreitig einen merkbaren und nicht eben günstigen Einfluß auf die Haltung seiner Schriften ausgeübt hat. — Zum Kaufmannsstande bestimmt, für den er keine Neigung hatte, entzog er sich dieser Beschäftigung und lebte nun gleich nach vollendeten Gymnasialstudien auf eigne Faust eine Reihe von Jahren hindurch in einer Weise, die in der That mit dem Doppelausdruck abenteuerlich-genial das Rechte trifft (darüber mehr in seinen vierbändigen „Aquarellen aus dem Leben", 1836—37), beschäftigt mit neueren Sprachen, Kunstgeschichte und Oelmalerei. Nachdem er in militärischem Dienste Deutschland ganz, Frankreich und Polen zum Theil durchreist, lebte er in Breslau dramatischen Studien, aus denen sein erstes Theaterproduct hervorging, das Lustspiel „Der Großpapa", vor dem Drucke pseudonym aufgeführt. Auch später kam er nie zur Ruhe: nach einander an fünf deutschen Bühnen theils als Schauspieler, theils bei der technischen und Scenenleitung thätig, dann in Paris, München, mehrfach auf Reisen (Tyrol und Italien), ging er 1834 nach Stuttgart, wo er im folgenden Jahre das Journal „Europa" gründete, das er auch leitete, bis 1846 Kühne in Leipzig es übernahm; endlich war er an verschiedenen Orten als Journalist und Regisseur beschäftigt. Er trat zur katholischen Kirche über. — Wesentlich bebaute er das romanartige und dramatische Feld; Romane und Novellen, Reisehandbücher, Dramatisches verschiedener Art und in großer Zahl, Journalartikel sind von ihm verfaßt. Es ist natürlich, wenn unter den vielseitigen Erfahrungen und Beschäftigungen auch sein Talent sich vielseitig gestaltete, aber nicht minder natürlich, wenn es so flüchtig blieb wie sein Leben. Er schreibt und liest sich sehr leicht und gefällig.

Karl Gustav v. Berneck, unter dem Anagramm Bernd v. Guseck beliebt, auch Militärschriftsteller, trat zuerst 1832 auf,

trug dann zu den meisten belletristischen Zeitschriften und Taschenbüchern bei, führte nach Tromlitz dessen Taschenbuch „Vielliebchen" fort (1842—49) und schrieb eine große Zahl Romane und Novellen, jene meist aus der deutschen Geschichte. Von ihm sind noch zwei Operntexte, größere Werke über Taktik und Kriegsgeschichte, militärische Aufsätze, endlich Uebersetzungen. Was er als Belletrist giebt, ist leichte Lectüre, romantisch ausstaffirte Geschichtsbilder.

Viel gelesen, mehrfach aufgelegt, auch ins Czechische übertragen wurden ihrerzeit die sehr zahlreichen historischen und humoristischen Romane, Novellen und Erzählungen des Deutschböhmen Karl Herloßsohn (eigentlich Karl Georg Reginald Herloß), der nach dem unter Entbehrungen durchgeführten Studium der Rechte frei als Schriftsteller in Leipzig lebte und 1830—48 die belletristisch-kritische Zeitschrift „Der Komet" leitete, auch lyrische Gedichte schrieb. Sein Talent reicht am ehesten aus für kleinere humoristische Genrebilder, ist aber in keiner Weise nachhaltig und tiefgehend; leichte Schreibart und geweckte Phantasie haben ihm möglich gemacht Vieles zu verfassen, genügen aber nicht, um die Fehler zu verdecken.

Freiherr Alexander v. Ungern-Sternberg, auch mit einem nicht geringen Zeichentalente begabt, hat außergewöhnliche Productivität entwickelt in Novellen, Erzählungen, Märchen, vom ersten an aus dem Jahr 1832 in einer langen Reihe von Romanen, in der That Nichts weiter als bloße Salondichtung, worin er bald einen leichten weltmännischen Humor anschlug, der sie für die Kreise der mehr nicht verlangenden Weltmenschen allerdings zur recht anziehenden Lectüre machte, bald auch eine satyrische Ader spielen ließ. Die zwei Romane „Der Missionar" und „Diana", beide von 1842, versuchten einen höheren Flug, der letzte, ein großes Criminalgemälde aus der modernen Gesellschaft, heißt überhaupt sein bestes Werk. Seine neueste Production hat man ganz vorzüglich als Rococofrivolitäten bezeichnet, allerlei geistreich geschmeidige Unterhaltungslectüre und leichte Waare, worin er bis zum Geisterroman, zum Biographischen, zu Künstlerbildern und Anderem ausgriff. Endlich haben seine Erinnerungsblätter, nicht weniger als sechs Bände, aus dem politisch-literarisch-gesellschaftlichen Leben der Kreise, in denen er sich bewegte, allerlei interessante Schilderungen gegeben. Sternberg, der schon früher in einem Roman die innere Regeneration des Adels gepredigt, wandte sich seit 1848

durchaus der aristokratisch-legitimistischen Tendenzliteratur zu und schrieb für sie mehrere Novellen, die den Reactionskreisen recht willkommen kamen. Er hat einen graciös-eleganten Styl, ist von nicht geringer geistiger Beweglichkeit, die aber nach besseren Anfängen eine rücklaufende Entwicklung in der Novellenvielschreiberei nahm, leichtfertigen Tendenzen dienstbar ward und sich in ein geistreich sein wollendes Spiel verlor.

Robert Heller verfaßte neben zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften eine ziemliche Zahl selbständiger Novellensammlungen und Romane, von denen die historischen („Der Prinz von Oranien", „Florian Geyer") am ehesten Werth haben. Durch die 48er Revolution in die publicistische Laufbahn geworfen, entwarf er zunächst die beifällig aufgenommenen „Brustbilder aus der Paulskirche".

Der fruchtbare Romanschriftsteller und sehr thätige Journalist Ernst Adolf Willkomm war nach einander auf verschiedenen Plätzen an einer ganzen Reihe belletristischer und politischer Blätter thätig und schrieb daneben bis in die letzte Zeit eine große Zahl Romane, Novellen und Reiseschriften. Schon als Student dichtete er ein Trauerspiel, dem bald eine Trilogie folgte, dann Novellen, nach einer Reise in Italien 1845—46 schrieb er im folgenden Jahre die „Italienischen Nächte". Das Neueste von ihm sind zwei Romane, welche das Fabrik- und Handelswesen, wie es in den überseeischen Speculationen als Weltverkehr eingreift, zum Gegenstande nehmen und nicht ohne spannende Verwicklung sein sollen; kein Wunder übrigens, wenn dem so ist, sind sie doch in Hamburg verfaßt, das offenbar nach dieser Seite die kräftigsten Anstöße und Lebensbilder bietet.

Der schlesische Theologe Karl Adolf Suckow, als Novellendichter bekannt unter dem Pseudonym Posgaru, hat sich auf seinem Fachgebiete durch Predigten, Streitschriften u. A. verdient gemacht, indem er in diesen Schriften sowohl als in seinem persönlichen Wirken durchaus für die freie Bewegung des Geistes im Dogma wie in der Organisation einstand und für die evangelische Kirche eine freie und belebend wirkende Verfassung verlangte. Sein Erstes in der Novellistik war die „Liebesgeschichte" (1829), die gar trotz ihres geistig total abweichenden Standpunktes und entschieden umgekehrt gerichteter Tendenz wegen der formellen Vollendung, wozu Tieck als Muster gedient, für eine Arbeit dieses Meisters angesehen werden konnte.

Suckow ist ernst, geist- und gedankenvoll, auf streng festgehaltne Ideen gerichtet. In der Schrift „Byron's ‚Manfred'" sprach er originelle, wenn auch schwer haltbare Anschauungen aus über das Verhältniß von Musik und Theater.

Der Journalist Ludwig Ferdinand Stolle, wesentlich Humorist, dichtete eine Reihe historischer Romane, ferner komische Romane, zum Theil recht trefflich, zwei Gedichtsammlungen, deren erste nebenbei den wohlthätigen Zweck verfolgte und erreichte, zur Milderung der Armennoth im Erzgebirge beizutragen, zahlreiche kleinere Erzählungen, in neuester Zeit als eine der gelungensten Arbeiten die Dorfidylle „Ein Frühling auf dem Lande". Sein Humor ist gemüthlich, liebenswürdig und anziehend, die Form einfach und leicht, das Wesen volksthümlich.

Bis hieher konnte man Roman und Novelle wenn nicht das einzige, so doch das weit überwiegende Arbeitsfeld der Einzelnen nennen. Es folgt eine zweite Reihe, deren Schaffen weitaus getheilter, in verschiedene, selbst fernab liegende Gebiete aus einander laufend ist, an ihrer Spitze zwei der weitest genannten Namen.

Der Roman- und Theaterdichter, Journalist und musikalische Kritiker Ludwig Rellstab, bis ins 22. Jahr Militär, dann ausschließlich der Literatur und den schönen Künsten ergeben, zeichnete sich schon bei seinem ersten publicistischen Auftreten, 1823 in Berlin, durch die Keckheit der Angriffe und den Ernst des Strebens so sehr aus, daß er einen großen Leserkreis gewann und ein einflußreicher Wortführer der Presse ward; die satyrische Tagesgeschichte „Henriette, die schöne Sängerin" trug ihm zwar mehrmonatliches Gefängniß, aber auch wesentlich erhöhten Ruf ein. 1826 trat er an die Vossische Zeitung, bei der er bis an sein Ende blieb, rastlose Thätigkeit nach verschiednen Seiten entwickelnd. Es gab eine Zeit, wo Rellstabs Kritiken, namentlich auf musikalischem Feld, als maßgebend galten, um freilich danach eben so schneidend angegriffen zu werden. Neben den Journalartikeln schrieb er Romane, zahlreiche Operntexte, Novellen, Erzählungen, Vermischtes, endlich eine Selbstbiographie mit Beiträgen über Schriftsteller und Künstler seiner Zeit. Er machte auch dramatische Versuche, die wenig glückten; doch ist der nach Bulwer entworfne „Eugen Aram" eine Zeit lang auf dem Repertoir geblieben.

Lange war sein vierbändiger Roman „1812“ beliebt, der ziemlich viel Leben zeigt, daneben aber seicht und effecthaschend erscheint.

Ludwig Bechstein ist ein leichtflüssiges, man könnte eben so gut sagen leichtfüßiges Talent, das sich auf sehr verschiednen Gebieten der Dichtung bewegt, vielgeschäftig, sehr fruchtbar, aber ohne ein Centrum seines literarischen Wirkens so wie ohne die rechte Strenge oder den tieferen Gehalt, für die er zu flüchtig ist. Als recht anziehender Unterhaltungsstoff gewinnen seine anmuthig gefaßten erzählenden Arbeiten — zahlreiche, meist historische Romane und Erzählungen — durch Reinheit der Empfindung und aufrichtige Begeisterung für alles Schöne und Gute. Als Lyriker ist er mittelmäßig, durchweg breit und oft wenig gewählt. Sein bestes Verdienst sind die Bemühungen um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich seiner thüringischen Heimath. In der Behandlung ihrer Stoffe Nachahmer Simrocks, hat er unter den Ersten durch Sammlung, Bearbeitung und Besprechung in zahlreichen Schriften sehr lebhaft und mit Erfolg der deutschen Volksdichtung zu weiter Theilnahme und Verbreitung verholfen. Das Beste ist sein nach mündlichen Quellen zusammengetragenes „Deutsches Märchenbuch“, bereits in 20. Auflage. Daneben lieferte er zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens.

Eduard Maria Oettinger ist gewandter Publicist, Romanschriftsteller und Dichter, daneben Bibliograph und historischer Compilator von höchst ausgedehnter Belesenheit. Als sarkastischer Zeitbeobachter hat er nach einander nicht weniger als acht verschiedene humoristisch-satyrische Blätter begründet, in der Regel wegen Preßbeschränkungen und Verfolgungen, ja Ausweisung jeweilen wieder fallen lassen und dabei eine höchst unstete Laufbahn durchgemacht, die ihn von Berlin bis Mannheim und München, von Wien bis Hamburg führte. Daneben verfaßte er eine recht zahlreiche Reihe von Romanen und Novellen, auch unter dem Titel „Dramatische Desserts“ zwei Bände Lustspiele, so wie mehrere Sammlungen Gedichte (zwei Bücher der Liebe und eines des Weins), aus denen einzelne Lieder sehr populär geworden sind. Einige bibliographische und historisch-compilatorische Werke, neuerdings besonders der „Moniteur des dates“, werden als Beweise seltnen Sammelfleißes angeführt. Oettinger ist eine geborne

Publicistennatur mit sehr kräftiger satyrischer Ader und großer Gewandtheit in Verarbeitung der Tagesereignisse.

Wiederum eine andre Modification, wesentlich zwischen den beiden Gebieten des Romans und Dramas getheilt, ist Friedrich v. Uechtritz, der schon als Student Gedichte und Novellen verfaßte, dann zu Dramen überging, deren erste unbeachtet blieben, bis 1827 die Tragödie „Alexander und Darius“ in Berlin aufgeführt und noch mehr bekannt wurde durch den kunsttheoretischen Streit der Hegelianer gegen Tieck und dessen Anhänger, die für das Stück eintraten. Einige andre dramatische Dichtungen, vermischte Gedichte, Romane (darunter auch ein nicht weniger als neunbändiger, „Albrecht Holm“), Erzählungen und ein Werk über das Düsseldorfer Kunstleben bezeichnen sein weitres Schaffen. Uechtritz scheint ein mehr lyrisch angelegtes Talent zu sein, was sich mit darin bekundet, daß seine Sprache auch in den Dramen oft lyrisch prächtig abwogt; aber der Schwung ersetzt nicht den Mangel an Handlung und dramatischer Bewegung.

Noch mehr sind die drei Nächsten lyrisch geartet.

Der Wiener Eduard Duller, von freisinniger Richtung und warm humaner Gesinnung, hat mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit auf einer Reihe von Gebieten gearbeitet, als Dichter in der Lyrik, im Roman und Drama, ferner als Geschichtschreiber und Journalist. Noch ganz jugendlich trat er mit zwei Dramen und einem über die Wittelsbacher handelnden Balladenkranz in die Poesie ein, verfaßte dann eine Reihe lyrischer Gedichte, worunter recht anmuthige, ferner novellistische Arbeiten und historische Romane, wandte sich im Verlaufe der reinen Geschichte zu in Werken, die einen ganz tüchtigen Sinn bekunden. Hauptwerk auf diesem Feld ist die „Vaterländische Geschichte“, fortgesetzt von Hagen, fünf Bände; auch schrieb er sonst Mehreres aus der Geschichte des deutschen Volkes und eine Geschichte der Jesuiten. Duller betheiligte sich sehr lebhaft an der deutsch-katholischen Bewegung und wurde gar Prediger der Gemeinde zu Mainz. Anerkannt ist, daß es seinen Romanen an dichterischer Unmittelbarkeit gebricht. Die bedeutendste lyrische Schöpfung „Der Fürst der Liebe“, gedankenreich, leidet an überschwänglichem Pathos.

Eduard Boas, unter Anderm auch durch große Reisen gebildet, verfaßte seit 1834, zunächst unter dem Einflusse der romantischen Schule, allerlei Dichtungen mit vorherrschend lyrischem Element.

Zuerst drang er durch 1837 mit dem Novellenbuch „Deutsche Dichter“, noch mehr 1844 mit dem lebendig in die nordischen Zustände einführenden Reisebuch „In Skandinavien. Nordlichter“. Er hat auch verschiedene Bei- und Nachträge über Goethe und Schiller geliefert.

Der holsteinische Geistliche Johann Christian Biernatzki, im Leben durch ächt christliche Aufopferung und unermüdliche Thätigkeit für das Wohl seiner Nebenmenschen ausgezeichnet, offenbart auch in der Schrift denselben Geist, der eine an Pietismus streifende Religionsauffassung, aber mit ihr zugleich die wahrhaft christlich-humane Bethätigung vertritt. Lyrische Gedichte, Novellen und ein religiöses Lehrgedicht sind von ihm verfaßt; am werthvollsten ist unstreitig „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee“ (1836), mit der größten Naturtreue der unmittelbaren Umgebung abgelauscht und ergreifend geschildert, ein eignes Leben auf der armen, fast immer von der Sturmfluth oder sonstiger Ueberschwemmung bedrohten, von armen Fischern und Seeleuten bewohnten Erde.

Speciell Reiseschilderer ist Karl Otto Ludwig v. Arnim; er durchstrich auf wiederholten großen Reisen fast ganz Europa und kam zu literarischem Ruf namentlich durch das auf diese Touren begründete große Reisewerk „Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden“, sechs Bände, das den Süden mit Frankreich, den Orient mit Rußland behandelt und in der Touristenliteratur der Deutschen als eine der vorzüglichsten Arbeiten gilt. Außerdem Dichter und Musiker, verfaßte er Compositionen zu Byron'schen Gedichten, Uebersetzungen verschiedener dramatischer Dichter des Auslandes und ein Lustspiel.

Noch bleiben uns die Frauen dieser Richtung, von denen mehrere an die früher behandelte Hauptfigur, die Gräfin Hahn, Anklänge zeigen.

Die bedeutendste ist unzweifelhaft Henriette Paalzow, eine Schwester des Malers Wach; sie gelangte zu einem außerordentlich rasch erworbnen und glänzenden Ruf durch ihre zwei ersten, sehr viel gelesenen historischen Romane „Godwie Castle“ (1836) und „Saint-Roche“ (1839), wußte sich aber später in anderen dieses Faches, als sie das geschichtliche Moment zurücktreten ließ, um sich auf psychologische Entwicklungen einzulassen, denen ihr Talent doch nicht gewachsen war, nicht auf der Höhe dieses Beifalls zu erhalten; in jenen zwei ersten Werken dagegen durfte man die sichre Verwerthung des äußeren

historischen Stoffes loben. Ihr Standpunkt ist eine Art aristokratischer Romantik, indem auch sie mit Vorliebe in die Hof- und Adelskreise einführt; aber er ist durch eine durchgehends edle und reine Haltung innerlich geadelt. Sie hat sich namentlich die weiblichen Leserkreise gewonnen, wozu jedenfalls ihre innige Empfindung und milde Lebensanschauung neben sittlichem Ernst wesentlich mitwirkten. Es ist richtig, daß sich das weibliche Auge in dem geweckten Sinn für alles Detail, in der gewandten und vielseitigen Situationsmalerei kundgiebt; richtig, daß ihr Styl das würdige Spiegelbild eines in sich abgeklärten Inneren ist, daß sie reiche Erfindung und spannende Entwicklung in ihre gelungenen Gebilde zu legen weiß, daß sie endlich eine bedeutend über das Gewohnte namentlich weiblicher Kraft gehende Fähigkeit in der Zeichnung markiger Gestalten hat, von denen einzelne den besten unsrer Literatur nahekommen. Dagegen ist es die natürliche Begrenztheit des weiblichen Horizontes, wenn sie den historischen Stoff in seiner Größe nicht eben versteht und nicht bewältigt, eine einseitig weiche, auf die vornehme Welt berechnete und der Strenge des geschichtlichen Gesetzes nicht gemäße Betrachtung hineinlegt und über weiblich zurechtgemachten Situationen den tiefen Ernst seines Ganges nicht erkennt und nicht ertragen würde.

Eine Art oberflächlicher Abschattung der Paalzow ist Therese v. Lützow, die Vertreterin des Salonromans, jener französisch-englischen Gattung, für welche wir Deutsche sonst weit weniger Geschmack und Talent haben, zugleich Reiseschriftstellerin. Sie wurde zuerst durch große Reisen, die sich bis in den Orient erstreckten, der Schriftstellerei zugeführt und begann diese 1841; mit ihrem zweiten Gemahl, dem Obersten v. Lützow, kam sie 1850 nach Java und hatte eben die Insel nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen begonnen, als sie starb. Dem Genre entsprechend bewegen sich ihre Romane in der sogenannten vornehmen Welt und legen die Conflicte dieser künstlichen Lebensverhältnisse bloß. Man schreibt ihr neben der feinen Gewähltheit der Weltdame im Ausdruck gesundes Urtheil und scharfe Beobachtung zu, es bezeichnet aber treffend die Natur der Gattung, wenn mehrere ihrer Romane im „Theetisch-Conversationston“ geschrieben heißen.

Henriette v. Bissing, in ihrer Jugend an einem kleinen Ort im Mecklenburgischen bei spärlichem Unterricht aufgewachsen, begann

1841 mit Gesellschaftsromanen und wandte sich später speciell dem historischen Roman zu; daneben verfaßte sie Gedichte und verschiednes Erzählendes, worunter die „Erzählung einer Wartefrau" als trefflich bezeichnet wird. Liebenswürdig humaner und reiner Sinn so wie selbstgewonnene Menschenkenntniß bezeichnen ihr Wesen.

Zum Schlusse kommen wir mit zwei Worten zurück auf die früher bei Anlaß ihres Gatten und Bruders, der Schriftsteller Arnim und Brentano, gestreifte Bettina v. Arnim; denn jetzt erst (in den 30er und 40er Jahren) erscheinen im Druck als Spätlinge aus der Periode der Romantik die Roman- und Gesellschaftsschriften, die ihren Namen berühmt gemacht haben: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1807 angehoben, in drei Bänden 1835, neuerdings von Daumer als seltsames Object einer Poesiesammlung gewählt), „Die Günderode" (1840), „Dies Buch gehört dem Könige" (1843), „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (1848). Es sind sammt und sonders originelle Gedanken- und phantastische Gefühlsverirrungen eines romantischen Weibes, allerdings versetzt mit idealer Färbung und edel humanem Gefühl und untermischt mit blitzenden und flimmernden Schlaglichtern und zuweilen instinctiv tiefen Einblicken in die Personen und Zeitverhältnisse. Von ästhetischer Vollendung kann in diesen Erzeugnissen des weiblich barocken Geistesspieles schon deßhalb keine Rede sein, weil bei jedem Schritte die schroffe Kluft zwischen der eigenartig phantasievollen Innerlichkeit und der realen Welt uns angähnt und den Genuß stört.

Zunächst an die Romanschreiber und Erzähler schließen sich die Humoristen und Satyriker.

Der meistgenannte unter ihnen ist der Journalist Moritz Gottlieb Saphir, von Geburt ein ungarischer Jude, nachher Protestant. Er entfaltete sehr große literarische Rührigkeit, ohne doch sein nicht geringes Talent zu einem Werke von bleibender Bedeutung zu verwenden. Dafür fehlte es seiner ganzen Natur an Willen und Concentration, an Energie der Arbeit und Tüchtigkeit der Gesinnung, ja trotz aller Kunst des Wortspiels und Wortwitzes, die er in Leben und Schrift mit meisterhafter Bereitschaft wie ein Sprühfeuer ausgoß, an Ideen. Es ist Talentmißbrauch, den er trieb. In Wien, Berlin, München, Paris und wieder Wien stand Saphir meist an der Spitze von Witzblättern, deren Auslassungen ihm mehrfach Unannehmlichkeiten

und Verfolgungen zuzogen; zuletzt leitete er von 1837 an zwanzig Jahre hindurch bis an seinen Tod in Wien den „Humoristen", neben dem er von 1850 an jährlich noch einen humoristisch-satyrischen Volkskalender herausgab; daneben ließ er eine starke Reihe von Bänden gesammelter und vermischter Schriften im gleichen Genre erscheinen.

Gutmüthiger als Saphir ist Adolf Glaßbrenner, förmlich Schöpfer eines neuen Literaturzweiges geworden, indem er (unter dem Namen Adolf Brennglas) in seinen vielverbreiteten Schriften „Berlin wie es ist und — trinkt", 33 Hefte (oft aufgelegt), und „Buntes Berlin", 12 Hefte, jene moderne Berliner Volksliteratur anbahnte, die seither auch auf anderen charakteristischen Plätzen des großen Weltverkehrs nachgeahmt worden ist; er selber ließ ähnliche Arbeiten folgen, so über Wien. Man mag sich in der That an diesen witzigen Genrebildern großstädtischen Lebens ergötzen; man mag sein Unterfangen einen glücklichen Wurf nennen, theils darum, weil er treue Spiegelbilder und wirklich typische Gestalten liefert, theils auch, weil in dieser ungebundnen Form manche freien Gedanken Ausdruck gewannen, die sonst der Censur verfallen wären, welche durch ihre Unduldsamkeit den jungen Mann auf dieses Genre geführt hatte; doch bleibt es immerhin eine untergeordnete Literaturgattung. Dagegen haben ihm die „Verbotenen Lieder" (in dritter Auflage unter dem Titel „Gedichte") und das komische Epos „Neuer Reineke Fuchs" zur Werthung als eines der vorzüglichsten satyrischen Schriftsteller der Deutschen verholfen. Von ihm rührt noch sonst eine Anzahl satyrischer und Kinderschriften.

Mit dem Letzten haben wir bereits das Feld der eigentlichen Volksschriftsteller betreten; in eminenterem Maße und ganz andrer Art ist ein solcher Ludwig Aurbacher, in Armuth herangewachsen und im Kloster erzogen, dann in einem stillen und ganz zurückgezognen Leben als Professor in München wirkend. Von ungefähr der Mitte des zweiten Jahrzehnts verfaßte er zahlreiche Schriften pädagogischen, sprachwissenschaftlichen, stylistischen und belletristischen Inhalts (Novellen, Lyrik 2c.). Am eigenthümlichsten und bedeutendsten sind seine Volks- und Jugendschriften, alle anonym, nach dem Vorbilde Hebels, zuweilen an ächter Naivetät diesem unübertrefflichen Muster nahekommend, aber allerdings der starken süddeutsch-bayrischen Localfärbung halber dem Norden weniger zugänglich und daselbst auch weit weniger bekannt.

Die „Abenteuer der sieben Schwaben“ hat Simrock als schwäbische Ilias in Verse gefaßt.

Von eigentlich gebornen Jugendschriftstellern sind zwei zu nennen, beide gleich fruchtbar, gleich viel gelesen, mehrfach aufgelegt, ja zum Theil übersetzt, an Beliebtheit bei der Jugend mit einander wetteifernd.

Franz Hoffmann, erst Buchhändler, dann naturwissenschaftlich philosophisch gebildet, gab als Erstlingsschrift eine für die Jugend bestimmte Bearbeitung von „Tausend und Eine Nacht“, dann einige Originalerzählungen, die günstige Aufnahme fanden und über seine Bestimmung entschieden. Nun ließ er seit 1840 in ununterbrochner Reihe über hundert verschiedne Erzählungen, Märchen &c. folgen, alle weit verbreitet. Sein „Deutscher Jugendfreund“ seit 1846 errang sich bald den Ruf eines der besten Blätter dieser Art.

Karl Gustav Nieritz, ein armer Schullehrer in Dresden, zuerst durch die Noth zum Schriftstellern getrieben, entwickelte auf diesem Felde neben mühevollem Amt eine ausgedehnte Thätigkeit. Er trat zuerst 1830 mit einer Erzählung auf, verfaßte dann noch mehrere so wie Journalartikel, bis 1834 Gubitz ihn mahnte, nach Christoph v. Schmids Vorbilde Jugendschriften zu verfassen, und damit hatte Nieritz das rechte Feld gefunden, auf dem er nicht weniger als 117 Bändchen Erzählungen geliefert hat, die meist historische Stoffe behandeln, von reiner Moral sind und die größte Anziehung behauptet haben. Erzählungen fürs Volk gab er im Sächsischen und im Deutschen Volkskalender heraus. Er ist von anmuthiger Darstellung.

Den Deutschen kommen an Zahl die Engländer gleich, wieder die verschiedensten Partien des weiten Gebietes behandelnd. Den eigentlichen Roman vertreten zunächst die Folgenden.

Am bekanntesten und weitest gelesen ist der sehr fruchtbare William Harrison Ainsworth, dessen Romane, zum Theil mit Zeichnungen von Cruikshank u. A. geschmückt, auch ins Deutsche mehrfach übertragen wurden. Den ersten veröffentlichte er 1825 im Alter von zwanzig Jahren und gewann darauf mit „Rockwood“ und „Crichton“ (1834 und 1837) außerordentlichen Beifall. Anzuerkennen ist, daß eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe sich hier in spannenden Situationen kundgab; aber auch sie hat sich im Verlauf

in förmliche Armseligkeit verloren und in Auffassung und Ausführung einer Rohheit Platz gemacht, welche einerseits ganz einfach die geschichtlichen Thatsachen mit aller prosaischen Dürre aberzählt, anderseits aber, um zu fesseln, allerlei romantisches Detail, Spuk- und Geistergeschichten, unwahre Situationen, auch wohl komische Intriguen hineinwob. Es sind meist dreibändige Schauergemälde, denen Scenen aus der englischen Geschichte unterlegt wurden — Lesefutter für schöngeistige Seelen, die gewaltsame Aufregung suchen, kurz die Verkrüppelung des historischen Romans.

Weitaus höher stehn die zwei Folgenden.

Der Rechtsgelehrte Samuel Warren ist in seinem Fach und in der Romanschriftstellerei bedeutend. Nach jener Richtung erwies er sich als einer der namhaftesten Rechtskenner des Landes und machte sich auch als juridischer Schriftsteller durch Abhandlungen und Lehrbücher, die selbst in Amerika geschätzt wurden, einen geachteten Namen; zerstreute kritische und juridische Arbeiten kleineren Umfangs erschienen später gesammelt. — Als Dichter trat Warren schon im 17. Jahre mit einer beifällig aufgenommenen Erzählung und darauf mit mehreren journalistischen Arbeiten in Prosa und Versen auf; seine eigentliche Bedeutung aber ruht lediglich auf zwei Romanen: „Passages from the diary of a late physician" (1832) und „Ten thousand a year" (1839), von denen der zweite uns Deutschen am bekanntesten geworden, übrigens in Frankreich, Deutschland und Amerika nachgedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ward. Wenn jener durch psychologisches Interesse anzog und feine Beobachtung des seelischen Lebens darlegte, wobei es wahr ist, daß er zuweilen bis zu peinlicher Naturwahrheit vorgeht, so dieser durch fesselnde und überdies trefflich angelegte Entwicklung so wie durch die Kenntniß aller Feinheiten des englischen Rechtes, ein Umstand, der erst auf den anonym gebliebenen Autor führte. In beiden ist die Darstellung lebendig. Ein dritter Roman (1847) fand kühlere Aufnahme.

Der Amerikaner Robert Montgomery Bird, zuerst dramatischer Schriftsteller („The Gladiator" erhielt durch das Spiel des damals berühmten Tragöden Forrest viel Erfolg), schrieb hernach Romane von tüchtiger Localfärbung. Sein Styl ist kräftig, ja derbnatürlich, die Charakterzeichnung gelungen, der Dialog lebendig, die ganze Erzählung von viel geistiger Kraft beherrscht. Sein „Nick of

the woods" erinnert zwar etwas zu sehr an Coopers Indianerscenen, steht ihnen aber nicht nach, ja es giebt Kritiker, welche diesen Roman verschiedentlich höher stellen, und sein „Calavar" aus der Eroberungsgeschichte Mexicos wird als einer der besten historischen in englischer Sprache erklärt.

Unbedeutender ist der Militär Charles White; er begann mit „Almacks revisited", den man als den Vorläufer der Pelhamromane erklärt, und ließ eine Reihe andrer folgen, deren letzter interessante Schilderungen aus Indien gab, nach eigner Anschauung verfaßt wie auch das Reisewerk über die Türkei. White schrieb auch über die belgische Revolution von 1830, an der er selber mitwirkte.

Eine viel berufene Vertretung hat der Seeroman gefunden, vor allen in Frederick Marryat. Dieser ist auch bei den Deutschen, die fast alle seine Romane übersetzt haben, sehr bekannt und viel gelesen. Marryat war selber von Jugend auf zur See und zeichnete sich bei verschiedenen Missionen als tüchtiger Marineoffizier aus. Neben der großen Reihe von Romanen, die rasch einander folgten, hat er romanhaft ausgeschmückte Reisewerke, so schon Jugendarbeiten aus dem canadischen und afrikanischen Leben, entworfen, später ein Tagebuch über Amerika, das aber weder den Engländern noch den Amerikanern gefallen wollte, und ein Handbuch zur Handelsmarine. Seinen Seegeschichten, die zwar recht gesunden Humor und reichen Witz in sich tragen, viel Wahrheit in der Zeichnung und Natürlichkeit in Entwicklung der Begebenheiten entfalten, geht doch so sehr aller wirklich poetisch-künstlerische Gehalt ab, daß sie meist schwerfällig dem nackten Realismus verfallen und kaum ein langes Leben fristen werden.

Noch weniger Dauer kann man den Seeromanen seines Nachfolgers Frederick Chamier verheißen, der ohnehin den leichten Humor und die bereite Erfindungsgabe seines Vorgängers nicht besitzt. Aus seiner Feder floß auch ein Abriß der französischen Februarrevolution und eine neue Bearbeitung von James' Geschichte der englischen Seemacht.

Der Neuyorker Kaufmannssohn Hermann Melville ist zunächst durch die abenteuerlichen Schicksale seines unsteten Lebens zur Romanschriftstellerei getrieben worden. Schon im 18. Jahr machte er, von ganz besondrer Vorliebe fürs Seewesen getrieben, die Reise nach England, wenige Jahre später auf einem Walfischfahrer diejenige in die Südsee, blieb auf Nukahiwa ungefähr ein Jahr lang von einem

kriegerischen Stamme der Eingebornen gefangen, besuchte Tahiti und die Sandwichinseln, lebte später in Neuyork und Pittsfield und war, nachdem seine letzten Seeromane und Phantasiegemälde nicht mehr den Beifall der früheren gewonnen, an Zeitschriften und Magazinen thätig. Seine ersten Romane (von 1846 an) über seine abenteuerlichen Fahrten und Erlebnisse und das Treiben zur See zogen durch das stoffliche Interesse und den malerischen Styl so an, daß er bald eine Berühmtheit war; es waren die phantasievollen Bilder ganz fremdartiger Gesellschaftszustände, welche rasch das Publicum gewannen.

Viel zahlreicher als der eigentliche Roman ist die Gattung vertreten, die man als nationale Lebens- und Gesellschaftsbilder, als das Genre in besondrer Richtung bezeichnen kann, sich aussprechend in Schilderungen und Reisebildern, in Novellen und Erzählungen. — Vor Allem sind die irischen Schilderer anzumerken.

So ziemlich der beste Sittenmaler und eigentliche Geschichtschreiber des irischen Volkes, mit Recht der populärste, da er seine Gefühle und Neigungen, seine Leiden und Freuden, seine Spiele und seinen Ernst durchaus kennt und theilt und mit aller Treue wiedergiebt und überdies vollständig sein bewegliches und warmblütiges Temperament in sich darstellt, ist William Carleton, ein kräftiger, mit starken Zügen des Ursprünglichen ausgestatteter Zeichner, der sich freilich als ächt irische Natur auch nicht scheut in Extravaganzen auszugreifen. Aber gerade die kecke Schreibart im Vereine mit dem neuen Inhalt machte ihn zum Liebling eines großen Publicums und forderte auch die Anerkennung der Kritik heraus. Offenbar hat ihn das Leben gezogen: in einer Bauernhütte geboren, als Sohn eines armen Landmannes mit allen Leiden und Entbehrungen vertraut, denen dieses Volk des Elendes ausgesetzt ist, bis ins 17. Jahr nur mit dem ärmlichsten Unterricht ausgestattet, begann er 1830 in Dublin mitten in aller Dürftigkeit seine schriftstellerische Laufbahn, machte sich aber mit seinen „Traits and stories of the Irish Peasantry", zwei Serien (1830 und 1832), sofort Boden. Er verfaßte Erzählungen, meist pathetischen, doch auch launigen Inhaltes, zur Beförderung der Repeal, und zur Vertheidigung der katholischen Geistlichkeit, womit er denn gar sehr auf das politische und das religiöse Feld hinüberstreifte.

In einer etwas unterschiednen Weise steht neben ihm der zuerst als Portraitmaler, dann auf Scotts Anregung als Novellist auf-

getretne John Banim, mit dem Streben, für Irland zu werden, was jener für Schottland war. Er hat vornehmlich die niederen Partien des irischen Lebens zum Object und führt uns in jene nur halb civilisirten Gesellschaftszustände ein mit dem Spiel der wilden Leidenschaften. Große Kraft der Schilderung und Schattengebung, starke Phantasie und nicht minder starke Leidenschaft, welche bis zu überheißem Gefühl ansteigt, glückliche Anlage und Verwicklung enthüllen ein bedeutendes Naturtalent, das zwar mit Vorliebe in die Uebertreibung des Schrecklichen verfällt; aber er bleibt der Originellste und Eindrucksvollste auf dem besonderen Feld, auf welchem Griffin weit schwächer erscheint. Banim will keck das Volksgefühl aufrufen, daher wohl auch die langen politischen Erörterungen, die man der poetischen Wirkung nachtheilig gefunden hat.

Auch sein Bruder Michael hat gefühlte Scenen von originellem Humor aus dem irischen Volksleben entworfen.

Thomas Crafton Croker ist eigentlich mehr Compilator und Sammler, der freilich mit gleich viel Geschmack als archäologischer Gelehrsamkeit die Sagen und poetischen Ueberlieferungen des irischen Volkes zusammentrug, bearbeitete und dabei wahre nationale Begeisterung, großen Fleiß, warmes Gefühl und volksthümlichen Humor hineinzulegen wußte. Das Erste waren seine „Researches in the south of Ireland“ (1824), denen eine Reihe ähnlicher Werke folgte; die beiden Originale „Barney Mahoney“ und „My village“ (beide 1832) scheinen weniger befriedigend. Jenes spielt unter den dienenden Classen Irlands, dieses auf englischem Boden; man hat dort charakteristische und unterhaltende Abenteuer vor sich, aber keinen tieferen Gehalt, hier zu viel nüchterne Prosa, die man mit dem umgekehrten Extrem der zu stark ins Schöne gemalten ländlichen Bilder einer Miß Mitford zusammenzuhalten sich veranlaßt fand.

Die früh nach England übergegangene Irländerin Anna Maria Hall hat ebenfalls Charakter und Zustände ihres Volkes zur Darstellung gewählt, die Leiden zur Sympathie, die Fehler zur Nachsicht empfohlen. Ihre Schriften haben viele schöne Details. Das Meiste ist verdeutscht. Ihren Platz gewann sie schon durch das erste Werk „Sketches of Irish character“, und aus dieser Reihe gelten die „Lights and shadows of Irish life“, drei Bände, 1838, als ihr bestes Werk. Frisch behandelt findet sich in den „Tales of women's

trials" ein Lieblingsthema der schriftstellernden Frauen Englands. In ihren historischen Romanen läßt sie die Einbildungskraft unbekümmert umspringen.

Neben den Irländern sind besonders auch die Amerikaner vertreten.

Das naturgewaltigste Talent unter ihnen ist der excentrische Dichter Edgar Allan Poë, schon früh zügelloser Ausschweifung ergeben, die ihn aus glänzenden Verhältnissen in ein Leben der härtesten Wechsel und abenteuerlich unsteten Schicksale auf amerikanischem sowohl als europäischem Boden warf, wiederholt angebahnte Carrièren scheitern machte und schließlich auch im 38sten Jahre seinen Tod durch den Trunk herbeiführte. Nach einer kleinen Erzählung, die ihm einen Preis in Baltimore eingetragen, erschien 1838 die erste größere Erzählung „Arthur Gordon Pym", die ihm bereits großen Ruf verschaffte; die „Tales of the Groteque and the Arabesque" (1840) erwiesen ihn vollends als glänzendes Talent; eine Sammlung kleinerer Gedichte „Murders of the Rue Morgue" verbreiteten seinen Ruf in Frankreich. Die „Sketches of the Literati of New-York" führten für seinen Charakter wenig ehrende Streitigkeiten herbei, und die in Prosa verfaßte philosophische Dichtung „Eureka" gab Anstoß durch ihre pantheistischen Ideen. Als eines der glänzendsten Producte amerikanischer Dichtkunst gilt besonders das Gedicht „The Raven", an welchem neben dem Phantasieschwung die vollendete Versification gepriesen wird. — Poë, ein Mann von seltnen, aber zügellos vergeudeten Geistesanlagen, ist allgemein von großer und blendender Phantasie, die sich zwar durchweg ins Wilde und Düstre verirrt, von kraftvollem Charakter, in den kurzen Prosaerzählungen und Novellen von einer so feinen Erfindung, daß man sich ihrer Anziehung nicht leicht entziehen kann, in den Romanzen von ächt romantischem Zug.

Die Senatorstochter Catherine Sedgwick aus Massachusetts trat 1822 zuerst in ihren „New-England Tales" mit Schilderungen puritanischer Sitten auf, die viel Aufsehen erregten, und „Redwood" ward den Romanen Coopers gleichgestellt; als ihre beste Erzählung gilt aber „Hope Leslie or early times in Massachusetts" (1827). 1839 machte sie eine Reise in die alte Welt (England, Deutschland, die Schweiz, Italien), deren Schilderungen hernach in Amerika mit viel Interesse aufgenommen wurden. Im Verlaufe wandte sie sich

den Jugendschriften zu und erwarb sich auf diesem Boden wesentliches Verdienst. Ludwig Rellstab hat ihre Erzählungen und Romane verdeutscht. Miß Sedgwick ist eine in England geschätzte, treffliche Zeichnerin amerikanischer Scenen, Traditionen und Sitten, namentlich aus dem häuslichen Leben; anmuthig und doch kräftig, natürlich und einfach in der Sprache, entschieden religiös in der Tendenz, aber dabei klar in Gedanken und richtig im Urtheil.

Die Roman- und Reiseschriftstellerin Francis Trollope begann ihre schriftstellerische Thätigkeit erst mit dem 52sten Jahre, setzte sie aber bis in ihr Alter fruchtbar fort. Ihr Erstes war ein Lebensgemälde der amerikanischen Sitten, so bitter und scharf, daß die gänze Nation, gegen die sie sich in ihrem ersten Roman aus demselben Jahr eben so feindlich gesinnt erwies, darüber in Zorn gerieth. Dieselbe bittere und spottende Einseitigkeit der Auffassung, welche sich auf die Aeußerlichkeiten des Lebens wirft, giebt sich auch in ihren folgenden Reisebeschreibungen aus dem westlichen, südlichen und mittleren Europa kund. Daneben erschien eine Reihe Romane mit zum Theil guten Schilderungen (einer der besten „The vicar of Wrexhill", 1837). Schilderungstalent besitzt sie, nicht aber den Blick für den Ernst und die Tiefe des Lebens; englische Kritik nennt ihre Charaktergemälde rauhe, aber gewandt entworfne Caricaturen.

Die vornehme Welt in England haben ferner zwei Frauen geschildert, als die bedeutendere Margaret, Gräfin v. Blessington, die selber eine nicht unwichtige Rolle spielte in jenem High life (Soiréen zu Kensington), dem zumeist Scenen und Charaktere ihrer Romane entnommen sind. Eine rasch entstandne Reihe von Novellen und Erzählungen, mehrfach verdeutscht, sehr viele Artikel in den Magazines, die Herausgabe von mehreren kostbaren, illustrirten Prachtwerken, Reflexionen in der Manier von Larochefoucauld, denen neben gut weiblicher Conception auch philosophischer Sinn zuerkannt wird, umschreiben ihre Thätigkeit. Als ihr bestes Werk anerkannt und am weitesten verbreitet ist „The victims of Society", drei Bände, 1837. Man darf der Lady Blessington zum nicht geringen Verdienst anrechnen, daß sie zuerst in ihrem Vaterland ungescheut für Byron, mit dem sie in Genua einen geistigen Freundschaftsbund geschlossen, das Wort ergriff und ihren Landsleuten Etwas von der verstockten und rechthaberischen Prüderie im Urtheil über den großen Dichter benahm.

Die zweite Vertreterin des fashionablen Romans ist Catherine Gore, so zwar, daß sie in ihren vielen Schriften auf diesem Feld ein treues und vielseitiges Bild aus dem Leben und Treiben der höheren Classen Englands zu geben unternahm. Von unbegrenzter Fruchtbarkeit, verfaßte sie seit der ersten Erzählung aus dem Jahre 1823 bis zur letzten 1859 nicht weniger als siebzig Werke in etwa zweihundert Bänden, die natürlich nicht über eine eben so rasch vorübergehende Bedeutung hinauskommen konnten; doch läßt sich viel Witz und Erfindungsgabe und ungewöhnliche Leichtigkeit der Darstellung in ihnen nicht verkennen. Die Mehrzahl ist verdeutscht. Sie dichtete auch mehreres Dramatische und bekundete ihre Anlage für Musik und Composition in den Melodien zu einigen Liedern von Burns, die beliebte Volksweisen wurden.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt in der belletristischen Literatur der Romanschriftsteller, Parlamentsredner und Staatsmann Benjamin d'Israeli ein, eine versatile Natur von viel Anlage, besonders für die satyrische Novelle, von gewandtem Wesen, doch eigentlich in allen jenen Lebensrichtungen nur speculirender Dilettant geblieben. Zum Staatsmann fehlten ihm die Kenntnisse, der Ernst und der weite Blick, zum Dichter die Tiefe, zum Redner die Herzenswärme. An der Staatsleitung suchte er sich durch Wendungen und Compromisse zu halten, im Parlamente mit scharf eindringender Dialektik, schlagfertigem Witz, bittrer Ironie und den blendenden Effecten einer Funken sprühenden Beredsamkeit zu dominiren, in der Schrift durch gesucht effectvollen Styl zu glänzen. Von der entschieden liberalen Partei ging er zunächst zu der conservativen des „Jungen England“ über, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte, die gleich sehr durch Styl und Inhalt auffielen, dann zu den Protectionisten und ausgesprochnen Tories, zu deren widerwillig anerkannten Führer er sich aufschwang, wobei sich ihm die Verfechtung der hochkirchlichen Interessen und die Feier der mittelalterlichen Zustände ganz gut mit der Verherrlichung der jüdischen Nation vertrugen. Der Romanschriftsteller ist besonders durch zwei Producte zu Namen gekommen: „Vivian Grey“ (1826—27), ein mit lebhafter, aber auch zügelloser Einbildungskraft entworfnes Sittengemälde aus der fashionablen Welt, und „Contarini Fleming“ (1832), wo er dieselbe Kraft zur Darstellung und Analyse der Leidenschaften verwendet. Es sind zusammen neun Bände, glänzend geschrieben.

Zwischen den Roman und die Geschichtschreibung getheilt, im Besondern der historischen Erzählung zugethan, erscheint George Payne Rainsford James; wohl gebildet, auch durch Reisen vorbereitet, begann er mit einer Reihe von kleinen Novellen und förderte darauf in ungewöhnlich rascher Folge eine Anzahl von Romanen zu Tage (alle verdeutscht); er hat diese Beschäftigung fortgeführt, nachdem er nach Amerika übergesiedelt; auch ein phantastisches Drama hat ihn zum Verfasser. Als Historiker erwies er sich nicht minder fruchtbar, nachdem er einmal mit einer Geschichte der Ritterschaft begonnen. Seine Erfindungsgabe ist nicht gering, die Composition tüchtig, das ganze Gewand seiner historischen Erzählungen glänzend und die Darstellung fließend; trotzdem tragen sie keinen Kern in sich, der ihnen langes Leben verheißen könnte.

Aehnlich getheilt ist zwischen den Roman und die Reiseliteratur Mrs. Anna Eliza Bray. Reisewerken (so über die Schweiz) folgten zahlreiche Arbeiten namentlich in der Romanliteratur, so zwar, daß sie gemäß einer vorherrschenden Neigung, welche sie aus dem Studium Shakespeares, Chaucers und Scotts gezogen, sich besonders dem Mittelalter zuwandte und historische Stoffe meist aus der Vorzeit des westlichen Englands behandelte, wobei sie allerdings genaue Treue anstrebte. Sie schrieb auch ein Werk über Händel und Kirchenmusik.

Von speciellen Reiseschriftstellern ist Henry David Inglis als gern gesehener Erzähler zu nennen, da er elegant schreibt. Er geht von Irland und Norwegen bis nach Spanien hinunter und ins Tyrol hinein. „Spain in 1830“ wird als sein Bestes erklärt. Ein Roman „Gil Blas“ hatte wenig Erfolg.

Auch Anna Jameson, die sich früh dem Erziehungsfach widmete, hat einen beträchtlichen Theil ihres Materials aus großen Reisen gezogen, die sie nach Italien, Frankreich und Deutschland, für dessen Literatur und gesellschaftliche Zustände sie sich lebhaft interessirte, und endlich gar nach Canada führten. Ihre Schriftstellerei ist weit aus einander gehender Art: Reisetagebücher, Skizzen, Charakteristiken, so über die weiblichen Charaktere bei Shakespeare (mit von ihr selbst gezeichneten Radirungen), worin sich tactvolles Verständniß darlegen soll.

Noch zerfahrener ist die Schriftstellerei der Gatten William und Mary Howitt, die der Secte der Quäker angehörten und Beide

mit den fremden Literaturen vertraut waren. Ihr Erstes, gemeinsam bearbeitet, war 1823 eine Sammlung Gedichte, die Beifall fanden; hernach folgte ihnen ein zweites ebenfalls gemeinsames lyrisches Product. Das „Book of the Seasons" (1831) erlebte mehrere Auflagen. Die „History of priestcraft" (1833) erregte bei den Hochkirchlichen vielen Anstoß, gewann aber um so größere Popularität beim Volke. Nachdem ein mehrjähriger Aufenthalt in Heidelberg sie mit den Zuständen, der Literatur und Sprache der Deutschen bekannt gemacht, gab William die Resultate seiner Studien und Beobachtungen in mehreren Schriften, während Mary ihren Landsleuten die neuesten Producte deutscher, schwedischer und dänischer Nationalliteraturen durch Uebertragungen zugänglich zu machen suchte. In noch neuerer Zeit erschien von Beiden über nordische Literatur ein Werk, worin das Skandinaventhum auf Unkosten des deutschen Wesens erhoben ward. Daneben verfaßte Mary Gedichte, Erzählungen und Kinderschriften, an denen die leichte Darstellung und reine Moral zu loben sind. William schrieb Verschiedenes aus dem englischen Leben und neuestens nach 1½jährigem Aufenthalt in Australien auch über dieses in Schilderungen, Erzählungen und Romanen. Zuletzt wandte er sich dem Spiritualismus zu.

Noch sind unter den auf verschiedenen Gebieten, auch auf dem der Lyrik, sich Versuchenden zu nennen: John Sterling, Sohn des als Mitarbeiter der Times berühmt gewordnen Capitäns Edward Sterling, eine früh kränkelnde Natur, die schon im 38sten Jahre langen Leiden und geistig dem erfolglosen Streben nach einem Ideal erlag, zu dessen Erreichung ihm trotz bedeutender Geistes- und Charakterbildung und eines an Hülfsmitteln reichen Lebens die Kraft fehlte; so ist er denn auch nie zu innerer Harmonie und seine Poesie nicht zur Vollendung gekommen. Ein Roman, Novellen und Erzählungen, Essays und kritische Aufsätze, Gedichte, darunter ein größeres satyrisches in sieben Büchern, und das Trauerspiel „Strafford" sind von ihm. Der innige Umgang mit Coleridge, dem er mit begeisterter Zuneigung anhing, hatte seinen zum Skepticismus geneigten Geist wieder den religiösen Ideen zugewendet, und unter diesen Einflüssen entstand (1838) der Roman „Arthur Coningby", der aber bei seinem Erscheinen wenig beachtet ward; spätere Arbeiten zeigen den Einfluß des Deutschen. Sein Vers fließt, viele Gedanken sind schön, Rundung und Abschluß fehlen.

Der Amerikaner William Gilmore Simms aus Südcarolina, dessen Geschichte er geschrieben, ist nach Gesinnung (Secessionist) und Talent vollständig südländischer Art geblieben. Einem Band Gedichte, bereits aus dem 18. Jahr, folgten bald mehrere, als sein vorzüglichstes gilt „Atalantis“ von 1833; danach eine Reihe Romane als Darstellungen von dem Wesen und den Sitten des Südens, der dieselben mit vielem Beifall aufnahm; ferner einige weitre Gedichte, zahlreiche Beiträge für Zeitschriften, schließlich Historisch-Biographisches. Man rühmt an seiner Poesie schöne Verse und lebendige Einbildungskraft, die ihm treffende Bilder zuführt; man tadelt an ihr öftere Dunkelheit.

Grace Aguilar, aus ursprünglich spanisch-jüdischem Geschlecht, sehr früh entwickelt und früh gestorben, trat schon jung mit Gedichten und Erzählungen hervor, die sich bald in alle Unterrichtsanstalten und in die vornehmsten Familienkreise Englands den Weg bahnten. Obgleich mit Wärme dem Glauben ihrer Väter zugethan, vertrat sie doch in ihren Schriften, denen zartes poetisches Gefühl und aufrichtige Frömmigkeit zugesprochen wird, rückhaltslos die Lehren der christlichen Moral.

Wir haben William Makepeace Thackeray, nach Boz den größten neueren Humoristen Englands, nicht zu behandeln, ansonst er unbedingt in die ersten Reihen gestellt werden müßte, sondern als Uebergangsfigur blos mit einem Wort einzuführen; denn bis zum Schluß unsrer Periode steht er mit seinen humoristischen Schilderungen, die gleichzeitig durch ihre Schärfe und Gemüthlichkeit an Swift und Fielding erinnern, so wie mit den glänzend witzigen Satyren noch in seiner bloßen Entwicklung. Erst gegen's Ende (1847) trat er mit einem seiner Hauptwerke „Vanity fair“ auf Einen Schlag in den Rang eines der ersten Sittenmaler unsrer Zeit ein. Eine erstaunliche Fülle der psychologisch meisterhaften Charakteristik liegt in dieser realistisch schneidenden Schilderung englischer Sitten, Gewohnheiten und Besonderheiten und daneben eine vernichtende Satyre auf die selbstsüchtig herzlos scheinheilige moderne Gesellschaftswelt. Er hat später dasselbe Thema mit eben so viel genialer Kraft nochmals aufgenommen.

Nach der großen Zahl von Hauptträgern des französischen Romans folgen nun nicht mehr so viele zweiten Ranges. Unter diesen steht jedenfalls Emile Souvestre, der auch uns Deutschen am besten bekannte, für den Roman und das Drama allen anderen voran. Er betrat erst mit dem 30sten Jahre, da er 1836 nach Paris kam, die Schriftstellerlaufbahn und begann mit Aufsätzen über die Bretagne, welche den eignen Anschauungen und Erlebnissen entnommen waren, den Localton so glücklich trafen und so viel Neues und Interessantes über Land und Leute jener eigenartigen Gegend beibrachten, daß sie seinen Namen sofort geachtet machten. Von da an floß aus seiner thätigen Feder eine lange Reihe von Romanen und Novellen, Dramen und Vaudevilles, Skizzen und Reisebildern. — Souvestre zeigt eine Art deutsch gediegener Haltung von sittlich ernstem Charakter, der sich zum Harmlosen neigt, eine moralisirende Richtung (zu stark in den dramatischen Stücken); er hat eine einsichtige und redliche kritisch historische Feder, ruhigen Geist und zu gemeßner Entfaltung geneigte Phantasie, die nicht à la française Funken wirft und Sprünge macht, ein Talent, das unstreitig besser als fürs Drama angethan war zu der ruhigen und breiten Entfaltung des Romans und am besten zum Volksmärchen. Sein Styl will leicht und ungezwungen scheinen, ist aber eher gesucht und verarbeitet. Man kann die hervorstechende Tendenz seiner dramatischen Arbeiten, die beim großen Publicum sehr beliebt wurden, direct den Stücken Scribes entgegenstellen: Während dieser den schlechtesten Zeitneigungen nachgebend die Armuth und das Elend auch moralisch niedertritt und zu Repräsentanten der Unmoral und Schlechtigkeit macht, wogegen die Reichen und Mächtigen nothwendig auch die Moral und das Recht für sich und in sich haben, hat Souvestre umgekehrt durchweg die kleinen und gedrückten Leute, die Arbeiter und Handwerker, als Träger der wahren Moral und Hochherzigkeit, die Reichen und Vornehmen als Sittenverderber gezeichnet. Beides ist gleich falsch.

Paul Henri Corentin Féval ist sehr gewandt und schreibfertig. Einige Journalartikel und daneben mehrere Vaudevilles als dramatische Anfangsstücke, die von namhaften Fabrikanten des Faches aufgekauft wurden, dann die originelle Erzählung „Le club des Phoques“ und der Roman „Les chevaliers du firmament“ machten seinen Namen bekannt und eröffneten seiner Feder die Spalten der

Pariser Journale. Die „Mystères de Londres“ (1844, elf Bände), für einen Speculanten geschrieben und mit dem Namen der Francis Trollope gezeichnet, ein mit Kraft und Feuer hingeworfner Schauerroman, wurden verschlungen, so daß in wenig Jahren zwanzig Auflagen und zugleich Uebersetzungen in mehrere Sprachen folgten. Féval hat nach der bei den Franzosen so beliebt gewordnen Manier seine Romanstoffe auch auf dem Theater zu verwerthen gesucht, bei Weitem weniger glücklich; einzig der „Fils du diable“, im Ambigu-Comique 150mal nach einander gegeben, und die „Mystères de Londres“ auf dem Théâtre Historique hatten Erfolg. In neuerer Zeit führte er für die verschiedenen Pariser Blätter nicht weniger als vier Feuilleton-Romane neben einander fort und schrieb auch einige historische Werke.

Charles Victor Prévot, Vicomte d'Arlincourt, Sohn eines auf der Guillotine umgekommenen eifrigen Royalisten, erst in Napoleonischem Dienst, dann Dichter der Restauration, hatte unter dieser seine eigentliche Blüthezeit, da die reactionär mittelalterliche Tendenz seiner Dichtungen mit den Modeansichten und Neigungen der damals herrschenden Gesellschaftskreise gar sehr harmonirte. Als nach der Julirevolution diese ultraroyalistischen Anschauungen nicht mehr zogen, sank er in seinen Romanen bis zum schmähsüchtigen Pamphletisten herab, wie er denn noch in einem seiner letzten Werke „L'Italie rouge“ mit anecdotenhaft phantastischem Geplauder der nationalen Erhebung dieses Landes gegenübertrat. Nach 1848 ward er überwiegend Publicist. Seine Versuche im Drama hatten keinen Erfolg. Erfindungsgabe, die aber gern in phantastische Uebertreibung ausläuft, kommt ihm zu, dagegen keine Spur von Schönheitssinn, der Styl wird oft geradezu uncorrect und roh verrenkt.

Paul Lacroix, bekannt als Bibliophile Jacob, welchen Namen er sich als Verfasser einer Menge geschichtlicher und archäologisch-literarischer Arbeiten beilegte, hat in großer Fruchtbarkeit sehr zahlreiche Schriften geliefert, und zwar aus einer Reihe von aus einander gehenden Gattungen. Zum eigentlichen Schriftstellerberuf verhalf ihm die Romanschreiberei, die eine große Zahl von Bänden füllte. Geschichtlich oder rein erdichtet und auf Sittenschilderung angelegt, findet sich in ihnen ein ganzes Material aus seinen gelehrten Einzelforschungen; der Werth ist übrigens gering. Unter den geschichtlichen Werken nennt

man eins über das Mittelalter und die Renaissance, übers 16. Jahrhundert ꝛc. Ausgaben französischer Autoren, ausgewählte Uebersetzungen, Arbeiten für Zeitschriften und Sammelwerke, selbst dramatische Versuche sind Erzeugnisse seiner unerschöpflichen Schreiblust.

Auch sein Bruder Jules verfaßte viele Romane, Gedichte, zwei Dramen und Uebersetzungen aus den Alten.

Roman und Reiseliteratur sind vertreten in Astolphe, Marquis de Custine, einem Enkel des Revolutionsgenerals. Er machte vom zweiten bis vierten Jahrzehnt große Reisen und verarbeitete vom Jahre 1830 an deren Eindrücke und Forschungen in einigen interessanten Reisewerken, von denen das 1843 über Rußland erschienene mit viel Aufsehen aufgenommen, sofort verdeutscht und durch mehrere Gegenschriften beantwortet wurde. Custine ist auch im Roman mit Talent und Originalität aufgetreten. Sein theologischer Roman „Romuald ou la vocation“ (1848) wollte den religiösen Skepticismus widerlegen.

In Roman, Lyrik und Drama arbeitet Xavier (eigentlich Boniface) Saintine, der 1817 mit einem von der Akademie gekrönten Lehrgedicht begann, wonach noch mehrere seiner 1823 als „Poëmes, odes et épîtres“ gesammelten Gedichte den akademischen Preis davontrugen, was den Dichter in klarer Selbsteinsicht nicht abhielt zu erkennen, daß sein Talent nicht für dieses Feld geschaffen sei. Darauf wandte er sich dem Drama zu und ließ unter dem Namen Xavier eine Reihe Lustspiele und Vaudevilles, zum Theil mit Anderen bearbeitet, erscheinen. Doch liegen auch auf diesem Felde nicht seine bedeutendsten Schöpfungen, sondern im Roman, obgleich sein Erstlingsstück, die „Contes philosophiques“, unter dem Titel „Jonathan le visionnaire“, (1827) nicht zu interessiren vermochten; desto besser ging es den folgenden seit den dreißiger Jahren. Man hat allgemein die zugleich liebliche und moralisch werthvolle Dichtung „Picciola“ (1836) als sein Bestes anerkannt.

Zwischen Roman und Drama theilte sich Léon Gozlan. Weit in der Welt umhergeworfen, schon mit dem achtzehnten Jahr in Algier, hernach am Senegal, kam er erst spät dazu, seine durch unterbrochne Schulbildung mangelhaft gebliebnen Kenntnisse zu erweitern. Er brachte es wohl zu gewandter und geistreicher Darstellung, verwandte aber als eine durchaus äußerliche Natur sein Talent auf den bloßen effectvollen Schein und Schimmer. Große Fruchtbarkeit, am stärksten

erst nach 1848, hat Romane, Novellen und Erzählungen, dramatische Stücke und Vaudevilles geschaffen.

Noch vielseitiger bewegte sich Josephe Méry. Er trat seit 1824 in Paris mit seinem Landsmann und Geistesverwandten Barthélemy in enge Beziehung, und Beide arbeiteten, wie das bei den neueren französischen Schriftstellern oft geschehen, gemeinsam, rasch nach einander eine Reihe politischer Satyren herausgebend. Beide, gleichartig begabt und ohne Unterschied zusammen steuernd, entwickelten darin schon vor 1830 eine durch spielenden und doch scharf treffenden Witz und fruchtbare Phantasie, so wie formal durch erstaunlich leichte Improvisation und Versbildung unterstützte schneidende Polemik, die ihnen die ganze liberale Oppositionspresse zuwandte. Von 1830 bis zu seinem Eingehen (1832) arbeitete dann Méry in ähnlicher Weise an dem versificirten Wochenblatt „Némésis“, in feinen und gerundeten Versen berühmte Namen mit lange haftenden Worten des Spottes heimsuchend. Dann ging er von der Tagespolitik ab. Reisen in Italien und England gaben ihm Stoff, den er mehrfach in Romanen und Novellen verarbeitete, worauf er ebenfalls in Romanen und Reisebildern Indien, Amerika und China schilderte, ohne sie gesehen zu haben. Verschiedene Bühnenstücke und Operntexte, eine ganze Menge von Journalartikeln und eine ziemliche Zahl von Gelegenheitsgedichten auf Grund der politischen Ereig[illegible]mmt entweder auf dem Theater abgelesen oder als Cantaten in Musik gesetzt zu werden, umschreiben seine umfassend rastlose Thätigkeit, welche sich mit besonderer Leichtigkeit in alle prosaischen und poetischen Formen fand, aber nie zu einem bedeutenden Werke concentrirte. Sein Vers ist schön, rund, rhythmisch vollendet und von großer Reimfülle, sein Styl überhaupt glänzend und farbig, seine Diction von jener Wärme und Lebendigkeit der Phantasie getragen, die dem Sohne der Provence glühend innewohnte.

Hatten wir es hier schon stark mit der Satyre zu thun, so bleibt noch ein besonderer humoristischer Satyriker. Henri Monnier ist nach drei Richtungen aufgetreten: als Zeichner, Schriftsteller (auch dramatischer) und Schauspieler, in den ersten beiden mit entschiedenem Erfolg, während er auf der Bühne bei allem gründlichen Studium doch frostig erschien. Schon in der Jugend, nachdem er sich bei Girodet in der Malerei hatte unterrichten lassen, fühlte er sich nach Talent

und Neigung zum Caricaturenzeichnen angetrieben und entwarf mit großer Raschheit und Fertigkeit jene possierlichen Federzeichnungen, die in den letzten Jahren der Restauration sehr beliebt wurden. Monnier ist ausgeprägter Realist. Als Dramatiker machte er wenig Glück, weil er sich nicht dazu erheben konnte, einen dramatischen Knoten zu schürzen, eine Situation festzuhalten und durchgebildete Handlung hineinzulegen; er beobachtet die Dinge nach dem Leben und giebt sie einfach so wieder, ohne künstlerische Verknüpfung. Um so schlagender wirkte er als Satyriker, insbesondere durch die „Scènes populaires“ (1830), denen 1835—39 vier Bände neuer Scenen und 1854 „Les bourgeois de Paris“ folgten, alles das dialogisirte Schilderungen und Situationsbilder von ergötzlichem Humor und drastischer Komik. Monnier hat alle seine Scenen aus dem lebendigen Verkehr mit dem Mittelstand und dem unteren Volke gezogen und diesen Kreisen, die noch am wenigsten von unserer nivellirenden Cultur angeleckt sind, ihr typisches Gepräge abgezogen nach der ganzen Lebensweise und Physiognomie, nach Sprache und Charakter, indem er den Bourgeois in der bornirten Klug- und Wichtigthuerei seines Alltagslebens, in der klatschsüchtigen Dummheit seines Gesprächstones fest packt und zeichnet. Die Charaktertypen Madame Gibon und Monsieur Prudhomme seiner ersten Scenen sind förmlich sprichwörtlich geworden, ins ganze Volk gedrungen und hundertmal wieder angefaßt worden, um sie nach allen möglichen Situationen auszubeuten.

Für **Italien** hat der Roman dieser Tage die ganz besondere Bedeutung, daß er durchaus im Dienste der nationalen Erhebung steht, mit welchem auch Leben und Schicksale dieser Autoren aufs Engste sich verflechten. Es sind insbesondere drei zu nennen.

Der feurigste unter ihnen ist Francesco Domenico Guerrazzi. Er hat eine eigne und wenig zuverlässige politische Laufbahn durchgemacht, die ihn vom Advocaten, Geheimbündler, Verschwörer, Intriganten und politischen Gefangenen erst zum Cabinetspräsidenten des Großherzogs Leopold II. von Toscana, dann zum Triumvir und Dictator erhob, hernach in die Verbannung brachte, bis er unter der neuen Ordnung der Dinge Parlamentsmitglied ward, aber als Unzufriedner Sectirer und Pamphletist blieb. Die eignen Partei-

genossen trauten seinem unzuverlässigen Wesen nicht, und zur Zeit seiner Machtstellung benahm er sich zweifelhaft.

Jedenfalls ist Guerrazzi eine bedeutende Natur, vulcanisch bewegt und so hinreißend, ohne Zutrauen zu erwecken, durchaus zum Volkstribun geschaffen, voll Ehrgeiz und voll Advocatenlist im schwächlichen Körper. So angethan, daß selbst extreme politische Gegner mit Bewunderung von seinen Kräften, dagegen selbst Parteigenossen nie mit besondrer Achtung von seinem Charakter sprachen, heißt er seinen Landsleuten gewaltig durch ingegno e malizia. Seine Advocatenschriften voll persönlicher Sarcasmen, seine zum Theil bedeutsamen Reden, vor allen in seinem späteren Proceß die durch seinen Styl und überaus gewandte Dialektik berühmt gewordne „Apologia della vita politica di Francesco Domenico Guerrazzi" legen all seinen Verstand und Witz, Zorn und Leidenschaft, die volle Macht des Wortes zu Tage. Er begann gleich früh in der Verschwörung und im Roman, und der Erfolg, den sein erster historischer Roman „La battaglia di Benevento" (1828) errang, spornte ihn; im Gefängniß verfaßte er sein berühmtestes Werk „L'assedia di Firenze", dann „Isabella Orsini", gegen das Ende noch einige Romane und Erzählungen, die bereits ein starkes Sinken des Talentes verrathen. In der guten Zeit stand ihm zu Diensten ein originelles, durch glühende Phantasie und Leidenschaft gehobnes, durch historische Kenntnisse gestütztes Talent, Schwung in der Idee, Leben in der Schilderung, hinreißende Gewalt im originellen Styl; doch verfiel er damals schon in Uebertreibungen, Maßlosigkeiten des Urtheils und Effecthascherei. Von seinen Romanzen ist schön gesagt worden: sie seien mit Blitzen italienischen Geistes und republikanischen Zorns, mit beredten Blasphemien und verzweifeltem Skepticismus durchwoben, im orientalischen Style gefärbt.

Der Marchese Massimo d'Azeglio, eine begabte und wohl durchgebildete Natur, unter den Regeneratoren und Schöpfern des neuen Italiens in erster Reihe stehend, hat einen berühmten Namen erworben als Künstler, Romandichter, Staatsmann und Publicist. Wissenschaftliche, namentlich historische und Kunststudien brachten ihn bald so weit, daß er sich als Maler auszeichnete und vornehmlich in der Landschaftsmalerei zu vollendeter künstlerischer Fertigkeit gelangte. Seine zwei Romane „Ettore Fieramosca" und „Nicolò

de' Lapi" (1833 und 1841) wurden mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen und erreichten in vollem Maß ihren Zweck, das erloschne Nationalgefühl wieder in Flammen zu setzen. Von da an beschäftigte er sich mehr und mehr mit den staatlichen Angelegenheiten, geißelte in der berühmt gewordnen Schrift „Degli ultimi casi di Romagna" die päpstliche Regierung, suchte auch die nutzlosen Insurrectionsversuche zu beschwören und dafür den italienischen Fürsten die Nothwendigkeit einer nationalen Politik nahezulegen, Zwecke, in deren Dienst er eine ganze Reihe von publicistischen Schriften verfaßte. Als praktischer Staatsmann lenkte er mehr und mehr in die gemäßigt zuwartende, ja conservative Politik ein, was nach einigen Jahren seinen Rücktritt herbeiführte.

Sein Bruder Taparelli, Maler und Galeriedirector, schrieb ein werthvolles Werk zur Geschichte seiner Kunst.

Silvio Pellico, der Dulder für die Freiheit seines Landes, der von 1820 an erst in den Bleikammern von Venedig, dann auf dem Spielberg eine zehnjährige Gefangenschaft von brutaler Härte ausgestanden, welche seine Körperkraft erschöpfte und seinem Geist eine etwas mystische Stimmung aufdrückte, hatte sich zuerst durch die Trauerspiele „Laodamia" und „Francesca da Rimini", das letztere wahrhaft national und höchst anziehend, einen Ehrenplatz unter den italienischen Dichtern erworben. Im Vereine mit patriotischen Freunden und freisinnigen Schriftstellern, welche ihn in dem Streben unterstützten, die Wiedergeburt seines Volkes durch dessen Bildung und Erziehung zu fördern, entstand die Zeitschrift „Il conciliatore", welche wegen ihres freimüthigen Geistes dem Dichter eben jene Verurtheilung zuzog. Die Schrift „Le mie prigioni" (1833, im gleichen Jahre deutsch), mild, mehr klagend als verurtheilend, übrigens von beredter, fast kindlicher Anziehungskraft, behandelt die Leidensgeschichte seines Kerkerlebens. Noch sind von ihm mehrere Tragödien und eine Art moralischer Katechismus über die menschlichen Pflichten verfaßt.

Wie nicht der Letztgenannte allein, sondern eine Reihe von Früheren durch ihre zwischen den beiden Gebieten getheilte Thätigkeit beweisen, steht auch in dieser zweiten Reihe dem Roman am nächsten das Drama, oft blos wie eine Ergänzung zu dessen Tendenzen, und gleichfalls, wenn nicht eben so reich, doch in starker Zahl vertreten.

Der schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre verstorbne **Georg Büchner** war eine zu hohen Hoffnungen berechtigende Dichternatur aus der Familie der Grabbe und Hebbel. Auch so und trotz des Umstandes, daß eigentlich blos die in wenigen Wochen vollendete Revolutionstragödie „Danton's Tod" als ein Dichterwerk ersten Ranges vor uns liegt, würde man versucht sein, den jungen Dichter unbedingt als eine Größe ersten Ranges anzuerkennen, hielte man sich nicht zwei Momente streng vor: einmal die allgemeine Erscheinung, daß so frühreife Geister mit glänzenden Anfängen Meteore sind, die meist nicht halten, was sie verhießen; dann die psychologische Zusammensetzung dieser Natur, die skeptisch und blasirt bereits mit Welt und Leben abgeschlossen zu haben meinte und mit dem Nichts und dem Wahnsinn spielte. Es ist sehr wahr schon angedeutet worden, daß da, wo schneidend kalt zersetzendes Denken und glühende Exaltation auf ihrer Höhe in unheimlichem Kampfe standen und schon aus der Jünglingsbrust alle jugendliche Frische herausgetrieben hatten, keine oder doch nur eine höchst zweifelhafte Entwicklung vorauszusehen war. Wahr ist, „Dantons Tod" hat geniale Züge und führt mit erschütternder Treue in das Gemälde der Revolution ein; aber neben der reckenhaften Charakteristik und urwüchsigen Leidenschaft, durch die es in erste Linie gerückt wird, drängt sich übermächtig die subjective Willkür einer vollständig zersetzten Reflexion auf, einen schwer zu verwindenden Widerspruch begründend; es fehlt an dem ästhetischen Maß und der künstlerischen Gesetzmäßigkeit. — Tüchtige Uebersetzungen von zwei Dramen Victor Hugo's, philosophische und sociale Aufsätze neben poetischen Bruchstücken, das an Geist und kecker Laune reiche Lustspiel „Leonce und Leon" und ein Fragment der Dichternovelle „Lenz", das Meiste nach seinem Tod erschienen, sind von seiner Hand.

Der Bedeutendste nach ihm ist Karl v. Holtei. Aus Neigung Schauspieler geworden, debütirte er 1819 in seinem zweiundzwanzigsten Jahre zu Breslau, hatte Unglück in Dresden und zog sich deßhalb von der ausübenden Kunst zurück; doch trieb es ihn 1833 wieder zu derselben. Er führte als Schauspieldichter, Director, Vorleser dramatischer Gedichte, worin er ganz besondre Gewandtheit besaß, so wie als Begleiter seiner ersten und zweiten Gattin, die beide Schauspielerinnen waren, ein sehr bewegtes und unstetes Leben, das ihn über ganz Deutschland hin und selbst nach Rußland trug; die interessanten Er-

fahrungen desselben schilderte er in mehreren Prosaschriften (die größte „Vierzig Jahre", acht Bände, 1843—50) mit viel Leben und liebenswürdiger Offenheit, indem er zugleich werthvolle Bemerkungen und Winke übers deutsche Theater einflocht. — Seine erste Production waren zwei beifällig aufgenommene Liederspiele und darauf Gedichte; dann folgte eine große Zahl von Stücken verschiedener Gattungen, 1830 „Schlesische Gedichte" in schlesischer Mundart, in denen wie in den „Stimmen des Waldes" naiv ansprechender Humor herrscht. Das Stück „Ein Trauerspiel in Berlin" machte den eigenthümlichen Versuch, den Berliner Jargon auf die Bühne zu bringen. Text zu Gläser's beliebten Oper „Des Adlers Horst". Für sich und seine Gattin schrieb er zum Zweck einer Kunstreise eine Reihe Possen und rührender Schauspiele. Gedichte (zweite Sammlung), poetische Naturbilder, eine Reihe Romane, reich an Lebenswahrheit und natürlichen Herzenszügen, daneben Criminalgeschichten und kleine Erzählungen machen seine übrige poetische Thätigkeit aus. Ein Theil seiner Lieder sind populär und beliebt geworden. Holtei hat das Vaudeville in Form des gemüthlichen Lieder- (Sing-) spiels in Deutschland eingebürgert. Eine poetisch bewegliche und schlesisch-gesprächige Natur, volksthümlich, zuweilen weich bis zur Sentimentalität, zuweilen mit einem Anfluge des Frivolen, aber dabei von naturwüchsiger Lebensauffassung und naiver Gemüthlichkeit, übt er viel Anziehung.

Der Wiener Dramatiker und Lyriker, nebenbei auch gewandter Erzähler und Novellist Ludwig Deinhardstein ist nach jeder Richtung ein leicht wiegendes und gefälliges Talent. In der Geschichte der dramatischen Kunst sichert ihm der Umstand einen Namen, daß er es war, der die Gattung des Künstlerdramas erst eigentlich anbahnte. Deutschen Ruf machte ihm sein „Hans Sachs". In der Stellung als vieljähriger Redacteur der „Jahrbücher für Literatur" (1830—1851) wird ihm kritischer Tact und Geschick nachgerühmt. Deinhardstein ist eine in Nichts tief gehende und auch nicht originelle Natur, der die äußre Anmuth und eine gewisse gemüthliche Sinnigkeit vollständig genügen. Die Sprache seiner Stücke ist gebildet, das Arrangement geschickt für die Bühne berechnet, welcher er seit 1832 als Vicedirector des Burgtheaters nahe stand.

Von größerer Naturkraft ist ein zweiter Wiener, Johann Nepomuk Nestroy, der sehr beliebte Localkomiker und Lustspieldichter;

früh aus überherrschender Neigung dem Theater zugewandt und mit vortrefflichen Stimmmitteln begabt, trat er 1822 in seinem zwanzigsten Jahr als Sarastro in der „Zauberflöte" mit ausgezeichnetem Beifall auf, widmete sich aber in der Folge mehr und mehr den für sein Talent und seine Natur besonders passenden carikirten und komischen Rollen, seit den dreißiger Jahren ganz besonders der Wiener Localposse, so daß er als Schauspieler und Dichter etwa zwei Jahrzehnte die specifische Wiener Volksmuse, die mit ihm nach 1848 unter veränderter Geschmacksrichtung zu Grabe getragen worden ist, in sich vollkommen darstellte. Von drastischer Originalität, unerschöpflichem Witz, beweglichem Humor und selbstschöpferischer Auffassung, die ihm bis ins Alter blieben, würzte er seine theatralischen Darstellungen durch überraschende Improvisationen. Er dichtete 55 Stücke, von denen mehrere auf den mittleren und kleineren Bühnen bis jetzt heimisch geblieben sind; schon das Erstlingswerk von 1831 „Lumpaci-Vagabundus", machte ihn ausnehmend beliebt, mit Recht; es hat köstlich gelungene Figuren. Nestroy hat in seinen Schilderungen ziemlich kräftig die satyrische Geißel geschwungen, deren Uebermuth Alles traf, was ihr gerade in den Weg kam. Weder Gestaltungskraft noch Erfindung sind an ihm groß, und den Stoff entlehnte er meist fremden (französischen) Quellen; aber er wob eine vorzügliche Situationskomik, sprudelnde Wortspiele und Witzworte hinein und schilderte daneben treu Zustände und Personen. Der Versuch von 1847, social-politische Elemente hineinzuziehen, gelang ihm nicht mehr.

Ebenfalls Schauspieler und Schauspieldichter zugleich sind zwei Berliner zu nennen. — Karl Töpfer, auch Belletrist und Novellist, Redacteur der Hamburger „Thalia", daneben als praktischer Dramaturg Eleven für die Bühne anleitend und mehrere bedeutende Künstlertalente ausbildend, gewann mit einigen Lustspielen noch vor den zwanziger Jahren die erste Anerkennung; seit den dreißiger bis Anfang der fünfziger entstanden dann und wurden gesammelt sieben Bände. Töpfer dialogisirt fein und frei; er erscheint als gesunde und dabei sittlich strebende Natur, die sich am besten entfaltet in der Darstellung des gemüthlichen Familienlebens und dieses gern mit dem thöricht eitlen Salontreiben in Contrast setzt. Seine Stücke sind bühnengerecht und treffen das Leben; nach der höheren Kunst langen sie nicht.

Louis Schneider begann die Schriftstellerei mit militärischen Schriften und bethätigte die Neigung für dieses Feld noch in jüngster Zeit. Früh wandte er sich dem Theater zu, ohne jedoch anfangs besonders zu gefallen; nachdem er sich auf Reisen und durch wissenschaftliche Studien namentlich der neueren Sprachen ausgebildet, gewann er seit der Mitte der dreißiger Jahre lebhaften Beifall und ward rasch ein Liebling des Publicums, zumal in Rollen, die er für sich selbst schrieb. Als er aber der revolutionären Strömung von 1848 sich entgegenstemmte, veranlaßten ihn feindliche Volksdemonstrationen, die Bühne für immer zu verlassen, was ihn nicht abhielt, noch hernach Jahre hindurch die demokratischen Strebungen zu bekämpfen. Als Theaterdichter schrieb er unter dem Pseudonym L. W. Both, gab das „Bühnenrepertoir des Auslandes" heraus und ließ darin eine große Zahl sowohl dramatischer Originalarbeiten aus den verschiedenen Gebieten erscheinen, worunter einige sich den entschiedenen Beifall des Publicums gewannen, als insbesondre Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Russischen, die er für die deutsche Bühne zurechtmachte, Lustspiele, Possen, Vaudevilles, komische Opern, selbst Ballete. Auch eine Anzahl Novellen, Erzählungen, Romane und einige historische Schriften sind von ihm.

Gotthilf August, Freiherr v. Maltitz, von radical freien Gesinnungen, die ihn frühe schon mit seinen Vorgesetzten und nachher mit den politischen Zuständen überhaupt in Conflict brachten, machte den ersten dramatischen Versuch mit dem Stücke „Der alte Student", welches ihn bereits mit der preußischen Regierung entzweite. Von der dreißiger Revolution begeistert, ging er nach Paris, kam aber bald ernüchtert zurück. Von ihm sind neben dramatischen Arbeiten, wovon einzelne nicht ohne Beifall, Balladen und Romanzen so wie ein Versuch in religiöser Erbauungsliteratur. Man hat gefunden, daß seine Anlage sich am besten und natürlichsten im Humoristischen, ganz besonders in der politischen Satyre ausgesprochen habe, wofür ihm auch gesunder Witz zu Diensten stand (die ihrerzeit mit viel Beifall aufgenommenen „Pfefferkörner" 1831—34). Seine Dichteranlage war bedeutend, nur nicht genug durchgebildet, sein Sinn, scharf ausgeprägt, trieb ihn fortwährend zu politischen Excursen, befähigte ihn aber auch zu prägnanter Charakteristik.

Zwei Frauen reihen sich an.

Die Schauspielerin Charlotte Birch-Pfeiffer ist noch häufiger genannt als dramatische Bearbeiterin; sie hat das dramatische Machwerk inne. Als Schauspielerin, durch Zuccarini gebildet, entwickelte sie unbestrittenes Talent, Geist, Gewandtheit, poetische Auffassung und doch naturwahre Darstellung. Ihrer erinnert sich Zürich mit Sympathie, da sie 1837—43 die Bühne mit großer Umsicht, Energie und Erfolg leitete in dem gemeinsam mit Seydelmann verfolgten Streben, daraus eine Pflanzschule fürs deutsche Theater zu machen; 1844 kam sie nach Berlin, was der Reife ihrer Stücke nutzbar ward. Es sind deren bis in die neueste Zeit von ihr über siebzig erschienen, meist Bearbeitungen von Novellen, Romanen rc. zeitgenössischer Schriftsteller, auch Opern und Romane. Eigentlich waltet fast überall das subjectiv-leidenschaftliche Stoffinteresse vor. Im Grund ist sie nur ein gewandter Arrangeur, der die fremden Stoffe geschickt zu wirksamen Theaterstücken zurichtet, ohne sich über die Alltäglichkeit zu erheben oder wirklich künstlerische Durchbildung zu erreichen oder poetische Gestalten zu schaffen. Und gleichwohl zieht sie; ihre Stücke sind fast auf allen deutschen Bühnen heimisch geworden: genaue Kenntniß der Bühneneffecte und des herrschenden Geschmackes, Leidenschaft und Gefühl, das oft ins Familiär-Sentimentale spielt, auch Lebenswahrheit haben das große Publicum höhere Forderungen vergessen machen.

Amalie, Herzogin zu Sachsen, Schwester des durch seine Dantestudien namhaften jetzigen Königs Johann (Philalethes), in der Literatur auftretend unter dem Namen Amalie Heiter, ist Verfasserin von Schau- und Lustspielen, die bei der Kritik und den Bühnen viel Beifall fanden. Ihr erstes Stück fällt 1829, das zweite 1830, beide auf orientalischem Boden spielend; noch im späteren Alter war sie als Lustspieldichterin thätig, doch sind ihre Lustspiele eher bürgerliche Schauspiele. Man hat sie nach Originalität neben die Droste-Hülshoff gestellt; damit ist zu viel gesagt. Bühnenverständniß, selbsterworbne Welt- und Menschenkenntniß, sinnige Anlage, ruhige Klarheit und sittlicher Gehalt machen diese dramatischen Seelen- und Charaktergemälde, ausgeführt mit den einfachsten Mitteln in natürlichen Combinationen, zu einer gesunden Speise; sie läßt gern die wahre Natur über verbildete Abgeschliffenheit und aristokratische Anmaßung siegen. Eine maßhaltende Frauenseele ist sie immerhin etwas

weich und weiblich subjectiv, namentlich in Zeichnung des männlichen Wesens.

An den **Franzosen** überrascht die Fertigkeit des Machwerks, der Reichthum der Einfälle und die Unerschöpflichkeit der Production. Das Vaudeville spielt die Hauptrolle. Fast alle zeigen sie die nun einmal nach dem Vorgang der Schule Scribe's beliebt gewordne Eigenheit, zu zweien oder selbst mehr zusammen zu arbeiten. Wir nennen:

Auguste Anicet-Bourgeois begann im neunzehnten Jahr und war von da so unausgesetzt und rüstig thätig, daß er mit Beihülfe an 200 Stücke zusammenbrachte, welche fast allen Gattungen angehören, ihre Stoffe überall hernehmen, sei's aus der älteren und neueren Geschichte, sei's aus dem Tagesleben, bei ihrem besondern Publicum viel Beifall fanden und sich zum Theil bis jetzt hielten. Die Mehrzahl gehört dem Melodram an, dessen anerkanntes Haupt er lange blieb, mit eigner Schule, der populärste Dichter des Boulevardtheaterpublicums, das keine Ansprüche auf große Feinheit der Behandlung macht und nach dessen Geschmack er recht volksmäßig und interessant zu werden verstand. Anicet-Bourgeois entfaltet die volle und rüstige Werkmannsbravour, welche die Theatereffecte rasch und lebhaft vor dem Publicum abzurollen und die Intrigue spannend zu entwickeln verstand, wodurch er den Zuschauer fortwährend beschäftigt, überrascht und auch ergötzt; auf die feineren Forderungen der Kunst läßt er sich nicht ein, doch sollen sich in der Masse einige einfachere Stücke von sorgsamerer Behandlung finden.

Ancelot begann mit Vaudevilles, trat im dritten Jahrzehnt mit einer Reihe von günstig aufgenommenen Tragödien auf, einige nach classischem, andere nach romantischem Zuschnitt, und kehrte nach 1830, von der Nothwendigkeit des Lebens gedrängt, wieder zum Vaudeville zurück. Gewandtheit im Bau lebhaft abfließender und wohllautender Verse mit beißend launigen Einfällen, Fruchtbarkeit und Witz, die sich in zahllosen Stücken jeglichen Zuschnitts und Gehaltes, leichten Sittenbildern, ergossen, machten ihn zu einem der Geübtesten im Vaudeville und verleiteten ihn auch zu pikanten Satyren in Epistelform. Er schreibt gebildet und fein und componirt verständig. Für das hohe Drama ist er zu leicht. Die „Marie de Brabant" (1825) ist eine

epische Dichtung in sechs Gesängen, mit dramatisirten Partien untermischt.

Seine Gattin Marguerite Louise Virginie, née Chardon, erst spät zur Dramatik übertretend, half zuerst ihrem Manne bei der Ausarbeitung kleiner Bühnenstücke, trat 1835 mit dem ersten Lustspiel und darauf mit anderen in Prosa auf, die im Théâtre français aufgeführt wurden, schrieb hierauf mit Erfolg für das Gymnase, das Vaudeville und die Variétés, verfaßte Romane und versuchte sich ohne Erfolg auch im Drama. Es sind weiblich zugeschnittene Stücke mit ziemlich viel Anmuth, Eleganz und netten Detailzügen, aber ohne rechte Handlung und wirksame Situationen.

Jean François Alfred Bayard kam nach einigen mit wenig Erfolg producirten Stücken seit 1828 zur Geltung, als „La reine de seize ans“ im Gymnase ganz ungewöhnlichen Beifall fand, gleicherweis eine ganze Reihe der folgenden, die bei ihrem Erscheinen Hunderte von Vorstellungen erlebten. Von da an ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei, in erster Linie dem Vaudeville, zugethan, schrieb er in zwei Jahrzehnten etwa 225 Stücke zusammen. „Le gamin de Paris“ (1836) wurde 463mal nach einander gegeben und lebt noch. Auch Bayard verdankte die Erfolge den gewohnten ächt französischen Eigenschaften: Witz und Intrigue, gewandte Ver- und Entwicklung des Knotens, lebhafter Gang der Handlung und geschickte Anlage.

Für die Bühne arbeiteten auch zwei Brüder des großen Naturforschers Arago. Etienne, der jüngste, war Theaterdichter, besonders Vaudevillist und Journalist; seine Melodramen und Lustspiele gingen mit Beifall über die Bühne der Boulevards- und des Vaudevilletheater, das er seit 1829 als Director glänzend zu heben verstand, ein Theil erhielt sich auf dem Repertoir. Als Journalist stand er ebenfalls mit Erfolg an kleinen belletristischen Journalen, zumal aber am „Figaro“. 1844 Mitbegründer der radicalen „Réforme“, an derselben bis zur Februarrevolution thätig, nachher eifrig an der Republik betheiligt, ward er in der Folge flüchtig. — Jacques Etienne Victor ward bekannt durch seine Reisen (zuerst 1817—20 als Zeichner auf der von Freycinet befehligten Reise um die Welt, deren Beschreibung er in verschiedenen interessanten Werken lieferte), dann mit Herausgabe satyrischer Zeitschriften und Abfassung einer ansehnlichen Reihe

von Theaterstücken beschäftigt, war seit 1835 Theaterdirector in Rouen.

Als literarische Gesammterscheinung ist keiner so bedeutend wie Théophile Gautier, eifriger Romantiker, der vielseitigst gewandte Schreiber, der den Uebergang von den sämmtlichen Gattungen des romanhaften in die des dramatischen und des lyrischen Feldes in sich personificirte und gar zum beliebten Stifter einer eignen Schule aufstieg, deren Repräsentanten bis in die neueste Zeit fortwirken. Er ist nicht weniger als lyrischer Dichter von Rang, — 1830 als Erstes ein Bändchen Gedichte, dann eine versificirte Legende; vorzüglicher Roman- und Novellenschriftsteller („Mademoiselle de Maupin", 1835, literarisch ausgezeichnet, aber auf schlüpfrigem Boden stehend); Reiseschilderer von eben so unterhaltender als belehrender Natur in Werken, welche die Früchte jener Reiselust sind, die ihn nach Spanien und Italien, in den Orient und nach Rußland führte; Dramen- und Vaudevilledichter, ohne rechten Erfolg, wogegen die Texte zu berühmten Balletten zogen; endlich Journalist, Theater- und Kunstkritiker von feinem Verständniß, Anfänge die 1844 als „Les Grotesques" gesammelten literarisch-kritischen Artikel über die Dichter des 17. Jahrhunderts, dann die zwanzig Jahre lange Thätigkeit an der „Presse" und hernach am „Moniteur", wobei seine Kritik im Laufe der Jahre allmälig zahmer und gemessener ward. Das Auszeichnende an dem Styl, worin seine Berühmtheit liegt, ist das Pikante, Originelle, Bewegte und Geistsprühende.

Wenige sind der **Engländer**, noch wenigere der Italiener.

Unter jenen wird James Sheridan Knowles als der beliebteste, populärste und fruchtbarste erklärt. Früh vertraut mit den besten Producten der englischen Literatur und früh mit Eifer die Bühne betretend, für die er nicht eben besonderes Talent hatte (doch ward er ein Schauspieler von Ruf), machte er sich zuerst durch lyrische Gedichte, dann durch eine Reihe von Dramen bekannt, unter denen „The hunchback" ganz außerordentlichen Beifall fand. Von da an fanden seine Stücke auf allen Bühnen Englands und Amerikas Eingang, und schon 1835 machte Knowles selbst eine Reise nach der Union, wo er dramatische Vorstellungen gab. Als trefflich ist sein Lustspiel „The lovechase" (1836) erkannt. Versuche im Roman glückten ihm nicht;

dagegen kamen Erzählungen und Skizzen, die er sammelte, zu vielen Auflagen. Von 1845 an aus religiösen Bedenken der Bühne abgewandt, gab er sich an die theologische Polemik hin, schrieb Streitschriften gegen den Katholicismus und bereiste das Land als Baptistenprediger. Die Kritik behandelt ihn ungleich: Einzelne zählen ihn den besten neueren Dramatikern der Engländer bei und sprechen ihm ernst künstlerische Gesinnung zu, Andre finden in seinen Stücken blos Bühneninteresse, da affectirte Sprache, weichlich verschwommenes Gefühl und oft schiefe Charakterzeichnung den poetischen Werth herabsetzen.

Anerkannt einer der Originellsten ist Robert Browning, in dessen Werken allen sich eine Fülle von Gedanken aus dunkler und schwer verständlicher Form herausringt. In den Anfängen hielt er sich fürs größere Publicum allzusehr in idealistisch-poetischer Höhe, aus der er hernach allerdings in die Realität herabzusteigen unternahm, ohne aber der Neigung zum Seltsamen, Bizarren loszuwerden; er ist kühn und reich an Gedanken wie an Bildern. Einer versificirten Erzählung folgte das Drama „Paracelsus" (1835), eine Art Rehabilitationsversuch des wunderlichen Naturphilosophen mit dem weiteren Hintergrunde der strebend-forschenden Geister des anrückenden Reformationszeitalters, die Auffassung mag allerdings an „Faust" erinnern. Auch das kräftige Charakterbild „Strafford" und ein nächstes Stück konnten sich nicht auf der Bühne halten. Eine weitere Sammlung dramatischer und lyrischer Gedichte, das religiös-philosophische Gedicht „Christmas eve and Easterday", dann die poetischen Charakterbilder aus Italien „Men and Women" folgten.

Seine Gattin Elizabeth, trefflich unterrichtet, selbst in den alten Sprachen, machte sich ebenfalls durch Romane und Andres einen rühmlichen Namen. Ihr neueres Hauptwerk „Aurora Leigh" schildert den sehr oft zum Objecte genommenen Kampf einer edlen weiblichen Natur mit dem conventionellen Gesellschaftsleben. Englische Kritik spricht ihr neben ähnlichen Vorzügen, wie ihr Gatte sie zeigt, größere Einbildungskraft zu.

Der Humorist, Publicist und Dramendichter Douglas William Jerrold, früh mit dem Theaterwesen bekannt, eine Zeit lang im Seedienste beschäftigt, aus dem er wenig zog außer der Anregung zu seinem ersten durchbrechenden Werk, einem Seedrama, widmete sich hierauf ganz der Schriftstellerei, die ihn anfangs arm ließ, nachher

mit Geld und Ehren lohnte. Nachdem schon jenes Drama 1823 („Black-eyed Susan") ihm die Gunst des Publicums gewonnen, befestigte er sich in derselben durch „The rent day", wohl gelungen nach dem Alltagsleben gezeichnet. Die meisten seiner Erzählungen und Schilderungen erschienen zuerst in Zeitschriften, an denen er sich lebhaft betheiligte, erst am „Punch", dem er wesentliche Dienste leistete, dann an anderen belletristisch-kritischen und politischen Inhalts. Lustspiele, Schwänke, melodramatische Stücke ließ er rasch nach einander folgen, und sie gewannen fast immer Gunst und Beifall. „The narrative sketches of the dramatist Douglas Jerrold exhibit, amidst their fantastic and cynical humour, so much real seriousness of thought and purpose, as to deserve being singled from the crowl and placed among the reflective and speculative fictions of the day. One or two very attractive works of the class incalculate or insiunate social theories so startling, that it is prudent to leave them unnoticed."

Sir Thomas Noon Talfourd ist zu Namen gekommen durch seine wenigen (es sind blos vier) nach classischen Mustern zugeschnittenen Dramen, deren erstes und bestes „Jon" 1836 mit großem Beifall aufgeführt ward. Eine Abhandlung über das griechische Theater, ein Riesewerk über den Continent und zwei zweibändige Schriften über Charles Lamb füllten seine schriftstellerische Thätigkeit aus. Die Poesie hatte ihn, der schon mit elf Jahren Gedichte veröffentlichte, früh erfaßt. Renommirter Jurist, ward er auch ein bekanntes Parlamentsmitglied.

Von den zwei **italienischen** Dramatikern ist der bedeutendere Giuseppe Revere, zuerst dem Handelsstande gewidmet, dem er sich denn auch nach einem langen Schriftstellerleben wieder zuwandte, übrigens sorgfältig erzogen und durch historisch-philosophische Studien gebildet. Sein erstes historisches Drama „Lorenzino de' Medici" (1829) machte bereits seinen Namen berühmt; dann folgten bis 1840 noch drei. Zwei Sammlungen Sonette zeichnen ihn auch als Lyriker von Namen, die Schrift „La cacciata degli Spagnuoli da Siena" (1847) als Historiker, in neuester Zeit einige mit Humor gewürzte und mit geschichtlichen Erläuterungen versehene Reiseskizzen als Schilderer. Revere ist einer der zahlreichen ausgezeichneten Geister, die in

ihrem Volke wieder den vaterländischen Sinn zu beleben unternahmen, und eifrig liberal griff er auch mit voller Wärme in die Revolution ein. Seine Sprache ist edel, die Form tüchtig, die Gedanken kräftig, die Charakter- und Situationszeichnung geistvoll, die Phantasie nicht stark und die Composition nicht immer künstlerisch durchgeführt.

Carlo Marenco war sehr früh geistig entwickelt, mit zehn Jahren zur Universität vorbereitet, im achtzehnten Jahr Dr. juris, ohne doch die juristische Laufbahn zu lieben, weßhalb er sich einige Jahre später ausschließlich der Literatur und Poesie ergab, wobei er bis gegen sein schon 1845 (er ist geboren 1800) erfolgtes Ende ganz abgeschlossen zu Ceva lebte und nur nach Turin kam, um seine meist auf dem großen Theater Carignano zur Aufführung gelangenden Stücke zu sehen. Das erste bedeutende war das berühmt gewordne „Bondelmonte“ (1828), und der fruchtbare Dramatiker ließ deren bis an sein Ende noch eine ansehnliche Zahl folgen. Die Stoffe wählte er zu Lehre und Beispiel immer aus der vaterländischen Geschichte. Zur Zeit seines frühesten Auftretens in den zwanziger Jahren wandte er sich in dem damals die italienische Dramatik bewegenden Streite zwischen der Alfieri'schen und Shakespeare'schen Richtung entschieden der ersteren zu, gab sich hierauf den bestimmenden Einflüssen von Manzoni's Tragödiendichtung hin, durch die er in Stoffwahl und Manier ganz wesentlich bestimmt wurde, wie er denn überhaupt troß bedeutender Kunstvollendung immer an Vorbildern hing. Man rühmt an seinen Dramen Geist, treue Charakterzeichnung, warme Darstellung und beredte Sprache; man tadelt an ihnen gesuchte Idealität im Ausdruck des Pathos und der Leidenschaft.

Annähernd denselben Reichthum der Vertretung wie der Roman zeigt das lyrisch-epische Feld, bei Weitem am stärksten unter den **Deutschen**, nach der Zahl weitaus gleichartiger als sonst ein Gebiet in den drei anderen Hauptliteraturen.

Die wesenvollste aller hieher gehörenden Personen, die wir unter den Haupttiteln Epik und Lyrik subsumiren würden, ist Julius Mosen, und hätten wir die Aufgabe, ihn hier als vollständig abgeschloßne

Gestalt zu behandeln und so zu zeichnen, wir würden ihn unbedingt unter die Dichter ersten Ranges einreihen.

Nach längerer juristischer Praxis, während welcher er sich bereits poetischen Arbeiten hingegeben hatte, Dramaturg in Oldenburg, entfaltete er in dieser Stellung eingreifende Thätigkeit, bis langwierige Krankheit seine Kraft lähmte. Sein Erstes war 1831 das „Lied vom Ritter Wahn", wozu er in Italien angeregt worden war, sieben Jahre später als Gegenbild „Ahasver". Beide Epen sind tiefsinnig, voll hoher Schönheiten, doch verlieren sie sich allzusehr in symbolisch-allegorische Beziehungen. Das erste schildert das Absterben der hellenischen Welt und das bange Ringen der im Christenthum zur Gottvereinigung aufstrebenden Seele, das zweite umgekehrt die anfangs unbewußte, dann absichtliche Auflehnung der im Weltlichen befangenen Seele gegen Gott. Die Sagen sind meisterhaft behandelt; die Seelenmalerei ist tief, die Variationen der beiden schweren Grundideen gehen klar und überwältigend auf. Es sind Erscheinungen von Bedeutung auf einem Felde, das deren in unsrer Zeit nur wenige bietet. Mosen ist auch ein ächter und frischer Lyriker, gefühlsinnig, volksthümlich anziehend zumal in den Balladen, von denen mehrere wahre Volkslieder geworden sind. Eine Anzahl Novellen ziehen ins idyllisch friedliche Naturwalten die geheimnißvolle Märchenwelt hinein, ohne die beiden Bestandtheile poetisch völlig zu vermitteln. Sein „Congreß von Verona" wird ein meisterhaftes Bild aus dem neueren Völkerleben genannt. Seit 1836 wandte er sich für mehrere Jahrzehnte wesentlich dem Drama zu, und seine idealisirten Geschichtsbilder sind von wahrhaft edler Gesinnung und Haltung und gediegener Durchführung („Otto III." ist von den Bühnen mit voller Anerkennung aufgenommen worden); doch fehlt ihnen im Allgemeinen der Strom des dramatischen Lebens, das individuelle Gepräge und die scharfe Charakteristik. Das Aechteste und Eigenste sind seine episch-lyrischen Gestaltungen. — Mosen ist eine kräftig innerliche Natur von wahrhaft edler Männlichkeit, die sich mehr und mehr abschloß, und mit Fug mag seine isolirte Stellung an Immermann erinnern. Verschiedne Einflüsse reiften ihn zu jener seltenen Selbständigkeit, die ihre Inspirationen aus dem eigensten Wesen zieht, zur ideenreichen Speculation sich neigt und in dem Streben nach gehoben gehaltvollen Kunstschöpfungen in die reichen Schätze der Mythe und Geschichte

hineingreift. Aus der Jugend, die ihm die feiernde Waldeinsamkeit nahe brachte, rettete er das tiefe Naturverständniß und den patriotischen Sinn, aus der bitteren Schwere des Lebens entnahm er einen ernst nachdenklichen Geisteszug, der seinen Blick für die Räthsel des Lebens schärfte.

Noch Einige finden wir stark aus dem lyrischen ins lyrisch-epische Feld übersteigen. Wohl das bedeutendste Talent unter ihnen ist der allzufrüh, schon im 25. Jahr, entschlafene Schlesier Moritz, Graf v. Strachwitz. Er bildete sich unter Uhlands und Platens Einfluß und eiferte formell diesem letzteren, von ihm hoch verehrten Dichter nach, mit dem er neben der angestrebten Formvollendung die Begeisterung für die Kunst theilt, während die Romanzen und Märchen Uhland'sche Art zeigen (die historisch groß gefaßte Ballade „Hie Welf!"). In seinen zwei Gedichtsammlungen, den 1842 in seinem zwanzigsten Jahr erschienenen „Liedern eines Erwachenden" und den „Neuen Gedichten", seinem Schwanengesang, zeichnet er sich als hochbegabten Geist, dem nur die Reife fehlt. Der „Erwachende" ist voll kräftig feurigen Lebens, ächt ritterlicher Gesinnung und leidenschaftlicher Kampflust, eine stürmisch drängende Natur, feind jeder süßlichen Empfindung, aber noch in der Romantik Zauber verloren und bald leidenschaftlich, bald empfindungsreich seine Liebe feiernd. Die „Neuen Gedichte" sind bereits abgeklärter, gedankenreich. „Nordland", eine Reisefrucht, giebt Stücke von kraftvoller Feier der wildschönen Nordlandsnatur. Die patriotische Hymne „Germania" mag wirklich erhaben und das eben so glänzende als tiefgefühlte Naturbild „Ein Wasserfall" mit seiner bedeutungsschweren Beziehung aufs Menschenleben großartig heißen.

Franz, Freiherr v. Gaudy, erst Militär, dann in Berlin literarisch beschäftigt, begann als Nachahmer der Heine'schen Liederform und als Dichter des heiteren Lebensgenusses; hernach selbständig, arbeitete er sich namentlich in die Weise des Chanson ein, voll gutmüthigen Spottes, leicht humoristisch, behend und schlagfertig die Thorheiten der Zeit verlachend im Tone Béranger's, den er mit Chamisso, seinem poetischen Leitstern, ganz vorzüglich verdeutschte; doch fand er sich auch in den heroischen Styl. Die Zeit erkennend, wandte er sich dem Liberalismus zu. Er dichtete allerlei Lyrisches und Lyrisch-Episches, Novellen, so venetianische unter dem Einflusse des italienischen Himmels, freundlich anziehende Genrebildchen aus dem italienischen und dem

dänischen Leben, vollendete Kunstmärchen, und gab eine anmuthige Darstellung von seiner ersten italienischen Reise. Die eigenthümlichste Schöpfung des in Leben und Kunst unstet suchenden Dichters sind die „Kaiserlieder" (1835) zur Feier Napoleons. Seine Uebersetzungen aus Andersen brachten den freundlich anmuthenden Dänen uns Deutschen nahe.

Das lyrisch-epische Zwischengebiet der Romanze und Ballade hat zu wesentlichen Vertretern die zwei Oesterreicher Johann Gabriel Seidl und Johann Nepomuk Vogl.

Seidl, auch geachteter Archäologe, ist als Dichter beliebt geworden, namentlich sind seine Gedichte in niederösterreichischer Mundart weit verbreitet; seine Erzählungen und Dramen, mehrere nach fremden Vorbildern, fanden weit geringere Theilnahme, mit einziger Ausnahme der Localposse „'s letzte Fensterln" und „Drei Jahre nach'm letzten Fensterln", die sich überall ganz außerordentliche Gunst gewannen. Aus seinem Studium ist mehreres Archäologisch-Epigraphische hervorgegangen. Seidl entwickelt innig warme Empfindung, namentlich in der Dialektdichtung; der Sinn ist rein, die Form wohllautend, dagegen fehlt ihm Gedankenkraft. Die Ballade „Hans Euler" ist von fesselnder Schönheit des Sinnes, das Abschiedslied „Es ist nun einmal so gekommen" tief ansprechend, in den „Bifolien" noch manche schöne Dichtung enthalten.

Vogl gab ein Taschenbuch, einen Volkskalender und das „Morgenblatt" heraus und veröffentlichte außerdem eine ansehnliche Zahl poetischer Arbeiten verschiedner Art, in poetischer und prosaischer Form; sie wurden volksthümlich und beliebt. Von seinen Landsleuten gern der „Vater der österreichischen Ballade" genannt, hat er solcher eine große Zahl gedichtet, auch einzelne Lieder von tiefer Sinnigkeit, daneben Epigramme und Spruchgedichte. Im Ganzen schweben seine Sachen auf der Oberfläche; die Form ist anmuthig und gewandt.

Förmlicher Epiker ist der Deutsch-Böhme Ludwig August Frankl. An der Geschichte gebildet, entnahm er ihr auch die Stoffe zu Balladen und Dramen. Aus einer Zeit medicinischer Studien blieb ihm wenig zurück als drei beißende Satyren auf den medicinischen Charlatanismus (1853—54), rasch nach einander achtmal aufgelegt. Frankl machte einen wunderlichen Lebenslauf durch: Erst in Italien weilend, dann in einer Stellung an der Israelitengemeinde zu Wien, hierauf

Professor der Aesthetik daselbst, nachher zu Begründung einer israelitischen Lehranstalt nach Jerusalem abgeordnet, lebte er schließlich wieder in Wien. Seine zwei Reisewerke aus dem Orient behandeln namentlich die Zustände der Israeliten daselbst, und die poetischen Eindrücke verarbeiteten zwei Gedichtsammlungen. Poetisch bewegte er sich in den verschiedensten Gattungen. Er begann mit kleinen Liedern, namentlich einem chronologisch fortschreitenden Balladenkranz „Das Habsburgslied“ (1832), was ihn rasch bekannt machte, fuhr mit episch-lyrischen Dichtungen fort, lieferte nach einer durch Hammer-Purgstall erworbenen Vertrautheit mit der orientalischen Poesie Morgenländische Sagen, machte sich an Uebertragungen aus Moore und Byron und dichtete 1836 eines seiner Hauptwerke, das Epos „Christoforo Colombo“. 1840 gab er eine Sammlung Gedichte und 1842 die biblisch-romantische Dichtung „Rahel“ heraus; nach längeren Zwischenräumen folgten (1846 und 1862) wieder zwei Epen „Don Juan d'Austria“ und „Der Primator“, die ebenfalls zu den besten neueren gerechnet werden. Einiges Satyrische und eine Sammlung serbischer Volkslieder „Die Gusle“ vollenden den Cirkel seines poetischen Schaffens.

Die Sage vertreten wesentlich August und Adolf Stöber, die Söhne des elsässischen und ums deutsche Wesen daselbst verdienten Dichters Daniel Ehrenfried. August richtete seine wissenschaftlichen Strebungen auf Sitten und Sagen, überhaupt auf die Volkseigenthümlichkeit seiner Heimath, und sein Hauptwerk sind die Sagen des Elsaß. Er brachte in mehreren periodischen und in besonderen Schriften Vieles bei zur Kenntniß von Land und Volk, begann ein elsässisches Idiotikon, schrieb brauchbare Lehrbücher für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur. Gedichte 1842. — Adolf, viel mit denselben Gegenständen beschäftigt, ist in der schönen Literatur bekannt durch seine Gedichte (1846), frische und innige, von ernst frommem Wesen getragene Lyrik, so wie durch die Reise- und Reformatorenbilder. Beide Brüder waren treue Hüter deutschen Wesens in dem einst deutschen Lande.

Adolf Bube ist ein zunächst durch seine Romanzen, Balladen und Sagen, in neuerer Zeit durch seine Naturbilder zu Ruf gekommener Lyriker, von reichem Gedankengehalt und tiefer Gemüthlichkeit, die sich innig an seine thüringische Heimath anschließt. Rhythmisch-sprachliche

Gewandtheit, einfach anmuthige Darstellung und klare Bildlichkeit zeichnen seine Dichtung aus.

In Lyrisches und Dramatisches theilte sich der unglückliche Heinrich Stieglitz, der durch Selbstüberschätzung das eigne Leben verbittert und gebrochen und zugleich den verirrten Opfertod seiner Gattin mit verschuldet hat, ein recht gefährliches Beispiel moderner Seelenkrankheitsformen. Er macht den Eindruck eines nicht unbedeutenden Talentes, das aber zerfahren blieb, nicht den Ernst des strengen Strebens fand und in excentrisch eitlen Planen sich verlor. Am meisten Kraft haben die phantasievollen „Bilder des Orients“, worunter auch mehrere dramatische Arbeiten. Die „Stimmen der Zeit in Liedern“ sind der tüchtigen Zeitanschauung wegen, die ebenfalls gegen abgelebte Reactionsstrebungen gerichtete lyrische Tragödie „Das Dionysosfest“ wegen des sprachlichen Wohllautes und der reich wechselnden rhythmischen Bewegung gepriesen. Seiner Gattin Tod wirkte auf den krankhaft afficirten Geist das Gegentheil von dem, was er wollte; das Folgende ist von wenig Bedeutung mehr.

Auf denselben zwei Gebieten bewegte sich Apollonius, Freiherr v. Maltitz, Bruder des als dramatischer und lyrischer Dichter genannten Diplomaten Franz, Dichter und Diplomat wie dieser. Er ist hier nur zu nennen, da der umfassendste Theil seiner Thätigkeit, namentlich soweit er sich aufs Drama richtet, in die neueste Zeit fällt. Ein reines Talent bewies er namentlich für Sinngedichte und Humoristisch-Satyrisches.

Unter den reinen Lyrikern mögen zunächst zwei beliebte Natursänger aufgeführt sein.

Karl Friedrich Hartmann Mayer, württembergischer Beamter, vertraut mit mehreren Häuptern der schwäbischen Schule und auch deren liberale Kammerwirksamkeit theilend, hat vollkommen den Charakter jener Schule in sich ausgeprägt. Neben seinen Gedichten oder (wie er sie zuerst nannte) Liedern, verfaßte er einiges Literarische, so zu Lenau und Uhland, auch eine Selbstbiographie. Mayer ist der eigentliche Meister des epigrammatischen Naturliedes und des sinnvollen Landschaftsbildchens im Geiste der schwäbischen Dichterschule; denn gemeinhin bewegen sich seine Liedchen im knappsten Umfang auf engbegrenztem Boden, sind aber in ihrer Art vollendet durch Wahrheit

und poetischen Schmelz, tiefe Innigkeit und eine Sprache von bezauberndem Wohllaut.

Genau derselben Richtung gehört als ihm nahe verwandte Abzweigung der schwäbischen Schule Karl Rudolf Tanner an.

Gustav Pfarrius ist eine ächte Rheinländernatur; seine „Waldlieder" sind naturfrisch angehaucht und von liebenswürdiger Laune.

Karl Lappe, lange durch sein Lied „Nord oder Süd" bekannt, trat erst in sehr reifem Alter vor die Oeffentlichkeit; die erste Liedersammlung des 1774 gebornen Dichters ist von 1824, darin auch eine Robinsonade für die Jugend. Wie sein Lebensgang ein äußerst einfacher war und bei freudigem Lebensmuthe die stille Beschränkung auf sich, das kindlich gemüthliche Hineinleben in Natur und Haus, Herz und Familie darstellt, so sein Lied und seine Prosa. Kräftig und innig zugleich, gemüthswarm, zuweilen mit feiner Ironie durchspickt, fließen die wohllautenden Verse ab.

Franz, Graf Pocci, zugleich als Dichter, Zeichner und Musiker thätig, hat zahlreiche Arbeiten nach allen drei Richtungen geliefert; darunter ist von Bedeutung, was er nach Rückerts Vorbild in der Kinder- und Volkspoesie in eignen Liedern und in Illustrationen leistete. In Poesie und Zeichnung geht er mit naiver Kindlichkeit vor und macht den Eindruck reiner Anmuth.

Die Kinderfabel vertritt der Theologe Wilhelm Hey. Auch philosophisch geschult, gab er zuerst Gedichte und Predigten heraus, die von gebildetem Geiste zeugten, ohne jedoch seinem Namen eine weitere Bedeutung zu geben, was erst geschah durch die 1833 zunächst zwar noch anonym erschienenen „Fünfzig Fabeln für Kinder", denen 1837 weitere fünfzig folgten, ausgezeichnet illustrirt durch Otto Speckter, was zunächst sehr viel beitrug zu dem lauten Beifall, womit sie aufgenommen und weit verbreitet wurden. Ganz recht aber hatte die bald nachfolgende Einsicht, daß der Text den Illustrationen nicht nachstehe. Hey ist wohl unser vorzüglichster Kinderfabeldichter. Etwas Einfacheres, Anmuthenderes, Naturtreueres und zugleich sittlich Reineres läßt sich auf diesem Felde kaum denken. Man muß ihn förmlich als den Schöpfer einer neuen Bahn anerkennen, auf welcher er sich ein eben so großes pädagogisches wie dichterisches Verdienst erworben hat. Die geistlichen Lieder sind um Vieles unbedeutender; sie haben zwar viel ächt christliche Gesinnung und Gemüth, sind aber mit wenigen

Ausnahmen schwunglos und gedehnt. Immer versificirt er leicht und melodisch.

Wenn Hey von einer Seite den Uebergang zum geistlichen Liede bereits vollzieht, so stellt von ganz anderer ein Zweiter denselben Uebergang dar, es ist der etwas forcirte Gedankenpoet Friedrich v. Sallet. Zuerst Militär, von dem geisttödtenden Garnisonsleben abgestoßen, verfaßte er 1830 eine satyrische Novelle auf den Militärstand, die ihm beinahe verhängnißvoll geworden wäre. Sein erstes öffentliches Product war ein Bändchen Gedichte, dann eine Sammlung Epigramme, ein heroisches Epos, ein Märchen, als Hauptschrift 1839 das „Laienevangelium“, eine Art moderner Evangelienharmonie, worin der klar und frei denkende, namentlich in religiösen Dingen nach unbedingter Vernunftwahrheit verlangende Kopf den überlieferten kirchlich-theologischen Anschauungen über Christenthum und Sittlichkeit entschieden entgegentrat und mit großer sittlicher Würde eine Religion der Thatkraft und des idealen Strebens predigte. Damit hängt eine Abhandlung zusammen, die den Pietismus als den wahren Atheismus angriff. Endlich folgte eine Erläuterung zum zweiten Theile des „Faust“. Wenn auch die Leistungen des jung verstorbnen Dichters, der als ringender Geist noch nicht zu Reife und Abschluß gekommen sein konnte, von Freunden überschätzt wurden, wobei namentlich die mit Rücksicht auf das „Laienevangelium“ gemachte Darstellung von ihm als einem neuen Religionsstifter unberechtigt zu nennen ist, so darf man doch nicht läugnen, daß er ein jung erwachtes Talent von großer Begabung war und rastloses Streben nach dem Höchsten in sich trug. Stark hat sich in seiner Natur der schlesische Hugenottenabkömmling geregt. Von der anfänglichen sentimental-romantischen Richtung sprang er zunächst auf die satyrisch-humoristische über (Entwürfe zu mehreren Lustspielen und Novellen), dann aber, gehoben durch die geschichtlich-philosophische Schulung und das Schiller-Goethe-Studium, auf tief und ernst gemeintes Streben nach Wahrheit des Erkennens.

Das geistliche Lied selbst hat in zwei Theologen bedeutendere Vertreter.

Karl Johann Philipp Spitta, früh durchs Leben geschult, da er aus Noth (er war mehrere Jahre Uhrmacher) durch die härtesten Anstrengungen sich das Studium erkaufen mußte, ist als homiletischer

Schriftsteller verdient; er dichtete zuerst Weltliches im Volksliederton (Handwerksburschenlieder), wovon wenig bekannt geworden, verdankt aber seinen Ruf ausschließlich dem religiösen Liede. Zwei früheren Sammlungen (1833 und 1842) folgte nach seinem Tod eine dritte, die noch einige der schönsten Gesänge enthält. Die erste „Psalter und Harfe" ist verbreitet wie kaum ein zweites geistliches Liederwerk unsrer Zeit; schon bei ihrem Erscheinen ungemein günstig aufgenommen, erlebte sie 1866 die 30. Auflage. Die zweite, 1865 ebenfalls schon in 17. Auflage, reichte nicht mehr an die Gefühlsunmittelbarkeit jener; ist auch die Empfindung immer noch tief innig und die Form sehr schön, so drängt sich doch das Element des Erbaulichen zu stark vor. Im Ganzen ist er mehr für die Hausandacht bestimmt. Mehreres ist componirt worden. Man hat Spittas Lieder geradezu als das Vorzüglichste erklärt, was seit Paul Gerhard auf diesem Feld erschienen sei. Die wohllautend vollendete Form, die klare Sprache, das wahre und innige Gefühl, die christlich warme Gesinnung und ruhig abgeklärte Ueberzeugung fern von jeder dogmatisirenden Einseitigkeit geben das volle, reine Bild eines still im Glauben beseligten Bewußtseins und des Segens wahrhaft frommer Familiengemeinschaft. Wo die rechte Gefühlsunmittelbarkeit durchgebrochen, da gewinnt sie auch die Herzen und giebt ihren Tönen die tiefere poetische Abklärung.

Albert Knapp, unter den Neueren ebenfalls einer der besten, der im Wesentlichen beigetragen hat, dieser Dichtungsart wieder Beachtung und Leben zu verleihen, gab zwanzig Jahre hindurch (1833—53) das Taschenbuch „Christoterpe" heraus, veröffentlichte in demselben oder in besonderen Cyklen seine Lieder und beschäftigte sich ganz wesentlich mit der deutschen Hymnologie, woraus seine Gesangbuchsarbeiten und der „Evangelische Liederschatz für Schule und Haus", eine schätzenswerthe Sammlung hymnologischer Denkmale aller christlichen Jahrhunderte, entstanden sind. Knapp ist nicht für das Volk, dem seine Sprache nicht paßt, wohl aber für die Gebildeten, denen er in christgläubiger Ueberzeugung das lebendige Evangelium nahe legen will. Sein Lied leidet wie so viele religiöse oft an rhetorischem Pathos und Redefluß und emporgetriebner Begeisterung, die den Hörer kalt läßt, weil das Gefühl nicht lebendig herausspringt und die Beziehungen nicht selten gesucht sind; es ist

bei ihm überhaupt weniger das Innig-Beschauliche als die Reflexion, die vorherrscht. Dafür hat die Reflexion Geist; sie weiß Natur und Menschenleben sinnvoll heranzuziehen, die Form ist ungewöhnlich schön und rein. Es bleibt sein größtes Verdienst, daß er als einer der Eifrigsten auf den einfachen, vollen und treuen Ton des alten Kirchenliedes verwies, der freilich ihm selber unerreichbar blieb, da derselbe seiner Art Bildungsvermittelung ferne stand.

Entsprechend zwei mächtig in ihr thätigen Seelenrichtungen fügen wir den religiösen und den Natursängern eine der bedeutendsten deutschen Dichterinnen an, vielleicht die originellste, Annette, Freiin v. Droste-Hülshoff. Durch ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und die Natur gezogen, von reinem Sinn, ernst sittlichem und geistig hoch gerichtetem Streben, streng katholischer Rechtgläubigkeit, die sich in ihrer späteren Zeit allerdings in Unduldsamkeit verirrte, hat sie sich in den verschiedensten Nüancirungen, vom religiös beruhigten Lied an durch Bilder des Naturlebens und Balladen hin bis zum Dämonisch-Schauerlichen und wieder zum Heiter-Humoristischen bewegt. Sie ist eine sehr ausgeprägte und eigenartige Persönlichkeit, in der sich die weibliche Milde mit großer männlicher Kraft in Gedanken und Sprache verbinden. Wenn sie einerseits Lieder von tiefinniger Gemüthsruhe giebt, so anderseits volle, frisch und keck aus dem bewegten Leben herausgegriffne Bilder und Scenen. Man hat von ihren Balladen, die freilich oft an Schwere und Unklarheit der Diction leiden, dafür aber durch wuchtigen Ausdruck und dramatisches Leben entschädigen, bezeichnend gesagt, daß sie gleich Granitmauern starren. Nicht immer bewältigt sie ihren Stoff, nicht immer wird sie klar. Von hoher Bildung und Originalität, reicher Gedanken-, Gefühls- und Bilderwelt, kühner Schilderung, weiblicher Sinnigkeit und durchdringender Beobachtung der Natur und des Herzens, tieffsinniger Psychologie, die durch einen contemplativen und zugleich elegischen Grundton ihre besondre Färbung erhält, wendet sie sich an die feine Bildung, um verstanden und geschätzt zu werden.

Unter den **französischen** Lyrikern ist zunächst einer zu nennen, der die Eine große Weise der modernen Lyrik seiner Nation fortsetzt, die durch Lamartine angegebne.

François Reboul, Sohn eines Schlossers, zur Ernährung seiner mit vier Kindern Witwe gebliebnen Mutter ebenfalls gezwungen Handwerker zu werden, mangelhaft unterrichtet, was er durch Lectüre und Selbststudium gut zu machen suchte, begann in vertrautem Freundeskreis mit leichten und lustigen anakreontischen Liedern, zu denen die weich elegisch-religiöse Stimmung der folgenden einen auffallenden Gegensatz bildet. Der ersten Gedichtsammlung von 1836 (schnell auf einander fünf Auflagen), im Ganzen auf Lamartines Ton gestimmt, folgten ein biblisches Gedicht, drei Tragödien und eine weitere Gedichtsammlung. Reboul entwickelt ganz den Ton der elegischen Klage und sentimentalen Stimmung, so wie die fromm und weich geartete Weltanschauung, die über die Nichtigkeit alles Irdischen trauert, gerade wie Lamartine selbst; doch sind einzelne Stücke sehr schön.

Pierre Dupont, ebenfalls armer Leute Sohn, machte eine seltsame Carrière; zum geistlichen Stand erzogen, der ihm nicht zusagte, ward er Lehrling bei einem Seidenweber, Schreiber eines Notars, Commis eines Bankiers, hierauf in Folge seiner Gedichte als Gehilfe beim dictionnaire de l'académie beschäftigt, endlich in den Decemberereignissen des Jahres 1851 wegen socialistischer Lieder verfolgt, verbannt und wieder begnadigt. Seinen Anfang machte er mit legitimistischen Oden und ging dann zu bukolischen chants und chansons über, die ihm bald große Popularität verschafften. Dupont ist ganz das Werk eines natürlichen Talentes, das ihn sowohl zum Dichten als zum Componiren führte, ohne je die Regeln gelernt zu haben; er ist Volksliedersänger, der Text und Weise zugleich erfand und auch selber vortrug.

Josephe Autran gab 1835 und 38 zwei Bändchen Gedichte „La mer" und „Ludibria ventis" heraus, noch mit Nachahmung fremder Muster, dann ein prosaisches Werk, hierauf das Soldatenepos „Milianah" über die französisch-afrikanischen Kriege, darin ganz Original, endlich eine von der Akademie gekrönte Tragödie und mehrere Gedichtsammlungen. Man hat in seiner Poesie zwei Elemente unterschieden: ein an antike Muster (Horaz) erinnerndes und eines von durchaus origineller Selbständigkeit, in diesem Einfachheit, die doch zugleich mit Eleganz, Tonfülle und schwungvoller Phantasie sich verbindet, besonders aber lebendige Schilderungen.

Wollen wir auch bei den **Engländern** mit Nachdichtung Einer großen Tonart beginnen, so müssen wir ein Weib an die Spitze stellen. Elizabeth Sarah Norton, unter den jüngeren Schriftstellerinnen hervorragend, ist gradezu ein weiblicher Byron genannt worden. Schon in ihrem siebzehnten Jahre schrieb sie die „Sorrows of Rosalie", eine rührende Geschichte aus dem Landleben. Im Uebrigen warf sie sich auf die Schilderung der Mißverhältnisse in den Gesellschaftszuständen, verfaßte eine gelungene Kinderschrift und in neuerer Zeit einige Romane, nachdem ihr erster „Stuart of Dunleath" (1851) viel Beifall gefunden. Sie theilt mit Byron die starke Leidenschaft und die kühnen Gedanken, hat im Einzelnen zarte und schöne Stellen, scheint aber ihrem Vorbild auch die weltschmerzliche Stimmung entnommen zu haben.

Der Bedeutendste ist übrigens der früher schon wegen seiner whiggistisch eben so scharfen als geistreichen Publicistenthätigkeit als auch wegen seiner herrlichen „Story of Rimini" genannte James Henry Leigh Hunt. Seine politischen Angriffe, so in dem mit dem Bruder John begründeten „Examiner" bereiteten ihm ein Leben voller Mühen und Kämpfe (siehe seine Autobiographie). Zwei nicht gedeihende Vierteljahrsschriften, ein Werk aus Byrons Leben mit interessanten Anecdoten (wegen dessen er undankbar gegen den großen Dichter gescholten ward), kleinere prosaische Artikel und Aufsätze, ein Drama und ein erzählendes Gedicht, Auszüge aus allerlei älteren meist vergessenen Dichtern mit literarischen Noten, eine religiöse und eine antiquarisch-beschreibende Schrift und endlich Ausgaben der dramatischen Werke Verschiedener umgrenzen seine Thätigkeit. Ueppige Einbildungs- und pittoreske Darstellungskraft, wahre Geistesoriginalität, die sich erfinderisch in den Interesse weckenden romantischen Dichtungen ausprägte, wurden unterstützt durch eine schon auf der Schule entwickelte ungewöhnliche und eigen geartete Sprachgewandtheit, „a triumphant hand in a style which he had made his own", worin er allerdings Nachahmer, aber keinen ihm gewachsenen Rivalen fand. Er ist bald witzig und humoristisch, bald zart und schön, in einzelnen Stücken glänzend. Freund von Shelley und Keats, vor ihnen in Poesie und Prosa bekannt, gehört er übrigens neben Bryan Proctor einer ganz modernen Schule an.

Der originelle Humorist Thomas Hood, zuerst Kaufmann, was ihn bei seiner überwiegenden Neigung für die Literatur unglücklich

machte, dann Kupferstecher, wobei er sich diejenigen technischen Kenntnisse aneignete, die er hernach bei Illustration seiner Werke verwendete, richtete sich 1821 ausschließlich zur Schriftstellerei: zuerst Leitung des „London Magazine“, dann seine eigne Zeitschrift „Hoods Magazine“. Seine „Poems“ wurden wiederholt aufgelegt und gleich die erste Sammlung „Whims and oddities“ mit viel Beifall aufgenommen; allgemein gelten sie als gelungen. Eines richtet sich auf das mit vieler Eindringlichkeit und tiefem Gefühl geschilderte Elend der Londoner Nähterinnen. „The plea of the midsummer fairies“ wird eine sehr liebreizende phantastische Schöpfung geheißen. Im Fache der Erzählung und des Romans versuchte er sich 1827 und 28 ohne Glück; das „Comic Annual“ dagegen und eine Satyre auf die englischen Touristen begründeten seinen Ruf als Humorist. Hood ist durchaus humanen Wesens, selbst in der Satyre, die sich nur an den leichten Schwächen und Thorheiten komisch ergötzt, während Fehler und Verbrechen ihn ergreifen und traurig stimmen; er kann darin bis zum Pathos gehen. Dieser Tonweise dient denn auch der ihm ganz eigenthümliche Gebrauch der Wortspiele. Man darf Hood wirklich einen hervorragenden Lyriker nennen, Meister in allen Stimmungssphären, stark in der Leidenschaft, in nationalen Balladenstoffen von charakteristischer Tiefe. „Remarkable union of grotesque humour with depth of serious feeling marked his genious.“

Der Dichter und Literaturschriftsteller Bryan Walter Proctor (als Schriftsteller Barry Cornwall) trat zuerst (1815) mit dramatischen Arbeiten auf, welche eine natürlichere Redeweise einzuführen bestrebt waren; eine italienische Erzählung vom Jahre 1820 fand günstige Aufnahme, und die zwar wegen mangelnder dramatischer Bewegung wenig zur Darstellung geeignete Tragödie „Mirandola“ fand im nächsten Jahr auf dem Covent-Garden-Theater großen Beifall. 1831 erschienen die „English songs“, worunter volksthümlich gewordene Lieder, wie denn überhaupt seine kleine Lyrik das Vorzüglichste ist. Er geht in seiner dichterischen Stylweise auf die Zeiten der Königin Elisabeth zurück. Literarhistorisch schrieb er über Edmund Kean, über Leben und Werke Ben Jonsons, drei Bände über Shakespeare und neulich eine Biographie seines Freundes Charles Lamb.

Ebenezer Elliott, der Sohn eines eigen gearteten Vaters, der glühender Republikaner und eifriger Dissenter war, wird annähernd

mit dem Prädicate des genialsten der englischen Volksdichter ausgestattet. Der nur mangelhaft gebildete, aber durch die Liebe zur Natur und zu Thomsons „Jahreszeiten" für die Dichtkunst erweckte Mann war schon 42 Jahre alt, als er seine ersten noch unbeachteten Gedichte herausgab, und fand seine Bedeutung und den rechten Stoff erst in der Agitation gegen die Brodsteuer, in die er sich mit aller Macht warf. Seine „Cornlaw-rhymes" (1831), hervorgegangen aus der begeisterten Fürsprache für die Armen und Unterdrückten, von einer großen, wahrhaft aus dem Herzen quellenden natürlichen Beredtsamkeit und Energie, wirkten auf die Massen als eine förmliche Macht, wenn auch der ungelehrte Grobschmied von Rotherham nicht eben des guten Geschmacks und der feinen Form Meister war. Von ihm ist sonst noch einiges Lyrische und Etliches in Prosa.

Dem amerikanischen Dichter Henry Wadsworth Longfellow geben wir hier eine ähnliche Stellung wie einem Julius Mosen unter den Deutschen; wir würden nämlich jenes wenigstens formal bedeutendste Dichtertalent der Amerikaner ebenfalls in die erste Stelle zu rücken haben, wenn wir ihn nicht gleich jenem nur in einem Theile seines Wirkens betrachten dürften. So fällt sein durch gewaltigen Schwung berühmter „Song of Hiawatha" (in einem halben Jahre dreißig Originalausgaben) bereits ins Jahr 1855, dagegen das nach seiner gewohnten Tonart ihn kennzeichnende, mild freundliche idyllische Epos „Evangeline" in wohlklingenden Hexametern 1847. Wiederholt in Europa mit literarischen Studien beschäftigt, spiegelt er oft europäische (deutsche) Muster wieder, ganz besonders wird ihm die nach Geist und Form weitgehende Nachahmung Goethes vorgeworfen. Longfellow ist überwiegend lieblich anmuthigen Wesens, zart, malerisch und melodisch, mehr einer schwärmerischen Romantik und tiefen Empfindung als kräftigem Schwung ergeben, sprachlich ausgezeichnet. „Longfellow possesses true poetic sensibility, much original fancy, and a ready command of apt diction; end the care with which he labours to make his very slightest pieces obey rules of refined art, deserves, as a protest against the heresies of the day, the same tribute of respect which is paid to Tennyson."

Wie der erstgenannte Franzose seinen Meister in Lamartine, der erste Engländer den seinen in Byron anerkennt, so ist **der Italiener**

Luigi Carrer in allen seinen Werken durch Ugo Foscolo bestimmt. Er gab 1831 „Poesie“, 1837 „Prose e Poesie“, 1841 „Apologhi“ heraus, besorgte auch einige Ausgaben älterer und neuerer Werke der italienischen Literatur und literarisch-kritische Arbeiten von Werth; das gelesenste seiner Werke ist „L'anello di sette gemme“ über Geschichte und Sitten seiner Vaterstadt Venedig. Er ist am glücklichsten in den lyrischen Poesien, namentlich Oden und Hymnen, die er nach deutschem Vorbild auf italienischen Boden verpflanzte. Carrer ist sehr beliebt geworden; reine Sprache und vollendete Form sind ihm eigen, dagegen weder Erfindung noch Phantasie bedeutend.

Den ersten Namen verdient Laura Beatrice Mancini, geb. Olivia, von ihrem gelehrten und schriftstellernden Vater ihren Talenten zu lieb mit den classischen Sprachen und Literaturen, der Geschichte, der italienischen Poesie und Kunst vertraut gemacht und daneben auch durch Malerei und Musik gebildet. Nach ihrer dem Kampfe mit den äußeren Verhältnissen abgerungenen Ehe mit dem Rechtsprofessor Pascale Stanislaus Mancini trat sie zuerst 1845 mit der sinnigen Tragödie „Ines“ auf, in welcher sie einen ihrem Schicksal verwandten Stoff aus der portugiesischen Geschichte behandelte. Es folgten eine größere Dichtung über Columbus, dann verschiedene Gedichte, in neuerer Zeit Einiges, so wiederholt Gedichte, welche die große Umgestaltung in der Geschichte ihres Landes feiern. Große Formvollendung und Sprachfeinheit verbinden sich mit ideal getragner Haltung und Gefühlsreinheit bei etwas starkem Hang zum Trübsinn.

Giovanni Prati, der sein ganzes unabhängiges Leben nur der Poesie widmete, war sehr fruchtbar. Einem epischen Gedicht folgten 1843 drei Bände gesammelter Dichtungen, im gleichen Jahr eine Prosaschrift über bildende Kunst, dann Sonette und neue Gedichte, wovon einige um das Jahr 1848 auch politischer Art, eine Reihe Operntexte, das Gedicht „Ariberto“ u. A. mehr. Die früheren Dichtungen von ihm haben mehr Werth als die letzten. Sein Wesen ist rein äußerlich: elegante Sprache und glänzende Bilder können den Mangel an geistigem Fond sei's der Gefühle oder Gedanken nicht ersetzen.

Der Improvisator Giuseppe Regaldi ist als eine Art moderner Troubadour, wie solche eben nur noch in Italien möglich ist, immerhin ein merkwürdiges Dichtertalent, unterstützt durch stattliche Gestalt und sonore Stimme, so daß er unter den lebhaften Völkern des

Südens mit seinen declamirten Stegreifdichtungen oft den rauschendsten Beifall erntete, oft auch politischer Auslassungen wegen mit der Polizei in Conflict gerieth. Er hat fünf Jahre hindurch den Orient und Griechenland durchstreift und seine Reisen beschrieben. Wohl als die berühmteste Improvisation gilt die „Weide von St. Helena", in Marseille entstanden. Seine Gedichte sind verschiedentlich gesammelt. Gefühl und Gedanke sind bei ihm wahr und getragen, die Haltung edel, die Phantasie lebendig.

Die Nationalliteraturen.

Noch kürzer fassen wir den als nothwendige Ergänzung des ganzen Literaturgemäldes anzuknüpfenden Ueberblick über die einzelnen Nationalliteraturen, und zwar so, daß ausschließlich diejenigen Vertreter genannt sein sollen, von denen man auch außer den Grenzen ihres Landes, ganz besonders in unsrer allumfassenden deutschen Weltliteratur, Notiz genommen, so daß sie zu einer weiter reichenden Wirkung und wirklichen Bedeutung für den allgemeinen Culturgang gekommen sind; sollen wir von einer solchen reden können, so müssen eben nothwendig die speciellen Nationalschranken übersprungen sein. Selbstverständlich ist damit über den eigentlich nationalen Werth der Einzelnen in keiner Weise entschieden, und unsre Betrachtung darf derselbe am wenigsten interessiren. — Die Reihenfolge giebt sich von selbst: Wir heben an mit den zunächst ins allgemeine Culturgetriebe hineingreifenden germanischen Völkern, lassen die im Verfall oder in ganz jungen Hebungsprocessen begriffenen romanischen folgen und hängen die slavisch-magyarischen Stämme an als die jüngsten in die europäische Culturbewegung eingetretenen, übrigens meist noch auf Versuchsstationen sich bewegenden und jeweilen entschieden auf Ausbildung und Berechtigung der einzelnen Stammesbesonderheiten ausgehenden Völkerschaften. In der ersten Reihe treffen wir die größte Zahl namhafter Vertreter auf skandinavischem, noch enger auf schwedischem, in der zweiten auf spanischem, in der letzten auf russischem und ungarischem Boden und danach bei den Polen.

Schweden hat den früher herrschenden pseudoclassischen Gallicismus durch die Romantik überwunden, und diese theilt sich in zwei Gruppen: die Gothen, so genannt nach den Häuptern der Gothik, vor allen dem Bischof Tegner und dem großen Historiker Geijer; die Phosphoristen, die den nationalen Gehalt weniger streng betonten und sich nach Art der deutschen Romantik mehr in die naturphilosophische Mystik hineinverirrten.

Der mit Recht berühmteste unter den neueren Schweden ist Esaias Tegner, gleich bedeutend als Lyriker und Epiker, tapfer vorschreitend im Kampfe gegen die französischen Nachahmer und der nationalen Poesie einen neuen Weg bahnend. Seine Neudichtung der „Frithjofsaga" (zuerst 1825) hat ihm zum Weltruf verholfen; das Romanzenbuch, die wirksamste seiner Schöpfungen, ist wirklich Gemeingut aller Gebildeten geworden (sechszehn deutsche Uebersetzungen). Tegners Sprache ist schön und ächt poetisch. Energie, Frische und Leben, einen Phantasiereichthum, der neue, beziehungsreiche Bilder schafft, welche für einen nach Geist und Stoff rein nordischen Dichter prächtig genannt werden können; kühne Zeichnung, kräftiges Colorit, sinnlich belebte Darstellung und malerischen Vortrag hat in ihm schon die heimische Kritik erkannt.

Wohl am vertrautesten ist uns das Feld des Romans geworden durch zwei bedeutende Frauen.

Fredrika Bremer, in Deutschland und in Nordamerika förmlich eingebürgert, sehr fruchtbar, ist die berühmtest gewordne schwedische Romanschriftstellerin. Als Tochter wohlhabender Eltern sorgfältig erzogen, durch Lectüre mit der fremden Literatur vertraut und welterfahren durch große Reisen (Nordamerika und der Orient), über welche sie in einer Reihe anziehender Reisebilder berichtete, gewann sie durch ihre Romane großen Ruhm und reiche Geldmittel; jenen begründeten zuerst 1833 und 34 „Die Familie H." und „Die Töchter des Präsidenten". Ihr Productionsfeld ist der Familienroman, und sie bewegt sich auf demselben als ächtes Weib; freundlich beschaulich und ruhig harmonisch führt sie uns mit voller Liebe in alle kleinen Züge des Lebens und Treibens in Haus und Hof, zuweilen breit, aber natürlich anmuthend. Frischer Scherz und muntere Laune, weiblicher Tact und reger Sinn für das Schöne und Gute, moralische Reinheit, eindringliche Kenntniß machen ihre ungekünstelt herzlichen,

sittlich tüchtigen und psychologisch gesunden Romane zu einer anziehenden, vor vielen empfehlenswerthen Lectüre. Mit Alledem ist nicht gesagt, daß Fredrika Bremer eine Dichterin im großen Sinne des Wortes sei; ihr Kreis ist beschränkt, Erfindung und Charakteristik nicht stark, der Hang zur Reflexion im Verlauf überwiegend geworden, weibliche Plauderei heraus stechend.

Noch massenhafter producirte die weniger gediegne und mehr oberflächliche Emilie Flygare-Carlen. Sie dichtete ihre zahlreichen Erzählungen, Novellen und Romane seit 1838 ununterbrochen bis 1852 und wieder neulich; auch ihre Arbeiten sind in verschiedne Sprachen übertragen, ins Deutsche mehrfach. Sie schöpft ebenfalls aus den gewöhnlichen Verhältnissen des Alltagslebens und weiß da allerdings fein das Bedeutsame und sittlich Reine auszuscheiden; die Charakterzeichnung ist verständig folgerichtig, die Combination darf reich heißen.

K. J. L. Almquist, etwas seltsam im Leben, aber ein politisch und religiös frei gesinnter Kopf mit Geist und Beweglichkeit, frischem Humor und Erfindungsgabe, war auf verschiednen Gebieten thätig. Er verfaßte mathematisch-arithmetische, historisch-geographische Schul- und Handbücher, Lexika und Grammatiken, ward aber der populärste Novellist, indem er außer einer Sammlung verschiedenartiger romantischer Gedichte Romane und kleinere Erzählungen, auch dramatische und epische Dichtungen so wie einiges Humoristische abfaßte. Ein reiches, aber romantisch verzognes Talent, schrieb er zu viel und zu hastig, um Durchgebildetes zu liefern, kam auch mit sich selber nicht zum inneren Abschluß.

Zwischen Roman, Novelle und Geschichte theilt sich der auf all' diesen Gebieten außerordentlich fruchtbare Gustav Henrik Mellin mit seinen historischen und biographischen Schriften (russenfeindlich), von denen die „Fäderlandets Historia“ sehr große Verbreitung fand, Romanen und Novellen, literaturgeschichtlichen und Reisebüchern, so wie kleineren Dichtungen. Meist giebt ihm die vaterländische Geschichte die Stoffe. Schon seit den ersten Novellen galt er als einer der besten Prosaisten und ward sehr beliebt. Was er giebt, ist Lectüre fürs große Publicum, durch tüchtig gewandte Sprachhandhabung nennenswerth, ohne zu wissenschaftlicher Bedeutung aufzusteigen.

Die Lyrik ist mehrfach mit Glück vertreten.

Wir beginnen mit demjenigen, nach dessen Zeitschrift „Phosphorus“ die deutsch gefärbte Schule der Romantik benannt, an dessen Namen deßhalb auch der oft schneidend bitter gewordne Kampf mit den Akademikern geknüpft ist, mit dem Dichter und Philosophen P. D. A. Atterbom. Der vielbegabte Mann verfaßte Gedichte verschiednen, namentlich auch lyrischen Inhalts, ein sechsbändiges literarhistorisches Werk (1841—55), eine Geschichte der Poesie u. A. Er hat viel Phantasie, Stimmung und sinnige Reflexion, verfällt aber mit seinen romantischen Schwärmereien oft ins Wesenlose und auch Sentimentale. Als Philosoph wird er theosophisch und möchte Christenthum und Speculation in Einklang setzen. Sprache und Verse sind von höchstem Wohllaut, die Ausführung sorgsam. Die größt angelegte Dichtung ist sein Sagenspiel „Die Insel der Glückseligkeit“.

Karl Wilhelm Böttiger, unter Anderm durch wiederholte große Reisen gebildet, gab mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte, darunter auch religiöse Gesänge, heraus, einige Dramen, so wie Uebersetzungen aus Tasso und Dante. Wissenschaftlich beschäftigten ihn vergleichende Sprachstudien, ganz besonders italienische Sprache und Literatur und die rhätoromanischen Mundarten, was auch die Form seiner eigenen Dichtung beeinflußt haben soll. Böttiger ist weichen Wesens, das sich zur Sehnsucht neigt und sich melodisch anmuthigen Ausdruck giebt.

Der Finne Adolf Ivar Arwidsson gründete 1821 in Abo das literarisch-politische „Abo-Morgenblad“, das sogleich einen freien Ton anschlug, deßhalb der russischen Regierung mißfiel und schon im September unterdrückt ward; er selber, später verwiesen, ging nach Schweden. Neben vielen kleineren Arbeiten und Uebersetzungen schrieb er Gedichte (1832), traf aus Rääf's Sammlung eine treffliche Auswahl von schwedischen Volksliedern und übertrug die Frithjofsage aus dem Isländischen.

Lyriker und Epiker ist Christian Erik Fahlcrantz, Bruder des als geschätzter Landschaftsmaler bekannten Karl Johann Fahlcrantz, auch theologischer Schriftsteller. Er trat 1825—26 zuerst mit der durch witzige Komik, die man namentlich in einem großen Reichthum von Wortspielen ruhend findet, so wie durch tiefen Sinn hervorragenden Dichtung „Noaks ark“ auf; sein Größtes ist aber die in vierzehn Gesängen bearbeitete epische Dichtung „Ansgarius“ (1846).

Johann Ludwig Runeberg, in Finnland geboren, ist einer der beliebtesten schwedischen Dichter geworden, zwar nicht frei von fremden Einflüssen, aber von besondrer Reinheit der Form, Klarheit des Gedankens und viel Farbe in den Darstellungen aus Natur und Leben seines eigenartigen Geburtslandes. Seine kleineren Poesien, Idyllen und Erzählungen so wie mehrere Romanzencyklen sind sehr verbreitet, auch verdeutscht.

Der harmlose Humorist und idyllisch-burleske Schilderer Karl Johann Dahlgren war seit 1813 unermüdlich thätig im Schaffen von Gedichten aller Formen, außerordentlich fruchtbar und deßhalb auch flüchtig; die natürlich frische Heiterkeit hat seine besseren Producte zu Lieblingsstücken des Volkes gemacht.

Karl August Nikanders „Runen" werden zu den besten ihrer Art gerechnet.

Als Dramatiker ist Bernhard v. Beskow zu nennen, der schon 1819 mit der Dichtung „Karl XII." Tegner's Freundschaft gewann und sich auch in Lyrik und Oper bewegte. Man hat eines seiner Dramen das beste bühnengerechte in der schwedischen Literatur geheißen. Oehlenschläger hat mehrere verdeutscht. Anmuthend, durch warmes Gefühl und Vaterlandsliebe getragen, sind seine Dramen doch nach Plan und Charakteristik mit Mängeln behaftet; die Diction, auch in Prosa, ist glänzend, der Witz trifft, hält sich aber selbst in der Polemik immer in den Schranken gebildeter Freiheit.

Neben dem Schwedischen kam die finnische Sprache zu dem Ansehen, daß sie officielle Anerkennung errang und eine Literatur zu entwickeln anfing. Den größten Einfluß nach dieser Richtung gewann die finnische Literaturgesellschaft zu Helsingfors mit ihrem Jahrbuch „Suomi" (seit 1841). — Das Bedeutendste ist, daß auch hier die von der alten Volkspoesie geschaffne finnische Edda, die „Kalewala", von dem unermüdlichen Lönnrot gesammelt wurde: 1835 erste Ausgabe von 32 Gesängen, etwas über 12,000 Verse; zweite, sehr vermehrt und ganz umgearbeitet, 50 Gesänge mit gegen 23,000 Versen.

Elias Lönnrot, der Sohn eines Schneiders und selbst Schneiderbursche, hob sich durch rastlosen Eifer so sehr, daß er schließlich an Castren's Stelle Professor der finnischen Sprache und Literatur an der Universität Helsingfors ward. Er machte für seine sprachlich-literarischen Sammlungen wiederholte Fußreisen in Finnland, Lapp-

land, Esthland, Livland, Ingermanland und den nordwestlichen Gouvernements von Rußland, von wo er Sammlungen von Runen, Sprichwörtern, Liedern, Räthseln, Märchen ꝛc. zurückbrachte. Er ist der vielseitigst thätige Förderer der neuen finnischen Literatur; es war Naturneigung, die schon den Knaben den Liedern und Märchen des Volkes lauschen machte. Sein Sammelfleiß verband sich mit ausgedehnter eigner Schriftstellerthätigkeit, die durchaus auf Entwicklung und Ausbildung der Sprache zur Schriftsprache gerichtet war. Auch suchte er (so durch eine Monatsschrift und ein Wochenblatt) die Volksbildung zu heben und lieferte in schwedischer und finnischer Sprache Beiträge zur Kunde seines Landes, Natur und Volk. — Die erste und bedeutendste Wanderfrucht war eben das oben genannte Nationalepos; das zweite Hauptwerk ist der „Kanteletar" (1840), 592 alte lyrische und 60 balladenartige Gedichte. Eine Sammlung von 7077 finnischen Sprichwörtern (1842), dann eine solche von 2188 finnischen und 189 esthnischen Räthseln, sind neuerdings sehr vermehrt worden; die „Kantele" (1829—31) enthalten ältere und neuere Lieder. An einer Sammlung von Sagen und Märchen hatte er lebhaften Antheil und ein schwedisch-deutsch-finnisches Wörterbuch nebst trefflichen Arbeiten über das Lappische, Tschudische ꝛc. beglaubigten ihn als Sprachforscher.

Auch die **dänische** und **norwegische** Literatur behaupten, im Ganzen nach Oehlenschlägers bestimmendem Vorgang, die Tendenz aufs Vaterländische und den Blick auf die Geschichte mit romantischen Anflügen.

Keiner unter den Dänen hat einen Weltruf erlangt wie der liebenswürdige Hans Christian Andersen, der sich aus eigner Kraft durch Armuth und Niedrigkeit hindurcharbeitete in einem sehr bewegten Leben, wobei schon ganz früh das angeborne Dichtertalent sich regte. Mit dem Ende des dritten Jahrzehnts begann er eine reiche Fruchtbarkeit zu entfalten, innerhalb welcher große Reisen, selbst in Kleinasien und Afrika, ihm immer neue Anschauungen zuführten. Mehrere Gedichtsammlungen seit 1830, Dramen und dramatische Gedichte, Opern, Märchenkomödien, Romane und Reisebilder fanden durchweg Beifall, ganz besonders ward das Talent für Behandlung des Abenteuerlichen anerkannt. Die „Märchen" (erste Sammlung 1835)

und die ihnen verwandten „Historien", vielfach aufgelegt, auch von Pedersen und Kretzschmar illustrirt, sind sogar ins Czechische übersetzt; Kinder und Erwachsene können an ihnen gleiches Interesse finden. Auch das „Bilderbuch ohne Bilder" fand in Dänemark und Deutschland den größten Beifall. — Andersen entfaltet deutsche Gemüthstiefe, lebendige Phantasie, kindliche Gefühlsnaivetät neben keckem Humor und jugendlicher Laune, Farbenfrische und Bilderreichthum. Den Höhepunkt seiner Dichtung bezeichnen die Märchen, die seiner Phantasie den freiesten und angemessensten Spielraum boten, und nirgends prägt sich seine Dichtereigenthümlichkeit kräftiger aus. Er giebt glänzende Schilderungen der südlichen Natur („Der Improvisator", 1835), für deren buntes Volksleben und reiche Schönheiten er den offensten Sinn hat, Bilder aus dem heimischen Norden von eben so treuer Volksthümlichkeit, dann Lebensbilder höheren Styls von tief erfaßter Individualität, denen sein viel bewegtes Schicksal mit den Leiden und Entbehrungen und manchen trüben Erinnerungen seelischen Gehalt verlieh. Seine tragisch-humoristischen Lieder und Romanzen, die Balladen über nordische Stoffe haben ein scharf charakteristisches Gepräge. Für's Drama ist seine sinnige Natur nicht angelegt, und für die Composition großen Umfanges sein Talent zu schwach, da er nicht einen einheitlichen Plan festzuhalten und durchzuführen versteht.

Eigenthümlich, daß im Uebrigen das Drama hier die bedeutendste Vertretung gefunden. Wir haben einen einzigen ausschließlichen Lyriker zu nennen.

Rasmus Willads Christian Ferdinand Winther wird unter die bedeutendsten Neueren gezählt. Der ersten Sammlung seiner Dichtungen (1828) folgte eine ganze Reihe solcher, 1837 das größere Gedicht „Judith", unvollendet, in neuerer Zeit eine umfassendere Dichtung. Er ist auch als Novellendichter beachtenswerth; Jugendschriften und Sammlungen, Uebersetzungen aus dem Deutschen. Winther ist stimmungsreich genannt worden.

Alle Anderen greifen stark auf andre Gattungen über. So schon Bernhard Severin Ingemann, der doch am ehesten noch einen starken Theil seiner Kraft der Lyrik zuwandte. Schon als Student mit einer Sammlung Gedichte aufgetreten, ist er übrigens sehr fruchtbar und nicht minder vielseitig, da er alle möglichen Gattungen versuchte: weltliche und geistliche Lieder, ein Epos, eine Reihe von (meist

auch verdeutschten) historischen Romanen romantischen Anstrichs aus der mittelalterlich dänischen Geschichte, eine dramatische Dichtung und dramatische Erzählung, zwei romantisch-historische Gedichte, die als vorzüglich bezeichnet werden, andre Erzählungen, Märchen, Romanzen und Dichtungen, das Alles hat er in vier Abtheilungen gesammelt. Von subjectiv sentimentalen Anfängen ging er schon im zweiten Jahrzehnt und später, da er wesentlich nationalgeschichtliche und religiöse Stoffe unterlegte, zu objectiverer künstlerischer Abrundung über; von romantischer Färbung blieb er immer. Seine Form ist gewandt.

Fast eben so vielseitig und mit entschiednem Talent bewegt sich Frederik Paludan-Müller in Lyrik, Epik und Dramatik. Schon auf der Universität verfaßte er Romanzen und Lieder und bereits ein tüchtiges Schauspiel, das die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Zwei Jahre später (1833) begründete er seinen Dichterruf durch das in drei Gesänge gefaßte, witzig humoristische, phantasievolle und dabei doch ernst gedankenreiche Gedicht „Dandseriaden“ und befestigte ihn mit dem ein Jahr darauf erschienenen reizend idyllisch-lyrischen Drama „Amor og Psyche“. Eine kleinere poetische Erzählung, ein polemisches Gedicht von scharfer Bitterkeit, ein Drama und zwei Bände Gedichte folgten sich ziemlich rasch. Seine Reise 1838—40 durch Deutschland, Frankreich, die Niederlande, die Schweiz und Italien wird als ein Moment seines Lebens bezeichnet, das seine geistige Entwicklung wesentlich gehoben habe. Es folgte zunächst das durch glänzende Darstellung namhafte dramatische Gedicht „Venus“, dann andre Arbeiten in Drama und Roman. Als sein Hauptwerk aber und zugleich als bedeutendste Schöpfung der neuesten dänischen Poesie wird erklärt „Adam Homo“, 3 Bde., 1841—49, eine Art von humoristisch gehaltnem, lebensphilosophischem Menschenbild im Entwicklungsgange zu seiner Bestimmung durch die Schule des Lebens. Paludan-Müller ist ernst und sinnvoll.

Nicht minder theilt sich ein Dritter in die verschiednen Gebiete, es ist der geborne Norweger Johann Carsten v. Hauch, ein mit Erfolg aufgetretenes, schon früh durch die Muse Oehlenschlägers gewecktes Talent. Lyrische Gedichte, Romanzen und romantische Erzählungen enthalten Stücke von Auszeichnung; seine Hauptstärke ruht aber im historischen Roman und der historischen Tragödie, die besonders durch das tüchtige Studium der Charaktere hervorragt.

Am kräftigsten im Drama ruht Henrik Hertz, uns Deutschen wesentlich durch sein überaus liebliches und fast über alle Bühnen gegangenes Drama „König René's Tochter“ bekannt. Aus jüdischer Familie, beschäftigte er sich früh mit ästhetischen Studien und dichterischen Versuchen. Sein erstes Lustspiel nach dem Vorbilde Holbergs ist von 1826; es folgten bis 1832 ein zweites Lustspiel, ein Vaudeville und ein Charakterstück, alle anonym, mit Beifall aufgenommen. Unterdeß hatte eine versificirte polemische Epistel, in Baggesens Manier, gerichtet gegen die spießbürgerlichen Jämmerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten in der Literatur, den heftigsten Kampf heraufgerufen. 1830 erschien auch anonym ein lyrisches Lustspiel und das erste gereimte Conversationsstück in der dänischen Literatur. Mit nicht geringerem Erfolge betrat er das Gebiet der nordischen Romantik in einer Weise, welche den nationalen Regungen würdigen Ausdruck lieh. Zusammen vierzig Dramen aller Gattungen, zumal Charakterkomödien und romantische Dramen, daneben novellistische Arbeiten und eine vierbändige Sammlung lyrischer Gedichte sind sein reiches Werk. Eine deutsche Uebersetzung der gesammelten Schriften des vor Kurzem dahingegangenen Dichters wird jetzt vollendet sein.

Thomas Overskou, in seiner Jugend durch die größten Entbehrungen hindurchgegangen, erst Schmied, dann durch große Anstrengungen und Selbststudium so weit vorgebildet, daß er in seinem zwanzigsten Jahre zum ersten Mal die Bühne betreten konnte, worauf er noch fünf Jahre auf eine förmliche Anstellung am Kopenhagener Hoftheater warten mußte, griff auch gleich selbstschaffend in die Dramatik ein; seine erste Originalarbeit ward 1826 aufgeführt. Während und nach seiner Schauspielerlaufbahn war er nun in dramatischen Schöpfungen äußerst thätig, so daß er zu den Fruchtbarsten des Faches zählt; seine Lustspiele, Vaudevilles und Volkskomödien fanden besonderen Beifall. Zahlreiche Bearbeitungen ausländischer Lustspiele, Operntexte, zahlreiche Gedichte und Aufsätze, daneben kunsttheoretische und bühnengeschichtliche Arbeiten beschäftigten ihn.

Johann Ludwig Heiberg, Kenner der südlichen Romantik und des französischen Theaters, gilt als Schöpfer des dänischen Vaudevilles.

C. Bredahl dichtete wie Burns seine Lieder am Pfluge.

Unter den Norwegern sind die beiden belletristischen Hauptvertreter zugleich diejenigen der beiden sich bekämpfenden Literaturrichtungen, von denen die in Wergeland gipfelnde ultranational war, die andere mit Welhaven zunächst in culturgeschichtlicher, weiterhin auch in politischer Hinsicht eine Vereinigung der drei skandinavischen Völker anstrebte, indem sie nur im näheren Anschluß an das allgemeine Weltleben eine fruchtbare Entwicklung der im norwegischen Volkswesen liegenden Entwicklungskeime erblickte.

Hendrik Arnold Wergeland, berühmter Dichter, früh entwickelt und früh gestorben, erst theologisch, dann arzneiwissenschaftlich gebildet und auch mit den fremden Literaturen vertraut, zuerst sehr liberal, nachher königlich, als er eben ein Amt annahm, was ihm seine Popularität kostete, begann mit einer Reihe von dramatisirten Satyren oder Farcen, schrieb darauf einige Sammlungen lyrischer und andrer Gedichte, kürzer und länger, mehrere Trauerspiele und Dramen, ein Singspiel und ein Vaudeville, endlich ein religiös-philosophisches Gedicht. Er war beim Volk und besonders beim jüngeren Geschlechte beliebt. Mit der abgeschlossen nationalen Tendenz bewahrte er durchweg seine Originalität. An seinen Dichtungen rühmt man Kraft und Gemüthstiefe, Wärme und Wahrheit des Gefühls; man tadelt den Mangel an planmäßiger Ordnung und symmetrischer Stoffvertheilung. Im Verlauf erhob er sich zu kühn gewandter Behandlung der Sprache so wie zu großer Compositionsvollendung.

Johann Sebastian Cammermeier Welhaven, Dichter und Kritiker, wurde zuerst 1832 zu einer kritischen Schrift über Wergeland und seine Dichtung veranlaßt, welche mehreren Gegenschriften rief. Dann schuf er, um seine eignen Ansichten geltend zu machen, das literarische Wochenblatt „Vidar" und veröffentlichte zugleich ein polemisches Gedicht, das den Streit lebhaft schürte. Hernach vertrat der „Constitutionelle" unter Theilnahme von jüngeren Kräften seine Richtung. Er hat noch mehreres Literaturgeschichtlich-Kritische verfaßt und ein größeres Werk über die dänische Literatur-Geschichte vorbereitet. Als Dichter, der besonders das lyrische Landschaftsbild eigenartig pflegte, veröffentlichte er vier Sammlungen Poesien und eine Sammlung Reisebilder.

Andreas Munch, einer der bedeutendsten, frisch naturkräftigen Lyriker, Novellist und in letzter Zeit Dramatiker, ist hier blos einzuführen, da ein großer Theil seiner dichterischen Thätigkeit erst den letzten Jahrzehnten zufällt. Seinen lyrischen Gedichten wird neben großer rhythmischer Gewandtheit viel und tiefes Gemüth so wie reiche Phantasie zugesprochen.

Vollends erst in die letzten Jahrzehnte fällt der mit der größten ursprünglichen Naturkraft begabte, als Realist in der Bauernnovelle glänzende Björnstjerne Björnson.

Das Letzte auf germanischem Boden ist die **niederländisch-vlämische** Bewegung. Was wir heut etwa vlämische Sprache und Literatur nennen, fällt durchaus unter den allgemeinen Begriff der niederländischen. Auch die Revolution von 1830 brachte dieses ursprüngliche Nationalelement im Süden vor dem Uebergewicht des französischen nicht auf, ja sie wurde eher in einem demselben feindlichen Geiste gelenkt, dem entsprachen auch die Folgen. Dagegen riefen allerdings eine Reihe tiefer blickender Männer die vlämisch-germanische Sprachbewegung herauf, an ihrer Spitze Boremans, Snellaert, Blommaert, Heremans u. A. als die Nachfolger von Willems, und durch rastlose Thätigkeit haben die Vereine diesem Elemente, das in Belgien etwa Dreifünftel der Gesammtbevölkerung ausmacht, allmälig eine große Bedeutung zu verschaffen verstanden.

Wir nennen nur den bedeutendsten und auch auswärts bekanntesten der Richtung, den Roman- und Novellendichter Hendrick Conscience. Er heißt geradezu der Begründer der neueren vlämischen Literatur, und sein Verdienst bleibt es immerhin, daß seine literarische Thätigkeit ein Erhebliches zur Entwicklung und Kräftigung des vlämischen Lebens beitrug, indem er schon früh einen bestimmten politischen Standpunkt einnahm, so zwar, daß er wohl dem romanischen Wesen und der auch in Belgien eingedrungenen, zu seiner Natur und Schriftthätigkeit feindlichen französischen Tagesliteratur entschieden gegenübertrat, ohne aber die römische Kirche angreifen zu wollen. Diesem Zwecke diente besonders sein Nationalwerk „Geschiedenis van Belgien" (1845), als Forschung unbedeutend. Sein erster vlämischer Roman „In het wonderjear 1566" trug in dem glücklich gewählten Objecte den lebendig verwertheten Gegensatz zwischen spanischer Knechtung und

germanischem Freiheitsstreben, was ihm außerordentlichen Beifall eintrug, der aber nicht minder den im gleichen Jahr erschienenen „Phantasia", einer Sammlung phantastischer Novellen, entgegengetragen ward. Seinem berühmtesten Roman „De Leeuw van Vlanderen", welcher nicht weniger glücklich einen eben so nationalen Stoff, die Kämpfe der Flamländer gegen die Franzosen zu Anfang des 14. Jahrhunderts, behandelte, folgte noch eine Reihe historischer Romane. Doch kann nicht genug betont werden, daß nicht diese es sind, welche dem fast nur durch regellose Lectüre gebildeten Manne, der sich zu Anfang auch ziemlich unbeholfen in der Sprachhandhabung erwies, die europäische Berühmtheit verdienten; für die große Composition, die er ohne nachhaltiges Glück versuchte, gingen ihm die Höhe der ideellen Charakteristik und die Kunst der dramatisch einheitlichen Verflechtung ab. Wohl aber ruht sein Ruf sicher auf den kleineren Bildern. Conscience ist geborner Schildrer des vlämischen Stilllebens, unter welchem Titel wirklich eine viel gelesene Schrift aus diesem Genre verdeutscht ist. Sein ächtes Feld sind das Sittenbild, die Novelle und Erzählung, die Dorf- und Stadtgeschichte, dem Leben abgelauscht, ausgezeichnet durch Innigkeit und Sinnigkeit, Herzenstiefe und Einfachheit, frische Darstellung und reine Gesinnung, und daneben wahrhaft niederländische Kunst entfaltend, ebenbürtig den großen Genremalern des Volkes.

Die nach französischem Classicismus zugeschnittne Richtung Bilderdijks fand in Holland in dessen Zögling und Freund, dem aus jüdischer Familie stammenden Isaak Da Costa, seit dem dritten Jahrzehnt noch einen späten Vertreter. Er ist durchaus Nachahmer seines Meisters, nicht blos in der Dichtung, sondern selbst in der ganzen Weltanschauung, in dieser Art aber vorzüglich. Er verfaßte auch historische und (als getaufter Christ) theologische Schriften, diese namentlich über die Evangelien.

Dagegen hat die frischer quellende Romantik, die der Pseudoclassik keck den Krieg erklärte, ihren an englisch-deutschen Meistern (Byron und Scott) gezogenen Hauptvertreter in dem Juristen Jakob van Lennep, dessen Schönstes auf dem Felde der poetischen Erzählung und Novelle so wie des historischen Romans zu suchen ist. Seinen Dichterruf begründete er zuerst durch die „Nederlandsche legenden", ein Romanzenbuch, das die vaterländischen Sagen mit tiefem Ver-

ständniß auffaßte und geschmackvoll wiedergab; einzelne Stücke sind herrlich. Er bewegte sich später mit drei größeren Dichtungen nochmals auf demselben Gebiet, ward übrigens im Verlaufe als Roman- und Dramendichter besonders beliebt und schuf auch hierin Werke, die zu den besten der holländischen Literatur zählen. Als Dramatiker hatte er gleich in seinen Anfängen 1830 Glück, indem er mit zwei Lustspielen den für die damalige politische Lage gerade passenden Ton traf; er hat an dreißig Stücke verfaßt. Von anderen Arbeiten sind die beste und vollständigste Ausgabe des Dichters Vondel so wie mehreres Geschichtliche zu nennen. — Der Vater, David van Lennep, galt Bedeutendes als Kammerredner, war überhaupt verdienstlich thätig für die holländische Beredsamkeit und bearbeitete philologisch eine Reihe lateinischer und griechischer Werke.

Wir müßten, wenn wir in unsrer überschauenden Betrachtung auch nur einen Schritt weiter thun wollten, eine Reihe von nahezu einem Dutzend neuerer und neuester Lyriker und Romanzendichter aufführen, die sich auf diesem naheverwandten Doppelfeld annähernd gleich rühmlich bekannt gemacht haben, eine Reihe, die mit dem ältesten, Jan Capelle, zu eröffnen wäre. Es mag unterlassen bleiben.

Treten wir von den germanischen Völkern über zu den romanischen, so ist es das **spanische**, welches die lebendigste Thätigkeit aufweist, nach ihm das neugriechische.

Die spanische Literatur wird ganz genau in den Gang der politisch-socialen Geschicke hereingezogen, und durch die freieren Umgestaltungen auf diesem Felde nimmt auch jene jeweilen, freilich nur vorübergehend, wieder mehr Selbständigkeit und Leben an. So geschah das mit der constitutionellen Bewegung des Jahres 1834. Es ist überdies bezeichnend genug, daß die große Mehrzahl dieser Schriftsteller ganz eng ins politische Leben verflochten ist, entschieden auf Seiten der freien Opposition gegen den faulen Absolutismus steht, wenn auch nicht immer ausdauernd, für die Freiheit kämpft und leidet, dieses in oft mehrmaliger Verbannung in den Zeiten der absolutistischen Blüthe.

Im Drama herrscht noch unausgefochten der Kampf zwischen der französisch-classischen Schule und dem altspanischen Nationalgeschmack, jene zum großen Theil kraftlos gesunken, dieser in Irrthümern und

unreifen Versuchen umherirrend; doch hat der nationale Styl bei Weitem den Vorsprung gewonnen und im historischen Drama wie in der Komödie Meisterhaftes aufzuweisen.

Die auffallendste Wahrnehmung ist hier überhaupt das ganz eigne und bei keiner anderen Literatur der Zeit in ähnlichem Grad ausgebildete Verhältniß zu den Dichtungsgattungen, so zwar, daß das Spanische in ausgedehntem Maße die Dramatik bebaut in vollem Gegensatze zu der allgemeinen Strömung der Periode, die dem Drama weder zugethan noch günstig ist. Diese Thatsache trifft den Blick um so schärfer, wenn er wie hier gleich in sie hineintritt aus einer Literatur wie die niederländische, welche eine ganz andre Gattung, das Genre, in eben so auffallender Weise bevorzugt. Unwillkürlich wird man auf die Bemerkung geführt, daß sich in dieser Bevorzugung ganz aus einander laufender Literaturzweige bei beiden Völkern ein Stück ihres Nationalcharakters und ihrer Nationalgeschichte abspiegelt. Jedenfalls liegt auf jener Seite altspanische Einwirkung des Deutlichsten ausgesprochen, da in der ganzen Entwicklungsgeschichte der Literatur dieses Volkes das Drama zweifellos die erste Stelle einnimmt. Kurz, auch in unsrer Periode kann sich kein zweites Feld auch nur annähernd mit ihm messen. Die Erscheinung allerdings tritt wiederholt auf, daß diese Dramatiker zugleich und in bedeutendem Maße ein zweites oder gar noch ein drittes Feld der Dichtung bearbeiten.

Billig beginnen wir mit dieser Hauptgattung, und zwar mit den reinen Dramatikern.

Als der bedeutendste unter den neueren Spaniern und zugleich als der erste Meister der Versification ist Antonio Garcia Gutierrez erklärt worden. Nach aufgegebnen medicinischen Studien war er mit Journalartikeln beschäftigt, die ihn nur spärlich nährten; seine ersten dramatischen Versuche wies die Bühne zurück; dafür fand aber 1836 die Tragödie „El Trovador“ auf dem Theater del Principe enthusiastischen Beifall und machte den Dichter zum Liebling des Publicums. Die folgenden Dramen wurden verschieden aufgenommen, was den verstimmten Dichter zur Auswanderung nach Centralamerika trieb, von wo er aber zu neuem Schaffen heimgekehrt ist. Die „Venganza catalana“ ward 1863 und 1864 siebenmal aufgelegt. Seine lyrischen Gedichte sind von wenig Bedeutung, dafür rühmt man in seinen Dramen prächtige lyrische Stellen.

Don Antonio Gil y Zarate, in Frankreich erzogen, versuchte sich früh im Dramatischen, indem er einige Uebersetzungen und Originallustspiele lieferte. Nach mehreren Lustspielen, die seinen Namen bereits bekannt machten, erschien 1835 seine erste Tragödie. — Vom classischen Styl der ersten Stücke ging er in Folge von Angriffen der Romantiker zu ihrer Manier über, der er auch treu blieb, nur daß er sich mehr an den alten Nationalgeschmack hielt. Seinem ersten romantischen Stück „Carlos II. el hechizado“ werden große Schönheiten der Diction zugesprochen. „Guzman el bueno“ gilt für das beste. Gil y Zarate, lang im Ministerium des Inneren angestellt und eine Zeit lang Redacteur eines Oppositionsblattes, lieferte auch ein geachtetes Handbuch der Literaturgeschichte und eine sehr tüchtige Arbeit über die spanischen Unterrichtsanstalten.

Juan Eugenio Hartzenbusch, Sohn eines Deutschen in Madrid, hat eine besondere Laufbahn gemacht. Erst studirte er bei den Jesuiten Theologie, wandte sich dann der Malerei zu und versuchte sich in lyrischen Gedichten. Geisteszerrüttung des Vaters zwang ihn des Unterhaltes der Familie halben zur Ergreifung von dessen Gewerbe, der Kunsttischlerei, das er hernach in Folge des Bürgerkrieges wieder aufgeben mußte. Er erlernte hierauf die Tachygraphie, wurde 1835 Schnellschreiber der Regierungszeitung, später, als er bereits in der Dramendichtung zu Ruf gekommen, an der königlichen Bibliothek angestellt und endlich Director der Nationalbibliothek. — Zuerst hatte er italienische und französische Stücke übertragen und einige altspanische Komödien bearbeitet, nicht ohne Beifall; 1836 wurde sein erstes selbständiges Stück aufgeführt, die „Amantes de Teruel“, nach einer Volkssage, und die sehr günstige Aufnahme entschied über seine Bestimmung, welche ihn den talentvollsten Dramatikern zuweist. Genaue Kenntniß des Deutschen zeigt seine Uebertragung Schiller'scher Gedichte und Lessing'scher Fabeln. Durch kritische Ausgaben erwarb er sich Verdienste ums altspanische Theater. Er hat durchaus den spanischen Nationalcharakter aufgenommen und entwickelt die blühende Phantasie des Südländers, mit kräftiger Diction wohllautenden Versbau verbindend.

Don Manuel Breton de los Herreros ist ein außerordentlich fruchtbarer und leicht arbeitender, sehr populär und beliebt gewordner Bühnendichter, der über 150 Stücke lieferte, Originale,

Uebertragungen älterer vaterländischer und Uebersetzungen italienischer und französischer Stücke. Als sehr hervorragende Kraft war er daneben thätig in allen Gattungen, vorzüglich ganz besonders in der Satyre, im humoristischen Gedicht und Lustspiel, worin sich sein Geist am originellsten und leichtesten bewegt. Zuerst im sogenannten classischen Geschmacke befangen, machte er sich in den neueren Erzeugnissen von demselben frei und wandte sich mit Glück der altspanischen Nationalbühne zu. Man rühmt an seiner Diction eben so sehr die Anmuth wie die Kraft, an seiner Versbehandlung selbst bis in die künstlichen Formen hinein die zwanglose Leichtigkeit und den harmonischen Fluß.

Aehnlich ist dem Letzteren nach dem Wirkungsfeld und dem Verhalten zu den zwei großen Geschmacksrichtungen Don Mariano José de Larra, der schon im 18. Jahr als Dichter auftrat, im 28. durch Selbstmord endete. Vom tiefen und bitteren Gefühl der Mißstände in seinem Volke beherrscht, griff er in die Publicistik ein und geißelte als Herausgeber mehrerer satyrischer Zeitschriften aufs Schärfste die Gebrechen in Volk und Regierung. Als Hauptredacteur der „Revista española" trat er besonders mit dramaturgischen (nachher gesammelten) Artikeln ein. Für die Bühne sind geschrieben ein Lustspiel in Prosa, ein Trauerspiel nach einem vorher in Romanform von ihm behandelten Object und eine Reihe Bearbeitungen aus dem Französischen. Auch Larra ließ sich von der neueren französischen Literatur beeinflussen, ohne doch das ächt spanische Nationalgepräge aufzugeben. Neben Kraft und Adel des Sinnes zeichnet seine Werke die gewandte und schöne Sprache.

Zwei durch gleich wechselvolle Schicksale bekannte und einflußreiche Staatsmänner haben eine gleich bedeutende poetische Thätigkeit entwickelt und haben hiebei das gemeinsam, daß sie sich je auf zwei Felder werfen, Martinez de la Rosa auf Drama und Lyrik, Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, auf Drama und Epos, so jedoch, daß bei Beiden die dramatische Thätigkeit überwiegt.

Martinez de la Rosa, jenes politisch viel besprochene Haupt der Vermittlungspartei, ist nicht eben ein großer Dichter, der sich der Einwirkung der französischen Schule nicht entziehen konnte. Er wandte sich ganz jung dem Drama zu und bebaute alle seine Zweige. Seine lyrischen Gedichte sind von wohllautender Diction, aber nicht originell, noch weniger

das elegant geschriebne „El arte poetico“ (wie eigentlich seit Horaz keines auf diesen Stoff originell oder wirklich poetisch ist). Zwei wenig bedeutende Romane und eine Art Umarbeitung von Thiers' Werk über die französische Revolution sind ebenfalls von ihm.

Saavedra, wiederholt Flüchtling, dann Minister, Gesandter und Senator, machte schon 1813 die ersten poetischen Versuche; bis 1816 veröffentlichte er einige Tragödien, während der zwanziger Revolution in Sevilla die Tragödie „Lanuza“, ein politisches Gelegenheitsstück, das als solches viel Interesse erregte, hernach ein episches Gedicht, dem das Epos „Il moro exposito“ (zwei Bände, 1834) folgte, welches mit seinen epischen Romanzen wesentlich die volksthümliche Poesie wieder erwecken half. Ein Lustspiel, eine Schicksalstragödie und einige Dramen sind seine späteren Schöpfungen. Während des Aufenthaltes in Neapel hatte er gründliche Studien gemacht zu der später erscheinenden „Historia de la sublevacion de Napoles“, an welcher außerdem unparteiischer Sinn und tüchtige Darstellungskunst gerühmt werden.

Zwei folgen mit einer noch weit mannigfacher gespaltenen Thätigkeit.

Don José Zorrilla y Moral, der beliebteste spanische Dichter der Gegenwart, dessen poetische Anlage, besonders die Liebe fürs Theater, sich früh entwickelte, mußte sich die freie Lebensbestimmung für die Poesie schwer erkämpfen, da er vom Vater durchaus in die juristische Laufbahn gedrängt und so sehr gegen seine Neigung gezwungen wurde, daß er nicht zwanzig Jahre alt dem väterlichen Haus entfloh und nach Madrid ging. 1837 am Begräbnißtage Larra's machte er sich durch ein Trauergedicht auf den Unglücklichen zuerst dem Volke der Residenz bemerklich, gab wenige Monate später den ersten Band seiner Gedichte heraus, und sofort war sein Dichterruf gemacht. Er hat später sein Vaterland verlassen und ist zuerst nach Frankreich, dann nach Amerika gegangen. Zorrilla y Moral war gleich fruchtbar auf den Gebieten der lyrischen und epischen wie der dramatischen Dichtung; im Drama schrieb er aber zu hastig, indem er manchmal sogar mehrere Stücke jährlich für die Bühne lieferte, wobei er sich zu äußerlich an den melodramatischen Effect hingab. Seine Komödie „El zapatero y el rey“, im alten Nationalstyl, ward Lieblingsstück. Manche seiner lyrisch-epischen Gesänge

gelten als sprachliche Meisterwerke. In den Anfängen noch Nachahmer, sei's der französischen Romantiker, sei's der spanischen Dichter, brachte er nachher beide Elemente in sich zu selbständig harmonischer Verarbeitung. Die „Contes del trovador", lyrisch-episch, Volkssagen und Legenden, zählen zum Schönsten und Besten in seinen Leistungen.

Die Donna Gertrudis Gomez de Avellaneda, aus Cuba stammend, wo sie auch wiederholt lebte, sehr vielseitig und fruchtbar in den verschiedenen Gattungen sich bewegend, verfaßte lyrische Gedichte, Novellen, Tragödien, religiöse Lieder, biblische Dramen, seit 1850 beinah ausschließlich dem Theater zugethan, Schau- und Lustspiele. Ihre Theaterstücke haben fast durchweg Erfolg gehabt und sich fast alle auf dem Repertoir der besseren spanischen Bühnen erhalten. Technische Form- und Sprachbeherrschung und wahrhaft poetisches Talent werden ihr zugesprochen.

Die Spanier haben zwei sehr bedeutende romantische Lyriker.

Don Juan Arolas trat zu Valencia in den Orden der Piaristen, der ihn gegen zwei Jahrzehnte als Gymnasiallehrer verwendete. Der Widerspruch zwischen dieser einförmigen Beschäftigung und seiner orientalischen Dichterphantasie, die ihn in frühester Jugend zur Poesie antrieb, innere religiöse Kämpfe, die Zweifel an seinem Beruf und religiöse Schwärmerei in ihm aufweckten, machten ihn gemüthskrank, und er starb im vierundvierzigsten Jahr wahnsinnig. Anfangs erotische und Schäfergedichte, später lyrisch-epische Dichtungen: Ritter- und vaterländische Romanzen, besonders maurische, orientalische Dichtungen, zahlreiche religiöse und biblische Gedichte, eine größere vaterländische Sage (verschiedenmetrig) und Uebersetzungen aus Chateaubriand sind sein Werk. — Arolas gilt den Spaniern als einer ihrer besten Dichter, unerreicht in Behandlung des kurzen Romanzenverses (versos cortos), wie er denn überhaupt Formbeherrschung, Wohllaut und Anmuth entwickelte, so daß man seine maurischen Romanzen mit denen Gongoras' zu vergleichen bemüht war. Seine poetischen Grundzüge sind: glühende Phantasie, schwungvolle Begeisterung und Bilderreichthum bis zu morgenländischer Ueppigkeit, die doch wieder einer fast großartig erscheinenden maßvollen Einfachheit Platz machen können (Beides in den „Orientales", deren Zusammenstellung mit der gleichnamigen Dichtung Victor Hugo's eine der interessantesten Parallelen bieten

würde, Beides eben so in den religiösen Dichtungen); damit verbinden sich originelle Auffassung und historische Schilderungstreue bis in die kleinen Züge hinein.

José de Espronceda hat wegen seiner vorherrschend politischen Neigungen ein unstetes, unsichres, mehrfach verfolgtes Leben geführt. Schon als vierzehnjähriger Knabe Mitglied des Geheimbundes der Numantinos und mit der Abfassung von politischen Gedichten beschäftigt und bereits dafür bestraft, nachher im Auslande wandernd, an der Pariser Julirevolution betheiligt, dann daheim in politisch-satyrischen Gedichten und maßlos heftigen Zeitungsartikeln sich ergehend, war er schließlich eifrig thätig an den Aufständen von 1835, 36 und 40, starb bald nach diesem. — Von Natur mit der glühenden Phantasie und vollen Leidenschaft des Südländers ausgestattet und dadurch zu Uebertreibungen verleitet, zog er sich noch mehr in dieser Richtung durch das Studium Byrons und der französischen Romantik, die er sich zum Vorbilde nahm und maßlos überbot. Diesen Charakter tragen alle seine Poesien, die übrigens technisch gewandt sind.

Don José Joaquin de Mora, ebenfalls Journalist und den schweren Wechseln des politischen Lebens verfallen, bebaute mit Erfolg die verschiednen Arten lyrischer Dichtung, ganz besonders die scherzhaft satyrischen Gedichte, übertrug auch mehrere Romane von Walter Scott. 1840 erschienen seine „Leyendas españolas“.

Eine Stellung für sich nimmt schließlich Ramon de Mesonero y Romanos ein, als Sittenzeichner in allerlei lebendigen, treuen und geistreichen Lebensbildern namhaft und geachtet, als eigentlicher Dichter untergeordnet. Jene Essays, die er sammelte, bilden selbst ein Hauptstück seines 1831 erschienenen „Manual de Madrid“, worin außerdem auf Grund allseitiger Studien die historischen, statistischen und topographischen Angaben als bewährt erkannt wurden; die Arbeit hat ihm die Bedeutung eines Chronisten seiner Vaterstadt verschafft. Er schildert mit Witz und Anmuth. Er war auch Redacteur so wie Herausgeber der Dramatiker aus Lope de Vega's Zeit.

Die große Novellen- und Sittenromandichterin Fernan Caballero, aus ursprünglich deutscher Familie, gehört der neuesten Zeit an.

Bei den Neueren unter den **Portugiesen** scheint mehr Streben nach gesunder Hebung ihrer längst tief gesunknen Literatur als wirklich durchgreifender Erfolg.

João Baptista de Almeida-Garrett ist als der ausgezeichneteste anerkannt und für seine Nation dadurch epochemachend geworden, daß er ihre Literatur eben auch von den überkommenen Fesseln des Pseudoclassicismus befreite, das modern romantische Element einer- und die heimische Volksdichtung anderseits zur Geltung brachte und unter diesem Doppeleinfluß der Kunstpoesie, welcher der graciös-elegante Stylistiker, der gewandt kräftige Redner in allen Stücken angehört, erst wieder rechtes Leben einzuhauchen verstand. Er stellt in sich selber genau diesen Uebergang dar, denn die schon zur ersten Restaurationszeit verfaßten Jugenddramen des früh entwickelten Geistes gehören durchaus noch jener französisirenden Richtung an. Er wirkte gleich umgestaltend innerhalb des episch-lyrischen wie des dramatischen Feldes, hier mit dem Streben ein nationales Theater zu schaffen. Ein von Patriotismus begeisterter und demokratisch freier Kopf, handelte und litt er politisch als Flüchtling, Militär und Diplomat, und dieser Geist trieb ihn auch zur Feier des größten Dichters seiner Nation in dem „Camoës“ (1825, zehn Gesänge). Man hat unter seinen Werken besonders herausgehoben den „Catão“ (1820) als eine der besten Tragödien ihrer Literatur, den „Romanceiro“, erst 1851—53 erschienen, von dem größten Werth als eine von ihm stark zwei Jahrzehnte hindurch sorgfältig durchgeführte Sammlung und Bearbeitung der alten Volks- und Ritterromanzen (nach Walter Scotts Vorgang), „Anton de Gil-Vincente“ (1838), von den portugiesischen Kunstrichtern das erste rein nationale Drama geheißen.

Der Dichter und Geschichtschreiber Alexander Herculano de Carvalho e Araujo, in Paris gebildet und da mit den bedeutendsten neueren Sprachen und Literaturen, namentlich auch der deutschen, bekannt geworden, war nach seiner Heimkehr eifriger Liberaler und Mitarbeiter constitutioneller Blätter, dann Redacteur des halb belletristischen „Panorama“; der seinen hier veröffentlichten Poesien entgegengebrachte Beifall hielt ihn auf dieser Laufbahn fest. Er hatte dem modern französischen Geschmack die Vorliebe für die düstre Färbung entnommen, in welcher sein viel Aufsehen machendes erstes größeres Gedicht religiös-politischen Styls (1836) und ein zweites

gleichartiges gehalten sind; jenes erging sich in Visionen über die Zukunft seines Landes. Der Roman „Eurich, der Priester der Gothen" als erster Theil des „Monasticon" wird zwar nicht als ein Kunstwerk, aber immerhin als bedeutende Literaturerscheinung erklärt. Historische Sagen aus der vaterländischen Geschichte folgten. Neuerdings hat sich Carvalho dem eifrigen Studium der Geschichte seines Landes und Volkes ergeben; daraus sind zwei bedeutende Hauptwerke hervorgegangen, eine Geschichte Portugals in 4 Bdn. und eine 2bändige der Inquisition daselbst; außerdem gab er mehrere Quellenwerke mit gelehrten Erläuterungen heraus. Jene zwei kennzeichnen ihn als tüchtigen Geschichtschreiber, dem neben gründlichem Quellenstudium auf dem Boden des eignen Landes auch die Kenntniß der Entwicklung andrer Nationen zu Gebote steht; man rühmt an ihnen den durchdachten Plan und vollendeten Styl.

Antonio Feliciano Castilho, gleich seinen Brüdern Patriot und mit ihnen unter Dom Miguel eine Zeitlang flüchtig, um das Volksschulwesen seines Landes verdient, wandte sich namentlich der bukolischen Dichtung zu, in der er excellirte, übertrug auch die Metamorphosen und die „Amores" des Ovid.

Von der portugiesischen Literatur suchte sich allmälig die **brasilianische** als selbständig loszulösen mit dem weiteren Streben, auch die Formfesseln der Literatur des Mutterlandes abzuwerfen. Diese Tendenz, den Anfang einer neuen Zeit für die brasilianische Culturentwicklung einleitend, hebt ziemlich rasch nach dem Anfang unsres Zeitraums an, indem sie sich an die Gestaltung des Landes zum unabhängigen Kaiserreich unter Pedro II. knüpfte.

Darin ist bahnbrechend Domingo José Gonçalves de Magalhaens (Magelhães), der bedeutendste brasilianische Dichter und Haupt der nationalen Schule. Er hat alle Hauptgattungen der Dichtkunst versucht, indem er als Lyriker begann, hernach die ersten von einem Brasilianer verfaßten Tragödien mit ganz nationalem Stoffe schrieb und in neuester Zeit ein berühmt gewordnes Epos abfaßte. Magalhaens ist zu philosophischer Speculation geneigt. Seine Einwirkung auf die Bühne war sehr groß.

Sein nächster Nachfolger und wieder ein Hauptträger derselben Richtung ist Manoel de Araujo Porto-Alegre, allgemein als

bedeutendes Talent anerkannt und im beschreibenden Gedicht besonders hervorragend. Er kam zuerst zu Ruf als Maler und Architekt, der sich in Paris und Italien gebildet hatte, entfaltete in beiden Zweigen als Lehrer und Praktiker eine reiche und hebende Thätigkeit und trat lebhaft wirksam auf für alle wissenschaftlich-künstlerischen Anstalten. Seit den Ausgängen der dreißiger Jahre wandte er sich mit Interesse dem Theater zu, für das er in jenem nationalen Zweck eine Reihe meist ungedruckt gebliebner Stücke schrieb. Daneben werden als Hauptwerke genannt das sehr ausgedehnte, aber erst in Bruchstücken erschienene Epos „Colombo“ und die „Brasilianas“, eine Reihe lyrisch-beschreibender Dichtungen, in denen das malerische Talent sich geltend machte.

Jüngere Anhänger derselben Schule sind Antonio Gonçalves Dias, nach Magalhaens der bedeutendste brasilianische Lyriker, und der größere, in Roman, Drama, Lyrik und Epos mit hohem Erfolg auftretende Joaquin Manoel de Macedo.

Noch ist es unter den romanischen Literaturen die **neugriechische**, welche Hand in Hand mit der politischen Regeneration einen bedeutsamen Aufschwung versucht. Die Gründung der Universität Athen und seit 1840 das Erscheinen einer als Sammelpunkt dienenden wissenschaftlichen Zeitschrift daselbst waren immerhin zwei Factoren, die zur größeren Belebung und Concentration das Ihrige beitrugen. Wie hohe Anerkennung aber auch das Streben der neugriechischen Kunstdichter verdient, durch ihre dichterischen sowohl als durch geschichtliche Arbeiten ihr Volk zu erziehen und ihm eine wahrhaft bildende Literatur zu schaffen, so scheint es doch, als ob der Funke von althellenischer Kraft, der die markigsten und urwüchsigsten Klänge des neugriechischen Liedes geweckt hat, mehr auf die Volksliederpoesie übergesprungen sei.

Unter die Bedeutendsten zählen die aus vornehmer Fanariotenfamilie stammenden Brüder Alexander und Panagiotis Sutsos.

Alexander, ganz überwiegend politischer Richtung, begann 1826 mit fünf Satyren auf die damaligen griechischen Machthaber, welche als vorzügliche Producte genannt sind; 1828 schrieb er in Paris die „Histoire de la révolution grecque“, 1830 in Griechenland ein Lustspiel und eine Sammlung lyrisch-komischer Gedichte, zum Theil gegen

Regierung und Partei des Präsidenten Kapodistrias; ihnen werden poetische Begeisterung und aristophanische Schärfe zugesprochen; auch gegen die bayrische Regierung erließ er, erst ihr Freund, bald ihr Feind, 1839 ein größeres Gedicht, das als sein vorzüglichstes und geradezu als Vorläufer der 1843er Revolution erklärt wird. 1850 erschienen von einem auf zwölf Gesänge berechneten epischen Gedichte deren vier; sie seien nicht ohne hohen poetischen Werth, in der Form aber weniger gefällig und anmuthig. Ein politisch-satyrischer Roman in Prosa und Versen, eine satyrische und eine politische Zeitschrift (beide ebenfalls in Prosa und Versen), drei Lustspiele, endlich ein unvollendetes Geschichtswerk über das neuere Griechenland umschreiben seine Thätigkeit. So finden wir in Alexander Sutsos den vielseitigsten und ausnehmend formgewandten Dichter, der auf den verschiedensten Gebieten die wegzeigende Richtung einschlug, auf der ihm die Neueren folgten.

Panagiotis begann mit einer Art von lyrisch-politischem Drama, schrieb dann einen philosophisch-politischen Roman und eine Sammlung lyrischer Dichtungen, denen hoher poetischer Schwung zuerkannt wird, nachher noch drei lyrische Dramen, eins mit Chören, so wie zwei historische Dramen, das eine aus der neuesten Geschichte seines Landes. Neuerdings war er nach einander Redacteur von drei politischen Blättern im Sinne der entschieden nationalen Partei. Eine seiner Strebungen ging auf Wiederherstellung der altgriechischen, dem heutigen Volke verständlichen Sprache, wobei er als Gegner der Sprachhandhabung des Korais auftrat.

Neuer sind: Alexander Rhisos Rhangavis, der bedeutendste Nachfolger des Alexander Sutsos im Lyrisch Epischen, dem politischen Lustspiel und der Novelle; ferner die so populär und beliebt gewordnen Lyriker Johannes Karasutsos, Theodor Orphanidis und Georg Zalokostas.

Unter den slavisch-magyarischen Sprachen hat die **russische** die meisten Literaturvertreter von Namen.

Ganz entsprechend dem von Kaiser Nikolaus mit eiserner Hand durchgeführten Russificirungsproceß ist diese Periode der russischen Literatur bezeichnet durch die Herrschaft des Nationalrussischen, das allmälig alle fremden Elemente zu absorbiren ausging. Es war Puschkins Vorgang,

der hier entscheidend nachwirkte. Der französische Classicismus ward verlassen, die Stoffe der Dichtung mit ausgesprochenster und folgenreicher Vorliebe der Geschichte und dem Volksleben der Nation entnommen, den Sagen und Liedern des Volkes liebevolle Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr deutlich sind es übrigens noch deutsche (vornehmlich deutsch-romantische) und englisch-schottische Einflüsse (Walter Scott, Byron), welche die frühere Einwirkung des Französischen ganz zurücktreten machen. Das Fach des Romans mit seinen Zeichnungen aus Geschichte und Leben nimmt einen bis dahin unbekannten Aufschwung, und das Streifgebiet des Lyrisch-Epischen zieht diese Dichter mit überwältigendem Zauber an. Es sind bedeutende Persönlichkeiten, die uns entgegentreten, mehrere mit tragischem Geschick.

Der geniale Hauptvertreter zugleich des lyrisch-epischen und des romanhaften Genre im Sinne der Sittenzeichnung, Puschkins ebenbürtiger Nachfolger, ist Michail Jurjewitsch Lermontow, von vornehmem Adel, Militär; er fiel im Duell, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, im Kaukasus, wohin er wegen eines Gedichtes zu Puschkins Todesfeier verbannt worden war. Ein Jahr vor seinem Tode (1840) erschien in Petersburg die erste kleine Sammlung seiner Gedichte. Sein viel gelesener, nach jeder Richtung ausgezeichneter Roman „Der Held unsrer Zeit" verkündete zum Voraus sein gewaltsames Ende. Sein „Tscherkessenknabe" ist als ein Meisterwerk russischer Poesie anerkannt, sein national Tüchtigstes aber ist das vollendete kleine Epos „Lied vom Czaren Iwan Wassiljewitsch" im ächten alten Volkston. Gesammtausgabe seiner Werke mit Uebersetzung von Bodenstedt. Man möchte Lermontow den russischen Byron heißen; doch ist er trotz des Umstandes, daß er (gleich Puschkin) stark an ausländische Muster, ganz besonders den ihm geistesverwandten großen Engländer, erinnert, eine durchaus originelle Natur, innerlichst glühend und leidenschaftlich, den raffinirten Genüssen des vornehmen Weltlebens bis zur Feindschaft abgeneigt, dagegen in dem wilden Schlacht- und Steppenleben der Kaukasusländer Aufregung suchend und Schutz gegen den Lebensüberdruß, der ihn nicht selten beschlich, in allen seinen Aeußerungen durchaus subjectiv, so sehr, daß auch da, wo er fremde Zustände und Personen schildert, immer das eigne Denken und Empfinden Wort gewinnt und seine Persönlichkeit in den verschiedenen Gestalten

seiner Hauptschöpfungen unter allerlei Nüancen immer wieder hervortritt. Die ganze Seele versenkte sich in die großartig wilden Naturscenen der kaukasischen Gebirgswelt, die er mit unvergleichlicher Farbenpracht, Kraft und Treue in seinen herrlichsten Gesängen gemalt hat. Gogol und Turgenjew stehen ihm an Ursprünglichkeit nach.

Iwan Turgenjew, Meister des novellistischen Sittenbildes, ist der neuesten Periode zuzuweisen, da seine früheren Gedichte, wenigstens nach Tendenz und Lebensanschauung, noch auf der Stufe bloßer Nachahmung Lermontows stehen.

Ganz hieher fällt dagegen der nah verwandte und gleich dem Meister einem tragischen Schicksal verfallene Nikolai Wassiljewitsch Gogol-Janowskij, früh als Schriftsteller und Schauspieler versucht, lang im Ausland (Italien) lebend, zuletzt in religiöse Schwermuth versunken; in seinem vierundvierzigsten Jahre (1852) starb er. Mehreres von ihm ist verdeutscht. — Der humoristische Kopf warf sich ganz wesentlich auf die volksthümliche Darstellung der sittlichen Zustände seines Landes. Man hat in seiner Entwicklung drei Perioden unterschieden. Aus der ersten des bereits entschiednen, feurigen, jedoch noch nicht gefesteten Talentes, das sich dem einfach-naiven Scherz ergab, sind die „Abende auf dem Meierhof unweit Dikanka" (1832) zu nennen, Schilderungen kleinrussischen Lebens, denen ethnographischer Werth zugesprochen wird. Aus der zweiten der schon ernster gefärbten Komik ragen poetisch die Erzählungen „Mirgorod" hervor (vorzüglich „Taras Bulba"). Die dritte zeichnet eine schonungslos fast bis zur finster verletzenden Wahrheit herabsteigende Tiefe des Humors im satyrischen Gemälde der Rohheiten, Mißbräuche, Vorurtheile, Beschränktheiten und der Corruption aus verschiednen Schichten der russischen Gesellschaft; so das erste Stück dieser Periode, das Lustspiel „Der Revisor" aus der Beamtenwelt, das letzte, „Die todten Seelen", aus dem Provinzialleben. Er ist Realist von mächtigem Eindruck.

Auf ähnlichem Boden bewegt sich Alexander Bestuschew, mit seinen drei Brüdern, Söhnen des Staatsrathes A. Bestuschew, eines der unglücklichen Opfer des 1825er Militäraufstandes, dem edlen und geistvollen Rylejew, der damals enthauptet wurde, befreundet und mit ihm 1823 den ersten russischen Almanach „Der Polarstern" herausgebend. Er selber, nach Sibirien verwiesen, nachher

als Gemeiner in die Kaukasusarmee versetzt, wo er zum Offizier aufstieg und 1837 fiel, ist als Schriftsteller (Novellen und Skizzen unter dem Namen Kosack Marlinskij) durch seine merkwürdigen Lebensschicksale und die großartige Kaukasusnatur bestimmt, von der er pittoreske Schilderungen giebt. Hauptwerk ist der Roman „Ammalet-Bey", den Verrath eines Tscherkessenhäuptlings gegen Rußland behandelnd. Die Erzählung „Mullah-Nur" ist auszuzeichnen. Ein romantisch ausschweifender Kopf, der mit seinen grotesk aufgeputzten Schildereien leicht ins Lächerliche herabfällt und auch eine im Soldatenleben angenommene Rohheit des Tones nicht leicht los geworden ist, ergreift er poetisch nur durch den Stoff: die eigenthümlich großartige Natur und das bewegte Kriegsleben; die Charakterdarstellung ist schwach.

Endlich ist dasselbe Fach der Erzählung und des Sittenbildes vertreten in Wladimir Alexandrowitsch, Grafen Sollohub aus altlitauischem Adel. Glänzend erzogen, sein Leben der Diplomatie und Literatur widmend, verfaßte er als Erstes 1841—43 eine Reihe Erzählungen, dann in Verbindung mit Schukowskij, Benediktow und der Gräfin Rostoptschin die literarische Sammlung „Gestern und heute", in der Vieles gut ist. Als bedeutendstes Werk nach Seiten des Gehaltes und der Ausführung ist anerkannt die „Tarantas" (1845, in mehrere Sprachen übersetzt), welche in Form der Reise eines jungen Petersburger Russen durch die inneren Provinzen vermöge der contrastirenden Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfalt und raffinirter Verbildung ein höchst ergötzliches Gemälde russischen Lebens entwirft. Sein specifisches Object ist übrigens die vornehme Petersburger Gesellschaft. Von Sollohub ist auch Mehreres fürs Theater, Vaudevilles und Anderes, dann zahlreiche Novellen und Skizzen. Er schreibt einen leichten und eleganten Styl, weiß mit besondrer Treue und überraschender Naturwahrheit seine Bilder aus dem vornehmen Leben hinzuwerfen, die immer durch ihre schlagenden Gegensätze treffen, scheint aber selber von der Blasirtheit jener Kreise angesteckt und ermangelt der warmen Empfindung so wie des ächt poetischen Hauches.

In die Felder des Romanhaften und Dramatischen theilt sich Michael Nikolajewitsch Sagoskin, der sein Leben namentlich im Dienste des Theaters verbrachte. Er begann 1815 mit einem Lustspiel, dem bald darauf mehrere folgten; in den 1820er Jahren wurden

deren erst in Petersburg, dann in Moskau eine Reihe mit Beifall aufgeführt. Sein erster Roman „Jurij Miloslawskij oder die Russen im Jahre 1612“ (1829) wurde mit so großem Enthusiasmus aufgenommen, daß der Dichter eine Reihe andrer folgen ließ, welche ihm die Gunst des Publicums erhielten; daneben dichtete er eine Reihe Novellen, Skizzen aus dem Volksleben und noch eine Anzahl Lustspiele. Sagoskin stellt das russische Wesen mit vollkommner Treue dar, schreibt leicht und heiter humoristisch.

Aehnlich stellt sich Nestor Kukolnik, Dramatiker und Novellist, der gleich mit seiner Erstlingsschöpfung, der durchaus originell gehaltenen dramatischen Phantasie „Torquato Tasso“ (1833) seinen Ruf begründete. Lebendige und treue Auffassung geschichtlicher Zustände verbindet sich mit bedeutendem Erzählertalent und giebt den meisten Werth seinen kleineren Novellen mit vaterländischem Stoff. Eine Natur von feinem künstlerischen Sinn, wandte er sich von der neuestens dominirenden naturalistischen Richtung ab und das Publicum sich von ihm.

Ausschließlich das Drama und speciell das Lustspiel vertritt Nikolai Iwanowitsch Chmelnizkij. Seinem Talente nach wesentlich für die Komödie befähigt, bildete er sich nach Regnard und Molière, übertrug den „Tartuffe“ und „Die Schule der Frauen“ und dichtete auch seine Stücke zum Theil nach dem Französischen. Am beliebtesten geworden und häufig aufgeführt ist die historische Komödie „Das Czarenwort“. Seine Gesinnung beweist sich auch in der Komik, welche der französischen Schule die natürliche Anlage und die leichte Durchführung zu danken scheint, liebenswürdig human; die Ausdrucksweise ist edel.

Drei von den Russen sind fast ausschließlich dem lyrischen und lyrisch-epischen Gebiete zugethan.

Der schon im dreiunddreißigsten Jahre verstorbne ausgezeichnete Volksliederdichter Alexei Wassiljewitsch Kolzoff, ein Naturtalent, ist eben so merkwürdig durch seinen Lebenslauf wie durch seine Dichtungen. Sohn eines Viehhändlers, der dem Knaben kaum die dürftigste Elementarbildung geben ließ, um ihn jung schon im Geschäfte zu verwenden, war der geweckte Geist ganz auf sich selber angewiesen und bildete sich durch Lesen, dem er leidenschaftlich anhing. Zuerst kaufte er sich für sein Taschengeld Märchenbücher, dann fesselten ihn die Werke der neueren russischen Dichter, namentlich Dmitriew's; er

las sie wieder und wieder und begann zu dichten, indem er, ohne allen Unterricht in der Metrik, ganz einfach den Versbau jener Dichter nachahmte. Mit seinem Geschäfte, das sich so wenig mit seinen Geistesstrebungen vertrug, söhnte er sich nur deßhalb etwas aus, weil es ihn des Sommers auf die Steppen führte, deren Leben ihn ganz besonders fesselte; gleichwohl ward ihm der Widerspruch immer entschiedner bewußt, unleidlich, seit er wiederholt Reisen und längere Aufenthalte in Moskau und Petersburg gemacht und da in die Kreise der Literaten und Literaturfreunde eingeführt worden. Eben als er sich entschlossen in Petersburg eine neue Laufbahn zu beginnen, starb er. Kolzoff ist durch und durch ein Kind der Steppe, deren Colorit seine herrlichen Lieder unverkennbar tragen, von volksmäßigem Ausdruck, innigem Gefühl, kräftigem Ton und reichem Leben in der Zeichnung. Das Bedeutendste sind die „Russischen Lieder“. Bodenstedt hat uns Uebersetzungen geliefert.

Jewgenij Abranowitsch Baratynskij, ein hoher Verehrer Goethes, Zeitgenosse und Freund Puschkins, wurde zuerst in der Abgeschiedenheit und eigenthümlichen Natur des finnischen Landes zur Dichtkunst erweckt, daher sein erstes größeres Gedicht „Eda“. Sein schönstes wird „Die Zigeunerin“ genannt, und man stellt dieses Sitten- und Liebesgemälde wegen der Pracht und zugleich der bezaubernden Anmuth, wegen der feinen Beobachtung und des zarten Gefühls an die Seite der schönsten von Puschkins Dichtungen.

Wassilij Andrejewitsch Schukowskij lieferte zunächst seit 1808 als Redacteur des von Karamsin gegründeten „Wjestnik Europy“ zahlreiche als meisterhaft anerkannte Uebersetzungen aus den neueren und alten Sprachen, daneben Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, sämmtlich zu den besten seiner Sprache gerechnet; dann als Theilnehmer am Feldzuge gegen Napoleon eine Reihe herrlicher Kriegsgesänge, die in zahlreichen Auflagen verbreitet sind; einzelne seiner Gedichte sind geradezu Nationallieder geworden. Neben der Zuneigung zur Romantik bewahrte er gleichwohl frischen Sinn für die classische Dichtung. Seine „Ludmila“ gilt als eine meisterhaft schöne Nachahmung von Bürgers „Lenore“. Er beherrscht die Sprache vollständig, giebt seinen Gedanken eben so feurigen als edlen Ausdruck, ohne je durch erkünstelte Gesuchtheit von der vollen Natur abzugehen.

In zweiter Linie ist es die **ungarische** Literatur, welche die bedeutendsten Erscheinungen aufweist. Als wahrhaft in die Nation eingreifend und weite Kreise derselben umfassend datirt sie erst eigentlich seit dem Aufkommen des Journalismus, der in diesem Land auch nach literarischer Richtung tiefer eingriff als irgendwo. Bahnbrechend ist hiefür Ludwig Kossuth geworden mit seinem „Pesti Hirlap“, 1841—44, literarisch eine Richtung einschlagend, der auch seine politischen Gegner zu folgen gedrängt waren. Literarische Wochenschriften, eben solche und politische Taschenbücher, Almanache 2c. fingen ebenfalls bedeutend an einzuwirken und den Sprach- und Literaturschatz zu bereichern. Die Belletristik stieg nun in kurzen Jahren zu einem vorher nicht gekannten Reichthum der Production auf. Natürlichkeit und Volksthümlichkeit wurden dieser Literatur ganz besonders durch die von der Kisfaludy-Gesellschaft angeregte Sammlung der älteren ungarischen Volkspoesie (3 Bde. 1845—47) aufgeprägt.

Es war ein verhängnißvoller Tag für Ungarn, der 31. Juli 1849, nicht blos für das Geschick des Landes, sondern auch für seine Literatur. Es war die blutige Schlacht bei Segeswar, eine der furchtbarsten im ungarischen Kriege, die der General Bem mit allem Aufwande des Heldenmuthes und der Feldherrntüchtigkeit gegen eine erdrückende Uebermacht lieferte. Nach verlorner Schlacht flüchtete einer der jungen Adjutanten Bems in die Berge der Karpathen, von dem Augenblick an hat ihn kein Auge mehr gesehen; der Verschwundene war kein Geringerer als der große Dichter Sandor Petöfi, der Sänger der ungarischen Puszta. Wenn Petöfi durch dieses geheimnißvolle Ende interessirt, so nicht minder durch seine erste Sanctionirung zum Dichter: bei dem ergrauten Vörösmarty, dem gefeierten Haupte der ungarischen Nationaldichter, stellt sich eines Tages, es war im Jahr 1844, ein junger Mann und bittet, daß er ihm einige selbstgefertigte Verse vorlesen dürfe. Resignirt willigt der Alte ein; doch welche Ueberraschung! „Schon bei den ersten Strophen lauschte gespannt sein Ohr, sein Auge blitzte, ein Freudenstrahl verklärte sein Gesicht, und mit zitternder Stimme sprach der edle Meister zu dem jungen Manne, der seine Vorlesung beendete: ‚Mein Freund, Ihr seid der erste Dichter Ungarns!‘“ — Der Sohn armer Eltern, dürftig erzogen und durch eine stürmisch wechselvolle Jugend hindurchgegangen, theils als Soldat, theils als Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe,

ist er nie ein guter Schauspieler geworden, wohl aber der gefeiertste Dichter seiner Nation, von großer Volksthümlichkeit und classisch durchbildeter Sprache. Von 1843 an verfaßte er zahlreiche Gedichte, welche bald die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, dann rasch sich folgend, namentlich 1845 und 46 in großer Zahl, neben einer reich hervorsprudelnden Liederreihe Erzählungen, mehrere theils komische, theils ernste kleine Epen, sei's aus der neuzeitlichen Geschichte seines Landes, sei's aus seinen Traditionen, ein Nationalepos und gelungene Dorfnovellen. Im Roman hatte er weniger Glück; auch im Drama versuchte er sich. 1848 eifrig in die nationale Revolutionsbewegung sich hineinwerfend, ward er durch sein geniales Gedicht „Jetzt oder nie", das erste censurfreie Blatt im Lande, von entscheidendem Einfluß und feuerte seine Nation durch eine reiche Zahl gluthvoller Schlachtenlieder an (deutsch als „Nationallieder der Magyaren"). Sein Meisterwerk ist der „Held Janos", an Grazie und Leidenschaft, heroischer Träumerei und zarter Schilderung hervorragend und die ganzen Erinnerungen seines Volkes aufweckend. Das Originellste sind die Prachtgemälde der mächtigen ungarischen Steppe. Der erste Band der Gedichte giebt sein ganzes tiefbewegtes und nach Innen und Außen sturmreiches Leben wieder; Freiheit und Vaterland singt erst sein späteres Lied; aber dort schon fand sich der Ungar treu heraus in der einfachen und männlichen, gemüthreichen und schwungvollen Sprache, welche die verlornen Klänge der ursprünglichen Volkspoesie wieder erweckte; um 1846 ging durch seine einen eignen Heerd gründende Liebe eine tiefe Klärung in ihm vor, und nun theilte sich sein Sang gleich kräftig zwischen Liebe und Familie, Freiheit und Vaterland. — Von Verschiednen sind seine Dichtungen verdeutscht, ein Theil auch ins Englische übertragen. — Petöfi versteht mit wenigen einfachen Worten die Stimmung, die er will, voll und wahr heraufzuzaubern nd hat in seinem kurzen Dasein bereits einen überraschenden Reichum des Seelenlebens an den Tag gebracht; er ist in der Komik alkhaft, in der Märchendichtung und Schilderei bezaubernd, im polihen Liede gewaltig, genial in der Conception, meisterhaft in der rachbehandlung. Sehr wohl sagt Scherr über ihn: „Petöfi ist weifelhaft der ursprünglichste, ich möchte sagen der rassenhafteste iter des Magyarenlandes und ein Lyriker, wie es deren überhaupt gar viele gegeben hat und giebt; er ist ein Lyriker in dem

eminenten Sinne, wie Goethe und Burns es sind. Aus seinen Liedern singt und klingt Ungarn, wie es leibt und lebt. Es ist in seinen Gedichten ein Realismus pulsirenden Lebens, aber ein Realismus, wie er sich auf der Netzhaut eines Dichterauges spiegelt. Das will sagen, daß Petöfi neben der köstlichen Gabe die Poesie aus der Wirklichkeit herauszugreifen beim Gestalten seiner realpoetischen Anschauungen jenes unbestimmbare Etwas habe walten lassen, welches den rechten Dichter macht, wie den rechten Musiker die Melodie, wie den Propheten die Vorhersicht".

Wohl ist es mit der Einfluß Petöfis gewesen, mehr aber der allgemeine Zug ungarischen Wesens, daß die Lyrik und die ihr verwandte Epik am vollsten zur Blüthe kamen, so jedoch, daß die Hauptvertreter auch durchweg auf andre Gebiete übergriffen.

Anton Bajza war Dichter, Publicist, Kritiker und Geschichtschreiber, 1830—37 Redacteur des früher von Kisfaludy geleiteten Taschenbuchs „Aurora", mit Anderen von Anfang der 1830er bis Mitte der 1840er Jahre an kritisch-belletristischen Journalen, die er mit tüchtigen kritisch-kunsttheoretischen Aufsätzen versah und zu fördernder Einwirkung brachte; er half auch die Bühne überhaupt und das Nationaltheater zu Pesth heben. Die 6 Bde. der historischen Bibliothek mit Uebersetzungen ausländischer Geschichtswerke und der nach dem Deutschen bearbeitete „Neue Plutarch" halfen die noch wenig reiche historische Literatur seines Landes fördern; die Weltgeschichte aber gilt nur als eine nicht einmal geschickte Zusammenstellung aus bedeutenden Deutschen. Später stand er an Kossuths „Hirlapja". Die „Gedichte" (1835) gewannen ihm gleich einen Rang unter den besten Dichtern der Nation.

Der Benedictiner Gregor Czuczor gerieth mit seinem Orden über die Lehr- und Schreibfreiheit, die ihm untersagt ward, in lange und harte Kämpfe, kam auch 1848 wegen eines als „Weckeruf" bezeichneten Gedichtes mit den österreichischen Behörden in Conflict und erlitt mehrjährige Verfolgungen. Zunächst veröffentlichte der in Lyrik und Epik, Geschichte und Sprachforschung thätige Mann von 1824—31 drei Heldengedichte, dann 1836 die „Poetischen Werke", an deren erotischem Inhalte der Orden, der dem Autor das freie Leben außerhalb des Klosters ohnehin nicht nachsehen wollte, Anstoß nahm. Ein Werk über Johann Hunyadi, eins über Washington, eine vorzügliche Uebersetzung des Cornelius Nepos folgten. Von 1844 an von der

ungarischen Akademie mit Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuches betraut, beschäftigte er sich fortwährend, selbst während seiner politischen Gefangenschaft, mit dieser bedeutenden Arbeit, von der 1864 2 Bde. erschienen. Mit Fogarasi stand er an der Spitze der Opposition gegen die historisch-vergleichende Schule in der Sprachforschung.

Johann Garay, durch gründliches Studium der deutschen Literatur gebildet und durch Vörösmartys kräftige Poesien angeregt, 1834—39 in redactioneller Thätigkeit, schrieb in jenem Jahr ein Heldengedicht, dann rasch sich folgende Dramen, einige mit Erfolg, daneben lyrische Gedichte, Erzählungen und Balladen; sein Letztes ist ein Epos auf Ladislaus den Heiligen. Er ist besonders der Ballade Meister: „Die Arpaden", Sammlung historischer Balladen; vorzüglich sind auch die „Muscheln am Plattensee", lyrisch.

Franz Kölcsey, meist schon früher und unter Vörösmartys nächsten Nachfolgern, frühreif, war eigentlich mehr Literaturgeschichtschreiber und Kritiker. Mit den classischen, der französischen und deutschen Sprache und Literatur vertraut und schon 1813 mit den ersten poetischen Versuchen beschäftigt, strebte er hernach ganz besonders auf Geschmack und Formbildung der neu aufstrebenden vaterländischen Literatur einzuwirken. Die bedeutende Zahl seiner philosophischen, kunstgeschichtlichen und kritischen Aufsätze, in der mit Szemere gegründeten Zeitschrift „Leben und Literatur", übten großen Einfluß auf die Literatur, und das Tagebuch des auch politisch thätigen, als Kammerredner hervorragenden Mannes ist wesentlich für die Kenntniß der Parteistrebungen in den 30er Jahren. Kölcsey ist nach Berzsenyi der erste Vertreter des Bürgerstandes in der neueren Literatur seines Landes, Uebersetzer des Homer, namhaft durch Hymnen und Balladen, nach deutschen Vorbildern geschult, hält sich aber noch in die akademische Gelehrsamkeit eingezwängt.

Kein andres Feld kommt der Lyrik nahe; am nächsten steht der Roman.

Der Baron Joseph Eötvös, namhaft als Schriftsteller (Roman und Drama), Publicist und Staatsmann, juristisch und philosophisch gebildet, zeigt in der Schriftstellerei genau die beiden Richtungen, deren eine mit seiner juristischen Kenntniß und dem praktisch staatsmännischen Wirken aufs Genaueste zusammenhängt. Als Belletrist begann er 1830 mit einem Lust- und einem Trauerspiel, die bereits

großen Beifall fanden; 1838 erschien der Roman „Der Kartäuser", eben so günstig aufgenommen und eines der besten Producte ungarischer Literatur geheißen; es folgten zwei 3bändige Romane „Der Dorfnotär" und „Ungarn im Jahre 1514", jener aus dem Comitatsleben der Gegenwart, annähernd der gelungenste in seiner Sprache geschätzt, dieser über den Dozsa'schen Bauernaufstand jenes Jahres. Beiden wird meisterhafte Treue und Frische der Darstellung zugesprochen. — Staatlich trat Eötvös zuerst in der damals viel behandelten Frage der Gefängnißreform auf, für die er sich durch Selbstschau auf einer Reise über den ganzen Westen Europas vorbereitete; sein Gutachten von 1838 gab den Anstoß nach doppelter Richtung: einmal weckte es eine ganze Reihe von Schriften, und praktisch rief es mannigfachen Reformen. Hernach betheiligte er sich an der seit Kossuth sehr thätig gewordnen Journalistik und griff in den Kampf ein zwischen jenem und Szechenyi; von einer Schrift für den ersteren (1841) heißt es gar, sie habe an klarer und gewandter Dialektik selber die Kossuths übertroffen. Bei der Spaltung der Liberalen in Municipalisten und Centralisten (1844) trat er mit seiner vollen Beredsamkeit für diese ein in (später gesammelten) Artikeln, welche in seiner Sprache reiche Gedanken und vielseitiges Wissen auslegen. In neuerer Zeit hat Eötvös noch geschrieben über den „Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat", ein Werk, das von den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Nationalität, der Centralisation und der Beschränkung staatlicher Einwirkung, von Staatszweck und Staatsformen rc. handelt, dann zweimal über die Nationalitätenfrage, welche bei der Zusammensetzung des österreichischen Staates und den neueren Strebungen seiner Politik für denselben besondre Bedeutung gewinnt, anonym „Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs", viel beachtet und schnell mehrfach aufgelegt.

Nikolaus, Baron Josika, wohl erzogen und juristisch gebildet, erst Militär, dann zurückgezogen dem Ackerbau und den Studien lebend, trat auf dem bedeutsamen Landtage von 1834 frei oppositionell auf, was ihn bei der Regierung in Ungnade brachte, aber auch bis 1840 zur lebhaften Theilnahme an den politischen Kämpfen antrieb, wandte sich erst in seinem vierzigsten Jahre, nach 1834, der literarischen Thätigkeit zu, ganz entschieden erst seit 1840, nachdem seine Versuche Anklang gefunden. Bis dahin hatte er sich dem Studium der vater-

ländischen Geschichte und der fremden Literaturen gewidmet und des Deutschen so sehr Herr gemacht, daß er nachher einige Romane in dieser Sprache schrieb. Uebrigens sind alle verdeutscht, ein Theil durch seine Gattin, eine sehr gebildete ungarische Grafentochter. Außer zahlreichen politischen und belletristischen Aufsätzen sind von ihm nahezu 60 Bde. Romane, auch beachtenswerthe historische, die ihm immer steigenden Beifall gewannen. Man rühmt an diesen aus dem Leben seines Landes und Volkes genommenen, in Walter Scotts Manier gehaltnen, aber weniger weitschweifigen Romanen neben besonderen Sprachvorzügen die frische und treue Schilderung, die tüchtige Charakterzeichnung, die reiche und doch ganz natürliche Erfindung.

Endlich ist ein beliebter und fruchtbarer Dramatiker zu nennen, Joseph Sziligeti, auch Schauspieler (eigentlich Szathmary, welchen Familiennamen er im zwanzigsten Jahr ablegte, als er wegen der Zuwendung zur Bühnenlaufbahn mit seiner Familie zerfiel). Als Schauspieler konnte er, dem Schule und äußre Mittel fehlten, nie zu Bedeutung kommen, wohl aber als Dramendichter, der wiederholt Preise gewann und sich selbst auf deutschen Bühnen Zutritt verschaffte. Seine mit besonderm Erfolge gekrönten Volksschauspiele, durch die treffliche und allseitige Schilderung des magyarischen Volkslebens stark an nationalem Interesse, sind fast ausschließliches Repertoir der Provinzialtheater und wandernden Truppen Ungarns geworden. An den historischen Dramen rühmt man neben treuer Sitten- und Charakterschilderung die spannende Handlung.

Auch die **polnische** Sprache und Literatur riß sich energisch von dem regelrichtigen Zwang der französischen Classicität los, und auch hier endete der Kampf zwischen dem Classicismus, der nicht national gewesen war, und der Romantik, die in Mickiewicz und seiner Schule ihre fürnehmste Vertretung fand, entschieden zu Gunsten der letzteren. Die bedeutendsten Köpfe, natürlich vom russischen Despotismus ausgestoßen, gehörten der polnischen Emigration in Frankreich an, und der Aufschwung auf dem Boden der Poesie riß auch die anderen Gebiete nach sich, vor allen die Geschichte.

Der größte Polendichter, Adam Mickiewicz, von glänzendem Talent und angestrengtem Studienfleiß, der ihm einen reichen Schatz von Kenntnissen in Geschichte, Literatur, den neueren Sprachen und

auch den Naturwissenschaften erwarb, ward zunächst zur Poesie erweckt durch eine unglückliche Liebe, die er in einem zweitheiligen Gedichte „Die Todtenfeier“ schilderte, welchem er später einen dritten, verallgemeinernden Theil von weiterer Bestimmung anfügte; das Ganze ist von urwüchsig wilder Kraft, eine dramatisirte Elegie auf seine Liebe und auf sein Vaterland. Mit jenem Jugendgedichte veröffentlichte er 1822 die erste aus Liedern, ausgezeichneten Romanzen und Balladen, Sonetten und einer poetischen Erzählung bestehende Sammlung seiner Gedichte und griff damit entscheidend in den literarischen Kampf. Während einer zur Zeit der politischen Verbannung, die auch ihn betroffen, unternommenen Reise in die Krimm dichtete er am Ufer des Schwarzen Meeres vorzügliche Sonette, wahre Perlen der Lyrik (deutsch von Gustav Schwab). Die meisterhaften und künstlerisch reinen epischen Dichtungen „Konrad Wallenrod“ und „Grazyna und Thaddäus“ so wie andre seiner Gesänge wirkten begeisternd und das Nationalgefühl anfeuernd auf die polnische Jugend. 1832 erschien ein vierter Theil zu den 1828 in Paris herausgegebenen drei Theilen Dichtungen, und ebenfalls 1832 eine (gleich verdeutschte) Schrift über das polnische Volk, worin er in einer Sprache, die der biblischen nachgeahmt ist, Bestimmung und Schicksal seines Volkes in der Vergangenheit und Zukunft schilderte. Das Bedeutendste ist zwei Jahre später sein Epos „Pan Thaddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen“ aus dem fatalistischen Jahr 1812. Scherr, der meint, es sei wohl das Vollendetste und Reinste, was die slavische Kunstdichtung bis jetzt hervorgebracht, sagt dazu schön: „Das Gedicht ist eine wahre Perlenschnur von herrlichen Naturschildereien, idyllischen Scenen in Feld, Wald und Haus und wundervoll anschaulich gemalten nationalen Genrebildern; ein Roman höchsten Styls, meisterhaft in der Charakterzeichnung, spannend durch reichen Wechsel von Pathos und Humor, fesselnd durch den Hauch innigster Vaterlandsliebe, welche daraus athmet“. Seine in den Jahren 1840—43 am Collége de France, gehaltnen, hierauf edirten „Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände“ stehen in der That mehr auf einem von der Phantasie getragnen Interesse für die katholische Sache als auf wissenschaftlichem Quellenstudium. Nicht nur verfiel er selber zu Paris der Mystik, sondern sein Beispiel zog auch andre bedeutende Geister nach. — Die Einwirkung des großen Dichters, der originelle Kraft und die reichste

Phantasie mit hoher künstlerischer Durchbildung zu vereinen und alle Leidenschaft des slavischen Wesens wie kein andrer in romantische Formen einzukleiden verstand, war eine hochwichtige, Vaterlandsliebe sein unerschöpflicher Grundton. Er erinnert an Byron, ist aber selbstkräftigen Wesens, Patriotismus und Romantik mit dem mächtigen Bande seiner Poesie umschlingend.

Julius Slowacki ist der Zweite, der auf das Beispiel von Mickiewicz nach ganz anderen Anfängen eine fast unerklärliche psychologische Wendung genommen und wirklich an die mystisch religiös-politische Secte Towanski's seinen Geist verloren hat. Er begann mit einer ausgeprägt negativen Richtung, welche sich an die Nachtseiten des Menschen- und Völkerlebens wandte, die Ironie des Schicksals zum Grundgedanken nahm und sich dem Dämonischen ergab, weßhalb Mickiewicz ihn den „Satan der Dichtkunst" hieß. Slowacki war von reicher Phantasie, starker und vielseitiger Productivität; rasch folgten sich lyrische und epische Poesien, Revolutions- und Kriegslieder, dramatische Dichtungen und vermischte aus allerlei Gattungen. Noch als Jüngling am Aufstande von 1830 thätig, lebte er hernach im Auslande, machte große Reisen durch Europa und den Orient, hielt sich darauf meist in Paris auf und starb schon im vierzigsten Jahre.

Wohl die eigenartigste und bedeutendste Naturkraft nach Mickiewicz ist Graf Sigmund Napoleon Krasinski, Sohn eines erst in kaiserlich französischen, dann in russischen Diensten stehenden Generals, geboren und gestorben in Paris. Seit der mißglückten 1831er Revolution lebte er, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, aber bereits kränklich, in seiner letzten Zeit fast erblindet, meist auswärts und gab dem Schmerze seines Herzens um das Schicksal seines geliebten Vaterlandes in Gedichten Worte, die überall in den slavischen Ländern mit der größten Begeisterung aufgenommen wurden. Eine Erzählung und ein geschichtlicher Roman waren das Erste. Mehreres schrieb er in französischer Sprache. Krasinski ist von ungewöhnlicher Kraft der Phantasie, die sich in mystisch-allegorischen Bildern ergeht und selbst Form und Sprache der Apokalypse annimmt; von hinreißendem Schwung der Begeisterung, die mit feuriger Vaterlandsliebe eine fast schwärmerische Frömmigkeit verbindet; ganz socialpolitischen Inhaltes. Man nennt als seine glänzendsten Schöpfungen die beiden dramatischen Dichtungen: die „Ungöttliche Komödie", 3 Thle., 1837

bis 1848, und „Irydion“, welche beide die Geschicke des slavischen Volksstammes begleiten und ihm eine hohe Zukunft ankünden. Daneben das prächtig geschriebne, phantastisch-philosophische Gedicht „Die Sommernacht“, das apokalyptische „Die Versuchung“, die Canzonensammlung „Vor der Morgendämmerung“ und „Die Psalmen der Zukunft“.

Zwei sind bedeutend als Sänger der ukrainischen Steppe, ihres eigenartigen Heimathlandes; es ist Severin Goszczynski und Bohdan Zaleski.

Goszczynski, seit dem Ausbruch der Revolution unter den Vaterlandsvertheidigern, die er durch feurige Kriegsgesänge begeisterte, lebte nach verlorner Sache im Auslande, der Schweiz und Frankreich, schrieb hier mehrere gute Erzählungen und drei Bdchn. Revolutionslieder voll seines leidenschaftlichen Geistes und übersetzte den Ossian. Vermöge einer eigenthümlichen Geisteswendung schloß er sich später auch der Towanskischen Secte an und wurde mild religiös gestimmt; damals dichtete er auch nicht mehr, wohl aber nochmals in neuerer Zeit, doch so, daß er blos aus älteren Erinnerungen schöpfte; im Ganzen scheint sein Geist den inneren und äußeren Lebensstürmen erlegen. Besonders bezeichnend und bedeutend ist für seine Dichterperiode die große epische Erzählung „Das Schloß zu Kaniow“ (1828), nach Volkstraditionen. Goszczynski, dessen Name sich bald zu einem gefeierten in der Glanzzeit der nationalpolnischen Dichtung erhob, nahm von Mickiewicz und aus der Lectüre Byrons die romantische Richtung an, zu der ihn übrigens die Natur seines Heimathlandes, die Lebensweise seiner Bewohner und ihre historischen Erinnerungen hintrieben. Er ist ganz der Sohn der Steppe, deren Charakter er vollständig in sich aufgenommen und meisterhaft geschildert hat. Originell in Erfindung und Sprachweise, aber wild und leidenschaftlich wie das kriegerische Kosakenleben, finster wie die düstre Natur, zum Melancholisch-Grauenhaften geneigt wie die wehmüthigen Volkslieder und die blutigen Erinnerungen seines Stammes, stellt er in sich die erst halb civilisirte Heimathnatur dar.

Zaleski, begeistert durch Natur und Volkspoesie der Steppen, besingt namentlich ihr wunderliches Kosakenleben; seine Romanzen sind förmliche Volkslieder. Sprach- und Formmeister wie kein Zweiter, ein reiches und vielseitiges Talent, zeichnet ihn neben fesselnder Natürlichkeit ungemeiner Wohllaut der Diction und Glanz der Bilder.

Aus zwei Gründen ist Joseph Ignaz Kraszewski beachtenswerth: wegen einer erstaunlichen Productivität, die gegen 300 Bde. in allen Gattungen der Literatur hervorbrachte, und wegen des glücklichen Einflusses seiner aus dem heimischen Familien- und Nationalleben genommenen Erzählungen auf die gebildeten Kreise, denen sie die überwiegend französische Lectüre zu ersetzen begannen. Kraszewski, meist im Auslande und durch Selbststudium gebildet, von glänzender Anlage, steht in erster Linie als Novellen- und Romanschriftsteller. Kritisch-literarhistorische Abhandlungen von Werth, Reiseschilderungen, historische Werke, einzelne von Wichtigkeit als Denkmäler zur Geschichte der polnischen Sitten, unter dem Pseudonym Boleslawite eine Reihe interessanter Einzelschilderungen aus dem Aufstande von 1863 sind ebenfalls sein Werk.

Kazimierz Brodzinski, früh in den Reihen der vaterländischen Streiter thätig und damals schon mit Gedichten hervortretend, die trefflich den volksthümlichen Ton trafen und den nationalen Charakter wiedergaben, war ein Hauptverfechter der romantischen Schule und schon vor Mickiewicz hochbedeutend als Kämpfer für eine neue, volksthümliche Poesie, für welche sowohl seine eignen Dichtungen als die bedeutenden kritischen Abhandlungen mit großem Erfolg wirkten. An den Grundideen von Religion und Vaterland begeisterte sich sein sanftes und warmes Gefühl.

Die polnische Nationaldichtung, glücklicher als die Nationalexistenz, ist immer noch lebendig, und wär' es blos die Trauer, die sie nicht sterben läßt; eine Reihe Kleinerer oder Neuerer bliebe zu nennen.

In der czechischen Literatur geht die offenbare, beharrlich verfolgte und selbst durch literarischen Betrug gestützte Absicht darauf aus, in erster Linie das Czechenthum im Besondern, in zweiter das Slaventhum im Allgemeinen zu kräftigen und neu zu heben. Original sind zwar die Dichtungen dieser ganz vornehmlich auf die Bemühungen der philologisch-archäologisch-historischen Forscher und gelehrten Sammler ruhenden Dichter nicht geworden, da sie sich durchweg auf die Nachbildung fremder Vorbilder beschränkten. Die czechische Sprache war unter der fremden Herrschaft (seit 1620) durchaus verfallen. Es ist eine fast befremdende Erscheinung, daß ihre Neu-

belebung gerade seit dem germanisirenden Regimente des Kaisers Joseph datirt, auffallend deßhalb, weil Volk und Organ der Czechen sonst in keiner Weise geneigt waren deutschen Einflüssen sich zu leihen, sondern eher eine gehässig-mißtrauische Opposition zu denselben und dagegen die ausgesprochne Zuneigung zum Romanismus kundgaben. Doch entwickelte sich in der versuchten literarischen Neubelebung der bewußte Gegensatz gegen das deutsche Element, dem man doch so Vieles zu entlehnen gezwungen war, bis ins zweite Jahrzehnt unsres Jahrhunderts hinein nicht als ein wesentlich eingreifendes Moment. Das änderte sich hernach, und am meisten wirkte zu den höher gehenden Ansprüchen Auffindung und Aufnahme der Königinhofer Handschrift bei, welche, ob nun ächt oder unächt!, dem czechischen Stamme die so schmerzlich vermißte Grundlage alter Heldenlieder und damit die geschichtliche Berechtigung zur Entfaltung eines neuen Nationallebens zu geben schien; daher die erstaunliche Begeisterung für den Schatz, der wucherische Zinsen trug. Von da an galt die Losung: kein Borgen mehr von fremder Cultur, kein Anlehnen mehr an das schon der ursprünglichen Bildung des Volksstammes feindliche deutsche Wesen, sondern Zurückgehen auf die urheimathlichen Ueberlieferungen. Von da an traten in der jung aufstrebenden Literatur entscheidend gewichtig die förmlichen Fanatiker der Nationalität auf mit gewandter Sprachbehandlung, einem weiteren Gesichtskreis und in der That reicherer Gedankenwelt. Zugleich ward diese Richtung ein Stützpunkt für die panslavistischen Tendenzen, zunächst wenigstens auf literarischem Felde.

Das Haupt und der eigentliche Bahnbrecher neuböhmischer Literatur ist der Theologe Johann Kollar, während dreißig Jahre bis gegen sein Lebensende Geistlicher in Pesth, auch in seinen gesammelten und mehrfach übersetzten Predigten (sein Ruf als Kanzelredner war groß) die national-politische Tendenz verfolgend. 1821 trat er zuerst als Dichter in czechischer Sprache auf mit einer Sammlung, die in den folgenden Auflagen zu großem Ruf kam, ja förmlich Epoche machte. Er ließ ferner verdienstlicher Weise eine Sammlung slovakischer Volkslieder erscheinen. Später wandte er sich sprachlich-archäologischen Studien zu und veröffentlichte Mehreres über die slavischen Alterthümer, das sogenannte slavische Altitalien und die Stämme und Mundarten der Slaven, das letztere Werk deutsch und zwar mit zum ersten Mal entschieden ausgesprochner panslavistischer

Tendenz. In diesen Werken erweist er sich als ein mehr phantasievoller denn forschender und gründlich sichtender Slavophile. Kollar ist einer der Ersten, die das Slaventhum, das eben noch gar keine nennenswerthe Geschichte hat, mit den eitelsten und übertriebensten Träumen von einer glänzenden Zukunft ergötzten („Ueber die literarische Wechselseitigkeit der slavischen Nation"): „Die Slaven sollen die Antike und das Mittelalter versöhnen, die beiden bisher getrennten Culturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen" 2c. Er betrieb auch aufs Lebhafteste den nicht gelungenen Versuch, eine annähernd allslavische Sprache zu begründen und so die Vereinigung der Rasse vorerst auf literarischem Gebiet anzubahnen. Er predigte die literarische Wechselseitigkeit mit Feuereifer und verherrlichte den Panslavismus überhaupt in dem Sonettenkranz „Die Tochter des Ruhmes" (ein Fragment 1821, vollständig zuerst 1832), patriotisch-allegorisch-erotisch, zuweilen sinnreich und anmuthig, doch im Ganzen als Dichtung von wenig Werth, wohl aber als politisches Glaubensbekenntniß der czechischen Patrioten und als Vertheidigungsschrift der nationalen Anmaßungen und Vorurtheile von großem Einfluß. Da treten uns die vollen, dünkelhaften Träume über die politische Zukunftsbestimmung des czechischen Stammes entgegen.

Neben Kollar steht der lyrisch-epische Dichter Franz Ladislaw Czelakowsky, früh von den während seiner Studienzeit aufsteigenden nationalen Strebungen erfaßt, namentlich der Poesie und Sprachkunde (in dieser Dobrowsky's Schüler) ergeben; seine in Ton und Colorit glücklich den Volkston treffenden und überhaupt ganz volksthümlich gewordnen Lieder nehmen in der neueren Literatur seines Volkes einen verdienten und anerkannten Rang ein. Neben den eignen Dichtungen die Sammlung slavischer Volkslieder aller Stämme mit czechischer Uebersetzung, Uebertragung lithauischer und russischer Volkslieder, so wie deutscher und englischer Dichterwerke, Sammlung böhmischer Nationallieder, daneben eine Reihe sehr brauchbarer Arbeiten über Sprache und Literatur so wie Hülfsmittel für den höheren Unterricht bezeichnen seine vielseitige Thätigkeit.

Nach den Beiden, doch mit geringerem Gewichte, thaten sich eine Reihe Lyriker, Didaktiker und Romanzendichter, auch Dramatiker von Rang auf.

Wir haben endlich mit einem Worte der **serbisch-rumänischen** Dichtung Erwähnung zu thun. Sprachreinigung, Studium der alten Dichter und Sammlung der Volkspoesie, Herstellung einer überall gleichmäßigen Schriftsprache waren die im Serbischen verfolgten Ziele.

Der bedeutendste Dichter, ja der eigentliche Begründer der modernen serbischen Literatur ist Simon Milutinowitsch, dessen Leben und Schriften gleich viel glühenden Patriotismus bekunden. Schon jung am serbischen Aufstande betheiligt und zwar zunächst als Schreiber der Insurrectionsregierung, hat er die buntesten Schicksale durchgemacht; mehrmals verbannt, theils im Namen der türkischen Regierung, theils in dem von Führern und inneren Parteien des Landes, mußte er auf verschiednen Wegen, einmal sogar als Gärtnergehülfe, sich durchschlagen, bis er wenige Jahre vor seinem Tode Secretär im Unterrichtsministerium wurde. Während der zweiten Flucht nach dem Aufstande des Jahres 1815 schuf er die erste größere Dichtung „Die Dreischwesterschaft“, welcher er später eine unter dem Titel „Die Dreibruderschaft“ folgen ließ. Er hat ferner verfaßt: die Geschichte des Aufstandes unter Czerny-Georg, eine Sammlung trefflicher Heldenlieder (Serbianka), eine Tragödie und einen Poesiencyklus „Ehre Montenegros“, dann eine Geschichte Serbiens und diejenige des Aufstandes von 1815. Auch half er mit bei Herausgabe der serbischen Nationallieder und besorgte eine Sammlung montenegrinischer und herzegowinischer Volkslieder. Sprache und Darstellung sind durchaus national. Die „Serbianka“ und die Tragödie „Obylicz“ sind sein Bedeutendstes.

Der namhafteste rumänische Dichter der Gegenwart heißt Basil Alessandro, ebenfalls eifriger Patriot, der sich lebhaft bemühte durch die Presse zu wirken und in den rumänischen und französischen Journalen sehr zahlreiche Artikel schrieb; die wiederholten Versuche zu Gründung eigner Zeitschriften wurden durch Dazwischenkunft der Regierung vereitelt. Er hat für das rumänische und französische Theater in Jassy eine Reihe von Lustspielen geschrieben, mit denen er großen Beifall erntete, lyrische und epische Gedichte, Volkslieder und Balladen gesammelt und gedichtet und selber einen Theil ins Französische übertragen.

Register.

Aguilar 469
Ainsworth 459
Alessandro 542
Alexander, Graf von Württemberg 425 ff.
Alexis 260 ff.
de Almeida-Garrett 521
Almquist 504
Amalie, Herzogin zu Sachsen 481
Ancelot 482
———, Mad. 483
Andersen 507
Anicet-Bourgeois 482
Arago, Etienne 483
———, Jacques 483
de Araujo Porto-Alegre 522
d'Arlincourt 471
v. Arnim, Bettina 457
———, Karl Otto Ludwig 455
Arolas 519
Arwidsson 505
Atterbom 505
Auerbach 268 ff.
Aurbacher 458
Autran 497
de Avellaneda 519
d'Azeglio, Massimo 475
———, Taparelli 476

Bajza 532
de Balzac 24. 26. 108 ff.
Banim, John 463
———, Michael 463
Baratynskij 529
Barbier 169 f.
Barthélemy 473
Bauernfeld 333 f.
Bayard 483
Bechstein 453
Beck 373. 374 ff.
Benedix 330 ff.
de Bernard 131 ff.
v. Beskow 506
Bestuschew 526
Biernatzki 455
Birch-Pfeiffer, Charlotte 481
Bird 460
v. Bissing, Henriette 456
Björnstjerne Björnson 512
v. Blessington, Gräfin 465
Boas 454
Böttiger 505
Boz 292 ff.
Bray, Anna Eliza 467
Bredahl 510
Bremer, Fredrika 503
Breton de los Herreros 516
Brodzinski 539
Browning, Elizabeth 485
———, Robert 485
Bude 491
Büchner, G. 477
Bulwer 285 ff.

Caballero 520
Carleton 462
Carrer 501
de Carvalho e Araujo 521
Castilho 522
Chamier 461
Chmelnizky 528
Conscience 512
Cooper 296 ff.
Cornwall 499
Croker 463
de Custine 472
Czelakowsky 541
Czuczor 532

Da Costa 513
Dahlgren 506
Deinhardstein 478
Dias 523
Dingelstedt 378 ff.
v. Droste-Hülshoff, Annette 496
Duller 454
Dumas 21. 44. 113 ff.
Dupont 497

Elliott 499
Eötvös 533
de Espronceda 520

Fahlcrantz 505
Féval 470
Flygare-Carlen, Emilie 504
Frankl 490
Freiligrath 398 ff.
Freytag 240
Fröhlich 422. ff.

Garay 533
v. Gaudy 489
Gautier 484

Gay, Delphine 33. 125 f.
Geibel 412 ff.
Gerstäcker 254 f.
Gil y Zarate 516
Giusti 395 ff.
Glaßbrenner 458
Gogol-Janowsky 526
Gore, Catherine 466
Goszczynski 538
Gotthelf 273 ff.
Gottschall 241
Gozlan 472
Grabbe 314 ff.
Grün 363 ff.
Guerrazzi 474
Guiraud 171
v. Gußeck 449
Gutierrez 515
Gutzkow 179. 190. 196 ff.

Hackländer 256 ff.
Hahn-Hahn, Gräfin 231 ff.
Hall, Anna Maria 463.
Halm 321 ff.
Hartmann 238 f.
Hartzenbusch 516
v. Hauch 509
Hebbel 303 ff.
Heiberg 510
Heine 188
Heller 451
Herloßsohn 450
Hertz 510
Herwegh 390 ff.
Hey 493
Heyse, Paul 417
Hoffmann, Franz 459
Hoffmann von Fallersleben 385 ff.
v. Holtei 477
Hood 498
Howitt, Mary 467
——, William 467
Hugo, Victor 25. 27. 40. 46. 53 ff. 159 ff. 337
Hunt, James 498
——, John 498

James 467
Jameson 467
Janin 33. 48. 122 f.
Jerrold 485
Immermann 223 ff.
Ingemann 508
Inglis 467
Josika 534
d'Israeli 466

Karasutsos 524
Karr 122. 123 f.
Keller 418 ff.
Kinkel, Gottfried 407. 408 ff.
——, Johanna 412.
Knapp 495
Knowles 484
de Kock 134 ff.
Kölcsey 533
Kollar 540
Kolzoff 528
König, H. 236 ff.
Kopisch 437. 440 ff.
Kossuth 530
Krasinski 537
Kraszewski 539
Kühne 193. 218 f.
Kukolnik 528

Lacroix, Jules 472
——, Paul 471
de Lamartine 149 ff. 159 ff.
Lappe 493
de Larra 517
Laube 188. 207 ff.
Lenau 347 ff.
van Lennep, David 514
——, Jakob 513
Lermontow 525
Lewald, August 449
Lewald, Fanny 228 ff.
Longfellow 500
Lönnrot 506
v. Lützow, Therese 456

de Macedo 523
de Magalhaens 522
v. Maltitz, Gotthilf Aug. 480
——, Apollonius 492
——, Franz 492
Mancini, Laura 501
Marenco 487
Marlinsky 527
Marryat 461
Mayer 492
Meißner 187. 239
Mellin 504
Melville 461
Mérimée 126 ff.
Méry 473
de Mesonero y Romanos 520
Mickiewicz 535
Milutinowitsch 542
Monnier 473
de Mora 520
Moral 518
Mörike 427 ff.
Mosen 487
Mügge 448
Mühlbach, Louise 218
Munch 512
Mundt 181. 212 ff.
de Musset 91 ff. 337

Nestroy 478
Nieritz 459
Nikander 506
Norton, Eliz. Sarah 498

Oettinger 453
Orphanidis 524
Overskou 510

Paalzow, Henriette 455
Paludan-Müller 509
Pellico 476
Petöfi 530
Pfarrius 493
Pfizer 429 ff.
Philalethes 481
Pocci 493
Poë 464
Posgaru 451
Prati 501
Proctor, s. Cornwall
Pückler-Muskau 188. 242 ff.

Quinet 172 ff.

Raupach 327
Reboul 497
Regaldi 501
v. Rehfues 265 ff.
Reinick 437. 438 ff.
Rellstab 452
Revere 486
Rhangavis 524
de la Rosa 517
Runeberg 506
Rylejew 526

Saavedra 518
Sagoskin 527
Saintine 472
v. Sallet 494
Sand, George 22. 23. 28 (2). 29. 38. 39. 41. 42. 83 ff.

Saphir 457
v. Schack 417
Schefer 339. 340 ff.
Schneider 480
Schukowsky 529
Scribe 143 ff. 302
Sealsfield 244 ff.
Sedgwick, Catherine 464
Seidl 490
Simms 469
Simrock 437 f.
Slowacki 537
Sollobub, Graf 527
Soulié 24. 120 ff.
Souvestre 470
Spindler 186. 259 f.
Spitta 494
Sterling 468
v. Sternberg 450
Stieglitz 492
Stifter 279 ff.
Stöber, Adolf 491
——, August 491
Stolle 452
Storch 448
v. Strachwitz 489
Suckow 451
Sue 19. 20. 31. 32. 36. 42. 116 ff.
Sutsos, Alexander 523
——, Panagiotis 524
Sziligeti 535

Talfourd 486
Tanner 493
Tegner 503
Tennyson 442 ff.
Thackeray 469
Töpfer 479
Töpffer 139 ff.
Trollope 465
Turgenjew 526

v. Uechtritz 454

Veuillot 171
Vogl 490

Warren 460
Welhaven 511
Wergeland 511
White 461
Wienbarg 219 ff.
Willkomm 451
Winther 508

Zaleski 538
Zalokostas 524
Zarate 516
v. Zedlitz 432 ff.
Zorrilla y Moral 518



Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Grundsteine

einer

llgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Fünfter Band:

ialektik des Culturgangs und seine Endresultate.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1874

Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.



In fünf Bänden.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1874

Grundsteine

einer

Allgemeinen Culturgeschichte

der

Neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger.

Fünfter Band:

Dialektik des Culturgangs und seine Endresultate.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1874

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Seite

Die staatliche Bewegung 3

Allgemeiner Gang der Geschichte 3
Wiener Congreß 14
Julirevolution 24
48er Revolutionen 26
Die einzelnen Staatskörper 28
Frankreich 28
Deutschland 47
Rußland 69
England 74
Italien 86
Kirchenstaat 103
Griechenland 108
Türkei 111
Spanien 116
Portugal 134
Holland 135

Seite
Belgien . . . 135
Schweiz . . . 136
Germanische Nordstaaten in Europa . . . 137
Amerika . . . 137

Zweite Abtheilung.

Die sociale Frage . . . 144

Der sociale Kampf . . . 144
Das Wirthschaftsleben, die Technik und Industrie . . . 149
Die Theorie und die geistigen Factoren . . . 172
Exempel . . . 179
Endresultate . . . 185

Dritte Abtheilung.

Wissenschaft und Technik . . . 190

Allgemeinbetrachtungen . . . 190
Die einzelnen Fächer . . . 206
Chemie . . . 206
Physik . . . 212
Astronomie . . . 217
Mathematik . . . 220
Erfindungen, Mechanik und Technik . . . 221
Naturbeschreibende Fächer . . . 226
Mineralogie . . . 228
Geologie . . . 229
Pflanzenkunde . . . 231
Thierkunde . . . 233
Medicin . . . 236
Geographie: Reisen, Entdeckungen, Colonisation . . . 240
Geschichte . . . 246
Philologie und Archäologie . . . 251
Philosophie und Pädagogik . . . 262

Seite
Theologie 270
Recht 276
Volkswirthschaftslehre und Statistik 280

Vierte Abtheilung.

Die Kunst 286

Maleri 302
Landschaftsmalerei 304
Genre- und Sittenmalerei 306
Geschichtsmalerei 307
Bildnißmalerei 309
Aquarellmalerei 309
Glasmalerei 309
Bildhauerkunst 323
Baukunst 325
Kunsthandwerk 327
Nachbildende und vervielfältigende Künste 329

Darstellende Künste 330
Theater 330
Musik 349

Fünfte Abtheilung.

Die Literatur 357

Allgemeinbetrachtungen 357
Die einzelnen Länder:
Deutschland 369
Frankreich 374
England 376
Italien 377

Seite
Die vier Weltliteraturen 378
Die Nationalliteraturen zweiten und dritten Ranges 388
Holland 389
Dänemark-Schweden 389
Spanien-Portugal 390
Neu-Griechenland 390
Rußland 391
Ungarn 392
Der Zeitablauf und das Schriftwesen 393

Generalregister zum ersten bis fünften Bande 399

Der Culturgang unsres Jahrhunderts

und seine

Endresultate.

Erste Abtheilung.

Die staatliche Bewegung.

Wem es gegeben wäre, die Geschichte der Zeit von ungefähr der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart herab in ihren Motiven und Wirkungen zu durchdringen; wer mit dieser ich möchte sagen psychologischen Geschichtskenntniß die eben so intensive der Cultur- und Literaturentwickelung verbände; wer die Träger der Ideen und Thaten dieses Zeitabschnittes in ihrem Werden, Wollen und Thun durchschaut und die erst noch als Ahnungen auftretenden Gedanken und Strebungen der Völker auf neue Zustände hin in ihrer Strömung begleitet hätte; wer endlich mit dieser großartigen Kenntniß Phantasie genug verbände, um sich dieses Zeitbild im Ganzen und in seinen Theilen gegenwärtig zu halten, und genug Combinationsgabe, um die springendsten Uebereinstimmungen und Gegensätze rasch zu erfassen und zu fixiren: der Geist erst käme dazu die Widersprüche aufzulösen, welche bis jetzt in der Beurtheilung von Personen und Dingen der neueren Zeit zahlreich und schneidend sich gegenüberstehn. Der Geist erst käme dazu eine Aufgabe ans Ziel zu führen, welche gegenwärtig höchstens als Problem gestellt werden kann. Er würde die wunderlichen und verwirrenden Zeiterscheinungen begreifen, erklären und gruppiren; er würde einer jeden leitenden Idee und Persönlichkeit ihre sichere Stelle innerhalb dieses Getriebes anweisen. Der Literatur- und der Socialhistoriker der neuesten Zeit, auf deren Gebieten die Widersprüche am schlagendsten und störendsten heraustreten, können bis jetzt nur abgerissene Fragmente dieser Lösung geben. Noch liegt

auf der ganzen Bewegung ein Meer wogender Nebel, und nur hie und da zünden hellere Lichtblitze auf den Grund. Es ist weder Laune noch Zufall, wenn die ernstesten Geister seit Jahrzehnten von einem Zustande der Dämmerung reden, von dem sie nicht wissen, ob er die Nacht oder den Tag gebären wird. Und doch, — der Tag muß kommen! — Das ist sicher, daß die seltsamen und mit so viel Mißtrauen angeschauten Literaturerscheinungen auf's Engste mit den schweren Problemen und Schwankungen des neueren Gesellschaftslebens sich verknüpfen, bedingend eben so sehr als bedingt. Sicher ferner, daß die Quellen der scheinbar widersprechendsten Züge der Zeit: Unglaube und Aberglaube, Mysticismus und skeptischer Spott, Spiritualismus und Materialismus, ultramontane Reaction und keckes Emancipationsgelüsten, daß die Quellen dieser diametral sich entgegenwirkenden Grundfactoren unsres Zeitlebens einander viel näher liegen und viel enger in einander verlaufen, als es der ersten Anschauung scheint. So läuft denn auch auf dem speciell literarischen Felde von den Productionen eines „Werther" und „Faust" durch die eines „René" hindurch und herab bis auf die vielverrufenen Gestaltungen des französischen Gesellschaftsromans und seiner deutsch-englisch-russischen Doppelgänger, herab auf die erschreckenden und geheimnißvollen Seelenbilder einer George Sand und eines Honoré de Balzac eine Verbindungslinie, deren Ringe in den Literaturen der gewichtigsten Culturvölker der Gegenwart zu suchen und zu finden sind. Seit jenen ersten verwandten Schöpfungen ist Nichts weiter geschehen, als daß die Schatten dieser Geistes- und Gesellschaftsportraits gleichsam nach den Gesetzen der Schwere sich gesammelt, verdichtet, einen unendlich weiten Horizont erfaßt haben. Etwas Aehnliches ließe sich von den socialen Nöthen und Räthseln sagen. Aber auch die Lichtseiten des Allgemeinlebens haben dieselbe innere und äußere Durchdringung und Erweiterung angenommen. Wir stoßen überall auf riesige Dimensionen.

Wo stehen und wohin gehen wir?

Eine schwere und bange Frage! Wer will sich vermessen sie zu lösen!?

Unser Zeitalter ist eine Uebergangsphase, welche wohl das Bewußtsein einer neuen Aufgabe d. h. das Ideal eines neuen socialen Zustandes in sich trägt, aber ihre Lösung noch lange nicht gefunden hat. So stehen wir mitten in der Hast und Unruhe eines Ringens, welches die

momentanen Zustände rasch begräbt, die Ideen jagt und die Personen schnell altern macht. Dieser Zeitcharakter, welcher eine schroffe Spaltung zwischen Innerlichkeit und Aeußerlichkeit bedingt, prägt sich in allen Lebensgebieten aus, reicht bis in die Kunst hinein. Daher in ihnen allen die so hundertfältig laut werdende Klage: Nichts Fertiges und Ganzes, keine Lösung und Befriedigung!

Eine Zeit des Uebergangs, welche auf keinem Gebiete mehr unangetastete und unbezweifelte Grundlagen bietet oder nur duldet. Das ganze Jahrhundert ringt um nichts Geringeres als um die Auflösung der alten, abgelebten Weltanschauung, von deren Fesseln es sich, erst theoretisch und dann praktisch, frei machen möchte, ohne noch die Gedanken und Formen einer neuen gefunden zu haben. Das Drängen und Kämpfen auf allen Lebensgebieten giebt der Zeit gegenüber dem vorigen Jahrhundert der nüchternen, aber klaren Prosa einen schwungvollen, einen hochstrebenden Charakter; ja die Großartigkeit in der materiellen Entfaltung und der materialistischen Weltanschauung, von denen wir so oft klagen hören, daß sie alle Poesie ersticken, nimmt selber wieder einen Anflug von Poesie, deren geflügelter Repräsentant das schnaubende Dampfroß ist! Dafür fehlt der Zeit der gesunde, feste Boden und die geordnete Richtungslinie. Sie ringt so recht aus ihren innersten Tiefen nach Neugestaltung. Aus den alten Formen sind Geist und Leben entwichen, sie führen nur noch eine Scheinexistenz; da liegt der innerste Kern alles Dessen, was man so bitter als das Ungesunde und Gemachte, das Hohle und Nichtige, als Lüge und Heuchelei in den Zeiterscheinungen tadelt. Die geistige Unruhe und das materielle Aufstreben haben alle Stände erfaßt, und sie erklären neben allem Großen, was geschaffen wird, auch die Ungeheuerlichkeiten, welche verletzend den Blick treffen. Noch stößt das Auge überwiegend auf die widrigen Formen, welche den Zersetzungsproceß der alten Anschauungen begleiten.

Was die Gegner als die materialistische Weltanschauung verurtheilen, ist nichts Andres als das zur Macht gewordene Bewußtsein der Individuen, daß diese irdische Welt das Eigenthum und Wirkensfeld des Menschen, die Unterlage seiner Größe und Bedeutung sei, daß sein Streben zu allernächst auf sie gerichtet und der möglichsten Vollendung irdischer Zustände gewidmet sein soll; in dieser angestrebten Vollendung der freien Gestaltung im individuellen und im Gattungs-

dasein ruht ihm die Unendlichkeit. Das Individuum will als Vertreter der Gattung in ihrem unendlichen Wesen respectirt sein; daher das Verlangen nach freier Ausbildung der Anlagen und nach vollem Lebensgenuß aller Einzelnen. Darauf ruht eine neue Weltreligion wie eine neue Rechtsidee im Keime. Sehr klar und bestimmt bemerkt hiezu Anton Heinrich Springer: „Mit diesen Ideen läßt sich nimmermehr eine Weltanschauung vereinigen, welche von der natürlichen Verderbtheit des Menschen, seiner Unfähigkeit zur Welterkenntniß ausgeht, die Materie mit dem Fluche belegt, das wirkliche Leben zur Sünde stempelt und durch eine unendliche Kluft den menschlichen Geist von der unversöhnten und unverstandenen Natur trennt". Es ist das ewige Recht der Bewegung, welches proclamirt wird und die Zeit in geistigem Fluß erhält. Daraus folgt weiter dieses: Die Wissenschaft unsrer Zeit hat allgemein die Fortschrittsidee in sich aufgenommen, so daß die Entwicklung aus den unvollkommenen Zuständen der leitende Grundgedanke zur Geschichte der Natur wie des Menschengeschlechtes geworden ist. Es ist das eben jene auf die weitesten und fernsten Gebiete übertragene Idee, welche sich zunächst in klarstes Bewußtsein mit der Geologie gesetzt und hier der alten Vorstellung von den katastrophischen Revolutionen die feinere von der stetig allmäligen Wirksamkeit der heute noch uns bekannten und noch gleichmäßig fortarbeitenden Naturkräfte substituirt hat.

Eben derselben Grundlage entfließt die Annäherung von Praxis und Theorie, Leben und Wissen, die sich so nahe stehen wie nie zuvor. Die Männer der Wissenschaft haben erkannt, daß sie dem Leben dienen müssen, wenn sie sich nicht in fruchtlosen Speculationen verlieren und isoliren wollen, und die Männer der Praxis haben Bedeutung und Tragweite der Wissenschaft, ohne die sie nicht weiterkommen, ernstlicher würdigen lernen. Und so gehn die Denker und Forscher mit immer stärker und weiter greifendem Bewußtsein darauf aus, die Welt des Geistes so durchzustudiren und nach den tiefst eingedrungenen Studien zu construiren, daß sie als das Seitenbild der körperlichen wie ein einheitliches und gemeinsam mit jener von denselben Kräften und Gesetzen regiertes Ganzes herausspringe. Daraus wird in letzter Linie durch die Wissenschaft eine Versöhnung der jetzt noch so oft feindlich wider einander geführten Factoren „Stoff und Kraft", Geist und Materie, Innerlichkeit und Aeußerlichkeit angebahnt werden, —

eine Versöhnung, an deren ahnenden Anfängen wir freilich erst stehen.

Fortschritt und freie Entwicklung sind die gebotene Losung auch im politischen Leben. Kein Jahrhundert hat so viel gethan in dem Aufstreben zum allgemeinen Endziele jedweder gesunden politischen Entwicklung, dem beharrlichen Aufsteigen nämlich von der geistigen und bürgerlichen Freiheit der Wenigen zu derjenigen der Vielen. Das ist die nicht aufzuhaltende Wucht des ausgesprochenst in der Zeit liegenden Individualismus: das Individuum als Mensch will sich in jeder Form geltend machen. Dem arbeitet allerdings ein nicht minder gewichtiger Factor im Arbeitsleben der Neuzeit eben so beharrlich entgegen; es ist die große Fabrikindustrie mit ihrem Raffinement in der Arbeitstheilung, welche die Geltung des Individuums herabdrückt, und auf diesem Gegenstreben ruht wohl der stärkste Theil des schweren socialen Conflictes. Eine zweite Erscheinung aber, die man leicht verführt sein könnte entgegenzuhalten, das Verlangen nach großen Staatenorganismen auf Grund der Nationalitäten, widerstrebt jener individualisirenden Macht in keiner Weise; die beiden Momente laufen selbständig neben einander her. Jenes allgemeine Aufstreben zur Freiheit mögen retardirende Gewalten jeweilen wohl für kurze Zeit stauen, aber keine Macht der Erde wird es auf die Dauer hindern sich in seiner Nothwendigkeit zu vollziehen. Dem seit dem Reformationszeitalter immer noch unabgeschlossen fortlaufenden Kampfe der bürgerlich-demokratischen Ideen mit den aus dem Mittelalter übererbten aristokratisch-feudalen Institutionen weltlichen und geistlichen Styls und mit dem zwischen beide Mächte eingeschobenen, je nach seinem Vortheil der einen oder andern seine Sympathie und seinen Gewalteinfluß zuwendenden Absolutismus, diesem überlieferten Kampfe hat das „Revolutionszeitalter" einen noch viel größere Massen auf den Plan werfenden beigefügt innerhalb des Bürgerthums selbst, und die Losungsworte dieses jüngsten Kampfes sind: bourgeoisie und peuple, Capital und Arbeit! So sind es, den geistlichen und weltlichen Aristokratismus und das Bürgerthum nach seiner Spaltung ausgeschieden, nicht weniger als fünf Mächte, deren Ineinander- und Widereinanderspielen, deren Bündnisse und Feindschaften den Gang der politisch-gesellschaftlichen Triebkräfte zu einem außerordentlich verwickelten, hundertfältig schattirten, herüber und hinüber schwankenden machen.

Es sind, wie schon der Fuchs Gentz richtig herausgedüftelt hat, die Bewußtheit des Ziels und die Universalität des Gedankens von einem ewigen und uranfänglichen Rechte der Völker, welche sich in den gewaltigen Revolutionen Amerikas und Frankreichs Bahn gebrochen gegenüber dem blos national-localen und ohnedies noch viel weniger klaren Handeln früherer Revolutionen, und durch jene zwei Grundzüge ist richtig ein anderer Geist in die Geschichte eingetreten, mit einer Kraft und Bedeutung, Bewußtheit und Ausdauer, deren Gefahr der durchtriebene Reactionär wohl ahnte. Diese Eigenschaften sind es, welche den Fall der einzelnen Revolutionen überdauerten, immer weiter und tiefer in die Massen drangen und unwiderstehlich, weil Gemeingut der Welt geworden sind. Frankreich mußte an seinem Staatskörper die paroxysmatischen Zuckungen durchmachen und die unhaltbaren Einrichtungen durchprobiren, die sich in dem riesigen Schnelllaufe der Revolution wieder verloren haben; aber dafür streute es über den ganzen Continent ihre gesunden Grundsätze aus, die wohl gehemmt und verletzt werden können, aber immer wieder frisch aufstehn und jeden Unterdrückungsversuch, den man ihnen auferlegt, rächend abschlagen. Volkserhebungen mit dem Doppelzwecke verfassungsmäßiger Freiheit nach innen und nationaler Selbständigkeit nach außen liegen allen großen politischen Umgestaltungen seit dem Falle des gewaltigen französischen Usurpators zu Grunde.

Die Geschichte des politischen Fortschritts bewegt sich in Sprüngen, wie das einem Revolutionszeitalter eben eigen zu sein pflegt. Der Geist der Völker scheint zeitweise zu schlafen, während er still im Innern arbeitet; unterdeß suchen die reactionären Mächte in constantem Zug Eroberungen zu machen; Schritt um Schritt gehend gewinnen sie einen Vorsprung; aber der Riese erwacht, schüttelt sich und wirft in Einem Tag das ganze künstliche Gebäude der Marschälle Rückwärts über den Haufen. Uebrigens haben wir von den ersten Häuptern unter diesen (Metternich, Gentz, Castlereagh) Zeugnisse genug und übergenug, daß sie an ihrem eignen Werke verzweifelten, über den schließlichen Ausgang des großen Kampfes vollständig im Klaren waren, sich mehr und mehr in die Defensive zogen und darauf beschränkten, das alte verfallende Staatsgebäude wenigstens noch für die Dauer ihres Regimentes und Lebens zu stützen. Am kürzesten zeichnet diese Verzweiflung Castlereaghs letztes Wort: „Es ist Alles

unnütz!" Die Kräfte sind zu ungleich: auf der einen Seite der Zeitgeist und Völkerwille, bewußt, ausharrend und einheitlich; auf der andern der eigenrichtige Wille einzelner Individuen und die träge Wucht zurückgebliebener Staatskörper, dem Zufall und Widerstreite der Interessen verfallen. Dort arbeiten die Massen in einem stillschweigenden Bund auf ein und dasselbe Ziel los, und ihre Bewegung nimmt Schicksalsgewalt an. Der Einfluß Einzelner, mögen sie noch so groß sein, hat sich entschieden verringert in dem Maße, als das Niveau der allgemeinen Culturstellung sich unter den größten Massen ausgeglichen und zugleich erhöht hat. Wenigstens kann der Einzelne nur dann beherrschende Stellung gewinnen, wenn er sich lenkend in eine große Strömung nationalen oder allgemein zeitgemäßen Zuges hineinwirft. Die Größe des Jahrhunderts ruht auf seiner Gesammtentwicklung, auf der Massenbewegung; es sind Völkerthaten und Strebungen der ganzen Gesellschaft; der Lenker am Steuerrade der Zeit ist Ein großer Culturzug; die Zeit ist groß in den Augen dessen, der sie begreift.

Nach Napoleons Fall hat es die Politik des Jahrhunderts doch nicht mehr gestattet und wird immer weniger erlauben, das Nationalitätsprincip und Selbstbestimmungsrecht der Völker so mit Füßen zu treten, wie das die Cabinetspolitik noch im vorigen Jahrhunderte selbst den wohlmeinenden Reformfürsten naiv nahelegte. Die Erhebung gegen den allgemeinen Dränger, wenn auch der Legitimismus und die Völker sich in ihr verbanden, war eine durchaus populäre That; es war ein Völkerkrieg, den jene reactionären Mächte selbst fürchteten und daher so bald als möglich dämmten, damit sein Feuer nicht nach innen ausbreche. Der erobernde Militarismus wird nie mehr so auftreten können, wie ihn der entartete Sohn und Erbe der Revolution für sich spielen ließ. Schwerlich bezeichnet ein Moment stärker die Gewalt der liberalen Mächte, als Napoleons Fall es that, und sehr richtig anerkannte er selbst: „Die liberalen Ideen haben mich gestürzt". Auch die reactionären Mächte der Legitimität, welche alle Frucht zu ernten kamen, hatten sich unbedingt unter Banner und Schild jener Ideen reihen müssen, um nur den Kampf aufnehmen zu können. Es war ein Moment, der selbst Rußland liberalisirte.

Einen der sprechendsten Beweise für den Fortschritt der politischen Gedanken und Strebungen liefert gerade das deutsche Volk in folgender Erscheinung: Die erste französische Revolution vermochte in Deutschland

nicht einmal die zahlreichste und schwerstbedrückte Menschenclasse zum Verlangen der Abschüttelung ihres Druckes oder auch nur zum klaren Bewußtsein ihrer Lage aufzurütteln, die folgenden aber haben auch in dem geduldigen Volke mächtig gezündet. — Und gleicherweis ist es ein laut redender Beweis von der Macht und Ausdehnung liberaler Ideen, wenn die Vorstellung von der Volkssouveränität aus Europa und dem nördlichen Amerika sogar in die that- und lebenlosen spanischen Colonien Südamerikas hinüberschlagen und sie gar zum Kampf um heimische Staatenbildungen aufrütteln konnte.

Dagegen haben die Beschränktheiten der legitimen Regierungen auf dem Continente das Beste dazu gethan, um in Frankreich den Napoleonismus, der dem Volk im Gegensatze seiner tagtäglichen Erfahrungen wenigstens erleuchteter, wo nicht gar freisinniger erscheinen mochte, wieder aufzurichten und im übrigen Europa die revolutionären Gedanken selbst da zu schüren, wo sie gar von der Sturmfluth der ersten Revolution noch keineswegs waren berührt worden.

Es ist die Gewalt der allgemeinen politischen Denkrichtung, die den Feudalismus gründlich beseitigte; nach Napoleons Ausspruch: „die moderne Atmosphäre" hat ihn erstickt. Die reifende Macht des Bürgerstandes hatte selbst der napoleonische Despotismus nicht mehr aufhalten können, dessen Civil- und Militäradel ja nur ein falsch verbrämtes Bürgerthum war. Ja, mitten in der Militärperiode ging jener Umschwung seinen Gang, der Handel und Industrie zu Haupttriebrädern des Besitzes und diesen mit seiner Bildung und Thätigkeit zum Grundelemente der staatlich-gesellschaftlichen Macht erhoben hat.

Daher die weitere Erscheinung: Mehr als in irgend einem früheren Jahrhundert ist die Politik der Zeit durch die Rücksicht auf Handel und Industrie gebunden, in denen nicht blos die Einzelnen, sondern auch die Staaten die unerschöpfliche Quelle ihrer Wohlfahrt und ihres Gedeihens erblicken. Die Staatsverwaltungen haben dieses Moment — leider neben dem in ganz umgekehrter Richtung wirkenden Krieg! — mehr als je zuvor zum Angelpunkt ihrer Berechnungen und Maßnahmen erhoben, und nach dem Grad, in welchem das geschieht, bemißt sich so ziemlich die Güte dieser Verwaltungen.

Gleichwohl hat sich die Bourgeoisie nirgends des Regierens fähig oder würdig gezeigt; diese Probe hat Frankreich am theuersten bezahlt. Die reine Selbstsucht, ein Interessenregiment ohne Größe, die Knor-

zerei des Marktens und Feilschens, Engherzigkeit nach innen, Schwachherzigkeit nach außen: das ist von jeher der sogenannte Liberalismus dieser Classen gewesen. In der einen Behauptung hat Thierry Recht, daß nämlich jener Stand darauf ausgeht alle über ihm Stehenden zu sich herabzureißen; der andere Theil seines Satzes, daß er alle Niedrigergestellten zu seiner Höhe emporzuheben strebe, hat sich nirgends bewährt. Was die Zeit nach dieser Seite gethan, — und es ist Viel! —, das hat schwer erstritten werden müssen. Noch steht Jaubert's Ausspruch in vollem factischen Rechte: „Jedes System bedarf der Aristokratie; die Feudalherren unsrer Tage sind die großen Kaufleute und Fabrikherren". — Der dritte Stand und seine Regierungsfähigkeit sind an der Hand der Geschichte unsrer letzten Jahrzehnte sehr richtig von Bluntschli gezeichnet: zwar fähig zur Verwaltung und zur Controle der Regierung, aber nicht fähig große Völker zu regieren und große Politik zu üben; ihm gebühre sonach wohl eine beachtenswerthe Stimme im Rathe der Nation, aber nicht das entscheidende letzte Wort.

So läßt sich bei scharfem Zusehn eine politisch-sociale Parallele ziehen. Es ist nämlich vom nationalökonomischen Standpunkt aus treffend bemerkt worden: Wie das Handwerkerthum eine geistige Verwandtschaft mit dem Stände-, Gemeinde- und Corporationsstaate des späteren Mittelalters aufweise, so entspreche das jetzt herausgebildete Fabrikwesen dem neuen Constitutionalismus mit seiner Censusverfassung auf Grundlage individueller Freiheit und staatsbürgerlicher Gleichheit. Auch tragen dieses Gewerbswesen und dieser Constitutionalismus die gleiche Gefahr an sich: die schroffe Spaltung, die durch jenes zwischen Capital und Arbeiterwelt aufgeworfen wird, bildet auch der constitutionelle Staat weiter aus; es ist eben der Gegensatz von bourgeoisie und peuple, oder derjenige des populo grosso e minuto in den städtischen Demokratien des neuern Italien.

Es ist ein überwältigender Zug, der seit Abschüttelung des napoleonischen Joches die Völker und Staaten treibt, in Repräsentativverfassungen mannigfacher Schattirung ihr Heil zu versuchen, wobei ganz zweifellos maßgebend sind die Grundgedanken des englischen Staatsrechtes, welche die Völker in sich aufnehmen und je nach ihren Besonderheiten modificirt in Praxis setzen. — Diese constitutionell-monarchischen Verfassungen aber erwiesen sich in ihrer Wirksamkeit (deutsche Staaten) oft bis zur Nichtigkeit abgeschwächt.

Seltsam ist daneben das Verhalten der Zeit zur republikanischen Staatsform; während der allgemeine Zug entschieden gegen ihr Princip lief und auch die freilich überlebten kleinen Republiken gelassen niedertrat, sind doch auf dem Boden Amerikas und Europas, dort schon im dritten Jahrzehnt, hier neuestens, höchst gewagte und schlecht fundirte Versuche in großen Republiken gemacht worden. — Im Uebrigen zeigt unser Jahrhundert eine gesunde Bewegung zur Ausgleichung zwischen Centralisation und Autonomie, wozu überall, wo die überkommenen Widerstände nicht (wie in Frankreich) zu groß waren, Hand angelegt ist. — In allen Conföderationsstaaten geht der große Streit hindurch zwischen Einzelstaats- und Bundesstaatsmacht, straffem Bundesstaat und losem Staatenbund, Particularisten und Unionisten.

Die mächtig erweiterte Berührung und durchgreifende Beziehung aller geschichtlichen Factoren erscheint getragen durch die im weitesten Maßstab eingedrungene Oeffentlichkeit in den politisch-socialen Fragen; durch die eben damit im gleichen Maß gestiegene Theilnahme am öffentlichen Leben und die Erkenntniß der Staats- und Gesellschaftszustände, woran dann wieder die vielseitige Kritik derselben knüpft; durch das Emporziehen immer größerer Massen zur Einsicht in den Gang und die Gesetze der Geschichte, woraus auch größere Klarheit des Handelns springt; durch den intensivsten und auf die ganze Culturwelt ausgedehnten geistigen und materiellen Massenverkehr und Massenbetrieb, eine riesige Erweiterung der örtlich-zeitlichen Anschauungs- und damit der geistigen Weckepunkte.

Aus diesen selben Factoren erklärt sich der durchgreifende Trieb nach nationalen Großstaatenbildungen. Schon vor einem halben Jahrhundert urtheilte Schleiermacher mit merkwürdig klarer Einsicht: „Je mehr der Verkehr zunimmt, desto überwiegender werden die äußern Verhältnisse, und ein kleiner Staat wird Unsinn. Das tritt in den Miniaturstaaten Deutschlands recht hervor, die nur eine ungeheure Rechtlichkeit bei den vielen Collisionen schont“.

Die Großartigkeit und Reichhaltigkeit des geschichtlichen Verlaufs, die äußerst verschiedenartige Gestaltung der Perioden innerhalb desselben, die überraschenden Bedingungswechsel in den nationalen Existenzen, die phänomenale Erscheinung in Einführung des Jahrhunderts: alles das macht einen bewältigenden Eindruck. Kein Jahrhundert hat so ungeheure Umschwünge und Umstürze in den staatlichen

Existenzen erlebt, wie wir sie im Laufe weniger Generationen auftreten sahen. — Aber welcher Contrast im äußern Gang! Unter dem Napoleonismus riesenhafte Thatsachen und Erschütterungen, überstürzend, bewältigend, die äußere Welt der staatlichen und privaten Zustände eben so umwälzend wie die innere der Ideen angreifend, — Processe, wie sie in gleich erschütternder Großartigkeit seither blos noch gleich Blitzen vorübergegangen sind in den meteorartigen Revolutionen und den neuesten internationalen oder auch Nationalkriegen (diese Art nur in der Union). Und unmittelbar darauf die Ruhe einer erschlafften Zeit, das friedenssüchtige Ausweichen vor jeder scharfen Entscheidung und kräftigen That, Vermittlung und Beschwichtigung, anscheinende Leere und Nichtigkeit, nur in den Tiefen des Gesellschaftslebens der Geist arbeitend.

Einem allgemeinen militärischen Absolutismus der gewaltsamsten und willkürlichsten Art stand Europa am nächsten nach 1807. Der entartete Sohn der Revolution hatte ihre letzten Ideen aufgegeben; das Tribunat war aufgehoben, die letzte widerstrebende Festlandsmacht niedergeschmettert und Zweitheilung in der Herrschaft über den Continent beschlossen. Europa stand für ein halb Dutzend Jahre unter bleiernem Druck. Es sind das inmitten aller Groß- und Gewaltthaten und alles riesigen Kräfteaufwandes, der doch nur Kräftevergeudung wird, civilisatorisch unfruchtbare Zeiten. Aber gerade damals vollzieht sich nach dem eben so wohl geistigen wie physischen Gesetze von Druck und Gegendruck eine volle Wendung im Geiste der Nationen; die schlummernden Volkskörper erwachen und fangen an sich zu stählen; mehr und mehr nehmen die Kriege gegen den großen Dränger den Charakter von Volkskriegen an, und volksthümliche Regeneration wird so allgemein das von dem gewaltigen Druck der Zeit unwiderstehlich auferlegte Losungswort, daß selbst die zwei starrsten Burgen der Zwingherrschaft, Oesterreich und Rußland, sich ihrer nicht ganz erwehren können und wenigstens auf dem militärischen Felde, wo es zunächst drängte, in ihrem Sinn Concessionen machten, durch die sie ihre Macht gegen außen stärkten. Spanien und Preußen wurden die ersten großen Träger dieser Umwandlung, die für jenes nur flüchtig vorübergehende, für dieses und damit für ganz Deutschland trotz aller intermittirenden Rückgänge bleibende Bedeutung gewann. Der designirte Rücklaufsstaat Oesterreich ward im Verlauf auch nach dieser Seite verderbend.

Die große Wendung wird eingeleitet durch die fatale Posse des **Wiener Congresses**.

Die Neugestaltung Europas wurde vollzogen nach dem System der Marktrechnung um so und so viel Seelen, des feilschenden Länderaustausches, mechanisch geistlos, eben so unnational als freiheitsfeindlich. Brach ja gar bei Anlaß des sächsischen Streites der unlautere Talleyrand, einmal die Wahrheit redend, los: man verfahre, als ob die Völker kein Recht hätten verschieden von dem ihrer Fürsten und als ob es gestattet sei, sie gleich dem Vieh einer Meierei zu behandeln und zu vertauschen. Lassen wir übrigens noch einen reineren Charakter hierüber reden, den Geschichtschreiber Springer. Er sagt: „Nationale Einigung verlangten die frei gewordenen Volksstämme, — der Congreß antwortete mit willkürlicher Theilung und Trennung des Verwandten, mit erzwungener Vereinigung des Widerstrebenden und Entgegengesetzten; politische Freiheit forderten als Kampfpreis die Nationen, — der Congreß antwortete mit der Restauration der Legitimität, mit der Schöpfung einer absoluten Souveränetät, wie sie kaum die Zeit vor der Revolution gekannt; die Volksfreiheit war Dynastenmacht, der Volkstag Fürstentag geworden. Die Napoleonische Politik mit ihrer ausschließlichen Berücksichtigung der Regierungsinteressen, mit ihrer stolzen Verachtung der Volksrechte, der Natur- und geschichtlichen Gesetze, jene Politik, die den Werth der Nationen nur nach der Kopfzahl abschätzte und nur nackte arithmetische Verhältnisse zur Richtschnur nahm, der nivellirende Absolutismus der Neuzeit feierte jetzt seinen wahren Triumph“.

Es ist auffallend, wie damals eine totale Verschiebung in der überlieferten politischen Haltung der Mächte sich zeigt: Rußland unter Alexander I. geberdet sich als Schützer der liberalen Principien, während England unter Castlereagh, Wellington und Gesinnungsgenossen vollständig ins Fahrwasser der conservativen oder besser reactionären Politik einlenkt. — Ueberdies ging hier wie in Rußland schon zur Zeit des zweiten Pariser Friedens die Absicht darauf Frankreich ja möglichst zu schonen; sie beide waren für ein starkes Frankreich aus eifersüchtiger Furcht vor einem starken Deutschland. Ward ja französischerseits einem Wellington das nicht besonders schmeichelhafte Zeugniß ausgestellt: er sei französischer als die Franzosen! Uebrigens war es natürlich, daß so gesinnte Staatsmänner wie jene englischen ihrer politischen Geltung nach sich wesentlich von Oesterreich angezogen

fühlen mußten, welches ja am wenigsten jenem Zuge nach Freiheit und parlamentarischen Verfassungen nachgab, von dem doch sogar ein Castlereagh gestehen mußte: „Es ist unmöglich zu verkennen, welche moralische Wandlung in Europa aufgekommen, und daß die Grundsätze der Freiheit in voller Wirkung sind". — Unter diesen Tendenzen verkümmerte schon das Friedenswerk; die Staatsmänner des Pariser Friedens und des Wiener Congresses haben in ihren Staatenzusammenwürfelungen dieselbe sinnlos übermüthige Nichtachtung der Natur- und Geschichtsschranken bewiesen, die Napoleon zur schneidendsten Willkür ausgebildet hatte.

Traurig interessant ist es, das Schritt um Schritt erfolgende Zusammenschrumpfen des Gedankens deutscher Einheit zu begleiten. Mangel an Consequenz und Energie selbst bei den wohlgesinnten Staatsmännern, Rivalität der zwei deutschen Großstaaten und förmlich gegenstrebende Haltung des einen, das undeutsche Gebaren der Klein- und Mittelstaaten haben die Sache des nationalen Gesammtstaates nach außen (Forderungen an Frankreich) und nach innen (Bundesconstitution) verdorben. Es war übrigens nicht Stein allein, der damals schon daran dachte Oesterreich ganz aus dem Bunde zu treiben, wenn es sich nicht zu guten Bedingungen verstehe; direct gegen Metternich, der einen schwachen deutschen Bundesstaat einzig unter Oesterreichs Herrschaft wollte und dachte. Wie bald sollte die Zeit kommen, ungeahnt und unnachsichtig, da die Geschichte jenem lautern und klaren Kopfe Recht geben würde!

Zufolge eines gründlichen Unterschiedes gegenüber der voraufgegangenen napoleonischen Zeit tritt das Leben, das in dieser nur an der Peripherie der Volkskörper pulsirte, in der Restaurationsperiode ins Innere dieser Körper zurück; statt der in kolossaler Einförmigkeit und Massenhaftigkeit wirkenden internationalen Beziehungen treten im vielseitigsten, aber nicht gerad' erfreulichen Wechsel die nach innen greifenden nationalstaatlichen und constitutionell anstrebenden Kämpfe auf. Die Geschichtsbühne verliert an Erhabenheit und Raschheit der Schicksalsschläge und Existenzwechsel, sie gewinnt an Vertiefung in der Arbeit der einzelnen Volksgeister. Die allgemeinen Zeitgedanken, denen freilich die alten Mächte Schritt um Schritt das Terrain streitig machen, streben und verlangen danach gesetzlich anerkannte That zu werden. Das Leben wird stiller, aber mehr geschäftig. Die west- und mittel-

europäische Geschichte in den Jahren 1815 bis 1830, an Großthaten des äußeren Ganges sehr arm, läuft sonach mehr nur innerlich ab und besteht in einem unausgesetzten Kampfe zwischen den Principien der 1789er Revolution und den alten Mächten, welche allen Kraftaufwand machen, um krebsgängig die Zeit wieder hinter das Jahr 89 zurückzuschrauben: Absolutie, Aristokratie und Hierarchie stemmen sich gegen die moderne Macht des Bürgerthums und der Arbeit, das historisch eingefressene Unrecht der Privilegirten kämpft an gegen das natürliche Recht der früher niedergetretenen, nun emporgestiegenen Classen, die Krongewalt gegen das Recht der Völker, der büreaukratische Hochmuth und die Vielregiererei gegen die Geltung der Person. Das diplomatisch-parlamentarisch-journalistische Getrieb und Gezänke, der Streit ums öffentliche Recht, geführt unter den verschiedensten Formen und doch in oberster Linie überall nur ein und derselbe, werden laut und treten an die Stelle des voraufgegangenen Schlachtenlärms und Kanonendonners.

Die unausgesetzten Bemühungen der Metternich'schen Politik des zweiten Jahrzehnts und der für die Fahnenführer der Stabilität nothwendig gewordene Kampf gegen die Revolutionen der ersten 20er Jahre erzeugten für die Restaurationszeit eine höchst auffallende, allüberall nur auf den beschränktesten Conservatismus auslaufende Solidarität der Politik bei den continentalen Großmächten. Daher die eintönige und schlaffe, die ruhesüchtige und unfruchtbare, die steppenartige Uniformität in der damaligen Festlandspolitik mit dem Ideal des thatlosen Beharrens. Die Stagnation ergriff allgemach auch die Staaten, welche anfänglich einen tüchtigen Ruck nach vorn gethan. Daher z. B. eine rückläufige Annäherung des deutschen Südens an den zurückgebliebenen Norden. In Deutschland ging im Verlauf eine neue Hebung erst von der Wissenschaft aus, in Frankreich sprang sie wie vor- und nachher wieder aus einem momentanen Aufflackern der Massengewalt empor, in England vollzog sie sich durch einen gleichartig constanten Gang des Volkswillens mit Hülfe der constitutionellen Factoren.

Auf Napoleon's Sturz folgte zunächst ein fast unbegreiflicher Aufschwung zu Gunsten der clerikal-hierarchischen Mächte. Es hängt damit zusammen, wenn man die vorgespiegelte heilige Allianzpolitik sehr gut „diplomatische Apokalypse“ taufen durfte. Allgemein ist die

heilige Allianz die politische Verkörperung der romantischen Ideen jener Tage, reactionär wie diese. Der christliche Staat unsrer Zeiten ist der kirchlich verbrämte Polizeistaat mit absolutistischen Gelüsten. Allmälig aber, — und damit nahm die ursprünglich träumerische Spielerei eine arge praktische Wendung —, wurde der heilige Allianzvertrag in Wahrheit wie eine Art von continentaler Bundesacte ausgedeutet und ausgebeutet oder, wie England zur Zeit der spanischen Revolution sagte: er war allmälig gemeint als eine Verbindung zur Regierung der Welt oder zur Oberaufsicht über die innern Angelegenheiten anderer Staaten. — Ihre Ueberhebung feierte diese Politik zur Zeit von ihres Hauptbegründers, des leicht erregbaren Alexander, höchst gehobenem Selbstgefühl. Wie vermessen klingt es: mit ihr sei eine neue Zeit angebrochen, welche der göttlichen Vorsehung eine erhabene Genugthuung verursache; denn sie, diese neue Politik, habe der christlichen Religion, die seit zwei Jahrhunderten nur im Fdmilienleben wirksam sei, wieder die Befugniß gegeben das Völkerleben zu durchdringen!

Jahre hindurch nach 1815 streitet sich in den europäischen Fürsten die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit constitutioneller Zugeständnisse mit der Unlust gegen jede Einschränkung der Fürstengewalt durch Volkskräfte, bis um 1820 die meisten der bestimmenden Fürsten jene Ueberzeugung als eine Velleität abgeworfen haben. — Die heilige Allianz hat in treffendster Kürze der gewandte Amerikaner Webster mit folgenden Worten gezeichnet: Nach dieser Allianz, einem Bunde der Fürsten gegen die eignen Unterthanen, giebt es keine Völker mehr, sondern blos Könige; sie theilt die Menschen nach horizontalen Schichten, oben sind die Fürsten und unten die Untergebenen, bestimmt mit Füßen getreten zu werden.

Die Richtung der Restaurationspolitik liegt voll in jener sauberen Interpretation angedeutet, welche die geist- und stylloſe Schrift des Geheimraths Schmalz dem Freiheitskrieg unterschob: keine Begeisterung, überall ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl — Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt. — So verscherzte Preußen sofort die äußerst günstige Stellung, welche die leitende Haltung im Befreiungskrieg ihm verschafft hatte; die Zuneigung, welche dem zu Herstellung der nationalen Einheit und Würde bestimmten Vorschrittsstaate gegolten, verlor sich in dem Grade, wie

dieser Staat seine Mission verkannte und vernachlässigte, und die geneigte Stimmung der anderen schlug in die alte Eifersucht, ja in Haß um. Das geschah schon früh, im Jahre 1816, als jener erbärmliche Denunciant Schmalz mit einem Orden beschenkt, der „Rheinische Merkur“ verboten, der Tugendbund aufgehoben und das Verfassungswerk ad calendas graecas vertagt ward. Dazu kommt 1819 die Entlassung von Humboldt, Boyen, Grolmann und Beyme, die aus Zweckmäßigkeitsrücksichten eingegangene Umkehr Hardenbergs, für den Moment selbst eine Art versuchter Führerschaft auf dem Rückwärtsgang.

Aber diese Führerschaft war längst von Oesterreich occupirt. Jener Zeit und jenem Volke paßte der thatlose, genuß-ruhesüchtige Charakter eines Metternich, der ausfluchtreichen Mittelmäßigkeit und der lügenhaften Phrase. Die Indolenz des trägen Beharrens in verrosteten Zuständen, Conserviren bis zur Fäulniß, ohnehin das Krebsübel im österreichischen Staatsleben, ward jetzt das laut gepredigte Princip der Staatsweisheit, die Panacee in allen Wirren und Nöthen, Erschlaffung und Genußsucht systematisch gelehrt. So fand 1821 Lord Russell in Wien die vollständige politische Gleichgültigkeit und Unwissenheit selbst in Dingen, deren Druck man doch unmittelbar empfand. In dieser Atmosphäre wirkte Metternich-Gentz'sche Art zehnfach schädlich.

Man hat viel von dem französischen Katechismusunterricht zu Napoleon's I. Zeit geredet, der den Geist der Absolutie unbedingt den Schulen einpfropfte. Weit weniger bekannt ist jenes Büchlein der k. k. österreichischen „Schulbücher-Verschleiß-Administration“, betitelt: Pflichten der Unterthanen gegen ihre Monarchen. Zum Gebrauch der deutschen Schulen, — ein Opus, das ganz allein schon den Geist der Metternich'schen Regierungsmaschine zeichnet. Nur ein paar Musterproben des Inhalts: Es genügt nicht, daß man sich vor den Landesherren „bis zur Erde beuge“, sondern man müsse sie auch im Herzen ehren, man sei schuldig für sie zu beten, man solle sie auch fürchten; wer ihnen widerstrebe, sei der Hölle verfallen. Steuern, Zölle und andre Abgaben ist man verpflichtet gern und hurtig zu zahlen; das Nichtbezahlen ist Sünde. Die Auflagen werden verwendet zur Unterhaltung des Hofstaates, zu Besoldungen der Obrigkeiten, zur Bezahlung der Kriegsheere &c. Oder auch: wann soll ein Volk mündig werden, dessen Kinder man auf den Schulbänken von unten bis oben in hundert Variationen lehrt, sie müßten ihre Herrschaft wie Vater und

Mutter ehren, sich gegen sie betragen wie treue Diener gegen ihren Herrn, denn der Herrscher sei ihr Herr und habe alle Macht über ihren Besitz und ihr Leben! — Wir meinen, das geht denn doch weit über Herrn v. Haller hinaus! Mechanisches Abrichten und geistarmes Gängeln war von unten bis oben der Kern des österreichischen Schul- und Erziehungswesens. Ein selbständiger Gedanke wurde vom Lehrer nicht gegeben und durfte es nicht werden und konnte im Schüler nicht aufkommen. Selbsteigner Thätigkeitstrieb ward nirgends geweckt und schon dadurch eine unüberbrückbare Kluft aufgerichtet zwischen dem österreichischen Wesen und dem deutschen, das absolut auf jenem Triebe ruht. So kam's, daß diese geistige Absperrung und geistlose Ohnmacht den Deutschen in Kurzem das Bewußtsein einer völligen Entfremdung von jenem ohnehin halb slavischen und abgesonderten Bundesland immer gewaltsamer aufdrängte, daß jeder ächte und politisch einsichtige Deutsche anfing Oesterreich für sein Vaterland verloren zu geben. Und was ein solches Bewußtsein, einmal zur nationalen Macht angeschwollen, vermag, das hat Oesterreich zu seinem schweren Schaden in der letzten Zeit erfahren.

Wie rasch übrigens der Rückschritt um sich griff, dafür statt hunderter nur zwei Exempel: In Hannover ward 1814 mit allen andern abgeschafften Mißbräuchen die Tortur auf's Neue eingeführt, die dann erst neuerdings zum großen Leidwesen der mit den mecklenburgischen geistverwandten Junker wieder verschwunden ist, und in Mecklenburg wurden gar Hörigkeit und Leibeigenschaft wieder auferweckt, und dieses deutsche Böotien blieb bis ins fünfte Jahrzehnt unter den unnatürlichen, wirthschaftlich ruinirenden Rechts- und Besitzschranken stagnirend.

Die freiheitsfeindliche Tendenz der Politik der Ostmächte wagte um's Jahr 1820 der „Berliner Staatsanzeiger" mit den nackten Worten öffentlich anzugeben: „Das monarchische Princip verwirft eine jede Institution, welche nicht vom Monarchen selber aus freiem Entschlusse bestimmt und durchgeführt ist". Das stimmt übrigens mit den noch officielleren Schlußerklärungen des Laibacher Congresses: „Nützliche und nothwendige Veränderungen in Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten dürfen nur von dem freien Willen und von der einsichtsvollen und wohlerwogenen Ueberzeugung derer ausgehen, welche Gott für die Macht verantwortlich gemacht hat". Die Halbheit im Denken

und Thun der ganzen Zeit persiflirt bei Anlaß des eben so doppelköpfig ausgelaufenen Hegel'schen Systems Strauß in seiner drastischen Weise wie folgt: „Dem langen Hader zwischen Philosophie und Religion schien durch Verschwägerung beider Häuser ein glückliches Ziel gesetzt, und das Hegel'sche System wurde als das Kind des Friedens und der Verheißung ausgerufen, mit welchem eine neue Ordnung der Dinge beginnen, zu dessen Zeiten die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen sollten. Weltweisheit, die stolze Heidin, unterwarf sich demüthig der Taufe und legte ein christliches Glaubensbekenntniß ab, wogegen der Glaube seinerseits keinen Anstand nahm ihr das Zeugniß vollkommener Christlichkeit auszustellen und sie der Gemeinde zu liebreicher Aufnahme angelegentlich zu empfehlen".

Die Stufengänge der Zeitpolitik in dem immer unverhohleneren Aufstreben zur Absolutie werden ganz genau durch die rasch sich folgenden Congresse angezeigt.

Der Aachener hat durch das Protocoll der fünf Großmächte, worin sie in feierlich bindenden Formen ihre Einigkeit, Bundesgenossenschaft und den Entschluß des gemeinsamen Handelns in allen großen Angelegenheiten der Politik ausdrückten, die europäische Pentarchie in aller Form constituirt.

Für Deutschland gipfelte die Reactionspolitik in jenen Karlsbader Beschlüssen, die W. v. Humboldt sehr gut schändlich, unnational und ein denkendes Volk aufregend nannte; und richtig hatte dieses System es dahin gebracht, die im Innern geknechtete Nation auch nach außen zum Hohngelächter zu machen, sogar für die moskovitischen Sklaven; konnte man gar in einem Organ der englischen Regierung die tödtliche Infamie lesen, die ungerügt blieb: „Die Deutschen sind das feigste und niederträchtigste Volk der Erde!" — Wenn der Lenker der ersten deutschen Großmacht und Präsident des Wiener Congresses, der von Rußland um 50,000, später um 75,000 Ducaten gekaufte Metternich, eben so ungestraft aussprechen durfte: „Deutschland ist nur ein geographischer Begriff" (Repetition seiner beliebten Phrase über Italien), wenn seine und seines Handlangers oberste Regentenweisheit nach der desperaten Rechnung betrieben ward: „Uns hält das System noch, après nous le déluge!" .... so ist neben dem politischen auch der sittliche Verfall gezeichnet, der von da aus über Deutschland hereinbrach. Preußen ließ sich vollständig ins Schlepptau der „calmirenden"

Kirchhofsruhepolitik dieser Wiener nehmen, und in Berlin suchte man sich die Geburt der Feigheit und der evangelischen Absolutie als „christlich-germanisches“ Staatsprincip zurecht zu legen, während die Phrase vor dem eignen Gewissen log, da Nichts an dem Bestand weder germanisch noch christlich war. — Die Reaction wollte die freie Geistesbewegung aufs Leben treffen, indem sie in den Karlsbader und den diesen folgenden Bundesbeschlüssen die Cardinalpunkte angriff: die Ausdeutung des magern Artikels 13 der Bundesverfassung — landständische oder Repräsentativverfassungen, Auslegung der Bundesbefugnisse gegenüber den Einzelstaaten, das Schul- und Universitätswesen so wie die Presse. — Die Feindschaft zwischen diesen Tendenzen und dem Nationalwillen liegt offen in Metternich's damaligem Geständniß, daß es keine einzige als Privatunternehmen in Deutschland erscheinende Zeitschrift gebe, welche die Wohlgesinnten (id est Reactionäre) als ihr Organ betrachten können, „ein Fall, der selbst in dem Zeitpunkte der blutigsten Anarchie in Frankreich ohne Beispiel ist“.

Vollends um die Zeit des Troppau-Laibacher Congresses durfte sich diese Politik Herr glauben, und damals war's, daß Gentz übermüthig erklärte: Nur Rußland und Oesterreich sind noch Mächte! Auf jener Conferenz brachten denn die Ostmächte (d. i. Oesterreich) jenes neue System der Intervention in die innern Gestaltungsverhältnisse der Staaten auf, das zunächst auf Neapel angewendet werden sollte, aber „eine größere, umfassendere Frage“ einschloß und dann auch wirklich die Revolutionen zum Falle brachte. Es war die diplomatische Aufstellung des schlauen Satzes: Wenn Staaten auf dem Wege der Revolte Veränderungen der innern Organisation erlitten, deren Folgen für andre Staaten bedenklich sein könnten, dann verpflichteten sich die verbündeten Großmächte, jene durch solche Umwälzungen aus der europäischen Allianz geschiedenen Staaten in dieselbe zurückzuführen, womöglich auf friedlichem Wege, nöthigenfalls durch Waffengewalt.

Immer auf diese Grundlagen baute man noch zu Verona weiter, und die Circularnote von Ende 1822 schmeichelte u. A. der Metternich-Gentz'schen Politik auch mit jener viel gesuchten Aussicht, als sei ihrer Kunst gelungen, gar die griechische Frage in aller Stille zu begraben. Die Politik der Einschläferung und Eindämmung mochte ihre Erfolge ein zweites Mal auf die Höhe der Karlsbader Congreßzeiten gebracht meinen, und zwar jetzt auf dem ungeheuer erweiterten Gebiete des

gesammten continentalen Staatslebens; unliebsam und rasch sollte sie aus dieser süßen Einlullung aufgeschreckt werden. Aber der österreichische Absolutismus ist zähe; wir sehen ihn bis über die Julirevolution ausdauern; die 1832er Bundesbeschlüsse und in ihrer Folge diejenigen der Wiener Ministerialconferenzen von 1834 tasteten gar das Recht der Stände auf die Theilnahme an der Gesetzgebung und die Steuerverwilligung an, und die letzteren gingen auf nichts Geringeres aus als die Repräsentativverfassungen der deutschen Einzelstaaten völlig wieder zu nichte, d. h. alle ihre entscheidenden Punkte illusorisch zu machen. — Das Ziel dieser österreichischen Politik ist mit prächtiger Ironie so angegeben worden: ganz Deutschland, wo möglich das ganze Menschengeschlecht unter Curatel zu stellen.

Uebrigens weist in den ersten zwanziger Jahren der allgemeine Gang der europäischen Staaten zufolge der gelungenen Revolutionen in den Ländern des Südens eine Kräftigung des liberalen Princips, ja der Revolutionsideen, gleich darauf aber, nach den geglückten Interventionen in Italien und Spanien, wieder über den ganzen Continent hin für ein halb Jahrzehnt (bis 1827 und 28) den vollen Umschlag ins reactionäre Lager, zum Theil im abscheulichsten Styl. In den letzten Jahren vor der dreißiger Revolution wird dann der Liberalismus wieder die Macht der allgemeinen Stimmung und Strebung in den Völkern. — Man vergleiche zur Würdigung der Politik bei den drei absoluten Höfen folgende Trias von Erscheinungen: Eine Circulardepesche jener Höfe infolge der Veronaer Beschlüsse, bestimmt das gegen jedes Selbstbestimmungsrecht der Völker laufende Interventionssystem zu beschönigen, redet fein und nett davon, wie die Gedanken und Anstrengungen der Monarchen nur darauf gerichtet seien, „den Unordnungen, Plagen und Verbrechen, welche die Revolution über die Länder bringen wolle, vorzubeugen, Friede und Ordnung wiederherzustellen". Zu diesen Worten passen eben auch fein die Thaten, welche der folgenreichsten jener Interventionen, der spanischen, hart auf dem Fuße folgten, — eine herrliche Ordnung und Gesittung, ein sauberes Heil und Glück der alt absolutistischen Regierungsform gegenüber der verpönten constitutionellen, die ja nur Unglück über die Völker und Verwirrung in die Seelen bringen sollte! Damit stimmt ferner jene jesuitische Erklärung des österreichischen Bundestagsgesandten vom Jahre 1823, als er die holsteinischen Stände, die mit Fug den alten

Reichsordnungen gemäß vom Könige von Dänemark eine Verfassung verlangten, damit abspeiste: den souveränen Fürsten müsse es ganz allein überlassen sein, wann sie ihr Versprechen (bezüglich Verfassungen für ihre Länder) zu erfüllen gedächten; treuergebene Unterthanen müssen sich mit einer Versicherung ihres Landesvaters zufrieden geben; übrigens lehre die tägliche Erfahrung, wie unglücklich die Völker durch Constitutionen würden! Einmal die spanisch-italienischen Revolutionen niedergetreten, mochten alle Freisinnigen Europas der siegreichen Reaction gegenüber die Sache der Freiheit nur noch in der durch die Gefühle der Humanität, der Religion und der geschichtlichen Culturbedeutung gestützten griechischen Erhebung vertreten finden, das kam den Hellenen mächtig zu gute. Ja, das englisch-russische Protocoll vom 4. April 1826 in der Griechensache durfte ein Metternich nicht übel als die Auflösung des Systems der heiligen Allianz betrachten.

In jenen Jahren trat, wie gewohnt, die hassenswertheste Verbindung geistlicher mit weltlicher Reaction ein, in protestantischen eben so wie in katholischen Landen. So schien die preußische Staatsgewalt dafür, daß sie durch das Concordat von 1821 dem Katholicismus in ihren Landen ungebührlichen Einfluß zugestand, an den protestantischen Geistlichen — sage evangelisch, da der Name Protestantismus verpönt war, — sich dadurch erholen zu wollen, daß sie dieselben durch Amtseid zu Werkzeugen und Angebern der königlichen Gewalt herabwürdigte: „Mit Leben und Blut, Lehre und Beispiel, Wort und That will ich die königliche Macht und Würde vertheidigen, wie es in unsrer heilsamen monarchischen Regierungsform festgesetzt ist. Ebenmäßig will ich zu rechter Zeit es aufdecken, wenn ich erfahren sollte, daß Etwas vorhanden sei zur Aenderung oder Aufhebung dieser trefflichen Grundverfassung ...... auch alle meine Pfarrkinder und Gemeindeglieder anhalten, jederzeit recht zu denken und zu reden über das weltliche Regiment, welches von Gott verordnet ist!"

Offen lag also in ganz Europa der Sieg der absolutistischen Tendenzen, aber mit dem kolossalen Unterschiede gegenüber der Zeit zehn Jahre früher, daß in den Völkern überall die frei constitutionellen Gedanken arbeiteten; schon scheinen die Flammen der Revolution zu züngeln. Seit der Mitte der zwanziger Jahre, da gerade das Stillstandssystem einmal meint sein Ideal der Ruhe und Einschläferung zum Siege gebracht zu haben, hebt in den Geistern erst ein leises

Wehen an, das stärker und stärker wird, am mächtigsten 1828 und 29 in Frankreich sich regt, bis es zum Julisturm des Jahres 1830 anschwillt; es ist eine innere Wogung in Kunst und Wissenschaft, im Denken und in der öffentlichen Meinung. — Es sind eigenthümliche Jahre seit der Mitte der 20er, da das aufsteigende Wehen einer geistig bereits in der Reife stehenden neuen Revolution die träge Ruhe der gefesteten Reaction mitten durchbrach. Nicht blos für Frankreich gilt jenes Wort eines großen Dichters jener Zeit: „Eine Epoche, unbeweglich und matt nach Außen, kleinlich und unentschieden im Handeln, willenlos, unansehnlich in ihren Ereignissen; aber innerlich bewegt, verzehrt von einer wunderbaren geistigen Thätigkeit, einer in der Geschichte fast beispiellosen Gährung, wie einen glühenden Schmelzofen in sich tragend, in dem alle Gedanken in allen ihren Formen und ihren verschiedenen Ordnungen sich umgießen, umbilden und verbinden". Französische Malerei, Poesie und Geschichtschreibung waren allerdings die markantesten Kampffelder des Gedankens.

Die Julirevolution hat, genau im Verhältnisse der unberechenbar erweiterten und erleichterten so materiellen wie geistigen Communication nach allen Seiten übergreifend, auf ein halbes Jahrzehnt ungeheure Erschütterungen von mehr oder minder bleibenden Erfolgen heraufbeschworen, die sich auslebten in Verfassungskämpfen und Dynastienwechseln, in Völker- und Staatsrechtstreiten, in straffen Uebergängen von Anarchie zu Reaction und umgekehrt, kurz in einer gewaltigen Aufrüttelung aller Factoren des öffentlichen Lebens.

Und gleichwohl ist die Julirevolution weiter Nichts als der Abschluß eines gesellschaftlichen Kampfes, den man in Frankreich schon 1794 nach den blutigen Experimenten der ersten Revolution hätte ausgemacht halten sollen; erst 1830 ward die vorrevolutionäre politisch-sociale Ordnung definitiv beseitigt; das Königthum von Gottes Gnaden und die an dasselbe sich haltenden clerical-feudalen Vorrechte und Uebergriffe wurden jetzt erst definitiv ausgethan vor den Ansprüchen des neuzeitlichen Bürgerthums und seiner Arbeit. Die aufsteigende Romantik in der Literatur, der Socialismus in der Wirthschaftstheorie, Geschichte und Philosophie in der Wissenschaft arbeiteten alle auf einen endgültigen Bruch mit jenen alten Mächten los, sonach auch mit der alten Dynastie, da sich diese mit jenen identificirt hatte. Die 30er Revolution war langeher vorgeahnt und vorgesehen, daher hatte sie

im gegebenen Momente leicht sich wie unwillkürlich zu improvisiren. — Im Verhältnisse zur ungeheuren Erschütterung, die sie erzeugte, hat die Julirevolution wenig positive Früchte getragen; sie hat nur noch vollends aufgeräumt mit dem Reste von Ansprüchen der privilegirten Stände, um an deren Stelle die Herrschaft des Mittelstandes zu setzen, der sich nun als das Volk geberdete — eine lügenhafte Vorgebung, wie das schon in den ersten Jahren klar ward. So glorreich und so zündend, hat sie doch der französischen Nation selbst den kleinsten bleibenden Gewinn eingetragen; die Früchte wurden ihr von dem folgenden Regimente des Schaukelns und Lavirens, der Volkscorruption und des egoistisch börsenspielartigen Truges verderbt und verkümmert, die politischen Eroberungen sachte aus der Hand gewunden. Die Nation hat unter diesem achtzehnjährigen Regimente moralisch so viel an Kraft des Willens und Klarheit der Einsicht eingebüßt, daß sie reif wurde für die ihr folgende Knechtung des zweiten Kaiserreichs. Die schneidendste Verurtheilung jener Tage liegt in dem ausgesprochen, was ihnen trotz Februarrevolution folgte und was die Nation sich gefallen ließ, ja eine lange Zeit fetirte. Es ist übrigens überraschend, wie lächerlich klein ein Theil der Kammerschwätzer schon in jenem Revolutionsjahre Ziel und Endergebniß des großen Ereignisses abschätzten. Für das, was diese Leute wollten und meinten, lohnte sichs nicht Revolution zu machen. Und noch waren die Pflastersteine von Paris nicht von vergossenem Blute trocken, als die Firma Thiers, Guizot & Cie. ihr parlamentarisches Gaukelspiel aufzuführen anhub.

Allerdings sank nach 1830 der Geist der Reaction, wie er sich in der Restaurationszeit breitgemacht, herab zur Lehre vom fait accompli, dem Stiefkinde des Justemilieu-Systems, einer Theorie der Ohnmacht und Feigheit, welcher natürlich die reservatio mentalis untergelegt wurde, daß man die neuen Zustände nur so lange dulden wolle, bis man die Kraft erlangt habe sie wieder zu beseitigen. Eine starke constitutionelle Strömung schien sich mit der größten Leichtigkeit über den europäischen Westen auszubreiten, und die Macht des Liberalismus mochte mit Recht den autokratischen Ostmächten Schrecken einflößen. Für einmal war auch der enge Bund Englands mit Frankreich entschieden der Freiheit günstig. Das Verhalten der Fürsten in ihrer Mehrzahl aber, den Julikönig eingerechnet, gegen die wahrhaft frei über den Scheinconstitutionalismus hinausgehende Bewegung

machte im Verlaufe der Jahre der Ueberzeugung immer mehr Raum, daß das Königthum mit der Freiheit überhaupt nicht verträglich sei; diese Einsicht ist am Ende der dreißiger Jahre bereits erheblich stärker als an ihrem Anfang, aber auch die spontane Bewegungskraft der Völker schon wieder erschlafft.

Ums Jahr 1840 war über die ganze europäische Diplomatie die Furcht gekommen vor einer nahestehenden allgemeinen Umwälzung, und sie bestimmte durchaus die Schritte und Beschlüsse der Cabinette, welche sichs mit höchster Sorgfalt angelegen sein ließen, einen drohenden Krieg nicht ausbrechen zu lassen, weil der ja — so meinten sie — den Revolutionsfunken in die Völker werfen könnte. Daher das Aufbieten aller Hülfsmittel, um den drohenden Sturm im Oriente zu beschwören, was für einmal noch gelang. Die Segnungen des nun schon lange nicht mehr getrübten continentalen Friedens pries man in den diplomatischen Kreisen aufs Höchste, ohne aber an seine gesicherte Fortdauer zu glauben. Ob in dieser zu allererst von Wien aus gepredigten Furcht ein Funke Selbsterkenntniß lag von dem Verschulden der politischen Lenker, welche so viel des gährenden Zündstoffes ins innere Leben der Völker hineingeworfen hatten? Offenbar war die ganze staatsmännische Welt geschreckt von dem Gespenst eines allgemeinen zum Umsturz treibenden Radicalismus; die schlechten Gewissen plagte die Erinnerung an die Siege des Revolutionsprincips in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts und neuerdings noch von 1830, und das Gehaben der Presse trotz aller Repressivmaßregeln schürte täglich diese Furcht neu auf. Also wieder friedliches Conserviren! Von jenen Sturmandrohungen an bis zum wirklichen Ausbruch 1848 wird die äußere Geschichte im Ganzen todt und stationär; was im Innern der Völker arbeitete, und das war viel!, entzog sich zum starken Theil den Blicken der Zeitgenossen, und erst wir eine Generation Jüngeren mögen aus den seither eingefallenen erschütternden Thatsachen mit etwelcher Sicherheit auf jene tiefgreifende Arbeit der Völker an und in sich zurückschließen.

Die 48er Revolutionen trafen die Staaten in den allerverschiedensten Stadien ihrer Entwickelung und Strebung; im Osten noch in dem primitiven und unklaren Nationalitäts- oder auch blos Stammbewußtsein, welches nach irgendeiner Form des politischen Daseins sucht, während der Westen bereits an der Schwelle jener

letzten und höchsten socialpolitischen Frage angekommen war, welche die Zukunft bewegen wird. Die Frucht aber der zerstückten und meist mißlungenen Einzelrevolutionen, die kostbare und unentreißbare Frucht ist immerhin die, daß die Völker zum Bewußtsein ihres solidarischen Daseins unter der Aegide freier Gestaltung gekommen sind.

Wir haben in knappsten Strichen den allgemeinen politischen Gang des Jahrhunderts skizzirt. Wer aber in Zukunft politische Geschichte schreiben will, darf eine besondere Kraft nicht mehr übersehen, wir meinen die Presse, ihre Entwickelung und Geschichte.

Die Macht der Journalistik, deren Geschichte nothwendig ein integrirender Theil der politischen Zeitgeschichte werden wird, hat sich seit der eisernen Eindämmung unter dem ersten Kaiserreich nie mehr bleibend niederhalten lassen, weil sie das Sprachorgan der immer gewichtiger eingreifenden öffentlichen Meinung geworden. Trotz aller reactionären Tendenzen wuchs sie in Frankreich schon binnen der ersten Restaurationsjahre der Censur über den Kopf. Noch früher und weit entscheidender, weil hier zum starken Theil von den Häuptern des staatsmännischen Lebens, des Schriftstellerthums und selbst der strengen Wissenschaft geführt, ist ihre Bedeutung in England hervorgetreten, und das trotz der Kämpfe mit den Gerichten und dem Fiscus, die sie auch hier in viel härterem Grad, als man gewöhnlich annimmt, auszuhalten hatte. — Erst recht in die Massen gedrungen ist die Presse seit den 30er Jahren; nach Beseitigung der drückendsten staatlich auferlegten Fesseln, wohin auch die Stempeltaxe ganz erheblich zu zählen ist, war Preisermäßigung zu jenem Zwecke das erste Erforderniß. Daß die Massenhaftigkeit der Production, die Auflösung in eine Menge kleiner Winkelblätter und die damit Hand in Hand gehende Verzettelung der Kräfte überall nicht dazu gedient hat, den inneren Werth der Producte zu heben, ist selbstverständlich. Daß insbesondere die Pariser Presse seit Ludwig Philipp's Zeiten und weit mehr noch unter dem zweiten Kaiserreich an Gehalt, Wahrheitsliebe und bildend erziehender Einwirkung aufs Volk nur verloren hat, daß ihr moralischer Werth immer tiefer gesunken ist, ja daß sie der übermüthige Sprecher der schlechten Leidenschaften in Zeit und Volk wurde, das ist um so schwerer zu bedauern, als ihre Masseneinwirkung zweifellos immer höher gestiegen ist. Man braucht übrigens nur einen Blick auf die ‚Mache‘ der großen Pariser Journale zu werfen, um Einsicht zu

gewinnen in einen speculirenden Industrialismus der schlimmsten Sorte. Die französische Presse hat eine große Schuld an dem Nationalunglück auf ihrem Gewissen.

Wollen wir den Entwickelungsgang der **einzelnen Staatskörper** mit wenigen Strichen umschreiben, so ist es geboten mit demjenigen Staat anzuheben, der seit 1789 und die ganze erste Hälfte unsers Jahrhunderts hindurch — im kolossalen Unterschiede von der Haltung, die ihm für die zweite Hälfte desselben schicksalsgemäß vorgezeichnet sein wird — immer wieder die großen politischen Anstöße gab und ganz entschieden mehr als irgend ein andrer, auch Oesterreich, das Haupt der Rückwärtserei, nicht ausgenommen, den allgemeinen politisch-socialen Gang der Zeit beherrschte, im Großen durchaus nach Vorn weisend, mehr zu Nutz und Frommen des übrigen Europa als des Landes selbst.

Das Frankreich unsers Jahrhunderts hat die bewegteste, die gewaltsamst springende und erschütterte Geschichte, voll unberechenbarer Wechsel, als sei es der ruhelosen Nation unmöglich, Compaß und Ziel, Gesetz und Regel zu finden. Selten in der Welt wird sich eine unstetere, ungleichartigere, an den schreiendsten Widersprüchen und Gegensätzen reichere Geschichte finden lassen als die innere dieses Landes seit der ersten Revolution und bis heute. Das Eine Mal, und zwar wenn man sie am sichersten durch Gewalt oder durch Corruption gebändigt glaubt, schnellt die Nation mit ganz ungeahnter Kraft empor, wirft alle Ketten ab und weist dem ganzen öffentlichen Leben die Bahn der freien Bewegung an, so entschieden und durchgreifend, daß der Historiker gebunden ist, diese von Frankreich ausgehenden Revolutionsphasen durchaus als die gegebenen Periodeneinschnitte des öffentlichen Lebens für den ganzen Erdtheil einfach aufzunehmen. Dann wieder, wie erschlafft, als sei's dieselbe Nation nicht mehr, giebt sie sich Jahrzehnte hin an lähmende und verderbende Regierungen, jagt mit ihnen ganz anderen Zwecken nach, als wäre ihr die Freiheit nie mehr als ein leerer Schall gewesen, ja läßt sie eine ganze Generation in moralischem Siechthum verkommen. Sie probirt alle Regierungsformen und kommt bei keiner zur Ruhe. Die Großthaten seiner Revolutionen fruchteten am wenigsten dem Volke, das sie verrichtete, weil es ihm an den ersten Elementen der Selbsterkenntniß gebricht; eine

Leuchte für Andere geworden, hat die friedlose Nation sich selbst nicht gefunden.

Frankreich ist bis heute der schwer aufgewühlte Kampfplatz der alten zersetzenden und der neuen ringenden Mächte in Staat und Gesellschaft geblieben; keine Constitution dauert, keine Dynastie hält sich, eine Regierungsform verdrängt die andre, der tyrannisch geknechteten Lethargie folgt die wild revolutionäre Hast; die centralistische Knebelung und das revolutionäre Feuer streiten wider einander, und kein Ende und kein Bestand ist abzusehen. Es scheint der unglückliche Boden zu sein, in welchem die ganze Hochfluth der absolutistischen Sünden des alten Europa mit den zuerst auf dieses Land übertragenen freiheitlichen Zeitideen der neuen Welt zusammenstoßen und sich scheinen aufreiben zu sollen, da sie sich nicht ausgleichen können. Allerdings haben diese ruhelosen Kämpfe Frankreich wesentlich die politische Führerrolle in unserm Jahrhundert zugewiesen, und es hat sie — nehmen wir einzig die Restaurationszeit in ihren ersten zehn Jahren als diejenige der furchtbarsten Ermattung staatlicher Kraft nach ihrer übermäßigen Vergeudung aus — bis in die letzten Jahre, die ihr den ungeheuren Fall brachten, zweifellos behauptet; aber es hat dabei für sich weniger gewonnen, als die Resultate der Zuckungen seiner politischen Leidenschaft für den ganzen öffentlichen Geist des alten Europa werth sind. Frankreich war der Wächter und Wecker je nach den erschlafften Schlummerjahren.

Die Nichtigkeit politischer Institutionen, wenn ihnen die Personen und die Volkskraft entgehen, hat schwerlich ein andres Land mehr zu seinem Verderben durchgeprobt. Alle Nüancirungen und Umstürze in jenen haben das Land nicht frei und nicht glücklich gemacht, und schließlich mußte ja gar das suffrage universel in der Hand des unwissenden französischen Bauers nur ein Werkzeug der Knechtschaft werden.

Frankreich leidet, Staat und Gesellschaft, an zwei Krebsübeln; es sind die erdrückende Centralisation und der Mangel an irgend genügendem Volksschulunterricht, für welchen keine Regierung seit der Revolution etwas Namhaftes gethan hat. Gegen die zwei Elemente des Verderbens hilft kein Volksvotum, dem im einen Falle der Wille, im andern die Kraft fehlt. Dem römisch-hierarchischen Priestersystem, in dessen Händen das leicht bestimmbare, feurige und phantasievolle

Volk von langeher ein willkommenes Spielzeug war, hat das Land seine schwersten Niederlagen zu danken, auch die neueste.

Die im Gegensatze zur alten Feudalzerrissenheit aufs Straffste entwickelte, vom ersten Napoleon vollends in eiserne Festigkeit gebrachte Staatseinheit hat jedes Provinzial- und Gemeindeleben erdrückt, ja den Sinn dafür in der Nation ausgelöscht. Es sind nur die Wenigen, welche dieses Grundübel erkennen und ernstlich seine Heilung verlangen, wie auch nur die Wenigen, ganz Wenigen einen republikanischen Zug in sich tragen. Und wie Geringes hat man noch bis vor Kurzem auf dieser Seite zu fordern gewagt (Programm von Nancy!). Es liegt eine bittere Wahrheit in dem vor nicht Langem schroff hingestellten Satze: „Die Localitäten sind nicht, sie verlangen nicht zu sein". Die napoleonische Verwaltungsordnung, das Festeste, was sich unter allen seitherigen Regierungen von seinen Einrichtungen erhalten hat, von regelrechtester und schlagfertigster Wirkung und von der unabirrbaren Folgerichtigkeit des Despotismus, der das Princip der modernen Arbeit, die Theilung, aufs Feinste auszubeuten versteht, hat jedes selbständige Leben noch vollends ausgelöscht. Dieses Erbtheil der demokratischen Tyrannis wird nicht so leicht mehr aus dem französischen Leben auszutreiben sein. Der Staat soll Alles thun, Alles vermögen, das ist die Stärke aller seitherigen Staatsregierungen gewesen, aber auch ihrer aller Gefahr. — Kein Gemeindeleben! Was an Talenten nicht von der allmächtigen staatlichen Verwaltungsbüreaukratie absorbirt wurde, das warf sich mit einer Jahrzehnt um Jahrzehnt steigenden Gewalt und Massenhaftigkeit in die Arme der Industrie und des Großverkehrs und ging die verlockend verwirrenden Chancen der Speculation durch. Natürlich wurde darob das Gemeindeleben nur mehr vergessen und vernachlässigt. Noch unter dem Bürgerkönigthum galt der Gedanke der Selbstverwaltung als eine Phantasie; das erklärt am besten, wie weit diese Nation von einer lebensfähigen Republik noch entfernt ist.

Die exorbitante Staatsgewalt, von der auch das Rechtsgefühl in der Nation erstickt worden ist, mußte jedwede Regierung zum Mißbrauch reizen, und nicht eine einzige, auch die als die liberalste geltende des Julikönigthums nicht, hat ohne Ausnahmegesetze regiert. So sind Heer und Finanzen, Schule und Recht, Verwaltung und Verkehr in die Eine Form gebracht, aus welcher sich dieses Volk nicht mehr zur

Selbstthätigkeit hat herausarbeiten können noch mögen. Die Centralisation ist als zu bequemes Staatsleitungs- und Zwangsmittel von allen Regierungen und zugleich von den gesetzgebenden Körpern, auch wo sie Etwas bedeuteten, beibehalten worden. Schwerlich giebt es einen schlagenderen Beweis von der dahin gehenden Sucht aller im französischen Staats- und Verwaltungsleben repräsentirten Schichten als das Gemeindegesetz von 1831, also erlassen von einer gleich nach der frischen Revolution berufenen Kammer; dasselbe schnürte das längst abgestorbene Gemeindeleben in noch engere Schranken ein, was übrigens so wenig beachtet wurde, daß der auf demselben lastende Druck später ungescheut noch erhöht werden konnte; selbst die Republikaner haben die Ohnmacht des Provinz- und Gemeindelebens kaum empfunden.

Das zweite Krebsübel ist der Stand von Schule und Unterricht. Consulat und Kaiserreich organisirten diesen absolut nach den besonderen Zwecken des Selbstherrschens und gaben ihm eine überwiegend militärische Façon. Die Lehrfreiheit ward beschränkt und eine stricte Staatscontrole eingeführt, entgegen gewichtigen Stimmen, wie z. B. Chaptal's, des Generaldirectors im Unterrichtswesen. Die 1806 gegründete kaiserliche Universität ward eingerichtet mit dem doppelten Zwecke: Centralisation in der Verwaltung auch dieses Zweiges und Bildung eines besonderen Lehrerstandes. Diese Universität hat nach den Hauptzügen ihr ursprüngliches Gepräge bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die unteren Schulen blieben für ihren Unterhalt auf die Pfarrgemeinden angewiesen; der Unterrichtszwang ward, wieder im Gegensatze zu den Grundsätzen der besten Revolutionsperiode, aufgegeben; den Elementarunterricht betrachtete und behandelte das kaiserliche Regiment nebenhin als die Sache sei's der Privaten, sei's der Gemeinden, der Staat that Nichts dafür. 1808 wurden Normalschulen errichtet und die Primarschulen unter die Controle der Präfecten und Maires gestellt, aber bis zum Jahre 1816 blieben die Volksschulen thatsächlich sich selbst überlassen, und wie unter der alten Monarchie behielt der Clerus die Zukunft der Volkserziehung in seiner Hand. Die Restauration stellte in diesem Stücke vollständig auf die religiösen Gesellschaften ab, welche sich reißend vermehrten; eine Ordonnanz jenes Jahres brachte die Leitung des Primarunterrichts an ein cantonales Comité unter Vorsitz des Präfecten. Natürlich übte in diesen Comités die Geistlichkeit den stärksten Einfluß; die aus religiösen

Congregationen hervorgegangenen Lehrer waren frei von dem Examen, dem die andern unterstellt wurden, und genossen besondere Privilegien. Aber noch unter der Restauration begannen von zwei entgegengesetzten Seiten, den Clerikalen und den Liberalen, auch über den höhern Unterricht Stimmen laut zu werden gegen das staatliche Monopol und für unbedingte Freigebung; zwei Hauptsprecher aus den beiden Lagern waren Dunoyer und Benjamin Constant. Jene ganze Zeit über blieb der Unterricht in einem Zustande, welcher höchst erbärmliche Resultate lieferte, und die versuchten Manipulationen besserten Nichts; die Lancasterschulen aus Napoleon's Zeit gingen unter planmäßiger Verfolgung großentheils zu Grunde. Die beiden ersten Jahre des Bürgerkönigthums nahmen einen kräftigen Anlauf; aber auch das Guizot'sche Unterrichtsgesetz von 1833, das einzige namhafte seit 1793, aus dem Gesichtspunkt eines vorgeschrittenen Volksschulwesens ein höchst schwachmüthiges Product — man sehe nur einmal die schmählichen Lehrergehalte, nach denen sich die Tüchtigkeit des Lehrerstandes selbst bemißt! — besserte sehr wenig, schon aus dem einfachen Grunde, weil es den Schulzwang nicht einzuführen wagte. Es mochte gut gemeint sein, daß es den Gemeinden die Pflicht einschärfte für den Primarunterricht zu sorgen, daß es gebot, jede Gemeinde solle eine Schule, jedes Departement eine Normalschule errichten und unterhalten. Aber nachweisen läßt sich nicht, daß es eingreifend gewirkt habe in der Nation, deren Masse allzu wenig geweckten Sinn für Bildung bewies. Auch der restaurirte Bonapartismus konnte natürlich schon wegen seiner Gebundenheit gegenüber dem Clerus nichts Rechtes für den Unterricht thun. War für diesen von jeher die clerikale Bevormundung ein Unheil gewesen, so stellte der Fallour'sche Entwurf die Lehrfreiheit durchaus mit der Absicht auf, dem kirchlichen Unterrichtswesen allen Vorschub zu leisten. Noch 1857 fanden sich auf 3,753,021 Kinder mit Unterricht 879,611 ohne solchen; das Budget war viel zu gering; im Jahre 1860 stellten sich 29 % der männlichen Bevölkerung, die nicht lesen und schreiben konnten.

Alle Regierungen seit der Revolution haben durch die schandbare Vernachlässigung des Unterrichts eine förmlich tödtliche Versündigung an dem mit so viel natürlichem Geist ausgestatteten Volke begangen. Das Ende heißt — 1870/71.

Es war ein verhängnißvoller Mißgriff gewesen, daß Napoleon

durch das Concordat von 1802 die in seiner Nation gründlich ausgethane römische Kirchenmacht wiederherstellte, und er selbst sollte später im Streite mit dem Papst, als es ihm einfiel auf die alten Freiheiten der gallicanischen Kirche zurückzugreifen, die Frucht bitter kosten, da seine eignen Maßnahmen sich nun wider ihn kehrten. Uebrigens wuchs gerade in den Jahren der napoleonischen Prüfung eine streng römische Priesterherrschaft heran mit viel fanatischerer, viel schärfer auf ihr geistliches Centrum losschauender Richtung, der nationalen Ansprüche der altgallicanischen Kirche absichtlich vergessend, durch und durch ultramontan, mit heftig parteischarfer Presse, so daß man wohl behaupten darf, Frankreich sei der Ausgangspunkt für die neurömischen Tendenzen jener Tage geworden. Diese Richtung hat erst viel später unter der Herrschaft des suffrage universel durch die rohen und von der Clerisei vollständig beherrschten Massen des Bauernvolks ihr ganzes Unheil über das Land ausgeschüttet. Dagegen traten dann aber gleich damals in natürlichem Rückschlag die kirchenfeindlichen Tendenzen mit all' ihrer Logik und ihrem Spotte auf.

Wohin unter der Restauration die ultraroyalistisch hierarchischen Parteien der Congregation steuerten, das zeigt am klarsten ein aus dem Jahre 1826 datirender Hirtenbrief des Bischofs Tharin von Straßburg, der zum Lohn für seine evangelische Liebe und Milde gerade daraufhin zum Lehrer des Herzogs von Bordeaux ernannt ward. Der fromme Prälat verflucht „die infamen und ruchlosen Schriftsteller, die Zeitungen voll Galle und voll Betrug, die Philosophen der Lüge, die schamlosen Heuchler, die wüthenden und gewaltthätigen Heiligthumsschänder, welche zuweilen mit Ehrerbietung von der Religion sprechen, auch die Nothwendigkeit derselben zugestehen, deren wahre Absicht aber nur der Blödsinn verkennen kann, die Absicht nämlich, den Sturz der Throne, die Vertilgung der Könige, die Ausrottung des Adels, die Abschaffung des Priesterthums und die Ermordung der Priester herbeizuführen". Und den Liberalismus streicht er heraus als „die teuflische Wuth von Menschen, welche ihr Glück und ihren Ruhm nur im Kriege gegen Gott und die Könige finden, in den zerfleischenden Wirren der Völker, in der Unordnung der Hölle, wo der Fürst des Aufruhrs, der Engel des Unglücks thront". Denselben Geist athmet der Preßgesetzentwurf vor der Kammer von 1827, welcher durchgeführt Presse, Buchhandel und Wissenschaft mit einander

ruinirt hätte. Daneben war die dem Geiste der Neuzeit mit dem finstersten Fanatismus ins Gesicht schlagende Maßregel, die deßhalb auch mit dem größten Haß und Abscheu aufgenommen wurde, das mittelalterlich inquisitorische Sacrilegiumsgesetz. Ein unschuldigeres Stück gleichen Styls war die Krönung in Rheims, welche unter Aufwendung einer geschichtlichen Lüge der Nation verkündete: „So ist denn das heilige Oel, welches auf die Stirne Karl's X. fließen wird, dasselbe, mit welchem seit Chlodwig alle französischen Könige gesalbt worden sind". Es wirft ein eignes Licht auf die Ideenentwicklung unsrer Zeit, wenn wir den Spektakel der von diesem Karl und seinem Hofe gepflegten kirchlichen Schaustücke, der Processionen, Wallfahrten, Bußübungen und anderen sog. guten Werke im unerläßlichen Gefolge des verfolgungssüchtigen Fanatismus, wenn wir die Erscheinung, daß der theologische Schriftsteller Touquet, weil er in einem Werk über die Evangelien Jesum als einen edlen und weisen Menschen, nicht als Gott darstellte, von dem Pariser Zuchtpolizeigerichte zu 100 Frcs. Buße und neunmonatlichem Gefängniß, sein Buch aber zur Vernichtung verurtheilt wurde, wenn wir das zusammenhalten mit der furchtbaren Erschütterung, die kaum zehn Jahre später durch Strauß über diese ganze alte Glaubenswelt hereinbrach und sich gewaltig Boden machte.

Und umsonst arbeiteten polizeilicher Religionszwang, Fanatismus und fromme Heuchelei fünfzehn Jahre hindurch unablässig an der Nation; sie erzielten nur so viel, daß der öffentliche Geist gleich nach der Julirevolution heftig Rache nahm für den ihm auferlegten Druck und sogar die Kreuze als Sinnbilder des Christenthums zerschlug. Jene tendenziöse Frömmigkeit stachelte das in ihr aufgezogene Geschlecht an, daß es hernach die ausgeprägteste religiöse Gleichgültigkeit zur Schau trug und sich überhaupt eine Denkweise anerzog, welche der herrschend gewordenen Corruption mächtigen Vorschub leistete. — Dagegen ist allerdings das Steigen des ultramontanen Geistes innert der Jahre des Julikönigthums auf französischem Boden eben so wohl zu beobachten als auf deutschem. Der römische Geist schließt sich immer straffer ab gegen jede Verständigung mit dem modernen, verwirft die Versuche des „Avenir" die Kirche mit der Demokratie auszusöhnen und verurtheilt das Blatt; die ultramontane Presse wird immer zahlreicher, anspruchsvoller, ja frecher; Kirchenbauten, Schenkungen und Vermächtnisse häufen sich; das neurömische Wesen steift

sich im absichtlichen Gegensatze zum kühl negirenden des Bürgerthums und seiner Regierung.

Das ganze Gebaren der römischen Kirche in Frankreich überschaut, kommen wir auf Mirabeau's verwegenen Gedanken zurück: Frankreich dekatholisiren! Jedenfalls halten wir heute noch und trotz der jüngsten Thatsachen seine Schlußfolgerung für richtig: erst dekatholisiren, wenn man demonarchisiren wollte!

Wir kommen damit auf die Frage des Republikanismus in Frankreich. Er hat in diesem Lande niemals Boden gefaßt, hat es jetzt noch nicht; nur das ungeheure Unglück hat ihm die Nation für einmal in die Arme geworden. Es trifft, wenn nach 1848 Cavaignac das bittere Wort wirklich ausgesprochen hat: Die Franzosen sind so wenig Republikaner, daß sie im Nothfalle Hanswurst I. wählen würden, um nur wieder zur Monarchie zu kommen. — Ein republikanisches Streben ist hier sehr jungen Datums. Während der ganzen Restaurationszeit ist Nichts der Art vorhanden, und erst ins Jahr 1830 fallen die Ansätze zu einer republikanischen Partei; jene Revolution erst hat die bis dahin höchstens in einzelnen isolirten Köpfen lebenden Ideen dieser Art in weiteren Kreisen in Umlauf und zum Bewußtsein gebracht; die junge Generation natürlich griff sie auf. Aber selbst mitten in der Revolution treffen wir wohl einzelne Republikaner, keine eigentliche Partei. Freilich gab es noch am letzten Kampftag auch keine orleanistische Partei: das Volk ließ sich durch einen Namen und durch die Haltung weniger Männer düpiren, die den großen Vortheil hatten ein festes Ziel zu wollen. — Napoleon III. sah ganz richtig, wenn er schon in seiner ausgiebigen Studienstille zu Ham die Republik in seinem Volke für unmöglich erklärte; minder Recht mag seine weitere Erklärung haben, daß er nicht glaube, eine Republik könne sich in dieser Zeit angesichts des monarchischen Europa und so vieler Parteien erhalten; am wenigsten Recht hatte er, als er dieser Republik, die er nach seinen eingefleischten Kaiserideen verrathen mußte, den Eid der Treue schwur, oder als er, der durch den Decemberstreich die Republik zerschlug, in einer Proclamation an sein Volk den menschenverachtenden Hohn anbrachte: er wolle die perfiden Projecte, welche die Ränkespinner und Verschwörer in der Nationalversammlung zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und seine Pflicht die Republik aufrecht

zu erhalten erfüllen. — Der Mensch hat die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen!

Die Nation hat sich zu ihrem Verderben durch das von Napoleon ganz à la Louis XIV. ihr hingeworfene Spielzeug der gloire militaire die volle Zeit unsers Jahrhunderts über blenden und von dem Blick auf die inneren Dinge und der Erkenntniß derselben abziehen lassen. Wir kennen einen einzigen Moment, da sie einer absichtlich versuchten Diversion dieser Art gegenüber kalte Beobachtung genug bewahrte, um die Verfassungsrechte als das Erste und Nothwendigste zu vertheidigen: das war zur Zeit der Eroberung von Algier, also unmittelbar vor Karl's X. Fall, da die gesammte Nation auf der Lauer stehen blieb vor den erwarteten Gewaltstreichen, der Confiscation der Charte.

Der Napoleonismus ist die ins Kolossale verlängerte Spitze der seit Richelieu's Zeiten angebahnten französischen Eroberungspolitik, und sein Fall bezeichnet ein- für allemal das unglückliche Ende der maßlosen Universalherrschaftsplane. — Soldateska und Beamtenhierarchie hatten im napoleonischen Weltreich alle volkswirthschaftlichen Kräfte aufgezehrt, in ihrem einseitigen Interesse und einem Verderben bringenden Idol zu lieb ungeheuren Geld- und Menschenverbrauch gefordert, der Gewerb und Handel, Schifffahrt und Ackerbau lähmte und schließlich auch den Credit zerstörte. Daher das erwartungsvolle Aufathmen nach dem Fall des Gewaltigen. Jene Herrschaftskriege von 1802—14 hatten Frankreich allein gegen drei Millionen Menschen und fünf Milliarden Geld gekostet. In den Ländervertheilungen und staatlichen Organisationen des Selbstherrschers tritt ein sinnloses Hinwegsetzen über die zwingenden Naturbedingungen zu Tage, bis zum angestrebten Entnationalisiren ganzer Volksstämme. Dieselbe natur- und rechtswidrige Methode mit dem einzigen Unterschied in der Sache, daß sie statt des Gewaltweges den des diplomatischen Schachers einschlug, in den Personen, daß sie von Zwergen geübt ward, ist von den Staatskünstlern des Wiener Congresses aufgenommen worden. Der Napoleonismus hat sich selbst gestürzt, weil er zur Niederdrückung jeder Idee durch das Räderwerk eines starr dictatorischen Verwaltungsmechanismus rückgeschritten war. Der Sturz lag begründet in jenem menschenverachtenden Uebermuth, der Völker und Staaten wie selbstlose Schemata auseinander-, durcheinander- und zusammenwarf, die

Individuen als willenlose Werkzeuge brauchte und vernichtete, die Gedanken niedertrat, — nach außen das genaue Widerspiel jener leblosen Gleichförmigkeit und Tabellenartigkeit der despotischen innern Verwaltung. Von seinem Walten im Innern ist geistreich gesagt worden: es sei darin zu viel Umwälzung und zu wenig Freiheit zu finden gewesen.

Wie Frankreich seit 1789 bis heut alle möglichen Regierungsphasen unstet und ohne Frucht durchlaufen, davon ist die Restaurationsperiode ein Widerspiel in kürzerem Zeitraum: sie beginnt mit dem nach dem Absolutismus alten Styls langenden Günstlingsministerium und endet wieder damit; dazwischen liegen zwei Fusionsministerien und wieder in ihrer Mitte die royalistische Parteiregierung in ihren Schwankungen und Velleitäten für und wider den Zeitgeist.

Die Nation konnte es nach dem über zwei Jahrzehnte zweifellos behaupteten Uebergewicht über das continentale Europa (um von allen frühern Erfahrungen abzusehn) ihrem ganzen Wesen gemäß den folgenden Dynastien nimmer verzeihen, wenn sie an politischer Bedeutung zurückgesetzt ward; das hat den zurückkehrenden Bourbons geschadet, das hat verdienterer Weise den Orleans die selbstverschuldete Erniedrigung nach außen entgelten machen.

Die Restauration, die doch zweimal den Anschein nahm die bürgerlichen Kämpfe in Frieden zu begraben, mußte fallen, auch wenn sie sich nicht so sehr an dem Zeitgeist versündigt hätte; das französische Volk hat sie nie als etwas Anderes aufgefaßt denn als eine versteckte Fremdherrschaft, also eine nationale Schmach, die es abschütteln müsse, so bald es nach innen und außen erstarkt sei; die Nation empfand es bitter, daß sie unter der Bevormundung der heiligen Allianz stand, und deßhalb kam sie auch nicht zur Ruhe, wie W. v. Humboldt das klar blickend vorausgesagt. Es ist in erster Linie die erniedrigende Schwäche nach außen, doppelt unausstehlich einem Volke, dessen nationales Ehr- und Machtgefühl die Revolution auf die gefährlichste Spitze entwickelt hatte, welche die Bourbonen und den Orleans stürzte. Die rückgekommenen Emigrirten hielten einen Blick immer nach außen gerichtet; Volk und Herrscher fühlten, daß sie kein Herz mehr für einander hatten. Wie mußte ein Wort wirken wie jenes sinnlose Karl's X. an seine Schweizergarde: „Ich fühle mich gänzlich als ein Schweizer!"

Im Streit jener Jahre hat sich eine volle Generation erschöpfen müssen, um ein- für allemal an Rechten des Bürgerstandes das unwiderleglich zu begründen, was die Revolution gewollt und hingestellt, was eben zum einen Theil schon durch den Napoleonismus beschnitten worden und zum andern vollends durch die Reaction der Alten rückläufig gemacht werden sollte; man sollte meinen ein fruchtloses Opfer, sofern es gegen Mächte sich richten mußte, die in der Vernunft der Zeit bereits als geschlagen und beseitigt galten. An diesem Umstande zum stärksten Theil mag die Erscheinung hängen, daß sich, einzelne Jahre abgerechnet, die sich als Lichtpunkte herausheben, das moralische Gemälde des Landes schon gleich vom Jahr 1816 an als ein trostloses abhebt; daher die gährend unterminirende Unzufriedenheit, die sich aller Schichten bemächtigt. Sie sind alle von dem Gefühl gequält, daß Gewalten, die sie abschütteln müssen, sie in einen Kampf hineingetrieben haben, dessen zweitmalige Wiederaufnahme ihnen eigentlich hätte erspart sein sollen. Dabei sind den unverbesserlichen Alten alle Mittel der Taktik gut, mochten sie sich gar gegen das von ihnen hochgehaltene Königthum der Legitimität richten, falls dieses zu den aristokratisch-hierarchischen Tendenzen der Ultras sich widerstrebend oder blos gemäßigt stellen sollte.

Zunächst, nämlich am Wiener Congreß, fuhr Frankreich eben so glücklich als geschickt. Seine Diplomatie unter ihrem Führer, dem geriebenen Fuchse Talleyrand, trieb gegen Deutschland die pfiffigste und leider! erfolgreiche Politik: die kleinen deutschen Fürsten schützen und wo möglich von sich abhängig machen, insbesondere keinem Rheinbundfürsten (auch Sachsen nicht!) Etwas geschehen lassen, die Zertheiltheit und Machtlosigkeit unter dem Schilde der dynastischen Interessen aufrechthalten, jede feste Constituirung des Ganzen verhindern, was altübererbte Nationalpolitik war, die zu ihrem Tummelplatz ein nach auseinandergehenden Richtungen gravitirendes Deutschland in Stücken forderte, — das waren die sehr bewußt und sehr consequent verfolgten Ziele. Ja, der politische Schauspieler wandte zu diesem Zwecke, wie er selbst erzählt, die erbärmlichsten Theaterkünste auf und ließ Gemüth und Seelenadel, das Heil Europas und das Recht der Völker und „idealen Weltschmerz“ spielen. Dieser französischen kam auf halbem Wege die österreichische Politik entgegen, deren leitender Gesichtspunkt war, Preußen nicht mächtig werden zu lassen, am allerwenigsten auf

deutschem Boden. Lieber ein ohnmächtiges Deutschland! Was kümmerte diese enggeschnürten Administrationsseelen die Nationalitätsidee! Es ist nicht blos persönliche Miserabilität des von allen Seiten mit Geld geköderten Gentz, sondern der correcte Ausdruck der österreichischen Politik, wenn dieser Wortführer aller unsauberen Ränke die Sprache der französischen Diplomaten noble et correct nannte und von Talleyrand nebst seinem Anhang in rührender Begeisterung sagte: Dieu les conserve à l'Europe et à la France! In dem gleichen Streben, sich den Einfluß auf die Kleinstaaten zu sichern und deßhalb unter dem Schilde der Unabhängigkeit die dynastischen Interessen zu schonen, rivalisirten schließlich das französische und das österreichische Cabinet. Frankreich, das sich hier den sehr wohlfeilen Schein der Uneigennützigkeit gab, benahm sich dabei als Schützer aller legitimen Rechte und des europäischen Gleichgewichts, das noch nie von einer andern Macht in nur annähernd gleichem Grade verletzt worden ist. So gelang es ihm, sich als der natürliche Verbündete und Beschützer der schwächeren Mittelstaaten zu geberden. Vor der publicistischen Welt hüllte sich diese Politik in folgende Phrasen: „Die Staaten Deutschlands, nämlich Sachsen, Hannover, Hessen, Bayern, Württemberg, müssen souverän sein. Dieses Wort eines feierlichen Vertrages schließt den Gedanken an irgendwelche Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs entschieden aus. Warum verlangen dennoch einige deutsche Schriftsteller wieder diese veralteten Formen, die niemals die kleinen Staaten geschützt haben? ..... Man achte die individuellen Nationalitäten und die uralten Dynastien, dann wird eine freie und starke Conföderation die französischen Waffen auf immer von den österreichischen und preußischen Waffen trennen". — Den Gipfel der französischen Wünsche mit Bezug auf Deutschland hätte ein Bund ohne Preußen und Oesterreich bezeichnet, also der kleinen Staaten, welche durch Köderung oder Gewalt wieder unter französische Leitung herabgesunken wären. Das ist alte Politik, die faktisch im Rheinbund gegipfelt hatte; sie führt — um die großen zwei Hauptdränger nicht zu nennen! — bereits auf die Pläne Heinrich's IV. und Richelieu's zurück. — Schlimm genug kam es auch diesmal. Gediehen ja die Dinge so weit, daß zufolge geheimen Bundes mit Oesterreich und England (Januar 1815) Europa ein neuer Krieg drohte, der doch nur den deutschen Erbfeind wieder in seine gebietende Stellung hätte

zurückführen können; die Rheingrenze für Frankreich stand im Hintergrunde.

Natürlich griffen die deutschen Klein- und Mittelstaaten nach der ihnen vorgesetzten Lockspeise, vor allen Bayern, das selbst gern Großmacht gespielt hätte und bereits seit den für Deutschland so schmachvollen Tagen Ludwig's XIV. im französischen Bunde stand. Natürlich betrieben das wieder der selber französirte Montgelas und der politisch nichtige Fürst Wrede. Auch hier Opposition gegen Preußen!

Der allgemein europäischen Politik hätte es eine ganz andre Wendung aufgedrückt, wäre der einmal nach Napoleon's Sturz von England gehegte Gedanke durchgeführt worden, wonach ein mitteleuropäisches Bündniß, bestehend aus dem gesammten Deutschland mit seinen zwei Großmächten, ferner aus den Niederlanden mit England, gegen Frankreich sowohl als gegen Rußland hätte Front machen können.

Nach Napoleon's Fall war's nun einmal in der Lage der Dinge und dem Wesen der Nation begründet, daß das veraltete und vergessene, das unbrauchbare und unbelehrte Geschlecht der Bourbons, das man so gern als „unmöglich" bezeichnet hätte, doch die einzig mögliche Regierung blieb. — Nicht blos die Völker, auch die Cabinette, seit die preußische Campagne 1792 die Leerheit der bourbonistischen Emigrantenvorspiegelungen aufgedeckt, hatten selbst in ihren Kämpfen gegen das revolutionäre Frankreich bis 1814 die Sache jener Dynastie consequent seitab liegen lassen.

Die Bestimmungen der beiden Pariser Frieden nebst den ihnen folgenden des Wiener Congresses mochten übrigens sehr dazu dienen die neue Kräftigung Frankreichs zu erleichtern, wie sie umgekehrt die ohnmächtige Zerrissenheit Deutschlands förmlich sanctionirten. Die Charte Ludwig's XVIII. gab nach dem eisernen Despotismus immerhin ein erträgliches Maß liberaler Zugeständnisse. Das hinderte freilich nicht die nächsten Rache- und Willküracte der unverbesserlichen Ultraroyalisten. Man darf es nie vergessen, daß der sofort ausbrechende weiße Terrorismus im Süden nicht um ein Haar besser verfuhr als der so viel verdammte rothe der Jahre 1793 und 94, und jener hat nicht den fatalistisch fortreißenden Paroxysmus der Revolution zur Entschuldigung. Dem Mord und Raub zügelloser Banden und willkürlicher Parteihäupter folgte die methodische Ver-

folgung in dem Grade, daß in zehn Monaten nach der ersten Restauration (wenn auch nach zu hoher Schätzung) 70,000 Personen als politisch Eingekerkerte und 100,000 abgesetzte Beamte berechnet wurden. In einzelnen Departements nahmen die Präfecten 6—700 Absetzungen vor, und der Marschall Maison ließ in vierteljähriger Thätigkeit zu Paris mehrere hundert Militärs verhaften und fast 20,000 überwachen.

Mehr nach der lächerlichen Seite zeichneten sich Sinn und Geist der rückgekehrten Bourbons durch folgenden sogleich angeschlagenen Ordonnanzenstyl: „Aus diesen Gründen mit unserer königlichen Gewalt und Machtvollkommenheit haben wir gesagt und erklärt, sagen und erklären wie folgt, — denn so ist unser Wille". — Antiquitätenkram!

Die Bourbonen, eben Emigrirte wie der schlechte Schwarm ihres Feudaladels, wie dieser der Zeit entfremdet und um eine Generation hinter ihr zurückgeblieben, waren und blieben auch ihrem Volke fremd, mit dem sie nicht denken und fühlen mochten; zwischen den zwei widerstrebenden Welten lag eine Blutlache, und die Kette der Zeiten, die Ludwig XVIII. wieder anzuknüpfen versprach, war durchbrochen. Die sinnlosen Ansprüche des alten Adels aber mißt man am besten an den Forderungen eines als gemäßigt und wohlwollend bekannten Royalisten: Majorate und Erziehung der jungen Adligen auf Staatskosten, die höchsten Aemter und die Pairie ausschließlich für den Adel, Gerichte von Standesgenossen für ihn. Zu der Welt dieser Anschauungen führt doch wahrlich im 19. Jahrhundert keine Brücke mehr zurück. Alte und neue Zeit konnten sich auf diesem blutgedüngten Boden nicht mehr vertragen; die ganze Emigrantengeneration mit ihren wieder heimgebrachten Prätensionen hatte keinen Platz mehr, auch nicht auf dem Thron. Meinte doch in diesem Sinne selbst ein Kaiser Alexander: die Bourbons seien ein durchaus verkommenes, unverbesserliches Geschlecht, von dem Nichts zu hoffen, Nichts zu erwarten stehe. Sie scheinen sich auch selber nichts Haltbares zugetraut zu haben, zu schließen wenigstens aus zwei Aussprüchen ihrer zwei gekrönten Häupter, die weiter gekannt zu werden verdienen, als sie's sind. Der schöngeistige Ludwig XVIII.: Que m'importe que l'on trouve ma charte mauvaise, pourvu qu'elle dure aussi longtemps que moi; und der verbohrte Karl X.: Ah! ne m'importunez ni de vos parlements ni de votre politique! Ma grande affaire,

à moi, c'est celle de mon salut! Das waren die Leute, deren Unverstand den Art. 14 der Charte für sich und das Land zu einem Schicksalsparagraphen machte.

Für ein die Zeit begreifendes Geschlecht war gleich zu Anfang die Lage trotz Invasion der Fremden keineswegs aussichtslos: Republikaner, Bonapartisten und Orleanisten schienen für immer begraben, und keine Ahnung konnte auftauchen, daß sie alle wieder binnen kürzester Zeit in umgekehrter Folge sich ans Ruder drängen würden. Aber wie stellte sich zu den Erwartungen des Volks ein Regiment, das an dem alten Unsinn des strengen Schutzzoll- und Prohibitivsystems festhielt, das eine von 90,000 Wählern geschaffene Kammer aufstellte, wahrlich nicht als Volksvertretung, das dem gemeinen Mann die Wehrpflicht und einen unbilligen Theil der Besteuerung auflud, das für den Unterricht des Volkes so wenig that, daß zwei Drittel von den sechs Millionen schulfähiger Kinder ohne alle Schulung aufwuchsen! Der gemeine Mann gewann Nichts durch die Charte, die den ganzen drückenden und theuren Verwaltungsorganismus unangetastet ließ.

Das Sittenverderbniß in den hohen Kreisen war zu Ludwig's XVIII. Zeit nicht viel geringer als unter der alten Rasse, aber verschleierter; wie man es mit der Frömmigkeit und dem weltlichen Interesse zu verbinden wußte, beweist jenes Wort der „amie" des philosophischen Königs, die einem Andern schrieb: Je vous souhaite toutes les félicités de ce monde et de l'autre; faites marcher tout cela ensemble si vous pouvez. Den öffentlichen Geist verdarben les pieuses intrigues et les royales perfidies de la restauration.

Wirthschaftlich hob sich übrigens das Land stetig und ununterbrochen; nicht blos die Staatsfinanzen standen günstig, sondern der öffentliche Wohlstand stieg, dank den aus der Revolution herübergeretteten Grundsätzen und selbst dem Genie der napoleonischen Verwaltung. Die bessere Bebauung und Verwerthung des Grundbesitzes und das Steigen der industriellen Kräfte schritten gleichmäßig vor. Die Regierung allerdings hatte dabei nur das negative Verdienst des ungestörten Gehenlassens.

Den unvermeidlichen Fall der immer unvolksthümlicher gewordenen Dynastie ahnten scharfblickende Beobachter schon ums Jahr 1826, so der Engländer Sidney Smith, der aus Paris schrieb: „Die Regierung benimmt sich thöricht, indem sie sich den Jesuiten in die

Arme wirft; wenn 1200 Priester mit dem König und seiner Familie an der Spitze in Procession durch die Straßen ziehn, so ist das eine Herausforderung des Volkes, der Anstoß zu einer neuen Revolution, welche, wenn dieser Mann (Karl X.) am Leben bleibt, mir unvermeidlich scheint".

Eine besondere Abstraction entspringt aus der Haltung der bourgeoisie; sie hat sich weitaus fähiger erwiesen zum Kampf als zur eignen Herrschaft, und es darf ob ihren Mißgriffen unter dem Julikönigthum gerechterweise nicht vergessen bleiben, daß sie es war, die unter der Restauration den Kampf des Liberalismus in den Kammern und in der Presse erfolgreich durchfocht, allerdings im eignen wohlverstandenen Interesse; vollends die Auflösung der Nationalgarde (1827) trieb diese Schichten in den Kampf.

Das Schicksal der ältern Dynastie sollte der jüngeren nicht zur Lehre dienen; das war ihr Fehler. Es war die Legitimitätssucht, die einen Ludwig Philipp eben so unheilbar umstrickte wie einen Napoleon; Beider Geschichte und Beider Fall erklärt sich zum starken Theil aus diesem Grundzug ihrer Natur. Louis Philipp verfolgte zwei Ziele: Hochstellung des Uebergewichts der wohlhabenden Bürgerclasse über die Nation, — das begründete das straffe Ministerium Périer schon in den ersten Jahren —; das zweite, das persönliche Regiment, vor welchem die Volksvertretung auf das Zerrbild einer feilen Kammer herabschrumpfte und die Ministerverantwortlichkeit zum leeren Scheine ward, verfolgte der König auf seinen eignen Wegen und scheiterte.

Seiner Natur und Entstehung nach war das sog. Bürgerkönigthum von vornherein zum fruchtlosen Laviren zwischen den verschiedenen Parteien, zur Schwäche nach innen und außen verurtheilt. Es kämpfte fortwährend um seine Existenz, und der berechnete Orleanide war sich dessen nur allzu wohl bewußt, zu seinem Unglück, denn dieses Gefühl lähmte ihm noch vollends alle Kraft. Das politische System des juste-milieu ist unter verschiedenen Schattirungen und Namen — ob sich's nun als die Politik des Zugeständnisses und der Versöhnung, des Gehenlassens oder des Widerstandes taufe — immer eins und dasselbe. Die dem Krämerregiment angeborne Angst vor dem Volk und die kleinlichpolizeiliche Bevormundung, Spionage und Bestechung

liegen allen leitenden Staatsmännern und dem mit ihnen und wider sie um's persönliche Regiment kokettirenden Fürsten gleich sehr am Herzen.

Das Julikönigthum hat die ungebrochne Macht der napoleonischen Verwaltungsmaschinerie zu Nutz und Frommen der nackt materiellen Interessen eines industriellen Bürgerthums ausgebeutet, das weder die Fähigkeit noch die Würde zu regieren auch nur im Geringsten bewies.

Wenn jener erste Herrscher aus dem schon lang auf den Thron speculirenden Geschlecht in Person und Charakter und Regierungsweise das leibhafte Regiment der bourgeoisie vertritt, so hat er seinem Staatswesen weit über seine Zeit hinaus jenen ganz genau aus der eignen Natur genommenen Geist der eigensinnigen und eigenrichtigen Engherzigkeit im Denken und Fühlen, des Vorgehens in Schleichwegen, schlauen Ausflüchten und kleinlichen Mitteln, des Mangels an Geistes- und Willenskraft, an Charakter und Ideenhoheit aufgeprägt, der alle Kunst im Ausweichen sucht; daher jenes Schillernde und Täuschende, jenes Halbe, Zweideutige und Zweiseitige, das eben juste-milieu heißt. Es ist bürgerkönigliches Markten um Institutionen und Rechte, ein halbliberaler, ja in gewissen Ordnungen fast republikanisch schillernder und doch selbstgerecht sein wollender Monarchismus, ein Ziehen und Zerren zwischen den Systemen von Gottes und von des Volkes Gnaden, zwischen Legitimität und Volkssouveränetät, das diesen „Napoleonismus des Friedens", d. h. den personificirten Widerspruch in adjecto kennzeichnet; und es ist in Alledem — die Corruption. — Kleine Mittel, kleine Ziele und kleine Ausflüchte, ganz krämerhaft, mercantile Politik, Markten und Feilschen auch um die nationalen Freiheiten: das war die Natur des Bürgerkönigthums. Corruption war immerhin das Hauptausfluchtsmittel, Corruption mit der Unverschämtheit der zur Herrschaft heraufgeschleuderten roture und zugleich mit der Heuchelei eines überzeugungslosen Geschlechtes; es ist anwidernd, Guizot's Tugendphrasen als Commentar einer solchen Regierungsart anzuhören, und nicht besser machen sich jeweilen die parlamentaren Stylübungen der Opposition. Kein Wunder, wenn diese Redeschlachten, deren letztes Ziel doch immer nur auf einen Personenwechsel bei gleicher Leitung gerichtet war, das Volk kalt ließen; wenn diesem der Instinct verrieth, was den Gebildeten die Einsicht, daß die Theaterkünste ohne Zweck und Inhalt seien. Aber auch bedeutsamere Objecte vorausgesetzt —

das parlamentäre System hat bis heut in Frankreich keinen Boden gewonnen.

Die moralischen Schlußwirkungen des Julikönigthums und sein selbst heraufbeschwornes Schicksal liegen schlagend gezeichnet in einem Worte Lamartine's bei Anlaß der Reformbankette: „Wenn das Königthum aus einer Nation von Bürgern eine Rotte von Schacherern machen will, welche die mit dem Blut ihrer Väter eroberte Freiheit an den Meistbietenden verkaufen, dann wird es fallen; es wird fallen nicht in seinem Blute wie das von 1789, sondern in seine eigne Schlinge, und nachdem wir die Revolution der Freiheit und die Gegenrevolution des Ruhmes gehabt, werden wir die Revolution des öffentlichen Gewissens, die Revolution der Verachtung erleben". Es ist aufs Wort so gekommen. Ja Thiers selbst, einer seiner eifrigsten und interessirtesten Handlanger, ward durch seine kalt verständige Auffassung auf eine eben so scharf eintreffende Prophetie geführt. Das Résumé der moralischen Wirkungen ist dieses: Die französische Gesellschaft hatte sich vollständig zersetzt, die Geschichte der höheren Classen war zur Criminalgeschichte geworden. Die würdige Präparation zum zweiten Kaiserreich! Dieses Regiment blieb sich bis zum Schlusse gleich: über Nacht hatte es sich eingeschlichen, über Nacht trat es ab; es ist die Ausartung des monarchischen Constitutionalismus. Hatte bereits Chateaubriand aus dem Sturze der ältern Linie auf den der jüngern geschlossen, so gaben ihm die unendlichen Mißgriffe des einzigen Königs aus dieser unerwartet Recht; der Schluß auf den Sturz aller Könige, da das Königthum unmöglich geworden, war grundlose Schwarzseherei eines Poeten. Es ist von tiefer Bezeichnungskraft, daß diese Befürchtungen des treuesten Royalisten den Demokraten zu eben so ausschweifenden Hoffnungen wurden. Wie anders ist es geworden mit ihrem Traum eines Frankreich von ewiger Verjüngungs- und Zeugungskraft!

Es klingt wie ein Hohn auf Geist und Geschichte jener Zeit, wenn Guizot, dessen doctrinärer Hochmuth sich eben so hoch als der leichtfertige seines Rivalen Thiers über den bas peuple erhaben dünkte, ausrief: „Es giebt keine Classenkämpfe mehr, denn es giebt keine tief verschiedenen feindlichen Interessen mehr, was noch niemals früher auf der Welt vorgekommen ist". Welche Verblendung! Für den so überaus zahlreichen Stand der kleinen Landbauer that das Bürger-

königthum so wenig als der Napoleonismus; der Grundbesitz blieb unverhältnißmäßig belastet, und die Capitalien flossen ihm nur gegen übermäßige Zinsen zu. Seine Absatzproducte litten unter dem Prohibitivsystem, das anderseits auch die Einfuhr der Wollen- und Baumwollenwaaren verbot. — Die etwelchen Anläufe zu besserer Volksbildung fruchteten nicht: die Feindschaft des Clerus, die Mißgunst der Bourgeoisie und die uneinsichtige Trägheit der Massen verhinderten die Einführung des Schulzwanges, ohne den doch nichts Durchgreifendes geschehen kann.

Eine der folgenschwersten Erscheinungen des Jahrhunderts ist das Verhalten der Nation zum Napoleonismus: zur Restaurationszeit in absichtlicher Opposition gegen die blassen und ordinären Gestalten der Bourbons aufgestiegen, wurde er eine fern von aller Berechnung der möglichen Folgen stehende Manie, die Unterlage aller der Regierung feindlichen Parteien annehmend; die Republikaner stimmten seinen Cult an mit den eingefleischten Bonapartisten, es war ein widernatürliches Bündniß der Männer der Freiheit mit den Männern des Militärdespotismus, und Frankreich hat es theuer bezahlt. Und nochmals im Widerspruch mit dem Regimente tritt diese Erscheinung in den 30er und 40er Jahren immer lauter auf, Presse, Bühne und alle öffentlichen Agitationsmittel in Dienst nehmend.

Frankreich warf 1848 zum dritten Mal den Zunder über halb Europa hinaus. Keine diplomatische Voraussicht hätte damals ahnen können, daß sich diese selbe kraftvoll voranstürmende Nation blindlings und ohne irgend stichhaltige Garantien den neu aufgewärmten Idées napoléoniennes überliefern, daß sie zwanzig Jahre ihr Joch geduldig tragen und als Frucht jenes Verderben des äußern und innern Krieges reifen lassen würde, welches nahezu groß genug ward, um sie für mindestens zwei Generationen aus der Reihe der tonangebenden Mächte zu streichen. Allerdings war der geistige und moralische Einfluß, den sie durch die Julirevolution auch nach außen gewonnen, schon vom Jahre 1840 an stark im Abnehmen. Seit dem Juliregiment hatte man die leicht erregbare Nation mit den großen Worten getödtet: progrès social .... conquêtes industrielles .... principes humanitaires .... mouvement civilisateur! Der Neffe des Onkels ließ sie vollends marcher à la tête de la civilisation — bis Metz und Sedan!

Man übersehe nicht eine letzte oft unbeachtete Einwirkung der französischen Geschichte; mit seinen Verfassungsfragen, Wahlgesetzen und parlamentarischen Ordnungen hat dieses Land viel weiter hin und eingreifender auf andere Staaten übergewirkt als gut war. Heute braucht Frankreich, wenn es sich wieder heben will — und dazu fehlen ihm die Mittel jetzt noch nicht — ein Jahrhundert innerer Regeneration; unerbittliche Selbsterkenntniß ist das Eins und Alles, die conditio sine qua non, aber schon ihre Gewinnung wäre eine von der verzogenen Nation schwer zu erwartende moralische That.

Wie ganz anders eben diese fünfzig Jahre über die Geschichte des Nachbarlandes Deutschland; aber auch wie anders langehin jene Erniedrigung unter dem Drucke des am Wiener Congreß eingerichteten Bundestages, der in jedem Stück ein Hohn war auf die Zeit und die Gefühle der Nation, so nichtig und trostlos; dann diese strenge Selbsterziehung unter der stillen und consequenten Action des deutschen Geistes, eben so verjüngend und erhebend wie ihr Mangel in Frankreich zerstörend!

Für jene Schwächung mögen die Deutschen nur sich selbst anklagen; Deutsche waren es, voran Talleyrand's Schleppträger, der Herzog von Dalberg, welche die Pläne zu ihres Vaterlandes Kräftigung, ehe sie reif waren, auskundschafteten, verriethen und hintertrieben, so vor Allem die einen Moment planirte Rückforderung von Elsaß und Lothringen, welcher freilich wenigstens Ein kraftvoller Einheitsact hätte vorausgehen müssen.

Es war ein kurzlebiges glückliches Ideal gewesen, als zur Zeit der Befreiungskriege alle widersprechendsten Elemente sich einmüthig in dem Ziele der Freimachung vom französischen Joch einigten, womit sie im Vertrauen auf die Versprechen der Fürsten auch die Freiheit im Innern gekommen wähnten; als die positiv-gläubige und die historische Richtung zusammenstimmten mit der freiheitlich fortschreitenden, die weltlich-staatlichen mit den geistlich-kirchlichen Mächten. Aber nicht lang, und der Zauber löste sich auf: die Romantik gab ihr freiheitlich-volksthümliches, der Liberalismus gab das antifranzösisch deutschthümliche Moment vollständig auf, und beide traten in immer schärferen Kampf wider einander.

Hatte die Zerrissenheit und Zerfahrenheit deutscher Kleinstaaterei am unheilvollsten zu Napoleon's Zeit gewirkt, so sollte sie durch die

neue Staatenordnung frisch sanctionirt werden. Sie sind eine dreifache Schmach in der deutschen Herren- und Fürstengeschichte, der Macht- und Autoritätsschacher, die Bettelei und Erniedrigung, erst bei Anlaß der Entschädigungsfragen in den rheinischen Gebieten, dann wiederholt bei Begründung des Rheinbundes und der förmlichen Auflösungserklärung des Deutschen Reichs, endlich am Wiener Congreß. Die Schmach ist so groß, daß gar die so sehr aus ihr Nutzen ziehenden Franzosen sich darüber scandalisirt haben. Wenn irgendwann, so mußte in diesen Zeitläufen die Miserabilität der zerrissen rivalisirenden Kleinstaaterei einem Volke von der geistigen Kraft der Deutschen so im Innersten widerstreben, daß jene Erfahrungen ganz gewiß über ein halb Jahrhundert hin wurmend und ätzend das Verlangen nach nationaler Kraft und Einheit à tout prix, nach der gebührenden Bedeutung im europäischen Staatensystem emporgetrieben haben.

Das von Talleyrand so gut eingefädelte Spiel gegen Deutschland führte Napoleon bei der Rückkehr von Elba weiter. Wenn er durch seinen Unterhändler Caulaincourt nach Bayern melden ließ: „Diejenigen Staaten, deren Interessen die Politik Frankreichs zu allen Zeiten vertheidigen mußte, sind natürlich auch diejenigen, auf deren Rückkehr zu ihrem wahren System Seine Majestät den größten Werth legt", so ist dieses „wahre System" eben das für Deutschland unwahre und unnatürliche, das Gravitiren nach Frankreich, das Rheinbundstaatenwesen. — Es ist so bezeichnend wie viele andere Thatsachen, daß in jenem Augenblick dem Bunde gegen Frankreich Baden und Hessen-Darmstadt unter den letzten, Württemberg als allerletzter deutscher Staat beitraten, und eben so, daß Gagern dem von allen Seiten am Congreß gehätschelten Oranien, dem man das Königreich der Niederlande zurechtschnitt, schreiben durfte: die Mittelstaaten hätten ihre Contingente lieber mit dem niederländischen Heer als mit dem österreichischen oder preußischen vereinigt gesehn. — Ein deutscher Bund ohne Oesterreich und Preußen ward bis ins Jahr 1815 hinein von jenen Staaten geplant.

Eigenthümlich, wie die Diplomatie die Gedanken für Deutschlands Kraft und Einheit Stufe um Stufe herabbrachte; es wäre bei allem Unerquicklichen doch ein belehrendes Studium die sämmtlichen Entwürfe und Memoiren durchzulesen, wie sie selbst bei den Besten der Nation zusammenschrumpfen zu einem Minimum an Recht und Kraft

des Bundesganzen. Diese Haltung und die Früchte, welche die Nation davon zu kosten bekam, haben im Verlaufe den Volksgeist, wie er einmal zum Leben erwachte, zum direct umgekehrten Denkgange gebracht, zu dem immer rücksichtsloser überfluthenden Begehren nach Einheit so wie so. Genau ein halb Jahrhundert freilich brauchte der innere Geisteskampf gegen jene Verpfuschung der Nationalidee, eh' er auch nur einen erfolgreichen Ansatz zur äußern Realisirung machte. Es bedurfte Ueberlegung und Ueberwindung von der Nation, um Preußen die constitutionsfeindlichen Schritte zu verzeihen, zu denen es sich, im Schlepptau der österreichischen Erhaltungspolitik oder gar dann und wann in Befehdung der neuzeitlichen Ideen jener fast vorangehend, langehin verleiten lassen; Ueberwindung, weil der Schmerz um so bitterer sein mußte einer Macht gegenüber, die in dieser Haltung ihrer organisch auferlegten geschichtlichen Bestimmung durchaus untreu ward. Und ein zweites mußte die Nation diesem selben Preußen oder seinen Herrschern zu verzeihen sich entschließen: daß sie sich wiederholt kühl oder zaghaft zur Seite gehalten, wenn die Nation sich ihnen vertrauend ergeben wollte, um unter ihrer Führung eine Macht zu werden.

Es war am Congreß ein traurigstes Zeichen deutscher Zustände, daß Stein selbst als der einsichtigste und kräftigste Vertreter eines lebensfähigen deutschen Bundes nöthig fand zur Unterstützung seiner Ideen gegen die deutschen Fürsten den Kaiser Alexander anzurufen, und er bezeichnete bei diesem Acte die Lage richtig so, daß alle bisherigen Verhandlungen über den Bundesvertrag — es war zu Anfang November 1814 — nur dazu geführt hätten, „von seiten Bayerns und Württembergs ein System des Ehrgeizes entgegen den Fürsten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund und des Despotismus gegen ihr eignes Land ans Licht zu bringen". Souveränetät im Innern, d. h. willkürliche Machtvollkommenheit der Fürsten, welche weder durch die Rechte der Unterthanen noch durch die Anforderungen des Bundes eingeschränkt werden sollten, war das von Oesterreich entsprechend dem Geist oder Nichtgeiste seines eignen Staatsmechanismus für die Klein- und Mittelstaaten ausgegebene Losungswort. Konnte doch Württemberg, welches mit Bayern am heftigsten gegen jede Beschränkung seiner Souveränetät von Bundes wegen protestirte, nicht durch die Erklärung des Kaisers Alexander, daß er jede Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands als

vertragswidrig zurückweisen werde, von dem unheilvollen Schritt abgebracht werden, jene Schutzmacht der Rheinbundfürsten für deren faule Souveränetät aufzurufen! Und dasselbe Württemberg wollte von Unterthanenrechten gar nicht reden hören und setzte dem Bunde das schmale Ziel der Sicherheit nach außen, da derselbe ja nicht die Absicht haben könne, aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Württembergern und Preußen, „so zu sagen eine Nation" schaffen zu wollen. Im Uebrigen war es der hannöversche Vertreter Gagern, der sich zu gleichem Zwecke zuerst der französischen Diplomatie anschloß, am lautesten gegen die preußischen Pläne declamirte und darin den bayrischen Politikaster Wrede am lärmendsten unterstützte und spornte. — Auch die in diesen Kreisen nach historischer Reminiscenz auftretende Idee von „Kaiser und Reich" war eine sehr verblaßte, welche das Oberhaupt des „Staatenbundes" ohne jedwede reelle Macht ließ, indem es ihm in ganz unbestimmter Fassung zuwies „die Initiative, die Hoheit, den obersten Kriegsbefehl, das Protectorat zu erlaubten Dingen, die Nationalvertretung, die unmittelbare Hemmung entstehender Uebel vermöge Amts und Berufs, die Abhaltung von anderen gefährlichen Associationen". Gedanken an eine Art schwacher Vertretung des Volkes tauchten einzig in den Köpfen einiger preußischer Staatsmänner auf, wurden aber auch in dieser mildesten Form als jacobinisch sofort von allen Seiten, Oesterreich voran, verworfen. Es ist denn auch von dem ursprünglichen Stein-Hardenberg'schen Entwurf geradezu Nichts zur Ausführung gekommen. Die Tyrannei aber im Innern eben der Staaten, die am Congreß am lautesten nach Freiheit und Unabhängigkeit schrieen, kam schon in Wien wiederholt zur Sprache, ja von einer Seite mußte gar das schandbare Ausheben der Unterthanen für fremden Kriegsdienst strafend erwähnt werden! — Drastisch genug zeichnet Scherr das Bewußtsein von einem deutschen Vaterland und die Thatkraft dafür, wie sie sich noch im Befreiungskriege von 1813 in den süddeutschen Völkerschaften kundgaben. „Im Schwabenlande war der tapferste Streich, welcher für die deutsche Sache gethan wurde, dieser, daß ein — wohlverstanden nach dem Beitritte Friedrichs des Dicken zur widernapoleonischen Allianz — im Local des Stuttgarter Lesevereins angeschlagener obrigkeitlicher Befehl ‚nicht über Politik zu reden', herabgerissen ward und zwar — hört! hört! — ungestraft." Eben so sprechend ist die Nachfügung: „Als der würtembergische Tyrann erfuhr,

der Bedrücker Deutschlands habe bei Hanau den kleinen Feldherrn und großen Politikverderber Wrede überrannt, setzte er sich mit seinen Lieblingen zur Tafel und brachte unter Trompetenschall ein Hoch aus auf den großen Despoten, dessen Knecht und Affe er selber war, den empereur et roi". Ein gleichdeutliches Omen für die Zerfahrenheit in deutschen Dingen ist es, wenn wir am Congreß einen deutschen Staatsmann von Rang so sehr die Interessen seines Vaterlandes denen Hollands, des „Schooßkindes der Mächte", nachsetzen sehen, daß gar der gewiß nicht deutsche Metternich über Batavismus klagen mußte.

Es war ein schweres Unglück, daß Oesterreichs, Preußens und der norddeutschen Staaten volksfeindliche Haltung dahin führte, den Strebungen der süd- und mitteldeutschen Klein- und Mittelstaaten für möglichst ungeschwächte Beibehaltung der Einzelsouveränetät die Sanction eines liberalen Gepräges zu geben und umgekehrt die z. B. in den Wiener Ministerialconferenzen versuchte Annäherung an wirklich kräftige Bundeseinheit vor der öffentlichen Meinung von ganz Deutschland mit dem Makel reactionärer Knechtung unter das nun zusammenstimmende System jener zwei Großstaaten zu beflecken. Daher gar jener mit Geist verfochtene Gedanke des Ausschlusses von Preußen und Oesterreich zugleich, damit der Bund sich frei fortschrittlich consolidiren könnte! Welcher Abstand von der neuesten Gestaltung der deutschen Dinge! So stoßen wir in der Restaurationszeit auf eine doppelseitige Spaltung: Abgesehen von dem Auseinanderfallen in die einzelstaatlichen Interessen begegnet uns, statt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutsch hätte werden sollen, nach dem Wort eines badischen Staatsmannes die Spaltung in eine neumodische Hälfte und eine altmodische, die sich nicht mehr verstanden und sich gegenseitig abstießen — französische und deutsche Hälfte, Süd und Nord. Nach freierer Gestaltung im Innern hatte der Süden, angeregter, beweglicher und fremden Einflüssen leichter zugänglich, bis um die Mitte des Jahrhunderts entschieden den Vorsprung; da setzte der Norden ein, zäher, langsamer, aber gereifter, ernster und nachhaltiger, und begann eine Bewegung, welche selbst nach jener Richtung den Süden bereits überholt hat, was wenigstens die freie Entfaltung in allen materiellen Gesellschaftsgrundlagen betrifft.

Der Bundestag hat sich in allen fortschrittlichen Fragen (Verkehrs- und Rechtswesen) dem ausgeprägten Schlendrian überlassen, an die

Zukunft verweisend, der es vorbehalten sein möge die einzelnen Glieder über gemeinsame Grundsätze zu einigen, und vor lauter Erklärungen, die er „zur Sammlung genommen", ist er nie zu einem Entschluß oder Beschluß gekommen, außer wo es Verfolgung unliebsamer freisinniger Meinungen galt. Im Verlauf ward er immer thatloser und verächtlicher. Die für das Publicum bestimmte, schon 1824 beschnittene Quartausgabe der Bundesprotocolle ging 1828 „aus Mangel an Stoff" ganz ein. Wie hätte eine solche deutsche Politik gar Zeit gefunden Etwas zu thun für die in der Bundesacte versprochene „bürgerliche Verbesserung" in der Rechtslage der Juden! Das Bundesleben, noch bis 1820 wenigstens dann und wann etwelche Regung zeigend, ist in den 20er Jahren von der armseligsten Nichtigkeit und hat auch dasjenige der Einzelstaaten mit der trostlosesten Erschlaffung geschlagen. Der Traum des österreichischen Staatskanzlers von der absoluten politischen Trägheit war da wirklich Wahrheit geworden, und in dieser Bewegungslosigkeit hatten sich gar die Differenzen der Nord- und Südstaaten zu verwischen begonnen. Eine nette Art Bundeswirksamkeit, von der selbst ein Graf Münster und schon 1826 dem Fürsten Metternich schreiben zu sollen glaubte: „Was würde die Folge der Verachtung sein, welche dieser Gang der Dinge gegen eine Verfassung erregt hat, von der die Stabilität der politischen Organisation Deutschlands abhängen soll, wenn jemals die gegenwärtige Ordnung der Dinge von einem Umsturz bedroht werden sollte? ... Ob wohl für ein solches Staatswesen die Volkshülfe wieder einstehen würde, die einstmals gegen Frankreich so wirksam war, und *wofür* man denn eigentlich den unermeßlichen Vortheil der öffentlichen Meinung preisgegeben habe?" Von der selbst Niebuhr, welcher doch gewiß sicher war vor übertrieben liberalen Sympathien, meinte: aus diesen Zuständen müsse ein Leben ohne Liebe, ohne Freude, ohne Patriotismus, voll Groll zwischen Regierungen und Unterthanen herauswachsen. Eingeimpft war diese Stagnation seit den Karlsbader Beschlüssen. Jene Jahre zeichnet Anton Springer mit unvergleichlicher Ironie: „Es kam die schöne, den kleinen und kleinsten deutschen Diplomaten unvergeßliche Zeit, wo Fürst Metternich alljährlich auf Johannisberg die Huldigungen der deutschen Herrscher und Minister ‚leutselig' einsammelte, wo Couriere mit Pasteten und anderen Leckerbissen sich jagten, das profane Volk die Nähe großer Ereignisse wahr-

sagte, Metternich mit seinen Gästen die Nassauer Weine im Ebersbacher Keller probirte, die Sontag singen ließ oder bei Mayer-Anselm Rothschild in Frankfurt dinirte — die Attachés wurden zum Dessert zugelassen —, die Zeitungen von wichtigen Berathungen berichteten und die deutschen Staatsmänner geheimnißvoll erzählten, daß auch sie auf Schloß Johannisberg sich aufgehalten hätten". Glückliche Zeit, Glückliches Deutschland! Diese Bundesmisere ließ sich selbst durch die Julirevolution wenig anfechten. Noch in der Mitte der 30er neben der alten Lahmheit am Bundestag der alte Knechtungsstyl! Den deutschen Volksstämmen, die von revolutionärem Trieb auch gar Nichts an sich hatten, mußte Idee und Neigung dazu erst durch den Druck und die Nichtigkeit des Gesammtstaatslebens, die sich in so manchem Einzelstaat getreu repetirten, förmlich beigebracht und von ihnen zunächst innerlich verarbeitet werden. Uebrigens war der Bundestag allen den aus der Julirevolution nach deutschen Ländern herüberspringenden Bewegungen gegenüber vollständig lahmgelegt und ohnmächtig zusehend, während man doch seit den 20er Jahren sein österreichisches Beharrungsprincip erst vollkommen gefestet meinte. Was war da aus der Wiener Schlußacte geworden! Es ist, als ob die Furcht des bösen Gewissens damals jene Politik der Rathlosigkeit und der Zugeständnisse regierte. Die guten Deutschen aber ließen mit gepriesener Geduld die Dinge über sich ergehen. In Ermangelung einer kräftigen That war es mindestens ein kräftiger Witz, wenn sie ihren im Dunkeln tappenden Bundestag die „Bundesnacht" und den Herrn v. Metternich den „Fürsten der Mitternacht" betitelten.

Wie verhielten sich zu diesem Bundesleben die beiden deutschen Großstaaten? Nach Stein's ursprünglich kräftiger Idee galt ihm Preußen und Deutschland unzertrennlich. Oesterreich war damals wie immer undeutsch und volksfeindlich. Aber der Gang der Dinge rief einer Erscheinung von intensivstem Interesse, die erst durch die neuesten Geschichtsvorgänge ihre rechte praktische Bedeutung gewonnen hat; es ist jenes rivalisirende Gegenstreben von Preußen und Oesterreich, wonach dieses auf die unveränderte Erhaltung des schon in der Geburt zur Nichtigkeit verurtheilten Bundeswesens, jenes allmälig immer bewußter und systematischer auf dessen Auseinanderwerfen, natürlich mit dem Ziel einer ganz anders gestalteten Neubildung unter seiner Hegemonie, lossteuerte. Daß auf dieser Seite

neben allen andern Vorzügen wenigstens mit der reifenden Zeit mehr Gewähr für freies Verfassungsleben gegeben ist, liegt nolens volens in Begriff und Wesen der auf die fortschreitende Allgemeinbildung mehr als irgend eine andere gestellten protestantischen Großmacht.

Die deutschen Repräsentativverfassungen, auch wo sie am wenigsten verkümmert zur Welt kamen, haben bei Weitem nicht gehalten und für den freiheitlichen Fortschritt lange nicht gethan, was die einzelnen Volksstämme von ihnen erwarteten, — ein neuer Beweis für den alten Erfahrungssatz, daß mit den Formen wenig gethan ist, wenn die Menschen fehlen, um jenen Geist und Leben einzuhauchen. Zumeist waren sie nicht einem redlichen Willen der Regierenden entsprungen. Rivalität der Kleinstaaten unter sich und gegen die großen und Furcht vor dem Bundestage brachten die einzelnen Regierungen dazu jeweilen so viel von constitutionellen Rechten zu gewähren, als sie nothwendig erachteten, um ihr Völkchen an sich zu halten und zu beschäftigen und den Gedanken an nationale Einheit möglichst zu entfremden. Die parlamentarischen Kämpfe in den Duodezstäätchen waren zumeist Nichts weniger als erbaulich, verliefen in Nörgeleien und Kleinlichkeitenkram, wobei das Ende vom Liede denn doch gewöhnlich der Sieg des Beamtenthums und der Cabinette war, weil auf dieser Seite die Sachkundigen und Fachmänner saßen. Die Formen waren und blieben klein, verknorzt, geistlos. Da aber nicht minder geistlos, nur noch willkürlich gewaltsamer, fast durchweg freiheitsfeindlich der Bundestag eingriff, begreift sich leicht, wie die Liberalen von einer solchen Staatseinheit Nichts wissen wollten; leicht, wie jene kleinstaatlichen Verfassungen eine Stütze des Particularismus wurden, was zu vermeiden war, wenn der Bund und die Großstaaten ihrer Pflicht nachkamen und die Führerschaft im Geiste der Zeit übernahmen.

Die Staaten und Stäätchen am Rhein, voran die geistlichen Gebiete an der Pfaffenstraße sind diejenigen Körper, welche schon 1792 beim ersten Ueberschreiten der französischen Revolutionstruppen auf deutschen Boden das Beispiel wahrhaft unerhörter Selbstwegwerfung gegeben hatten, als alle die Machthaber auf einem Gebiete von 8 Millionen Einwohnern vor 18,000 Franzosen zitterten und flohen und ein eben so tüchtiges wie loyales Volk durch politisches Mißregiment dazu brachten, daß es sich nicht regte oder gar die nationalen Feinde wie Retter jubelnd empfing. Das waren zum Theil

die späteren Rheinbundstaaten, welche damals die größte Schmach auf sich und hernach den härtesten Schaden auf das Gesammtvaterland luden.

Interessant, wie der von Napoleon als Trugbild an Preußen hingeworfene Gedanke eines norddeutsch-preußischen Bundes mit der Mainlinie als Grenze unter dem ersten Thronnachfolger seiner Dynastie sich durchsetzen sollte, und als bloßes Uebergangsstadium zu Weiterem!

Die Julirevolution war's, die den zuvor entschlafenen Gedanken der deutschen Einheit und das Vertrauen auf Preußen, das sich doch bis dahin sehr wenig um Deutschland verdient gemacht hatte, neu erweckte. Auch in Preußen selbst scheint man nach der Denkschrift eines der Minister den Gedanken aufgegriffen zu haben; daher das nächste ins Auge gefaßte Ziel: Auflösung des schlechten Bundes, Platz machen für Besseres! In ganz kurzer Zeit sollten dann diese Hoffnungen auf Preußen nochmals zu Schanden werden. Durch eben jene Erschütterung ward ferner in Etwas der Spalt zwischen nord- und süddeutschem Staatsleben, da bis dahin der Norden den immerhin freieren Repräsentativverfassungen des Südens ganz ferngeblieben war, etwas überbrückt — ein Vorschritt zur nationalen Zusammengehörigkeit.

In den 40er Jahren galt der Kampf auch wesentlich dem praktischen Recht, dem Verlangen nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und es ist neben der Preßfreiheit die wichtigste Errungenschaft der 48er Revolution, daß in allen deutschen Staaten mit alleiniger Ausnahme Oesterreichs das Schwurgericht eingeführt ward.

Im Unterrichts- und Erziehungswesen stellte sich Deutschland — wir nehmen Oesterreich aus! — von jeher ganz anders als Frankreich oder England, und weitaus besser. Trotzdem daß die allgemeine Leitung in die Hände des Staates gegeben war, blieb den verschiedenen Erziehungsinstitutionen immer noch freiere Thätigkeit als in Frankreich, ohne daß der Staat zum bloßen Gehenlassen wie in England herabfiel. Charakter, Geschichte und selbst die Spaltung in eine Reihe unabhängiger Staaten bewahrten vor der allzu schroffen Centralisation, und zur Entfaltung größerer Individualität trug ganz besonders die Zahl der unabhängigen Universitäten mit ihren Sonderrechten bei. Jedoch dehnte sich im Laufe des Jahrhunderts das Princip der staatlichen Leitung weiter aus, sich richtend auf größere Einheit und

Harmonie in der Einrichtung der verschiedenen Institute und Unterrichtsstufen.

Welche Entwickelung nahmen die beiden dem deutschen Bunde verflochtenen Großmächte, die ihrer Bestimmung nach absolut deutsche — Preußen, und die nach Composition und althergebrachter Haltung nicht einmal halbdeutsche — Oesterreich?

Oesterreich ist trotz vorübergehender Kraftanstrengungen, wie sie z. B. der Kampf gegen die napoleonische Unterdrückung erzwang, nie bleibend über das politische System der mechanischen Bornirtheit herausgekommen, das der Verfasser der berühmten „Lebensbilder" drastisch schildert als „die Schulknabenverantwortlichkeit, die Oekonomiecommissionen, die uns zu Grunde richten, die Verpflegungsdepartements, die uns aushungern, die Buchhaltung, die sich immer irrt, die Controlen, wer am wenigsten stiehlt, der Kriegsrath, der nie einen Rath giebt, die Büreauherrschaft, die uns zu Boden drückt". Dieser geistverlassene Großstaat ist dem unausweichlichen Verfalle bestimmt, er wird sich in seine widerstrebenden Provinzen auflösen.

Bereits mit dem Anfang des Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Franz treffen wir den Staat in den Fesseln jener Polizeibevormundung, welche das Aufkommen jeder individuellen Kraft und autonomen Thätigkeit absichtlich erstickt hat: Absperrung, Ueberwachung, Reglementiren und Administriren ohne Ende, Unterordnung der schlechten Schulanstalten unter einen Clerus von naiver Unschuld des Wissens, Wiederherstellung der privilegirten geistlichen Jurisdiction und der Censur als eines Zweiges der Polizei u. s. w. Ja wenn wir Pantalons und dicke Halsbinden als die Kleidungsstücke von Revolutionären angefeindet finden, ist das nicht das Vorspiel zu dem späteren deutschen Bundestag lächerlich verhaßten Angedenkens, der die Bänder und Mützen verdammt! Halbchinesische Absperrung; blieb ja fortwährend der Besuch ausländischer Universitäten bei Geldstrafe verboten (seit 1830 einzig für die ungarisch-siebenbürgischen protestantischen Theologen Bewilligung)!

Im Uebrigen betritt die Regierungspolitik mit diesem Jahrhundert keineswegs eine neue Bahn, und auch die Niederlegung der deutschen, die Annahme der österreichischen Kaiserkrone zeigt uns das habsburgische Haus in den alten, immer undeutsch gewesenen Strebungen;

wir haben, wie man das kurz und gut gesagt hat, das **alte** Oesterreich vor uns. Das undeutsche Wesen entpuppt sich schon in den Coalitionskriegen.

Aber noch schlimmer! Der Oesterreicher hatte niemals ein eigentliches Vaterland; die Verschiedenheit der Sprachen und der nicht blos gegen einander gleichgültigen, sondern gar feindlichen Stämme von eben so ungleichartiger Civilisationsstufe konnte trotz aller aufgepfropften Loyalität nicht aufgewogen werden durch das einzige einheitliche Band, die Dynastie; es giebt nicht eine Geschichte Oesterreichs, sondern nur eine Geschichte der Politik des habsburgischen Kaiserhauses. In dem Grade nun, als die geistarmen Fürsten dieses Hauses sich unfähig und schlecht gewillt erwiesen das Glück ihrer Völker zu machen und als, was freilich erst im Laufe des Jahrhunderts geschah, ein wenn auch noch so schwacher Funke politischen Rechtsbewußtseins trotz aller versuchten Abschließung seinen Weg in die Köpfe der Gebildeten fand, da riß vollends dieses einzige zusammenhaltende Band. Daher der mit zweifelloser Gewalt näherstürmende Drang zur Auflösung nach den Nationalitäten und Stammtypen, welcher das lockere Staatsgebäude erfaßt hat — ein individualisirendes Auseinanderstreben, in welchem längst das unbändige Ungarvolk den andern vorangestürmt ist. Der Proceß ist das directe Gegenstück zu demjenigen, den Italien und in neuesten Tagen auch Deutschland vollzogen haben, an welche zwei zur compacten Einheit sich formenden Nationalitätsgebilde Oesterreich auch wirklich die organisch ihnen zustrebenden Gebiete abzugeben bestimmt ist. Hier also vom Volksgeist und gegen die Territorialregierungen Einigung des künstlich Getrennten, dort von den einzelnen Stämmen aus gegen die von der Regierung versuchten Verschmelzungspläne Ablösung des äußerlich Zusammengetriebenen.

Wir schließen also: Das österreichische Staatenconglomerat absolut unorganischer Natur muß und wird sich zersetzen; das ist einfach eine Frage der Zeit. Der einzige Bestandtheil, der sich als Culturträger betrachten kann, das deutsche Element, wird mit unabweisbarer Gewalt seinem natürlichen Centrum zustreben, was so lange nicht möglich war, als Deutschland selbst in sich die politische Ohnmacht und Zerrissenheit darstellte. Die als Residuum bleibenden slavischen und magyarischen Elemente werden sich eben so wenig vertragen. Alle modernen Versuche, einem österreichischen Kaiserstaat

bewußtes und wirksames Gesammtleben zu verleihen, sind gescheitert. Einheit stellt sich hier höchstens dar unter dem Bild absoluter Erstarrung aller Volkskörper, einer Erstarrung Metternich'schen Andenkens. — Der früher öfters ausgesprochene Glaube an die Unentbehrlichkeit des in seinem überkommenen Bestande verharrenden Kaiserstaates für das europäische Staatenconcert hat in unserem Jahrhundert die empfindlichsten Schläge erhalten und ist in immer weiteren Kreisen als Aberglaube aufgegeben worden, der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit jenes Bestandes weichend. — Man hat neuestens gemeint, infolge der 1866er Schläge sei Oesterreich auf eine freiheitlich-fortschrittliche Bahn geführt worden, welche allgemach den Ultramontanismus austreibe und der selbständigen Entwicklung seiner Völkerschaften Raum biete. Wir glauben nicht daran; verfehlte Experimente hat die Welt an Oesterreich schon genug erlebt.

So sind auch Glück und Gunst verschwendet, von denen Oesterreich einem sprichwörtlichen Erfahrungssatze gemäß bis in die neueste Zeit getragen ward. Ging es ja noch aus dem Wiener Congreß nicht blos mit einer directen Gebietserweiterung hervor, sondern mit mehr besagenden Vorzügen nach militärisch-commerciell eingreifender Abrundung. Wie ungünstig stellte sich hierin Preußen! All' jene Vorzüge haben dem geistverlassenen Staatskörper Nichts gefruchtet, weil seine Führer sie nicht auszunutzen verstanden oder ob der Verfolgung unfruchtbarer Zwecke sich nicht darum mühten.

Die Haltung zu Deutschland. Schon in dem Befreiungskriege von 1813 spielt Oesterreich nicht blos eine undeutsche, sondern auch eine freiheitsfeindliche Rolle, die sich natürlich am Wiener Congreß noch verschlimmerte. Davon war auch in Bälde das Bewußtsein des österreichischen Volkes durchdrungen, das sich sehr wenig auf jene Mitwirkung stützte und es unwillkürlich empfand, daß Oesterreich eigentlich nur mit seiner Diplomatie dabei gewesen und diese ein schlechtes Spiel getrieben habe. Das Mißtrauen gegen die Folgen einer Erhebung, der nach den preußischen Proclamationen der Charakter einer Volksthat gegeben werden sollte, spricht am deutlichsten aus den Tagebüchern von Gentz, dem der Geist, welcher den Befreiungskrieg einem Freiheitskrieg nicht unähnlich machte, ernste Besorgnisse über die Zukunft erweckte; sah er ja im Hintergrunde bereits wieder sein ewiges Schreckgespenst lauern, die Revolution! Seine

Worte geben aber überhaupt die Auffassung der österreichischen Diplomaten und Staatsmänner wieder. Es war absichtliche Regierungspolitik, die diesen Großstaat mehr und mehr dem deutschen Wesen entfremdete. Eine wirklich deutsche Strebung verfocht Oesterreich zum letzten Mal im Kriege des Jahres Neun, und dessen unglückseliger Ausgang hat noch vollends das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aufgelöst und die Kräfte auf beiden Seiten verleitet nach verschiedenen Richtungen aus einander zu streben. Merkwürdig, wie schnell die Wandlung sich vollzog. Während in jenem Jahre sogar die einsichtigsten preußischen Staatsmänner, Stein selbst, den Willen und die Kraft zur Rettung für Deutschland von dem muthig aufstrebenden Geist in Oesterreich erwarteten, das niedergeschmetterte Preußen dagegen in Schlaffheit, Selbstsucht und Gewöhnung an entehrenden Druck versunken fanden, kehrte sich nach Jahren, nach Monaten das Urtheil vollständig um, und mit Recht gewöhnte sich das deutsche Volk daran Nichts mehr von Oesterreich zu erwarten, dasselbe einfach zu ignoriren. — Die österreichischen Diplomaten am Wiener Congreß, Metternich voran, faßten und behandelten die deutsche Frage von vornherein rein äußerlich aus dem Gesichtspunkte der Macht und des Einflusses, den Oesterreich ohne Gegenleistung auf die Klein- und Mittelstaaten und in retrogradem Sinn auf die Bundesverhältnisse gewinnen könne. Sie hatten dabei insofern das thatsächliche Verhältniß für sich, als die deutsch-österreichische Bevölkerung bis in die 40er Jahre hinein keinen ausgesprochenen Zug zum specifisch deutschen Volksthum zeigte und erst nachträglich, da in den übrigen Volksstämmen das Einheitsverlangen großgewachsen war, nachgerissen werden mußte. Auch nach der Seite wirkten die österreichischen Einflüsse lähmend. Das „Reich" war in dem Lande, dessen Dynastie ihm doch so lange die Häupter geliefert hatte, am raschesten und gründlichsten vergessen. — Und noch früher: Die kopflose und ohnehin durch die unauslöschliche rivalisirende Feindschaft der zwei Mächte, die sich, beide gleich unbekümmert um das Wohl des Reiches, exact in die Schuld theilen mögen, von vornherein um jeden Erfolg gebrachte österreichisch-preußische Kriegführung gegen die neu erweckte ächt nationale Macht der Franzosen, — ein deutscher Reichskrieg ohne ein Deutschland! Thun wir das Kapitelchen mit einer Anecdote ab: Als 1801 der General Bellegarde der österreichischen Erzherzogin Marie Elisabeth, einer maliciösen alten Jungfer,

die aber Geist hatte, zu Innsbruck seine Aufwartung machte mit der Erklärung, daß er den Oberbefehl an der Etsch übernommen habe, entgegnete die Angeredete kurz angebunden: „So, so, wird Er's Commando hoben, so will ich sogen, daß gleich einpacken thun".

Die innere Politik, wie sie bis auf die 48er Stürme festgehalten ward, zeichnet sich in folgenden genialen Worten des Kaisers Franz, der seine Völker erziehen zu können meinte, wie die Laibacher Professoren, denen die Apostrophe galt, ihre Jungen schulen sollten: „Halten Sie sich an das Alte, denn dieses ist gut, und unsere Vorfahren haben sich dabei gut befunden; warum sollten wir es nicht? Es sind jetzt neue Ideen im Schwung, die ich nie billigen kann, nie billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten sie sich an das Positive, denn ich brauche keine Gelehrten, sondern brave Bürger". — Das ist leibhaftig jener zugeknöpfte Staatsmechanismus, den wir nach den Worten Steins, dessen österreichische Hoffnungen rasch abgekühlt waren, schon von 1810 her kennen. Grundprincip der österreichischen Restaurationspolitik war überhaupt die Trägheit, Börsen- und Hofnachrichten das Einzige, was die Zeitungen Jahrzehnte hindurch zu berichten fanden, weil eben Nichts gethan wurde. Das von einem „Hofrathe" regierte Reich verfiel dem reinen Mechanismus.

Oesterreich auf der Höhe seiner reactionären Dictatur in den 20er Jahren stand wie folgt: die Finanzen wie gewohnt erschöpft, das Militär trotz der verderblichen Höhe des Militäretats, auf den freilich die ungeheuren Kosten des Polizeidienstes geschlagen wurden, unglaublich verwahrlost. Es war ein fein ausgesonnener Zwang im Geiste der Geschichte, daß derselbe Metternich, der durch seine faulen Diplomatenkünste sich eben auf der Höhe seiner Triumphe glaubte und schon nach den ersten Jahren meinte: es gehe mit dem griechischen Aufstand zu Ende d. h. zur Vernichtung der Rebellen, hernach gezwungen ward, sein als unverbrüchliches Dogma gepredigtes Legitimitätssystem aufzugeben und sogar zuerst die Emancipation und Unabhängigkeit Griechenlands vorzuschlagen. Wenn damals nach gesättigter Erfahrung von allen Treulosigkeiten und Winkelzügen, Beschränktheiten und Gemeinheiten der Metternich'schen Machenschaften, die schließlich alle sich selber schlagen sollten, der große englische Minister Canning zu der kurz abgebundenen Erklärung kam, dieser Metternich sei der größte Schuft und Lügner des Continentes, so wird es wohl dem einfachen Histo-

riker auch gestattet sein, dieses verdammte System des Pseudo-Conservatismus, das über den ganzen Continent hin Nichts als das völlig Verfaulte zu conserviren sich abmühte, dem ingrimmigen Haß und der bitteren Verachtung der Geschichte inständig zu empfehlen.

Man kann beiläufig an der innern Geschichte dieses Staates noch ein besonderes Moment studiren: die Fruchtlosigkeit altständischen Lebens und Treibens, das sich in allen Provinzen, einzig Ungarn ausgenommen, und dieses nur in Zeiten der kräftig zweckbewußten Ermannung, in fruchtlosen Protestationen und Zänkereien mit der Regierung oder in gedankenlosem Jasagen auflöste.

Nach außen ist jenes Oesterreich immer die Hauptstütze des fluchwürdigen Interventionsprincips, der Büttel der Nationen gewesen.

Der Geist der Verwaltung ließe sich schon aus den barbarischen Sprachformen und Sprachschnitzern erklären, deren sich die verschiedenen Hof- und Staatsstellen, die kaiserlichen Erlasse und die Rescripte zur Einberufung der Landtage zu bedienen geruhten. In der That macht sich's urkomisch, in einem „Intelligenzblatt" aus dem Jahre 1819 das mittelalterlich-patriarchalische Kanzleideutsch zu lesen, welches den mährischen Landtag zusammenrief: „Wir Franz I. entbieten allen und jeden unserer Getreuen vom Prälaten-, Herren-, Ritter- und Bürgerstande Unsre kaiserliche Gnade und alles Gute und geben denselben gnädigst zu erkennen, was gestalten Wir aus erheblichen die allgemeine Wohlfahrt angehenden Ursachen einen neuen Landtag ausschreiben zu lassen bewogen wurden. Damit nun sothaner Landtag den gebührenden Fortgang zu den erwünschten Aufnahmen sowol kurzgedachten Unseres Marggrafenthums Mähren als auch des allgemeinen Wesens Besten gewinnen und den abzielenden Zweck und Endschaft erreichen mögen: Als gebieten Wir Unseren treu gehorsamsten Ständen sammt und sonders, gnädigst und festiglich" u. s. w. u. s. w. Diese antiquarische Barbarei in den Formen hat für den Staat des quietistischen Conservatismus, der nur durch Formen regiert und verwaltet wurde, mehr als blos formale Bedeutung. Sie paßt zur Volkserziehung.

Sprechender noch als aus dem Wust und Styl der Regierungserlasse ließe sich die Geschichte des alten Oesterreich ableiten aus den geltenden Studienplänen und Unterrichtsanstalten. Von unten bis oben ein Unterricht, der eines civilisirten Staates der Neuzeit absolut unwürdig ist, dem systematischen Verkommen überlassen, wie das der Geistes-

absperrung paßte. Das Schulwesen war und blieb unsäglich schlecht, am triftigsten gezeichnet durch die Erklärung, daß derjenige, welcher eine rechte Bildung gewinnen wolle, vor Allem wieder vergessen müsse, was er in den Schulen gelernt habe. Die Verdammung und Verdummung trifft alle Stufen, von der untersten Volksschulclasse bis zur Universität. Außer dem absichtlich gepflegten Obscurantismus trug dazu auch das Knorzersystem bei, das z. B. die meisten Gymnasien den geistlichen Orden überlieferte, weil sie's am billigsten machten. Und wie!

Verwaltungsmechanismus, Volksbildungsstand und Finanzen — ein nettes Trio! Auch aus der Finanzgeschichte, ja aus der bloßen Geschichte der financiellen Nöthen und Wirren und Heilsversuche ließe sich das ganze neuzeitliche Geschick dieses Landes abstrahiren; jedoch legt sich darin am schärfsten die armselige Geistlosigkeit der Staatsverwaltung bloß. Ihr Verhalten in volkswirthschaftlichen Dingen beweist, wie wenig die Regierung, die doch einen einheitlichen Kaiserstaat unter sich haben wollte, ihr Interesse verstand. Alle Fragen dieser Art so wie überhaupt die ganze sociale Stellung der einzelnen Volkskörper wurden eben auch aus dem bornirten Polizeistandpunkt angesehen und blieben wie alles Uebrige im Argen liegen. Daher die Absperrung der einzelnen Provinzialbevölkerungen, weil sie die alte dumpfe Luft am besten zu verbürgen schien und mit dem regierungsgemäßen System der Trägheit am meisten stimmte. Daher das Stehenbleiben bei den acht verschiedenen Grundsteuersystemen, den mannigfachen inneren Zolllinien; daher die Zollordnung im Geiste strengster Prohibition, welche den schwunghaftesten Schmuggel großzog und die Preise der unentbehrlichsten Producte auf eine unerschwingliche Höhe trieb, ohne doch die Industriezweige, die man künstlich zu schützen meinte, irgendwie zu heben. Im Gegentheil, die wesentlichsten Industriezweige, darunter eben so wohl solche alt einheimischer Natur als die während der Continentalsperre künstlich emporgetriebenen, verfielen zu der Zeit, da die Regierung für alle Klagen nur Ein unfehlbares Arcanum bereit hatte — Einfuhrverbote. So geschah's der Leinwand-, der Wollen-, der Glas-, der Papierfabrikation, den Kattunmanufacturen, der Iglauer Tuchmacherzunft u. s. w. Wie übrigens trotz aller Censur und aller auf den geistigen wie auf den materiellen Producten lastenden Einfuhrverbote im Lande selbst die Regierungsweise der Verdummung und Erschlaffung beurtheilt wurde, dafür liegen Dutzende von Beweisen vor; man braucht nicht einmal zu der ironischen Lob-

rede jener ungarischen Comitatsdeputation zu greifen, welche sagt: „Zu den zahlreichen Beweisen der Gerechtigkeit und Fürsorge, womit unser König die Hingebung und die Opfer der Völker erwidert, zählen wir auch die Vorschriften für die Erhaltung ihres moralischen Wohlbefindens, ihr Fernhalten von der zügellosen Denkweise des Jahrhunderts. Denn der Geist der meisten Zeitungen des Jahrhunderts ist ein Lügengeist geworden" u. s. w. Noch in der neuesten Zeit haben oppositionelle Stimmen schneidend scharf, aber nicht unwahr den Einfluß des ererbten Mechanismus im Leben und Denken der Nation auf die volkswirthschaftlichen Zustände also geschildert: Ein Volk, das auf die Dauer nie weiß, ob es constitutionell oder absolut, ob es geistlich oder weltlich, fiskalisch oder volkswirthschaftlich, freihändlerisch oder schutzzöllnerisch, centralistisch, dualistisch oder föderalistisch, österreichisch oder ungarisch, deutsch oder czechisch, monarchisch, aristokratisch oder gar oligarchisch regiert wird; das den Werth seines Besitzes täglich schwinden, seine industrielle und mercantile Existenz täglich von Rücksichten auf Fremde, die sich nie fruchtbar erwiesen, in Frage gestellt sieht, — ein solches Volk verliert Kraft und Vertrauen zur nationalen Production; seine Hände und sein Herz werden unsicher, und ihm schwindet endlich Beides: Geist und Muth!

Das wirthschaftliche Mißregiment führte schon im März 1811 zu jenem durch das Finanzpatent des Grafen Wallis eingegangenen Staatsbankerott, von dessen Schrecken sich die späteren Geschlechter kaum eine Vorstellung machen konnten. Dem chronischen Uebel der jährlichen Deficite seit 1782 hat bis heute keine Finanzautorität zu wehren verstanden, und eben so wenig haben die selbst wieder verderblich wirkenden Gewaltanstrengungen gefruchtet, das Land von der trüglichen Papiergeldwirthschaft rein zu machen. Kaum war jener ungeheure Schlag — Reduction der Bancozettel auf 1/5 des Nennwerthes (1,060,798,753 auf 212,159,750 Gulden) — überwunden, so wurde das schmerzliche Opfer dadurch unnütz, daß die Regierung schon im zweiten Jahre darauf den alten Weg wieder betrat — Anticipationsscheine um 45 Millionen, bis 1816 heimlich auf ca. 426½ Mill. vermehrt. Allgemein war allen kaiserlichen Verheißungen entgegen 1816 die Summe des umlaufenden Papiergeldes bereits wieder auf's Dreifache des Jahres 1811 (nahezu 636 Mill.) angestiegen. Es wäre eine an schweren Lehren reiche, aber trostlose Aufgabe, nachzuweisen,

welch verderbenden Einfluß auf die Sitten, insbesondre auf den lockeren Wiener Geist, die Unsicherheit der Finanzzustände, die darauf basirende Schwindelspeculation und Agiotage, so wie die Ungewißheit über das Gedeihen der Familien ausübte.

Eine der schlimmsten Fragen war von jeher die Stellung Ungarns zum Gesammtstaate; Ungarn ist ein Dorn im Fleische Oesterreichs. Die von der Dynastie in Scene gesetzten Austriasirungsgelüste und die im starrsten Rückschlage fortwährend sich aufbäumenden Beharrungsversuche beim exclusiven Magyarenthum unter Abweisung jedweder deutschen Bildungselemente als fremder sind Beides gleich widrige Erscheinungen. Ein magyarisches Nationalbewußtsein entgegen den übrigen Stämmen hat sich so recht erst im Laufe des Jahrhunderts herausgebildet, an dessen Beginn es noch sehr schwach war; der richtige Werthmesser dafür ist die steigende Sprachagitation. War noch im Anfang ein Ausgleich möglich auf Grund der Einordnung in den Gesammtstaat und des Erschließens für die westländischen Bildungselemente, so verlor sich diese Möglichkeit im Verlaufe vollständig, und der starre und stolze Stamm hat sich immer steifer auf die isolirte Nationalexistenz gestellt. — Gegen das Hauptland hat Ungarn immer eine reiche politische Erfahrung und Beweglichkeit mit Erfolg geltend zu machen gewußt, einen in den bestimmenden Classen von jeher lebendigen Agitationstrieb, der den anderen Gliedern dieses Staatenconglomerates ganz wesentlich fehlte. Am höchsten stiegen dieser Trieb und das Selbstgefühl in den Jahren vor und während der 48er Revolution, da es auf Neugestaltung mit wesentlich reformirter Verfassung abgesehen war. Selbst die gemäßigten Reformfreunde mochten sich wenigstens an jene Worte im Deakschen Oppositionsprogramm halten: „Wir wollen nicht die Interessen unsres Vaterlandes mit dem Interesse der Einheit der Monarchie und der Möglichkeit ihres Bestandes in Widerstreit bringen; wir halten es aber für unbillig, wenn die Interessen Ungarns jenen der Erbländer untergeordnet werden, und wollen niemals dulden, daß der Einheit der Administration, welche man gern mit der Einheit der Monarchie gleichbedeutend nimmt, unsre Verfassung und unsre Rechte geopfert würden". Es handelte sich bei dem versuchten Neubau darum, ob die eine oder andere von zwei direct aus einander gehenden Anschauungen Herr bleiben würde, der Conservativen, welche bei diesem

Anlasse das sonst so spröde Ungarreich enger mit dem Kaiserstaat verbinden, oder der Liberalen, welche seine nationale Selbständigkeit dauernd sicherstellen wollten. — Der Reform in sich war Ungarn im höchsten Grade bedürftig. Eigensinniges Festhalten an einer absolut veralteten Verfassung, welche „acht Zehntel der Nation in Dienstbarkeit hält und deren Erwerbsfleiß lähmt", eine begünstigte Classe von allen Geldleistungen eximirt und dafür drei Fünftel des Volkes in Leibeigenschaft der rohesten Art daniederhält, — daneben das doch stolz auf das Ablösen von jedweden fremden Bildungselementen loszielende Isoliren rauben dem Culturgeschichtschreiber die unbefangene Freude an dem unbesiegbaren Widerstande, den der eigensinnige Stamm den Einheitsbestrebungen Oesterreichs entgegenwirft.

Auf die Dauer mochte Oesterreich weder in Deutschland noch in Italien Boden fassen; an beiden Orten weckte sein Gebaren die offene Feindschaft des Volkes auf und das versteckte Widerstreben der Regierungen; denn auch in deutschen Landen gaben sich die Territorialfürsten dem österreichischen Bevormundungssystem nur so lang' und so weit hin, als sie davon Gewinn und Unterstützung erwarteten gegen die Ansprüche der Völkerschaften oder des Bundes. Die nationalen Einheitsgedanken waren an beiden Orten Oesterreichs gefährlichste Widersacher, und sie wurden über das lahme Regiment Meister. — Die Frucht der Herrschaft in Italien war diese, daß Oesterreich nach 30jähriger Maßregelung nicht das mindeste Vertrauen und weder Halt noch moralischen Einfluß im Lande hatte, während ein solcher zur Zeit der 48er Revolution Frankreich und England zugesprochen ward. Mußte ja ein mit den Zuständen und Stimmungen gründlich vertrauter österreichischer General und Staatsmann noch nach den neuen Siegen von 1848 und 1849 zugestehen: „Oesterreich hat in Italien nur das Gewicht seiner bewährten Kraft!" Sie sollte sich nicht mehr lange bewähren. Eine eigene Haltung hat es dabei jeweilen gegen Rom behauptet, und es ist komisch zu bemerken, wie das getreue Oesterreich, wenn es ihm diente seinen immer weiter langenden Einfluß in dem Lande zu bemänteln, die sonst so hochverehrte geistliche Mutter durch seine politischen Agenten und Propagandisten heruntermachen ließ, womit es freilich die Wahrheit traf, nur daß die Schuld gar zu gern auf die dem clericalen Regiment widerstrebenden Elemente wollte geschoben werden; aber kurz, in den 20er Jahren

u. A. finden wir von jener Seite Volk und Regierung von Rom, die geistlichen und die weltlichen Dinge, Verwaltung, Politik und Rechtswesen als nichtswürdig, verderbt, ungeordnet, verkommen und unsittlich gemalt.

Das neue Oesterreich, in seinen Constituirungsversuchen um kein Haar glücklicher als das alte, datirt erst vom 7. September 1848, an welchem Tage der Reichstag in Wien nach langen parlamentarischen Kämpfen die Ablösbarkeit der bäuerlichen Grundlasten decretirte; erst durch diese Thatsache brach Oesterreich mit den mittelalterlichen Ständeverhältnissen und Unterthanenlasten und trat in Wahrheit in die Linie der modernen Staaten ein. Das ist der bleibende Gewinn, den die 48er Revolution diesem Lande hinterlassen hat, der einzige nachhaltigen Werthes. Aber befremdend und von schlimmem Augurium für die neue Periode mußte es erscheinen, daß ein Rest vom Geiste der Josephinischen Gesetzgebung, der sich, wenn auch noch so verkümmert und zerstückt, bis 1848 erhalten hatte, infolge der verunglückten Revolution dieses Jahres vollends ausgetrieben ward.

Nach und nach seit etwa 1840 erhob sich als das einzige zu ausdauernder politischer Nachwirkung bestimmte Element dasjenige der nationalen Stamm- und Sprachstrebungen, welches denn auch die ganze Richtung der 48er Revolution außerhalb Wien bedingt hat; es ist jenes den Einheitsstaat zerfressende Element, welches seinen äußersten Tendenzausspruch in dem bekannten Satz angenommen hat: die wahre constitutionelle Charte Oesterreichs ist seine Sprachenkarte. Das Maß der besonderen politischen Rechte, welche die einzelnen Stämme dem Gesammtstaat abringen wollen, bildet den Hauptstreitpunkt und den Schlüssel zur seitherigen Geschichte des Landes.

Also auch nach dieser Seite Zersetzung, Nichts als Zersetzung!

Zu der gepriesenen Staatskunst Metternichs, von der übrigens schon W. v. Humboldt klar sehend urtheilte, daß sie am Ende mit Schanden bestehen werde, hat Varnhagen einfach bemerkt: „In Frankreich hat er es nie zu besonderem Einflusse gebracht, Rußland und England waren ihm dort stets überlegen. Im Osten ist Rußland mächtig fortgeschritten; die Sache der Griechen hat Bestand gewonnen. In Deutschland bestehen Ständeversammlungen und der Zollverein, — lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegenstrebt. Seine Schützlinge, Don Carlos,

Don Miguel, den Herzog von Braunschweig, die Bourbons selber, hat er unterliegen sehen und ihnen nicht geholfen. Die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann sie umstürzen. Wo ist da der Sieg und Ruhm des österreichischen Ministers, welche die halbe Welt noch immer als stolze Thatsachen fabelhaft gelten läßt und verkündet?"

Die natürlichen Schlußfolgen der stabil gewordenen Mittelmäßigkeit und Doppelzüngigkeit!

Gegenüber der monotonen Entwickelungslosigkeit österreichischer Zustände welch ein wechselvolles Gemälde preußischer Geschichte, bald hoch, bald niedrig, manchmal und gar lange Jahre hindurch anscheinend aufs Niveau österreichischer Nichtigkeit herabgedrückt, und doch wie verschieden in den Endresultaten!

Vier Factoren sind es, welche Preußen immer wieder selbst nach den Stadien tiefster Erniedrigung zur Höhe gebracht haben: das nach verdunkelnden Unterbrechungen jeweilen wiederkehrende Bewußtsein von der weltgeschichtlichen Mission als protestantisch-deutscher Großmacht; die (früher wenigstens) ungewöhnliche Pflege und Reife der allgemeinen Volksbildung; die consequent rationelle Sorge für das volkswirthschaftliche Gedeihen; das ausnahmsweise Glück, in den schweren Umschwungszeiten des zweiten und des siebenten Jahrzehnts eine seltene Reihe genialer Köpfe zu einheitlichem Ziel zusammenwirkend vereint zu sehen.

Nicht oft in der Geschichte giebt es für einen Staat eine so wuchtige, innerlichst so tiefgreifende und trotz der beiden großen Kampfperioden überwiegend durch Kräfte des Friedens vollzogene Regeneration, wie Preußen sie seit der ungeheuren Verkommenheit der Jahre von Jena und Auerstädt in innerer und äußerer Gestaltung durchlaufen. Das vermag nur eine Nation mit starkem und gesundem Kern zu leiden und zu thun. Eine furchtbar lehrreiche Parallele, wie umgekehrt Frankreich in derselben Zeit von der höchsten Machtfülle tief, tief herabsinkt! — —

Und das ist der Staat, dessen Macht noch 1815, nachdem doch der Weg energischer Neuconstituirung schon Jahre hindurch glänzend betreten worden, Staatsmänner von Rang für immer gesunken erklärten; der Staat, dem sie nur noch eine Rolle dritten Ranges beschieden glaubten. Und wahrlich, sein Verhalten am Congreß ließ auf nicht viel Besseres schließen. Das ist in der ungeschicktesten Weise

ein Laviren zwischen Schwäche und Anmaßung, die beide gleich sehr nach allen Seiten anstoßen. Ein seltenes Schicksal übrigens, wie gerade das machtschwächende Auseinanderreißen des neugestalteten Preußen für die Zukunft der deutschen Interessen wegweisend und ebnend werden und den nun erst recht deutsch gewordenen Staat als Wächter an den Rhein schieben und zum Regenerator Deutschlands mit erheben sollte.

Nach außen verkündete das im Innern bereits glücklich reformirte Preußen der Welt zum ersten Mal und im stärksten Ton seine wahre und eigenste Mission in der berühmten russisch-preußischen Proclamation von Kalisch. Die beiden Majestäten „kündigen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten". Das ward verkündet und — nicht gehalten.

Das Geschlecht der Staatsmänner und Geschichtschreiber in den Freiheitskriegen und nach ihnen hat einen reichen Schatz politischer Weisheit in tiefen und bedeutenden Gedanken entwickelt, welche förmlich die Grundlage neudeutscher Volksfreiheit werden mochten. Ein Theil derselben trat auch bereits in die Praxis des Lebens ein: die ständische Gliederung ward zerschlagen, der Landmann frei, das Gewerbe der alten Fesseln, Grund und Boden entlastet, mit der Kühnheit des Augenblicks allgemeine Wehrpflicht eingeführt. — Auch in allgemein deutschen Dingen hätte die Aufnahme der ursprünglich von eben dieser Seite ausgehenden Ideen, die dann aber leider! von Preußen selbst nur allzu bald und allzu leicht aufgegeben wurden, Glück bringend werden müssen. Es zeigt mit Bezug auf das Endziel preußischer Staatsleitung in deutschen Fragen eine große Constanz der Einsicht, daß schon Stein 1813 am liebsten mit den Fürsten des Reichs ein Ende gemacht und Eine Monarchie hergestellt hätte.

Es ist ein eignes Verhältniß um Bedürfniß und Ansprüche der Völker: Während Preußen den stärksten Theil der ersten Hälfte des Jahrhunderts über in der innern und äußern Politik eine Nichts weniger als ruhmvolle oder freisinnige oder nur selbständige Rolle spielte, ja zum Schleppträger der faulen österreichischen Stabilitäts-

politik sich heruntersinken ließ, blieben doch im Ganzen seine Völkerschaften ruhig und selbst befriedigt, weil die wohl geordnete Verwaltung gewissenhaft und die fürsichtige Sorge für materielles Wohl und sociale Reformen durchweg rege war. Ein neuer Beweis dafür, daß auch heute noch die Völker in ihren Massen sich am allerleichtesten durch das wirthschaftliche Interesse, die Sorge für einen den Zeitforderungen entsprechenden Bildungsgrad inbegriffen, bestimmen lassen, während die tiefere Frage der Freiheit immer nur die ausgesuchteren, über das Einzelbedürfniß hinaus denkenden Köpfe, also die Wenigen präoccupirt. Preußen in den 40er Jahren ließ sich noch einmal schmählich sinken, und schwerlich mochte damals Irgendjemand die unerwartet schnelle Erfüllung der großartigen Bestimmung ahnen, die Glück und Selbstthat ihm in den 60er bringen sollten. Es stellt in den letzten sieben Jahren vor der 48er Revolution Nichts weiter dar als das Ableben des verwesenden alten Systems. An das Vorhandene anknüpfen, auf der Basis des Bestehenden fortbauen! war damals die beliebte Losung; daher kamen die politischen Reformen nicht über Zerrbilder hinaus; wie Springer sagt, die königlich preußische Regierung trieb ein an sich komisches Vexirspiel mit dem Weltgeist.

Wäre uns nicht darum zu thun gewesen, der einen halbdeutschen Großmacht die wenigen Bemerkungen über die andere deutsche gleich anzufügen, so mußten wir unmittelbar auf Oesterreich Rußland folgen lassen, denn nach Geist und Wesen und Politik stehen sich diese zwei Gewaltreiche jedenfalls am nächsten.

Rußland hat bis auf die neueste Zeit keine fortschreitende, eigentlich also überhaupt keine innere Geschichte, da auf dem ungeheuren zusammengewürfelten Ländergebiete neben und trotz der aufgeimpften Europäisirung und neben der Palastgeschichte doch nur stagnirendes asiatisches Hordenleben in fortschrittsunfähigen Gesellschaftsformen sich geltend gemacht hat. Ihre geschichtliche Bedeutung hat diese Großmacht gewonnen durch den Druck ihres Massengewichtes und durch die byzantinisch schlaue Diplomatie in den großen Fragen der europäischen Politik: die Departements des Kriegs und des Aeußern sind ihre Triebräder. Auch die ernstlich gemeinten Versuche des wohlmeinenden, aber wandelbar schwankenden Kaisers Alexander I. im Sinn eines liberal gestalteten europäischen Culturlebens wurden

als verfrüht oder unreif in den späteren Jahren von ihm selbst wieder aufgegeben.

In den Anfängen des Jahrhunderts begann das altrussische Nationalbewußtsein ganz entschieden sich aufzulehnen gegen den germanisch-romanischen Geist des Westens, in deutlicher Opposition wider die unter Katharina II. noch vollends überwiegend gewordenen französisirt germanischen Civilisations- und Herrschaftseinflüsse; diese Opposition trat entschieden hervor zur Zeit des napoleonischen Feldzugs. Die griechische Kirche that das Ihre, um den Geist zum Fanatismus anzufachen. Doch entfremdete er sich im Verlaufe dem Bewußtsein der Massen und trat wesentlich in die Literatur über, um so stärker, als diese noch ganz in die französischen Formen geschmiedet war. Dabei richteten sich übrigens alle liberalen Köpfe nur gegen das nachgeäffte Zerrbild, in welches westeuropäisches Wesen im slavischen Osten übergegangen war, und die Wurzel dieser Verzerrung fanden sie in den nationalen Sünden selbst, in den Uebeln des öffentlichen Lebens und der politischen Institutionen. Im Gegensatze dazu ging eine specifisch philoslavische Schule direct auf nationale Purification um jeden Preis aus, selbst um den des Aufgebens aller fremd hereingebrachten Culturelemente und des politischen Liberalismus. Diese Ansicht gab sich (durch einen Leiter der philoslavischen Partei) über den Gang der modernen russischen Geschichte und Civilisation folgenden Ausdruck: Vergleichen wir den geschichtlichen Ablauf unserer Civilisation mit dem anderer Völker und Staaten, so nehmen wir wahr, daß er zu ihnen im directen Gegensatze steht; während die westlichen Rassen die Entwickelung aus der Knechtschaft zur Freiheit nahmen, gingen wir den umgekehrten Weg. Der Práoda Russkaya, dem ältesten, ins erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung zurückreichenden Gesetzesdocument, folgten die barbarischen Criminalstrafen des Czaren Alexis Michailowitsch, diesen die blutige Herrschaft Peter's I. Im 16. Jahrhundert trat Leibeigenschaft an die Stelle der früheren Bauernfreiheit. Statt der lauten und kräftigen Stimmen, die man vor Alters in den nationalen Versammlungen hörte, hing im 18. Jahrhundert über dem Land ein unnatürliches Schweigen, die stumme, dumpfe Stille. Ebenso auf anderen Lebensgebieten. — Diese Partei wandte sich ausschließlich ans Volk als den alleinigen treuen Hüter nationalen Wesens, hielt zur orthodoxen Kirche und byzantinischen Theologie, gegen die sich alle

liberalen Elemente sträubten. Wieder eine andere Fraction im oppositionellen Treiben gegen die bestehenden Zustände sind die mit socialistischen Ideen, die sie von Frankreich entlehnten, sich tragenden „Westlinge", Alexander Herzen an der Spitze. Alle diese Parteien wagten sich aber unter dem eisernen Regimente des Kaisers Nikolaus nicht hervor, denn nur unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses waren sie vor seiner furchtbaren Polizei sicher. Ueberhaupt wagte Niemand die unheimliche Todtenruhe dieses Regimentes anzutasten. Der Czar selber haßte den Westen als den Sitz liberaler Gedanken. Es war ein erheiternder Einfall des leicht erregbaren Alexander I. gewesen, auch eines „Romantikers auf dem Throne", wenn er einmal, von dem Wesen der englischen Opposition bestochen und von ihrem Nutzen aufrichtig durchdrungen, meinte, er wolle sich's angelegen sein lassen daheim in Rußland, sage in dem absolutistischen Militärstaat, selber „un foyer d'opposition" ins Leben zu rufen. Von solchen Velleitäten war denn freilich sein Nachfolger frei. Aber selbst unter des milden und friedlichen Alexander Regierung stoßen wir auf die größten Härten, ja Grausamkeiten und nebenbei auf den volkswirthschaftlichen Ruin zu Gunsten eines übermäßigen Militarismus, der die Hälfte des Staatseinkommens verzehrte, während die Masse tief im gewohnten Schmutz und Elend steckte und der Staat am Bankrott stand; die Forderungen des Kriegsdepartements waren jederzeit unwidersprechlich. — Rußland unter Nikolaus. Gleich nach Ueberwindung des seine Regierung unliebsam einleitenden Militäraufstandes (1825) unternahm es der neue Czar die unterdrückend rückläufige Politik der heiligen Allianz neu auffrischen und ausbeuten, von seinem slavischen Militärreich aus den bewegungsfeindlichen Conservatismus und absoluten Stabilismus eines Metternich wieder aufwärmen und auch dem Westen als politische Heilslehre auftischen zu wollen. Es ist jener altrussisch barbarische Moscovitismus, der in dem stumpfen Geschlechte seiner Bauern und in dem raffinirt verzogenen, blasirt verdorbenen seines Adels über sein Leben hin aushielt, die Abschließung gegen die europäische Culturwelt als Fahnenzeichen emporhaltend. Man kennt die Früchte. Es ist ein erschreckender Rücklauf, der auch die dünne Schicht humaner Bildung, welche die vornehme Gesellschaft zu seines Vorgängers Zeit sich übergezogen, wegschwemmte und einzig den roh mechanischen Knechtssinn und Knechtesdienst ältesten Styls wieder großzog: Die

wildeste Russificirung, der Militarismus und die Absperrung, die eisige Erstarrung und eiserne Knechtung, — die Monotonie der riesigen Steppenlandschaften aufs öffentliche Leben der Nation übertragen.

Ein Krebsübel, dem keine Macht abhilft, ist der Charakter der Büreaukratie und Beamtenwelt. Alexander selbst hat sie einmal am trefflichsten gezeichnet: „Wenn sie wüßten, wo sie dieselben hinthun könnten, sie würden meine Kriegsschiffe rauben; könnten sie mir die Zähne ausreißen, ohne mich aufzuwecken, so würden sie mir dieselben während des Schlafes stehlen". — In nicht viel größerem Credit punkto Ehrlichkeit, aber immerhin zu besserem Nutzen für den Staat stand von jeher die russische Diplomatie. Sie entfaltet durch's ganze Jahrhundert den Charakter byzantinischer Schlauheit, Feinheit und Raffinerie, der Verlockung, die sich bald an die Cabinette, bald gar an die Völker wendet. Dazu kommt, ganz besonders zu Alexander's Zeit, die Vielgeschäftigkeit und Einmischung in alle Dinge: die Karten mischen und das Wasser trüben! Sie hat nicht umsonst gern Südländer, Griechen und Italiener, in ihre Dienste gezogen. Zu toll freilich war's, als sie die lieben Deutschen fangen wollte: Preußen und Oesterreich seien für die kleinen Staaten gleich gefährlich, Rußland (!) dagegen der rechte Bürge für deutsche Freiheit und Bildung!

Die russische Diplomatie des Jahrhunderts ist immer noch als eine der gewandtesten und verschlagensten bezeichnet worden, und sie verdient diesen Ruf. Hat sich dieses Reich des härtesten Militär- und Polizeiabsolutismus den Völkern ja wiederholt aufthun wollen als Schutzmacht der Rassen- und Volkseinheit, bis zum Spiel mit dem Panslavismus; und hat es ja in gleich byzantinisch schlauer Weise die kirchliche Stellung auszunutzen versucht. In dem Sinne läßt sich das Paradoxon vertheidigen, daß dieser steifste Beharrungsstaat (wir reden nicht von den jüngsten Jahren) nach außen durchaus revolutionären Auftretens sei.

Ueber die äußere Politik richtete Pozzo di Borgo 1814 die Erklärung an den Kaiser Alexander: Rußlands neuere Geschichte habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europas zu setzen und ihm einen weiteren Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaften und Interessen zu

eröffnen. — Aus diesem Gesichtspunkte hatte allerdings schon die Politik der Czarin Katharina II. gehandelt, und jene Zerstörung Polens ist in unserem Jahrhundert mit der größten Folgerichtigkeit vollendet worden. Es ist das wohlbewußte Vorrücken nach Westen, der versuchte, unter Alexander I. freilich erst die friedlichen Schleichwege der Diplomatie einschlagende Druck auf die Westmächte, zuvörderst natürlich Deutschland, dem das unterjochte Polen als Stützpunkt dienen sollte. Der zweite Angelpunkt in der auswärtigen Politik des halb asiatischen Kolosses ist natürlich Constantinopel; das sind aber weiter in die Zeit sich hinausschiebende Aus- und Absichten. — Unter Alexander stieg Rußland auf zum Ansehen einer förmlich schiedsrichterlichen Großmacht; jene letzten Jahre des Napoleonismus und die ersten der Restauration bezeichnen seinen Höhepunkt im Rathe der europäischen Mächte; des Czaren hochstrebende Ideen gingen damals auf nicht weniger als ein continentales Primat. Solchen Strebungen entspricht die innere Stärke des Reiches in keiner Weise. Im Gegentheil ist es weltkundig, wie die Schwäche des auf thönernen Füßen ruhenden Kolosses zu den verschiedensten Malen selbst einem so herabgekommenen Feinde wie die Türkei gegenüber heraustritt; so war der Riesenstaat u. A. 1829 mit seinen Kriegsmitteln bereits an der völligen Erschöpfung angekommen.

Es giebt kaum eine düsterere und im Verhältniß zur Größe ihrer Trauer von den unbetheiligten Cabinetten und den Völkern selbst viel zu lässig, ja theilnahmlos angeschaute Thatsache großer Politik als die Vernichtung der polnischen Nationalität, die Russificirung eines Reiches, das doch immerhin als ein Wall gegen die oben berührten Uebergriffe schon aus internationalem Standpunkte weit lebendigere Beachtung und Theilnahme hätte finden sollen, selbst unter denen, die von der innern Regeneration und der Erhebung zu einem thatkräftigen Volksganzen schon vor der eingeräumten Möglichkeit eines durchgreifenden Experimentes verzweifelnd absahen. Wie wenig Verlaß dieser Franzosen des Ostens auf die des Westens! Die Niedertretung einer ganzen Nationalexistenz, wie viel Selbstverschuldung auch darin liegt und wie wenig Elemente eines lebensfähigen Volkskörpers in jener verkommenen Adelsaristokratie mit leibeigenem Bauernproletariat sich finden mochten, bleibt trotzdem eine Erscheinung von so verbrechenschwerer Volksrechtsverletzung wie keine zweite in der modernen Geschichte. — Wie hat sich die in Alexander's Kopf aufgestiegene Idee eines neuen großen Polenreichs

mit eigener Verfassung und einheimischer Armee unter Einwirkung der allgemeinen russischen Zustände und Denkweise ins Gegentheil verkehrt! Und nicht der russischen allein! Groß ist die Schuld der Nation selbst. Erklärte ja auch ein Stein aus Rücksichten der Staatskunst und der Sittlichkeit einen einheitlichen polnischen Verfassungsstaat für unmöglich! Die Polen müßten den Mangel einer so geordneten politischen Existenz tragen als ein den großen Interessen Europas gebrachtes Opfer und „als eine Folge der strafbaren Schuld, die sie selbst an ihrem Unglück tragen, durch drei Jahrhunderte der Gesetzlosigkeit und durch die Verderbtheit ihrer Großen — Umstände, die ihren politischen Tod herbeigeführt haben". — Noch mehr! Mußte der aufrichtigste Polenfreund verzweifeln an der Lebensfähigkeit eines Staates unter diesem Volksstamme, der es nie verstanden hatte jenen Stand aufkommen zu lassen, ohne den absolut kein moderner Staat gedeihen kann, den freien Bürger- und Bauernstand! Inmitten der heldenmüthigen Kämpfe die unverbesserlichste Selbstverschuldung. Ungeschult durch alles vorausgegangene Unheil, fiel Polen noch in der 30er Erhebung durch innere Spaltung und Parteiung, in deren Gefolge standen militärisches und bürgerliches Vorgehen durch Halbheiten und Zwistigkeiten, durch lähmendes Schwanken und Zaudern der leitenden Personen; dagegen kam keine Tapferkeit der Kämpfenden auf. Wohl wäre der denkwürdige Versuch Lubacki's zu einer rein auf die volkswirthschaftlichen Factoren gebauten Regeneration des Landes der einzige gewesen, der Aussicht bot; mindestens waren seine Resultate, die freilich durch die 1830er Erhebung alle wieder niedergeschlagen wurden, überraschend. Es handelte sich um das Erziehen zur Volksthätigkeit und das Anziehen der Volkskraft, um die Pflege der materiellen Hülfsmittel, welche dem Einleben in eine feste bürgerliche Ordnung, dem Eingewöhnen in tüchtige bürgerliche Thätigkeit, dem Heranziehen eines brauchbaren Mittel- und Bauernstandes und damit auch den geistigen und innerlichst den Volkskern erziehend bildenden Elementen hätte dienen können und sollen.

Eine Geschichte für sich, selbständig wie seine Lage und selbstkräftig wie der Zug der Winde und Wellen an seinen Küsten, hat der fünfte Großstaat, das insulare England.

Macaulay sagt: „Die Geschichte von England ist vorwiegend diejenige des Fortschrittes. Sie ist die Geschichte einer beständigen

Bewegung der öffentlichen Meinung, eines beständigen Wechsels in den Institutionen einer großen Gesellschaft". So hat sie sich auch in unserm Jahrhundert bewährt. — Eben so Recht hatte Guizot in seiner einsichtigen Beobachtung, wenn er vom englischen Volksgeiste behauptete: „Zwei Dinge sind in England gleichmäßig auffallend, die Macht des conservativen wie diejenige des reformistischen Geistes. Trotz der Heftigkeit des Wortes und der Zähigkeit der Parteiverpflichtung ist dies das Land des gesunden Menschenverstandes, des langsamen aber beständigen Fortschritts". Aus dem eigenartigen Ineinanderarbeiten dieser zwei Grundzüge erklärt sich denn wesentlich bis heute der Gang der englischen Geschichte, der eine Gleichmäßigkeit und Stetigkeit aufweist wie sonst kaum irgendwo. Ungeheurer Unterschied zum Gang der französischen Geschichte! Aber trotz der oft mächtig arbeitenden Reformfähigkeit leidet der Staatsorganismus an einer kläglichen Unbeholfenheit der Gesetzgebung in allen principiellen Fragen, wie noch neulich das verbreitetste Blatt des Landes sagte: In England ist es schwer große politische Reformen schnell zu Stande zu bringen, weil die Hauptmacht in der Hand des Unterhauses liegt (das tausenderlei widerstrebende Interessen vertritt) und eine große gesetzgebende Versammlung zu unbehülflich ist, um sich schnell zu bewegen.

Fundamental- und Kernpunkt englischen Wesens ist die Selbständigkeit der Person im self-government gegenüber der bevormundenden mechanischen Staatsleitung. Man nehme dazu als Parallele wieder Frankreich oder auch Oesterreich! — Daneben hütet und pflegt der Engländer mit allem Eifer drei Institutionen als Burgen der Freiheit: Freie Presse, Vereinsrecht und Jury, und das Volk hat die versuchten Angriffe auf sie, ob sie nun staatliche oder kirchliche Motive vorschoben (Proceß Hare) energisch zurückgewiesen. Wie sehr die Engländer das freie Wort zu schützen beeifert waren, das zeigt (einzig Castlereagh's Verwaltung ausgenommen) die geringe Zahl von Verurtheilungen bei den angestrebten Preßprocessen; gegen diesen Geist kamen sogar die „sechs Knebelbills" des Jahres 1819 nicht auf, welche heutigen Tages selbst vom streng juristischen Standpunkt als reine Verletzungen der britischen Verfassung erklärt werden, die letzten Versuche dieser gefährlichen Art. Und doch — und das ist die Doppelgrundlage englischen Wesens —, wie stark ist in dem wunder-

lichen Volke die Loyalitätssucht, die sich auch den elendesten Regenten gegenüber nicht verleugnet hat, sobald ihre Häupter durch die Krönung sanctionirt waren; ertrug die für Religion und Sitte stets so rigoros mit Worten fechtende Aristokratie des Landes ja das Scandalleben Georg's IV., ohne daß es der Würde der Krone bleibenden Eintrag that! — Ein ganz gleicher Zug von uralt denkträger Eingewöhnung zeichnet das Verhalten zur Kirche; die zäh conservative Verschrobenheit der englischen Begriffe in kirchlicher Richtung und in ihrem Gefolge die beschränkte Eigenrichtigkeit des Unterrichtswesens ist allbekannt; nirgends eine steifere Orthodoxie, ein gepflegteres protestantisches Papstthum. Nur zwei Exempel: Bis auf die neueste Zeit blieb die Aufnahme an eine Landesuniversität Jedem verweigert, der nicht die 39 Artikel beschwor, also directer Ausschluß der Katholiken und Dissidenten von der Universitätsbildung! Als das Whigministerium von 1836 die Universität London gründete und von der anglikanischen Kirche unabhängig stellte, ward es von allen Gutgläubigen verketzert.

Der politische Vorschritt des 19. Jahrhunderts ist zum stärksten Theil von zwei direct entgegengesetzten Vererbungen aus dem 18ten her balancirt:

Die trüben Erfahrungen im Staatsleben zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und die in umgekehrtem Wege zu jenem vorschreitenden Auszweigungen intellectueller Erkenntniß riefen in dem Volke diejenigen Entschlüsse wach, welche unser Jahrhundert verwirklicht hat: die mächtigen Reformen in der Gesetzgebung und den vollständigen Umbau des Parlamentes. Das nüchterne Fortarbeiten und die Spannkraft des öffentlichen Geistes haben auf friedlichem Weg alle jene drohenden Unterdrückungsgefahren beseitigt. Die ganze Bewegung vom Anfange des Jahrhunderts an hat den Einfluß des Volkes entschieden verstärkt; das Volk hat die bis zum letzten Augenblicke gegen die Neuerungen sich stemmenden Gesetzgeber gezwungen; wie weit der nach vorn gethane Schritt ist, das zeigt die gewaltige Kluft, welche die öffentlichen Charaktere und Staatsmänner von denen unter dem schlechten System Georg's IV. abtrennt; unmöglich ist in Zukunft die Rückkehr einer Generation von Regierenden, welche wie jene den Grundsatz allgemein aufnehmen dürfte: daß die Unwissenheit des Volkes zu seinem Gehorsam gegen die Gesetze nothwendig sei. — Reform-

bill, Katholikenemancipation und Aufhebung der Korngesetze nebst den weiteren volkswirthschaftlichen Maßnahmen sind die drei größten Erfolge in der nationalen Entwickelung der Zeit, jede eine übermächtige Partei in ihre Schranken weisend und die Macht aus abgeschlossenen Gesellschaftsschichten ins Ganze des Volkes hinübertragend: Die Ausdehnung des Stimmrechtes schwächte den Einfluß des Erbadels und löste die bis dahin das Unterhaus beherrschende Oligarchie der Grundbesitzer auf, und diese verlor noch mehr durch die Abschaffung der Schutzzölle; die Zurücknahme der Glaubens- und Corporationsacte, die ja von den Kirchlichen als die stärksten Bollwerke der britischen Constitution erklärt wurden, und die Zulassung der Katholiken zum Parlament versetzten dem Aberglauben und den Interessen der Staatskirche einen harten Stoß.

Umgekehrt ragte aus denselben letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ein freiheitsfeindliches Element herüber: die Angst des Conservatismus vor der Revolution und sein Rückwärtsstemmen auf Jahrzehnte hinaus. Das wird am lebhaftesten bezeugt durch eine von Reinhold Pauli mit Fug citirte Stelle aus dem Tagebuch des erfahrenen Romilly, welcher sagt: „Wenn Jemand eine richtige Vorstellung von den verderblichen Wirkungen haben will, welche die französische Revolution mit all' ihren Schrecken in unsrem Lande hervorgebracht hat, so versuche er sich in irgend einer Reform der Gesetzgebung nach menschlichen und freisinnigen Grundsätzen. Er wird finden, welche thörichte Angst vor aller Neuerung nicht nur, sondern welche grausame Rohheit der Masse seiner Landsleute eingeflößt worden ist".

Englands Reformfähigkeit hat man gut so ausgedrückt: „Andere Staaten besitzen geschriebene Verfassungen von größerer Symmetrie; aber keinem ist es noch gelungen, Revolution und Verjährung, Fortschritt und Stabilität, die Energie der Jugend und die Majestät des unvordenklichen Alterthums so innig zu vereinigen als England". Auch hier vollzog sich, und wesentlich durch die Reformbill, der Uebergang der Herrschaft aus den Händen privilegirter Stände an die arbeitenden Mittelclassen, aber in reinerer Weise und nicht mit der Corruption behaftet, welche das Julikönigthum in Frankreich gleich in diesen Uebergang hineinlegte. Damit war auch sofort das Abwenden von der alten Politik nach außen gegeben, da die industriellen

Mittelclassen gar kein Interesse an dem alten Streit um rein politischen Machteinfluß in der europäischen Staatenstellung bekundeten. Die äußere Politik tritt von da an zurück, und die innern Verwaltungsfragen werden zumeist aus ökonomischen Gesichtspunkten geordnet. Die Reformbill bildet eine wesentlichste Staffel in der Weiterbildung des englischen Parlamentarismus; sie hat demokratische Elemente, welche nicht ruhen noch rasten werden, in das aristokratische self-government hineingetragen. — England hat sich mehr und mehr von der europäischen Continentalpolitik zurückgezogen, um nur in die Fragen einzugreifen, die sein Wirthschaftsleben und seine Colonialpolitik berühren; je schneller wirkend und umfassender das Riesennetz der Verkehrslinien zu Land und Meer geworden, desto eingreifender und bestimmender, desto unmittelbarer die nationale Lebensweise und die öffentlichen Strebungen bedingend werden seine außereuropäischen Beziehungen mit allen Continenten bis hinaus in die fernsten Winkel unseres Erdballs. Richtig, daß an diesen überseeischen Verbindungen in immer erweitertem Maßstab auch die anderen Staaten theilnehmen, aber noch lange keiner nur annähernd in dem Grade wie jener Großhandelsstaat, der über seiner gewaltigen Wirthschaftsentfaltung und Weltmachtstellung die etwelche Einbuße an continentaleuropäischer politischer Einwirkung leicht übersieht. In den Einen Zug der wirthschaftlichen Ideen laufen auch die politischen Reformen aus; nur auf Grund des neuen großartigen Wirthschaftslebens in der Nation konnte sich das Untergraben der unbedingten Machtstellung der alten Landaristokratie vollziehen.

Die englische Politik, insofern selbstsüchtig, als sie eben absolut mit der gewohnten Zähigkeit an den Interessen John Bulls festhält, dessen leibhafte Verkörperung in jüngsten Zeiten Palmerston war, steht durchaus auf Frieden, damit der Welthandel nicht leide. Daher strebt sie mit allen Mitteln einen europäischen Krieg zu verhindern; sie pflegte in unserem Jahrhundert außer den altenglischen Allianzen auch die neue mit Frankreich unter allen Regierungen; aus demselben Gesichtspunkte brachte sie die Freihandelsbeziehungen in Schwung, die der kolossalen Industrie des Landes nur dienen können. Aber fast nie hat sie sich zu entschiedenem Einschreiten mit Gewalt entschlossen; fast nie versteigt sie sich zu förmlichen Bürgschaften, oft hat sie nicht einmal ihrer Diplomatie energischen Ausdruck gegeben, weßhalb die auf den Insel-

staat sich verlassenden Völker sich vorsehn mögen; und endlich hat sie den modernen Nationalitätsbestrebungen längstens weder Verständniß noch Sympathie entgegengetragen. — Und gleichwohl war mehr als einmal in unserem Jahrhundert die Einwirkung der englischen Politik gegenüber der von den Ostmächten angestrebten freiheitsfeindlichen Intervention und Direction eine der Völkerfreiheit günstige, einfach schon durch ihre Drohungen oder seitwärts gerichteten Schachzüge; im Princip gegen jene Bevormundung, trat sie als Schützerin der nationalen Unabhängigkeit auf. Das beweist sich sogar in der Zeit der ärgsten Reaction. Stoßen wir ja gar auf eine von Castlereagh gegen die Troppauer Beschlüsse erlassene Note und mußte selbst er sich sträuben gegen jenes neue Völkerrecht der heiligen Allianzpolitik, welche jeden Staat, der im Innern zur Revolution griff, dem verdammenden Gerichte der autokratischen Großmächte unterwarf. Und gleichwohl war's seine Haltung, welche den Inselstaat vorübergehend zum zwar schlecht willigen Diener eben jener Allianzpolitik herabsetzte. Sowohl die leeren Gewaltacte einer Regierung ohne Fundament und Stütze in den inneren Zwistigkeiten des Landes als die erniedrigende Ohnmacht nach außen hatten um's Jahr 1820 die allgemeine Meinung von der Macht dieses Staates so sehr geschmälert, daß selbst Staatsmänner seine Blüthezeit vorbei und sein Heruntersinken zu einer Macht zweiten Ranges vor der Thüre glaubten; — irrthümlich! In der Stille hob sich trotz aller Gegenstrebungen die Macht der öffentlichen Meinung parallel mit ihrer erweiterten Schulung und Erleuchtung, den Zwang und die Beschränktheiten des alten Partei-Orthodoxismus und -Fanatismus auflösend und immer energischer das allgemeine Interesse zum Leitstern nehmend. Canning und Huskisson sind die ersten wahrhaft hervorragenden Staatsmänner, die es zu gleicher Zeit unternahmen England nach außen von einer Concessionspolitik an die reactionären Festlandsmächte freizumachen und im Innern durch sociale Reformen die arbeitenden Classen aus dem Sklavendienste des Capitals zu emancipiren. Nach Canning's Idee stand im Fall eines Conflictes mit jenen Großmächten der ganze Liberalismus im Bunde mit dem Inselstaat; seine Rede von 1826, worin er grad' im Hinblick auf die ungeheure Macht Englands und auf einen allgemeinen Brand, der unter seiner Führung Europa erfassen könnte, den Krieg fürchtet, ist höchst bedeutsam: „Es würde

ein Krieg von furchtbarem Charakter sein; ein Krieg nicht blos zwischen fechtenden Heeren, sondern zwischen fechtenden Meinungen, wobei Großbritannien unter seinem Panier alle unzufriedenen und unruhigen Geister, alle über den gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Mißvergnügten schlagfertig treffen würde. Denn wahrlich, es ist eine Macht vorhanden, die unter Englands Führung furchtbarer werden könnte als irgendeine in der früheren Weltgeschichte in den Kampf gebrachte Macht". Dieses neu gewonnene Ansehen als eines aufgeklärt regierten Staates blieb im 4ten Jahrzehnt wohl erhalten unter Palmerston's geriebener, wenn auch nicht eben provocirender Haltung. Dieser mit seinem politischen Gewissen kokettirende Minister drückte immer seines Landes Ideen aus und hielt immer dessen Interessen aufrecht.

England zur Zeit des Napoleonismus. In dem großen Kampfe gegen den Bedrücker hat England allein Kraft und Consequenz bewiesen; Absolutismus und Büreaukratie des Continentes erschienen eben so schwach und ausgefault als volksverderbend. Aber die gewaltsame Kraftanziehung gegen den Dränger hatte selbst auf den Verfassungsstaat κατ' ἐξοχήν im argen Sinn übergewirkt, das königliche Machtelement verstärkt und die freiheitsfeindlichen Tendenzen fast unbeachtet zu ungehemmter Entfaltung gebracht. Der übergewaltige Zug nach rein nationaler Geltendmachung, welcher die in dem jüngeren Pitt sich verkörpernde Politik beherrschte, hatte die schlimme Folge, daß die Nation aus der Bahn selbstthätig organischer Fortbildung ihrer innern Lage herausgeworfen und in Ausnahmezustände hineingeführt ward, welche der Freiheit durchaus gefährlich wurden und überdies ein Torythum großwachsen ließen, das sich leider!, wenn auch mit noch so viel Unrecht, hernach immer wieder auf das Vortreten des großen Ministers steifte, auch die zur Verderbniß abgelebten Zustände absolut festhalten wollte und den Schlachtruf: König und Kirche! ausgab, um unter dieser Fahne alle Reform fernzuhalten. Das reactionäre Cabinet Castlereagh gab sich, was ganz mit den Neigungen des Prinzregenten zusammenstimmte, am Wiener Congreß und für die folgenden Jahre so ganz ans Interesse der Bourbons gefangen, daß vor dem Hegen und Pflegen der Emigrantendynastie alle andern Gedanken der englischen Festlandspolitik zurückgesetzt wurden. — Etwa drei Jahrzehnte ist England überwiegend im Geist

eines ziemlich beschränkten regelrecht royalistischen Torysmus regiert worden, der oft durch Mittelmäßigkeiten am Staatsruder vertreten war und von den Erinnerungen der Regierungsweise Pitt's zehrte, ohne seinen Geist zu besitzen. Das Glück war diesen Mittelmäßigkeiten günstig, indem es ihnen den größten der Siege, den über den furchtbaren Gegner Napoleon, in den Schoß warf; hier hatte schließlich einfach die englische Zähigkeit das Spiel gewonnen. Dieser Sieg half mächtig den conservativen Nationalgeist und die insulare Selbstgenügsamkeit tragen, die des rückeroberten Weltfriedens froh sich auf die Pflege der materiellen Interessen warfen. Gewiß aber schlug der durch die Julirevolution in Flammen ausgebrochene Funke selbst in dieses Land hinüber, welches seit den Uebergriffen der ersten französischen Revolution und des Napoleonismus am zähesten, feindseligsten und auch erfolgreichsten jede französische Einwirkung zurückgeschlagen hatte. Mindestens liegt der englischen Reformbewegung im Aufkommen der industriellen Mittelclassen dieselbe sociale Bedeutung zu Grunde.

Ein furchtbarer Capitalfehler im Nationalleben ist die bis in die neueste Zeit hinein wahrhaft erschreckende Vernachlässigung des Volksschulunterrichtes; wesentlich mit daran hängt das geistige und leibliche Elend des Arbeiterproletariats — neben dem höchsten Glanze die schwärzesten Schatten. Das „freie" England verstand bis auf den heutigen Tag den Begriff der Freiheit auch dahin Nichts lernen zu müssen, kennt also heute noch keine Schulpflicht; es blieb überhaupt der letzte unter den großen Culturstaaten, der nur irgend eine Sorge für die Volksschule auf sich nahm. Dieses Verhalten des Landes der industriellen Riesenfortschritte, des sonst wirthschaftlich und gesellschaftlich so reich entwickelten Staates ist wohl das erstaunlichste und erschreckende Zeugniß von der Vernachlässigung, welche selbst in unserm ‚erleuchteten' Jahrhundert der oberste Factor zur Hebung eines Volkes erfuhr. Mußte ja hier der Unterricht auf die Anerkennung als eines Gegenstandes der Weisheit und Fürsorge von seiten des Staates bis 1840 warten, und erfuhr die erste kleinliche Votirung von 30,000 Pfund „für öffentlichen Unterricht in Großbritannien" (1833), der allerdings wunderlicher Weise schon jahrelang Zahlungen für der Unterricht emancipirter Neger und für solchen in Irland vorausgegangen waren, erst noch einen Rückschlag! Eine schlimmste

Folge des ins Excessive getriebenen self-government, daß der Staat erst in jüngsten Zeiten zum Bewußtsein von seiner Pflicht kam das bis dahin als bloße Privat- und Corporationssache behandelte Unterrichtswesen als eine ihn irgendwie berührende Angelegenheit zu betrachten, was auch die rechtgläubige Kirche so lang' als möglich zu hintertreiben suchte, während sie selber die alten Unterrichtsanstalten schmählich verfallen ließ! Hochkirchen- und Hochtorythum standen in dem frommen Wunsche die Masse so lang' als möglich in der Dummheit zu bewahren dem Papstthum um Nichts nach. Hielt doch die hierarchische Befangenheit die meist von Quäkern betriebene Bell-Lancastersche Methode des gegenseitigen Unterrichts davon ab sich frei und voll zu entwickeln! Ja erst um 1816 kam's überhaupt nur zu einer durchgreifenden Untersuchung des Unterrichtswesens, welche die betrübende Thatsache ergab, daß in London allein 120,000 Kinder ohne alle Möglichkeit des Schulunterrichts aufwuchsen, daß in ganz England nicht mehr als 674,883 Kinder die Wochenschulen besuchten, für 447,225 einzig die 5100 Sonntagsschulen zugänglich waren und der Rest ohne alle und jede Erziehung blieb. Auch damals aber brachte man's noch nicht zu Reformen. Was ferner das höhere Unterrichtswesen betrifft, so erwiesen sich die alten Universitäten mit ihren mittelalterlich verknorzten Formen und Methoden keineswegs als Burgen des Lichtes, ja in vielen Stücken eher als solche der Finsterniß und der als Wissenschaft sich zustutzenden Orthodoxie auf den verschiedensten Forschungsgebieten.

Seit Brougham's Untersuchungs-Committee von 1816 ff. stoßen wir auf etwelche Entwickelung, die aber sehr langsam vorgeht und noch langehin ohne active Staatsbetheiligung bleibt. Statt 15,000 unfundirter Schulen von damals zählte man 1833 35,000, in denen eine Million Kinder Unterricht genoß; das System der Armen- und Freischulen aber, deren 3000 waren, stand erst in seinen Anfängen. Allgemein blieb damals noch jedwedes rationelle System in Vertheilung der Schulen über das Land hin ausgeschlossen, indem z. B. in Gebietstheilen wie Middlesex und Lancashire kaum für 1/20 der Bevölkerung gesorgt war; es mangelte noch jedwede Oberleitung, und vor Allem gebrach es an einem befähigten Lehrerstand, und der Unterricht in der Masse der unteren Schulen blieb überaus dürftig, so daß das harte Berufsleben meist jede Spur desselben in Bälde auswischte.

England ist das einzige protestantische Land, welches vermöge des eigenartigen Zuges seiner Reformation mit dieser im Erziehungs- und Unterrichtswesen eher rückgeschritten war; dieser Rückschlag wirkte nach bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Zwar schlug schon 1808 ein Schulreformer vor, die Regierung solle die Leitung des Unterrichts in ihre Hand nehmen; aber das Secten- und Dissenterwesen setzte sich wie gegen frühere so gegen die Pläne des Dr. Bell; doch gelang ihm 1811 die Bildung der National society, deren Thätigkeit so zahlreiche National schools gründete und dann auch die Dissenters in Action brachte. Zu gleicher Zeit entstanden die Lancasterschulen, aus denen hinwieder die British and foreign school society entsprang. Das University college 1828 ohne specifisch kirchlichen Charakter und das Kings college 1830 auf Grundlage der Landeskirche rivalisirten später. Erst im 4ten Jahrzehnt vermochte diese Reformbewegung größere Dimensionen anzunehmen, und es ist von Interesse anzumerken, daß die Ausdehnung der staatlichen Freiheiten (Parlamentsreform) auch diesmal der Vorläufer großer und erfolgreicher Strebungen für die nationale Bildung wurde. Mit dem ersten Staatsbeitrag war mindestens der Anfang gemacht zur Intervention des Staates auf diesem Gebiete. Das führte 1839 zur Einsetzung eines besonderen Departement für Erziehung. Damit vollzog sich auch die Umwandlung und Erweiterung der Idee eines von der Kirchgemeinde geleiteten und mit ihrem besonderen kirchlichen Charakter behafteten Schulunterrichts in diejenige eines wahrhaft nationalen; die beiden Vorstellungen bekämpften sich von nun an, und der Staat arbeitete auf die Nationalisirung der Schule hin. Normal- und Musterschulen, Lehrerbildungsanstalten folgten. Unterdeß machten auch Corporationen und Privaten derartige Anstrengungen für Hebung des Unterrichtes, daß hier wieder einmal klar wurde, was das britische Volk vermag, wenn es sich thätig auf ein bestimmtes Ziel richtet. Zahlreiche Gesellschaften der verschiedensten Art riefen eine Masse öffentlicher und privater Schulen hervor. Den ersten Platz unter den Corporationen behauptet die „University of London“, 1837. Die Zahl der öffentlichen sowohl als der Privatschulanstalten mit dem Zweck allgemeiner Bildung, gegründet seit 1830, ist außerordentlich groß. Die aus localen und privaten Quellen stammenden Beträge für Unterrichtszwecke gehn unvergleichlich über das vom

Staate Geleistete hinaus; in allererster Linie stehen hier die alten reichen Stiftungen.

Man beachte wohl, daß in jeder Richtung und auf allen Stufen der öffentliche Unterricht in England zufolge der besondern Einflüsse, aus denen er herausgewachsen, wesentlich verschieden ist von demjenigen auf dem Continent; Organisation und Methode weichen aufs Stärkste von diesem ab.

Der Unterricht in Schottland entwickelte sich aus und nach den Ideen des Reformators John Knox, und die auf diese weiter bauenden Bestimmungen des Gesetzes von 1696 haben sich in ihren Grundzügen bis heut erhalten; das System ist stationär geblieben, während die Gesellschaft vorwärtsschritt. Die Vorwürfe, welche das schottische Institut der Parochialschulen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Bevölkerungszustände des Jahrhunderts treffen, hat ein englischer Autor in folgende vier Punkte zusammengefaßt: It does not apply to cities and burghs, which is leaft to the operation of private entreprise and competition of sects; it is inadequate in the case of parishes in which a large manufacturing population has sprung up; it is unmanageable in many cases from the great extent of the parish; and there is no provision for securing adequate school accomodation. Bildung und sociale Stellung der Lehrer an den parish schools haben gegen früher abgenommen, da die Gehalte troß einer kleinen Aufbesserung vom Jahr 1802 in keinem Verhältniß mehr stehen zu den Lebensbedürfnissen der Gegenwart. Den großen Erfolg aber hat das System gebracht, daß elementare Erziehung ins Gros des Volksstammes gedrungen und selbst die armen Classen erfaßt hat, was wieder dazu mitwirkte diesem von der Natur in keiner Weise begünstigten Winkel des Reichs ein Gewicht zu geben, das seine Ausdehnung und Bevölkerung wie seine Hülfsmittel übersteigt. Daher die zahlreichen zur Auszeichnung gekommenen Männer aus diesem Stamm. Endlich hat es zur Ausgleichung der Stände bedeutsam mitgewirkt.

Auch hier wie überall ist der stärkste Hemmschuh rationeller Ausbildung des Unterrichtes das kirchliche Bonzenthum; die Hochkirche ist so steif bornirt wie irgendeine der Welt, und die Secten sind zumeist nicht besser. Das rückläufige Torythum erweist sich jederzeit am hartnäckigsten in religiösen Fragen, um ja keinen Stein aus den staats-

kirchlichen Vorrechten herausreißen zu lassen. Noch 1823 und 24 konnte nicht einmal der Vorschlag durchdringen, den Priestern und Predigern jeglicher Confession die kirchliche Einsegnung der Ehe nach ihren Ritualen zu erlauben, und der alte Kanzler Eldon zeterte: das würde eine Schmach und Herabwürdigung der Kirche von England sein.

Eine etwelche Ausgleichung zu der furchtbar vernachlässigten Volksbildung liegt in der Macht und dem Einfluß einer meisterhaft organisirten, durch Männer von Geist vertretenen und auch beim Auslande mit Recht hoch angesehenen Presse, die im Ganzen bedeutend über der continentalen steht. Empfindlich offenbar machte sich diese Gewalt zum ersten Male, als Cobbett's political register für Parlamentsreform annähernd einer Million Leser die politische Nahrung und das Losungswort für ihr Verhalten zuführte.

England hat sich ganz im Stillen zu jener industriell-mercantilen Weltmacht ausgebildet, welche den Weltverkehr umgestaltete und mittelst ihres Credites und Gewinnes es ertragen konnte in den 23 Jahren von 1793 bis zum Sturze des verhaßten Kaiserreichs 426 Mill. 800,000 Pfd. aufzunehmen, die zu Kriegszwecken verbrauchten Summen und andere Staatseinkünfte hinzugerechnet 50 Milliarden Franken aufzuwenden. Hauptmotor ist die Dampfmaschine; durch ihr Mittel wuchsen die 3000 Baumwollweber im Lande allmälig zu 80,000 an; durch ihr Mittel wurde das Inselreich und hernach auch der Continent mit Dampfbooten übersäet und die Länder kreuz und quer mit den Netzen der Eisenbahnschienen überdeckt. — Daran knüpft jene gefürchtete Seeherrschaft, welche seit dem Tage von Trafalgar völlig unbestritten war, — der im Lande viel höher geschätzte Ersatz für den gesunkenen Festlandseinfluß. Das ergänzende Element ist die sehr gepflegte Colonialpolitik; nach Ausdehnung und innerer Ausbildung hat das englische Colonialwesen den kolossalsten Aufschwung genommen, am raschesten in Australien. Aus Deportirten in der Eigenschaft von Strafcolonien erwachsen, dann durch deren Nachkommen, die Emancipisten, schnell zu geregelter Thätigkeit und namhaftem Wohlstand gediehen, hoben sie sich insbesondere unter dem Gouverneur Macquarie zu wesentlich freien Gemeinwesen, in denen nach der Reihe die Deportation aufgehoben werden mußte (Westaustralien ausgenommen).

Ein Alles verschlingender Abgrund sind die Bedürfnisse des englischen Armenwesens. Bis 1834, da das Reformministerium ein neues Armengesetz einführte, litt das Land furchtbar unter der gradezu als sociales Krebsübel wirkenden Armentaxe, die sich seit dem Anfang des Jahrhunderts um nahezu 300 % gesteigert hatte, während der gleiche Zeitraum eine Vermehrung der Bevölkerung um nur 75 % aufweist. — Das sociale Haupthülfsmittel der Massen ist dagegen das freie Zusammentreten zu Consumtions-, Productions-, Spar- und Bankgesellschaften aller möglichen Nüancen (erstes durchschlagendes Beispiel bankähnlicher Sparcassen — zinstragende Depositengelder — 1810 die friendly society eines schottischen Landpfarrers).

Wie auch die englische Geschichte sich entwickle, Triebrad der ganzen Staatsmaschine ist das Unterhaus; kurz abgebunden sagt ein Engländer: the power of the Commons is supreme, oder nach einer andern Stimme: das Unterhaus enthält in sich die Autorität der Krone, die erhaltende Kraft des Adels und zugleich die bewegende Macht der Demokratie.

In den letzten Zeiten geht England entschieden zurück, auf allen Gebieten, selbst denen der unbedingten früheren Meisterschaft; seine Politik ist eben so unredlich und fruchtlos als seine heuchlerische Kirchengläubigkeit, sein industrielles Uebergewicht durch Concurrenz gefährdet.

Unter den Staaten zweiten Ranges hat keiner eine Geschichte von so durchschlagender Wendung wie Italien, dem das Glück geworden, seine Restauration nicht erst von dem Zusammenbruche der Türkei erwarten zu müssen.

Die Einzelstaaten der so lang' unglücklich zerrissenen Halbinsel haben die merkwürdigsten Stöße und Gegenstöße erlebt, den härtesten, als sie aus den Tag schaffenden Neuerungen der kurzen französischen Periode mit Einem Schlag in die mittelalterliche Finsterniß zurückgeworfen wurden. Wie es auch heute stehe, dieses Land hat seit der neuen europäischen Staatenordnung österreichischen Angedenkens einen mächtigen nationalen Vorschritt gethan; aus der tiefsten politischen Erniedrigung, die niemals größer war als seit dem Sturze des Napoleonismus, hat es sich vermöge eines hoch zu achtenden sittlich-politischen Läuterungsprocesses zur nationalen Selbständigkeit emporgeschwungen, und alle schreienden Mißbräuche dürfen uns die Hoheit

dieser Lebensäußerung nicht verdecken, die um so hervorragender ist, als die Nation aus den Kämpfen der napoleonischen Zeit Nichts herüberrettete als etliche spornende Erinnerungen und als der Wiener Congreß auch hier die Stimme eines ganzen Volkes schmählich überhörte. Die fremdländischen Dynastien und der bastone tedesco und über Allem das Pfaffenregiment wurden wieder hergestellt und die nationalen Republiken begraben gelassen. Was blieb denn damals der Nation Anderes möglich als sich einzuwühlen in das gefährliche Unwesen der Secten und Geheimbünde und Verschwörungen, aus denen trotz Allem und Allem der Kern der Nationalitätsidee sich herausgelöst hat, überhaupt das politische Denken, das diesem an jedweder Bildung und am furchtbarsten an derjenigen für's öffentliche Leben lang und gründlich verwahrlosten Volke erst wieder anerzogen werden mußte. Und doch waren in diesem Volke die stolzen altrepublikanischen Erinnerungen, ja die noch graueren Weltherrschaftsgedanken nie erloschen, und sie bäumten sich am schroffsten gegen den Druck der fremden Gewalten.

Nicht stark genug kann betont werden, was trotz des napoleonischen Despotismus diese Nation der französischen Besetzung verdankt: es ist nichts Geringeres als die zum ersten Male seit dem Untergange des weströmischen Reiches eindringlich in die Nation hineingetragene und schon durch die gleichförmige Gesetzgebung und Verwaltung lebendig vordemonstrirte Idee vom Einen Vaterlande, ganz im Gegensatze zu Metternichs „geographischem Begriff“, auf den er Italien herabsetzen wollte: Ein italienisches Banner, ein italienischer Staat, eine kriegstüchtige italienische Armee, Mailand als Centrum der geistigen und administrativen Kräfte aus fast allen Theilen der Halbinsel; die Bekanntschaft mit französischer Wissenschaft und den besseren Einrichtungen dieses Landes, die Schulung im Auslande. Daher erklärt sich, daß noch ein Menschenalter später genug alte Bürger und Bauern sich fanden, die mit Begeisterung von der Zeit redeten, da sie unter den napoleonischen Fahnen die Welt kennen lernten. Dieses Wiedererwecken des zuvor völlig versunkenen Gedankens einer Einheit Italiens, das bewegliche Leben und Verkehren entgegen dem hergebrachten beschränkten Particularismus haben zur Einigung und zur Befreiung der Nation von jeder Fremdherrschaft weitaus mehr beigetragen, als damals die Landeskinder selbst irgend

ahnen konnten; unsere Generation hat die reife Frucht jener Tage geerntet. Es brauchte bedeutende Köpfe wie Cesare Balbo, um das unbestimmt zu ahnen, wie er schon meinte: Sottentrò, è vero, che i fatti dimastraron poi sogno del regno unico Italiano; ma se, caduto il sogno, saprà serbarsi la realità dello spirito nazionale, se la fine del secolo nostro non sarà del tutto indegna del principio, forseche questo diventerà Era a migliori destini d'Italia. Und unzweifelhaft richtig hat derselbe große Geschichtschreiber die Einwirkungen jener Periode charakterisirt wie folgt: „Wohl war damals Italien unbedingt dem Ausland unterworfen; aber keine Zeit war so heiter, thätig, vielleicht nützlich, beinahe groß und glorreich wie diese! .... In Summa: Es war Knechtschaft — ohne Zweifel; aber sie hatte Theil an der Aufregung, an der Lebensfreudigkeit, am Stolze der Herrscher. Man hielt Etwas auf sich, und so fing man seit diesen Jahren wieder an mit mehr Liebe und Ehre den Namen Italiens auszusprechen, auf das gesammte Italien zu schauen; die municipalen und provinziellen kleinlichen oder vielmehr häßlichen Neidereien, welche seit so vielen Jahrhunderten und eben noch in den utopistischen Eintagsrepubliken gewurzelt hatten, begannen zu fallen". Allerdings war das Gute an dieser Herrschaft mit ungeheuren Opfern erkauft, wovon die zwei einzigen Zahlen reden: aus dem spanischen Kriege kehrten von 30,000 Italienern kaum 9000 in die Heimath zurück, und von 27,000 Mann überlebten kaum 1000 die Schrecken des russischen Feldzugs.

Was nachher folgte, mag wieder derselbe hochgebildete Italiener bezeugen, dem wir das Schlimme um so eher glauben dürfen, als er ja ein getreuer Anhänger seiner piemontesischen Dynastie war und blieb. „Alle restaurirten italienischen Fürsten kehrten mit den Affecten, mit den Vorurtheilen von Emigrirten zurück; alle restaurirten die alten absolutistischen Formen, der gute König von Piemont schlimmer als die anderen." So zog sich denn bei dem leidenschaftlichen Volk alles politische Leben sofort ins Dunkel zurück; die „sette", geheime Gesellschaften, die den Boden des ganzen Landes unterwühlten, waren ein Zeichen der ungesunden Säfte und der unbefriedigten Bedürfnisse, trotz allem Schaden, den sie anrichteten, eine wenn auch leidige Vorschule des politischen Denkens und Sprechens.

Italien war eines der von den Diplomaten des Wiener Con-

gresses mit der größten Willkür und Nichtachtung behandelten Länder und hat die Folgen der 1815er Abmachungen über ein Menschenalter hinaus in verkrüppelter Geschichte zu verwinden gehabt. Man wollte ihm nicht einmal das zugestehen, was man Deutschland hatte zugeben müssen, ein Föderativbündniß. Es sollte ein geographischer Name und unter dem bestimmenden Einfluß Oesterreichs erhalten bleiben, eine Lehre, die dieser Staat natürlich am eifrigsten predigte. Selten sind einer Nationalidee mehr äußere und innere Widerstände entgegengeworfen worden; es giebt darum auch wenig überraschendere, wenige vernehmlicher von ungeahnter, unerschöpflicher Lebenskraft einer Nation zeugende Thatsachen der Geschichte, als das Emporringen dieser unter den verschiedenartigsten Formen der Knechtung von innen und außen leidenden und überdies durch alten Stammhaß und mannigfachste Blutmischung zerrissenen Völkerstämme zur einheitlichen Nationalidee auf den Zuschnitt der constitutionellen Monarchie. — Bornirte Uneinsichtigkeit, wenn noch 1847 der abgefeimte österreichische Staatskanzler den vier Höfen seine schimmelig gewordene Weisheit vom bloßen „geographischen Namen“ neu aufwärmte, noch nach Pius IX. Thronbesteigung den Cabinetten erklärte: die Vereinigung der italienischen Staaten sei unmöglich, die Idee absurd! — Ganz treffend aber hatte schon der erste Napoleon die drei Hindernisse bezeichnet, welche sich der Einheit Italiens entgegenstellten: die Herrschaft der fremden Mächte über einen Theil des Landes, den Sondergeist der einzelnen Stämme, den Wohnsitz der Päpste in Rom. Der schlaue Corse hätte sich wohl nicht träumen lassen, daß der Nationalgeist binnen so Kurzem, zur Zeit seines Neffen und unter seiner theilweisen Beihülfe über alle drei Herr werden würde.

Zwischen 1815 und 35 hat das Land nach demselben Balbo eigentlich nur eine aus folgenden Elementen zusammengesetzte, eine unterirdische Geschichte: die sich gegenseitig gebärenden und auflösenden Revolutionen und Reactionen, die in falsch-liberalen Tendenzen ausschweifenden und die reactionären Secten, die geheime Polizei. Am meisten wurde hier die Religion als Parteiwerkzeug mißbraucht. Man kennt die ungeheuerlichen Rückschritte als Gegenspiel der französischen Zeit. Sie sind alle von der Natur jenes sardinischen, wo es ohnehin nicht am schlechtesten stand, wo aber gleichwohl während der Restauration ein Census für den Schulbesuch eingeführt war, damit

ja das Volk vor allem Gifte der Aufklärung bewahrt bleibe! — An dieser Nation sind überhaupt die moralisch verwerflichsten Regierungsmittel ohne Scheu durchprobirt worden. So datirt noch aus dem Jahre 1832 folgender Erlaß des saubern Herzogs Franz von Modena: „Sollte der Fall eintreten, daß man durch geheime Denunciationen oder Zeugnisse ohne Ausnahme zur moralischen Gewißheit eines Verbrechens gelangte, so werde man sich begnügen auf dem Polizeiweg (ohne Gerichtsverfahren) dem Delinquenten eine außerordentliche, ungleich mildere als die gewöhnliche Strafe aufzulegen, womit beinah immer die Verbannung verbunden sein würde". Seit den niedergedrückten Aufstandsversuchen ward das Land noch tiefer herabgebracht. Ueberdies gab schon die neapolitanische Bewegung von 1820 Anlaß zu einer allgemeinen europäischen Calamität: das Troppauer Protocoll wollte ein ganz neues internationales Recht einführen, die Intervention der Großmächte zum Schaden der Unabhängigkeit aller kleineren Staaten so wie der Freiheit überhaupt. Das fand England bald heraus, zog sich mehr und mehr von der Allianz mit den nordischen Mächten ab und in seine insulare Politik zurück. — Kurz vor der Zeit, da sein Stern neu aufgehen sollte, was eine harte Selbsterkenntniß und Selbsterziehung der Nation brauchte, war das Land erst recht in den traurigsten Zustand versunken; seine politische Geschichte seit 1830 ist die der tiefsten Erniedrigung, und diese spiegelt sich in der Schlechtigkeit der meisten Landesregierungen, in den Zwangsmaßregeln und Strafen gegen jeden Versuch freier Bewegung, welche durch die verbündete kirchliche und weltliche Reaction niedergeschlagen werden sollte, in dem Uebergewicht Oesterreichs und seines Systems. Eine allgemeine geistige Entmuthigung und Verfinsterung schien sich unausweichlich auf die Nation zu legen. Da eben vollzog sich die innere Wandlung. In der seit den 40er Jahren sich entwickelnden Bewegung ist ganz entschieden das rein nationale Element, das viel verspottete: „L'Italia farà da se" als Haupttriebrad voranzustellen. Ganz Recht hatte damals der französische Gesandte in Turin mit Erklärungen geradezu prophetischen Gehalts auch nach der Seite, daß Frankreich das Italien, das schließlich seine Hülfe haben mußte, sich nicht verpflichtet hat, um so weniger, als es sich die Hülfleistung theuer genug zahlen ließ.

Im öffentlichen Leben der Nation hat sich seit jenen Jahren vor den Augen aller Welt ein sittlicher Läuterungsproceß vollzogen, der

nothwendige Vorläufer der einheitlich nationalen Wiedergeburt, wovon einzig das beschränkte österreichische Regiment in Oberitalien Nichts verspürte oder spüren wollte; es ist die sittliche Einkehr des Volkes in sich und der Ernst, der sich bestimmte, klare Ziele setzt und die zu ihrer Erreichung erforderlichen Opfer zu bringen bestrebt ist. Merkwürdig übrigens, wie zur Zeit der 48er Revolutionskrisis bereits ganze Schichten der österreichischen Bevölkerung, wie sogar conservative Staatsmänner und die Spitzen der Finanzwirthschaft das friedliche Fahrenlassen der Lombardei auch für den Kaiserstaat rathsam und ersprießlich erklärten, unter der Bedingung allein, daß jene einen Theil der Staatsschuld übernehme und ihre Handelsverbindung mit dem Hauptlande beibehalte! Merkwürdig, wie überhaupt entgegen dem alten Metternich'schen Oesterreich Föderativgedanken im Sinn eines lockeren Bundesstaates auftamen! — Durfte ja damals der englische Gesandte in Wien seiner um Vermittlung in der italienischen Sache angegangenen Regierung schreiben: „Oesterreich ist geneigt Alles aufzugeben, mit Ausnahme derjenigen Theile des venetianischen Gebiets, welche zur Vertheidigung Tyrols und zur Verbindung zwischen Wien und Triest erforderlich sind". Und schlug in der That die österreichische Regierung verschiedene Projecte vor, welche von der bloßen Personalunion bis zur vollständigen Abtretung auf eine Grenzlinie hin zwischen Mincio und Etsch übergingen und auch dem bei Oesterreich verbleibenden Venetianischen nationale Verwaltung zusagten. Aber kurz, das italienische Volk hat, wie arg auch noch die Mißstände seines Charakters, seines öffentlichen und privaten Gebarens sind, eine ganz erhebliche Läuterung in sich durchgemacht, gehoben von dem Einen und einzigen Grundgedanken. Ohne sie wäre ihm die Erringung der Einheit und Selbständigkeit nicht möglich geworden. In den 40er Jahren wirkte der Ruf: Italien! auf Aller Lippen wie ein reinigendes Feuer, gegen die Fremden hernach wie ein verzehrendes.

Trotz aller Einwürfe, die man gegen das Vorgehen des großen Agitators Mazzini erheben mag, behielt er Recht, wenn er im Herbst 1847 verkündete: „Die unsicheren und rückschreitenden Schritte werden das Gesetz, welches die Ereignisse regelt, nicht ändern; der Anstoß ist einmal gegeben, und wohl oder übel wird er vorwärts gehn; die Italiener sind Bursche von guten Instincten, obzwar sie keinen Schatten von politischem Verstand und Erfahrung haben ....

Der Augenblick kommt, wo das Volk begreift, daß es, wenn es eine Nation sein will, sich dazu mit eigenen Händen machen muß, und es wird in Manifestationen ausbrechen, welche Oesterreich mit oder ohne Zustimmung der Fürsten zur Invasion drängen werden. Wenn dann die Italiener irgend einen Schatten von Muth und einen Funken von Ehre haben, dann wird der Kampf beginnen". Und er begann.

Es ist eines der besten Schlußresultate, die der neueste Geschichtschreiber Italiens einstimmend mit Jakob Grimm aus den Geschicken dieser Nation gezogen hat: „Kein anderes Volk ist an der geistigen und staatlichen Erstarkung Italiens so betheiligt wie das deutsche; beide haben ähnliche Aufgaben, beide dieselben Feinde, innere wie äußere".

Die wesentlichste der politischen Fragen war für die Halbinsel die Stellung von Oesterreichisch-Italien, allgemein von Oesterreich zu Italien.

Aus System und Interesse war und blieb Oesterreich der ärgste Feind der italienischen Einheit und Unabhängigkeit, und mit Fug wurde jener Ausspruch der Schrift L'Austria e la Lombardia: die österreichische Regierung sei Italien unter allen Bedingungen feind, durch Natur, durch Wahl und durch Nothwendigkeit — in kürzester Zeit Glaubenssatz aller Gebildeten; hier einmal sollten die Früchte rasch reifen.

In zwei Dingen hat die Geschichte hier so recht ihre Ironie herausgekehrt; beide beleuchten die Frage: wie Oesterreich sich aus Italien hinausbrachte?

Reuchlin fragt: „Wer mahnte Italien zuerst an seine verlorene und wieder zu erringende Nationalität? — Oesterreich, als es im Feldzug von 1809 auch in Deutschland die nationalen Kräfte zu seinen Fahnen rief. Und durch wessen Mund? Durch den Mund des damals 27jährigen Erzherzogs Johann, 1848/49 Reichsverwesers deutscher Nation". Indem dieser die Italiener Sklaven Frankreichs nannte und sie mahnte gleich den Spaniern und Tyrolern sich zu erheben und vom Ausland unabhängig zu machen, dachte er jedenfalls nicht daran, welchen Gebrauch dieses Volk von seiner Lection gegen sein eigenes Oesterreich machen könnte. — Und zweitens: Die von Oesterreich so lange zum Schaden der Völker und der Freiheit geübte Interventionspolitik sollte schließlich auf den Anstifter selbst zurück-

fallen. Als sich Oesterreich in der Revolutionszeit von 1848/49 so sehr gegen die Einmischung Frankreichs und Englands in seine oberitalienischen Verhältnisse sträubte, mußte es wohl das Gedächtniß verloren haben oder dann, sich an Stärke überschätzend, den alten vagen Erfahrungssatz als Recht proclamiren wollen, daß Einmischung und Zwang nur gegen den Schwachen erlaubt seien.

Zur Regierung Oesterreichs in Italien sagt das famose Wort: „Oesterreich hat sich aus Italien hinausgeschlagen" — das Bündigste und Kürzeste; es bezeichnet mit Wucht die Regierung durch Prügel und den Corporalstock. Der „gute" Kaiser Franz ließ auf dem Spielberg die Beichte durch einen Polizisten bewachen und den Gefolterten die Höllenstrafen als Fortsetzung der Qual androhen. Auch sonst glaubte man in Italien an die Ausnutzung der Beichte zur Ausforschung der italienischen politisch Gefangenen. Reuchlin bemerkt: „Wir können drei Methoden unterscheiden, nach welchen die Lombardo-Venetianer seit 1814 von der österreichischen Regierung behandelt wurden: eine vorherrschend büreaukratische, eine standrechtliche und schließlich die nothgedrungen versöhnliche, welche von der Bevölkerung nur zu sehr als solche erkannt wurde". — Knechtung auf geistigem, Ohnmacht und Nichtigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete, dort hassenswerth, hier verächtlich — der Sturz dieses Systems ward, von allen Seiten betrachtet, eine unausweichliche Nothwendigkeit.

Den Geist d. h. Nichtgeist dieses Regimentes zeichnet das einfache Vorhandensein einer Censur der Art, daß man das Censiren der Bücherkataloge bei Erbschaften so wie der Hochzeitsgedichte und der Lobpreisungen von Heiligen als die Hauptbeschäftigung ausgeben konnte. Allerdings brachte die Knebelung der Presse es dahin, daß vor den 40er Jahren eine öffentliche Meinung sich gar nicht bildete, daß die Volksstimmung keinen Laut gab, daß allerhöchstens der angeborene Witz da und dort in Spottreden sich entlud, welche am liebsten die schlechten und theuren Producte der Regie trafen.

Die Unhaltbarkeit dieser Herrschaft stieß endlich auch den Cabinetten auf; 1849 äußerte sich Palmerston ganz klar: „Es wäre gewiß viel weiser von der österreichischen Regierung und würde ungleich mehr zur reellen Stärke des österreichischen Reiches führen, wenn man dieses Volk einer Herrschaft entließe, welche es stets als ein Joch ansehen wird, und die günstige Gelegenheit ergriffe mit ihm ein schönes,

gerechtes Geldabkommen über seine Trennung von der Kaiserkrone abzuschließen". Er sieht und sagt bestimmt voraus, was übrigens kein einsichtiger Politiker sich verbergen konnte und was nach kürzester Zeit wirklich kam: daß nämlich die Italiener die erste Gelegenheit ergreifen würden, um in einem neuen Aufstande das ihnen nach der 1849er Unterdrückung noch zehnfach verhaßtere Fremdenjoch vollends abzuwerfen; daß im günstigsten Fall ein unverhältnißmäßiger Geld- und Kraftaufwand zu ihrer Wiederunterwerfung erfordert würde; daß dann aber höchst wahrscheinlich fremde Hülfe werde gesucht und gefunden werden, was Oesterreich leicht mit einem übermächtigen Gegner zusammenbringen dürfte; daß endlich selbst ein europäischer Conflict, falls ein solcher sich entspänne, wahrscheinlich als Endresultat hätte Oesterreich um alles Land südlich der Alpen zu bringen. — So ward Oesterreich in der 48er und 49er Revolution aufs Eindringlichste und Lebhafteste zum freiwilligen Aufgeben der widerhaarigen italienischen Besitzungen gemahnt, und zugleich tauchte damals schon der Gedanke auf, daß die natürlichste Bestimmung jenes Reiches die wäre sich zum Haupt eines großen slavischen Donaustaates zu erheben, woran es durch „die italienische Narrheit", die ihm auch sonst unheilbringend werden möchte, gehindert sei. Nicht blos der Verfasser des interessanten Buches „Italia e Francia nel 1848" redete Oesterreich im Sinne folgender prophetisch gewordener Worte an: „Deine Herrschaft in Italien ist gehässig und wird sich immer unmöglicher machen. Du wirst eines Tages alle deine Besitzungen in Italien verlieren und zwar vielleicht in einem Augenblicke, wo du keinen Ersatz für deinen Verlust wirst finden können. Mache dir alle sich darbietenden Gelegenheiten zu nutze, dich einer Entschädigung zu versichern! Sei der Verbündete Frankreichs und Englands, um Rußland die Donauprovinzen zu entreißen, welche dann dir gehören werden! Dieses ist die normale Entwickelung der österreichischen Macht, welche sich an die Spitze einer Donauconföderation stellen muß. Mißkennt ihr eure Mission so weit, daß ihr nicht Nutzen aus den Umständen zieht, so wird Oesterreich unvermeidlich zwischen dem Slavismus, dem Deutschthum und dem italienischen Element erstickt".

Es muß selbst dem Metternich, in dessen Kopfe und dessen Büreauzirkeln öffentliche Meinung und Nationalgeist Worte ohne Sinn waren, vor einer drohenden Zukunft geschwant haben; so schreibt er

kurz vor 1848 an den alten Feldmarschall das zukunftschwangere Wort: „Waren einst (er meint, als sie Beide mit einander in jungen Jahren schwere Zeiten durchgerungen hätten) große Anstrengungen nöthig, so waren jene Zeiten doch nicht so schlimm wie die gegenwärtigen; denn mit Körpern wissen wir wohl zu ringen, aber es ist für uns nicht so leicht gegen Larven und Phantasiegebilde zu streiten; und doch ist dies unser unablässiger Krieg, seit es sich ereignet hat, daß ein liberaler Papst in die Welt gekommen“.

Ziehen wir die Schlußrechnung: Für die gebildeten Stände die Fremdherrschaft mit Spionage und Gensdarmerie und dem gewaltsamen Niederhalten aller und jeder geistigen Bewegung, für die Massen Aussaugung und Plackerei zu Gunsten des Gesammtstaates. Gegenüber der allerdings nicht minderen Ausnutzung und Knechtung von Paris aus meint ein kenntnißreicher Beurtheiler der Wiener Bevormundung, sie sei „die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, eine stupide Glückseligkeit“ gewesen. Bildung und Verständniß war jedenfalls beim österreichischen Beamtenstande hier so wenig zu suchen als zu Hause, Wohlwollen natürlich viel weniger.

Auf Ausbeutung weisen auch die materiellen Leistungen des Königreichs Lombardo-Venetien im Verhältniß zum Gesammtstaat: Eine im Jahre 1843 angestellte Berechnung ergab ca. 63½ Mill. Lire, die seit 1815 in die Staatscasse geflossen seien, und nur etwas über 10 Mill. Ausgaben für das Königreich. 1847 berechnete Correnti in frappanter Zusammenstimmung mit jener ersten Angabe den Ueberschuß zu Gunsten der Staatscasse auf 57 Mill. Ferner constatirten 1840 die Berechnungen von Becher, daß das Königreich mit nicht ⅛ der Bevölkerung ¼ vom Einkommen des Gesammtstaates leiste, daß in Ungarn auf den Kopf 1 fl. 25 kr. Staatsausgabe komme, im italienischen Königreich 7—8 fl. Dafür hatte dieses den mißlichen Vorzug, auf 260 à 270 Seelen eine zu haben, die (wenn überhaupt da) in einem Staatsbeamten steckte, Ungarn 1 auf 1497 Köpfe. Hinzu kamen die bedeutenden Provinzial- und Gemeindelasten. Noch schöner, wenn der Finanzminister der Revolution (Krauß) Recht hat: Lombardo-Venetien zahle jährlich 110 Mill. Lire Steuern, die Local- und die allgemeinen Staatsausgaben, darunter in erster Linie der Antheil an Verzinsung der Staatsschuld und am Militär, beliefen sich auf 85 Mill., demnach bleiben dem Gesammtstaat 25 Mill. jährlichen

Reingewinns. Kein Wunder, wenn das geld- und creditarme Kaiserreich die herrliche Provinz nicht wollte fahren lassen.

Der nächste Reibungspunkt Oesterreichs war das Haus Savoyen: Durch die neuen österreichischen Besitzungen war dieses in seinem Piemont einer Gefahr ausgesetzt, welche eine in seinem Namen gefertigte Denkschrift zu Handen Englands richtig heraushob: Rang und Unabhängigkeit des einzigen in Italien regierenden italienischen Fürsten waren durch diese Spolien Oesterreichs im höchsten Grade gefährdet. Und schlagend richtig rechnete dieselbe Schrift vor, daß diese ungemeine Vergrößerung des Kaiserstaates in Italien, für Sicherheit und Unabhängigkeit des Ganzen durchaus nicht erforderlich, keine anderen Früchte haben werde als die Knechtung des Landes, die Zerstörung des politischen Gleichgewichts im Süden von Europa, ohne doch Oesterreich wahre und solide Vortheile zu schaffen. „Denn Italien ist von Deutschland durch die Alpen und durch die Nationalität für eine Assimilirung zu sehr getrennt. Noch keinem der Staaten, welche einen Fuß in der Halbinsel haben wollten, hat dies zum Segen gereicht". — Alles Dinge, die heut als geschichtlich bewiesene Thatsachen hinter uns liegen! Eine wahrhaft tragische Figur in dem nationalen Kampfe spielt der unglückliche Sardenkönig Karl Albert, dessen düsteres und nobles Ende nach dem Unglückstage von Novara für manche Schwächen, Schwankungen und Einseitigkeiten dieses irren und zerrissenen Lebens aussöhnen mag. Waren ja er und sein Piemont durch Oesterreich schmählich von allen Neuerungen abgedrängt, seine und seines Staates Kraft gefesselt worden!

Piemont war's, voran seine Carbonari, von dem der Gedanke der nationalen Einheit ausging, Austreibung der Fremden, Ein Reich unter einheimischem Regenten. So mußte es Oesterreich, das alte, absolute Oesterreich auf Piemont absehen, weil dieses in der von seinen Fürsten endlich festgehaltenen constitutionellen Gestaltung an sich eine lebende Demonstration war gegen sein verrottetes System. Jene Treue aber hat dem Hause Savoyen-Carignan mit Wucher gelohnt.

Und doch, wie hatte es ganz kurz zuvor in dem armen Ländchen noch dreingesehen? Erst in Folge der 48er Ereignisse ging Piemont eine ungeheure sociale Umgestaltung ein; vorher wurde es so sehr in pfäffischem Style verwaltet, daß man es förmlich eine Brut-

und Pflegestätte der Clerisei nicht blos, sondern trotz aller Rivalität gar Oesterreichs heißen und das Leben in der Lombardei als geistig freier bezeichnen durfte, weil da wenigstens der Josephinismus noch nachwirkte. Dort hingegen herrschten im Familienleben, in der niedern und höheren Schulerziehung, in dem vom Hof angegebenen Ton, in den blutigen Albertinischen Strafrechtsbüchern die ultramontanen Legitimitätstendenzen. Auch nach außen: Karl Albert unterstützte den spanischen Don Carlos und wollte mit Oesterreich zusammen dasselbe thun für den schweizerischen Sonderbund. Im Innern aber stand es so: Die Cattolica und ihre Fanatiker im Besitz aller Gunst und aller Stellen und der König durch sie bis in seine Privatbeziehungen hinein überwacht; die Volksschule bis 1845 systematisch vernachlässigt, die Mädchenschulen in den Händen von weiblichen Orden, Filialen der Jesuiten, alle Lehranstalten unter dem Drucke des Clerus, die Gymnasien förmlich in der Hand der Jesuiten, viele schlecht unterrichtete Söhne adliger Familien in geistlichen Faullenz erstellen versimpelnd. Man merke sich blos zwei Einzelheiten: Die weiblichen Zöglinge wurden darauf verpflichtet auch nach ihrer Verheirathung an einem bestimmten Wochentage sich wieder bei den Lehr- oder Ordensschwestern zu stellen. Der Student mußte jeden Monat seinen Ausweis beibringen, daß er gebeichtet habe, und zweimal im Jahre wurden die Vorlesungen behufs geistlicher Exercitien unterbrochen und die Studenten acht Tage lang mit drei bis vier Predigten pro Tag gefüttert.

Als später (1855) Cavour die vornehm faulen Domcapitel, die Pfründen ohne Seelsorge und die keiner nützlichen Beschäftigung gewidmeten Klöster aufhob, durfte er nach guten Erfahrungsgrundlagen mit der Wahrnehmung fechten: die Statistik weise unter allen Breitegraden nach, daß die Zahl der Mönche und der Volkswohlstand mathematisch gerad' in umgekehrtem Verhältnisse stehen; auch die Religion könne bei ihrer Abschaffung nur gewinnen.

Aehnlich ward es in Neapel getrieben; diese Bourbons waren um Nichts besser als die spanischen. Wer von den Studenten, die in die Kirche gejagt wurden, namentlich an Festtagen, nicht die heilige Geistcongregation besuchte, der sollte auf der königlichen Universität niemals die Doctorwürde erlangen können. Alle Privatlehrer waren gehalten den Unterricht bei offenen Thüren zu geben, damit die Polizei immer Gelegenheit habe denselben zu controliren.

Alle Neapolitaner mußten den Katechisationen beiwohnen, weil sie da ihre wahren Pflichten würden kennen lernen; wer dieselben versäumte, ward als Vagabund angesehn und durfte nicht copulirt werden. Zurückberufung der Jesuiten war die „Krönung des Gebäudes“. — Nebenbei ist das Walten dieser Bourbons auch aus staatswirthschaftlichen Gründen zu verdammen. War die Regierung doch derart, daß sie sich nur durch fremde Truppen halten konnte; heilloser Weise waren's Schweizerregimenter. Die enormen Ausgaben auf diesem Posten riefen neuen drückenden Steuern und Anlehen; in den sieben Jahren seit 1820 steigen die Staatsschuldzinsen von 1,420,000 auf 5,190,850 Ducati!.

Mit dem Volksunterricht stand es auf der ganzen Halbinsel traurig; man erwäge folgende Angabe aus dem Culturstaat Toscana: Genau am Ende unserer Periode 1848 besuchten im Bezirke Fiesole von 2218 Kindern 116 eine Schule, die aus Privatbeiträgen unterhalten ward. Von 273,586 jungen Leuten erhielten 12,173 Knaben und 4925 Mädchen mit 204,850 Lire Kosten aus öffentlichen Cassen und 5428 Knaben nebst 5741 Mädchen mit 169,145 Lire Kosten aus Privatmitteln Unterricht.

Da lag und liegt noch des Uebels Kern, eine ähnliche Erscheinung, wie Frankreich sie vor der 89er Revolution aufwies; es ist der ungeheure Bildungsabstand der verschiedenen Classen, wonach nur eine sehr kleine Zahl von feiner empfindenden und für die bewußten Nationalziele begeisterungsfähigen Gebildeten einer in die materielle Sorglosigkeit versunkenen Masse gegenüberstanden. So übrigens im ganzen romanischen Süden. Das Bewußtsein von dem Werthe bürgerlicher Freiheit ist nur einer minimen Minderzahl als Lebenselement aufgegangen. Gervinus nimmt an, daß in Spanien noch in den ersten 20er Jahren kaum über 200,000 Menschen ins Verfassungsleben hineingezogen worden seien, Ayuntamientos und Miliz als die Hauptelemente hiefür gesetzt. In Italien habe man auf 20 Millionen kaum etwa 9000 politisch enthusiasmirte Köpfe rechnen dürfen; wie dal Pozzo meinte: Sie sind wie getrennte und unter sich entfernte Canäle aus einem großen Fluß abgeleitet, während es, um Revolutionen zu machen, der Ströme und Ueberschwemmungen bedarf. Der Begriff einer einheitlichen italienischen Sache, durch Jahrtausende lange absichtliche Zerreißung und Zerstückelung in Natur und Geschichte, Stamm

und Land fast unmöglich, die Austilgung der uralten Provinzial-, Städte- und Familienfeindschaften unerreichbar — so konnte Italien auch tiefer Blickenden auf immer unvereinbar scheinen, und seine Umbildung im nationalen Sinn ist eine der überraschendsten und grandiosesten Thatsachen moderner Politik.

Am widerstrebendsten stellte sich Sicilien. Unter dem traurigen Regimente der neapolitanischen Bourbons sah die Insel ihren Wohlstand verfallen. Die Masse der schlecht bezahlten und schlechter verwaltenden königlichen Behörden und Schreiber, unter deren Erlasse das Provinzial-, Bezirks- und Gemeindeleben gebeugt wurde, die Polizei und Gensdarmerie fraßen den besten Theil der productiven Kräfte auf. Im Jahr 1822 wurde die Landessteuer auf das Doppelte der 1813 geleisteten veranschlagt, der Preis des Grundeigenthums nur noch auf die Hälfte von damals. Für öffentliche Bedürfnisse blieb weder Geld noch Willen übrig, da selbst Nothzwecke an die Bestätigung von Neapel aus gebunden waren, und nicht einmal die Verbindungswege zwischen einzelnen Gemeinden wurden erstellt. Selbst die ländliche Production schritt unter dem Drucke der Grundsteuer, der Register- und Stempeltaxe, der Proceßkosten, endlich der Producten-entwerthung zurück; Ackergüter wurden wieder zu Weiden gemacht, Weinberge ausgerottet. — Begreiflich, daß die 1816 der Insel entzogene Selbständigkeit unablässig den Traum einer Bevölkerung bildete, die in Nichts einiger war als im Hasse gegen Neapel und die Neapolitaner; die verwahrloste Insel hat an den Nationalitätsbestrebungen nicht theilgenommen.

Ein gefährlicherer Feind der Nationalität und der Unabhängigkeit von den Fremden war von jeher der das Land im Centrum völlig durchschneidende Kirchenstaat, ein unnational Unorganisches; dessen ist sich Italien grad' in dem Maße, wie seine Einheitsbestrebungen stärker und abgeklärter wurden, bewußt geworden, desto verhaßter mußte allen Patrioten die weltliche Priesterherrschaft werden. Ganz richtig hat bei Anlaß der piemontesischen Verhandlungen über die Sismondischen Gesetze Artom Folgendes bemerkt: „Italien war für das Papstthum stets ein getreuer, aber ein dafür von ihm aufgeopferter Diener, indem der Papst ihm nie dieselben Zugeständnisse machte wie den andern ihm gefährlicheren, gegen Rom rebellischeren Völkern. Stets haben die italienischen Regierungen vom Papste

nur einen schwachen Theil derjenigen Zugeständnisse erhalten, welche andre ihm entrissen haben". Und schneidend verurtheilt d'Azeglio in seiner Schrift: „La politique et le droit chrétien" die Folgen des Papstthums für Italien: „Das Papstthum, diese größte moralische Kraft, welche die Welt regiert und gerettet hat, wohin ist es mit ihr gekommen um einer Erdscholle willen! Nur auf Söldner, auf fremde Truppen und Polizei gestützt, schafft es um sich eine Wüste . . . Welche Stütze bleibt den Massen an dem Tag, wo in ihrem grollenden Herzen die grausame Offenbarung sich erschließt: die Religion ist ein Polizeigesetz, das Kreuz dient dem doppelköpfigen Adler (damit weist er auf das österreichische Concordat) nur als Fahnenstange . . . Die Massen in Italien werden katholisch oder Nichts sein. Mit der Zersetzung der religiösen Ideen ist bei uns auch die sittliche Zersetzung, das Nichts erreicht. Dies ist wirklich im Anzug. Es liegt in unserem nationalen Schicksal und Beruf, daß der Katholicismus, welcher unser Ruhm war, unser Untergang werden kann. Er kann durch Nichts ersetzt werden. Wenn Oesterreich und Rom einmal jenes Werk erfüllt sehen, so wissen beide, wer die Verantwortung dafür vor Gott und vor dem Gewissen der Menschheit auf sich zu nehmen hat. Rom hat dann, und zwar zu seinem Verderben, dem elendesten Motiv, dem Interesse, das sittliche Leben des Volkes geopfert, welches ihm unmittelbar anvertraut war".

Allererste Beachtung fordert die italienische Politik Frankreichs.

Die ersten unendlich folgenreichen Verflechtungen der neuesten sardinischen Geschichte mit der französischen Diplomatie hat Oesterreich, das durch diese Verbindung aus Italien herausgeworfen werden sollte, selber anknüpfen helfen durch die Intriguen, die es gegen den Prinzen Carl Albert von Carignan in dessen unglücklich verwickelter Stellung anspann und unterhielt. Es ist da wieder eine eigene Rache der Geschichte, die Sardinien allmälig vollständig in die Arme Frankreichs trieb und dieses zwang Italiens Unabhängigkeit erkämpfen zu helfen. — Wir sagen — zwang. Denn Frankreich stellte sich in seinem specifischen Interesse zu einer neuen Großmacht an seinen Grenzen widerwillig, wo nicht feindlich. Den Kern der ganzen neuesten italienischen Politik dieses Landes traf Lamartine's Erklärung gegen ein italienisches Königreich, das beinahe bis vor die Thore Lyons reichen würde. „Im Fall sich dasselbe wieder einmal mit Oesterreich vereinigen sollte, wirft

dieses Königreich die Vertheidigungsbedingungen Frankreichs ganz und gar über den Haufen; dann sind die Alpen das Doppelte in den Händen ihres Hüters; auf diesen Fall muß Frankreich die Hand auf zwei Unterpfänder legen, auf Nizza und Savoyen". Lamartine's Nachfolger haben einfach diese Politik zu Ende geführt. Eben so klar und so verständlich wie selten in der Diplomatie sprach Bastide, der republikanische Minister des Aeußern: „Wir wünschen aufrichtig die Emancipation Italiens, aber zu gleicher Zeit können wir nicht zugeben, daß zum Nutzen Einer italienischen Macht eine für die Halbinsel vielleicht noch beunruhigendere Herrschaft aufgerichtet werde, als selbst die österreichische war ..... Die Schöpfung einer an zwei Meere sich lehnenden subalpinischen Monarchie, welche in jeder Rücksicht eine furchtbare Macht würde, wäre sowohl für Frankreich als für Italien eine sehr schwere Thatsache. Wir würden die italienische Einheit zugeben können, aber nur unter der Form und mit dem Princip einer Conföderation unabhängiger Staaten mit respectiver Souveränetät, welche sich möglichst im Gleichgewicht halten würden, nie aber eine Einheit, welche Italien unter die Herrschaft eines einzigen stellen würde". Summa: kein starkes Nachbarreich, kein Einheits- und auch kein Bundesstaat unter der Hegemonie des größten, am wenigsten des piemontesischen; allenfalls ein Staatenbund gleichberechtigter, am liebsten aber kleiner Staaten, eingeklemmt zwischen die Gelüste Piemonts und Oesterreichs, ebendeßhalb des Schutzes von Frankreich bedürftig und von diesem abhängig! Also Förderung der Conföderationspläne und auf der andern Seite Bekämpfung des englischen Einflusses in Sicilien! — Den ersten Punkt gab Frankreich, als ihm und seinem Herrscher die italienische Einheitsbildung fatal wurde, nur gegen Abtretungen und eine neue Militärgrenze für sich zu.

Ein mächtig nationales Agens ward die Literatur; gerade der Zwang, unter dem sie aufstreben mußte, gab ihr wenigstens den Einen Vortheil eines auffallend auf das große politische Ziel lossteuernden Zusammenwirkens der Kräfte, eines äußerlich und innerlich gesammelten Ineinanderarbeitens, das der nationalen Idee weit mehr dienen sollte, als irgend eine zweite Literatur das vermochte oder that.

Wie stellen sich Papstthum und römische Clerisei zu den Mächten der Zeit?

Das Licht auslöschen und die Scheiterhaufen anzünden! das in genialer Einfachheit von dem Dichter Béranger ausgegebene Losungswort ist das ewig und zu allen Zeiten von St. Peter ausgegangene.

Das Papstthum hat unbedenklich Posto gefaßt zur Zeit, gegen die Zeit. Die Ansprüche des römischen Katholicismus sind unveränderlich die alten geblieben. Thor der Thoren, wer je an eine Versöhnung desselben mit dem fortschreitenden Geiste der Neuzeit glaubte! Finden wir uns nicht platterdings ins dunkelste Mittelalter zurückversetzt, wenn wir einen Pius VII., den milden Dulder, der doch durch das Schicksal so sehr hätte geklärt und zur Demuth gebracht sein sollen, seinem Nuntius Consalvi im Jahr 1815 folgende Instruction an den Wiener Congreß mitgeben sehen: „Es ist Grundsatz des canonischen Rechtes, daß die Unterthanen eines offenbar ketzerischen Fürsten von jeder Huldigung, Treue und allem Gehorsam gegen ihn entbunden sind. Und leben wir auch gegenwärtig in so ungünstigen Zeiten der Erniedrigung der Braut Jesu, also daß es ihr unmöglich ist jenen Grundsatz wirklich geltend zu machen, so ist es doch möglich an die allerheiligsten Regeln (die canonische Disciplin) der gerechtesten Strenge gegen die Feinde des Glaubens zu erinnern"! Oder wenn eben derselbe im Kirchenstaate die Inquisition herstellt, welche unter Gregor XVI. auch in Sardinien wiedereingeführt ward, während die spanischen Bischöfe 1825 auf ihre Hand neue Glaubensgerichte errichteten! Oder wenn 1815 in Rom kurzweg alle politischen Bücher verboten wurden und bei der Congregation des Glaubens, vulgo Inquisition, wie man berechnete, 737 Klagen auf Ketzerei anhängig waren! Ist es angesichts solcher Erscheinungen zu verwundern, wenn Männer, die sonst geradezu angethan gewesen wären feste Säulen eines geläuterten Katholicismus zu sein (wie z. B. der mystische Naturphilosoph Franz v. Baader), sich mehr und mehr von einer so unbelehrbaren Kirche abwandten?

Aber mühe sich die Kirche wie sie will, mit ihrer alten Selbstherrlichkeit ist es aus; ein Glück, daß sie nie mehr zu der früheren Macht über die Geister gelangen wird, die sich ihr mehr und mehr entziehen; ihr Schicksal wird immer stärker bedingt werden von den politischen und gesellschaftlichen Strömungen, und die Stöße, welche die Wissenschaft gegen ihre brechende Gewalt führt, sind immer ge-

waltiger und untergrabender. — Es muß doch zu dem kommen, was Spittler hoffen zu können meinte: daß die katholische Kirche einmal aufhört römische Kirche zu sein, und daß das Volk die Rechte zurücknimmt, welche die Geistlichkeit ihm entrissen hat. Wessenberg's Gedanke eines deutschen Patriarchates hätte wohl in jenem Sinn die Losreißung der deutschen Kirche von Rom angebahnt. Die unsterbliche Anmaßung jener Römlinge, auch über die Protestanten als zu bekehrende oder zu bestrafende Abtrünnige kirchlich regieren zu wollen, spiegelt sich am einfachsten in der bis 1824 amtlich festgehaltenen Bezeichnung der „Ketzer".

In allen Bewegungen des Jahrhunderts treffen wir den hohen katholischen Clerus als Streitmacht auf Seiten der freiheitsfeindlich rückwärtsstrebenden Parteien, natürlich allernächst zu Gunsten der gefährdeten Throne. Es ist ein blos verschobenes Verhältniß, aus den historischen Schwankungen entsprungen, wenn wie in Irland und Belgien derselbe Clerus einmal für die Freiheit einzutreten scheint, denn damit meint und will er nur seine Freiheit. Gefährlicher und trügerischer ist's, wenn neuestens einzelne Kirchenhäupter für die Arbeitermassen und das Proletariat in socialistisch gefärbten Schriften zu lehren und zu predigen unternehmen. Was dieser Clerus gern möchte und insonderheit gern als allgemeine Volkswünsche auszugeben beliebt? Der französische sprach es zur Zeit seiner höchsten Restaurationsblüthe um 1825 und 1826 aus: die Presse einschnüren, den Buchhandel knebeln, den höhern und niederen Unterricht beherrschen und scholastisch beschränken, das Kirchenregiment möglichst weit ins civile Leben hineinkeilen (Ehe, Führung der Civilstandregister, Aufsicht über Lebensführung u. s. w.), Kirche und Geistlichkeit mit möglichst hohen Einkünften und wo es irgend geht mit festem Eigenthum ausstatten, die religiösen Vereine, Congregationen und Cirkel weitest ausdehnen und kräftigen. Und zu ihren Zwecken sind der Clerisei alle Mittel gut, sie ist nicht wählerisch: heute der Bund mit dem weltlichen Absolutismus, zu dem sie die größte natürliche Neigung hat, morgen gleicherweise derjenige mit Demokratie und Liberalismus, oder auch gleichzeitig in verschiedenen Ländern Beides.

Treten wir über auf den Kirchenstaat! Er hat in unserm Jahrhundert ungeheure Erschütterungen durchgemacht. Nicht etwa blos die nichtkatholischen Mächte haben sich gegen denselben erhoben,

ja nach dem Sturze des Kaiserreichs waren es die drei unkatholischen Großmächte, welche die gut katholischen Monarchen von Oesterreich und Neapel abhalten mußten die Küste des Kirchenstaates am adriatischen Meer unter sich zu theilen. Zweimal, 1831 und 1849, blieb der Untergang des weltlichen Reiches der Päpste nur durch fremde Intervention abgewendet; ein drittesmal 1860 fiel der größte Theil und 1870 noch der Rest des Kirchenstaates ab, ohne daß beim letzten Acte sich noch eine Hand für die päpstliche Herrschaft erhoben hätte. — Schon in den 20er Jahren hatte es der Cardinal Bernetti für möglich gehalten, falls er zu Jahren komme, noch den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes zu erleben. — Die Auflösung des Kirchenstaates, jener in ihrem Begriff monströsen, in ihrer Praxis abgefaulten Verquickung von geistlicher und weltlicher Herrschaft, ward ganz abgesehen von den italienischen Einheitsbestrebungen vor dem Gesammtgeiste des 19. Jahrhunderts, trotz aller mystischen Flunkereien, die sich in denselben eingeschlichen haben, eine Nothwendigkeit und zwar eine der letzten Consequenzen der rationalistischen Aufklärung vom vorigen Jahrhundert her. Völlige Abtrennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, Säcularisation der zeitlichen Herrschaft der Päpste ist seit den 30er Jahren nicht blos der Vernunftruf aller Gebildeten und Einsichtigen in allen Landen gewesen, sondern auch der Nothschrei der unter dem Pfaffenregiment unsäglich verkommenen Provinzen. Dem Wiener Congreß legten die Bologneser die naive Bitte vor ihnen lieber den Teufel als den Papst zum Oberherrn zu geben.

Die Pfaffenwirthschaft ist unverbesserlich. — Die edelsten Katholiken wie ein d'Azeglio waren am bittersten zu sprechen auf die Verblendung des sich selbst untergrabenden Regimentes. Schrieb doch jener nach der Restauration in den Anfängen des Jahres 1851: „Die Verblendung hat in Rom nun die Grenzen des Möglichen erreicht. Sie haben das arme Land 1846 gesehen, wo das durch eine langjährige abscheuliche Regierung erstickte religiöse Gefühl durch die Hoffnung einer besseren Zukunft wiedergeboren wurde. Und nun ist die Regierung schlimmer als unter Gregor XVI., sie ist die vendetta pretina in ihrem abstoßendsten Ausdruck". Das ist also die erste Frucht der Mißregierung der bestallten Mehrer und Förderer des Glaubens, daß aller Glaube im schlecht verwalteten Volke verloren ging und die moralische Autorität der Papstgewalt auf Null heruntersank. Vollends

die Wiedereinsetzung durch die Fremden zog noch alle Geister von diesem Regiment ab; das Papstthum hatte sich wieder einmal als eine im Herzen des Landes sitzende unnationale Macht entpuppt. — Zuweilen sehen selbst Priester die Tiefe des Elendes ein. So ist aus der Regierungszeit Gregors XVI. ein von der Mitte des Jahres 1845 datirter Brief des Cardinallegaten Massimo von Imola an die Oeffentlichkeit gekommen, welcher über die Lage der Bevölkerung in den Provinzen, über ihre Stimmung der Regierung gegenüber und ihre sittliche Verkommenheit die schreckendsten Aufschlüsse giebt und rundweg schließt: „die gegenwärtige Generation muß verloren gegeben werden“ (vide Reuchlin: „Geschichte Italiens“, Bd. III, S. 87 und 88). Und zu Ende des Jahres 1849 berichtet der Delegat in Ferrara: „Wohl hört man überall den Ruf: es wäre für uns besser unter Oesterreich als unter der Priesterregierung zu stehn, auf den Lippen der Liberalen; aber man sagt das nicht aus Liebe zu den Oesterreichern, sondern aus Haß gegen die päpstliche Regierung, gegen welche man mit allen möglichen Verleumdungen Haß und Verachtung erwecken will“. Und derselbe Mann, der dem Project eines Uebergangs an Oesterreich durchaus keine Lebensfähigkeit zuspricht, nennt dieses gleichwohl „die edle Macht, welche uns bisher vertheidigt hat und welche allein uns gegenwärtig vertheidigen kann“.

Der moralischen Verkommenheit entsprach die politische; es giebt dafür ein sprechendstes Zeugniß, das der Geschichtschreiber nur mit unverhehlter Ironie anführen mag: wie nämlich in den Jahren 1831 und 45 der österreichische Staatskanzler Metternich — sage ein österreichischer Staatskanzler und ein Metternich! — einem Gregor XVI. die unabweisliche Nothwendigkeit politischer Reformen predigte, weil jener von der Hinfälligkeit und dem drohenden Zusammensturz des Kirchenstaates üble Nachwirkungen für die italienischen Besitzungen Oesterreichs fürchtete. Auch in den letzten Tagen ist Napoleon III. immer und immer wieder auf dasselbe dringende Bedürfniß zurückgekommen, durch dessen Befriedigung allein jener Staat seine Existenz erkaufen könne.

Begrifflich ein logischer Widerspruch, dieser Kirchenstaat, factisch unverbesserlich und unbelehrbar! Alle Klagen der Unterthanen, alle Wünsche und Verwünschungen, alle in blutigen Aufständen gefallenen Opfer zeugen dafür, daß das einmüthige Begehren der Bevölkerung summa summarum auf Beseitigung dieser einsicht- und thatenarmen

Priesterherrschaft gerichtet war. Der unorganische Staat konnte sich nur auflösen, reformiren nicht. Der geschichtschreibende Abbate sprach das sehr derb in folgenden Worten aus: „Die Regierung ist eine so verderbte, daß von jedem auch noch so kleinen Ueberbleibsel derselben das pestilenzialischeste Gift ausbricht, welches in Kürze in jede Gesellschaft eindringt und mit schamlosem Luxus von Lastern Alles und Jedes befleckt". Und über die französischen Maßnahmen in diesem Musterstaat meint der doch gewiß recht conservative Niebuhr: „Das Pfaffenwesen, so wie es war und ist, mit der Wurzel auszureißen, war eine nothwendige Amputation, und sie wurde im Ganzen mit Klugheit, Schonung und Mäßigung vorgenommen; das Volk ward damit beschäftigt und versorgt". Es mußte weit gekommen sein, wenn 1829 selbst ein Heinrich Leo sich bewogen fand zu schreiben: „Gelähmt in seinem eigenthümlichsten Leben, ist Italien von der Theilnahme an den ewigen Interessen, die der denkende Geist gewonnen hat, durch die Priesterherrschaft, welche der böse Traum unseres Jahrhunderts werden zu wollen scheint, ausgeschlossen".

Die Pfaffenregierung wird schon durch die Pacte gezeichnet, welche sie mit den Räuberbanden abschloß, oder, wenn das keine Erfolge für das Regiment zu versprechen schien, durch die hinterlistige Art, wie mit diesen Banden diplomatisch verhandelt und die Bethörten, wenn sie sich stellten, hinterrücks umgebracht wurden, wie das den 1845 niedergemachten Räubern von Sonnino widerfahren ist. In Rom bestand um 1824 je auf 30 Einwohner ein Geistlicher; dafür waren um 1817 gleichzeitig auf die Köpfe von 57 Raubmördern Preise gesetzt und ganze Gemeinden dem Räuberhandwerk verfallen. Vor den Diebereien der amtenden Personen selbst waren aber nicht einmal die Hospitäler sicher, da die Unterschleife in ihrer Verwaltung in die Hunderttausende von Thalern gingen. — 1831 legten die Gesandten der Fremdmächte, darunter die der steifautokratischen (Oesterreich und Rußland), der päpstlichen Curie ein Memorandum vor, welches als eine Lebensfrage für's päpstliche Regiment bezeichnete, daß überall Laien in die administrativen und richterlichen Functionen Zutritt fänden. Dagegen meinte einst der Cardinal Rivarolo ohne Scheu, die Weltlichen seien in Rom nicht gestattet, nur geduldet; eben derselbe ließ an einem Tag (31. August 1825) 508 Personen wegen freisinniger

Grundsätze verurtheilen, und zwar meist zum Tode, den man jedoch nicht an ihnen zu vollziehen wagte.

Uebrigens beweist die Geschichte in unserem Jahrhundert so scharf wie je zuvor, daß der Mißstaat, der die Campagna hat verfallen und die Bevölkerung verfaulen lassen, immer der Spielball der europäischen Politik war, zunächst seiner sogenannten Schutzmächte.

In allererster Linie fehlten hier Ehr- und Pflichtgefühl eines brauchbaren und ehrenhaften Beamtenstandes, wie das Helfferich im Jahr 1849 betonte: alle Reformen werden Nichts fruchten, so lange nicht ein Verwaltungspersonal existire, „das weiß, wozu das Regieren berechtigt und verpflichtet. Aber von denjenigen, die in den geistlichen Uebungen und kirchlichen Dienstleistungen aufgewachsen sind, kann vernünftigerweise gar nicht gefordert werden als bürgerliche Obrigkeiten ihre Stellen auszufüllen .... Alles, was auf die materielle Wohlfahrt des Volkes, auf seine rein menschlichen Bedürfnisse Bezug hat, ist so schlecht als nur irgendwo berathen". Unbefangene fremde Beobachter kamen zu dem Schluß: der Kirchenstaat sei das nach der Türkei schlechtest verwaltete Land und die päpstliche Regierung die absoluteste unter allen. Ganz so die einheimischen Staatsmänner und Geschichtskundigen. Unumwunden sagte der Marchese Gino Capponi: Friede werde nie werden, wenn die Regierung nicht den Händen der Geistlichkeit entrissen und den Laien übertragen werde; der Papst müsse andere Gesetze und Ministerien bewilligen, sonst werde die Tiara mit Blut befleckt zuletzt in den Koth fallen. Dieselben Eindrücke lebten allüberall im Volke. In den 40er Jahren war die ganze Bevölkerung der Romagna regierungsfeindlich; aus Imola schrieb man 1845, Alles vom Patricier bis zum Ladenjungen sei verschworen jeden von der Behörde Verfolgten zu beschützen und der Strafe zu entziehen. Zu den Aemtern, die von den Gebildeten und Wohldenkenden verschmäht wurden, waren selten rechte Leute zu finden. Und diese Mißregierung bahnte auch der religiösen Irrlehre und dem Unglauben die ebenen Pfade. Das Cardinalscollegium aber hatte einmal die Naivetät eine Vorstellung der Städte dahin zu bescheiden: es sei Erfindung unruhiger Köpfe, daß im Kirchenstaate Gebrechen bestünden und Reformen nothwendig seien. Und noch 1860 wagte die päpstliche Curie die strict abgebundene diplomatische Erklärung abzugeben:

sie werde keine Regierungen anerkennen, welche sich auf ihr revolutionäres und *reformatorisches* Werk stützen.

Am heillosesten stellte sich das Finanzwesen. Schon um 1819 war jede Spur der glücklichen Finanzwirthschaft französischer Periode verloren, und nebenbei fanden sich um 1820 in den Kerkern 11,000 eingezogene Verbrecher. Infolge der Revolution von 1831, der weiteren politischen Bewegungen und der schließlichen republikanischen Anarchie von 1849 ward der Staat mit der ungeheuren Schuld von 23,449,000 Scudi oder, den Ueberschuß der vorausgegangenen ruhigen Jahre mit 5,331,000 Scudi abgerechnet, immer noch mit mehr als 18 Millionen belastet. Dazu der Verfall der einst so herrlich blühenden Campagna, da $^6/_{10}$ des Agro Romano geistlichen Corporationen, $^3/_{10}$ müßigen römischen Fürsten gehörten. Thätige Leute als Pächter konnten nicht bestehen. Für das Vieh ließ die Geistlichkeit keine Ställe, nicht einmal Schutzdächer bauen. Während die Regierung jährlich $1^1/_2$ Millionen Almosen an die Bettler vertheilte und den Müßiggang systematisch pflanzte, wurde der Unterricht mit 400,000 Frcs. abgethan.

Mit juristischer Präcision ist die jüngste Zuspitzung der päpstlichen Autorität der größte Hohn genannt worden, welcher gegen den gesunden Menschenverstand jemals geschleudert wurde, und das Unfehlbarkeitsdogma der letzte verzweifelte Versuch die weltliche Herrschaft des Papstthums zu retten, und sei's durch Entzündung eines religiösen Weltbrandes. — Die Zeit aber ist daran unerbittliche Wahrheit zu machen aus dem prophetischen Worte des feurigen Kämpen Lamennais: „Hätte das Papstthum seine Sache mit derjenigen der Freiheit verbunden, so wäre es zu neuem Glanz erstanden; aber es hat diesen entscheidenden Moment versäumt und muß darum jetzt zu den Todten geworfen werden. Wenn die Stunde des Triumphes der neuen Zeit schlägt, so bleibt dem einsamen Oberpriester nichts mehr übrig als sich in der Stille mit dem Stumpf seines zerbrochenen Kreuzes ein Grab zu graben".

Eine ganz ähnliche politische Wiedergeburt, wie Italien sie erfuhr, haben Glück und Thatkraft einem zweiten der geknechteten romanischen Südstaaten gebracht, dem ältesten Culturstaat Europas, *Griechenland*.

Die griechische Insurrection gab der Ironie der Geschichte Anlaß den legitimistischen Mächten den ärgsten Stoß zu versetzen. Hier ge-

rieth die rostige Hauspolitik der alten staatlichen Burgen des Absolutismus in Widerspruch mit dessen Grundprincip; der Egoismus der Cabinette machte sie wider Willen zu Dienern der Freiheit, und die ganze innere Verkehrtheit des Absolutismus trat klar zu Tage.

Da half der böse Wille den Höfen nicht über den unüberwindlichen Widerspruch hinaus; da sprach einmal zu laut die öffentliche Meinung. Ein seltsames Gefühl erfaßt uns beim Blick auf jenes Griechenland, dem bei seiner modernen Auferstehung mächtiger als irgend einem zweiten Lande der Welt das Glück der allbeherrschenden Erinnerung an eine alte glorreiche Geschichte zu Hilfe kam, die vermöge eines universell wirkenden Bildungselementes immer wieder neu für uns Alle ersteht. Nirgends mehr als beim Griechenkampf erwies sich die Macht der öffentlichen Meinung zwingend, so daß sie selbst die widerwilligen Cabinette mitriß gegen ihre eigenen Systeme und Interessen vorzugehn. Hat so der Westen durch seine unwiderstehliche Sympathie jenem Fleck Erde, der einst der Götter- und Culturliebling war, die Selbständigkeit zurückerobern helfen, so ist umgekehrt aus dem Lande des Helios ein kräftigster Freiheitsstrahl zurückgeflogen auf jenen Westen, der damals bleibend von der Reaction untergebracht schien. Nichts hat die legitimistische Absolutie empfindlicher geschlagen als ihr Selbstaufgeben in der Griechensache, Nichts die Freiheit mehr innerlich und weiterhin gekräftigt als der Sieg der über alle Lande hinwandelnden Begeisterung in dieser Frage, die wie keine zweite als die der Freiheit und Humanität zugleich aufgefaßt ward.

Was man auch nach Fallmerayer u. A. halten möge von der zweifelhaften Mischrassenstellung der heutigen Neugriechen und von dem wenigen althellenischen Blute, das in ihren Adern fließe, andere eben so scharfe Beobachter finden, es habe die physische Blutmischung keine geistige Entartung erzeugt und die Nation trotz aller Stürme sich eigenartig erhalten. Bei dieser Ansicht muß man aber jedenfalls den dichten Schleier des Nimbus, den wir Alle um das alte Hellenenthum zu legen gewohnt sind, ganz bedeutend lüften. Das zugegeben, ist das Verdienst der Neugriechen darein zu setzen, daß sie die schlimmen Einwirkungen der mehrhundertjährigen Knechtschaft überhaupt nur verwinden und sich als Nation erhalten konnten. Die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit dagegen ist zum starken Theile nicht ihr eigen Werk und Verdienst, sondern Fügung der Umstände, vor

Allem des fatalistischen Verfalls ihrer Oberherren in Ohnmacht und Stumpfsinn; mit dem früh anhebenden Sinken der Lebenskraft im türkischen Elemente ging das Steigen der Freiheitsgelüste und Freiheitsaussichten im griechischen parallel. Am mächtigsten wirkte auch hier mit ihren Ideen, ihrem Waffenglanze die erste französische Revolution ein, die Rajah weckend, so sehr, daß von da ab dieses französische Element das Meiste zur Beschleunigung jenes türkischen Zersetzungsprocesses beigetragen hat.

Der Kampf selbst, ohne Emphase betrachtet, trug von Anfang bis zu Ende auf der einen wie auf der andern Seite den schrecklichen Stempel eines vernichtenden Bürgerkrieges unter Barbaren. Nach Wildheit und Zerrissenheit, nach dem Auseinanderfallen und Auseinanderstreben in die verschiedenartigsten Erscheinungen, von den niedrigsten und abstoßendsten bis zu den edelsten und großartigsten, vom kleinlichst egoistischen Particularismus bis zur hochromantischen nationalen Aufopferung begegnet man, namentlich in den früheren, völlig untaktischen Kampfjahren, Vielem, was füglich an die Rohheit der Naturgewalten in den südamerikanischen Unabhängigkeitskriegen erinnern mag; ja der Stamm- und Parteihader, das Zerfahren nach Interessen, die oft nicht über die eines Räubernestes oder eines Klephtenführers hinausgingen, fällt hier um so härter auf, als auf dem unendlich beschränkteren Gebiete der Zusammenstoß der feindlichen inneren Mächte bis zur Entzündung des Bürgerkriegs unvermeidlich war. Die Stellung eines griechischen Schaarenführers zeichnete zum Voraus das Wort des Kolokotronis: Wellington soll mir 40,000 seiner Soldaten geben, die will ich zusammenhalten; wenn ich ihm 500 Griechen gebe, er wird ihrer keine Stunde Meister sein! — Und doch sollten alle die unbändigen Gestalten nur Werkzeuge in der sicheren Hand der Geschichte sein; selbst der furchtbare Ali Pascha von Janina, dessen Rebellion neben der in doppelter Gestalt auftretenden Hetairie das eine von den zwei vorbereitend einleitenden Elementen des Aufstandes und dessen Bedeutung diese war, daß er den Bruch mit dem mittelalterlichen Feudalstaate vollendete und durch das Mittel des vollkommensten modernen Absolutismus der europäischen Civilisation Bahn brach; er war der Ludwig XI. seines Ländchens.

Die Differenzen der Cabinets- und der Volksmeinungen hat der Griechenkampf auffallender bloßgelegt als ein zweites Ereigniß des

Jahrhunderts. Auf der einen Seite jene Begeisterung, von der Prokesch-Osten sagt: „Ein Kreuzzug in diesen Tagen gepredigt würde die Zeiten Peters des Einsiedlers erneuert haben". Und die Diplomatie? Es brauchte den grauenhaften Untergang Mesolonghi's, den unsterblichen Opfertod einer einzelnen Stadt für's ganze Vaterland, um auch ihr den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Griechen und Türken unwiderleglich zu machen und ihr zugleich die Ueberzeugung aufzuzwingen, daß im Orient Etwas geschehen müsse. Kam doch gar das zähe österreichische Cabinet, wenn auch nur aus Rivalität gegen die russischen Ziele, dahin die Frage der Unabhängigkeit Griechenlands alles Ernstes ins Auge zu fassen. Und schlecht traf ein, was noch 1827 Metternich in Zurückweisung des englisch-russisch-französischen Vertrags über die Pacification dem von ihm ins Schlepptau genommenen Friedrich Wilhelm III. bemerkte: „Wir sind gewohnt worden die Wellen zurückzustoßen und haben sie an uns scheitern sehen, ohne daß Etwas in unserem Wesen sich geändert hätte. Wir sind im Zuge die Erfahrung zu erneuern". Damals war schon entschieden durch die Seeschlacht von Navarin, den größten Sieg der Volksmeinung und der allgemeinen Gefühle der Christenheit über Zögerungen und Winkelzüge der widerstrebenden Kammern und Höfe. — Richtig sah aber frühe schon der türkische Fatalismus, wie er um 1822 aus den Worten des gefangenen Kismailbai spricht: „So viel ich sehe, können die Türken euch nicht wie früher unterwerfen, wenn ihr geeint seid und ein Haupt habt. Aber glaubt nicht, daß ihr die Türkei besiegt habt, weil ihr Tripolitsa eingenommen. Die ganze Türkei wird, obwohl sie schläft, nicht in fünfzig Jahren niedergeschlagen". Das ist jetzt noch wahr.

Die griechische Revolution weist durch den Gang ihres Verlaufs die steigende Tendenz zur Europäisirung, wozu wohl von Außen der Philhellenismus das Größte mitgewirkt hat, also mit Rückdrängung der orientalischen sowohl wie der den Westmächten als russenfreundlich verdächtigen slavischen Elemente und Einflüsse.

Wie stellte sich das bisherige Herrschaftsland, die Türkei?

Sie hat so sehr ihren besonderen, von den europäischen Entwicklungsphasen abgelösten politischen Gang, daß sie sich von den beiden Revolutionen 1830 und 1848 eigentlich gar nicht berührt fand und eine eigene Periodisirung fordert; die Erschütterungen im Innern,

in erster Linie Provinzialaufstände, und der Druck der in ihrer Uebermacht wechselnden und immer rivalisirenden Cabinette sind die einzigen zwei Bewegungsgesetze ihrer politischen Gestaltung. Bis in die letzte Zeit blieb ihr Handels- und Geistesverkehr mit dem Westen noch zu gering, um von da wesentlich bestimmende Einwirkungen zuzulassen; wie etwas Fremdes, Unorganisches zur Seite stehend, war das Osmanenreich mit der Civilisation des Westens fast nur durch das verbunden, was es von ihm zu leiden hatte oder was ihm künstlich davon wollte aufgepfropft werden. Uebrigens hat Rußland neuestens furchtbar schwer jene Mißachtung der öffentlichen Meinung bezahlt, welche sich im Verlaufe seiner Gewaltschritte gegen den schwachen Staat angefangen hatte mehr und mehr dem Unterdrückten zuzuwenden, in dessen versuchsweisen Maßregeln man ja Concessionen an Fortschritt und Freiheit zu erblicken vermeinte und über Gebühr pries, während umgekehrt jener auf die brutale Gewalt gebaute Koloß als Schützer aller reactionären Tendenzen erschien, der Europa fortwährend mit Knechtung bedrohte.

Die Türkei hat in diesem Jahrhundert — mit höchst zweifelhaftem Erfolg — eine Reform durchzuführen versucht, durch welche sie eigentlich mit allen schroff ausgeprägten Eigenthümlichkeiten ihrer althistorischen Grundlagen brach und sich als neuer Staat erst ins Concert der europäischen einzuführen suchte. Die entscheidende Thatsache auf diesem Gang ist die blutige Niederwerfung des Janitscharenthums 1826, in dessen Geschichte ja Jahrhunderte lang diejenige des verkommenden Staates selbst aufgegangen war. So bildet die türkische Geschichte seit 1826 bis zum Pariser Friedensschluß von 1856, welcher jene Aufnahme ins internationale Getriebe der europäischen Mächte sanctionirte, grundsätzlich ein consequentes Ganzes, in welchem allerdings der Tod des großen Reformers Mahmud einen Einschnitt macht. Die specifischen Kenner jener Geschichte sind in Würdigung der Bedeutung dieses Uebergangszeitraums darüber einig, daß erst jetzt das Osmanenreich den modernen Civilisationsstaaten sich einzuverleiben unternahm, daß jener Schlußact ihm Namens der bestimmenden Mächte Europas den Rang, aber auch die Verantwortlichkeit eines solchen legitim überbunden hat, daß aber kein menschliches Auge tief genug dringen mag, um zu entscheiden, ob nicht Apathie und Bildungsunfähigkeit gleichwohl den „kranken Mann" zum Sterben

bringen werden. Nur ein überschwänglicher Glaube könnte für sicher halten, daß der siechende Staatskörper durch die Reformanfänge wirklich lebensfähig geworden, daß er auf dem Wege noch viel größerer und den innersten Kern seines ursprünglichen Barbarismus ausmerzender Reformen fortschreiten und diese überhaupt nur ertragen werde.

Eine unglücklich auslaufende Vorbereitungs- und Versuchsperiode zu der Reform, welche seit dem 200 Jahre früheren und ebenfalls verunglückten Unternehmen Osmans II. nicht mehr war angegriffen worden, bildete die Regierungsperiode des merkwürdigen Sultans Selim III., dessen Nizam-i-Djedid („neue Ordnung") eine europäisch einexercirte Miliz schaffen und damit den Grund legen sollte zur Vernichtung der Janitscharenmacht (des folgenden Mahmud nach jahrelanger Vorbereitung eingeführte Muallem Ifchendj, „einexercirte Hand"). Die Militärorganisation, unstreitig das gelungenste Reformstück, ist den bereitwilligen Diensten einer Macht zu danken, die sonst in den orientalischen Dingen eine total nebensächliche Rolle gespielt hat, Preußen. Hier eröffnete sich für den seither so hochbedeutend gewordenen Generalstabsofficier v. Moltke und Andere ein auf allen Seiten zum kräftigsten Eingreifen aufforderndes Wirkensfeld. Die auch unter Mahmuds schwachem Sohn und Nachfolger fortdauernde Bewegung trieb, alles blos auf den theatralischen Schein vor den Vertretern Europas Berechnete abgezogen, immerhin noch frische Schößlinge, und der Hattischerif von Gulhane verhieß in der That Bedeutendes in folgenden Bestimmungen: Sicherheit des Eigenthums, der Ehre und des Vermögens für die Unterthanen jeder Nation und Confession; billige und gleichmäßige Abgabenvertheilung; für die Muhamedaner Regelung der Rekrutenaushebung und der auf 4 bis 5 Jahre festzusetzenden Militärdienstzeit; Abschaffung dreier argen Verwaltungsmißbräuche: der Monopole, der Steuerverpachtung in den Provinzen an den Meistbietenden und der Confiscationen. — Mahmud's Geschick ist ein eigentlich tragisches: die kräftigsten Regenerationsbestrebungen, die seit Jahrhunderten in diesem dem Fatalismus verfallenen Volke versucht wurden, und gleichzeitig von innen und außen die den Staatsbestand bis auf den Grund erschütternden Gewaltschläge.

Und trotz aller Reformversuche, welches sind die Civilisationszustände in einem absolutistischen orientalischen Barbarenstaate? Man

lese den nach Vernichtung der Janitscharen an das Volk von Constantinopel erlassenen Ferman, welcher sans gêne folgende Dinge verkündet: „Von heut ab werden Spione der Regierung in einer sie völlig unkenntlich machenden Verkleidung die verschiedenen Stadttheile besuchen, und nicht minder werden Frauen, ebenfalls verkleidet, in die Privathäuser, die öffentlichen Bäder u. s. w. eindringen und die geführten Unterhaltungen belauschen. Wer immer, Mann oder Weib, Groß oder Klein, falsche Gerüchte zu verbreiten oder aufrührerische Reden zu führen sich erfrecht, der soll sofort ergriffen, keine Gnade, kein Verzug soll ihm bewilligt, auf keine Protection soll Rücksicht genommen, auf keinerlei Flehen oder Fürbitte gehört werden . . . . Männer und Weiber, gleichviel welches Standes, sollen arretirt und zum abschreckenden Exempel jene auf der Stelle hingerichtet, diese erdrosselt und ins Meer geworfen werden". Oder man sehe die von Männern der Reform erlassene Verordnung aus dem Jahre 1835 an, durch welche die getreuen Muhamedaner zur Andacht im heiligen Fastenmonat gepeitscht werden sollten: „Würde sich diesmal Jemand erfrechen den der heiligen Stätte geziemenden Anstand irgendwie zu verletzen, so hat er zunächst Verhaftung und dann ein Bastonnadentractament zu gewärtigen, daß ihm die Nägel von den Zehen springen" u. s. w. Die Culturstufe in den höchsten Gesellschaftskreisen malt drollig ein auf die religiösen Dinge gehender Bericht des Pfortenministers Pertew Efendi, eines fanatischen Alttürken, der wörtlich sagt: „Die Könige (Krals) von Deutschland (Oesterreich), Venedig (!), Polen (!), beiden Sicilien, Spanien und Frankreich sind, so wie die Unterthanen ihrer Staaten, sammt und sonders der Religion des Papstes von Rom, dem sogenannten Katholicismus unterworfen, und da nach den Verordnungen dieses Schweins, des Papstes, die Frauen der Katholiken ohne Schleier gehen, da sie in ihrer Fastenzeit Fische, allerlei Seethiere und Vieles derart essen dürfen ꝛc.".

Die Thaten entsprachen. Man nehme aus dem Jahre 1846 die furchtbare Brutalität, mit welcher die albanesischen Kryptokatholiken behandelt und meist dem Untergange geweiht wurden. Oder die grauenhaften Scenen des Blutbades von Chios; weisen sie nicht unwiderleglich die Unverträglichkeit der osmanischen Rasse mit der europäischen Civilisation nach, mit der russischen Diplomatie zu reden „die Unmöglichkeit ihrer Existenz in Europa"?

Interessant zu beobachten, wie selbst der schwache Abdulmedjid erkannte und in seinem officiell den europäischen Gesandtschaften mitgetheilten Hattischerif vom Januar 1845 öffentlich aussprach: der Grund, warum alle Reformen mit Ausnahme der militärischen mißverstanden, mißlungen oder unausgeführt geblieben seien, liege in der allgemeinen Unwissenheit; das Ministerium solle sich deßhalb die Stiftung guter Schulen über das ganze Reich angelegen sein lassen, damit in den anderen Zweigen der Staatsverwaltung ähnliche Verbesserungen durchgeführt werden könnten. Natürlich wurde aus der Anlegung der Schulen so viel wie Nichts, aber wenigstens errichtete man einige Provinzialregierungscollegien, welche einen Kern bilden konnten zur besseren Gestaltung des Regierungs- und Verwaltungswesens. — Die äußerste wirthschaftliche Verkommenheit liegt darin ausgesprochen, daß unter türkischem Regimente die mächtigste Verkehrsader Mitteleuropas, die Donau, zur Versumpfung herabgesunken und daß ihre so reichen Uferländer nebst den Bosporusgeländen im Fett ihrer natürlichen Productionsfülle erstickt waren. — Und die unheilbar steigende Machtzersetzung bezeichnet es, daß die renegatenartigen Unabhängigkeitsstrebungen der Beis und Paschas dem Centrum des Reichs immer näher rückten.

Jedenfalls der bedeutendste und für das Bestehen der alten Türkei gefährlichste Staatsmann neuer Zeit war der aufgeklärte Despot von Egypten, Mehemed Ali. Wir betonten früher schon, wie der Westen Jahrzehnte über von den glänzenden Außenseiten der von riesigem Egoismus erleuchteten Despotie sich blenden und bestechen ließ von einem Culturreformator zu reden. Den Geist dieses Regimentes trifft schon der einzige Erlaß an die egyptischen Bezirksvögte über den Rekrutendienst (Rosen: „Gesch. der Türkei", I, 194), dem die Elenden durch Verstümmelung, Flucht und Auswanderung zu entrinnen suchten. Und trotzdem hat der Despot seinem Land einen nachhaltigen Impuls der Neubelebung gegeben!

Die Stellung der europäischen Mächte: Im Grunde hat sich's bei dem rivalisirenden Einfluß auf die Pforte zu allernächst immer um die im Oriente sich befeindenden Ziele der zwei Hauptstaaten Rußland und England gehandelt, deren Colonisations- und Eroberungsplane daselbst ohnehin auf allen Punkten sich kreuzen und einen feindlichen Zusammenstoß ankünden. Wenn eine der anderen Mächte je für sich eine abweichende und selbständige orientalische Richtungslinie verfolgen

wollte (wie Frankreich eben mit Bezug auf das Egypten Mehemed Ali's), so griff sie fehl. Es ist überkommene und sanctionirte Politik, daß England wegen der colonialen Eifersucht auf Rußland und der Rivalität beider Mächte im Punkte der asiatischen Besitzungen, daß ferner Oesterreich aus Gründen des nächsten territorialen Besitzes den russischen Zwecken auf das Land zu widerstreben und den status quo möglichst lang' ungeschmälert zu halten suchten, daß aber Rußland gegen die beiden Gegner die willfährige Politik Preußens und die unstete Frankreichs in seinen Dienst zu ziehen trachtete. Für alle diese Großmächte war die Türkei von jeher das gewürfelte Versuchsfeld und der Turnierplatz der experimentellen Diplomatie.

Nicht so gut wie den beiden anderen Halbinseln des romanischen Südens sollte es der pyrenäischen werden, durch Schuld der beiden Völker, die eine höchst bewegte, höchst wechselnde, an äußeren und inneren Thatsachen höchst reichhaltige Geschichte durchmachten, und doch eine arme und unfruchtbare, in verdorbenem Cirkel umhergeworfene.

Die spanische Nation hat sich so lang' in der Gewohnheit des blinden Gehorsams gegen Thron und Altar gängeln lassen, daß die Einführung einer sich selbst bestimmenden Regierungsform oder auch nur eines ausdauernden Selbstvertrauens und daß die Ersetzung des Aberglaubens und Unterthänigkeitsgefühls durch edlere Gemüthsregungen fast unmöglich erscheinen. Die in diesem Jahrhundert wiederholt gemachten Versuche ehrgeiziger oder begeisterter Reformer ihr Volk durch Gewährung einer Constitution zur Freiheit zu erheben (1812, 1820, 1836) konnten je nur einen Augenblick aushalten, da eben im Volke Nichts von den Sitten und Ueberlieferungen lebend war, welche allein die constitutionellen Formen halten und wirken machen. Die Reaction folgte jedesmal rasch und unerbittlich, zerbrach die Constitutionen, löste die Versammlungen auf, widerrief die Gesetze, stärkte die absolute Regierungsgewalt und begründete Ansprüche und Principien des Despotismus nur um so fester, so daß die freisinnigen Spanier jeweilen blos bedauern mochten so unglücklich auslaufende Versuche angestellt zu haben. Diese Lage der Nation ist um so schlagender und trauriger, als sie frühe schon die weitesten municipalen Privilegien und Wahlrechte besessen hatte. Mit dauerndem Erfolg wurde erst 1820 die Inquisition beseitigt; aber ihr Geist ist noch fest im Volke wurzeln geblieben. Der Clerus, in dessen Händen

überliefertermaßen Erziehung und Unterricht liegen, widersetzt sich consequenter Weise dem Fortschritte der Wissenschaft und der Bildung des Volkes, die beide seiner Macht nur verderblich werden müßten. 1809 ließ Joseph die Mönchsorden unterdrücken und ihr Eigenthum confisciren; nach seinem Falle stellte das Volk sie wieder her. 1836 säcularisirte Mendizabal an der Spitze der Liberalen die Kirchengüter und nahm dem Clerus den ungeheuren und schlecht gewonnenen Reichthum. Umsonst! die neueste Geschichte hat alle derartigen Maßnahmen rückgängig gemacht. Losung ist das starre Festhalten an den alten Ansichten, Gewohnheiten und Glaubenssätzen. — So fruchteten hier wie in Portugal die Revolutionen gleich wenig. Die höchst geringe Bildungsstufe der beiden Völker bringt es mit sich, daß die Kämpfe sich zumeist nur um dynastische Interessen drehen oder dann von ehrgeizigen Feldherrn und Staatsmännern angezettelt sind, welche die Devise der einen oder anderen Verfassung auf ihre aufrührerische Fahne schreiben. Diese kleinen Aufstände sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung, der Bürgerkrieg das stehende Leben geworden; die beiden Länder sind in einer völligen Zersetzung begriffen. Von wesenhaften Reformen, gegen welche die fanatisch beschränkte Volksmasse sich völlig gleichgültig stellt, ist keine Rede, und die alte Apathie bleibt der ständige nationale Grundzug. Dazu kommt ein weiterer Fluch. Es sind überall, in der Revolution wie in der Reaction, persönliche Interessen und Leidenschaften gewesen, welche das Land auf das Furchtbarste zerrissen, jedes gesund organisatorische Eingreifen und gar die klar entschiedene Herrschaft einer auch nur einheitlichen Partei fast zur Unmöglichkeit machend. — In dem furchtbar aufgewühlten Volke nahmen die rothe Revolution der Jahre 1821 und 1822 und die schwarze Reaction des Jahres 1814 denselben blutdürstigen Fanatismus und Terrorismus an, regierten auch mit den gleichen Mitteln. Die Auslassungen der Exaltados, deren äußerste Spitzen die Söhne des Padilla oder Communeros bildeten, und die Gemeinheit ihrer Blätter geben den clerikalen Kundgebungen Nichts nach, sie grenzen beide ans Tollhaus; man lese einmal die großartig confuse „Theorie einer politischen Verfassung für Spanien“. Ueberhaupt begegnen wir in den ärgsten Zeiten dem häßlichsten Product, einer förmlichen Allianz zwischen den beiden feindlichsten Gegensätzen, den Communeros und den Servilen, die beide zugleich sich gegen die

einzig vernünftige Partei der Moderados richteten, welche allein im Stande gewesen wären Spanien ein haltbares Regiment zu geben. — Noch in der allerletzten Revolution hat sich der Fluch dieses Parteiwesens schneidend enthüllt: die Sucht nach eitlem Glanz, hochklingenden Titeln und reichen Einkünften, die unverlässigsten Intriguen und selbstsüchtigen Machinationen, die Phrase, der Pomp und Schein, der alle Parteien grundsatzlos unterwühlende personalismo! — Prim! Es ist in Alledem die anarchische Verkommenheit unter der echt katholisch-hierarchischen vielhundertjährigen Erziehungs- und Regierungsmaxime, welche den rohen Massen die Praxis des Lebens zügellos freigegeben, dagegen die Meinungen und Lehren, die Gewissen und Köpfe aller Denkenden in ein eisernes Joch geschlagen hatte. Maß und Gesetz und Folgerichtigkeit hat immer und überall, hat so ziemlich allen Parteien und Parteihäuptern gefehlt; alle die enthusiastisch ungeheuerlichen Ausschreitungen, in die Trägheit, Beharrungssucht und fabelhaft genügsame geistige, wie materielle Bedürfnißlosigkeit der Masse dieses Volkskörpers hineingeworfen, das giebt jenes unorganische Gebräu, aus dessen Sieden und Brodeln die Acte der nachnapoleonischen Geschichte herausschießen; es ist in dem ganzen neuesten Geschichtsverlauf dieses Landes etwas Naturalistisch-Fatalistisches. Wohl mochte einsichtigen Köpfen die Aufgabe das in seiner Verkommenheit selbstgenügsam hinträumende Volk der neuzeitlichen Civilisation, Geistesbildung und Industrie zu erschließen unlösbar scheinen.

Wie das Land in unser Jahrhundert eintrat, wird am sprechendsten durch Zahlen belegt, so durch die 1797 erhobene Statistik des Clerus. Es waren 91,258 Weltgeistliche, wovon aber blos 16,481 eigentliche Pfarrer, dagegen 61,327 Mönche und 31,400 Nonnen in 3126 Ordenshäusern, und bei dieser Masse von Pfaffen 4000 Gemeinden ohne Pfarrer (so noch 1820), diese hungernd, während z. B. die einzige Kathedrale von Sevilla 235 prassende Domherren, Präbendare, Capläne und Sänger hatte, die jährlich an dritthalb Millionen auffraßen, und einen Erzbischof mit über 3 Millionen Einnahmen. Asturien hatte 35 Volksschulen mit 1632 Schülern und daneben 23 Klöster mit 929 Insassen, Cordoba gar 109 Klöster auf 99 Elementarschulen. Aehnliche Zahlen im ganzen Lande! Dagegen war nach der altfeudalen Ordnung der Bauer verpflichtet 40 — 70 % seiner Ernte in Zehnten und Erstlingen den weltlichen und geistlichen

Landherren zu opfern und über 1000 Millionen zu entrichten, von denen der Staat nur 300 erhielt.

Die Geschichte Spaniens ist bis auf die jüngste Zeit herab tief beeinflußt durch die große Revolution, welche mit dem Einbruch der Franzosen in das Land sich vollzog; die ganz eigenthümlichen Verhältnisse dieser von außen her aufs innere Leben der Nation wirkenden Revolution haben der Landesgeschichte ein eigenartig charakteristisches Gepräge aufgedrückt; dabei blieb bis in die 40er Jahre hinein die Verfassung vom Jahre 1812 der leitende Augenpunkt, und selbst die Männer aus der Schule jener Jahre behielten noch auf Jahrzehnte hinaus sei's als Verschwörer, sei's als Staatsmänner ihre wegzeigende Bedeutung. — Seit der napoleonischen Invasion läuft ein wilder Naturkampf fort zwischen dem mittelalterlichen Spanien und einem in Zuckungen aufstrebenden modernen; die vielhundertjährigen Mißstände, die sich nicht wollen austreiben lassen, machen den Kampf so grausam und so zähe; die Zuchtlosigkeit der Geister war in beiden Lagern gleich stark, für's Alte aber kämpften die zum natürlichen Lebenszustande der Nation gewordene allgemeine Zerrüttung, die ganze Unordnung, Unfähigkeit und moralische Verderbniß der Verwaltung, endlich der äußerlichst gewordene Köhlerglaube. Die Revolution unter französischem Anstoß übte mächtigen Einfluß nach innen, auf die politisch-sittliche Umgestaltung des Volkes, und machte mit Nothwendigkeit einen merkwürdigen Kreislauf: aus der halb herrischen, halb blind fanatischen Erhebung für die Mächte und Ordnungen des altkatholisch-absolutistischen Spanien herausgewachsen, ward sie durch die zersetzende Fäulniß eben dieser Mächte in die Bahn kühner Neuerung geworfen, wie nur die furchtbar verhaßten Fremdlinge selbst sie hätten betreten können; auslaufend in die Constitution von 1812, warf sie die Grundvesten jener Staats- und Kirchenordnung um, für die sie ursprünglich aufgestanden war. Das war auch eine Art Naturproceß. — Der Kampf aber hat durch seinen Verlauf und seine Folgen das Land in einen Zustand der alten Wildheit und Barbarei zurückgeworfen, indem er fast auf seinem ganzen Boden die Werke der Cultur vernichtete und unsägliche materielle Verwüstung neben nicht geringerer moralischer Verwilderung hinter sich ließ. Das Land war ein Chaos, der Capitalverlust jeder Art unermeßlich; fanden sich ja nahezu 2½ hunderttausend Häuser in Trümmer gelegt!

Noch verderbender waren die Folgen desselben Kampfes für's napoleonische Weltreich. Hätte der räthselhafte Mann der überraschend klaren Einsicht in die spanischen Volkszustände gefolgt, die sein denkwürdiger Brief vom 29. März 1808 an Murat ausspricht! Murat täusche sich, wenn er meine, die Spanier seien wenig zu fürchten, weil sie keine militärische Organisation hätten; die Armee, an sich schwach und nichtig, werde doch für die Insurrection bedeutsam durch ihre Auflösung, welche jeder Provinz einen Kern für die Aufständischen verschaffen könne; neben der Wildheit des Charakters besitzen die Spanier die Energie eines frischen, von den politischen Leidenschaften noch nicht berührten Volkes; Priester, Mönche und Adel werden Alles aufbieten, um das fanatische Volk aufzuhetzen, in der richtigen Einsicht, daß die französische Herrschaft dem alten Spanien ein Ende machen müsse, und England werde diese Gelegenheit gegen Frankreich ergreifen. — Es kam wörtlich so. Man nehme dazu die sprechende Zeichnung vom Charakter des aufreibenden Guerillakampfes, die General Kellermann giebt, der ihn erfahren: Dieses hartnäckige Volk reibt die Armee auf; vergeblich schlägt man hier die Köpfe der Hydra ab, dort wachsen sie wieder. Ohne eine Revolution in den Geistern wird es in langer Zeit nicht gelingen diese große Halbinsel zu unterwerfen; sie wird die Bevölkerung und die Schätze Frankreichs verschlingen .... Die Hülfsmittel vermindern sich, der Ackerbau geht zu Grunde, das Geld verschwindet; man weiß nicht, wie man für Besoldung und Unterhalt der Truppen, für die Bedürfnisse der Hospitäler, für all' die unendlichen Ansprüche einer Armee sorgen soll, der Alles fehlt .... Ich komme immer von Neuem darauf zurück, daß es hier den Kopf und Arm des Herkules braucht. — Der Herkules kam nicht, weil selbst er in der Ferne an dem unabsehbaren Kampf erlahmte. — Zahlen sprechen: Seit 1807 soll Napoleon nicht weniger als 600,000 Mann ins Land geworfen haben; im Mai 1812 giebt König Joseph die Stärke der französischen Heere noch auf 230,000 Mann an.

Der Kampf gegen den Eroberer ist ein Werk der gewaltigsten Nationalleidenschaft und des glühendsten Hasses, vor welchem keine Spur verstandesgemäßer Berechnung der Kräfte aufkommen konnte; er wirkte wie eine Naturgewalt, bergstromartig, augenblicklich die schlimmsten neben den besten Eigenschaften aufwühlend, und mehr als

durch die Franzosen schien das Land durch die innere Zerrissenheit und Zügellosigkeit in einem Chaos von Unordnung und Gewaltthat untergehen zu sollen. Die überwiegend schlechten Elementarmächte waren's, welche die Massen trieben: die durch die ununterbrochenen verderblichen Glaubenskriege zur Natur gewordene Wildheit und Barbarei und die finstere Bigotterie. Die wahrhaft Einsichtigen unter den Afrancesados aber verhielten sich nach Urquijo's Erkenntniß: Wenn Spanien vernünftig wäre, welchen Nutzen könnte es aus einer neuen Dynastie ziehen, indem es ihr Gesetze und Verträge dictirte, welche das innere Gedeihen sicherten und dem Lande die gebührende Stellung in Europa zurückgäben!

Der denkbar gewaltigste Einschnitt in die Geschichte des Landes war principiell die Souveränetätserklärung der Nation und ihrer Vertreter, vollzogen durch die Cortes von Cadix am 24. September 1810; mit den fast 300jährigen Ueberlieferungen des absoluten Königthums brechend, stellte man sich mit Einem Schlag auf den Boden des constitutionellen Rechtes und der nationalen Selbstherrlichkeit: der Nationalwille ordnete sich dem bis dahin allein geltenden königlichen über, der jenen in Nichts befragt hatte. Denkwürdig und auffallend ist, wie der Haß gegen Frankreich und die möglichen Einflüsse, die von dort aus selbst mit Ferdinand eindringen könnten, in jenen Cortes auch die Hochconservativen zur Verfechtung der radicalsten Theorien trieb. Aus diesem Grund und allgemein aus dem Ankämpfen gegen die unsäglich trostlosen Erfahrungen vom letzten Bourbonenregiment erklärt sich der abstract radicale Charakter, den die Verfassung des Jahres 1812 annahm. Es ist für dieses Land mehr als blos auffallend, ein riesiger Umschwung in den Anschauungen, wenn wir gar einen Inquisitor für das historische Recht der freien Königswahl sprechen oder einen besonnenen Juristen Sätze verfechten hören wie die folgenden: Alle wollen erst die Nation und dann den König; der König ist König durch den Willen der Nation; der Hauptpunkt ist die Vollendung der so lang' ersehnten Verfassung. Oder in socialen Dingen, wenn eben jene Versammlung den Ruf: Nieder mit der Grundherrlichkeit! kräftig aufnahm und sich nahezu dahin verstieg die berühmte vierte Augustnacht zu überbieten; das mit Jubel begrüßte Decret vom 6. August 1811 ist trotz seiner juristischen Unbestimmtheit der erste Versuch die Massen von dem

ökonomischen Druck der Vergangenheit zu befreien und die Volkswirthschaft rationell zu begründen, der Ausgangspunkt aller wirthschaftlichen Reformen. — Ein großer Fehler aber war die so viel gepriesene und begehrte Verfassung des Jahres 1812. Hauptmangel, daß sie die Executive zu sehr beschränkte und herabwürdigte und so das Königthum, das neben ihr nur als Schatten bestehen konnte, um so heftiger reizte am Umsturz zu arbeiten, wie das Blanco an der Hand der Erfahrungen Schwedens von 1772 richtig voraussagte. Das war die Frucht der Zustände, da alle Regierungsautorität sich selbst zerstört und mit sich das Land ins Verderben gerissen hatte; in der allgemeinen Oede und Leere konnte nur eine utopische Verfassung geboren werden. Gleichwohl sah das Volk in ihr das absolute Heil, sie setzte sich in seinen Ideen mit ganz außergewöhnlicher Festigkeit: la ilusion era general, universal el entusiasmo. Halten konnte sie sich nicht, das lag an den inneren und äußeren Verhältnissen. Die Annahme dieser durchaus nicht passenden Verfassung durch das revolutionäre Neapel war ein Unheil für beide Länder, indem sie die ganze europäische Reaction aufstachelte. Dazu kam weitertreibend die portugiesische Revolution.

Das Ferdinandeische Regiment, von schandbarer Verworfenheit wie der Mann, ist die gräuelvolle Verschmelzung des weltlichen und des pfäffischen Despotismus. Schon im Jahre 1816 stieg die Zahl der wegen politischer Meinungen Eingekerkerten an 51,000. Nicht zu reden von den clericalen Verfolgungen gegen die heldenhaften Vertheidiger des Landes und der Krone selbst! Eine Regierung auf den Styl jenes wüthenden Mönchsausspruches: Vivan las cadenas; viva la opresion; viva el rey Ferdinando, muera la nacion! In sechs Jahren sind fast in allen äußeren Provinzen Aufstandsversuche ausgebrochen, ihrer neun. In fünf Jahren (bis 1819) hatte Ferdinand dreißig Minister, nicht weniger als neun für die Finanzen. — Alles Eine bittere Lüge, die folgendem Erlasse des Justizministers Macana über die sogenannte Preßfreiheit gleichsieht: Während der König überzeugt ist von den großen Vortheilen, welche die Preßfreiheit gewähren muß, wünscht Se. Majestät, daß die schweren Uebel vermieden werden, die der Mißbrauch derselben erzeugen würde, — darum wird bis auf Weiteres jede Druckschrift unter Censur gestellt. Im April 1815 wurden gar die beiden Mönchsblätter unterdrückt, welche immer

die unbändigste Reaction gepredigt hatten; andere Zeitungen waren entweder gar nicht aufgekommen oder schon erlegen; nur das Diario und die Gaceta von Madrid sollten fortbestehen. Dazu die absolute Ohnmacht, selbst gegen die Vagabunden. Als die Regierung 1817 die Masse derselben aufgreifen und ins Heer stecken wollte, wodurch sie die schöne Zahl von 60,000 Rekruten zu erlangen hoffte, waren die meisten längst in Sicherheit. — Bildung absichtlich auf Null gehalten! Die Universitäten blieben jahrelang geschlossen, das Volksschulwesen elend verfallen; dafür wurden mit beträchtlichem Aufwande Schulen für Stierfechter begründet, noch 1830 die mit reichen Dotationen ausgestattete zu Sevilla; der einsichtsvolle Burgos hob hernach diese Pflanzschulen der Barbarei unter einem ohnehin durch Natur und Geschichte grausamen Volke auf, um die Mittel der vernachlässigten Volksschule und Armenpflege zuzuwenden.

Es kam die Revolution des Jahres 1820. Der 9. Juli, dieser Tag des Jubels und der Sehnsucht, da Ferdinand nach der ziemlich unblutigen Umwälzung mit einer überzeugenden Miene der Unbefangenheit und Aufrichtigkeit die Verfassung von 1812 beschwor, schien mit Einem Schlage das unglückliche Land aus dem blutig verdammenswerthen Absolutismus in constitutionelle Rechtszustände überführen zu sollen. Erlogenes Komödienspiel! Die Cabalen des erbärmlichen Fürsten waren's, welche alle Bemühungen der redlich gesinnten Moderados dem Lande Frieden, Ordnung und diejenige Freiheit zu geben, die dieses Volk ertragen konnte, vereitelten. — Nichts Traurigeres als die französische Intervention für eine solche Regierung! Selten ist eine Nation schmählicher und erfolgloser als Werkzeug mißbraucht worden als bei dieser Mission die französische. Noch während der Anwesenheit der gegen alle dunklen Mächte ohnmächtigen Franzosen stand es in Spanien wie folgt: Die Truppen, die zuletzt noch die Ordnung in der Hauptstadt aufrecht gehalten, aus der Heerliste gestrichen und dafür die von zerlumptem Fanatismus strotzenden Banden der königlichen Freiwilligen organisirt; alle Abgeordneten, Minister und Officiere, die den König von Sevilla nach Cadix begleitet, zum Tode verurtheilt und alle in der constitutionellen Zeit angestellten Beamten abgesetzt; alle Anlehen derselben Zeit als ungültig annullirt; die aufgehobenen Klöster wiederhergestellt und ihre Güter ohne Ersatz der Kaufsumme zurückerstattet so wie allgemein die Herausgabe aller

anderen veräußerten oder vinculirten nationalen Güter verordnet. Das als Einleitung. Eine nächste Folge war, daß an 50,000 Käufer von National- und Klostergütern ihres Kaufgeldes sammt den Verbesserungssummen beraubt wurden und mit den Massen der Auswandernden wohl 300 Millionen Realen aus dem armen Lande gingen. Der Despotismus feierte seine tollsten Orgien im Sinne jenes königlichen Decretes, wonach von dem spanischen Boden auf ewig der entfernteste Gedanke verschwinden sollte, daß die Souveränetät einer anderen als der Person des Königs innewohne; Kammern oder ähnliche Einrichtungen, welche jene Souveränetät beanspruchen könnten, seien ja ohnehin den Gesetzen und Sitten des Landes zuwider! Es war die Anarchie des Despotismus: nicht allein alle inneren Factionen, sondern die Diplomaten der einzelnen Höfe regierten durch und wider einander, während die Macht, welche den Hauptschlag gethan, rasch alles bestimmenden Einflusses verloren ging, und in das Chaos hinein fuhren dann und wann die eben so unwirksamen Weisungen der Pariser Gesandtenconferenz. Die Alliirten selbst mußten von ihrem restaurirten Könige sofort das Schlechteste erleben; der preußische Gesandtschaftssecretär fand gleich in den ersten Monaten der neuen Zeit die Ausschweifungen der Royalisten gräulich: die Soldaten der Glaubensarmee betrügen sich schlimmer als Kosaken, plünderten, raubten und mordeten, so viel sie könnten. Ausrottung der Schwarzen! war die einfache Losung eines kannibalischen Clerus. — Und trotzdem gerirte sich die Politik der Verbündeten ganz folgenden Sätzen des Herrn v. Royer entsprechend: neue Institutionen für öffentliche Freiheit und alle solche Dinge, welche mehr wohlwollende als umsichtige und mit den spanischen Zuständen vertraute Personen empfehlen, seien — inopportun; Spanien brauche eine gute Verwaltung und starke Regierung, nach sogenannten Freiheiten existire gar kein Bedürfniß; jetzt könne die königliche Autorität gar nicht zu stark sein; der mächtige Einfluß des Clerus habe sich doch sehr nützlich erwiesen, um die Gemüther zu fesseln, da nur er die Masse des Volkes vor den revolutionären Ansteckungen bewahrt habe. — Die schmähliche Situation der intervenirenden Mächte fanden jener Herr und die ächten Politiker von der heiligen Allianz ganz prächtig: „Wir finden uns in der vortrefflichen Lage diesen Weg muthig fortzusetzen, da wir keinen Schritt rückwärts, auch keinen Schritt zur Seite machen müssen“.

Die spanische Revolution scheiterte an einer ganzen Reihe von Unmöglichkeiten, die der perfide König und der Clerus ausbeuteten; Parteizwiste und Finanznoth resümiren die tödtlichsten Grundübel. Trotz eines außerordentlich reducirten Heeres (66,828 Mann) waren im Staatshaushalte von 1820/21 die Militärausgaben auf die ungeheure Summe von 335 Millionen angeschlagen; das Vertheidigungssystem verschlang von den auf 530 Millionen angegebenen Gesammteinkünften nicht weniger als 451. Nur eine höchst ungünstige Anleihe half für den Moment. Und während es so stand, machte sich die jeder vernünftigen Selbsterkenntniß bare Prahlerei wieder einmal recht Luft; ein ministerielles Blatt erklärte: Spanien habe eine größere Kraft als ganz Europa, denn es brauche nur eine Armee auf den Pyrenäen aufzustellen, die Verfassung in der einen, die Tricolore in der anderen Hand, um Frankreich unwiderstehlich fortzureißen.

Die spanische Revolution führte eine ganz neue Gruppirung der Hauptmächte im europäischen Staatensystem herbei; die drei Ostmächte, auf Grundlage der absolutistischen Intervention, wie sie am Veronaer Congreß als Princip aufgestellt war und sofort zur Contrerevolution in Spanien verwendet werden sollte, standen zusammen und nahmen die französische Politik, die bei diesem Acte schmählich düpirt wurde, auch durch die rivalisirenden Intriguen der anderen Cabinette (Rußland), ins Schlepptau ihrer freiheitsfeindlichen Tendenzen, wogegen England sich von der Theilnahme an diesen Principien durchaus ablöste. Daraus ergab sich denn das Zusammengehen der vier Continentalmächte auf dem Wege der Knechtung und die Isolirung der Seemacht.

Es war zunächst die gegen alle Parteien gleich feige und treulose Elendigkeit in der Haltung des Königs (Juliwoche 1821), welche ein neues, ein furchtbarstes Uebel in dem unglücklichen Land aufbrachte, die carlistische Partei. — Den „Reinen“ genügte selbst all' das nicht, was Ferdinand Scheußliches in der Reaction vornehmen ließ; daraus erwuchs jene äußerste Rücklaufspartei, die gegen den König selber anzugehen unternahm. So war das Land in der zweiten Restauration noch unglücklicher als in der ersten: gleichzeitig auf der einen Seite die Agitationen der freilich niedergetretenen Liberalen in und außer dem Lande, in deren Lager Alles, was Bildung, Einsicht und Charakter hatte, hinübergedrängt war, auf der andern die fortwährenden

Conspirationen unter den Häuptern der Apostolischen und ihren Glaubensbanden, dazwischen ein elend hin- und herschwankendes, nur niemals zu Recht und Milde sich neigendes Regiment. Erst nach der Mitte des Jahres 1827, als auch die erste carlistische Erhebung in Blut erstickt war, ließ die greuelhafteste Verfolgungswuth etwas nach; die Mahnungen zur Mäßigung fanden wenigstens etwelchen Eingang, und die Ruhe des Grabes legte sich über das Land. Einen folgenschweren Einschnitt in die Geschicke der Nation bildet des Königs Heirath mit seiner vierten Gemahlin, der Neapolitanerin Marie Christine; ihr entsprang die Aenderung der Erbfolgeordnung, Rückkehr zur altvolksthümlichen Succession, und dieser wieder ein zehnjähriger Bürgerkrieg. — Die alte sinnlose Zerfahrenheit und Rivalität der liberalisirenden Parteien und daneben der erste große Diplomatenstreich des wortlosen Julikönigs wirkten zusammen, um auf spanischem Boden ein Nachspiel der 1830er Revolution in Scene zu setzen.

Der Tod Ferdinand's, keine Erlösung für das Land, hinterließ ihm eben so viel Unheil, als sein Leben gebracht. Nächste Folge war der Ausbruch des Bürgerkriegs, der bei den leidenschaftlichen Kämpfen, schroffen Wechseln und schneidenden Widersprüchen, den unsicheren Aussichten und widerstrebenden Zielen dieses ganzen öffentlichen Lebens, dem jede Festigkeit und Ordnung verloren gegangen war, nicht anders als wieder völlig aufreibend wirken konnte. Er nahm genau dieselbe Art an, Bürger gegen Bürger, wie früher gegen die Fremden, gefährlich genug. Die Zahl der sogenannten „königlichen Freiwilligen", die freilich Nichts als Banden waren, mußte sehr bedrohlich erscheinen.

Die schwindelhafte Bornirtheit des Don Carlos und der Mehrzahl seiner Werkzeuge, in denen noch einmal alle schlechten Mächte des alten Spanien sich personificirten, gab bis zu Ende nicht die leiseste Concession an den Geist der Neuzeit, an Vernunft und Menschlichkeit zu. Dieses Lager mit der heiligen Jungfrau als Generalissima schrieb seine Siege rächenden Engeln zu, die vom Himmel herabgestiegen seien, um die Köpfe der Freimaurer abzuschlagen; die niederträchtigsten persönlichen Intriguen, abgeschmackte Decrete, Messen und öffentliche Gebete zur Genugthuung für das heiligste Sacrament, zur Ausrottung der Ungläubigen, Dankgottesdienste für die Jungfrau der Schmerzen waren die Hauptactionen der Getreuen; des Königs durch

göttliches Recht galt es unwürdig Einheimischen oder Fremden über seine Regierung Aufklärung zu geben, und von den Großmächten ward einfach blinde Unterstützung verlangt zum Inkraftsetzen der Beschlüsse von Troppau und Laibach. — Die Zustände des Landes während dieses Bürgerkrieges waren wieder unsagbar trostlos. Bei der Adreßdebatte des Jahres 1836 durfte ein catalonischer Abgeordneter erklären, in mehr als dreihundert Gemeinden seiner Heimath habe man seit drei Monaten nicht einmal Brod gehabt. Uebrigens machte der Krieg die auffallendsten Wechsel und Sprünge durch und gebar fast unbegreifliche Combinationen, derart, daß häufig die Siege der Carlisten und die der Radicalen nahezu ein und denselben Erfolg hatten, daß die carlistische Sache bis auf die förmliche Handreichung hin oft von Nichts mehr als den kolossalen Fehlern und selbstsüchtigen Einseitigkeiten der Exaltados lebte und die Regentin selbst, um deren Rechte ja der Kampf sich drehte, dazu gebracht wurde demjenigen die Hand reichen zu wollen, der daran war ihr diese Rechte zu rauben. Es ist die volle Umkehr aller natürlichen Verhältnisse.

Eine einzige lichte Erscheinung ist das Statut der Regierung von 1833, das die für die Heilung des Landes nothwendigen Punkte traf; es seien „Pfänder und Garantien zu suchen, um zugleich die Prärogativen des Thrones und die Rechtsansprüche der Nation zu sichern; die verschiedenen Gewalten des Staates in ein weises Gleichgewicht zu bringen; die politischen Rechte nicht so anzusehen, als würden sie aus abstracten Principien hergeleitet und wären eiteln Theorien unterthänig (— Grundfehler der 1812er Verfassung, die so unselige Begriffsverwirrung erzeugte! —), sondern als praktische Mittel, um den ruhigen Besitz der bürgerlichen Rechte zu sichern! Es blieb bei den Worten. Wem hätte die Durchführung gelingen können!

Eine der auffälligsten Wendungen im Bürgerkrieg, welche auf die redliche Meinung der englischen Agenten, allgemein die Wirkung der Quadrupelallianz, und auf die Thatkraft der spanischen Regierung ein gleich schiefes Licht wirft, ist der Abzug des Don Carlos aus Portugal und sein über England gehendes Uebertreten auf spanischen Boden; natürlich war das Erscheinen des Prätendenten im Heimathlande trotz seiner persönlichen Nichtigkeit ein gewichtiger Factor im Bürgerkrieg.

Es war zuerst in den Jahren 1833 und 34 ein frappanter Stimmungswechsel in der vorzugsweise katholischen Nation, als dieselbe die barbarische Wuth, welche die vielhundertjährigen Erzieher, die Geistlichen und Mönche, ihr eingepflanzt hatten, gegen diese selbst kehrte und aus der alten blinden Folgsamkeit in die grimmigste Verfolgung ihrer Gesetzgeber und Leiter übersprang. Daran schließt sich der einzige rationell bedeutsame Regierungsact des sonst so leichtfertigen Mendizabal, die Klösteraufhebung und Einziehung ihrer unermeßlichen Güter, genauer die Zuweisung der Grundstücke, Mobilien, Renten und Rechte ihrer Häuser an die Amortisationscasse für Tilgung der Staatsschuld, womit dem verarmten Staat ein ungeheures Capital gewonnen war. Diese Momente bilden einen der denkwürdigsten Einschnitte in Sitten und Denken der Nation; das alte Spanien dankte ab, als man dem Volke folgende Ueberlegungen vortragen und bei ihm Verständniß dafür finden durfte: In Erwägung daß die Unterdrückung der Häuser der Regularinstitute eine Nothwendigkeit ist, welche sowohl Gründe hoher Convenienz für den Staat als für die Mitglieder dieser Gesellschaft selbst fordern; daß auf der Verbesserung des Looses der Nationalgläubiger das Wohlbefinden einer unermeßlichen Zahl von Familien und zum großen Theil der Fortschritt des öffentlichen Reichthums beruht u. s. w.

Der Carlismus starb, wie er gelebt hatte, an Sinnlosigkeit und Verrath. Der Widerspruch eines längst erstorbenen Princips mit dem modern europäischen Culturzustand und den spärlichen Elementen desselben, die sich auf die abgeschlossene Halbinsel gleichsam verirrt hatten, die Schlechtigkeit und Unfähigkeit der Träger dieses Princips manifestirten sich in einer abschließenden Thatsache, die durch Nichts mehr rückgängig gemacht werden konnte; es war, da die entgegenstehenden Christinos sich um nicht viel besser oder kräftiger erwiesen hatten, eine Art Selbstauflösung in einer verfaulten Welt vollzogen, so daß das Chaos der gewissenlosest egoistischen Cabalen, der zügellosest persönlichen Leidenschaften und Begierden, der inhumanst stupiden Bigotterie vollends auseinanderbröckelte. Insofern bezeichnet das Jahr 1840, das den Bürgerkrieg schließt, immerhin eine principielle Wendung in Wesen und Geschick des Landes. Und doch gewann es durch den Fall der carlistischen Sache weder Ruhe noch Consistenz.

Das Nächste war ein halb monarchisch-soldatisches Parteiregiment (Espartero); völlige Ermüdung aller Parteien und Apathie des gesammten Volkes stellten sich immer unverkennbarer heraus. Eines der damaligen politischen Häupter hat nach kurzem persönlichen Versuch der Leitung scharf die Lage gezeichnet: Ich kann nicht leben in dieser mephitischen Atmosphäre, wo Seele und Gedanke jeden Augenblick in der Erbärmlichkeit persönlicher Interessen, Prätensionen und Intriguen versinkt, wo die gehäuften Enttäuschungen schließlich jeden Glauben zerstören. — Pronunciamentos und Ministerien lösten sich in gleich langer und wechselvoller Reihe ab. Es genügt zu wissen, daß Spanien von 1833 bis 1858 47 Ministerpräsidenten aufweist, 61 Minister des Aeußern, 78 Finanz-, 96 Kriegsminister u. s. f. Ein volkswirthschaftlich geordnetes, verständiges und beständiges Regiment, zweimal versucht, wurde beidemale durch die Angriffe von rechts — Hof und Clerus — nach nicht langen Jahren gestürzt, nachdem es Noth genug gehabt hatte sich der Angriffe von links zu erwehren.

Die einzige große Frucht der furchtbaren revolutionären Stürme und Bürgerkriege blieb die Zerstörung der verpestenden mönchischen Institutionen und Einflüsse, allerdings eine Thatsache von unabsehbarer Wirkung.

Es fehlt dem Volke das Gefühl der Pflichttreue, der Wahrheit und Sitte, die ihm durch eine heidnisch äußerliche Religionspraxis und ein lasterhaftes Regentenhaus vollends sind ausgetrieben worden; das ist doppelt verderblich in einem Volksstamme, dessen Eigenart wir in dem ganzen Gang seiner Geschichte, und in derjenigen des 19. Jahrhunderts besonders, dem Ausspruch eines tüchtigen Kenners gemäß sich so entfalten sehen, daß sie in heftigen, wilden Stößen arbeitet: „In einem Moment sind wir der größten Opfer, der heldenmüthigsten Anstrengungen fähig, aber uns fehlt die Ausdauer, die Beständigkeit“. Das Hineinstürzen aller Talente in die politische Carrière, von der sie Herrschaft und Einfluß, Glanz und Reichthum zugleich verlangen, hat nicht blos die trostlosen Parteiwirren der Politik fortwährend unterhalten, sondern die Gebiete des Ackerbaues, des Handels und Gewerbes, der Wissenschaft und Kunst brach liegen lassen, dem Volke Gewöhnung und Segen einer wahrhaft fruchtbaren Thätigkeit von jeher entzogen; Ernst und Fleiß und sittliche Lebensstrenge sind dem Spanier fremde Begriffe geblieben.

Die katholische Politik hat das Spanien der Habsburger vernichtet, die Dynastie der Bourbons ein erstes Mal ausgetrieben, seither ihr alle Hemmnisse und Verkehrtheiten eingegeben; der hier geltende Katholicismus, culturfeindlich und sittenverderbend, hat das Möglichste gethan, um sich aus Herz und Kopf eines durch tausend Jahre blind ihm ergebenen Volkes auszutreiben. Nirgends hat sich der starre katholische Romanismus in unversöhnlicherem Widerspruch erwiesen mit den Culturaufgaben der modernen Welt, nirgends den Geist der Arbeit und des Denkens, der Selbstbestimmung und Aufopferung, der sittlich-idealen Weltanschauung und Lebensführung härter verleugnet und bekämpft. Er hat es verschuldet, daß dieses begabte, durch eine an großem Ringen reiche Geschichte gelaufene Volk sein altes Wesensprincip aufgeben mußte und kein neues finden konnte.

Was für ein Bild zeigt uns ein Excurs in die finanziellen und volkswirthschaftlich-socialen Zustände der Nation während des Jahrhunderts! Ein eben so trostloses als die politischen Wirren.

Dem Census von 1797 zufolge fanden sich nach sehr niedriger Zählung nicht weniger als 932 despoblados (entvölkerte Ortschaften), von denen die in jeder Hinsicht volkswirthschaftlich höher stehenden eigentlichen Baskenlande eine einzige aufweisen, Navarra 13. Die erdrückenden grundherrlichen Rechte, denen von 16,236 Dörfern und Weilern 7487 und von 2713 kleineren Städten 1010 unterthan waren, trafen jene Provinzen in ausgedehntem Maß einzig in Alava. Diese Provinz hatte 16 Klöster neben 169 Elementarschulen, Cordoba dagegen 109 Klöster neben 125 (früher 99) Schulen und Toledo gar 179 Klöster und blos 171 Volksschulen. Zu Anfang des Jahrhunderts trifft sich ein Zustand, der an die letzten Zeiten der Habsburger erinnert, die völlige Auflösung. Vom September bis December 1799 stiegen die Verpflichtungen der Staatscasse auf 555 Millionen, Einnahmen derselben Monate 204, also in vier Monaten 351 Millionen Deficit. Im selben Jahre verbrauchte das königliche Haus 105 Millionen, das Ministerium des Aeußeren 46, der Justiz 7, Krieg 935, Marine 300, Finanzen 428, zusammen 1823 auf 600 Millionen Einnahmen. Durch die seit dem großen europäischen Kampfe gegen Napoleon vollends befestigte Meerherrschaft Englands büßte Spanien die maritime Selbständigkeit und mit ihr seine ursprünglichste Existenzbedingung noch vollends ein. Der Vertrag von San Ildefonso

(Sommer 1796), der Solches bewirkte, bezeichnet eine viel vollständigere Unterwerfung der spanischen Politik unter die französische, als der Familienpakt je hätte herbeiführen können. Der Name Ildefonso ward dem Land ein zweites Mal (1800) verderblich durch das auf die erste Abmachung daselbst mit Napoleon eingegangene Abkommen (Louisiana). Die Marine, unter Karl III. 76 Linienschiffe und 51 Fregatten, war auf 33 und 20 herabgebracht, weitaus der größte Theil untaugliche Fahrzeuge und nur 6, resp. 4 zum sofortigen Auslaufen bereit; Material und Menschenbedarf gleich erbärmlich bestellt.

Unter Ferdinand treffen wir alle Classen, einzig den Clerus ausgenommen, wirthschaftlich gleich sehr heruntergekommen: einzelne Armeecorps hatten bis auf siebzehn Monate hinaus keinen Sold erhalten, die Uniformen waren Lumpen, ein großer Theil hatte keine Schuhe, in den Casernen der Hauptstadt lagen die Soldaten auf der nackten Erde. Zur selben Zeit bauten die Priester und Mönche in Madrid zwanzig Kirchen und versahen sie mit reichem Gold- und Silbergeräth. Schon im December nach des Königs Rückkunft konnten sich die Beichtväter rühmen, derselbe habe den Clerikern an vacanten Canonikaten, Beneficien und Gnadengehalten eine Summe zugewandt, welche 300 Millionen Realen jährliches Einkommen darstelle. Dazu die Heereslast: Selbst nachdem das Complott von 1816, das dritte seit Ferdinands Rückkunft, eine Armeereduction um 33,000 Mann bewirkt, war sie mit nahezu 200,000 Mann immer noch übermäßig, um so mehr, als bei der herrschenden kolossalen Verderbniß der Verwaltung eine ordentliche Verpflegung 760 Millionen Realen gefordert haben würde, während das Jahreseinkommen nicht über 500 geschätzt ward. Die Denkschrift des Finanzministers Garay von 1817 nimmt 597 Millionen Einnahmen gegen 1051 Millionen Ausgabe, also 454 Millionen Deficit.

Das kam noch schlimmer, und so, daß Hülfe nur noch von einer einzigen Maßregel zu erwarten stand, von der Sequestration des ungeheuren, zu 18,000 Millionen angeschlagenen geistlichen Grundbesitzes; weitere der Nation zufallende Grundstücke, die zu 1500 Millionen geschätzten Güter der großen Militärorden eingerechnet, sollten bis auf den Betrag von 5—6000 Millionen versteigert werden. Von den im September jenes Jahres fälligen 130 Millionen directer Steuer waren 16 eingegangen, der Schmuggel in allen Provinzen

grandios schwunghaft und offenkundig! — Um 1830 schrieb einer der fremden Diplomaten: Spanien habe in den letzten sieben Jahren eine Schuldenlast von 2 Millionen Realen (143 Millionen Thaler) contrahirt; die Finanznoth sei so verzweifelt, daß man an Rüstungen gar nicht denken könne; 200 Millionen Ausfall, und trotzdem verzehre das königliche Haus auf einem Gesammtetat von 592 Millionen gerade auch 200. — Es giebt kaum ein vernichtenderes Urtheil über alle Verwaltungen der letzten Jahrzehnte als den Bericht des Marineministers Figueroa an die Cortes von 1833: Noch 1818 65 armirte Schiffe, nun blos noch 32, die meisten ohnehin halb unbrauchbar; Kriegshäfen, Arsenale und Werften, das Material und auch das Personal trotz der 615 Marineofficiere im Zustande vollständiger Auflösung, die Marine dem Verschwinden nahe. Das hatte man aus einem der ersten Seevölker gemacht!

Stellung des Mutterlandes zu den Colonien. — Die geschichtlich gefaßte und documentirte Rechtsfrage im Aufstande der Colonien gegen die rechtlos zerrissene Ohnmacht, dann gegen den Versuch einer neuen Aufzwängung des alten dynastischen Knechtschafts- und Aussaugungssystems ist so klar als irgend möglich; die Colonien haben mit ihrer Erhebung nichts Anderes gethan, als was sie nach dem Gebote der Selbsterhaltung thun mußten. Die 1820er Revolution im Mutterland entschied zugleich für die Unabhängigkeit der Colonien, moralisch und thatsächlich; was etwa am moralischen Eindruck und am Willen zur völligen Ablösung noch fehlte, das vollendete die verkehrte Haltung der Cortes von 1820—22 den früheren Coloniallanden gegenüber. Die Rückwirkung des Abfalls auf's Mutterland charakterisirt Baumgarten ganz fein wie folgt: „In dem Augenblicke, wo Spanien die Colonien bis auf einen kleinen Rest verlor, hörte es freilich auf Weltmacht zu sein, ein für den spanischen Stolz unendlich harter Schlag; aber mit diesem Augenblicke begann für Spanien zugleich die Möglichkeit, weil die Nothwendigkeit, im modernen Sinn ein Land der Cultur d. h. der verständigen Thätigkeit, der ernsten Bildung, der sittlichen Zucht zu werden. Wie sehr sich Königthum, Clerus und das Volk selbst gegen die fundamentale Aenderung der Existenzweise stemmen mochten, es half Nichts. Spanien mußte nun anfangen ein Land zu sein wie die andern europäischen Länder, es mußte lernen zu arbeiten, zu denken, sich selbst zu überwinden". Lang-

sam und schwer, doch nicht ohne Frucht, ist seit einem halben Jahrhunderte dieser Umwandlungsproceß in der gesammten Denk- und Lebensweise der so tief heruntergebrachten Nation vorgeschritten. Die heilige Allianzpolitik aber traf der Fluch ihres Bündnisses mit den spanisch-französischen Verfechtern der verrosteten Lebensformen. Der erste Schlag kam ihr eben durch den Sieg der Colonien, deren Unabhängigkeit seit der wüthenden Restauration eine zweifellose Nothwendigkeit war; — ein Schlag, der die Continentalmächte um so empfindlicher traf, als ihnen die Pacification jener Colonien d. h. die Herstellung der legitim monarchischen Ordnung von jeher aufs Nächste mit der Consolidirung des „europäischen Systems" zusammenzuhängen schien, da sonst das monarchische Princip in Europa selbst gefährlich bedroht sei. Ueberdies war die Rückwirkung der spanischen Unterdrückung auf Europa selbst eine den Absichten jener Mächte durchaus zuwiderlaufende: während die conservativen Interessen namentlich in Frankreich gestärkt werden sollten, trieb das Uebermaß der Knechtung der Revolution von 1830 zu.

Eine der interessantesten Combinationen, nach Gedanken aus dem vorigen Jahrhundert neu aufgenommen, war die Ueberlassung Portugals an Spanien und Entschädigung des Hauses Braganza, das sich in Rio viel behäbiger zu befinden schien, durch südamerikanische Länderstriche. Erwägt man die Art des Verfahrens, das der in Rio sitzende Hof gegen das Mutterland beobachtet hatte, welches er fast zum Rang einer wenig werthenden und überdies unter englischer Botmäßigkeit stehenden Colonie herabsetzte, so darf man die Dynastie diesen Projecten keineswegs fernstehend halten.

Die südamerikanischen Staaten, seit Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit durch die mannigfaltigsten Erschütterungen hindurchgegangen, ermangeln nach Natur und Geschichte aller Elemente zu einer staatlich ruhig geordneten Consistenz; sie sind bestimmt eine lange und schwere Erziehungsperiode im Innern durchzumachen und können sich auf eine gesicherte Culturhöhe nur durch Ein Mittel erheben, das ist die möglichst wuchtige Herbeiziehung massenhafter Einwanderung und zwar germanischen Blutes. Aber es brauchte eine Zeit bis auch diese Erkenntniß durchdrang, und noch jetzt ist sie nicht in allen jenen Staaten gesetzlich anerkannt. Absperrung ist hier Tod, namentlich für die un-

geheuren Hinterlande; die riesig überwuchernde Tropennatur erdrückt den Menschen, der ihrer nur durch Masseneinwirkung einer Rasse von gespannter natürlicher Energie Herr werden mag.

Wohl noch weiter zurück in der Finsterniß als Spanien ist Portugal. Das Ländchen hat auf etwas über 3 Millionen Einwohner 230,000 Geistliche, der Patriarch der portugiesischen Kirche 360,000 fl. Gehalt und die Patriarchalkirche 1$^1/_2$ Millionen Einkünfte. Dafür ist das absolut clericale Schulwesen auch absolut erbärmlich, die Industrie unter dem sinnlosesten Bevormundungssystem gehalten, bis auf das Schlachten der Kälber und die Waarenpreise von Regierungswegen fixirt. Es wäre ein merkwürdig früher und großer Vorschritt gewesen, wenn die in Dom Pedros trefflicher Verfassung bedungene Unentgeltlichkeit des Primärunterrichtes wirklich fruchtbringend hätte werden können.

Infolge des Eingreifens in die Kriege gegen Frankreich war das Ländchen noch völlig herabgekommen, Ackerbau, Handel und Gewerbe darniederliegend, die Bevölkerung 1807—14 um $^1/_4$ bis $^1/_2$ Million gesunken, der sittliche und geistliche Verfall immer weiter gerissen. Die ausschließliche Rücksicht auf Brasilien von Seiten der schmählich dahin entwichenen Dynastie und die Ausbeutung durch die Engländer thaten das Uebrige. Um 1818 waren die Zustände ins Unerträgliche gediehen, überreif zum Umsturz.

Die constitutionelle Bewegung seit 1821 zeigt bedeutende Aehnlichkeit mit der des Nachbarlandes, das die Cortes sich wesentlich zum Vorbilde nahmen. Insonderheit ward auch hier gegen die Uebermacht und, um den Staatsfinanzen aufzuhelfen, gegen die übermäßigen Einkommen der Geistlichkeit kräftig eingeschritten, was hier wie dort die gleiche Feindseligkeit dieses Standes erweckte.

Genau dieselbe nahe Beziehung herrscht zwischen dem Thronstreit in beiden Ländern; der Zusammenhang, in seiner entscheidenden Bedeutung von den spanischen Carlisten bald begriffen, war so enge, daß der Ausgang des Kampfes in dem kleinen Nebenländchen fast nothwendig auch den im großen Nachbarland einschließen mußte; ein Portugal Dom Miguel's konnte nicht anders als die wesentliche Stütze und Ergänzung des apostolischen Spanien unter Don Carlos werden, und umgekehrt. Der annähernd zehn Jahre ältere Kampf auf portugiesischem Boden ist die Einleitung und Vorbereitung des

spanischen und sein Ausgang für diesen von prädestinativer Bedeutung. In der That ist der von einer abscheulichen Mutter gespornte Dom Miguel zugleich der Ferdinand und der Don Carlos Portugals, und sein zum Glück kurzes Regiment ragt vor den anderen absolutistischen des Jahrhunderts noch besonders an halb verrückter Grausamkeit hervor. Im Februar 1828 war er durch „Banditen und Kuppler" zum absoluten König ausgerufen worden, im Juli hatte er die wegen constitutioneller Gesinnung Gefangenen bereits auf 16,000 gebracht, während er den für diese famose Regierung begeisterten gemeinsten Pöbel, Räuber und Mörder, begünstigte und hehlte. Es genügt wohl zur Charakteristik des Mannes, wenn er auf die Frage, was mit den Gefangenen zu thun sei, antwortete: Tödten, tödten, die Uebrigen nach Afrika schicken. Ich brauche Raum für noch viele Verbrecher! Die preußische Staatszeitung aber, auch charakteristisch, fand den Wütherich „gar nicht so übel".

Wenige Jahre sind, seit Europa der jüngsten Revolution in Spanien erwartungsvoll zujauchzte, die Enttäuschung ist bald gefolgt. Es fruchtet Nichts; Land und Volk der Pyrenäenhalbinsel sind für unsre Cultur verlorener Boden.

Ein Wort zu denjenigen Kleinstaaten, welche eine Entwickelung, mithin Geschichte haben.

Holland ist aus entartet aristokratischer Republik mit egoistischem Klein- und Sonderleben der Provinzen und herrschenden Stände ein gesunder monarchischer Einheitsstaat geworden, der aber von seinem jugendfrischeren rivalisirenden Nachbar überflügelt zu werden droht. — Die Elemente des Zerwürfnisses in der unerträglichen Zusammenkoppelung wickelten sich zeitlich in folgender Reihe bis zum völligen Bruch heraus: materielle Interessen, Sprache, Unterricht und Kirche. Durch die 1830er Revolution hat Belgien das Beste gewonnen. Abgesehen von der wieder eroberten Unabhängigkeit und dem volkswirthschaftlichen Fortschritt ist es dank der freien Einsicht seiner Vertreter ein Musterstaat monarchischen Verfassungslebens geworden, was um so höher anzuschlagen ist, wenn wir damit die halb schiefen, unfruchtbaren oder auf Abstractionen unhistorischer Natur erbauten Verfassungsgebilde anderer Länder vergleichen. Ja gar der deutsche Norden ward durch diesen Anstoß ein Beträchtliches auf der Bahn des Repräsentativ-Verfassungslebens vorgeschoben. Seltsam, das

Glück jenes Belgien, das seit Jahrhunderten keine Unabhängigkeit besessen hatte und nur durch eine unvergleichliche Combination der Umstände sicher zu diesem Gute kam, von welchem sich nicht blos die fremden Staatsmänner, sondern die ersten Patrioten des Landes kaum hatten träumen lassen; ging ja nach ganz natürlich sich aufdrängendem Gedankengang ihrer Aller Meinung dahin, das abgelöste Ländchen werde keinen Hafen sicherer Existenz finden, um schließlich mit Nothwendigkeit an Frankreich zu fallen. Und dieses Glück half ohnehin in geistig weitgreifender Weise, mehr noch als die Gestaltung des neuen Griechenland, einer hochwichtigen Idee zum klarer begriffenen und praktisch beleuchteten Durchbruch, dem Princip der nationalen Selbstbestimmung in Zusammenfindung und Individualisation. — Ein Fortschrittselement ist hier seit 1847 der allmälige Uebergang zum System der Handelsfreiheit.

Glück hatte auch die kleine Schweiz, nicht zwar 1815. Mochten die Deutschen nach den Congreßresultaten das Drama ihres schweren Kampfes mit einem Possenspiel abgeschlossen erklären, so bekamen sie das würdige Pendant ihrer Reichsverfassung zu schauen in der restaurirten schweizerischen; auch hier wurde das Princip der Einheit dem der Auflösung geopfert. Nur daß hier der durch fünfhundertjährige Uebung freier und nationaler geschulte Geist das ungefüge Werkzeug um ein Geraumes früher keck anfaßte und kräftig ummodelte! Natürlich kann und soll das abgeschloßne Alpenländchen nur eine Geschichte innerer Entwicklung durchmachen; Reibungen nach außen haben ihm in der Neuzeit selten Glück oder Ruhm gebracht. Die 1848er Verfassung sollte jeder Schweizer einzig schon aus dem Grunde heilig halten, weil sie endlich seine Brüder energisch von jenem meist der gräulichsten Reaction pflichtigen Söldnerdienst abgezogen hat, der dem treuen Sohne seines erhaben schönen Landes die dunkle Zornesröthe der Scham ins Gesicht steigen macht.

Die Weiterentwicklung des Landes ist — ob auch Kleinlichkeit und Beschränktheit des Cantönligeistes sich stemmen, wie sie nur können! — klar und scharf vorgezeichnet; im Interesse des geistigen und materiellen Fortschrittes liegt sie einzig auf der Bahn einer mächtig erweiterten Bundeseinheit. Und wollte sich die Schweiz den inneren Nöthigungen entziehen, der allgemeine Zug der Zeitgeschichte würde sie auf die Linie dieser ihrer natürlichen Gestaltung drängen.

Vor der Gefahr allzu straffer Centralisation, deren Befürchtungen meist nur vorgeschobene und immer leere sind, bleibt dieses Land durch seine nationale Zusammensetzung und Geschichte noch langehin bewahrt.

Weit mehr fernab in der bloßen Idee liegt die kommende Gestaltung einer Staateneinheit, deren Glieder übrigens sich in normaler, ruhiger und gesunder Weise in sich und für sich entwickelt haben: Die Einheit der drei germanischen Nordstaaten, der Skandinavismus, noch jung, bis jetzt ein bloßer Zukunftsgedanke, wird doch wohl ein zweites Mal wieder That werden, emporgetrieben durch die durchgehende Strebung nach großen Nationalitätsverbänden; jedenfalls hat er mehr vernunftgemäße Lebensfähigkeit als das bereits wieder außer Mode gekommene Gaukelspiel des Panslavismus.

In neuester Zeit ist nur einer dieser drei Staaten, der kleinste, in den großen Strom der Geschichte hineingeworfen worden, mit Ehren, abzusehen von der höchst verwickelten Staatsrechtsfrage! Welch ein Rückblick, wenn wir heute die Schleswig-Holstein'sche Bewegung, das schwer wiegende Stück Zeitgeschichte, überschauend stark vierzig Jahre zurückgehn auf die minimen Anfänge, auf jenes mit Berufung auf das Rechts- und Vaterlandsgefühl der deutschen Nation abgefaßte Buch des „Voigtes von Sylt" über das Verfassungswerk in den Herzogthümern, eine Schrift, die noch ein Niebuhr als Gimpelei herabsetzte!

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, der alte:
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Wie einfach wahr dieses fast wie spielend auftretende Wort unseres großen Dichterfürsten! Welch ein Schauspiel, ein Erdtheil, der ganz von vorn anfängt; eine Welt, die nicht an jenem „unnützen Erinnern" krankt, das uns in allen Gliedern reißt! So ist's denn ein von unserem alten Europa sehr verschiedenes und in seiner Art grandioses

Bild, welches uns der Blick liefert auf das in Jugendfrische ausschlagende Amerika, Nord und Süd.

Amerika in seiner Entwicklung von unerhörter Raschheit und erstaunlichen Dimensionen ist nun einmal das Land der Hoffnung geworden, auf welches in allen europäischen Staaten die Durchschnittseinsicht des Volkes, der Freisinn der Erleuchteten, die Unzufriedenheit der Armen und Bedrückten auszuschauen und loszusteuern pflegen, der Port der Europamüden. — Wir mögen füglich jene Furcht des eben so feig als schlecht gewordenen Gentz, welche bei Anlaß des Abfalls der südamerikanischen Colonien in tiefe Erwägung gezogen haben wollte, was dem neuen, aus feindseligen und gefährlichen Elementen gebildeten transatlantischen Koloß gegenüber geschehen müsse, nicht sowohl für die materielle Sicherheit Europas, als für die moralische und politische Erhaltung der alten Welt auf ihrer jetzigen Basis, ... diese Furcht mögen wir aus freiheitlichem und civilisatorischem Standpunkte förmlich in eine tröstlich-beruhigende Zukunftshoffnung umkehren. Es ist allerdings etwas zu früh geschlossen, wenn im Jahre 1818 der große Kritiker und politische Kämpfer Jeffrey meinte, in 70 Jahren werde Nordamerika den bedeutendsten Factor in der europäischen Geschichte bilden und den siegreichsten Einfluß üben in dem durch die französische Revolution begründeten Kampfe zwischen Legitimität und Volksregierung. Er übersah dabei den schwarzen Fleck, den die Union mit Blut abzuwischen, er brachte nicht in Anschlag die innere Läuterung und Erziehung, welche sie durchzukämpfen hatte.

Um diesen Punkt dreht sich in unserem Jahrhundert die ganze innere Geschichte des Landes; es hat ohne Unterlaß zu thun mit Austragung des Geschwürs der Sklaverei, das mit der enorm steigenden Baumwoll-Cultur und -Industrie immer gefährlicher sich einfraß. Der Conflict war um so härter, als er mit den universellsten wirthschaftlichen Bedingungen und Streitfragen sich verflocht, alle Elemente des öffentlichen Lebens in Mitleidenschaft zog; Gesammtstaatsmacht und Einzelstaatsmacht, Föderalismus und Demokratismus, Industriesystem und Ackerbausystem, Hinneigung zu England und Sympathien für Frankreich, ja die Fragen der Gebietserweiterung und Staatenaufnahme: alle diese im fundamentalen Gegensatze von Nord und Süd Wurzel fassenden Widersprüche, die nur eine blutige

Lösung finden konnten, flossen in den Einen trüben Canal der Sklavereifrage zusammen. Die Lösung ist eine der großartigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte.

Der nach Raschheit, Wucht und Umfang uns Europäern fast fabelhaft erscheinende volkswirthschaftliche Aufschwung auf allen Gebieten hat wesentlich seit den 30er Jahren seinen großen Strich genommen. In Land und Volk liegen fast unerschöpfliche Quellen des Reichthums, die der Amerikaner mit einer Energie zu Tage fördert, welche nur einer Nation im schwungvollsten Jünglingsalter eigen sein kann. Für uns Abkömmlinge des alt gewordenen Europa liegt in den Riesendimensionen jenes Wirthschaftslebens etwas Traumhaftes, das uns fast an die Kolosse in den Phantasiegebilden der französischen Romanschriftsteller — die Schätze eines Monte-Christo — gemahnt.

Was man auch von der Großartigkeit einzelner Bildungsinstitute, von dem gewaltigen Budget einzelner Städte für Unterricht, nebenbei von Verbreitung und Einwirkung der Presse und Anderm mehr sage, bis heut ist das amerikanische Leben absolut im großen Strom der materiell-technischen Entwicklung gefangen, von feinerer Geistesbildung oder gar Pflege der reinen Kunst nicht zu reden! Daher rührt es, daß empfindlichere Gemüther oft so bitter auf das Yankeethum zu sprechen sind. Aber dem liegt nicht etwa Willkürlichkeit zu Grunde, sondern ein Zeitgesetz der allgemeinsten Art, das in Allen arbeitet, den Millionen freilich unbewußt: es ist die Differenz der modern realistischen gegenüber der alt spiritualistischen Weltanschauung. Während die Staaten des jetzigen Europa aus den entartetsten mittelalterlichen Grundlagen der letzteren sich herausgeschält und heute noch eine absolut falsche und ungesunde Gesellschaftsordnung zu bekämpfen und zu verwinden haben, hat die voraussetzungslose Union alle Gelegenheit sich social frei und ungebunden zu gestalten, auch allen Antrieb dazu, weil der große Zug ihrer Entwicklung mit jenem allgemein in der Welt sich vollziehenden Wechsel in der Lebensanschauung zusammenfällt; und sie nutzt diese Umstände aus. Geistesart der Hinübergekommenen, Naturproduction und Ländermasse treiben die Union zunächst auf dem Wege der social-volkswirthschaftlichen Grundlegung materiellen Anstrichs und der kolossalen Güterausnutzung vorwärts; ob sie sich allzutief in diese Richtung einbohre oder in

Zukunft die geistigen Güter hinzuerwerbe, kommende Zeiten müssen es lehren. Auch ideal denkende Köpfe mögen sich angesichts der Krämpfe und Zuckungen, an denen unsere krankende Gesellschaft leidet, bittern Ernstes fragen, ob nicht die Union den einzig organischen Ausgangspunkt für ihre Entwicklungslinie gewählt habe.

Der Beginn einer selbständigen amerikanischen Politik datirt erst aus dem Jahre 1812, dem zweiten Kriege mit England.

Es ist trotz aller erschreckenden Corruption in den öffentlichen Zuständen des Landes (Administrationswelt) ein vielsagendes Zeichen der Vernünftigkeit, des ewig Neuen und Frischen, weil Gedankenentsprungenen, daß sich die Verfassung und die öffentlichen Lebensformen mit einer in Europa nirgends daseienden Constanz erhalten haben. Der in der Weltgeschichte unerhörte Riesenfortschritt erklärt sich aus folgenden Sätzen Sealsfields: „Die Volksherrschaft hat die Sendung den reichsten Erdtheil der Bildung zu erwerben. Das Geheimniß, wodurch sie es erwirkt, ist: die Zahl der freien Wirksamkeiten ins Millionenfache zu vermehren, wogegen Europa nur durch Massen handelt. In diesem Geheimniß der Verpersönlichung liegt ihre ungeheure Wiedererzeugungskraft".

Fassen wir aus geschichtsphilosophischem Standpunkt Anfang und Fortgang des politischen Verlaufs in unserem Jahrhundert, so mögen wir zunächst füglich folgende Worte des geschichtskundigen Genter Forschers Laurent aufnehmen:

Ce n'est que depuis la révolution que les nations figurent dans le monde; jusque-là elles étaient représentées par les rois, comme un mineur l'est par son tuteur. Devenues majeures, elles ont pris en main la direction de leurs destinées; elles comprennent qu'elles font partie d'une grande société et qu'elles concourent à réaliser un plan divin dont l'objet suprême est le perfectionnement de l'espèce humaine. Du jour où les nations savent qu'elles ont une individualité et une mission, elles ont conquis leur liberté, et cette liberté grandit à chaque pas qu'elles font avec conscience dans la vie que la providence leur a tracée. Es ist ganz consequent, wenn die Civiltà cattolica die Erklärung der Menschenrechte mit folgenden liebenswürdigen Epitheten belegt hat: Absurdität, Dummheit, Eitelkeit, Hochmuth, Falschheit, Gasconnade, Pedantismus und Extravaganz. Mit gleicher Heftigkeit stemmt sich die richtig

spürende katholische Kirche gegen das Nationalitätsprincip, heute noch schroff die alttestamentliche Doctrin predigend: die Sprachentrennung sei eine Folge der Sünde, die Strafe für die Empörung gegen Gott und für die Verderbtheit der menschlichen Rasse. Die 48er Revolution hat zum erstenmal das Wort „Nationalität" in den Text eines politischen Actenstückes hineingetragen. Der riesige Anstoß der Revolution auf politischem Felde reflectirt sich schon in zwei einfachen Zahlen: das Jahr 1789 stieß auf 249 souveräne Staaten; schon vor den letzten italienisch-deutschen Dingen waren diese künstlichen Bildungen der Diplomatie und der Eroberung im Dienste der naturgemäßen Nationalitätsidee auf 66 reducirt. — Derselbe gewaltige Anstoß ging auf's sociale Leben über. — Schon Chateaubriand meinte: Les rois s'en vont, il n'en reste plus que de pâles ombres. Il faut que la royauté fasse place aux peuples; dès maintenant, elle n'est qu'un rouage dans la machine; la machine sera perfectionnée et elle se passera d'un engrenage qui entrave parfois sa marche. Daraus dürfen wir allerdings nicht auf die förmliche Beseitigung der königlichen Würde schließen. Der republikanischen Form strebt schon die großstaatliche Nationalitäten-Zusammenschweißung entgegen; aber das Königthum kann und darf nur noch als constitutionell-parlamentarische Ordnung Bedeutung behalten.

Möge Hartpole Lecky's Wort sich erfüllen: Die Auferstehung der Völker ist das Wunder unseres Zeitalters. Das Nationalitätsprincip hat beinahe die Kraft eines öffentlichen Rechts erlangt, es hat die feierlichsten internationalen Verträge vernichtet, und es ist aller Grund zu glauben: es wird vor dem Schlusse des Jahrhunderts die anerkannte Grundlage der Politik sein.

An den Völkern ist's heute das Römerwort zur vollen thatsächlichen Wahrheit zu erheben: Salus populi suprema lex esto!

Das organische Zusammenwachsen in große nationale Einheiten und das Verlangen nach constitutionellen Ordnungen mit erweiterten Rechten der Völker sind die zwei großen politischen Thaten des

Jahrhunderts, und nach beiden Richtungen hat es Riesenschritte gethan: Nehmen wir nach der ersten die Existenzbestände seit der Knechtschaftsperiode Napoleons I. bis herab auf die frei nationalen Gestaltungen auf griechischem, italienischem und deutschem Boden; nach der zweiten den allgemein gewordenen Verfassungskampf und die Vorschritte seit den communistischen Thorheiten eines Baboeuf durch die nebelhaften politischen wie socialen Theorien und Systeme hindurch bis auf die klar zweckbewußten Corporativbewegungen unserer Tage. Jenem ersten Hauptstreben sind seit dem Ausgange der napoleonischen Eroberungsplane die sämmtlichen Hauptkriege des Jahrhunderts dienstbar gewesen, aus dem zweiten Grundtriebe springen seine Revolutionen heraus. Zur Ruhe wird der Erdtheil Europa nicht kommen, ehe den zwei Strebungen im weitesten Sinn Genüge gethan ist. Der erste Zug verhindert es, daß im gegenwärtigen internationalen Leben jemals wieder ein Eroberungskrieg und Unterdrückungssystem im Styl eines Universalreiches aufkomme, das einem ersten Napoleon nur möglich war, weil er die concentrirt nach Außen strömende Gesammtkraft einer welterschütternden Revolution in eiserne Faust gefaßt einer absolut zerbröckelnden staatlichen Welt gegenüber zur Verfügung hatte. Der zweite Grundzug aber bringt das eigentlich politische Treiben mehr und mehr in engsten Bezug zu den staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Bedürfnissen, zu den Forderungen der persönlichen oder frei corporativen Individualitäten. Das leere diplomatische Intriguen- und Gaukelspiel alten Styls hat vor den geweckter gewordenen Volksgeistern Schritt um Schritt Boden verloren, und mit der steigenden allgemeinen Einsicht drängt der Zeitgeist immer entschiedener dahin die staatlichen Bewegungen und die sonst abstract genommenen Staatsrechtsformen nur nach dem Zusammenhang mit der capitalen Lebensfrage anzufassen und zu werthen: was leisten sie für das aus individuellen Kräften sich aufbauende Gesellschaftsleben? Es wird Tag um Tag weniger ertragen Staat und Gesellschaft als zwei Aeußerliche neben einander stehend zu betrachten und zu behandeln; Tag um Tag treten politische und sociale Fragen in immer dringlichere Wechselwirkung; ja die letztere ist die riesige Triebkraft der Gegenwart und wird noch entscheidender die räthselschweren Geschicke der Zukunft bestimmen. Man sagt allerdings: die gesellschaftliche Frage sei so

alt wie die staatliche und beide gleichen Alters mit dem gestaltenden Organisationstrieb unseres Geschlechtes. Wohl, dem sei so. Aber niemals in der Geschichte hat jene nur im schwächsten Grade der Annäherung so wie heute den Grundkern der universellen Einsicht und Thatkraft ausgemacht, den bewußten Angelpunkt unseres Forschens und Handelns, nie hat sie Furcht und Hoffnung in gleich gewaltigen Schwingungen bewegt. Sociale Frage heißt die Sphinx unserer Zeit.

Zweite Abtheilung.

Die sociale Frage.

Social-politisch ist der Ausdruck für eine immer mehr ins Große und Allgemeine gehende Doppelbewegung unserer Zeit, ein immer strengeres Ineinandergreifen der Gesellschafts- und der Staatsfragen andeutend und auch die abstracte Politik und Diplomatie früherer Jahrhunderte mehr und mehr in diese Wege zwingend.

Der sociale Kampf ist da, und gegenüber der furchtbaren Evidenz dieser Thatsache macht es sich höchstens lächerlich pygmäenhaft, wenn behäbig situirte oder paradoxe Halbdenker von sogenannten Nationalökonomen nicht einmal das Dasein einer socialen Frage zugeben oder wenn Leute des Interesses und der steifen Doctrin bis in die letzten Jahrzehnte hinein mit dem einfachen Ignoriren sich behalfen; wenn der in seiner Regierungspraxis selbstgefällig verknöcherte Guizot uns von der Zeit unmittelbar vor der Februarrevolution kühl berichtet: damals habe der Glaube an die Nebenbuhlerschaft des dritten und vierten Standes viele Köpfe bethört; wenn derselbe, ein Staatsmann und Geschichtschreiber, noch neuerdings Tocqueville's ernste Warnung: „Sehen Sie denn nicht, daß die politischen Leidenschaften social geworden sind? Wir schlafen auf einem Vulkan!" als nicht einmal erwähnenswerth behandelte, wie denn er und die Kammer in der letzten Stunde des Bürgerkönigthums sie in den Wind schlugen. Die von jenem großen Geschichtschreiber verlangten umfassenden Zugeständnisse an die sociale Bewegung, die Anerkennung sittlicher und wirthschaftlicher Förderung der niederen Stände als eines Hauptzweckes

guter Regierung hat die Gegenwart bereits den widerstrebenden Mächten abgerungen, die Zukunft wird es noch viel mehr. In Frankreich hat bald danach der 2. December dieses verderbliche Mißkennen der Zeit bitter gerächt; an diesem Tage warfen sich wenige Gebildete auf die Barrikaden, wo sie nur umkommen konnten; der Blousenmann sah zu, hatte er ja Nichts zu verlieren!

Der sociale Kampf ist da und reicht viel weiter in höhere Gesellschaftsschichten hinauf, als das blöde Auge gewöhnlich sieht; das ist eine hochwichtige und zumeist ob dem Kampf um die Stellung des „Arbeiters", worunter eben nur der Handarbeiter verstanden wird, übersehene Seite der Frage. Ist es nicht, um aus tausend in Zahlen sprechenden Thatsachen eine einzige anzuführen, in hohem Grade bezeichnend, daß in den 40er Jahren zu Paris von den durchschnittlich im Jahr eingehenden 1,200,000 Pfandstücken etwa 380,000 Luxusgegenstände trafen? Wer berechnet die Zahl und die aufreibenden Lebenskämpfe jener Nichtarmen, welche durch Erziehung und Lebensstellung zu einem ihre Kräfte erschöpfenden Auftreten in der Gesellschaft genöthigt sind und beim besten Willen Nichts von ihren Einkünften erübrigen können?

Unser Jahrhundert steht mit seinem Bewußtsein auf der Kampfesscheide einer ganz veränderten Weltanschauung. Während es kaum hundert Jahre her sein mögen, daß die optimistische Weltauffassung von der absoluten Zweckmäßigkeit der Schöpfung von den Gebildeten als beliebter Fundamentalsatz gepredigt ward, in einer Fluth von wissenschaftlichen wie volksthümlichen Schriften zum Preise des Schöpfungswerkes und seines Autors, ja in poetischen Theodiceen nach Leibnitzens Vorgange sich entlud, hat das riesige Vorgehen in der Naturerkenntniß uns weitaus tiefer und klarer in die Geheimnisse des Naturschaffens einblicken lassen und uns damit auch gezeigt, unter welch immensen Opfern es jene früher blindlings angestaunte Zweckmäßigkeit zu Stande bringt. Es hat sich dabei bis zu vollster Evidenz das Grundgesetz herausgestellt: daß das von der Natur unter den mannigfachsten Formen immer wieder verwendete Mittel zur Erhaltung des Bestehenden die riesenhafte Verschwendung neuer und immer neuer Lebenskeime so wie die unfehlbar und rasch vorgehende Vernichtung aller der Embryonen sowohl als der lebenden Wesen, die nicht durch einen günstigen Wurf in die enge Bahn

bevorzugter Entwicklung gebracht wurden, zur Unterlage hat. Das ist ein unerbittliches Gesetz, welches von den untersten organischen Formen hinaufreicht bis tief ins Menschenleben hinein, allerdings mit einer in diesem Aufsteigen von Stufe zu Stufe immer abnehmenden Zahl der bei den untersten und unentwickeltesten Organismen riesenhaften Verschleuderungen und Vernichtungen, ohne daß diese jedoch auch auf der höchsten aufhörten oder bis jetzt durch eine materielle oder intellectuelle Macht zu beseitigen wären. Wir mögen dies das Weltgesetz des Fatalismus heißen, dem neuestens Darwin, ohne es erst ganz neu entdecken zu müssen, den correctesten Ausdruck gegeben hat, indem er es zurückführt auf die ausnahmslose und auch für den Menschen geltende Regel, wonach jedes organische Wesen sich auf natürliche Weise in dem Grade vermehrt, daß, litte es nicht durch Zerstörung, die Erde bald von der Nachkommenschaft eines einzigen Paares bedeckt sein würde (Verdopplung der Menschenzahl in 25 Jahren). Darwin sagt: „Ein Kampf ums Dasein folgt unvermeidlich aus der Neigung aller Organismen sich in starkem Verhältniß zu vermehren. Jedes Wesen, das während seiner natürlichen Lebenszeit mehrere Eier oder Samen hervorbringt, muß während einer Periode seines Lebens oder zu gewisser Jahreszeit oder in einem zufälligen Jahre Zerstörung erfahren, sonst würde seine Zahl in geometrischer Progression rasch zu so außerordentlicher Größe anwachsen, daß keine Gegend das Erzeugniß zu ernähren im Stande wäre. Wenn daher mehr Individuen erzeugt werden, als möglicherweise fortbestehen können, so muß jedenfalls ein Kampf ums Dasein entstehen, entweder zwischen den Individuen einer Art oder zwischen den verschiedenen Arten oder zwischen ihnen und den äußeren Lebensbedingungen". Es ist dieses selbe Gesetz, welches den ganzen socialen Kampf des Jahrhunderts bedingt. Mit der äußersten Energie haben wir letzthin das durchgreifende Gesetz dieses Kampfes in einer die sociale Frage behandelnden Schrift ausgesprochen gefunden wie folgt: Der Kampf ums Dasein ist der Gesammttitel aller Geschichten und Bücher, welche jemals von Menschen erzählt und geschrieben worden sind. Der Kampf ums Dasein ist der Inhalt all' unserer Wissenschaft. Er ist der Kampf, welchen jeder Staat, jede Familie, jeder Einzelne täglich und stündlich kämpfen muß. Er ist der Kampf, den nicht blos Pflanzen, Thiere und Menschen, den auch die Gestirne kämpfen und in alle Zukunft kämpfen werden,

nicht blos zu ihrer Erhaltung, sondern auch zu ihrer Fortentwicklung. Der Kampf ums Dasein ist der Schöpfungsplan; er ist die Ursache alles Fortschrittes. Er ist die geheime Triebfeder, die der Weltenschöpfer allen Lebenden beigelegt hat, um die verschiedenartigsten Kräfte und Fähigkeiten zur mannigfaltigsten Entwicklung zu treiben und dann diese durch Uebung vervollkommnete Fähigkeit auf die Nachkommen zu vererben, um so durch stete Fortentwicklung alles Geschaffene höheren Zielen zuzuführen. Es hilft Nichts: Jetzt grade hat sich dieser Kampf in der nach ihrer Zahl und ihrem wuchtigen Druck auf die socialen Zustände mächtigsten Schicht, den Arbeitern der Industrie, aus dem Emportreiben der Technik und der Maschinenarbeit herausgerungen, mit seiner vollen Schwere ist er in Bewußtsein und Empfindung dieser Classe eingetreten, die sich des einförmig lähmenden Druckes zu entledigen sucht, selbst auf die Gefahr einer vorübergehenden Verschlimmerung ihrer Lage. Nach Karl Marx und seinen Anhängern liegt die specifische Form des Kampfes, wie die neueste Phase ihn darstellt, in Abtrennung der ernährenden Arbeit vom ernährenden Boden, in Behandlung sämmtlicher Arbeitsproducte als Waare und in der dadurch bedingten Ausbeutung der Arbeit durch das Capital.

Sehr zutreffend ist daneben darauf verwiesen worden, wie in den neueren Jahrhunderten — und das trifft das unsere mehr als irgend ein früheres — mit der Ausbreitung des Atomismus in den Naturwissenschaften auch die höhere Werthschätzung des Individuums in Staat und Gesellschaft parallel geht, ganz entgegen der alten aristotelisch-scholastischen Ueberschätzung des Ganzen in Staat und Kirche; wir stehen mitten im ausgeprägtesten Individualismus, und einzig die communistisch-socialistischen Phantasien würden zweifellos den Einzelnen wieder unter die übermächtige Geltung des Ganzen herabdrücken, zwar in einer völlig veränderten und originell gedachten Existenzform. Das Ringen der Massen nach menschenwürdiger Geltung geht aus dem Verlangen des bewußten Einzelnen nach menschenwürdiger Existenz hervor, und dieser bewußte oder doch im Keimen zum klaren Bewußtsein begriffene Wille ist selbst der sprechende Beweis für ihre beginnende Reife zu einer vollkommneren Daseinsform. — Der Geist der Zeit geht darauf aus, der humanen Bildung dieselbe Allgemeingültigkeit und Verbreitung zu geben, wie sie in allen früheren Zeiten

den Religionen zugekommen sind. Zu diesem Ende muß das letzte noch stehen gebliebene Monopol, dasjenige des Besitzes, gestürzt, die Arbeit wahrhaft frei, der herrschende Factor der Welt werden. So will das Jahrhundert praktisch durchsetzen, was theoretisch zuerst das verstandesklare System von Adam Smith aufgestellt hat; und zwar nach doppelter Richtung: es will nicht blos die Arbeit als vorwiegend entscheidende Quelle des Reichthums erkannt, anerkannt und behandelt wissen, sondern auch die originelle Darstellung der Arbeitstheilung, die Smith versuchte, auf den vollendetesten Styl durchführen. In den allerersten Anfängen begann diese ökonomische Revolution bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zu regen, heute strebt sie darauf aus alle überkommenen Lebenslagen umzugestalten. Unbegrenzteste Freiheit der Arbeitskraft, vor der zunächst alle Fesseln fallen sollen, ist die Losung. Diese Bewegung im Gesellschaftsleben steht in tiefem Zusammenhange mit einer allgemeinen Denkrichtung von stark pantheistischem Gepräge, welche neben dem politisch-gesellschaftlichen namentlich auch die religiös-ethischen Gebiete des Lebens erfaßt hat und hier wie dort unvermeidlich fortarbeitet als hochbedeutendes Symptom einer durchgehenden Geistesentwicklung, die auf nicht geringere Endziele hinsteuert als auf die Geltendmachung neuer religiös-moralischer Grundanschauungen und neuer politisch-gesellschaftlicher Zustände und Gestaltungen.

Keck darf behauptet werden, daß es überhaupt keine Zeit der Geschichte giebt, in welcher die sämmtlichen materiellen und geistigen Bedingungen des Gesellschaftslebens eine so starke und rasche Umwandlung durchgemacht haben wie die heutige; keine insbesondre, in welcher diese Wandlungen bewußter oder doch gefühlter bis in die großen Massen hinabgegriffen hätten. Die alten Lebensformen bleiben zum starken Theil blos noch als schwache Hüllen stehen, aus denen der beseelende Odem gewichen; mächtige Wandlungen sind bereits durchgedrungen und noch viel gewaltigere streben danach sich durchzusetzen. Das Gähren der Geister ist groß, die alten Formen der Bevormundung werden es nicht mehr legen. Das Bewußtsein von der Nothwendigkeit und dem Herannahen großer Gesellschaftsreformen, welches alle Strebungen zur Ausgleichung der socialen Uebel regiert, ist allgemein; ja es beherrscht und schreckt diejenigen, die ihm feindlich und verneinend gegenübertreten. Niemand aber hat noch die

Formel der Lösung gefunden: Erweiterung der politischen Rechte der Massen (als Erstes das allgemeine Stimmrecht), die Anstrengungen für allgemeine Volksbildung, Ausbreitung des Genossenschaftswesens u. s. w. sind bloße Vorstufen einer schwer im Kreißen begriffenen neuen Zeit.

Es hat einen Sinn, wenn man unser Jahrhundert das ökonomische nennt; die Umwandlung in den Wirthschaftsverhältnissen, die sich im Laufe der Jahrzehnte vollzogen, ist grade der dem Jahrhundert originell eigenste und am klarsten zu Tage liegende Proceß. Die materiellen Interessen und wirthschaftlichen Fragen beschäftigen alle Köpfe und Herzen, ohne daß deßwegen ein Recht vorläge das Zeitalter des Materialismus im schlimmen Sinn zu bezichten. Die mechanischen Künste sind zu nie erlebter Vollendung und Bedeutung aufgestiegen. Die Umgestaltungen im staatlichen, die vielartigen Verbesserungen und Projecte im gesellschaftlichen Organismus, zu einem starken Theil die Arbeiten der Wissenschaft und selbst die Wechsel in den ethischen Anschauungen lassen sich auf eine und dieselbe Strömung zurückführen, welche die Individuen und Völker spornt zum Anstreben für wirthschaftliche Wohlfahrt und erhöhten Genuß und zum Anstürmen gegen die beengenden Fesseln früherer Jahrhunderte, um sich die ungehinderte Entfaltung der geistigen und physischen Kräfte auf möglichst weitem Wirkensfelde zu sichern. Der tiegreifenden Umgestaltung in den Wirthschaftszuständen läßt sich absolut keine gleichwiegende Erscheinung aus früheren Zeiten an die Seite stellen. Alle sentimentalen Klagen über die zunehmende Herrschaft der materiellen Interessen sind nutzlos und einer mißverstandenen Lebensauffassung entsprungen; Wissenschaft und Kunst, Moral und Religion sind dadurch weder gefährdet noch geschmälert.

Ein Excurs über die fortlaufende Gestaltung des wirthschaftlichen Gesellschaftslebens beschriebe eine der merkwürdigsten Entwickelungslinien des Jahrhunderts, äußerst reich an schwer wiegenden, die tiefste Ueberlegung herausfordernden Thatsachen. Es legt uns zu Anfang immer noch einfache, relativ noch wenig aus den altpatriarchalen Classenzuständen und Classenbeziehungen herausgetretene Verhältnisse dar, verwickelt sich, parallelgehend mit der steigenden Massenbildung, mit der Popularisirung sowohl als der praktischen Anwendung der Wissenschaften, durch welche wieder eine erstaunlich ausgebildete In-

dustrie und Technik getragen wird, mit der fabelhaften Steigerung im Verkehrsleben und seinen Mitteln, endlich mit der durch alle jene Medien vermittelten unendlich mannigfachen Stamm- und Classenberührung, fast ins Unglaubliche, jedenfalls ins Unübersehbare, stellt uns immer riesigere Maschen und Verflechtungen seines Netzes entgegen und wirft uns eben so riesige Räthsel hin, die uns immer noch sphinxartig entgegenstarren. Wer uns mit fester Hand diese Eine im Ganzen durchaus gradläufige und durchaus auf Eine Richtung ausgehende Linie skizziren könnte, der hätte für die Begriffsbestimmung der Wesenheit unseres Jahrhunderts annähernd das Schwerste und Höchste geleistet. Eine allbekannte Thatsache, der wir auf Schritt und Tritt begegnen, ist es, daß die großartige Maschinenindustrie der mächtigste Factor und daß die Theilung der Arbeit, mit der eben so immensen Erweiterung und Vervielfältigung der Einzelwissenschaften auch aufs geistige Gebiet unausweichlich sich übertragend, der Kraftpunkt in dieser Bewegung der gesammten civilisirten Menschheit ist.

Es ist ein natürlicher Ausfluß des allgemeinen Wirthschaftsganges, der unter Anderm auf dem ganzen Continente die Bedeutung des altfeudalen Grundbesitzes geschmälert und in dem britischen Reiche, wo er seine Geltung noch wahrt, ihn gezwungen hat, die andere grade dort neben ihm ins Ungeheuerste gewachsene Wirthschaftskraft, die Industrie, in seinen rationellen Dienst zu nehmen, daß überall der Bürgerstand mit seinen Massen in den Vordergrund gerückt ist, die hohe commerciell-industrielle Bourgeoisie, die eigentliche Aristokratie unserer Tage. Daher auch das Uebergewicht des Städte- über das Landleben, die Concentration des ins Großgetriebe eingreifenden Elementes wie — des Elendes auf verhältnißmäßig wenige Sammelpunkte. Eine hoch interessante und wohl immer noch zu wenig erwogene Thatsache, das Kennzeichen einer in allen Dingen, auch den Auswüchsen, auf's Kolossale gerichteten Zeit, — das riesenhafte Wachsen der Großstädte, jener Knotenpunkte des Proletariats und der Ueppigkeit, des Lasters im Zwilch und in der Seide und — der Intelligenz. Die kleinen Städte haben seit dem Aufkommen des Großbetriebes und Eisenbahnverkehrs fast überall abgenommen. Ein ganz anderer und ein geistiger Einfluß desselben Ganges im Gesellschaftsleben ist die rasch sich vollziehende Umgestaltung in der Studienrichtung, und schwerlich hat irgend ein Autor noch das ganze Ge-

wicht dieser unermeßlich folgenreichen Thatsache eindringlich genug dargelegt. Was zu des ersten Napoleon Zeit in Frankreich eine durch den Zwang des Gewaltherrschers auferlegte brutale Thatsache war, das wird neuestens durch den natürlichen Gang der Lebensverhältnisse und der mit ihnen wandelnden Geistesneigungen eine von selbst sich vollziehende Erscheinung: die realistischen Studien sind an Bedeutung und Umfang den humanistischen mindestens vollkommen an die Seite gerückt und streben sie zu überflügeln, so sehr sich das obere Schulleben vielorts dagegen sträuben mag. Die gesunde Entwicklung wird schließlich auch hier auf eine richtige Mitte und Verschmelzung der heute noch vielfach hart im Kampfe liegenden Richtungen auslaufen.

Wir leben in einer rechnenden Zeit. Selbst die Culturgeschichte muß, wenn sie auf den Kern der Dinge dringen will, mehr und mehr mit Zahlen rechnen; das Wort: Zahlen sprechen! hat für unser Zeitalter die umfassendste und sinnschwerste Bedeutung. Interessant, aber ganz begreiflich, wie das Zeitalter der Großindustrie und der mit ihr ungeheuer gestiegenen Verwicklungen der Gesellschaftszustände zugleich die Wissenschaft der Statistik schuf, deren Factoren auf allen Lebensgebieten herauszusuchen, zu combiniren und mit durchdachten Folgerungen zu begleiten eine der ersprießlichsten, für den Culturfortschritt unsres Geschlechtes Ausschlag gebenden Arbeiten der Wissenschaft werden wird, — aber eine schwere Arbeit, die heute noch nicht über ihre ersten Versuchsstationen hinausgekommen ist. — Es ist eine eigne Sache um das so viel angefochtene Ueberherrschen der materiellen Interessen, welches ja nicht von allen, selbst nicht von allen bedeutenden Köpfen in seiner reformirenden Nothwendigkeit als kolossales Umgestaltungselement aller Lebensverhältnisse, schließlich auch der geistigen, erkannt und hingenommen werden mag; idealistisch-poetische Denker und fein besaitete Gemüther (nicht ein Chateaubriand allein) stoßen sich leicht an den schroff gewaltsamen Erscheinungen, die mit der überwiegenden Pflege jenes Factors zusammenhängen, so wie an dem Zurückweichen oder Zurückdämmen des inneren Lebens. Und doch wird schließlich die unausweichliche sociale Regeneration nur von da ausgehen können; die Masse in allen Volkskörpern kann man nur an jenem Punkt fassen und heben.

Das Wachsthum in der allseitigen und ausgedehntesten Ausbildung der materiellen Verhältnisse, in der unbegrenzten Erweiterung

und Vervollkommnung der Geschäftsthätigkeit, in universellster Ausbreitung des Handelsverkehrs über alle Zonen hat so riesenhafte Dimensionen angenommen, daß die Fortschritte in unserem Jahrhundert mehr messen als zuvor nach mehreren Jahrhunderten, wo nicht nach Jahrtausenden. — Zu der Hebung auf industriellem Gebiet hat auch wesentlich die Wissenschaft das Ihre beigetragen, die sich hier, niedersteigend von ihren abstracten Höhen, im besten Sinn popularisirte. Anstatt wie früher vornehm das Gewerbe zu ignoriren, leistete sie ihm auf allen möglichen Punkten hülfreiche Hand in Verarbeitung, Veredlung und Neubildung der Stoffe, Erstellung tüchtiger und geschmackvoller Fabrikate, immer genauerer Prüfung sowohl der Natur- als der Industrie- und Kunstproducte nach Werth, Qualität, Reinheit rc., Er- und Vermittlung der Absatzquellen, und was der hunderterlei Dienste mehr sind. Die riesige Maschinenarbeit hat den Bezug von Rohstoffen aus allen Theilen der Erde und ihre Verarbeitung und die Rücksendung der Fabrikate an die Ursprungsorte der Rohstoffe zu einem Preise, mit welchem der Handarbeiter absolut nicht mehr zu concurriren vermag, möglich gemacht, ohne daß die Transport- und Verarbeitungskosten gegenüber der außerordentlichen Ersparniß an Arbeitskräften und -löhnen in Betracht kommen. So gehen Stoff und Fabrikat durch tausend Hände, machen Reisen um die Welt und rufen einer Handelsthätigkeit, die gegen früher einen unerhörten Umfang angenommen hat.

Von den drei Formen, in welchen allgemein das ökonomische Leben aller Völker und Zeiten sich darstellt, der Natural-, Geld- und Creditwirthschaft, hat unser Jahrhundert die dritte und höchste angenommen; sie ist es, welche allein die riesige Productionskraft der Zeit möglich macht, welche aber auch nur unter sehr geordneten und sicheren Verhältnissen des Völker- und Gesellschaftslebens und bei sehr erhöhten wirthschaftlichen Zuständen aufkommen kann. Treffend hat man das 19te Jahrhundert die Epoche der Creditwirthschaft genannt. Hängt daran einerseits der unerfreuliche Auswuchs der Schwindelgeschäfte und der ungesunden Steigerung des Luxus, so darf das den Blick nicht beirren die großartige Wirksamkeit des Credites zu verkennen, ohne den nun einmal unsre ganze Lebensentfaltung in ihrer zuvor nie dagewesenen Weite und Breite eine Unmöglichkeit wäre.

Natürlich hat das Aufkommen der großen Technik die Stellung der verschiedenen Stände und Volksclassen nicht blos nach einer Richtung verschoben; auch das Beamtenthum verlor von seiner ausgesuchten Stellung und Geltung, zog nicht mehr ganz besonders die vorzüglichen Talente an sich, und der Gelehrtenstand ward vorzugsweise nur in den Zweigen gesucht und hoch bezahlt, die der Praxis nahe stehen. — Wenn Royer-Collard den Einfluß der bürgerlichen Mittelclassen die große Thatsache des Jahrhunderts nannte, so ist in diesem Ausspruch ein starkes Korn Wahrheit. Nur daß dabei das Jahrhundert sich in zwei Phasen spaltet: bis 1830 liegt der Kampf seit seinem großen Anfangsmoment von 1789 immer noch so, daß er wesentlich gegen die alten bevorrechteten Mächte sich wehren muß, während sofort von da ab und noch weit klarer seit 1848 ein viel gefährlicherer Gegner, von unten nachdrängend, sich auf den Kampfplatz wirft. — Man spricht von einem Nivellement der Stände, mit vielem Recht; mächtige Factoren arbeiten daran, aber entgegen wirkt jene Umwälzung des Wirthschaftsbetriebes, welche die großen Capitalanhäufungen von Einzelnen und Corporationen einem eben so großen Proletariat entgegenstellt, die niedere fabrikmäßige Arbeit und ihre Armuth ans große Capital fesselt und neben anderen auch die Bildungsunterschiede zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden stehend erhält.

Die außerordentlich verwickelten Beziehungen, Verlangen und Anforderungen der Zeit bringen es mit sich, daß die großen Unternehmen und Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit zum starken Theil Danaidenarbeit thun; sie können weder das ersetzen, was der Drang der Zeit für die einzelnen Persönlichkeiten als ihr Recht fordert: individuelles Eigenthum oder doch ausreichende Befähigung solches zu gewinnen; ja sie können keinen ausreichenden Schritt auf diesem Wege thun, das Uebel ist nicht an der Wurzel zu fassen; oft wirken sie der rationellen Hebung der unteren Classen eher entgegen, wie denn z. B. in der Lombardei die reichen Stiftungen mit ihrem ungeheuren Grundbesitz in fester Hand Besitzlosigkeit eben desselben niederen Volkes bedingen, dessen Armuth sie lindern wollen. Auch arbeiten sie meist auf den Zufall hinaus. Existirte ja die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts über noch keine eigentliche Armenstatistik (für Preußen Dieterici 1849). — Nicht hier ist die Rettung zu suchen, nur in der Erkenntniß und der Thatkraft. Die unaufhaltsame Aus-

breitung und Erweiterung der Naturwissenschaften mit der außerordentlich vervollkommneten Einsicht in Welt, Erde und Menschheit, und neben ihnen die Volkswirthschaftslehre mit ihren berechneten und belegten Folgerungen für Volkswohlfahrt sind die zwei Pfeiler, an denen Einsicht und Intelligenz der neuesten Generationen zu einer Festigkeit sich emporranken, welche den constanten Fortschritt des Geschlechtes verbürgt. Wirthschaftslehre und Naturstudien sind die befreienden Wissenschaften des Jahrhunderts, sein angemessenster und natürlichster Geistesausdruck.

Fragen wir insbesondre nach der socialen Hebung des Arbeiterstandes, so ergeben sich folgende Wahrnehmungen: Gewissenhafte und vorurtheilsfreie Beobachter, die in England das reichste und vielseitigst ausgebeutete Vergleichsfeld haben, beantworten die Frage, ob die Arbeiter in den geistigen und moralischen Eigenschaften, die den Mann und Bürger kennzeichnen, fortgeschritten seien? mit einem unbedingten Ja. — Nichts natürlicher, als daß dieser Stand in seiner Masse noch nicht so weit ist, um die richtigen Mittel zu seiner Hebung zu begreifen oder die geraden Wege einzuschlagen. Doch kommt er in verhältnißmäßig kurzer Frist von den rohesten Formen der Selbsthülfe so ziemlich überall zurück. Die gewaltsame Zerstörung der Maschinen, zu der noch in den ersten Zeiten des Jahrhunderts wiederholt gegriffen wurde, wird nicht so leicht irgendwo mehr vorkommen. Die Strikes aber, im Einzelfall fast durchweg ohne Erfolg ungeheure Hülfsmittel verschlingend, sind gleichwohl im Ganzen ein Mittel geworden, durch welches der Stand die einmal eingenommene Höhe seiner Lebenshaltung nicht ohne nachhaltige Wirkung vertheidigt und behauptet hat. Uebrigens sind auch sie eine Uebergangsform des Kampfes, die einer besseren weichen wird. — Eben so wenig sind die unvergleichlich höher anzuschlagenden, weil auf sorgfältiger Organisation und auf Berechnung auch psychologischer Natur ruhenden Associationen, so bedeutsam sie sich jetzt rasch nach meist schwachen und geringen Anfängen gestalten, das Letzte und Höchste. Der große Anstoß ging doch erst von 1848 aus, wie mißlich auch die Unternehmen und Ideen der damaligen französischen Republik scheiterten. Es sind drei Hauptformen: Creditinstitute, gemeinsame An- und Verkaufsanstalten für die Verbrauchsgegenstände (Consumvereine) und Verbindungen behufs gemeinsamer Production. Die letzten, die höchste und erfolg-

reichste Stufe der Vereinbarung, sind auch am schwersten einzurichten, noch schwerer zu halten. England, Deutschland und Frankreich gehen in diesen Organisationen vor. Einer ganz verschiedenen Classe fallen andere Vereinigungen zu, die leicht nutzlos excentrische Formen oder auch das Gepräge religiöser Parteisucht annehmen und gleichwohl entschieden Gutes wirken können. Für beide Seiten mögen als Beispiel die Mäßigkeitsvereine gelten (amerikanischen Ursprungs, Uebertreibung der englischen teatotallers), die doch ihren Zweck viel besser erreichen als alle vorausgegangenen Strafgesetze und polizeilichen Plackereien. Association ist für den Moment ein zündendes Wort, und das Vereinsleben überhaupt, das in alle Adern des Gesellschaftskörpers eingedrungen ist und immer weiter scheint greifen zu wollen, ein charakteristisches Zeitzeichen, vielleicht das halb unbewußte Correctiv der zügel- und gesetzlosen Anarchie der Concurrenz. Freie Vereine statt der bindenden Zünfte und Innungen mittelalterlichen Styls! Es bestehen Vereine von allen Sorten, von den umfassendsten bis auf die geringfügigsten Dinge herab. Ganz unzweifelhaft ist das in den weitesten Kreisen gelehrte und zugleich thätige Princip der Vergesellschaftung mit ein starker Beweis von der demokratischen Strömung der Zeit, vor welcher die Einzelnen zurücktreten, um den Massen Platz zu machen. Ein rein gehaltener Begriff sind die Arbeiterbildungsvereine in Deutschland, an die älteren Handwerkervereine anknüpfend; in England sind die Mechanics Institutions früher, die aber meist ins Bereich des kleinen und mittleren Bürgerstandes übergingen, weßhalb sie neuestens wieder umgebildet und durch verwandte Schöpfungen erweitert wurden. Diese versuchten Vereinigungen führen uns auf den außerordentlich schwierigen Begriff: Organisation der Arbeit. Er begreift in sich nicht blos das Gesetz der Arbeitstheilung, sondern die mit ihm Hand in Hand wirkenden Gestaltungsreihen: Organisation des Materials, der Menschenarbeit, der Werkzeuge, Maschinen und Apparate, welche in unseren großen Manufacturen die ungeheure Massenproduction und neben ihr gleichzeitig die äußerste Vollendung des Einzelnen bedingen. Man hat neuestens die vier zusammenwirkenden Grundgesetze in Organisation der Arbeitsleistung unter den Namen Specialisirung und Generalisirung, Individualisirung und Universalisirung zu fixiren versucht. Eigenthümlich ohnehin, wie sich die ähnlichen Gesetze im Verbrauch geltend machen als Gebrauchs-theilung und -vereinigung.

Die capitalbesitzende Bourgeoisie und der Staat, jene in ihrer Sorge um die Socialpolitik theils durch den gesteigerten Humanitätssinn, noch mehr aber durch die wachsende Furcht vor einer gewaltsamen Umwälzung angetrieben, sind dazu berufen die arbeitenden Stände zu erziehen und zu heben, wie das im Mittelalter der Clerus hätte thun sollen und — nicht that. Schule und Volksliteratur sind die immer tiefer herab greifenden Bildungselemente; allerlei freie Associationen des Verbrauchs und des Beschaffens, des Schutzes und des Sparens (Spar-, Alters-, Kranken-, Sterbecassen u. s. w.) haben die assecurirende Thätigkeit des alten Zunftwesens auf sich genommen ohne dessen freiheitswidrige. Aus dringlichen Gründen hat sich die materielle Sorge auch auf Besserung der Wohnungsverhältnisse für die arbeitenden Classen zu erstrecken begonnen. Der Anstoß zum Bau besonderer Arbeiterwohnungen, ja ganzer Quartiere und damit verbundener Anstalten ging in den 40er Jahren von England aus, erst gegen das Ende unserer Periode auf Deutschland und noch später auf Frankreich über. Allgemein erweiterten sich die hieher gehörigen Fragen, wesentlich wieder in England, indem Wohnungsnoth und Wohnungsreform überhaupt so wie die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse hereingezogen wurden; daher Gesundheitsvereine und Baugesellschaften. — Eine andere Seite der Vorsorge berührt den Schutz gegen übermäßige Ausnutzung der Arbeitskräfte, zu allernächst der Kinder, und den daran als Erweiterung sich knüpfenden allgemeinen Kampf um Verminderung der Arbeitszeit. Das früheste staatliche Vorgehen, nahezu seit Beginn des Jahrhunderts, ist wieder dasjenige Englands, und zwar nach seiten der Beschränkung und Regelung der jugendlichen und Frauenarbeit. Es fand während der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch Nachahmung in der preußischen, badischen, bayrischen und französischen Gesetzgebung.

Unter die socialen Hülfs- und Hebemittel rechnen wir als eines der gesundesten und kräftigsten die so gewaltig gestiegene Auswanderung, die ganz überwiegend auf socialen Gründen ruht, nämlich auf dem Streben des Einzelnen seine und seiner Nachkommen wirthschaftliche Lage zu erleichtern und zu verbessern. Die neueste Zeit ist wirklich mehrfach zu dem vorgeschritten, was wir vor Jahren als ein radicales Rettungsmittel aus dringender Noth bezeichneten, indem man

verarmte Familien auf Gemeinde- oder sonst öffentliche Kosten in überseeische Länder verpflanzte.

Die immer unwiderstehlicher vorgehende und immer riesigere Dimensionen annehmende Umwandlung im Arbeitsleben der Zeit, die unaufhaltsame Niederzwängung des kleinen Handwerkes und Betriebes, Hand in Hand gehend mit der Vervollkommnung der Maschinen und mit der Zusammenwerfung der Capitalien zu ihrer Ausbeutung, das ist wohl der unwiderstehlichste, fast mit der Gewalt einer Naturkraft handelnde Factor innerhalb der tiefgreifenden Umbildung unserer Gesellschaftsverhältnisse. Der Umschwung, den das Aufkommen der Maschinenindustrie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hervorgerufen hat, ist richtig und gewichtig mit dem Ausdrucke der industriellen Revolution bezeichnet worden. Das entscheidende Uebergewicht der Maschine über die Menschenhand und der massenhafte Großbetrieb kennzeichnen die neue Industrie. Eine Revolution ist's nicht nur für die Gewerbe, sondern mit eben so weit als tief greifenden Veränderungen für das ganze Gesellschaftsleben, eine Revolution in der Zeit von zwei Menschenaltern, wie wenige an gleichem Gewicht und Umfang in der Weltgeschichte eingetreten sind. Die erstaunliche Vervollkommnung der Technik geht wesentlich aus dem Eingreifen der beiden Wissenschaften Physik und Chemie hervor und ihren raschen Fortschritten eben. Das Fabriksystem, die Frucht großer Anstrengungen des Kopfes und der Hand, ist eins der hervorragendsten Merkzeichen des Jahrhunderts; noch greift es immer weiter um sich, Hausgewerbe und Handarbeit in immer engere Schranken bannend und einen um den andern selbst solche Arbeitszweige bewältigend, die alle Welt als ausschließliches Monopol der Hand betrachtete. — Allgemeinste Folgerungen sind diese: Besetzung und dichte Bevölkerung vorher ganz einöder Striche, Erhebung von früher unbedeutenden Ortschaften zu Hauptsitzen der Gewerbethätigkeit und Zusammendrängen großer Massen in solche Metropolen der Maschinenarbeit; völlig verändertes Verhältniß in der Stellung der Arbeiter und Arbeitgeber; eine Intensität der Beziehung zwischen Capital und Production wie nie zuvor; völlig veränderte Lebensweise, riesige Steigerung der Bedürfnisse und zugleich Herabdringen derselben in viel zahlreichere Volksschichten. Und mit den neuen Lebensgewohnheiten zugleich die fieberhaft gesteigerte Empfänglichkeit für neue Zustände und neue Ideen.

Fabrikbetrieb ist für die Geschichte des neuen Gewerbes eben so tonangebend wie für's mittelalterliche das zunftmäßige Handwerk; auch das Handwerk, wo und so weit es ihm möglich, greift nach der Erweiterung des fabrikmäßigen Betriebes. Das begründet eben jene weit greifende Differenz im Leben der modernen Völker, welche sich ja nicht auf die gewerblichen Methoden und rein wirthschaftlichen Ergebnisse beschränkt, sondern in den politischen und socialen Dingen höchst bestimmend mitspricht.

Wohl kein Lebensgebiet beweist uns mehr, wie tief wir mit allen Grundzügen eines bloßen Uebergangszeitalters behaftet sind. Zweifellose Aufgabe und Ziel unserer modernen Arbeitsausbildung ist es den Menschen von der niedern und leer mechanischen Arbeit zu erlösen, ihn auch mit Bezug auf Arbeitsnoth und -Leistung frei zu machen; der Antheil der Handarbeit muß und wird auf ein Minimum herabgebracht werden, und ist das geschehen, dann wird auch für das arbeitende Individuum die Stunde der selbstthätigen Erlösung geschlagen haben, da ihm genug Zeit und Kraft, Luft und Raum zur Ausbildung der freien Persönlichkeit verbleibt. Dieses Ahnen und Streben waltet bereits in der heutigen Menschheit; ja in ihrem ahnenden Bewußtsein hat sich dieser Befreiungsproceß schon vollzogen. Aber gleichzeitig stehen vor unsern Augen die massenhaften Sklaven der Fabrikarbeit mit ihrem rettungslos verkommenen Proletariat und der geistlos unfreien Arbeitsportion, welche ihnen jene raffinirt künstliche Arbeitstheilung zugeworfen hat, die sie selbst schrittweise zu Maschinen, ja Maschinentheilen degradirte. Diese ins Unendliche getriebene Arbeitstheilung, auf der zum stärksten Theil die erstaunliche Vollkommenheit der Leistungen ruht, ist eine der einschneidendsten Wirkungen der Maschinen- (Fabrik-)industrie, die dazu vorzüglich angethan ist durch die großen Capitalien, den ausgedehnten Markt und die bei Weitem vergrößerte Arbeiterzahl, über die sie verfügt. — Uebergang, Nichts als Uebergang! Es ist eine der schwerst wiegenden Betrachtungen in der Beleuchtung unsres Industriezeitalters, wenn Stuart Mill es als sehr fraglich bezeichnen durfte, ob bis jetzt alle mechanischen Erfindungen die Tagesmühe irgend eines menschlichen Wesens erleichtert haben: „Sie haben allerdings die Wirkung gehabt, daß eine größere Bevölkerung das nämliche Leben von Mühseligkeiten und Entbehrungen führt und eine beträchtlichere Zahl von Fabrikanten und

andern Personen größere Reichthümer erwirbt; auch haben sie die Lebensannehmlichkeiten der mittleren Classen vermehrt; aber sie haben bis jetzt noch nicht angefangen jene großen Veränderungen im Geschicke der Menschheit zu bewirken, welche zu vollbringen in ihrem Wesen liegt und der Zukunft vorbehalten ist". Wer hat die thatsächlichen Beweise in der Hand, um diese schwer drückende Klage zu widerlegen? — Ein noch bedenklicheres Zeichen ist es, wenn gar in der allerneuesten Zeit (1848—64) inmitten des noch beispiellosen beschleunigten Fortschrittes in Industrie und Handel und gar in England, das wenigstens die überlieferte Vorstellung noch an der Spitze dieses Fortschrittes stehend meint, nach den statistischen Nachforschungen behauptet werden darf, daß das Elend der arbeitenden Massen und der Pauperismus nicht abgenommen habe; wenn selbst ein Gladstone, ausgehend von der erstaunlichen Erhöhung des steuerbaren Landeseinkommens seit 1842, sich nicht enthalten konnte auszurufen: „Dieser erstaunliche Zuwachs an Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Classen beschränkt!" Als zweifellos ergeben die statistischen Nachweise in den Nahrungs- und Wohnungsfragen überall so viel, daß die Zustände der arbeitenden Classen sich bei Weitem nicht in einem Maße gebessert haben, welches nur die geringste Vergleichung zuließe zu dem beispiellosen Aufschwunge der Industrie; ja in großen Städten und volkreichen Industriebezirken, wo nicht ausnahmsweise Anstrengungen gemacht wurden, haben die Wohnungsverhältnisse der Fabrikarbeiter sich ins Skandalöse verschlechtert.

Unstreitig aber entspricht die Fabrikindustrie einer sehr entwickelten Wirthschaftsstufe der Gegenwart; die Neuzeit hat die Bedingungen zu ihrem Flor theils von vornherein gegeben vorgefunden, zum weitaus größeren Theil aber mit Gewaltanstrengung aus sich emporgetrieben: Die großen Capitalien haben sich mehr und mehr diesem Gebrauchswege zugewandt und auf demselben noch vollends gehäuft, die wissenschaftliche Technik hat einen beispiellosen Aufschwung genommen; der Weltmarkt mit Absatzquellen bis an die äußersten Enden der Erde ist durch Dampfschiffe und Eisenbahnen eröffnet worden, und die Industrie hat sich jenes ihr specielles, das ganz eigenthümlich industrielle Proletariat in Massen herangezogen, das ihr, einmal in ihren Kreis gebannt, schwerlich mehr entrinnt und seine Dienste fast um jeden Preis ausbieten muß.

Fest steht dagegen auf der andern Seite eine durch die Maschinenarbeit bewirkte ganz außerordentliche Herabsetzung der Preise auf ihren Productionsartikeln und, was unmittelbar daraus folgt, eben so ungewöhnliche Erhöhung der Consumtion. Kein großartigeres Beispiel hierfür als die Baumwollindustrie. Der Verbrauch von England nahm sofort eine constante Steigung, nachdem 1767 die großen Maschinenerfindungen angehoben hatten; 1805 wurden da 59,6 Mill. Pfund Baumwolle verarbeitet, 1825: 244,3 Mill., 1830: 259,8 Mill., 1848: 713 Mill., 1860: 1000 Mill. Auch in Frankreich stieg die Einfuhr 1820—25 auf durchschnittlich 59¼ Mill., 1825—34 auf durchgängig 75 Mill. In ganz Europa hob sich von 1836 bis 1850 der Baumwollverbrauch um 85 %, während gleichzeitig die Bevölkerung nur um 11 % zunahm. Der jährliche Werth der englischen Baumwollfabrikate, der noch 1766 erst ½ Mill. Pfd. betragen, stand 1824 auf 33½ Mill., die sich hernach noch nahezu verdoppelt haben. — Damit hält das Sinken der Preise Stich. 1832 kostete das Pfund Garn Nr. 100 in England 1 Thlr., das 1756 auf 13 Thlr. zu stehen gekommen war. 1849 galten englische (schottische) gedruckte Calicots 1½—3½ Pence pr. Yard, die 1810 noch 26 Pence gegolten. Es mag ermessen werden, wie ungemein die Consumtionsfähigkeit bei solchen Preiserniedrigungen auch für die unteren Classen zunimmt. Aufgehoben wird dieser Vortheil wieder durch die im zweiten Viertel des Jahrhunderts sehr bedeutende Preissteigerung in anderen nothwendigen Lebensbedürfnissen — Nahrung und Wohnung.

Das führt uns allgemein auf die Frage der Maschinenleistungen und die Folgerungen aus diesen. Die Leistungen sind für den Nationalreichthum durch die Stoff- und Kraftersparniß unberechenbar groß, das beweist jeder Zweig. Wohlfeilheit und Güte des Arbeitsproductes und damit wieder die Consumtionssteigerung hängen aber ab von der Massenhaftigkeit der Lieferung, von der Schnelligkeit der Bewegung, von dem gleichmäßigen und sicheren Eingreifen aller Theile, von der schonenderen und vollständigeren Verwerthung des zu verarbeitenden und der Verminderung des bei der Fabrikation mitarbeitenden Stoffes (Brennmaterial bei der Eisenindustrie). Man kann leicht Beispiele wie die folgenden in die Hunderte vermehren: Eine geübte Tüllarbeiterin stellte per Minute ca. fünf Maschen her, die

Bobbinetmaschine macht 25,000 Maschen. Ein Tuchscheerer schor mit der Handscheere pr. Stunde höchstens 5 Ellen Tuch, die Longitudinalscheermaschine in gleicher Zeit 500 Ellen. Eine Kattundruckmaschine bedruckt täglich über 12,000 Ellen mit mehreren Farben, während die Handarbeit nur 3—400 Ellen mit einer Farbe liefert. Die Handpresse im Buchdruck brachte in der Stunde kaum 200 Abzüge zu Stand, die Cylinderdruckmaschine 25,000. Berechnet ist, daß schon vor ungefähr 40 Jahren auf einem Maschinenwebstuhl ein Stück Baumwollzeug von 72 □" binnen einer Minute gefertigt wurde. In einer englischen Spinnerei lieferten 750 Arbeiter mit einer Dampfmaschine von 100 Pferdekraft so viel wie 200,000 Handspinner, jeder Einzelne sonach wie 266. Baumwollgarn von Nummer 350 wird aus einem Pfund Rohstoff zu einem Faden von 167 engl. Meilen gesponnen, wodurch sich der Werth von 3 Shilling 8 Pence auf 25 Pfund erhöht. — Die Maschinen haben einen weiteren ungeheuren Vortheil: sie trügen nicht. So fehlt die Reichenbach'sche Theilmaschine in der Entfernung der Theilstriche nur um 1/25000 Zoll. Sie arbeiten mit viel größerer Gleichmäßigkeit und mit weit weniger unterbrochener Ausdauer als der Mensch, schon deßhalb, weil sie nicht müde werden. Indem sie die verschiedenen Exemplare auf höchst genaue Weise gleich machen, erleichtern sie ungemein das Copiren eines Modells, was erlaubt viel größere Kosten, Mühe und Vollendung auf Herstellung des Originals zu verwenden.

Eine in den Anfängen dieser Entwicklung oft eingetretene Befürchtung ist heute bereits widerlegt: die Verminderung der verwendbaren Arbeiterzahl ist durchaus kein Gebot der Nothwendigkeit; sie trifft höchstens einzelne Berufszweige, die sie durch andere ersetzt. Wie ließe sich sonst der Umstand erklären, daß gerad' in den Provinzen und Städten des britischen Reichs mit dem ausgebildetsten Maschinenwesen die Bevölkerung am stärksten zunahm? In England und Wales vermehrte sich zwischen 1801 und 41 die Bevölkerung der 23 ackerbauenden Grafschaften um 57%, der 8 gemischten um 63, der 3 bergbauenden um 103, der 5 rein gewerbtreibenden um 120, der Hauptstadt um 99. Damit fließt überall das enorme Wachsen der großen Industrie- und Handelsstädte zusammen.

Schatten und Gefahren der Großindustrie sind nicht geringer als ihre Lichtseiten: Sie verzehrt die Capitalien und Arbeitskräfte,

sehr oft auch die, deren der Landbau dringend bedürfte; die ins Raffinirte ausgebildete Arbeitstheilung wirft dem Unternehmer mühelos die größten Gewinnste zu, während umgekehrt die unfehlbar sich einstellenden Krisen Massen hülfloser Arbeiter aufs Pflaster stoßen. Das Tag um Tag sich steigernde und mit seinen Folgen nackt vor den Augen der Welt liegende grelle Mißverhältniß des Besitzes und Erwerbs wirkt verbitternd. Wenn auch das Parcelliren und der nach jeder Richtung erleichterte Uebergang des Grundbesitzes aus einer Hand in die andere die Zahl der kleinen Güterbesitzer vermehrt hat, so schwindet die Einwirkung dieser Thatsache vor jener viel gewaltigeren. Ob aber auch die Zahl der mittleren oder doch — wie wahrscheinlicher sein dürfte — der kleinen Vermögen überhaupt zugenommen habe, das ist sehr schwer zu constatiren und jedenfalls bis auf den heutigen Tag statistisch nicht festgestellt; immerhin entzieht sich diese Thatsache noch der Beobachtung und dem allgemeinen Bewußtsein, wirkt sonach gegenwärtig noch wenig auf die socialen Kämpfe ein. — Der schlimmste Einfluß der Maschinenarbeit beruht darin, daß sie das Proletariat vergrößert, extensiv wie intensiv, und es an bestimmten Sammelplätzen aufhäuft, ein Uebel, das nicht nur den Arbeiterstand, sondern die Gesundheit des Volkslebens im Ganzen trifft. Nicht, als ob Maschine und Fabrik das Elend an sich steigerten, aber sie concentriren es in dicht bevölkerten Gewerbedistricten und kolossalen Gewerbehauptstädten und machen es dadurch nicht blos auffallender und bemerkbarer, sondern unstreitig weit schwerer heilbar und in seinen Wirkungen furchtbarer. — Ein zweiter besteht darin, daß sie den Arbeiter in größere Abhängigkeit bringt von dem Arbeitgeber, den man mit Bezug auf dieses Verhältniß durchweg gewohnt ist den Herrn zu nennen. Ganz demselben Ziele läuft die Arbeitstheilung zu: der Einzelne, der eben nur ein ganz kleines Rädchen im Getriebe der großen Arbeitsmaschine vertritt, sinkt als Persönlichkeit zur Unbedeutendheit herab und wird mit der größten Leichtigkeit ersetzbar, während der Dirigent als überschauender Kopf seine Bedeutung bewahrt und verstärkt. — Mindestens eben so arg ist ein drittes Uebel, die Lockerung des Familienbandes, die da, wo Frauen- und Kinderarbeit sehr im Schwange ist, bis zur förmlichen Auflösung des eigentlichen Familienlebens vorschreiten kann und dann mit der eben großgezogenen Generation auch die nächstkünftige verdirbt. Diese Frauen- und

Kinderarbeit in den Fabriken, von allen einsichtigen Menschenfreunden als eine Pest bekämpft, wird aber überall da von den Unternehmern gesucht, wo sie die gleichen technischen Erfolge hat wie die Männerarbeit, schon deßhalb, weil für sie die Arbeitslöhne, überhaupt die Unterhaltungskosten bedeutend niedriger stehn. Und noch Eins: Gerade diejenigen Industriezweige, in denen sich Frauen- und Kinderarbeit mit Leichtigkeit verwerthen ließen, vor allen übrigen die Baumwollfabrikation, haben zumeist dazu beigetragen die capitalistische Productionsweise und damit wieder die Capitalanhäufung in ungeheurem Maße zu steigern.

Eisen und Kohle, Papier und Baumwolle sind weltbewegende Elemente, unvergleichlich die Ausdehnung der Baumwollspinnerei und die der Metallarbeiten, ganz besonders in Behandlung des Eisens. Production, Verarbeitung und Verbrauch des letzteren haben übrigens erst so recht seit den 40ern ihre ungeheure Ausdehnung angenommen. Die drei weltbeherrschenden Industriezweige arbeiteten sich seit dem Auftreten der Dampfmaschine aus den engen Schranken der gewerblichen Beschäftigung heraus. Die Eisenindustrie wurde wesentlich durch das Bedürfniß nach Maschinen emporgetragen und damit die Zu-Tage-Förderung nicht blos dieses Rohstoffes, sondern auch der Kohle höchlich gesteigert; die Kohlenindustrie selbst ward eben wieder durch den heranwachsenden Maschinenbau und die Benutzung der Dampfkraft als Haupthülfsmittel emporgetrieben; die Baumwollindustrie trug neues Leben in alle übrigen Gespinnstfasermanufacturen.

Unter allen einzelnen Zweigen ist es der letztere, der im Laufe des Jahrhunderts die riesigsten Fortschritte machte und eine Ausdehnung gewann, welche ihn zu einer Macht ersten Ranges erhoben und in die engste einflußreiche Beziehung gebracht hat zu den Zuständen und Entwicklungen unsrer privaten wie öffentlichen Existenz; diese Industrie ist ein socialer Factor geworden, und einer der ersten. Sie wesentlich bestimmte durch Production und Consumtion im Großen die Lebensart der Massen; sie nahm sowohl die wissenschaftlichen Errungenschaften der Jahrhunderte wie die physisch-mechanischen Kräfte im ausgedehntesten Maß in ihren Dienst; sie bildete um sich her Gruppen neuer Industrien, die zuvor unbekannt gewesen waren; sie rief andern Gesetzen für das Leben der arbeitenden Classen; sie gewann endlich in verhältnißmäßig kurzer Frist jene Gewalt über

Geld und Gut des Handels, von der uns ein Stocken im Betrieb zum Verderben Vieler die zweifelloseste Kunde giebt. Diese Industrie ganz besonders schafft durch die sinnreichste Combination der Naturkräfte mit den mechanischen Erzeugnisse von allgemeiner Brauchbarkeit in allen Klimaten und unter allen Ständen. — Schon in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts hatte die Einführung der Dampfmaschinen in diese Industrie begonnen, und schon 1800 arbeiteten deren für sie in Manchester über 20. Uebrigens liegt der ausreichende Werthmesser für die Ausdehnung dieses Geschäftszweiges in Abschätzung der Arbeitskräfte für Gewinnung des Rohproductes, bekanntlich Negersklaven der Union; während sie noch 1790 blos 0,698 Millionen Köpfe ausmachten, stiegen sie bis 1861 auf beinahe 4 Millionen an; die Baumwollstaaten wiesen einzig in den zwei Decennien seit 1830 eine Zunahme von 97%. Ebenfalls in 20 Jahren seit 1825 steigerte sich die Production um das Dreifache. Raubbau war bei dieser Art Arbeit das herrschende System.

Die Baumwollmanufactur stieg zuvörderst in England und dann von da aus (Liévin Bauwens in Belgien) so rasch, daß schon 1805 die Einfuhr indischer Gewebe fast ganz erlosch und hiernach das Importverhältniß sich direct umkehrte — von England nach Indien. Ihr verdankt England, das nach Güte und Wohlfeilheit des Stoffes die erste Stelle der Welt einnimmt, im gesammten Verkehrsleben das hervorragende Uebergewicht über die andern Nationen, wozu es sich seit den Anfängen des Jahrhunderts rasch heraufarbeitete. Die bis ins vierte Jahrzehnt zwischen 14 bis auf 20 Millionen Pfund schwankende Ausfuhr dieses Landes an Baumwollstoffen stieg bis 1850 auf 28, 25 Millionen.

Derjenige Zweig, welcher neben jenem und genau genommen, die Unentbehrlichkeit als eines unersetzlichen Hülfsmittels für alle andern Maschinenarbeiten in Betracht gezogen, vor und über ihnen allen unermeßliche Fortschritte gemacht hat, ebenfalls ein gewichtigstes Stück Herrschaft über das Gesellschaftsleben führend, ist die Kohlenproduction, die freilich, — das ist nun einmal Fatalismus! — einen starken Theil der sie betreibenden Menschenkräfte zu den verkommensten Arbeitssklaven herabsetzt.

Einzig wegen einer vollständigen und frappanten Wandlung nach den Erzeugungsgebieten sei die Wollproduction erwähnt: Während

noch im Jahr 1800 aus den angestammten Hauptländern der feinen Wolle, Spanien und Portugal, 7,794,700 Pfund Merinoswolle ausgeführt wurden, aus Deutschland nur 421,320 Pfund, betrug die Ausfuhr aus Deutschland 1838 bereits 27,500,000 Pfund, aus der Pyrenäenhalbinsel blos noch 1,811,000. Uebrigens hat sich in der Production Australien zu allerhöchster Bedeutung aufgeschwungen. Seit den Bestrebungen des Gouverneurs Macathur, der die Schafzucht erst recht einführte und verbesserte, stieg sie von geringsten Anfängen so rasch und sicher, daß schon 1803 10,167 Schafe gezählt wurden; jetzt sind es Millionen. Nach Massenhaftigkeit hat die australische Wolle den ersten Platz auf dem Weltmarkte gewonnen.

Alle Fabrikindustrien ohne Ausnahme nach seiten der Stellung des Arbeiters ins Auge gefaßt, geht die erste und wesentlichste Forderung auf Verkürzung der übermäßigen Arbeitszeit. Einzig die Maßnahmen, welche seit den 30er Jahren England nach dieser Richtung traf, haben seine Fabrikarbeiterbevölkerung vor einer vollständigen und bleibenden Degeneration bewahrt. Und man beachte wohl, wo die Beschränktheit des Interesses sich nicht zu Einsicht und Hülfe erheben will, da wird die Verkommenheit eben so wohl physisch wie moralisch werden.

Das Vorherrschen der industriell-mercantilen Thätigkeit erkannte schon der alte Napoleon mit seinem Ausspruch: „Die Zeit der Diplomaten ist vorüber, die der Consuln beginnt". In der That verfolgen auch die Staaten vorwiegend handelspolitische Tendenz.

Der Welthandel mit jenen Verkehrsmitteln, welche die Orts- und Zeitentfernungen auf ein Minimum zusammenschrumpfen machen, wirkt Wunder, nicht blos an einzelnen günstigen Plätzen, die er in kürzester Zeit aus unbedeutenden Flecken zu Weltstapelplätzen erhebt, sondern in der Berührung der Nationen unter sich. Er erst hat die Völker aus ihrer Isolirtheit herausgehoben; die kosmopolitische Solidarität ist eine Errungenschaft unsres Jahrhunderts, die Vereinzelung im Güterleben ist aufgehoben, und die Abhängigkeit der Nationen und Stände von einander ist größer und auch deutlicher constatirt als je zuvor. Und die Ausdehnung ist nicht etwa blos räumlich und zeitlich, sie beschlägt ebensowohl das Auftreten ganz neuer Zweige oder die erweiterte Neugestaltung älterer; man nehme als Beispiele neben andern den ins Große gehenden Getreidehandel von Amerika, Rußland und deutsch-österreichischen Landstrichen, den Handel mit gesalzenem und gedörrtem

Fleisch, mit Petroleum aus Amerika, den Kleiderhandel und den durch das Putzmachereigeschäft getriebenen; man nehme hinzu den Verbrauch ganz neu aufgedeckter Substanzen ferner Zonen. Uebrigens datirt der immense Aufschwung erst seit 1838, dem transatlantischen Dampfschiffverkehr und damit allgemein der Anwendung von Dampfkraft auf Schiffen durch die Engländer. Das ist eine nivellirende Macht mit dem die Lebenshaltung möglichst Vieler berührenden unzweifelhaften Zuge nach Oben. Nicht geringer ist der Einfluß auf das Leben der Staaten. Mit der unbeschränkten Steigerung von Handel und Industrie haben sich in parallelem Verhältnisse die öffentlichen Einkünfte, in erster Linie die Erträge der indirecten Auflagen erhöht. Aber Hand in Hand geht damit das Wachsthum der Bedürfnisse und der Staatsausgaben, so daß vielfach die Einkünftevermehrung nicht ausreicht zur Bestreitung der wachsenden Anforderungen. Das hat am kolossalsten so recht die Geschichte der letzten Jahrzehnte bewiesen; trotz der kalifornischen Goldfunde schließen die Rechnungen fast aller großen Staaten mit gewaltigen Deficiten, und die Staatsschulden haben sich unglaublich gesteigert. Welch eine fruchtbare Parallele, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde die Zusammenstellung der heutigen Finanzverhältnisse mit denen zu Karls V. Zeiten bieten! Das Staatsschuldenwesen, an dem freilich nur die ungeheure Ausdehnung neu, ist eine der unerquicklichsten und ungesundesten Zeiterscheinungen, indem fast alle Staaten ihre Schuld auf eine ungemeßne Höhe hinaufgetrieben haben. Im Jahr 1817 erreichte die englische Schuld mit 864,8 Millionen Pfund den höchsten Stand und nahm darauf bis zur Mitte des Jahrhunderts um etwa 60 Millionen ab. Die französische Schuld, unter Louis Philipp bedeutend gestiegen, betrug 1848 6583 Millionen Francs. Die preußische belief sich anfangs jenes Jahres auf 140 Millionen Thaler, die österreichische auf 1249,3 Millionen Gulden. So auch in den andern Staaten: Rußland, Bayern, Spanien und Portugal weisen ähnliche Steigerung auf; eine bedeutsame Tilgung zeigen nur die Niederlande. In Italien große Zunahme in neuester Zeit. Hauptgrund dieser fatalen Erscheinung ist überall der sinnlose Militarismus.

Seltsamerweise blieb noch die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts trotz vereinzelter Beispiele besserer Erkenntniß factisch an den Anschauungen des Schutzzoll- und Prohibitivsystems kleben, obgleich thatsächliche

Beispiele genug da waren, um zu beweisen, daß Verbotgesetze und übermäßige Zölle keine lebensfähige Industrie großziehn können, wie ein Blick auf das mit jenen vollauf gesegnete Oesterreich klarmacht. Als Huskisson 1824 die Einfuhrverbote auf Rohseide und ihre Fabrikate aufhob und ein starker Import die nächste Folge war, schienen die englischen Manufacturen mit ihren veralteten Einrichtungen dem raschen Untergang nah, und das Elend der Seidenarbeiter stieg auf einen hohen Grad; doch allmälig begann eben diese Industrie mit neuen, zeitgemäßen Einrichtungen frisch zu arbeiten und erhielt sich in gesund constantem Wachsthum. Diese Folge freien Verkehrs tritt in allen Zweigen ein. Wenig beachtet ist, daß die preußische Regierung die erste großstaatliche war, die mit dem Tarif von 1818 dem Freihandelsprincip Bahn brach; die englische ging erst später vor, dann allerdings rascher und durchgreifender.

Eine Krankheit, welche mit dem modernen Gesellschaftsleben unausbleiblich verknüpft ist und durch keine Schutzmaßregeln beseitigt werden mag, sind die Industrie- und Handelskrisen, die acuten Fieber im Nervenkörper unsrer Gesellschaft. Ja wenn keine erschütternden Schläge das Wirthschaftssystem der Neuzeit treffen, so müssen selbst die allzu große Sicherheit eines tiefen Friedens und das übergroße Vertrauen auf dauernde Glückschancen dazu führen, ein auf dem mächtig erweiternden aber unsichern Elemente des Creditwesens ruhendes Wirthschaftsleben durch die unfehlbar an jene Glückszeiten sich hängende leichtsinnige Ueberspeculation in die heftigsten Umwälzungen zu stürzen. So geschah's in England, dessen Krise von 1841—42 Roscher die schlimmste, langwierigste und politisch gefährlichste der ganzen neuen Zeit heißt. Vorausgegangen war eine ungewöhnliche Glücks- und Blüthenperiode im Leben der Nation: die glänzenden politisch-wirthschaftlichen Reformen, die geordnete Verwaltung Irlands, der gesicherte Weltfriede, eine Reihe guter Ernten und die beispiellose Erweiterung des amerikanischen Absatzes. Aehnliches 1815 ff. in Nordamerika durch over-trade, veranlaßt durch den glänzenden Stand der Staatsfinanzen. — Diese Erscheinung führt über auf die Geschichte des Schwindels. Nur zwei Beispiele aus den ersten Hauptländern: Von 1822—25 gab England für 45 Millionen Pfund Staatsanleihen aus, besonders an die südamerikanischen Republiken, die durch dieses schwer wiegende Medium an die englischen Interessen gebunden werden sollten;

626 Actiengesellschaften mit einem nominellen Capital von 372 Millionen Pfund für alle möglichen Zwecke thaten sich zusammen, ihrer 379 kamen freilich gar nicht zu Stande, 118 mit 56 Millionen wurden wieder aufgegeben, 2 Jahre nach der furchtbaren Krisis von 1825 bestanden noch 170 mit 102 Millionen. Ein Exempel größten Styls liefert die Handels- und Bankgeschichte der Union. Diese hatte schon nach dem Unabhängigkeitskrieg, der ihr Papiergeld auf 160 Millionen Dollars gebracht, einen Staatsbankerott gemacht. Gleichwohl ward im Verlauf unsers Jahrhunderts der Papierschwindel wiederholt so sehr ins Schwunghafte getrieben, daß Krisen im größten Maßstab ausbrachen, die erschütterndsten im Laufe der 30er Jahre; von 1837 bis 41 wurden 33,739 Bankerotte mit 500 Millionen Dollars Schulden behandelt, 959 Banken fielen. Die Speculationen in Staatsländereien und Biddle's sinnloser Versuch einer Monopolisirung des Baumwollmarktes bezeichnen die Natur des Uebels auf diesem Boden.

Ihre höchste Bedeutung haben gewonnen die Actiengesellschaften mit ihren auf unermeßliche Beträge ansteigenden Capitalzusammenschüssen zu großen Unternehmen, vor allem Andern zu Eisenbahnanlagen in allen Ländern. Der außerordentlichste Zuwachs in diesem Vorgehen datirt übrigens auch hier erst vom einschneidenden Wendepunkte des Jahres 1848 an. — Ein künstliches Hülfsmittel zur Erweiterung ihres Absatzgebietes schuf sich die Riesenproduction in den Ausstellungen. Sie gingen zunächst von Frankreich aus, England trug sie auf's landwirthschaftliche Gebiet über, und in Deutschland sind landwirthschaftliche Ausstellungen früher als die erst mit Entwicklung des Zollvereins Boden fassenden industriellen.

Ein stärkstes Triebrad in der Zeit sind die Bewegungs- und Verbindungsmittel, welche einen gleichartigen Zug der Interessen und Forderungen, der Bildungsversuche und Existenzbedingungen über die ganze Erde hinstrecken, eine Solidarität des ganzen Menschengeschlechts begründend, wie sie niemals früher möglich war. Die Wissenschaften, an ihrer Spitze die naturforschenden und technischen, haben sich vereinigt, um die Kenntnisse überallhin auszubreiten und für's Leben fruchtbar zu machen, um den Verkehrs- und Verbindungsmitteln die größte Raschheit und Allgemeinheit, den Bildungsmitteln die möglichste Zugänglichkeit, dem Wohlstand und Genuß die höchste Verbreitung zu geben: Eine Universalität des Strebens und Verlangens erhebt sich

zu fast fieberhafter Thätigkeit, die in allen Lebensadern der Zeit pulsirt. Damit verbindet sich eine zu der Zeit privilegirter Geschlechter- und Ständeherrschaften ungeahnte Steigung des Begriffs vom Menschenwerthe, das Bewußtsein dieser Steigung und der Anspruch auf seine Anerkennung; Jeder fühlt sich mitwirken und will dafür erkannt sein, will mitzählen. Es ist Ausfluß einer und derselben Kraft, daß der revolutionäre Zug immer weiter gegriffen und auch solche Völker erfaßt hat, die früher ganz unbeweglich schienen. Und noch eine hochwichtige Seite in der Wirkung dieses Riesennetzes der Verkehrswege, die massenhafte Auswanderung, die schon Thomas Carlyle, ausgehend von den furchtbaren Mißständen des Pauperismus und von den kümmerlichen Resultaten der riesigen Maschinenproduction für die Masse der Arbeiter selbst, als ein unvergleichlich wirksames Rettungsmittel anwies, — mit höchstem Rechte.

Mit eben diesen Factoren hängt die Blüthe der Erfindungen zusammen. Der Erfindungsgeist ein so mächtiger und so verbreiteter, daß es wenig mehr möglich wird auch nur die Einzelnen herauszufinden, welche die Zeitgenossen um Vieles überragen und der Nachwelt wirklich einen unsterblichen Namen hinterlassen. Wer sind auf den Hunderten der technischen Gebiete, die Riesenfortschritte machen, die Männer, welche die ersten Ideen faßten; wer sind die praktischen Constructeure und wesentlichen Verbesserer, wer die bloßen Combinatoren oder selbst Plagiatoren fremder Gedanken? Diese Fragen möchten in tausend Fällen unbeantwortbar sein. In allen großen Zweigen der Technik stoßen wir nicht auf Einen Erfinder, sondern auf Hunderte, deren Ruhmesantheil sehr schwer auszuscheiden ist. Was noch vor hundert Jahren für alle Zeiten berühmt gemacht hätte, das läßt heut einen Namen neben 99 andern vielleicht gar nicht aufkommen, vielleicht blos einen Augenblick leben. Daß genau in gleichem Grade das Niveau der allgemeinen Bildung gestiegen und daß jene Erscheinung eben die adäquate Folge jenes Steigens sei, wäre wohl ein zu kühner Schluß; wohl aber haben sich Maß und Bedürfniß der unbegrenzten Strebungen über alle Volkskreise ausgebreitet, und die erfinderischen Gedanken hämmern in tausend und aber tausend Köpfen einfacher Lohnarbeiter, die ihr Leben lang am Schraubstocke stehen, selber an ihn geschraubt. — Sonach haben die Erfindungen und Entdeckungen im Maschinen- und Productenfache so die Lebensweise

wie die Wissenschaften und Künste bereits mit den stärksten Umwandlungen getroffen. Den erstaunlich raschen Fortschritten der Chemie verdanken wir die Schnellbleiche, Schnellgerberei, die Vervollkommnung des Zeugdruckes und der Färberei nach ihrem ganzen Verfahren, die Fabrikation des künstlichen Ultramarins und vieler andern Farben in den feinsten Nüancirungen, die Anwendung verschiedener explodirender Mischungen, die Vervollkommnung der Destillation durch eine Menge neuer Apparate, Conservirung des Bauholzes durch Tränkung mit Salzauflösungen, Runkelrübenzuckerfabrikation u. s. w. Die Vorschritte im Gebiete der Physik führten zur Gasbeleuchtung, Fabrikation der achromatischen Gläser, Verfeinerung der optischen Werkzeuge, stärkerer Beleuchtung bei mikroskopischen Beobachtungen mittels Hydrooxygengas, der Camera lucida u. s. w. Das besonders genaue Studium von Elektricität und Magnetismus rief der elektrischen Telegraphie, Galvanoplastik, Galvanographie; galvanische Vergoldung und Metallüberziehung allgemein. Eine der wesentlichen Thaten des Jahrhunderts ist die vollkommnere Gewinnung und Bearbeitung des Eisens; sie zog nach sich eine bedeutende Verbesserung und Ausdehnung der Gießerei, ferner die ausgedehnteste Verwendung des Eisens im Frieden und Krieg: Ketten- und Drathbrücken, Panzerschiffe, eiserne Bedachungen und Häuser, — wesentlicher Einfluß auf den Baustyl; endlich die umfassendste Umwandlung des gesammten Maschinenwesens: Schnellpresse, hydraulische Presse, Bohr-, Dreh-, Hobel-, Feil- und andere Werkzeugmaschinen, Münzmaschinen, solche zur Papierfabrikation u. s. w. Die Künste haben sich bereichert und erweitert durch den Stahlstich, die Lithographie und den Zinkdruck, die Construction der Gravir- und Reliefcopirmaschine, die Stereotypie und Clichirkunst, das Guillochiren, die Daguerreotypie und Photographie. — Unsre Maschinen haben es dahin gebracht mechanische Arbeiten von nicht geahnter Vollendung mit einer reißenden Schnelligkeit und in fast unglaublicher Massenhaftigkeit zu verrichten und Verbindungswege zu erstellen nicht blos über reißende Ströme und unwegsame Thalgründe, sondern über das Weltmeer.

Erfindung und Fortschritt des Eisenbahnwesens durch Betriebsverbesserung sowohl als durch Maschinenconstruction haben die unproductive Thätigkeit des Menschen erstaunlich verringert und die productive gesteigert; die Summen, welche die Capital- und Zeitersparniß im Ver-

kehrsleben abwirft und welche als ein gewaltiger Zuwachs an den Steigerungsbedingungen des privaten wie des nationalen Reichthums erklärt werden müssen, gehn ins Unendliche.

Es haben Unterstützung, Ersparung und Ersatz der Menschen- durch Maschinenkräfte, also Erleichterung und Verminderung der Menschenarbeit zum selben Zweck, mit diesen Factoren parallel gehend Erhöhung der Quantität, Qualität und Wohlfeilheit der Producte die größte Ausdehnung gewonnen, — ein unermeßlicher Gewinn nicht blos materieller, auch intellectueller Art! Fast in allen Gewerben hat unser Jahrhundert eine vollständige Umwälzung hervorgerufen und die Stellung von tausend Werkstätten verändert. Das ganze Gewerbewesen ist auf einer Höhe angekommen, die einen vorher kaum denkbaren Triumph der menschlichen Intelligenz über die Materie anzeigt. Weitaus der größte Theil der geistlosen, mühevollen, das Leben drückenden und oft tödtenden Arbeit ist auf mechanische Kräfte übergewälzt, die statt des Menschen und nach seinem Willen arbeiten, die er mit dem Auge zu überwachen, mit einem Fingerdrucke zu leiten hat. Welch unermeßliche Last so der Mensch von seinen Schultern gewälzt und welche Masse von Mitteln für Wohlsein und Bequemlichkeit, selbst Anmuth und Schönheit des Lebens unter allen Classen er gewonnen hat, das mag die einzige Berechnung beweisen, wonach die Verspinnung der verschiednen Fasern, welche jetzt von etwa 600,000 Arbeitern besorgt wird, über 600 Millionen (die Hälfte des Menschengeschlechts!) in Handarbeit fordern würde. Die Fortschritte im Spinnereifach zählen überhaupt zu den überraschendsten, dafür zeugen sowohl ganz neue Erfindungen als die vielfachsten und wesentlichsten Verbesserungen an den im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Gang gekommenen Maschinen.

Der Hauptvortheil der enormen Verbesserung in den Verkehrsmitteln, respective ihrer Geschwindigkeitszunahme ist dieser: Die unproductive Thätigkeit des Menschen wird auf ein Minimum herabgesetzt, die productive erhöht; für diese wird ungeheuer an Zeit gewonnen und durch sie an Geld. Diese Verkehrserweiterung hat alle Mittel angezogen nicht blos die ganz neuen, ob deren glänzendem Eintreten ins Wirthschaftsleben wir fast gewohnt sind den vervollkommneten Ausbau der alten zu übersehen: den Bau großer Kunststraßen und die großen

Schifffahrtscanäle, zwei Verkehrsadern, deren Vollendung fast ganz unserm Jahrhundert zufällt.

Im Maschinenfach der verschiedensten Art, voran im landwirthschaftlichen, sind die Amerikaner, vornehmlich der nördlichen Staaten, besonders weit vorgeschritten und besitzen die höchste praktische Fertigkeit in vielerlei Gewerken; unzählige Verbesserungen im Brennerei-, Brauerei-, Spinnerei- und Gerbereiwesen u. s. w. Neuerlich tritt eine höchst bedeutsame Concurrenz deutscher Eisen- und Stahlarbeiten mit den englischen auf, am gewichtigsten im Locomotivenbau.

Weitaus langsamer und zäher machte sich das Vorgehn im Ackerbaubetrieb, der bekanntlich immer der conservativste Factor im Wirthschaftsleben ist; jedoch that auch der Landbau Vorschritte zum rationellen Betrieb. Was auch im vorigen Jahrhundert in Lehre und Gesetzgebung, Schrift und Beispiel gethan worden war, erst das unsre hat diesen Samen ausgereift und wirklich im Großen zur Praxis übergehn machen. Insbesondre ist das Auftreten der Ackerbaumaschinen eine ganz neue Erscheinung, und landwirthschaftliche Akademien, Anstalten und Vereine werden immer zahlreicher, insbesondere nach Thaers segensreichem Vorgang in Deutschland.

Betrachten wir die theoretische Seite der Wirthschaftsfrage. Eins der kostbarsten Ergebnisse auch der höheren Volksbildung ist in neuester Zeit die Kenntniß der wirthschaftlichen Gesetze. In Deutschland ist sie wesentlich List's Verdienst, wohl sein größtes und unbestrittenstes, des ersten deutschen Volkswirthschafters, der durch unermüdliche Agitation die Beschäftigung mit den wirthschaftlichen Fragen und Problemen in die weitesten Kreise einpflanzte und jene Parteigruppirungen schuf, welche seither in Kammern und Volksversammlungen so ungemein thätig waren.

Die sociale Bewegung ist durch und durch kosmopolitisch, und die Lehren des strengsten Socialismus haben nicht nur kein Verständniß für die besondern Lebensbedingungen bestimmter Nationen und Staaten, sondern eben so wenig für die individuelle Daseins- und Wirkensform der einzelnen Persönlichkeiten. Ja er läuft dem Festhalten der subjectiven Existenzbedingungen und individuellen Eigenarten, heiße deren Unterlage Person oder Staat, direct entgegen und will mit seinem Gleichheitsprincip auch den Unterschied der Menschenclassen aufheben, was er nur durch einen Gesammt- oder Weltstaat,

der sogar die Natur unsers Geschlechtes vollständig umwandeln soll, meint erreichen zu können. Utopien! Entsprungen ist er aus dem schneidend bewußt gewordenen Gefühl der Noth und hat als Treiber den Gedanken der natürlichen Gleichheit aller Menschen; jenes ist seine passive, dieser seine active Unterlage. — Die socialistischen Theorien zeigen überall, selbst in ihren verschrobensten Phantasiegebilden, den Versuch einer Anknüpfung an die allgemein wissenschaftlichen Grundlagen der Zeit, von deren eigenartig umgebildeten Ideen sie sich zu erfüllen bemüht sind. Der historische und logische Ausgangspunkt ist übrigens für sie alle die erste französische Revolution. — Es scheint fast, so gewagt die Annäherung ist, eine Berührung dieser theoretischen Constructionen zu herrschen mit den hundert- und tausendfachen mechanisch-industriellen, in denen der Geist des Jahrhunderts schwelgt, und gar nicht ohne Fug mag man ihre mißlungenen Gebilde den massenhaft erfolglosen Proben und Versuchen, welche regelmäßig den gelungenen Maschinenconstructionen voraufgehen, oder auch den Manien eines Perpetuum mobile und andrer Irrthümer einer verschrobenen Mechanik zur Seite stellen als eben so verunglückte menschliche Gemeinschaftsgebilde. In ihnen allen hat bis jetzt die allgemeine Gleichheitsidee noch umgeschlagen in ihr Gegentheil: sei's die politisch-priesterliche Hierarchie, das communistische Papstthum der saintsimonistischen Secte, sei's die absolutistische Dictatur im Style des Militärstaates, wovon das zweite französische Kaiserreich einen Anstrich nahm, sei's anderswie, kurz die allgemeine Gleichheit in der allgemeinen Knechtung. Es ist übrigens eine eigne Sache um das Auftreten dieser volkswirthschaftlichen Systeme; daß ihre Theorien nur den allerkleinsten praktischen Werth haben, ist fast Nebensache; die Bedeutung liegt überhaupt in ihrem Auftreten und in dem Gährungsstoff, den sie mit der immensen Aussicht auf eine Neubildung des Gesellschaftsorganismus in die Köpfe geworfen haben. Dieses Auftreten allein ist zugleich Beweis für den andern Umstand, der unser Jahrhundert von allen voraufgegangenen unterscheidet, daß die sociale Frage an sich eine Macht und ein Räthsel der Zeit geworden, das schwerstwiegende der Zukunft, dessen Lösung noch gar nicht geahnt werden mag.

Ein für sich stehendes Element des Gesellschaftslebens, der ursprünglichen Wesenheit nach durchaus innerlicher Natur, in den Wirkungen aber oft eben so arg veräußerlicht wie nur irgendeins, ist das

religiös kirchliche. Welches ist der Stand des religiösen Kampfes der Zeit und welches der Stand der Kirchen in der Gegenwart?

Gehen wir zunächst von einem charakteristischen Denkgrundzug der neuesten Zeit aus.

In seinen Anfängen hatte unser Jahrhundert allerlei mystische Verquickungen, zweideutige Vermittelungen und Halbheiten zu verdauen, die man im Gegensatze zur rationalistischen Klarheit des 18ten dem neuen Geschlecht als tiefsinnige Bereicherungen für Kopf und Herz anpries; es war eine Atmosphäre, die man das clair-obscur des Denkens nennen möchte. Diese Zeit ist überstanden, und die neueste setzt im geistigen wie im politischen Leben der Völker, insbesondre in der kirchlich-religiösen Bewegung, die entschiedenen Gegensätze sich gegenüber und ist klar bemüht aus dem unsteten Schwanken zwischen feindlichen Principien herauszukommen; sie wirft deßhalb mehr und mehr jene schillernden Formen und Gedanken ab, die nur zu einer äußern und oberflächlichen Vermittlung führen könnten. Die Differenzen nehmen einen scharf ausgeprägten Charakter an, und die Folgerungen werden sehr bestimmt gezogen; die Zeit ist sich eines auszufechtenden Principienstreites bewußt.

Der kirchliche Kampf der ersten Hälfte des Jahrhunderts hat der zweiten eine Reihe Wahrheiten als Ergebnisse der freien Forschung überliefert, die nicht blos an sich von durchschlagender Bedeutung sind; fast mehr noch ist es der Umstand, daß heute die kritische Theologie in ruhiger Sicherheit vor das Forum der gebildeten Welt mit Sätzen der Erkenntniß und Forschung tritt, die noch um die Mitte des Jahrhunderts der Gelehrte kaum sich selber zu gestehen wagte, trotz des Vorganges von Strauß und Gleichgesinnten.

Was ist für uns die herausgereifte Frucht jenes Kampfes? und welches die Forderungen?

Das bei den Gebildeten aller Confessionen durchgehende Bewußtsein, das in den Massen als unbestimmtes Gefühl lebt, daß das religiöse Bekenntniß einer durchgreifenden Läuterung bedarf, daß hier eine Fortschrittslinie eingehalten werden soll, parallel dem Entwicklungsgange der Wissenschaften. Die unhaltbaren Glaubensartikel, die zur geläuterten Erkenntniß der Zeit nicht mehr stimmen, müssen aufgegeben und ein verbessertes Bekenntniß eingeführt werden. Nur auf diesem Weg ist eine kräftig heilsame Einwirkung des religiösen auf's praktische

Leben möglich, **und auch** nur so wird sich der Sinn für die Religion davor bewahren zu ersterben. Freigewählte Synoden mit überwiegender Vertretung der Nichtgeistlichen mögen das Ihre thun, reichen aber nicht aus. Außerdem ist das Sittengesetz vom Dogma zu scheiden, es ist nicht als ein Importirtes, sondern als aus dem Leben der Menschheit selbst herausgewachsen zu erkennen und zu behandeln. Die Reform der Kirche muß demnach auf folgenden Forderungen bestehen: Man lege den Schwerpunkt der Religionslehre in die Ethik und rufe immer und immer der Liebe als Grundlage der Sittlichkeit. In der Dogmatik sei man freisinnig und bestehe nicht hartnäckig auf bedenklichen und unverständlichen Glaubenssätzen. Man ändere die Stellung der Geistlichkeit und weise dem Laienregimente den gebührenden Platz in der Gemeinde an. Man gestalte den Gottesdienst und ganz besonders das Predigtwesen um. Abzuwerfen ist — diese Erkenntniß dringt immer weiter — die ganze trostlose Anschauung von der Welt als einem Jammerthal, wonach Entsagen und Leiden Verdienst wird, Genießen und Freude dagegen Sünde; sie lag auch nicht in der ursprünglichen Lehre Jesu, sondern ist orientalischen Ursprungs, ein mystisch verfinsterter Rückschlag gegen die heitere Weltanschauung der Griechen, den hernach der Priesterstand aus selbstsüchtigen Zwecken ausdrücklich pflegte.

Immer unwiderstehlicher hat sich in allen selbständigen und tiefdringenden Denkern das Bewußtsein festgesetzt, daß für die Einzelnen wie für die Völker die Fortschrittslinie von jenem fundamentalen Ausgangspunkt anhebt, den Jefferson, der große Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, seiner jungen Nation hinzeichnete: „Wir wollen die Menschen jetzt nicht mehr zur Furcht vor einem willkürlichen und übermächtigen Gebieter, so wenig wie zum blinden Gehorsam und zur unbedingten Unterwerfung unter einen fremden Willen erziehen. Diese orientalischen Ansichten stehen im Widerspruch mit unsern menschlichen Begriffen, mit unsrer republikanischen Staatsform. Wir müssen die Ausbildung aller von der Natur uns verliehenen Kräfte und deren ungehinderte Anwendung mit aller Macht erzielen".

Dagegen spitzt sich der Kampf der reactionären Mächte in folgenden Erscheinungen zu: das Priesterthum will um jeden Preis die alte Macht wieder gewinnen; die Geistlichkeit widerstrebt allen den noth-

wendigen und vernünftigen Staatsgrundgesetzen, die nicht mit der Reaction ihrer hergekommenen Herrschaft stimmen (Oesterreich), widerstrebt da, wo es noch geht, allen Versuchen einer bessern Volksbildung (Frankreich); der Jesuitismus sucht wie immer um sich zu greifen; Katholicismus und Protestantismus haben sich schroff gegen einander gekehrt (Streitigkeiten über gemischte Ehen); die Orthodoxie im Protestantismus selber erhebt ihr Haupt, begehrt die Herrschaft und predigt den alten blinden Buchstabenglauben. Die wahnvollen Ansprüche der Hierarchie hüben und drüben gipfeln in dem Ausspruch: Glauben ist Pflicht, Nichtglauben ist Verbrechen, und zwar gegen Gott! Der Kampf dreht sich heute noch um das Recht der Denkfreiheit, das der Menschheit 1800 Jahre lang von der Hierarchie vorenthalten worden ist. — Die Sittlichkeit sei durch Gesetze geregelt, das Denken frei!

Der starre Protestantismus steht dieser Grundforderung gegenüber nicht viel besser als der Katholicismus. In der Gegenwart besitzt er gar keinen gemeinsamen Haltpunkt mehr außer der Negation; der positive Standpunkt, den er im Anfange seiner Existenz einnahm, die Anerkennung der Offenbarung in der Bibel, ist einem großen Theil seiner Bekenner längst abhanden gekommen, und dieser Theil steht, wenn er es auch nicht offen gestehen will, thatsächlich außer jeder Confession und Theologie. Die gläubigen Protestanten aber gehn unter sich wieder so weit aus einander, daß sie dem einigen und geschloßnen römischen System gegenüber wehrlos sind und mit ihrer Berufung auf die heiligen Schriften jeden Augenblick durch Worte der eignen Glaubensgenossen geschlagen werden können. Die Reformbewegung stand stille, nachdem aus ihren Kämpfen ein fertiges Glaubensbekenntniß sich abgesetzt hatte; von weiterem Forschen war nicht die Rede, jenes ward wieder zum starr unbeugsamen Wort, und genau wie der Katholicismus sein Dogmengebäude als unantastbar betrachtete, so that es der Protestantismus, er verknöcherte. Da er daneben bald in verschiedne Secten zerbröckelte, gab es auch verschiedne Glaubensbekenntnisse, die mit Hartnäckigkeit festgehalten wurden. Heut ist überall der individuelle Abfall eingerissen und auch das verwirrende Sectentreiben so blühend als je, d. h. wir stehn am Rand einer allgemeinen Auflösung. Ob die Denkenden beider Confessionen, denen weder das Papstthum noch das alte Lutherthum mehr genügt, sich zusammenthun werden zu einem neuen vernunft- und zeitgemäßen Bekenntnisse, das

den Glauben an Gott und Unsterblichkeit (unpersönliche) festhalten, aber die Gottmenschheit und den ganzen mit ihr zusammenhängenden Aberglauben beseitigen müßte? — Wie stehen wir zu dem Offenbarungsglauben? wie zu den biblischen Schriften?

Was zunächst das Alte Testament betrifft, so leiden so ziemlich alle seine Bücher an zwei Mängeln, welche ihnen die Geltung als authentische Documente entziehn: die Unsicherheit des Ursprungs (der Verfasser) und die Ungeschichtlichkeit des Inhaltes. Damit fällt auch die Authenticität der folgenreichsten Dogmen: die Geschichte des Sündenfalls, aus dem sich die berüchtigte Lehre von der Erbsünde entwickelt hat, auf welche wiederum nicht blos die Prädestination baute, sondern auch die lutherische und reformirte Kirche. Nicht sicherer steht es mit den neutestamentlichen Schriften, den Evangelien wie den Briefen. Die nächsten und entscheidenden Gründe, weßhalb die Evangelien nicht von Augenzeugen der Schicksale Jesu herrühren können, liegen im Inhalt und in der Sprache (griechisch). Die literarische Kritik halten diese Schriften alle nicht besonders aus, zeigen wenig schriftstellerisches Geschick, dagegen viel Unklarheit, und nur selten entnimmt man ihnen die deutliche Vorstellung von Ort und Zeit. — Die weitaus größte Zahl der in ihnen aufgenommenen Dogmen ist orientalischen, zumal persischen Ursprungs oder einfach alttestamentliche Nachahmung. So der Mariencult, der Glaube an die göttliche Abkunft Jesu, den andern Religions- und Sectenstiftern des Orients gemein und hervorgegangen aus den im ganzen Alterthum herrschenden, höchst eigenthümlichen Vorstellungen von der Erschaffung und Wanderung der Seelen; so die Erzählung von den morgenländischen Weisen, nach der Geburt des persischen Sonnengottes formulirt; so die Wunder von Jesu und an Jesu; so die Vorstellung vom Satan. Die Sagennachweise sind durchgängig leicht und in entscheidender Weise zutreffend. Indem so die sämmtlichen evangelischen Wundergeschichten, die Gottmenschheit, Auferstehung und Himmelfahrt bestritten, die Nichterfüllung der einem Messias zukommenden Aufgabe, nämlich der Aufrichtung des messianischen (tausendjährigen) Reichs constatirt wird, ist von selbst klar, daß es sich bei dem religiösen Kampfe der Zeit um Nichts weniger handelt als um einen Ansturm auf das ganze alte System der Orthodoxie und Hierarchie. — Zweifelhaft kann der endliche Aus-

gang des Kampfes nicht sein; es giebt nur Eine Wahrheit, und sie ist ewig!

Zweifelhafter wenigstens nach der zeitlichen Erfüllung, aber nach dem Gang und Stande der jetzigen Forschung wahrscheinlich einmal folgend ist die allmälige, aber nothwendige Selbstauflösung der Theologie ähnlich wie der Metaphysik als besonderer Wissenschaften. Kirchen- und Dogmengeschichte sind Partien der allgemeinen Culturgeschichte, das Kirchenrecht ein Zweig der Rechtswissenschaft, die Bibelkunde und Exegese fallen unter die hebräische und hellenische Literatur. Um die Dogmatik aber steht es gleich wie um die metaphysischen Systeme; sie kann sich deßhalb nicht als theologische Wissenschaft erhalten, weil sie in jeder Confession eine andre und zum Theil von den übrigen bestrittene ist, und weil eine jede für ihre Dogmatik unbedingten Glauben fordert; damit ist der Begriff der Forschung ausgeschlossen, ja verurtheilt. Der Rest ist durchaus unwissenschaftlich.

Das religiöse Bewußtsein ist allgemein dahin durchgedrungen, daß das Christenthum Offenbarung des Geistes ist, ein der Menschheit Eingebornes, Offenbarung ihres eignen Wesens, nicht eine jenseitige; der Begriff der Immanenz hat den das Leben ertödtenden der Transscendenz besiegt und beseitigt. Es ist das Wesen der immer weitere Kreise erfassenden speculativen Theologie, daß sie das Diesseits als wesentlich berechtigtes Moment anerkennt und in die Unendlichkeit einer höhern Welt aufnimmt. Aus dieser Vorstellung entwickelt sich ein neuer religiöser Weltzustand. Die Versöhnung des Göttlichen mit dem Menschlichen, dieses wahre Evangelium, wie schon Christus es meinte und wollte: das ist das tiefsinnige Losungswort der Zeit. Die Erkenntniß aber hat mächtig um sich gegriffen, wie unendlich weit noch die Gestaltung der innern und äußern Welt von jenem Ideal des Christenthums entfernt sei.

Der religiöse Kampf der Zeit, abgerechnet das rein clericale Partei- und Interessengezänk und die völlig weltliche Machtfrage von seiten der Hierarchie, hat die großartige Bedeutung einer reinigenden Gebietsregelung zwischen Glauben und Wissen, und zwar auf dem Boden der verschiedenen protestantischen Confessionen gerade so gut als auf dem katholischen. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Freimachung der menschlichen Vernunft von dem überlieferten Dogmenzwang, so weit dieser der Erkenntniß unsrer Tage widerspricht. Die

Losung ist bestimmt gegeben, und einmal wird der Kampf mit der vollen Zersetzung der Theologie alten Styls enden.

Daß auch der Katholicismus diese Regungen nicht mehr niederhalten kann, dafür mögen hier einfach die Kampfmomente im deutschen Volk als Beweis dienen. Die historisch-philologische Kritik von Gelehrten wie Blau, Hug, Scholz u. A., die in den ascetischen Schriften des edlen Exjesuiten Sailer aufgestellte Forderung, daß an die Stelle des todten Dogmenformelwesens eine gefühlswarme Betheiligung der Moral treten solle, die nach dem Rechte der freien Forschung verlangende des Hermes und seiner Schüler, es solle auch im Katholicismus nur die auf wissenschaftliche Beweisführung gegründete Ueberzeugung Autorität sein: das sind die Grundlagen der Opposition, welche sich trotz aller Widerstände und Verdammungen immer noch regte und sich wesentlich in den Versuchen gegen das Cölibat aussprach.

Wie steht es mit dem Papstthum? Consequenz in ihrer Art läßt sich der päpstlich-clericalen Logik nicht abstreiten, und doch steht über der letzten und äußersten Schlußfolgerung, die sie mit der Unfehlbarkeitsfuselei zu ziehen meinte, eine allerletzte, die Rom nicht zog, die aber von der Welt statt Roms und gegen Rom gezogen wird: daß nämlich mit dem Aufsetzen des Punktes auf's i die Pyramide nun ein- für allemal ausgebaut ist, daß damit alle vorwärtsgreifende Thätigkeit, auch der bloße Schein einer Entwicklung, aufhören muß, daß sie sich von jetzt an nur noch rückwärts bewegen kann d. h. daß der ganze hochmüthige Bau keine andre Bestimmung mehr hat als zusammenzufallen. Wenn unsre Zeit — und das ist schade! — dieses gottlose Viceherrgottthum nicht mit dem homerischen Gelächter fetirt hat, mit dem die Welt es im Zeitalter Voltaire's aufgenommen hätte, so bröckelt sie dafür um so emsiger und unablässiger Stein um Stein vom Vatican ab. — Ein römischer Hauptstreich war der 1870er, bei dem schließlich nur der Fortschritt und die Vernunft gewinnen, Roms Todfeinde!

Ein Blick auf den allgemeinen wirthschaftlichen Gang des Jahrhunderts und die Hauptstaaten mag erklärend und belegend abschließen.

In den staatlichen und socialen Dingen war den großen Kriegen des Welteroberers naturgemäß auf Jahrzehnte hin eine Kraftabspannung

gefolgt, von der sich die Staaten nur sehr langsam erholten. Man darf sagen, daß beim Sturze des alten Napoleon Europa materiell fast vollständig erschöpft lag; die ein Vierteljahrhundert über geführten Kriege hatten eine unberechenbare Fülle von Kräften aufgerieben, von Werthen vernichtet. Die Consumtionsfähigkeit brauchte die Lebenszeit einer Generation, um nur auf die Höhe des letzten Kriegsjahres wieder anzusteigen. Die einzigen Ergebnisse des englischen Ausfuhrhandels liefern dafür einen sichern Maßstab: Der Geldwerth der im Jahr 1815 aus England ausgeführten Waaren betrug über 51½ Millionen Pfund, sank von da stufenweise bis auf 31½ Millionen 1826, hatte sich noch 33 erst auf 33⅓ Millionen gehoben und erreichte die Ziffer des letzten Kriegsjahres nicht vor 1841 (1867 stand er auf 181,18 Millionen). Dieser Zustand furchtbaren materiellen Kräftemangels und physischen Elendes zwang die Einzelnen und die Völker den besten Theil ihrer Anstrengung auf den Kampf um's äußere Dasein zu richten und darob die höheren Interessen des Geistes zurückzusetzen. Daher folgte diesem ersten Fluch der noch schwerere des moralischen Herabsinkens; einzig so ist's erklärlich, wie die erschlafften Nationen geduldig den Druck trugen, den ihnen Absolutismus und Pfaffenthum auflegten. Da haben wir den Schlüssel zur Geschichte der Restauration und Reaction. Diese culturhemmenden Factoren brachten ein Stocken sogar in den Fortschritt der Wissenschaft, und selbst die Naturwissenschaften und die Technik weisen im Verhältnisse zur Folgezeit während der ausgeprägtesten Restaurationsjahre nur geringe Erfolge auf. Vor einer zweiten Welterschütterung ähnlicher Art ist der Welttheil seither verschont geblieben; die mercantil-industriellen und die kriegerischen Krisen haben nie mehr eine gleiche Dauer erreicht, und mit der sich vermindernden Zeitlänge nehmen auch für die letzteren Dauer und Wucht der Nachwehen im exacten Verhältniß ab. Dagegen reifte innerlich der sociale Kampf aus. Die 48er Revolutionen hatten bereits eine Grundlage von überwiegend socialer Natur, so daß der vierte Stand, die Arbeiter, sich eben in der Art zu maßgebender Geltung aufschwingen wollten, wie das die Bourgeoisie durch die große Revolution gethan, und es galt den Kampf dieser gegenüber genau wie damals gegen Adel und Clerus. Auf diesem Fleck stehen wir heute noch.

Die kritischen Hauptländer sind England und Frankreich. Sie

gehn in umgekehrter Richtungslinie auf dasselbe Ziel hinaus, sofern nämlich im ersteren Lande die Politik vom Socialismus aufgezehrt, die politischen Fragen sogleich rein sociale werden, während Frankreich den Socialismus in der Politik sich verzehren, seine Plane und Gedanken zu politischen sich gestalten läßt.

Jedenfalls ist England dazu bestimmt einer der ersten Fechtplätze dieses Kampfes zu sein, wo nicht der allererste, daneben kommt Frankreich und nach diesem Deutschland bei den entscheidenden Fragen ins Spiel. Das hat bereits die englische Gesetzgebung erkannt, die im Vorgange nach dieser Seite früheste und aufgeweckteste. Fast genau mit dem Jahrhundert heben in diesem Hauptsitze der volkswirthschaftlichen Bewegung die Schutzgesetze für die Handarbeit an, und zwar in ihrer vornehmsten Abtheilung, den Factory Acts (die erste über Baumwoll- und Wollenfabriken, datirt vom 22. Juni 1802). Das Land der frühesten und riesigsten Industrieentfaltung und der schreiendsten Vermögensunterschiede ist bekanntlich und eben zufolge dieses Doppelumstandes auch in der Arbeiterbewegung allen andern vorangegangen. Trades' Unions, die Vorbilder der jüngern deutschen Gewerkvereine; Genossenschaften im engern Sinn, bedenklicher die frühesten Strikes.

Ausgenommen die Vereinigten Staaten als ein unsrer alten Welt gegenüber durch alle seine Verhältnisse außer Vergleich fallender Ländercomplex hat keiner der modernen Staaten seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts einen so unermeßlichen Aufschwung im Wirthschaftsleben genommen wie Großbritannien. Man mag die durchschlagende und schwer mehr zu balancirende Begründung des mercantilen Uebergewichts, das freilich seinen Höhepunkt bereits scheint überschritten zu haben, von dem Aufgeben des einseitigen Schutzsystems auf die Production seit den Anfängen der 20er Jahre datiren, nachdem der napoleonische Druck das Fundament gefestet. Außerordentliches Ansteigen seit den 40er Jahren. — Ein Hauptvorsprung im Wettkampfe der englischen Industrie mit den fremden beruht auf der Concentration in ganz kolossale Unternehmungen, welche dann umgekehrt wieder die ins Minutiöseste getriebne Arbeitstheilung und mit ihr die äußerste Vollendung gestattet und neue kolossale Capitalanhäufungen erzeugt. Man vergleiche mit diesem Gang das stationäre China, wo die größte Kantoner Fabrik 20 Arbeiter zählt!

England ist eine Goldquelle für die gebildete Arbeit, eine Elendsquelle für die ungebildete, der Tummelplatz des Kampfes zwischen Arbeiter und Capitalist, Arbeit und Maschine. Es gährt und arbeitet mächtig in diesem Arbeiterstand. Der Zweck der englischen Gewerkverbindungen geht dahin den Lohn festzustellen, als eine Macht mit den Arbeitgebern zu verhandeln, durch Beschränkung der Annahme von Lehrlingen die Nachfrage nach Arbeitern lebhaft und dadurch den Lohn in der Höhe zu halten, endlich brod- und beschäftigungslose Genossen durch Geldmittel zu unterstützen. Zugleich versuchen die Mechanics Institutions mit allen Mitteln das geistige Niveau des Standes zu heben. — Ein Krebsübel sind immer die Armenzustände geblieben, erschreckend und abgrundreich. So waren zur Restaurationszeit z. B. in der Fabrikstadt Coventry volle 2/5 der Bevölkerung, 8000 von 20,000, der Unterstützung aus der Armencasse bedürftig. Günstig und rasch wirkte immerhin das Armengesetz von 1834; in 2 Jahren sank die Armensteuer von 6, 3 auf 4, 7 Millionen Pfund. England ist Sitz des modernen „classischen" Industrieproletariats, das unterdrückte Nebenland Irland, „die Niobe der Nationen", Sitz des noch classischeren Ackerbauproletariats.

Frankreich hat wie auf politischem so auf socialem Boden seine Bedeutung in der Ausbildung und Ausbreitung der revolutionären Gedanken, ohne positiv selbstschöpferisch weit zu kommen; es ist das auf gesellschaftlichem Boden die schwierigere und unklarere Repetition derselben Arbeit, welche die französische Aufklärungsliteratur des 18ten Jahrhunderts auf politischem Felde vollzog.

Frankreich ist rein der Revolution für die wirthschaftliche Hebung des Landes pflichtig. Vor der Revolution hat es einen ländlichen Mittelstand, wie er zu allen Zeiten und überall den Kern eines gesunden Volksganzen ausmacht, noch gar nicht besessen. Infolge jenes Umschwunges aber hat sich bis auf die Mitte unsres Jahrhunderts die landbauende Bevölkerung dermaßen umgebildet und vertheilt, daß etwa 18 Millionen Hectaren bebauten Landes auf 183,000 große, 15 Millionen auf 700,000 mittlere und wieder 15 auf nicht volle 4 Millionen kleine Eigenthümer fielen. Das Drittel der armen Besitzer erhält sich durch alle Stürme und Revolutionen in fast unverändertem Verhältniß; wohl aber hat die Freiheit des Bodens und die Rechtsgleichheit der Bürger jene Mittelclasse geschaffen, die heute fast

1/3 des Areals innehat, — eine höchst gewichtige Thatsache, von der sich in Parallele mit den vorausgegangenen Verhältnissen des Bodenbesitzes leicht begreift, daß sie die ganze Lebenshaltung der Nation umwälzend bedingt. Und eben so hat die Revolution ein vernünftigeres System des Anbaus zur Entwicklung gebracht; durch dasselbe sind bis auf die angeführte Zeit 6 Millionen Hectaren der kleinen Cultur zugewandt und eben so viele der förmlichen Wüste entzogen worden. Höherer Fleiß und stärkere Capitalkraft haben sich dem Ackerbau zugewandt, und damit ist denn auch die Zahl der reichen und wohlhabenden Eigenthümer gestiegen. Wie überraschende Erfolge auch die englische Großwirthschaft für den Einzelnen bringe, die kleinere französische Parcellirung ist doch das national Gesunde. Trotzdem ist im späteren Verlauf aus einer Reihe andrer zusammenwirkender Ursachen die Bauersame auch an Zahl beharrlich gesunken, was ein schweres sociales Uebel anzeigt.

Kann Etwas schlagender das Riesenwerk der Revolutionsarbeit für Ausgleichung der socialen Verhältnisse bezeichnen als die Vergleichung folgender zwei Zahlen: die Revolutionszeit trug binnen 25 Jahren den Geldlohn von 161 auf 400 Francs, während er nachher binnen 27 Jahren nur noch um 100 Francs stieg trotz Zunahme der Bevölkerung, beispiellosen Fortschrittes des höhern Bürgerstandes und der großartigen Wirthschaftsmittel neuester Zeit. Der Proceß der Differenzirung in den Gesellschaftszuständen hatte aber schon in der Restauration wieder sein unfehlbares Werk angehoben, um neuestens bis zum Uebermaß der Corruption und zur Untergrabung aller soliden Nationalgrundlagen auszuarten. Noch um 1850 konnte der Massenzustand in folgenden Daten gezeichnet werden: 1/2 Million Häuser mit nur einer, 2 Millionen mit nur 2 Oeffnungen; ein starker Theil der Bevölkerung als Brod nur eine unverdauliche Mischung von Roggen, Gerste, Kleien, Bohnen und Kartoffeln genießend, nicht gesäuert noch ausgebacken.

Der Gesellschaftszustand in dem Frankreich, das sich 1 1/2 Jahrzehnte vom Raube der Nationen genährt, hat sich seit den 40er Jahren in jeder Weise bedenklich verschlimmert. Ein Document hiefür liefern auch die Zahlen der Bevölkerungsverhältnisse. Bis um die Mitte des Jahrhunderts hinaus ist die Volkszahl um je 0,57% gestiegen, was 150 Jahre ergiebt, um sich zu verdoppeln, während man für Deutschland blos 55 Jahre herausgerechnet hat, die nothwendig seien, um

jenes Resultat zu erreichen. Während noch 1816 die Quadratmeile in Frankreich 500 Menschen mehr trug als in Deutschland (ohne Oesterreich), hatte sich das Verhältniß 45 Jahre später so sehr zu Ungunsten Frankreichs gewendet, daß jetzt die deutsche Geviertmeile 300 Menschen mehr trug. Aus culturgeschichtlichem Standpunkte kommt hiebei noch weit Wesentlicheres als die bloße Verschiebung der staatlichen Machtverhältnisse in Abwägung.

Die deutschen Gesellschaftszustände sind gesunder, die Classengegensätze weniger schroff herausgebildet als in jenen zwei Ländern. Dafür ist die Entwicklung langsamer, gebundener, weniger leicht und noch weit weniger schnell über die alten zähen Hemmungen hinauskommend. War ja die Aufhebung der Feudallasten erst eine Folge der politischen Erschütterungen in den 30er, zum Theil gar des Jahres 48, und erst von da an konnte in größerem Umfang ein gesunder Bauernstand herauswachsen. Länger noch ging es, bis die Beschränkung des Gewerbebetriebes, bis Zunftzwang und Banneinrichtungen als unhaltbar erkannt und beseitigt wurden.

Amerika hat vermöge der sehr spärlichen Bevölkerung und der ungeheuren Ausdehnung an Land, das zum allerstärksten Theil unbebaut liegt (vor circa 1½ Jahrzehnten konnte ein Buch das Verhältniß des bebauten zum unbebauten Gebiete noch mit der fabelhaften Proportionalzahl 1 : 3000 angeben und vor zweien die nur auf einem ganz kleinen Strich sich findende höchste Einwohnerzahl zu 127 pro Quadrat-Meile), den unermeßlichen Vortheil über das zum Theil ausgesogene Europa noch Jahrhunderte vor sich zu haben, ehe die diesseit des großen Stromes uns erdrückende Schwierigkeit herantritt das Proletariat nicht mehr durch die natürlichsten Hülfsmittel verhindern zu können.

In negativem Sinne sei unter den wirthschaftlichen Exempelstaaten noch das von der Natur so vielfach und so reich ausgestattete Oesterreich erwähnt. Wer den Beweis führen will, daß der übermäßige Besitz in todter Hand den schlimmsten Einfluß auf die Geschicke der Handelsvölker ausübt, der hat als classisches Beispiel den Kaiserstaat zur Hand, dessen ökonomische Mißstände ohnehin einzig durch Säcularisation der geistlichen Güter (185⅔ Millionen Kirchenvermögen mit 19⅔ Millionen fl. Jahreseinkommen) gehoben werden könnten. Die Productions- und Consumtionsfähigkeit steht, wie das überall sich constatiren ließe, im

umgekehrten Verhältnisse zu diesem unmäßigen Umfang der todten Güter in der Hand der Kirche. Es kommt nicht blos die Verschleuderung zu volkswirthschaftlich fruchtlosen Zwecken ins Spiel, sondern die mit diesem Besitz gegebene, immer und überall mißbrauchte Machteinwirkung und die Hemmung einer tüchtigen Volksbildung.

Schlußresultate: Die Wucht der socialen Frage (Arbeiterfrage) ergiebt sich aus einer einfachen statistischen Angabe: nach glaubwürdigen Abschätzungen hat es Europa unter seinen 270 Millionen Einwohnern mit nicht weniger als 150 Millionen zu thun, deren große Mehrheit unverkennbare Symptome socialer Schwäche oder Krankheit an sich trägt und deren Existenz dem Begriff des „Menschenwürdigen" nicht entspricht.

„Die gesammte moderne Wirthschaftsentwicklung ist eine capitalistische." Vom beweglichen Capital hängen Production und Consumtion, Arbeits- und Genußzutheilung ab, ja alle übrigen Factoren des Wirthschaftslebens machen sich blos als besondere Capitalformen geltend; neben der Mobilisirung des Grundbesitzes, die wenn nicht in ungesund kleinliche Parcellirung ausartend nur heilsam wirkt, ist das schlimmere und schlimmste Ergebniß dieser Wirthschaftsphase die Herabwürdigung der Arbeit zur Waare, des arbeitenden Individuums zur Maschine. Intelligenz und Thätigkeit vermögen immer schwerer gegen diese Macht, namentlich gegen die großen Capitalverbindungen aufzukommen. Wirthschaftlich wird der Masse der Arbeiter die volle Persönlichkeit geraubt, und da sie privatrechtlich und politisch immer mehr als Freie anerkannt und behandelt sind, spitzt sich der unselige Widerspruch immer schärfer zu. Diese unselbständige Stellung der Arbeit und des Arbeiters ist Wurzel und Kern der socialen Frage. Die Masse der relativ Besitzlosen, damit der ökonomisch unselbständigen Existenzen, und noch gewaltsamer das Bewußtsein des Uebels, schwellen immer stärker an, das Kleingewerbe in allen seinen Formen, das städtische Handwerk und den ländlichen Kleinbesitz bedrohend: Arbeitstheilung, Maschinenwesen, technische Vervollkommnung, Massenproduction, sie alle üben nothwendig diesen absorbirenden Einfluß auf die unendlich zahlreichen, aber an sich jenen Factoren gegenüber ohnmächtig kleinen Mittelglieder zwischen Capital und Arbeit. Ohne gewaltige widerstrebende Kräfte würde eine unheilbare Kluft immer weiter reißen, die Spaltung in Besitzende und Besitzlose, und die letzte Folge dieses

unnatürlichen Zerreißens der Volksorganismen würde sein entweder ein jeder frischen Säftecirculation beraubtes Siechthum des Gesellschaftskörpers oder, falls die elementare Naturkraft in den Völkern noch Stärke genug besäße, um zu wirken, gewaltsame Umwälzung, ein Zersprengen des verrotteten Gesellschaftsorganismus, sicher auf Kosten der ganzen gegenwärtigen Cultur. Daß die Selbsthülfe des Arbeiterstandes das einzig organisch Richtige und Haltbare ist, — zugegeben; daß aber der Staat nicht gleichgültig zusehen darf, als berühre ihn die Frage nicht, eben so zweifellos. Seine Aufgabe ist es die ihm zu Gebote stehenden Kräfte gegen jene die Gesellschaft in ihrer ganzen Existenz bedrohenden Factoren einzusetzen und sie auch activ zu verwenden, wo die Einzelkräfte selbst in ihrer Vereinigung nicht mehr genügen, um die Zwecke menschenwürdigen Daseins und Wirkens zu erreichen. Alle redlich gesinnten Elemente physischer und intellectueller Art müssen die höchste Anstrengung aufbieten, um die Abschließung von an Zahl immer kleineren, an Macht immer compakteren Schichten von Privilegirten des Capitals zu hemmen, aus welcher eine Stockung der Säfte in den Völker-Circulationsadern entspringen müßte, die Fäulniß und Tod bedeutet.

Der jüngste Rettungsversuch, das in seinen vielseitigen Formen durchaus neu geartete Genossenschaftswesen (Gewerkvereine, Productivassociationen, industrial partnership u. A.), in welchem immerhin der zügellosen Concurrenz und Capitalmacht gegenüber eine frische Gesellschaftsorganisation wenigstens im Keime liegt, kommt für unsere Betrachtung fast ganz außer Frage, da es für die erste Hälfte des Jahrhunderts noch keinen geschichtlichen Factor bildet. In den 40er Jahren stand es nur mit geringen Anfängen im Werden, und erst die letzten Jahrzehnte haben es zur Macht eines socialen Factors erhoben, mit dem unter allen Umständen zu rechnen sein wird. Heute hat diese Form des Vereinslebens bereits eine wechselschwere Geschichte hinter sich, die aber noch nicht im Geringsten ein abschließendes Urtheil erlaubt.

Scharf und bitter wahr spricht sich John Stuart Mill über die gegenwärtige Lebensstellung der Volksmassen aus wie folgt: „Wenn die große Masse des Menschengeschlechts immer so bleiben sollte, wie sie gegenwärtig ist, in der Sklaverei mühseliger Arbeit, an der sie kein Interesse hat und für welche sie also auch kein Interesse fühlt, sich von

früh morgens bis spät in die Nacht abquälend, um sich nur den nothwendigen Lebensbedarf zu verschaffen: mit all' den intellectuellen und moralischen Mängeln, die ein solcher Zustand mit sich bringt, ohne eigne innere Hülfsquellen; ohne Bildung, denn sie können nicht besser gebildet als ernährt werden; selbstsüchtig, denn ihr Unterhalt nimmt all ihr Denken in Anspruch; ohne Interesse und Selbstgefühl als Staatsbürger und Mitglieder der Gesellschaft; dagegen mit dem in ihren Gemüthern gährenden Gefühl des ihnen vermeintlich widerfahrenden Unrechtes hinsichtlich dessen, was Andere besitzen, sie aber entbehren; — wenn ein solcher Zustand bestimmt wäre ewig zu dauern, so wüßte ich nicht, wie Jemand, der seiner Vernunft mächtig ist, dazu kommen sollte sich weiter um die Bestimmung des Menschengeschlechts zu bekümmern". Wer — und sei er in irgendeinen Staats- oder Gesellschaftscirkel hineingestellt — will, falls er nur seine Augen scharf offen hält, jenes heute noch zutreffende geistliche und leibliche Elend in den Massenzuständen abzuläugnen wagen? Das ist die dunkle Kehrseite der Medaille, die uns auf ihrem Vorderblatte so ungeheure Riesenfortschritte darstellt; wir mögen daraus Demuth lernen!

Wer mit Eifer die socialen Bewegungen des Jahrhunderts verfolgt, der blickt in ein ungeheures Gewebe hinein, an dessen Maschen alle Lebensfactoren der Zeit als bewußte Kräfte wirken. Daher der so schreiend erhobene Vorwurf des Materialismus; wir stoßen damit auf einen der bestrittensten Zeitbegriffe, dessen logische und factische Herrschaft leugnen zu wollen allerdings nutzlos wäre; wohl aber darf er der Zeit nicht als Vorwurf entgegengehalten werden. Denn es sind keineswegs blos die materiellen Kräfte, welche im großen Kampfe das Schwert führen; ja in vieler Hinsicht muß mit aller Strenge behauptet werden: selten ist eine Zeit in der Geschichte gewesen, welche so übermäßige geistige Anstrengung gefordert und gefördert hat. Und ja nicht blos zu materiellem Zwecke, es müßte denn als Materialismus verpönt werden, daß wir die blinden Naturkräfte mit eiserner Faust in unsre Dienste zu zwingen verlangen, was uns naturgemäß auch verbindet in allererster Linie jene Kräfte, die wir bewältigen wollen, zu studiren.

Und gesetzt, die allgemeine Strebung gehe zu allererst auf Erhöhung der individuellen und Volkswohlfahrt? Wer ist heute noch Träumer genug, um verkennen zu wollen, daß äußeres und inneres Gedeihen sich decken, Geist und Körper untrennbar sind! Lange genug haben die Glücklichen der Erde und die Utopisten, haben apathische Gemüther und Heuchler jenes zweifelhafte Wort des Evangeliums vom Glücke der Armuth mißdeutet und mißbraucht. Ließe sich das Paradoxon erweisen, daß mit Pflege der materiellen Interessen die Abnahme der geistigen verbunden, daß äußerer Aufschwung innerer Degeneration analog sei, dann allerdings hätten die Klagen auf den allgemeinen Gang der Zeit Recht, dann aber würden wir mit unausweichlicher Folgerichtigkeit in die Bizarrerien der Rousseau'schen Jugendauffassung oder ähnliche hineingedrängt. Von Alledem ist das Gegentheil wahr. Materie und Idee sind Verschiedene, nicht Gegensätze. So gewiß die Naturwissenschaft dahin gekommen ist die Seele nicht mehr als ein außer oder über dem Körper Schwebendes zu betrachten, sein absolutes regens; die Philosophie dahin Gott nur in der Immanenz zu begreifen: so gewiß beweisen Volkswirthschaft und Geschichte den unerläßlichen Gleichschritt im Vor- oder Rückgehen des äußern Wohlgedeihens und der innern Erhebung. Materielle Armuth ist ein Fluch, geistige Armuth eine Misère. Jene zieht die idealangelegten, die hochstrebenden und talentbegabten Geister in ihrem Fluge herab, setzt sie gar den Mißhandlungen des pflastertretenden oder carossenfahrenden Pöbels aus, hält die mittelmäßigen ans rohe Bedürfen gekettet, demoralisirt die leichten und widerstandsunfähigen; diese verdammt für immer zur Nullität. Es ist das Recht der Zeit nach dieser Einsicht zu handeln; ihre Pflicht und ihr Gebet ist Arbeit, und sie arbeitet enorm; sie arbeitet nicht mit Maschinen blos, sondern mit Gedanken. Wer diese Einsicht klar besitzt, wird darum in keiner Weise der Agiotage und dem Börsenspiel, der Speculationswuth und dem betrüglichen Schwindel das Wort reden; ganz im Gegentheil, er hat mehr Recht diese Auswüchse raffinirter Uebercultur und Genußsucht zu verdammen als der Moralprediger von Himmel und Hölle wegen. Gnädige Götter bewahren die Welt vor einem zweiten second empire! Aber zum Glück sind diese Erscheinungen wohl die Eiterbeulen der Zeit, nicht sie selbst. Und gelegentlich frißt das goldne Kalb seine eignen Anbeter. Daß Kunst und Poesie und Gemüth aus der Welt geschwunden seien, ist die Klage

sentimentaler Seelen, die nicht über den Gartenzaun hinaussehen. Wie! Kunst und Poesie gesunken in einer Zeit, die Namen aufweist wie ... Doch lassen wir die Namen; jeder Leser ergänzt sie. Daß aber nur in den rechnenden und messenden Wissenschaften mit größtem Erfolge gearbeitet werde, das widerlegt der erste flüchtige Blick auf die gewaltigen Werke und Fortschritte in Geschichte, Sprachforschung und Philosophie. Wahr allerdings, daß niemals früher der enge und zweckbewußte Zusammenhang bestand zwischen den Thaten des Forschens und des Denkens einer- und der gesellschaftlich-staatlichen Welt anderseits, daß jene niemals früher so streng und klar auf die Umgestaltung des Lebens ausgingen, und gar bis herab auf seine zerstörenden Gewalten: ist ja der Krieg eine wissenschaftliche Technik geworden! Dieses Ineinanderarbeiten ist unser Glück, allerdings, wie es heute steht, noch nicht unsre Erlösung!

Geboten bleibt es immerhin theils wegen des Gewichtes, das sie für die allgemeine Lebensführung gewonnen, theils wegen der ganz erstaunlichen Gebietserweiterung und Umbildung der Studien und ihrer Resultate die rechnenden und messenden Wissenschaften voraus zu schicken. Ihr jüngstes zur Selbständigkeit gelangtes Kind unter den Hauptzweigen ist die Chemie.

Zuvor ein Wort über die Bewegung des Denkens und Forschens im Ganzen.

Dritte Abtheilung.

Wissenschaft und Technik.

Unsre Geschlechter laufen mit Siebenmeilenstiefeln, im Denken wie im Thun, und sie wandeln auf Vulkanen. —

Wissenschaft und Technik, die Theorie der Forschung und ihre Anwendung auf die unmittelbare Lebensführung, sind zwei Gebiete, in denen das Jahrhundert eine seiner Riesenaufgaben löst und geradezu Kolossales, Unabsehbares leistet. Ungebundener, schwungvoller hat nie eine Zeit gewaltet. Gegenseitig sich hebend und tragend, arbeiten sie sich immer zweckbewußter und williger in die Hand, und der Schritt von der Technik und Erfindung unsrer Tage zur strengen Wissenschaft oder vice versa wird immer kleiner: das ist eine Erscheinung von intensivstem Gehalt und — man beachte das sehr wohl! — auch von tiefgeistiger Bedeutung. Es liegt darin wenigstens ein Anfangsversuch der aussöhnenden Ineinsbildung von Geist und Materie.

Die unserm Zeitalter gebotene riesige Denkarbeit ist kaum je eindringlicher und kürzer zusammengefaßt worden, als es John Stuart Mill in dem einfachen Sätzchen gethan: wir leben in einer Zeit, wo *eine allgemeine neue Prüfung aller ersten Principien als unvermeidlich erkannt wird.* Diese Prüfung, längst auf allen Gebieten angehoben, ist in reißendem Zuge. Die allgemeine Denkbewegung hat sich zu dem Bewußtsein durchgekämpft, daß es für den Menschen auf keinem Lebensgebiet absolute und ewig gültige Wahrheiten giebt, sondern nur einen immer fortschreitenden Annäherungsproceß an solche, überall, in der Religion wie im Wirthschaftsleben;

daher auch kein Ideal- (Gott)mensch und keine in ihrer Unveränderlichkeit für alle Zeiten gesetzgebende Religionsform, nichts Unbewegliches auf Erden. Absehend von den Differenzen, welche unser individuelles Denken der philosophischen Grundlegung unterstellen müßte, können wir im Geiste der unerläßlichen menschheitlichen Fortschrittsidee mit Laurent in folgenden Sätzen unbedingt zusammenstimmen: Un principe, inconnu des anciens, s'est élevé en 1789, le droit de l'individualité humaine; il a déjà opéré des miracles. En même temps que les droits de l'homme ont été proclamés, les droits des nations ont été reconnus. Mais il faudra des siècles pour que ce principe nouveau entre dans les moeurs; alors seulement le droit régnera dans le monde, et avec le droit la paix .... Liberté individuelle et indépendance nationale, telles sont les phases de l'association humaine. — Warum nehmen wir diese Sätze hier auf? was gehen sie Wissen und Denken der Zeit an? Sehr viel. In ihnen liegen der geschichtliche Ausgangs- und der gesuchte Zielpunkt unsrer ganzen modernen Denkbewegung angegeben. Nur eine große allgemeine Denkarbeit wird diese Principien zum wirksamen Leben bringen; wir stehn erst in den aufsteigenden Anfängen dieser Universalbewegung, aber in ihrem Dienste schafft eine Riesenmacht, die Wissenschaft der Neuzeit. — Wir stimmen ferner ganz ein in Draper's Wort: „Genauere Kenntniß zieht wachsende Macht, größern Wohlstand und größere Tugend nach sich. Die Sittlichkeit des Menschen wird durch die Verbesserung seiner Einsicht und durch persönliche Unabhängigkeit gefördert. Unser Jahrhundert ist rationell, industriell, fortschreitend geworden. Auf die großen physikalischen Erfindungen desselben darf Europa sicher bauen". Hand in Hand mit der mechanisch-industriellen Riesenthätigkeit läuft nicht blos eine unter den schwersten Kämpfen vor sich gehende Umkehr der Gesellschaftsverhältnisse, sondern jener geistige Proceß innerlichster Natur, wonach Ideen und Vorstellungen, die noch vor Kurzem Lebenskraft besaßen, rasch absterben, um ganz neuen Platz zu machen, wir wissen nicht wie? Wir Alle wohnen, die Meisten ohne es zu ahnen, dieser unerbittlichen Todtengräber- und unermüdlichen Schöpferarbeit unsrer Tage bei, wir Alle wirken nolens volens an ihr mit. Daher auch die für den schärfsten Kopf fast unlösbare Schwierigkeit nur auf Jahre hinauszusehen; daher ferner die ungemeine Erweiterung der Denkkraft nach jeder Richtung.

Die Uebermacht des Denkens lebt sich selbst bis zur Einseitigkeit aus, so im Uebergriff auf die Künste. Man nehme jene zahlreichen Maler, die in Formen dichteten, denen Linie und Farbe eine sichtbare Gedankendarstellung ward, und jene Musiker, die in Tönen denken. Daher in beiden Künsten der enge Anschluß an die Poesie, deren Gehalt sie mit ihren Mitteln und auf ihre eigne Weise auszuprägen verlangen.

Welch ein Fortschritt in den klaren Zielen des Forschens seit den Tagen, da selbst der wenigst schwärmerische unter den Romantikern, da A. W. Schlegel die Aufklärung, die keine Ehrerbietung vor dem Dunkel habe, die Feindin der Poesie nannte und verlangte: die Astronomie solle wieder Astrologie werden und im Namen der Poesie müsse die Physik die Magie anerkennen d. h. die Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbar unbegreiflichen Wirkungen. Oder da Schelling seine Naturphilosophie so anhob: „Ueber die Natur philosophiren heißt die Natur schaffen, sie aus dem todten Mechanismus, worin sie befangen scheint, herausheben". Welch eine Kluft trennt uns von den allegorischen Phantastereien jener Köpfe: der Stickstoff sei die reelle Form der absoluten Identität, sie selber das Licht, alle Körper Metamorphosen des Eisens; das Geschlecht die Wurzel des Thieres, die Blüthe das Gehirn der Pflanze; der Diamant sei ein zum Selbstbewußtsein gekommener Quarz, und in den Versteinerungen träume das Mineralreich von Thieren und Pflanzen. Oder was hundert dergleichen poetische Schrullen mehr sind, die anmaßend den Platz realer Erkenntniß usurpirten!

Etwas himmelweit Anderes ist es die Geschichte der Einzelwissenschaften schreiben oder in gemessenster Kürze aus dem Entwicklungsgang einer jeden blos so viele Andeutungen herausgreifen, als für den allgemeinen Culturfortschritt nothwendig scheint. Nicht blos der wie 100 (—200) : 1 sich kürzende Stoffumfang, sondern Haltung, Färbung und Werthung in der Darstellung werden durchaus andre; das ganze Gemälde stellt sich unter einem vollständig verschiedenen Sehwinkel dar. Wer — und das ist hier für unser Jahrhundert gewissenhaft geschehen! — alle auffindbaren Werke über Geschichte der einzelnen Wissenszweige durchgelesen, der kommt zur Ueberzeugung, daß aus 7—900 Seiten langen Detailwerken oft kaum ein paar Sätze zur Wegzeigung aufgenommen zu werden brauchen.

Die wissenschaftliche Action des Jahrhunderts ist erstaunlich, und ein einfaches gewissermaßen statistisches Zahlentableau mag ohne jedwede weitre Reflexion genügen uns mit Bewunderung vor dem Reichthum der Geisteskraft zu erfüllen, die sich auf die höchsten Ziele menschlicher Thätigkeit geworfen hat. Ein solches Tableau, in allen Kreisen nur die höchsten Spitzen berührend, weil sie allein sich zählen und messen lassen, muß überdies drei Factoren als kaum genau bestimmbar außer Acht lassen, will es nämlich mit möglichst fixen Zahlen rechnen. Das sind erstens für Physik die Beobachter auf den einzelnen Stationen (Magnetismus), für Chemie die Experimentatoren, selbst wenn ihre Namen und Folgerungen geschichtlich geworden sind; entweder sind diese Personen noch durch andre Functionen namhaft, müssen also hier wieder zählen, oder dann sind sie, und mögen nun die von ihnen zu Tage geförderten Einzelergebnisse sein welche sie wollen, den Hauptarbeitern des Fachs doch nicht eben zu stellen. Es sind zweitens ein starker Theil der Erfinder und Erfindungen. Man weiß nicht, soll man da nach den Personen oder den Dingen zählen; versuche man's aber auf die eine oder die andre Weise, man wird kein ausreichendes Resultat gewinnen können, Vieles entzieht sich der Fixirung durch Rechnung. Es sind drittens die großen Reisen und geographischen Entdeckungen, wobei wieder zweifelhaft sein mag, ob man besser nach den leitenden Häuptern oder den großen Unternehmungen rechnet; aber kurz, dieser Wirkenskreis hebt sich schon durch die Wesenheit seines Vorgehens so markant von den stillen Studiengebieten ab, daß wir ihn als eine Specialität außer diesen auch nicht mit ihnen in Rechnung bringen wollen. Diese Restrictionen doppelter Natur festgehalten d. h. die Grenzen nothwendig innerhalb des Rahmens gesteckt, den zu durchbrechen dato wenigstens dem Blicke des Einzelnen nicht möglich ist, ergiebt die universelle Ueberschau sofort folgende Betrachtungen: Die Gesammtsumme der wissenschaftlichen Häupter in der ersten Hälfte des Jahrhunderts steigt auf die Höhe von nahezu neun und ein halbhundert, nie zuvor in einer so kurzen Spanne Zeit nur im Entferntesten erreicht, auch nicht im Aufklärungszeitalter. Ein mehr vertieftes und mindestens eben so schwer wiegendes Element der Betrachtung ist dabei dieses: daß es bei der heutigen Riesenausdehnung, die sogar die Specialgebiete angenommen haben, ferner bei den aufs Höchste geschraubten Forderungen, welche

durch die grad' im gleichen Verhältniß wie auf dem Felde der mechanischen und Handarbeit entwickelte Arbeitstheilung und Arbeiterconcurrenz immer weiter getrieben werden, mindestens eben so viel geistige Anstrengung und unausgesetzte Arbeit fordert, um auch nur innerhalb einer Unterabtheilung des einen oder andern Hauptfaches dieselbe Bedeutung zu gewinnen, die sich ein Polyhistor des 17. Jahrhunderts erringen konnte. Es ist dieselbe Erscheinung, die genau auf dem Boden der Literatur wiederkehrt. Diese Betrachtung schärft sich durch den weitern Umstand, daß bei der heutigen Ausbildung der ältern Wissenschaften (setzen wir die Mathematik als Beispiel) die einzelnen Zweige sich auf einen Grad der Vervollkommnung zugespitzt haben, der es sehr schwer macht neue Resultate zu gewinnen. Sehr eigenthümlich und höchst verschieden in Entwicklung der einzelnen Zweige verhalten sich die Zeitperioden; dagegen ergiebt eine Rechnung mit der Hauptsumme insofern größere Gleichmäßigkeit, als sich die Zeit des Imperialismus und die der Restauration auffallend nahe stehn; eher zeigt diese einen Rückgang an. Sie stellen sich so, daß sie beide zusammen kaum 2/5 von der Grundzahl der einzigen dritten Periode beanspruchen, welche wiederum 3/5 aller jener Hauptvertreter, um 580, stellt; die Bewegung seit den 30er Jahren ist sonach eine kolossal gewachsene; nicht ein einziges Wissensgebiet, welches nicht an dieser Erweiterung Theil hätte, nur in sehr verschiedenen Maßen und Abstufungen. Es muß zunächst in hohem Grad auffallen und als ein Zeichen tief innen liegenden Kraftaufschwunges genommen werden, daß ja nicht etwa blos die neuen Zweige, sondern gleich stark die ältesten Wissenschaften diese erhöhte Thätigkeit theilen. Im höchsten aufsteigenden Schwunge sind begriffen vor allen andern Geschichte und Philologie mit ihren entweder geradezu neu begründeten oder aber in completem Umbau begriffenen Abzweigungen; in zweiter Linie stehn: Chemie, Physik und Astronomie, die sämmtlichen naturbeschreibenden Disciplinen, Medicin, Theologie, Recht und Nationalökonomie. Die überraschendste Gesammtzahl stellen übrigens die großen Reisenden und Reiseunternehmen dar. Nur die Hauptzahlen für die ersten Vertreter ins Auge gefaßt, was übrigens, wir müssen das wiederholt bemerken, durchaus keinen Maßstab geben kann für die Werthabschätzung des innern Fortschrittes, stellen die Fächer folgende Reihe dar: Geschichte, Philologie, naturbeschreibende Fächer (den andern voran die Geologie), Philosophie mit

Pädagogik, Theologie, Recht, Medicin, Astronomie, Physik, Chemie, Nationalökonomie mit Statistik, Geographie, Mathematik. Diese Reihe hat ihre Bedeutung einzig und allein darin, daß sie zeigt, wie die Anziehung der Kräfte nach naturgemäßer Verwendung der psychologischen Facultäten einerseits — und das ist die innere Seite der Frage, — nach Zeitströmung und überraschender Tendenz anderseits — das ist ihre äußere Seite, — sich vollzieht. Total verschoben würde die Reihe, sobald wir auch nur etwas mehr als die zur Höhe der allgemeinen Culturgeschichte aufragenden Häupter einzuzählen versuchten — ein fast undurchführbares Unternehmen. — Eine tiefliegende rationelle Begründung tritt heraus in dem Parallellaufen folgender Strömungen: Aufsteigen der philologisch-archäologischen Studien, die ja grade nach der neuen und weitaus fruchtbareren Art ihrer Betreibung von so vielen Punkten aus und mit fruchtbaren Erfolgen in das Geschichtsfeld übergreifen, dieses stützend und erweiternd, eben gleich nach oder neben den verschiednen Geschichtsbranchen selbst; sich ergänzend und stützend an Wucht und nahezu sich gleichstehend Fortentwicklung der philosophischen Denk- und der theologischen Forschungsprocesse; weit weniger noch kann das an sich schon kolossale Erfolge bedingende, ganz gleichmäßig vorschreitende Zusammenschließen von Astronomie, Physik und Chemie überraschen; nicht in den Zahlen gegeben, die bedeutend differiren, aber faktisch mit zweifelloser Gewalt vorgehend ist die Gleichmäßigkeit in dem Entwicklungsgange der naturbeschreibenden Disciplinen und der Medicin einer-, des Rechtes und der Nationalökonomie anderseits, so wie auf beiden Punkten, am gewichtigsten auf dem ersten, die sehr nahen gegenseitigen Forschungsbeziehungen. So groß nun auf der einen Seite die idealen Vorschritte in der gesammten Wissenschaftsbewegung sind, eben so groß auf der andern und durch ihre Raschheit, Neuheit und Großartigkeit für den ersten Ueberblick viel bewältigender sind die praktischen Nutzbarmachungen, die Einwirkungen auf das Gesellschaftsleben, abzielend auf immer weiter getriebne Unterwerfung der Naturkräfte unter den Menschengeist, auf Unterjochung und Dienstbarmachung der Natur durch den Menschen. Nach dieser Richtung kommen eben die technisch-mechanischen Erfindungen und Anwendungen mit ihrer erstaunlichen Masse und Fülle und einem Lebensgewicht in Frage, dem kaum ein zweites sich an die Seite setzen dürfte.

Die obersten Fundamentalzahlen angeschlagen, weist Deutschland einen so außer jedem Vergleich stehenden Vorsprung, daß wir mehr als die Hälfte der Führer auf dem Gesammtfelde der Wissenschaft unter den Deutschen finden; über 1/5 sind Franzosen, 1/10 Engländer; damit ist der große leitende Cirkel umschrieben; kaum 1/34 sind Italiener: dieses Volk scheint seine ganze Kraft einerseits in den politischen Regenerationsstrebungen und anderseits in einer allerdings bedeutend höher stehenden Literaturbewegung erschöpft zu haben. Etwas Aehnliches, wenn auch nicht in dem frappanten Maße, findet sich bei den Engländern: Ihre wissenschaftliche Bethätigung muß für ein Culturvolk ersten Rangs, das ohnehin auf seinem specifischen Felde die andern beherrschen will, als minim bezeichnet werden, und sie wäre weit unbedeutender ohne jene von Zeit zu Zeit bahnbrechenden Naturen ersten Rangs, die hier auftreten; so einschneidend sie mit gewissen Hauptschlägen wirkt, das moderne England scheint neben der innern Politik denn doch fast ganz von den gesellschaftlichen Lebensfragen und dem industriell-commerciellen Großgetrieb aufgesogen zu werden. Frankreich ist seit einer Reihe von Jahrzehnten entschieden zurückgeschritten. Das Julikönigthum hat mit dem entfesselten Hereinbrechen des praktisch politischen Ehrgeizes und der materiellen Interessenjagd das geistige Niveau der Nation entschieden erniedrigt: die frühere selbstlose Begeisterung der Wissenschaft, des Studiums und der strengen Literatur ging verloren. Das zweite Kaiserreich, der mißrathene Bastard des ersten, hat auch hierin die Nation noch vollends heruntergebracht (achevée). Das einzige Feld der Reisen und geographischen Entdeckungen würde allerdings die englische Nation um einen ganz bedeutenden Ruck in der Reihe vorwärts bringen; etwas Aehnliches, nur auf erheblich geringerem Fuße, findet sich in diesem einen Punkte bei Rußland: diese Erscheinung zeichnet dort die seebeherrschende Nation, hier diejenige mit ungeheuerem Colonialbesitz, und giebt zugleich einen kleinen Maßstab ihrer Rivalität. Neben den drei oder, die Italiener, die sich auch nur so weit einzig auf den Gebieten der Geschichte und Philologie nachgemacht, in großem Abstande von den andern mitgerechnet, den vier Nationen treten alle andern so sehr weit zurück, daß sie neben jenen entschieden nicht als die Wissenschaftsträger der Zeit genannt zu werden verdienen. Auch sind es außer den historisch-philologischen einzig die naturbeschreibenden Fächer, in denen

sie eine namhafte Zahl von Häuptern aufweisen. Damit darf und soll sich freilich das Urtheil in keiner Weise als gemacht und abgeschlossen geben wollen; ein einziges Haupt kann bisweilen von höherer Ausschlag gebender Wirkung sein als sonst Dutzende; wir erinnern an den Einen Schweden in der Chemie. Aber kurz, die bloßen Zahlen angenommen, rücken alle andern Nationen nicht einmal der einen englischen nach; sie treten einzig in den geschichtlich-philologischen und den naturbeschreibenden Zweigen mit nennenswerther Zahl auf; es sind Russen und Schweden, Dänen und etliche Spanier. Hervorragende Amerikaner sind den Engländern zugerechnet. — Treten wir noch auf einige interessante Zahlenvergleiche für jene vier Hauptnationen ein: Die Mathematik, ein altes Lieblingsfeld der Franzosen, von vornherein abgerechnet, giebt es neben der Geschichte kein zweites Fach, in welchem die Nation der deutschen näher gerückt wäre; und das, wir betonen es im festgehaltenen Gegensatze zu andern laut gewordnen Ansichten, nicht etwa blos nach der Zahl der Arbeiten, sondern auch nach ihrer Wucht und dem historischen Gehalt; freilich ist dabei zu betonen: diesen Vorschritt eminenter Art verdanken die Franzosen zwei einzigen Umständen, erstens dem beliebten Zuwenden zur Tages-, voran Kriegsgeschichte, einem Zweig, worin der historische Gehalt von vornherein geringer anzuschlagen ist; zweitens dem außerordentlichen und glänzenden Aufschwung aus den letzten 20er und fortwirkend den 30er Jahren, einer Erscheinung ganz einziger Art. In den 20er schienen Wissenschaft und Studie ohnehin eine friedliche Annäherung an den germanischen Geist nahe zu legen. England steht der französischen Vertreterzahl ungefähr eben in der Chemie, der Astronomie, den naturbeschreibenden Fächern, der Nationalökonomie, über ihr in den physikalischen Arbeiten. Die durchschlagende Wucht der Beobachtungsweite und Studie ermessen, überflügelt es die Franzosen entschieden in den astronomischen und den physikalischen Arbeiten, in etwas weniger scharf auffallendem Grad in der volkswirthschaftlichen. Auf allen andern Feldern steht es auffallend zurück. Italien ist bereits in einer ganzen Reihe von Fächern fast oder gar nicht vertreten; der englischen Linie kommt es vergleichsweise nahe in den zwei einzigen Branchen der Geschichte, der Philologie und Alterthumskunde, dort und hier mit einzelnen allerdings sehr glänzenden Namen, was eine schwache Fortwirkung der altnationalen Geistesarbeit andeutet. Es darf aber in

Abschätzung der gegenseitigen Werthstellung der Wissenschaftszweige und ihrer Einwirkung auf Leben und Denken der Zeit ja nicht blos auf die Zahl ihrer respectiven Hauptvertreter abgestellt werden. Eine gewaltige Differenz besteht mit Bezug auf die Wucht der Geistesarbeit, welche in dem einen oder andern Zweige gefordert wird, um durch Leistungen ersten Ranges einen Namen zu gewinnen. In den jüngeren und zumeist auf genaue Beobachtung gebauten, die eben ihrer Jugend wegen auf allen Seiten frische Antriebe und neue Perspectiven eröffnen, mag nicht selten schon die Masse der Beobachtungsfälle und die Sicherheit des Blickes genügen, um ganz ungeahnte Resultate zu erzielen; in den ältern und schon auf einen hohen Grad ausgebauten braucht es bedeutend gesteigerte Abstraction des Denkens, um der Welt Gewichtiges und Entscheidendes zu bieten. So viel steht fest — und dieselbe Bemerkung gilt der gesammten belletristischen Literatur vom kleinsten lyrischen Gedichtchen an bis zum zehnbändigen Gesellschafts- oder Geschichtsroman —, daß es heut unvergleichlich mehr Geistesaufwand braucht, um die Mittelmäßigkeiten zu überragen, unendlich mehr Zeit, um die Menge der Arbeiter mittleren Schlages, die ja nicht gering geschätzt werden dürfen, zu durchschreiten, als noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Wie viele, viele Male hat es uns — aus Hunderten von Vergleichsfeldern nur Eins anzuführen — überrascht in der deutschen Literaturgeschichte aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Namen als von Größen sprechen zu müssen, wie sie heute nach absoluter Werthschätzung des Productionsgehaltes Jahr um Jahr von der rasch rollenden Zeit verschlungen und vergessen liegen bleiben. Das Niveau ist eben auch hier unvergleichlich gestiegen, mit den Leistungen die Forderungen; hier wie auf allen Lebensgebieten hat die Concurrenz im ausgedehntesten Maße Platz gegriffen, und hier wie auf allen macht sie sich um so schneidender spürbar, als zu den denkenden Arbeitsorganen bei weitaus den meisten Wissenschaften gerade wie beim niedern Arbeitskampf im socialen Leben die ungemein vervollkommneten Arbeitskräfte als Hülfsorgan hinzutreten, die Thätigkeit erweiternd, beschleunigend, ja durch die Genauigkeit von Bestimmungspositionen, die ohne ihr Mittel dem Menschengeist unzugänglich wären, auch die intensive Bedeutung des Wissensresultates zugleich mit seinem Werth erhöhend.

Das ist unerläßlich, daß der Culturhistoriker bei einer vergleichenden

Abschätzung der wissenschaftlichen Leistungen unsers Jahrhunderts zwischen den verschiedenen Fächern auch mit Bezug auf die Arbeiterzahl scharf unterscheide, will er nicht der Gefahr verfallen ein schiefes Facit zu ziehen. Bei allen jenen exacten Wissenschaften, welche nebenbei aufs Mannigfachste der Praxis und Technik des Lebens dienen, in ihrem Fortschritte zumeist durch ein ungemein erweitertes Beobachtungsfeld und die Fülle der Experimente gehoben werden und fast ohne Ausnahme im Laufe des Jahrhunderts junge Zweigfelder ausgeschieden haben, — ihnen allen voran die Naturwissenschaften im ausgedehntesten Sinn des Wortes — bei ihnen muß der Culturgeschichtschreiber zu dem Wirken der leitenden Häupter ersten Rangs im Geist immer die Hülfsarbeit der tausend und aber tausend Fachgenossen zweiter, dritter und vierter Ordnung ergänzend hinzurechnen, welche auf allen hohen Schulen, polytechnischen Anstalten und Observatorien, in den Zeichnen- und Rechnungssälen der großen Maschineninstitute, der Eisenbahnwerkstätten u. s. w. u. s. w. so der Theorie wie der Praxis der Wissenschaft dienen, und sei's der Theorie auch nur durch das Medium der Praxis. Es ist das ein Factor, der sich absolut nicht bestimmen und nicht berechnen läßt, den aber in unsern Zeiten ganz außer Beachtung gelassen zu haben ein nicht verzeihlicher Fehler des Culturhistorikers wäre, zumal er ja nicht vergessen darf zu erwägen, welch ungeheure Wucht gerade d i e s e Arbeit in die sociale Lebensführung hineinwirft. — Ganz anders stellt sich die Rechnung bei den abgezogener auf sich ruhenden Geisteswissenschaften, voran die Geschichte mit all' ihren Neben- und Hülfszweigen, dann Philosophie mit Theologie, auch Philologie und Recht. Hier zählen für den culturgeschichtlichen Gang im Großen nur die Spitzen, deren Wirken in geschriebenen Fundamentalwerken oder dann in bestimmten Institutionen von Staat und Gesellschaft ausgeprägt vorliegt; die Hülfsforscher und Sammler, ohnehin bei Weitem weniger zahlreich als bei jener ersten Classe und meist in der Praxis des Schullebens stehend, haben ihren großen Werth für den Specialisten, geben aber weder der Lebenshaltung noch der Wissensströmung einen prägnanten Impuls. — In der auffallend starken Zahlenwendung, welche bezüglich der Arbeitermasse auf den beiden obersten Abzweigungen des Arbeitsfeldes — Realwissenschaften und Geisteswissenschaften — vor sich gegangen ist, liegt wieder eine seit hundert Jahren mit immer beschleunigter Bewegung sich vollziehende ungeheure Umkehr des Zeitgeistes ausgesprochen.

Seit der Mitte der 20er Jahre insbesondre haben die Wissenschaft und ihre praktische Anwendung riesige Dimensionen angenommen. Das in der Maschinenarbeit und Mechanik mit nie dagewesenen Erfolgen durchgeführte Gesetz der Arbeitstheilung erzwingt nolens volens seine weiteste Anwendung auch in der Wissenschaft. Es braucht höchst hervorragende Talente, wenn sie ein einzelnes der Hauptfächer nach allen seinen Abzweigungen beherrschen oder auch nur ihre Literatur vollständig kennen wollen; und auch sie werden sich zu wegzeigenden Meistern nur in vereinzelten Specialitäten erheben. Wer aber universalhistorisch zu Wege geht, der wird sich auf immer kleinere Zeiträume beschränken müssen, um nicht in dem unermeßlichen Material compaßlos unterzugehen. Daher auch die fast unüberwindliche Schwierigkeit des philosophisch combinirten Zusammenfassens. Ein Polyhistor des 16. oder 17. Jahrhunderts würde heut eine Caricatur; es giebt Polyhistoren nur noch in bestimmten Hauptfächern oder für scharf abgegrenzte Perioden der Zeit.

Die kolossale Massenhaftigkeit, auch die wissenschaftliche, nach der 30er Revolution noch unverhältnißmäßig gewachsen, ist wesentlich Kennzeichen einer Zeit, da das Bürgerthum zur Geltung und selbst Herrschaft gekommen. Einfache Bürgerssöhne sind es ganz überwiegend, die uns begegnen, wenn wir die Listen der Häupter in der Wissenschaft mustern, und wohl darf man behaupten: Wissen und Forschen der Zeit sind specifisch bürgerliche Arbeit. Ja es ist eine durch ihre fast mathematische Genauigkeit den Blick treffende Parallele: gerad' in der Jahresfolge und dem Maße, wie die industriell-commercielle Bewegung, die riesige Maschinenarbeit und der Schwung der technischen Kräfte wächst, und mit Alledem, durch Alledas die staatlich-gesellschaftliche Bedeutung des Bürgerstandes, genau in dem Maße steigt die Hochfluth der wissenschaftlichen und der literarischen Production ins Unabsehbare.

Scheidung und Verbindung der Wissenschaften laufen gleich fruchtbringend neben einander her, ganz wie im social-staatlichen Leben die stärkste Geltendmachung des Individuums und das überherrschende Verlangen nach großen Corporativ- und Staatsverbänden. Die Scheidung der Wissenschaften, immer noch weiter gehend, ist bereits auf eine Spitze getrieben, von welcher vor hundert Jahren — und grade so weit zurück mögen wir die ersten schwachen Anfänge der jetzt univer-

sellen Denkbewegungen setzen — der durchdringendste Kopf auch nicht eine leise Ahnung haben konnte. Fast auf allen Wissensgebieten begegnen wir selbständig gewordnen, aus dem Ganzen abgelösten und wieder stark auf dasselbe rückwirkenden Fachzweigen theils mit alten, theils mit neuen Namen. Aber anderseits ist eben so stark der Zug nach gegenseitiger Beziehung und Kräftigung. Man rechne nur einmal das so überaus fruchtbare Ineinandergreifen von Chemie, Physik und Geologie; man nehme die unermeßlichen Gesichtspunkte, welche sich eröffnet haben durch die Zusammenstimmung von Archäologie, Philologie, Mythologie, alter Kunstforschung im engern Sinn, Geschichte, Literatur- und Culturstudien, endlich vergleichender Sprachforschung. Jene Sylben fuchsende und Accente fangende Sprachdrechselei, die weiter Nichts versteht, wird immer mehr als fruchtlose Spielerei abgeworfen, die den Namen Wissenschaft nicht werth ist.

Das bis zum überherrschenden Maß ansteigende Aufkommen der realistischen Bildung ist eines der allerstärksten Charaktermerkmale in unsrem Bildungsgang, und das Eine Wort schließt unabsehbare Folgerungen in sich. Damit fällt u. A. das immer zunehmende Gewicht der beobachtenden und experimentellen Wissenszweige zusammen. Den sogenannten classischen Studien haben sich diejenigen der Natur und ihrer Kräfte allgemach nicht blos zur Seite, sondern übergeordnet. Naturwissenschaft und Mathematik sind insonderheit in Frankreich entschieden durch die Revolution zu einer vorher ungeahnten Bedeutung erhoben worden und haben von da aus der früher ausschließlich herrschenden humanistischen Unterrichtsmethode immer mehr Boden abgewonnen; nicht ohne einen harten innern Kampf, der noch nicht abgeschlossen ist. Mit Fug mag man behaupten: Heute schon ist die geschichtliche Darstellung vom Entwicklungsgange der experimentellen Naturwissenschaften ein so nothwendiges und fruchtbares Bildungselement geworden wie noch in den ersten Jahrzehnten die Geschichte der philosophischen Denkbewegungen. Lange hat sich der deutsche Geist gegen diese Richtung gesträubt, um ihr im Verlauf ebenfalls die glänzendsten und durch die vorausgegangene Schulung des Denkens nur um so tiefer gründenden Kräfte zuzuwenden. In den ersten Jahrzehnten hielt er die ihm so sehr passende speculative Denk- und Combinationsweise mit überherrschender Kraft fest, sich sperrend gegen den inductiven Forschungsgang; die Speculation auch über die

Naturgesetze war aufs Höchste geschraubt — Vernachlässigung des Einzelnen, der exacten Untersuchung; seither hat sich auch hierin eine vollständige Umkehr vollzogen.

Der Geist der Wissenschaftsstrebungen ist der Geist der Kritik; wir leben in einer Zeit der Kritik — und in einer kritischen Zeit, ihre erste kritische Gewaltarbeit war die französische Revolution. Getragen durch das ausgedehnteste historische Wissen, ist dieser Geist, entgegen allem in der Wissenschaft wie im Staatsleben versuchten Nebeln und Schwebeln, der fortschrittskräftige Factor; Selbstdenken und Selbstforschen beginnen immer unwiderstehlicher ein souveränes Recht zu üben selbst auf den Gebieten, die ihnen früher gewissermaßen als unantastbar verschlossen gehalten wurden, und Kritik zu üben fangen selbst die Massen in den Völkern an, wie schwach und unbeholfen auch oft diese Versuche im Selbstdenken herauskommen. Jedenfalls hat das Götzenthum mit den Herrengeschlechtern von Gottes Gnaden die bedenklichsten Stöße erlitten. Aber eine andre Eroberung des kritischen Geistes, die schwerste von allen, wiegt auch mehr als sie alle: das ist die Herrschaft des Denkens und der Geschichtsforschung in kirchlich-religiösen Fragen. Was da der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts allerdings keck genug, aber mehr nur mit den zu leichten Waffen des tendenziösesten Spottes, der Satyre und der leicht hingeworfenen Behauptung angegriffen, daran setzt die heutige stahlharte Kritik die wuchtigen Hebel einer umfassenden und tief dringenden geschichtlichen Gelehrsamkeit und eines scharfsinnigen Denkprocesses. Das ist deutsches Werk.

Es zeichnet auf allen Gebieten die Allgemeinheit des kritischen Verfahrens, daß die Forschung nicht etwa mit dem Erwerbe neuer Errungenschaften sich begnügt, sondern auch die überkommenen immer wieder wägend und messend, zählend und rechnend aufgreift, um sie von allen schiefen Analogien und Unsicherheiten frei zu machen und auf die Wahrheit des thatsächlichen Seins zu greifen. So in den gesammten Naturwissenschaften, in Alterthumskunde und Geschichte. Dazu hilft mächtig mit die außerordentliche Erweiterung der Beobachtungs-organe und -gebiete, wie auch umgekehrt diese Vollendung und Bereicherung des Hülfsmittelkreises durch jenen kritischen Sinn gesucht und getragen wird.

Beobachtung und Experiment, kritische Material-sichtung und -durchforschung, Induction und Erfahrungsmethode, Abstraction erst aus dem geschichtlich Gewordenen, selbst wenn es das Walten der Naturkräfte oder den Bau des Erdinnern gilt: das ist der durchgreifende Methodengang unserer Forschung, und seine Resultate sind unberechenbar.

Die mächtigsten Denkantriebe sind entschieden vom deutschen Geist ausgegangen. Von der Denkenergie der Kant-Fichte'schen Philosophie getragen, mit welcher sich der Idealismus von Schillers Freiheitspoesie paarte, bahnte die deutsche Wissenschaft eine Geistesreformation von mächtiger Wirkungskraft an und erfaßte nothwendig auch den Volksgeist und das Staatsleben.

Und keine Nation hat stärkere Aufforderung die auch für die Lebenspraxis schließlich Ausschlag gebende Macht der Denkarbeit dankbarer anzuerkennen als die Deutschen der Gegenwart, in deren glücklichem Geschick es lag die reife Frucht eines Jahrhunderte dauernden nationalen Geistesprocesses zu pflücken, wie das ein Italiener mit classisch wahrer Einfachheit gesagt hat: „Wenn die Waffen Preußens den großen Gedanken der deutschen Einheit materiell verwirklicht haben, so ist die Vorarbeit einer intellectuellen Thätigkeit vorausgegangen, welche mit Leibnitz begann und bis zu unsern Tagen fortgeführt wurde. Philosophen und Dichter, Geschichtschreiber und Kritiker haben dazu mitgewirkt, so daß man behaupten darf, Deutschlands Wiedergeburt sei so recht das Werk des Gedankens und der Wissenschaft. Auf jedem Felde menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens hat das geistige Deutschland das neue politische Deutschland vorbereitet. Wissenschaft und Literatur, Geschichte und Philosophie haben dem deutschen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt sich anzusehen als bestimmt für eine große historische Mission, haben ihm die Erfüllung dieser Mission zur Pflicht gemacht.... Das neue deutsche Reich ist also nicht, wie gedankenlos gesagt wird, ein Kind der Gewalt; es ist die langsam gereifte Frucht des Gedankens, die politische Ausprägung der geistigen Bildung, der Triumph einer langen Culturarbeit, — wie alle Siege auf dem Felde der Thatsachen errungen durch Verwendung der Kraft im Dienste der Idee".

Im wissenschaftlichen Leben der französischen Nation d. h. der wenigen Denkenden in der Nation sind drei Denkbewegungen auffallend

ausgeprägt: am stärksten eine rein historische des strengst, ja einseitig nationalen Styls, sehr stark auf die Tagesgeschichte gerichtet; eine philosophische und popularphilosophische, an deutsche und englische Impulse sich lehnend; eine socialpolitische und socialgeschichtliche von phantastisch kosmopolitischer Haltung. Eine der ganz bedeutsamen Erscheinungen ist das Uebergreifen einer ganzen Reihe von Häuptern des französischen Denklebens von der einen dieser Richtungen auf die andre oder auf sie alle. Das sonst gewohnte und vom älteren Napoleonismus so sehr gepflegte Herrschen auf mehreren der realistischen Wissensfelder zog damals schon nicht mehr recht, da die Franzosen von Deutschen und Engländern eingeholt, von jenen bald überholt wurden. Der schlecht restaurirte jüngere Napoleonismus hat neben den andern auch die Sünde auf sich, daß er die wissenschaftliche Bedeutung seiner Nation annähernd auf Null herabsinken ließ.

Ganz eigen stellt sich das englische Denken, stark traditionell gebunden und dann doch wieder in kühnen Lichtblitzen alle Dunstschichten durchbrechend. Nirgends ist die übererbte Ehrfurcht vor den biblischen Schriften zäher festgehalten worden und längsthin das kritisch philosophische Denken zahmer aufgetreten, und gleichwohl kamen von hier in neuester Zeit die keckſten Angriffe der menschen- und naturgeschichtlichen Studien auf die Weltbildungs- und Menschenentwicklungstheorien alten Styls. So wird die englische Wissenschaft, wenigstens so weit sie irgendwie in theologische Berührungen übergreift (auch in der Naturforschung) von zwei Elementen getrieben, deren Streben und Gegenstreben genau dieselbe Bewegung macht, der wir im politischen, im Rechts- und Verfassungsleben des Inselstaates begegnen, nur daß auf dem wissenschaftlichen Felde das starr conservative Element noch weit zäher und anhaltender wirkt. Daher die eigenthümliche Erscheinung: die Entpuppung aus dem angezogenen steifnackig-orthodoxen Zwang und Formelthum einer-, aus den höchst mangelhaften und arg veralteten philosophischen Schul- und Unterrichtsformen andererseits, der Proceß geistiger Selbstbefreiung geht für ein industriell-commercielles Weltvolk bedenklich langsam vor, das Gesammtbewußtsein der Nation nur an zerstreuten Punkten fassend; nirgends wird die Burg der Orthodoxie zäher vertheidigt. Wenn aber einmal auf irgendeinem Fleck Bresche geschossen ist, dann reißt derselbe sonst so landvikarlich bedächtige englische Geist rücksichtslos auf Einen Ruck ganze

Wände des alten morschen Gebäudes nieder und eröffnet der Wissenschaft die überraschendsten Perspectiven. Solche Anstöße, im stärksten Grad auch die kirchlichen Ueberlieferungen erschütternd, sahen wir in letzten Zeiten von der Geschichts- und Naturforschung ausgehn. Es ist wahr, daß es seltne Erscheinungen sind; wahr, daß sie auf den öffentlichen Geist im Lande selbst weit weniger einwirken als auf's Ausland, ja dort bis anhin nicht einmal das gründlich abgelebte Unterrichtswesen der hohen Schulen umzugestalten vermochten; aber da sind sie. Schlußfolgerung: Derselbe zähe Widerstand conservativen Styls und doch dieselbe Bewegungs- und Reformfähigkeit wie im staatlichen Leben; jener auf beiden Seiten der Ausfluß privilegirten Stände-, Classen- und Corporationswesens, diese der Ausfluß des hoch entwickelten Individualismus, der subjectiven Selbstthätigkeit Einzelner.

Der locale Vorschritt des Denkens, mit ihm der gesammten Cultur liegt vollständig klar in folgenden Worten Fröbels hingezeichnet: „Die Bewegung der Bildung ist an die Wanderungen des Menschengeschlechts gebunden, welche ihrerseits unzweifelhaft von erdbildenden Ursachen ausgehen, die sich an die Uranfänge unsres Geschlechtes knüpfen. Je weiter man nach Westen kommt, desto mehr gilt den Menschen die Persönlichkeit, desto weniger die Ueberlieferung. Schritt für Schritt nimmt die persönliche Freiheit, von Osten in China an bis nach San Francisco im Westen zu. Der Westen stellt auf diese Weise immer die neueste, jüngste Entwicklungsform der Bildung dar, und der Osten, welche Vorzüge und ehrwürdige Eigenschaften ihm auch eigen sein mögen, ist gegen jenen immer hinter der Zeit zurück. Der Europäer betrachtet in diesem Lichte den Morgenländer. Aber er selbst wird vom Amerikaner im gleichen Lichte betrachtet, und die verwegene und übermüthige Gesellschaft am Stillen Meer, in Californien, in Oregon und bald vielleicht auch an Frazer's River sieht schon mit Geringschätzung auf die Bewohner von Newyork, Philadelphia oder Boston als auf ein zurückgebliebenes altmodisches Volk herab".

Sicher steht übrigens, daß ein zweiter und um die schweren Erfahrungen des ersten bereicherter Culturumgang um die Erde im Schoß einer rasch vorgehenden Zukunft liegt.

Chemie.

Als selbständige Wissenschaft im strengen Sinne der Jetztzeit eins der jüngsten Fächer, hat die Chemie eine schon durch die bewunderns-werthe Raschheit des Entwicklungsganges besonders sich abhebende Geschichte. Sie hat auch bereits ihren Geschichtschreiber gefunden, und es bedurfte sein, wenn durch die unübersehbare Fülle von Einzel-arbeiten und -thatsachen hindurch ein wegleitender Faden der Entwicklung geboten werden sollte.

Dieses Wissensfeld, das eben mit der Frische der Jugend die Arbeitskräfte anzieht und durch die Weite des Versuchsfeldes strebende Köpfe reizt, steht erst inmitten seiner constant ansteigenden Bedeutung.

Folgendes ist die Summe des durchlaufenen Entwicklungsprocesses: Zuerst vollzog sich die Ausbildung der Mineralchemie, und diese hatte sich in den ersten Jahrzehnten herauszuwickeln aus einer Art Widerstreit, nämlich dem schroffen Gegenübertreten der naturhistorischen und der chemischen Richtung in Classification der Mineralien und in der Werthung ihrer bestimmenden Eigenschaften. Als dann jene weitergeschritten war, wandte sich die Hauptkraft energisch der organischen Chemie zu. Zuerst mußte sich eine Fülle von analytischen und synthetischen Experimenten auf Einzelkörper aufgestapelt haben, ehe das tiefer gründende Forschen nach den Gesetzen und der Aufbau der Theorien in den Vorgrund rücken konnte. Das Fach ist so weit gediehen, daß wir das Lehrgebäude der anorganischen Chemie als so ziemlich abgeschlossen construirt erklären dürfen; daher für überschauend combinirende Köpfe der jetzige Anreiz auf dem schwierigeren Gebiete der organischen Chemie. Dieser gelang es bis zu Ende unsrer Betrachtungszeit noch nicht, in irgend erweitertem Maße das Uebergreifen der allgemeinen chemisch-physikalischen Gesetze in den Kreis des Lebens nachzuweisen und die Bedingungen aufzuzeigen, unter denen sie hier selbst modificirt werden und verändert wirken; wohl aber wurde sie von der Ahnung und dem Bedürfniß erfaßt solches zu thun.

Der von Frankreich ausgehende Sturz der deutschen Phlogistontheorie, zunächst bewirkt durch die veränderte Auffassung des Verbrennungsprocesses, der unter jener nur als Zersetzung gegolten hatte; damit das Aufkommen der zuvor vernachlässigten Beachtung der

quantitativen Analyse leiten die neue Chemie ein, und das letztere Moment charakterisirt sie bis heute. England und Deutschland traten erst später dieser Bewegung bei, indem der Widerstreit des Alten hier viel länger anhielt; daher bleiben in den Anfängen des Jahrhunderts die Deutschen ohne Frage zurück. Indem es die sogenannte pneumatische Chemie war, welche im Kampf gegen das Phlogiston das jetzige Zeitalter einleitete, läßt sich behaupten: die genauere Untersuchung der atmosphärischen Luft, die Ausscheidung andrer Gasarten von ihr und die Untersuchung ihrer Eigenschaften haben der gegenwärtigen Chemie ihre Gestalt gegeben. Die Aufstellung der atomistischen Theorie, die Entdeckungen über die Verbindungsverhältnisse der Gase, dann die elektrochemische Hypothese sind die nächsten großen Marksteine der Weiterbildung. Nachdem in Deutschland die sogenannte dynamische Ansicht in haltlose Unsicherheiten über die Ursachen der chemischen Verwandtschaft hineingefallen war, kehrte die Untersuchung ganz überwiegend zur Bestimmung ihrer Wirkungen zurück, insbesondere zur Aufsuchung der Gesetze, nach welchen sich die Gewichtsmengen der Bestandtheile mit einander vereinigen. Von den vereinzelten Versuchen die Erkenntniß der Ursachen weiter zu fördern sind keine bedeutsamer als die, welche auf die elektrochemischen Gesetze geführt haben. — Die organische Chemie war noch in den ersten Jahrzehnten zu wenig entwickelt, um auf die Ausbildung der Theorien Einfluß zu üben, und jene ganze Zeit über schienen noch die Ansichten über die Grundlagen der anorganischen Bildungen keine Anwendung auf die von einem ganz eignen geheimnißvollen Factor regierten Gebilde der organischen Welt nicht anwendbar. Ganz gut ist die zunächst durchgeführte Untersuchung über Zusammensetzung der Mineralien die Schule genannt worden, in welcher die quantitative Analyse sich erst den nothwendigen Grad von Genauigkeit aneignen mußte. Am spätesten hat sich zufolge der Untersuchungsschwierigkeiten, die mit der steigenden Complication der organischen Functionen wachsen, die thierische Chemie ausgebildet; daher machte hier auch die quantitative Methode die spätesten Fortschritte.

Das Vorgehen in den chemischen Operationen: In unser Jahrhundert fällt die Gewinnung großer Hitzegrade mittels Anwendung des Sauerstoffgases und der Gebrauch der Platingeräthschaften. Die ausgedehnteste Verwendung des Löthrohrs ging zunächst durch Berzelius

von Schweden aus: das Verhalten der Mineralien vor dem Löthrohr ist seit ihm, zum großen Theil durch ihn, mit einer Genauigkeit und Ausdauer bestimmt worden, welche die Kennzeichenlehre der Mineralogie außerordentlich vervollkommnete. In Deutschland, England und Frankreich folgte diese Verwendung nach und trug namentlich zur Kenntniß von den Reactionen der einzelnen Substanzen das Wesentlichste bei.

Die Zahl der theils einfachen, theils (und zwar natürlicherweise überwiegend) zusammengesetzten Körper — Elemente und wesentliche Verbindungen —, welche der in einer unübersehbaren Fülle von Analysen und Synthesen sich versuchenden Forschung aufzufinden gelungen, ist sehr groß; die so entdeckten specifischen Körper mögen sich auf nahezu 80 belaufen, und die einzelnen Findungen haben sich auch dann keineswegs vermindert, als im Verlaufe (dritte Periode) die große Forschung sich bei Weitem mehr auf die Feststellung der Gesetze und den Aufbau der Theorien warf. An jene Findungen knüpfen die Einzeluntersuchungen besondrer Stoffe und Stoffclassen nebst Erforschung der Verbindungsverhältnisse und Gewichtsbestimmungen in den Zusammensetzungen, ein Gebiet, auf welches eine relativ beträchtliche Zahl der Häupter des Fachs ganz speciell und daneben auch die andern beiläufig sich geworfen haben. Gase und Mineralien fanden besondre Beachtung; danach fällt wol die stärkste Reihe auf die außerordentlich erweiterte praktische, insbesondre die technische Chemie, die Praxis mit den verschiedenartigsten Anwendungen treffend: man greife nur die Fette und Farbstoffe, Färberei, Bleicherei und Zeugdruck heraus; Hüttenkunde lehnt sich an.

Die jetzt geltende Fixirung des Begriffes Salz datirt erst aus dem Anfang des Jahrhunderts. Noch später ist die Ausscheidung von sauerstoffhaltigen und sauerstofffreien Säuren, und natürlich konnte erst auf diese der lange sich hinziehende Streit über das säuernde Princip folgen, derart daß nach mannigfachem Wechsel der Anschauungen die früher so heftig bestrittene Wasserstoffsäurentheorie wieder aufgegriffen und als Leitfaden in Lösung der schwierigsten Probleme versucht ward. — Aus dem ersten Jahrzehnt datirt die Fixirung der heutigen Ansicht über Zusammensetzung der festen Alkalien, und in den folgenden bis um 1830 gelang für die verschiedenen Körper durch verschiedene Bearbeiter der Beweis, daß auch die Erden dieselbe Constitution

haben, daß sie die Oxyde von Metallen sind, die sich aus ihnen darstellen lassen. Das erste Jahrzehnt erst hat ferner die Nichtzerlegbarkeit der Metalle jedem Zweifel enthoben. Isomorphismus und Dimorphismus, damit sich berührend die bald nachfolgende Auffindung der Isomerie und Polymerie.

Die physikalisch-chemischen Untersuchungen, worunter Elektrochemie (von England und Schweden aus) eine der eigensten Specialitäten, sind im höchsten Grade fruchtbringend geworden. Ueberhaupt läßt es sich nicht energisch genug betonen, daß neben der auch hier ins Feine getriebenen Arbeitstheilung umgekehrt erst wieder die lebendige Beziehung der organischen zur unorganischen Chemie einerseits, — ein Band, das erst in der letzten Periode richtig geknüpft ward, die weitere des ganzen Faches zu den nächst verwandten Zweigen des Naturwissens, zu allervörderst der Physik und den mechanisch-technischen Kräften anderseits, jene großen Resultate begründet hat, auf denen die schwer wiegende Bedeutung des jugendfrisch vorschreitenden Faches beruht. Auf's Mannigfachste sind — und das bezeichnet wieder die junge Wissenschaft, die noch an ihrer fundamentalen Constituirung laborirt — die Theorien über Zusammensetzung und Classification in Angriff genommen worden. Die enge Beziehung zur Physik, in der Art, daß die Chemie immer mehr der früher ausschließlich ins physikalische Bereich zählenden Eigenschaften in ihren Kreis zieht und auf chemischem Wege zu erklären sucht, ist ein durchschlagendes Merkmal, wachsend mit der Macht und Festigung des Faches.

Schlagen wir blos die Findungen einzelner Stoffe und Zusammensetzungen an, so begegnen wir der sonst nicht leicht zu treffenden Erscheinung, daß die Arbeit in nicht zu auffallender Ungleichmäßigkeit über die einzelnen Perioden vertheilt ist: die Restaurationszeit weist die geringere Zahl, die erste und dritte Periode stehen sich fast gleich. Die Gesammtarbeit aber für das Fach im Allgemeinen abgewogen, hat die letzte Zeit denselben kühnen Aufschwung genommen, dem wir fast ausnahmslos auf allen Wissensgebieten begegnen. — Zählen wir im Ganzen an die 40 Vertreter unbedingt ersten Ranges, so fallen etwa $^1/_5$ in die erste, blos $^1/_{10}$ in die zweite und der ganze Rest in die dritte unsrer Perioden, die also auch nach diesem bloßen Zahlenverhältniß den auffallendsten Vorsprung behauptet, eine Rangstellung, welche sich zu Gunsten der letzten Zeit noch ganz besonders steigert, wenn

wir das intensive Gewicht, die grundlegende Wucht und die Weite der Arbeiten in Rechnung bringen. Uebrigens gilt vor Allem hier die früher allgemein fixirte Bemerkung, daß wir ja nicht die ersten Häupter allein zählen dürfen bei Bestimmung des Gewichtes, welches dieses Fach in die Schale unsrer Culturkräfte wirft.

Die nationalen Kräfte vertheilen sich ungefähr wie folgt: Die Deutschen haben an Zahl der Führer fast die Hälfte, eine jede der beiden Nationen Franzosen und Engländer an 1/4. Allen drei Völkern fällt überdies, nur je in verschiedenen Specialitäten, das Verdienst zu auf einzelnen Sondergebieten absolut begründende und wegbahnende Entdeckungen gemacht oder theoretische Werke ersten Ranges geliefert, ja gewisse Abzweigungen in Wahrheit erst geschaffen zu haben. Steht daneben zufällig ein Schwede, der als bestimmendes Haupt das Jahrhundert einleitet, so ist er eben allein.

Noch bis in unser Jahrhundert hinein spukt übrigens die alte Alchemie, freilich nur in vereinzelten schwachen Anläufen, so in der sogenannten „Hermetischen Gesellschaft" und einer Zeitschrift derselben, die für unser Jahrhundert ein Unicum ist; dann neben dieser gut materialistischen Richtung auch in einer spiritualistischen, in mystischer Chemie.

Einzelzweige. — Die analytische Chemie ist insofern von vollständig umgestaltender Bedeutung geworden, als das Abwägen der Quantitäten ein neuer und eminent fruchtbarer Act ward. Ihre gegenwärtige Gestalt hat die quantitative Analyse angenommen seit Aufstellung und Anerkennung der atomistischen Theorie und Geltendmachung der stöchiometrischen Gesetze.

Die angewandte Chemie hat eine ganz außerordentliche Erweiterung erfahren; alle Zweige der chemischen Technologie wurden von Anfang des neuen Zeitalters an mit dem größten Eifer und Erfolg bearbeitet.

Die pharmaceutische Chemie hat eine immer engere Verbindung mit der rein wissenschaftlichen gewonnen, so daß die Lehrbücher der ersteren in der That den Charakter gediegen wissenschaftlicher Werke annehmen, was sie vorher nicht gewesen waren; die beiden Richtungen heben sich gegenseitig.

Eine systematischere und verständlichere Darlegung der organischen Chemie wird wesentlich eingeleitet durch das Streben die rationelle

Constitution organischer Substanzen dadurch ausfindig zu machen, daß man sie mit analogen unorganischen verglich; man nahm deßhalb zusammengesetzte Radicale an, die sich wie einfache unorganische Substanzen verhalten; von der Parallelisirung zusammengesetzter organischer mit zusammengesetzten unorganischen Körpern war man also auf das Zusammenstellen von zusammengesetzten organischen mit einfachen unorganischen übergegangen; der letztere Schritt war ein mächtig vorstrebender.

Der jüngste, auf ganz frischen Unterlagen erst wirklich wissenschaftlich begründete und durch Ausbildung der richtigen Beziehung zur übrigen organischen und unorganischen Chemie weitergeführte Zweig ist die Ackerbauchemie; deutsche und französische Kräfte wegbahnend. Noch das ganze erste Viertel des Jahrhunderts über blieben trotz gegentheiliger Untersuchungen Naturforscher wie rationelle Landwirthe der Humustheorie zugethan, welche nur organische Stoffe als Nahrung des Pflanzenorganismus annimmt; die große Wendung tritt erst mit Liebig ein, und unmittelbar darauf folgt auch die erste Berücksichtigung des Stoffwechsels im Körper der Hausthiere und allgemein ein bedeutsames Zuwenden zur Thierchemie — Hauptaufgabe die Einwirkung der Futterstoffe auf das productive Leben der Thiere zu bestimmen. Deutschland wesentlich hat seither diesem für das Leben der menschlichen Gesellschaft so hochwichtigen Zweig eine fruchtbare Aufmerksamkeit zugewendet.

Die Chemie hat in Anwendung auf die Volkswirthschafts- und Gesundheitslehre ein noch sehr wenig betretenes, fast erst geahntes, aber großartiges Feld des Wirkens vor sich, das recht ausgebeutet im Kampf der socialen Fragen eine Rolle ersten Ranges spielen dürfte.

Anknüpfend an die Ackerbauchemie nur zwei Worte zur Entwicklung der Landwirthschaft: Landwirthschaftslehre ist zur Wissenschaft geworden erst durch die hohe Entwicklung der Naturwissenschaften, der Volkswirthschaft und des Maschinenwesens so wie durch die vermittelst Induction auf dem Wege der Beobachtung und praktischen Erfahrung gewonnenen Hauptsätze. Nach vorausgegangener englischer und belgischer Ausbildung war's nunmehr zum gediegensten Theil deutsche Arbeit, daneben für's landwirthschaftliche Unterrichtswesen ein großer Schweizer, die bahnbrechend wirkten. Von den ältern mustergebenden

Hauptsitzen Möglin und Hofwyl anzufangen, sind Hohenheim, Schleißheim, Eldena, Jena, Wiesbaden und Tharand die wesentlichsten Ackerbauanstalten geworden. — Landwirthschaftliche Vereine, seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftretend, um die Mitte des neunzehnten über 300. Wanderversammlungen seit 1837.

Die Lehre vom Boden (Agronomie), Düngerlehre, Statik des Landbaues u. A. m. sind erst seit den Zeiten Thaers rationell angefaßte Zweige. Chemisch-physikalische Bodenanalyse. Landwirthschaftliche Klimatologie.

Wie viel aber an ausreichender Ausbeutung der Erdkraft noch fehlt, davon mag eine einzige frappante Zahl aus der Landbaugeschichte eines der vorgeschrittensten Länder einen Begriff geben. Noch gegen die Mitte des Jahrhunderts konnte der Geschichtschreiber der Landwirthschaft (Fraas) behaupten, daß in Schottland die Hälfte, in Irland ein Drittel culturfähiges, aber nicht angebautes Land sich finde, zusammen circa 10½ Millionen Acres.

In allerengster Beziehung zur Lehre von den Stoffen in der Natur und ähnlichen Fortschrittsgang annehmend, steht die nach wirklich wissenschaftlichem Betrieb erheblich ältere Lehre von den Kräften, die

Physik.

Rechnen wir alle die sehr verschiedenen Nationen zufallenden Beobachter der für die Forschung in erste Linie rückenden physischen Einzelkräfte ab, so möchten sich als Häupter des Fachs noch etwa 40 Namen ergeben. Die Restaurationszeit ist an ihnen im auffallendsten Grad arm. Daß das erste Kaiserreich auf diesem Felde die Kräfte emportrieb, kann nicht überraschen; mit der allgemein durchlaufenden Erfahrung aber stimmt es, daß die dritte Periode an großen Trägern noch bedeutend reicher erscheint (14:23). Rechnen wir nach Völkern, so theilt sich der große Vorschritt annähernd gleich zwischen die Deutschen und die Franzosen; den beiden verglichen, nimmt England ungefähr je halb so viele Repräsentanten ersten Ranges auf sich; alle andern Nationen treten auffallend zurück. Als dem geistigen Hauptmotor begegnen wir wie fast auf allen Gebieten der Naturforschung der gigantischen Gestalt Humboldts.

Allseitig umfassende Darstellungen des Fachs in hervorragenden Lehr- und Handbüchern sind von Deutschen und Engländern ausgegangen.

Gewichtig fällt in Betracht die Construction der Beobachtungs- und Versuchsinstrumente. Wenn schon die erste Periode deren ganz neue schuf und an älteren die wesentlichsten Verbesserungen anbrachte, so erweiterte sich in der Folge dieses Feld der wissenschaftlichen Technik noch gar sehr; es ist das ein erheblicher Vorzug und ein Hebel der Theorie, von dem in ähnlichem Umfange nur noch die Astronomie Gebrauch machen konnte.

Höchst mannigfach sind die Anstöße auf's Leben, wenn sie auch wohl denen der Chemie schwerlich gleichstehen. Daß von den magnetisch-elektrischen Kräften aus die Anwendung auf die Telegraphie versucht ward und mit welch entscheidenden Erfolgen, hat kaum etwas Bemerkenswerthes an sich; eher dürfte es befremden, daß nicht mehr hohe Häupter dieser hochwichtigen Verwendung, die ja ohnehin der Originalität des Erfindens genug Spielraum ließ, ihre Arbeitskraft widmeten.

Magnetismus und Licht nebst Elektricität bilden durchweg die Hauptobjecte der Forschung; Erdmagnetismus giebt das ungemessene und auf allen Punkten des Erdballs benutzte Feld ab für die Beobachtung, von der zweiten Periode, d. h. dem auf Privaten und Regierungen gleich kräftig einwirkenden Vorgange Humboldts an zu rechnen. Es muß wohl als eine hochwichtige Thatsache innerhalb der Erforschung der Erdkräfte bezeichnet werden, wenn wir in den letzten 3½ Jahrzehnten der speciell als unsere Grenze gesetzten Zeit, und zwar nach Zahl fast genau gleich vertheilt auf die beiden von jenem Zeitraum umfaßten Abschnitte, auf mehr als sechszig Beobachter ersten Ranges stoßen über Erdmagnetismus und die nächstverwandten Kräfte, wenn uns in der Zeit des Julikönigthums allein etwa vierzig Beobachtungsstationen an allen Ecken und Enden des Erdballs vorgeführt werden, die alle eine so eminente Förderung in Kenntniß der Erdkräfte erzielten, daß sie förmlich den Geschichtschreiber der Cultur interessiren. Dazu kommt Folgendes: Die dritte Periode weist uns außerdem zehn erste Namen, die alle in ihrer Erforschung der unorganischen Welt ganz wesentlich vom Magnetismus ausgehn und daneben auch andre physikalische Kräfte beiziehen, in erster Linie Elektricität,

Elektromagnetismus und Licht. Als der Elektromagnetismus gefunden war, folgten Elektrodynamik, Thermomagnetismus, dann die elektrische Induction. Elektrische Ströme. Der Thermomagnetismus ward wichtig zur Messung der eben ganz neu untersuchten strahlenden Wärme (Thermomultiplicatior). Bedeutende Ausbildung der Galvanoplastik. — Die sehr rasche Ausbildung des Elektromagnetismus vom Augenblicke seines Auftretens an, so daß es ihm ohne Verzug gelang die sonderbaren und verwickelten Phänomene auf eine einfache, allgemein gültige Form zurückzuführen, ist mit Recht als Beweis angeführt worden für den vorgeschrittenen Zustand, in dem sich das Fach der Physik heutigen Tages befinde. — Gleich nach Entdeckung der galvanischen Säule fand man auch ihre chemischen Wirkungen, und von da an, also mit dem Anfang des Jahrhunderts, beginnt die genauere Einsicht in den Zusammenhang zwischen elektrischer und chemischer Kraft, wie anderseits der Nachweis gegeben wurde für die uralte Ahnung von Identität der magnetischen und elektrischen Anziehung.

Die Lehre vom Erdmagnetismus weist nach allen ihren Theilen ein gleichzeitiges Fortschreiten glänzendster Art: Zahlenbestimmung über Intensität der Kraft, der Neigung und Abweichung; physikalische Entdeckungen über die Erregung und das Maß der Vertheilung; erster glänzender Entwurf einer auf streng mathematische Gedankenverbindung gebauten Theorie der Kraft. Die Mittel, welche diese hochwichtigen Fortschritte begründeten, sind: Vervollkommnung der Instrumente und der Methoden, wissenschaftliche See- und Landreisen, Stationen der Beobachtung auf beiden Hemisphären, ein Netz zur Ergründung dieser Kraft fast über den ganzen Erdkreis streckend. Ergründung und Messung der intensiven Stärke dieser Kraft ist insofern ein unserem Jahrhundert neu aufgegangener Untersuchungspunkt, als sie nach vereinzelten Experimenten gegen den Schluß des vorigen jetzt erst Object andauernder, lebhaft verfolgter Forschung wurde; von den diese Kraft messenden Zahlen hatte man noch in den Anfängen des unsern gar keine Vorstellung. Dabei gewann die Messung der horizontalen Kraft mittels Anwendung feiner optischer und chronometrischer Hülfsmittel einen erstaunlichen Grad der Genauigkeit. — Humboldt rechnet Oersted's Entdeckung des Elektromagnetismus mit ihren folgenreichen, schnell vorgeschrittenen Erweiterungen neben der doppelten Polarisation des Lichtes und der Darstellung von Metallen aus den

Alkalien zu den glänzendsten naturwissenschaftlichen Thaten des Jahrhunderts. — Die Aufstellung der Contact- und der chemischen Theorie des Galvanismus hat die Physik längsthin als Streitfrage beschäftigt.

Das Licht, wesentlich in den gegenseitigen Influenzen mit Magnetismus und Elektricität abgewogen, wobei Polarisation und Interferenz bei mehreren Bearbeitern des Fachs in erste Betrachtung fallen, ist das zweite Hauptobject der Forschung. Etwa acht Häupter haben ihre ausschlaggebenden Arbeiten jener Kraft gewidmet (ein Engländer der dritten Periode ist für sie nach allen Richtungen bestimmend), und unser letzter Zeitraum hat ihr etwa fünfzehn neue Verfahrens- und Beobachtungswege, Instrumente, Anwendungsarten und theoretische Sätze von maßgebender Tragweite erschlossen. Gewichtig ist der Fortschritt seit jener scharfsichtigen Entdeckung der Polarisation (1808); von da gründlicheres Erforschen der Erscheinungen doppelter Brechung, der gewöhnlichen und farbigen Polarisation, der Interferenz und Diffraction; daher auch die Mittel zur Unterscheidung von directem und reflectirtem Licht und die daran knüpfenden weitgreifenden Folgerungen so für physische Astronomie wie Meteorologie. — Die bis dahin übersehene oder bestrittene Undulationstheorie ward jetzt erst gründlich festgestellt, so das Princip der Interferenz, soweit es von jener abhängt, erst von England und dann von Frankreich aus. — Fortschreitende Verminderung des kleinstmöglichen Sehwinkels. Messungen der Lichtgeschwindigkeit. Beobachtung des elektrischen Lichtes. Feststellung der Gesetze über Doppelbrechung. Fortschritte in der Photometrie (Lichtstärkemessung), wobei freilich die der Gestirne noch sehr unsicher blieb. In neuerer Zeit ist den chemischen Wirkungen des Lichtes ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden; daher die Photographie, daher die Einsicht in die mächtigen Einflüsse des Lichtes auf die vegetabilische Welt, ja auf's Thierleben. — Achromatische Refractoren und Heliometer mit parallactischer Bewegung durch Uhrwerke. Parallel gehende Ausbildung der Instrumente. Die Gleichzeitigkeit der Vervollkommnung im scharfen Sehen und Messen hat sich sehr fruchtbar erwiesen. — Die neuen Entdeckungen in der Optik so wie das genaue magnetische und elektrische Studium haben zusammen auf eine Reihe höchst wichtiger Erfindungen geführt.

Die Wärmelehre ist in wesentlichen Stücken nach den vorausgegangenen Entdeckungen über die Gesetze vom Licht vorgeschritten.

Die Bestimmung der Temperatur des Weltraumes hat auf französischen Anstoß hin lebhaftes Interesse erregt, getragen namentlich durch die Einsicht, wie wichtig sie wegen der Wärmestrahlung der Erdoberfläche gegen das Himmelsgewölbe für die thermischen Zustände unsres eigenen Planeten sei. — Zahlreiche Beobachtungen über die Temperatur der Quellen und Vertheilung der Wärme im Erdinnern. Neuestens mechanische Wärmetheorie. Eine ganz überraschende Entdeckung war's, als herausgefunden wurde, daß das Mondlicht wärmeerzeugend ist.

Die imponderabeln Flüssigkeiten im Allgemeinen, Gleichgewicht der Flüssigkeiten, dazu Luft, Pendel und freier Fall, bei mehreren unter Beiziehung der Wärmelehre, haben über ein Dutzend Bearbeiter ersten Ranges angezogen, mehrere die Wärme allein.

Die Akustik hat ein Deutscher auf ganz neue Fundamente gestellt, förmlich begründet. Deutscher Erwerb ist auch der Satz von Erhaltung der Kraft, ein wissenschaftlicher Kern- und Hauptsatz.

Eine Beachtung eigner Art fordert die Meteorologie, der sich sehr bedeutende Kräfte zuwandten; ein Gebiet, das die unbeschränkteste Fülle von Beobachtungen und Vergleichungen fordert, hat sie sich zur anerkannten Wissenschaftlichkeit erst in neuester Zeit erhoben, nachdem die Beobachtungsresultate der wesentlich wieder durch den großen Humboldt angeregten meteorologischen Stationen der Vergleichung und Berechnung vorlagen. Es ist zu beachten, wie nach gewichtigen englischen und französischen Einzelarbeiten ein Deutscher, die umfassend gesetzmäßigen Abstractionen ziehend, das unsichere Feld der Meteorologie, Atmosphärologie und Klimatologie erst eigentlich zu etwelcher Consistenz brachte. Eine besonders auffallende Specialität, die sich als wissenschaftliche Abzweigung zu setzen versucht, ist die nautische Meteorologie.

Seit uralten Zeiten ist die Maß- und Kräftelehre mit besonderer Vorliebe auf die Gestirne des Himmels angewendet worden, daher die überraschend frühe Ausbildung der Gestirnlehre. Früher als von den Elementen des Erdlebens fand man sich versucht von den die Himmelsbewegungen regierenden Factoren sich Rechenschaft zu geben, und trotzdem sollte unser Jahrhundert noch ganz ungeahnte Welten finden, in unserer Nähe wie in nie zuvor erreichten Siriusfernen.

Astronomie.

Unser Jahrhundert hat für dieses Fach ein Doppeltes gethan: es hat die frühern Forschungen nach allen Seiten erweitert, hat Beobachtung, Messung und Berechnung bis in die fernsten Tiefen des Fixsternhimmels ausgedehnt, hat die überkommenen Aufgaben auch weitaus tiefer und gründlicher durchgearbeitet. Auf der andern Seite hat es ganz neue Aufgaben angefaßt und zum Theil schon gelöst, ja in den Planetoiden eine neue Welt von Himmelsbewohnern aufgefunden.

Fortgang der Astronomie: Die Arbeiten des ältern Herschel über die Nebelsterne, die Milchstraße und die Doppelsterne, seine Entdeckung des Uranus (1781) waren für die Fortschritte unseres Jahrhunderts die nächsten Voraussetzungen. Das genau mit dem ersten Tage des Jahrhunderts zusammenfallende Auffinden des ersten teleskopischen Planetchens durch Piazzi, folgenreich genug; das Eintreten der Meteorsteine und Sternschnuppen ins Bereich der wissenschaftlichen Beobachtung; die Erkennung des ersten innern Kometen; die der Rechnung gelungene Ankündigung der Existenz eines neuen großen Planeten und die erstaunlich rasch ihr folgende Auffindung desselben: diese Momente begründen Epochen und führen auf ihrem Wege zu zahlreichen weitern Entdeckungen. Zu den jüngsten Untersuchungen zählen: das gegenseitige Verhalten der Asteroidenbahnen und die Aufführung der Bahnpaare in Doppelsystemen. — Die Erweiterung der Kenntniß des Fixsternhimmels hat in kolossalem Maßstab unsre Ideen über den Bau des Weltalls, die ältesten Naturepochen und die kosmogonischen Phasen, welche den spätern Schöpfungen vorausgehn mußten, bereichert und vervollkommnet.

Die zwei großen Hülfsmittel der Gegenwart sind: für die Beobachtung die auf's Höchste gesteigerte Tragweite und Genauigkeit der Instrumente, für die Rechnung die hohe Ausbildung der mathematischen Analysis, die jener eine sonst nicht erreichbare Schärfe und Sicherheit giebt. Es trifft sich dieselbe ganz außerordentliche Vervollkommnung der Meß- und Beobachtungswerkzeuge, von der wir bei der Physik sprachen, und daneben eine annähernd ähnliche Vermehrung der Stationen — außereuropäische Sternwarten. Bekanntlich hat sich die Beobachtungskunst, und insonderheit seit den dreißiger Jahren, unter scharfsinniger Benutzung von großen Meridiankreisen, Refractoren und

Heliometern, erstaunlich geschärft. Dazu hat das Streben die Eigenbewegung der sogenannten Fixsterne nach Quantität und Richtung, ihre Parallaxe und Entfernung zu bestimmen, das Stärkste gethan, wie denn die Kenntniß dieser Eigenbewegung erst zu derjenigen der Bewegung unsers Sonnensystems und gar ihrer Richtung führte. Zwei neue Probleme waren's, die sich auf die Kenntniß von Maß und Richtung der Eigenbewegung selbstleuchtender Gestirne bauten: Bewegung des Sonnensystems und Lage des Schwerpunktes des ganzen Fixsternhimmels; nur für's erste konnte eine gewisse Bestimmtheit der Lösung gefunden werden. Jene Eigenbewegung ist rücksichtlich ihrer genauern namentlich numerischen Bestimmungen nach William Herschels Vorgang ergründet worden. Sichere Kenntniß der Parallaxen, sich gründend auf mikrometrische Abstandsmessungen, besitzen wir erst seit dem Verlaufe der dreißiger Jahre; 1846 wurden (ob mit Sicherheit?) die Zahl der aufgefundenen Parallaxen auf 33 angegeben.

Bei mehreren Bearbeitern treffen wir auf dieselbe fruchtbare Verbindung der astronomischen mit physikalischen und — noch gebotener — mit mathematischen Arbeiten wie anderseits der physikalischen mit chemischen.

Die erste und zweite Periode sind annähernd gleich mit je 1/5 der Hauptträger vertreten, die dritte sonach erheblich reicher an Zahl als sie beide, an innerem Gewicht jedoch stehen einzelne der früheren Arbeiten höher. Das Zahlenverhältniß für die drei Nationen, die allein wegbahnend sind, weist den Deutschen etwa die Hälfte aller ersten Namen zu, Franzosen und Engländern je 1/4.

Planeten und Planetoiden bilden für's ganze Jahrhundert ein Hauptfeld theils der Beobachtung und Rechnung (ihre Bahnen), theils, und das wesentlich, neuer Entdeckungen — Neptun, der äußerste Planet, ein Triumph der astronomischen Berechnung; große Zahl der neu aufgefundenen Asteroiden. Anderweitige Bahnbestimmungen, Kometen, Doppelsterne, Sternverzeichnisse und Atlanten kommen als die ferneren Arbeitsfelder in Betracht: Sternkarten und Sternkataloge haben eine erstaunliche Bereicherung erfahren, auf kleinerem Fuß ein ähnliches Anwachsen wie in der Pflanzenkunde.

Nehmen wir die Zahl der leitenden Häupter um die fünfzig an, so wird es ungefähr das Drittel sein, das sich allgemein mit Sterntafeln und Berechnungen, Atlanten, Beobachtung bestimmter Himmels-

zonen und genauer Abmessung der Fixsternörter, daneben mit Bahnbestimmungen verschiedener Classen der Himmelskörper ganz wesentlich befaßte; Kometen- und Planetenbahnen sind insonderheit ein vielbebauter Zweig, und es haben sich mit den Kometen, jenen excentrischen Wanderern am Himmelszelt, sei nun von der Auffindung neuer die Rede oder von Berechnung ihrer Umlaufszeiten oder von der gleich ihrer nebelhaften Natur immer noch unsicheren Theorie ihres Wesens, ein starkes Viertel jener Träger astronomischen Wissens mit Vorliebe befaßt. Von sichern Fortschritten kann, was Kometen und sonstige nach ihrer Naturart dubiose Himmelsbewohner betrifft, einzig die Rede sein mit Bezug auf die Ergebnisse des Messens und Rechnens.

Das System des Himmels hat ein Franzose in großem Sinn und genialer Fassung aufgebaut; ein deutscher Philosoph und ein englischer Astronom haben zunächst nach ihm ihre Geisteskraft daran geübt.

Eine interessante und erst eigentlich in unserm Jahrhundert (seit dem älteren Herschel) genau berechnete und beachtete Bildung sind die Doppelsterne, denen mehrere Engländer, als Bahnbrecher voran der jüngere Herschel, und Deutsche ihre Hauptaufmerksamkeit zuwandten. Die letzten Jahrzehnte bezeichnet sehr rasches Fortschreiten in Sicherheit der Kenntniß von partiellen, insonderheit binären Systemen: Umkehr des Zahlverhältnisses von den physischen zu den optischen Doppelsternen und ihre Bahnberechnungen.

Am Schluß des halben neunzehnten Jahrhunderts war der erkannte Stand unseres Sonnensystems folgender: 22 Hauptplaneten, wovon 8 kleine; 21 Trabanten; 197 Kometen mit berechneter Bahn, davon 5 innere; mit großer Wahrscheinlichkeit zugehörend der Kreis des Zodiakallichtes und die Schwärme der Meteor-Asteroiden. Gegen den Schluß der Hälfte stieg die Aufmerksamkeit auf die Kometenwelt so rasch, daß damals in 11 Jahren die Bahnen von 33 neu entdeckten berechnet wurden, mehr als in den vier voraufgegangenen Jahrzehnten.

Die abstracteste aller Wissenschaften, die Idealwissenschaft (das Wort in einem specifischen Sinn genommen) als solche ist jene, welche mit rein ideellen Factoren rechnet, die von praktischer Bedeutung erst werden durch ihre Anwendung auf ihnen ganz fremde Lebenskräfte, von denen sie selbst nicht die geringste Rückwirkung erfahren; die in Zahlen ge-

brachte Wissenschaft von den abgezogenen Gesetzen in der Naturbewegung ist die

Mathematik.

Auch die Mathematik hat sich im Laufe des Jahrhunderts so sehr ins Einzelne ausgebildet, daß es allerdings universell gebildete Mathematiker giebt, welche sich auf die vielseitige Behandlung und Darstellung des ganzen Gebietes werfen, und nach gewohnter Weise thun das mit Vorliebe die so gern im Allgemeinen sich ergehenden Deutschen, daß aber auch jene die wirkliche Weiterführung des Fachs nur in Specialitäten versuchen können.

Fast alle durchschlagende Arbeit fällt auf die erste und die dritte Periode, die Restaurationszeit ist auffallend lahm: ließe sich nicht auch diese Erscheinung auf ihre romantisch-phantastischen Verschwommenheiten zurückführen? — Wesentlich anders als in dem doch verwandten Fache, das wir eben besprachen, machen sich die nationalen Antheile an der Ausbildung der Mathematik, indem da fast alles Gewicht auf deutsche und französische Arbeit fällt, und annähernd zu gleichen Theilen; jede anderweitige Mitwirkung tritt davor weit zurück. Entschieden geht die mathematische Arbeit bei den Deutschen von ihrer philosophischen Denkrichtung aus, bei den Franzosen von drei Factoren: der Rücksichtnahme auf die praktisch-technische Verwendung, dem nach dieser Seite von der Staatsgewalt gegebenen Anstoß, endlich der Einstimmung mit den übrigen unter dieser Nation bevorzugten Beobachtungs- und Rechnungsgebieten — Richtung des Blicks auf die Erfahrungswissenschaften. Daher u. A. die auffallende Erscheinung, daß unser Fach in dieser Nation zur Zeit des ersten Kaiserreichs und gleich danach die namhaftesten Fortschritte macht, während ihre Mitarbeit im weiteren Zeitlaufe bis zur Unbedeutendheit herabsank.

Ein Franzose ist's, der den Nebenzweig der descriptiven Geometrie förmlich neu geschaffen; ein Deutscher, der die analytische Trigonometrie begründet hat. Neuestens sind in Frankreich und Deutschland durch scharfsinniges Aufgreifen und Verwenden der synthetischen Methode der Alten mehrfach mit Erfolg neue Bahnen in der Geometrie betreten worden. Ein Franzose hat uns eine Geschichte des Fachs gegeben; ein Deutscher, jedenfalls das tiefste mathematisch-physikalisch-astronomische Universalgenie des Jahrhunderts, hat die höchsten Partien, namentlich

die schwierigste und abstracteste von allen, die Zahlenlehre, ausgebildet, ein zweiter ähnlichen Ganges ihm nachgeeifert.

Daß die praktisch-technische Verwendung nicht außer Acht gelassen; daß mehrseitig die Gleichtheilung in mathematische und astronomische Studien einer-, in mathematische und physikalische anderseits innegehalten wurde, sind Wahrnehmungen, die wir blos anzudeuten brauchen.

Höher greifend und über den engen Kreis des Lehrfaches hinaus gehend ist scharf bestimmt Folgendes anzufügen: Das mathematische Denken beherrscht unsre Zeit; Zahl und Maß der Bewegung sind die Grundfactoren unserer Erkenntniß geworden, und nur einzelne Ausstrahlungen dieses Universalprocesses scheinen es, wenn das Licht mit seinen Farben in schwingende Aetherwellen sich umsetzte und der Wärmestoff in Bewegung der Atome verwandelt ward.

Nehmen wir die bis dahin genannten Wissensfächer zusammen als innere und äußere Mittel; machen wir sie dem die Erdkräfte leitenden Gedanken und der ausführenden Hand in Einstimmung dienstbar, um auf künstlichem Wege Wirkungen zu erzeugen von den kleinsten zu den größten, von den einfachsten bis zu den eine erstaunliche Berechnungskraft des menschlichen Gehirns offenbarenden, so treten wir auf ein Gebiet über, auf welchem kaum wie bei einem zweiten unsere Zeit Triumph über Triumph gefeiert hat und noch fortfeiert. Ja sie alle überschauend, möchte man fast geneigt sein, das Jahrhundert ganz einfach die Zeit zu heißen der

Erfindungen, der Mechanik und Technik.

Mit Fug und Recht mag dem staunenden Blick, der sich auf die Riesennetze der Verkehrs- und Bewegungsmittel richtet, auf den kolossal erweiterten Maschinenbau und Maschinenbetrieb, auf die technischen Bauten, die neuen Verfahren, die Bereitung und Verwendung der verschiedensten Stoffe, — unser Jahrhundert als das der großen Erfindungen erscheinen; nur müßte eine Geschichte der modernen Erfindungen ihren organischen Ausgangspunkt schon um 1780 nehmen. Dürfen wir schon in der ersten Periode gegen die vierzig mechanisch-technische Erfinder rechnen, die in vorderster Reihe stehen, so läßt

sich aus verschiedenen Gründen, welche zusammenhängen einerseits mit der Schwierigkeit in dem Arbeits- und Verdienstzumaße vom Entwurf der ersten Idee an bis zum letzten praktisch vollkommenen Ausbau, anderseits mit dem höchst verschiedenen Geschick in der Ausbeutung, die durchaus unbestimmbare Zahl für die folgenden Zeiträume eben nicht mehr fixiren; nur das steht fest, daß sie in constantem Wachsen blieb, und mit höchster Wahrscheinlichkeit ist zu schließen, daß die verschollenen Namen in Summa ein eben so großes Gesammtgewicht einlegen würden, als die über's mittlere Niveau hinausreichenden.

Der die meisten Kräfte absorbirende, der auch nach Seiten der Einwirkung auf die allgemeine gesellschaftliche Lebenshaltung erste und Hauptzweig läßt sich in die Worte fassen: Maschinenbau und Maschinenarbeit, technische Stoffe, Werkzeuge und Verfahrungsarten, und da sind es in der ersten Periode zwischen 50 und 60, in der zweiten eben so mit fast unmerklicher Zahlabnahme, in der dritten zwischen 80 und 90 besondere Objecte, deren Erstellung dem erfindenden Genie gelungen. Die bloße Aufzählung der in unserm Jahrhundert neu erfundenen Maschinen oberster Bedeutung, welche in allen Gewerken eine vollständige Umwälzung bewirkt haben, geht auf die 40. Das zweite Feld, nach Gewicht des Cultureinflusses im Großen noch weit einschneidender, im Vergleich zu jenem mehr aus dem familiären heraus und ins Völkerleben hineinarbeitend, sind die Verkehrs- und Bewegungsmittel, materielle wie geistige. Sie absorbiren die größten Capitalmassen, bestimmen mächtig den Geldmarkt und zeichnen der Culturbewegung ganz neue Wege vor, das Wort einmal rein äußerlich im bloßen Ortssinn, aber auch tiefer genommen; was sie für die Beschleunigung der culturfördernden und in gegebenen Momenten auch der culturzerstörenden Kräfte thun (Krieg), das läßt sich weder nach Zahlen berechnen, noch an irgend welchen Vergleichskräften messen; jetzt erst hat der Mensch dem Himmel den Blitz entrissen. — Noch treffen wir in der ersten Periode die Verwendung der Dampfmaschine für Eisenbahnen und Schiffe erst in ihren Versuchsstationen, und es sind ein Dutzend Engländer und Amerikaner, welche allen Kraftaufwand dem hochwichtigen Gegenstande zuwenden. Noch jünger ist das große Hülfsmittel der unendlich beschleunigten Gedankenbewegung; die Telegraphie, nach jetziger Art in der ersten Periode weiter Nichts als den unzulänglichen Anfang machend und die ganze zweite hindurch auf den Versuchsstationen sich

bewegend, kommt erst in der dritten zu jenen gewaltigen Fortschritten und Vervollkommnungen und jener eingreifenden praktischen Verwendung, in welcher ihr der Eisenbahnbau um zwei Jahrzehnte vorausgegangen. Nehmen wir für den dritten Zeitraum noch zehn neue Bewegungs-Motoren und -Anwendungsarten als ein besonderes Werk in Anspruch. Engländer, Amerikaner und Deutsche haben auf diesem Felde die große Arbeit gethan, der Eisenbahn- und Brückenbau im Besonderen von England aus die stärksten Antriebe gewonnen. — Buchdruck, Typographie und verwandte Gebiete sind das nächste Feld; einige große Würfe haben da vollständig regenerirend gewirkt. Die Vervollkommnung der Buchdruckerpresse, woran seit Beginn des Jahrhunderts etwa fünf englische und zwei deutsche Meister mit unberechenbaren Erfolgen arbeiteten; die nach seiten der Verfeinerung zu ungeahnter Vollendung geführte Ausbildung des graphisch-typographischen Verfahrens und seiner technischen Hülfsmittel, um welches sich in erster Linie französische, neben ihnen auch deutsche Kräfte wesentlich bemühten; der Bau der Papiermaschine; das Aufkommen der durch einen Deutschen erfundenen, durch einen Franzosen weitergeführten Lithographie, — auffallenderweise alles Thatsachen, die schon im ersten Zeitraum auf eine hohe Stufe der Auslebung gelangten; dazu aus der zweiten Periode durch deutsches Genie das Aufkommen der Stenographie: das sind von jenen schwer wiegenden Erscheinungen, die sich wie Meilenzeiger auf dem Culturweg abheben. — Im Beleuchtungswesen, das sich aus Zuständen, die unsrer jetzigen Generation wahrhaft ärmlich und unleidlich erscheinen müßten, zu hoher Vollendung entwickelt hat, waren es englische, amerikanische, deutsche und französische Kräfte und Unternehmen, die den Geld- und Denkaufwand trugen. — Nicht verwundern darf es, daß in einer eisernen Zeit, als welche sich die ganze erste Periode ankündigte, ein kräftigster Anlauf gemacht wurde zur kunstgerechten Ausbildung des Heerwesens und der Taktik; die Strategie ist eine mathematisch berechnete Wissenschaft geworden. Die Anwendung großer Cavalleriemassen, die Artillerie, das Recognoscirungs-, das Geschützwesen ꝛc. ꝛc. haben die bedeutendste Vervollkommnung erfahren. Mit dem fortschreitenden Studium der Naturwissenschaften und der ungemeinen Ausbildung der technisch-mechanischen Kräfte sind wie in den Kriegsmitteln allgemein, so insonderheit im Artilleriematerial die wesentlichst umgestaltenden Neuerungen und

Verbesserungen eingeführt worden. Ganz natürlich, daß der früheste Anstoß vom ersten Kaiserreich ausging; aber er hat bis auf den heutigen Tag nachgewirkt, und die jetzige Kriegführung ist bereits wieder etwas wesentlich Anderes und fordert entschieden mehr Studium, als die von dem großen Schlachtenkaiser in Scene gesetzte. Ganz natürlich auch, daß in jener ersten Zeit vor allen Andern Franzosen auf diesem Felde wirkten; in starkem Zug erhält sich diese Bewegung noch die Restaurationszeit über, um in der Periode des Bürgerkönigthums zu feiern und erst neuestens mit noch erstaunlicheren Erfolgen, nun aber in vorderster Reihe von Deutschen, wieder aufgenommen zu werden. Ganz klar ließe sich aus diesem Vorgehen eine deutliche Parallele herstellen mit dem allgemeinen Geiste der Perioden. Zum Ueberflusse findet sich aber dieselbe Erscheinung in der Geschichtschreibung: Kriegsgeschichte, und zwar ganz überwiegend tagesgeschichtlicher Natur (napoleonische Feldzüge) und wieder zumeist von Franzosen angegriffen, ist in jener kriegerischen Zeit und noch tief in die Restauration herab ein sehr beliebter Stoff, dessen Bearbeitung sich hernach mehr und mehr verliert. Auf dem Boden der praktischen Kriegstechnik und auf dem der Geschichte und Theorie des Krieges treffen wir unter den bedeutenden Namen je auch einen Schweizer.

Man hat nach volkswirthschaftlicher Richtung die Eisenbahnen das wichtigste Werk des Jahrhunderts genannt. Der Bau der großartigsten Unternehmen dieser Art, der kühnen Alpenbahnen, beginnt übrigens erst um den Schluß unsrer Betrachtungszeit.

Mechanik und Maschinenfabrikation sind schon langeher auch dem Ackerbau dienstbar geworden — Amerika, England.

Die Fundamentalschöpfungen für den gesammten Aufbau der neueren Technik fallen bereits dem achtzehnten Jahrhundert zu, man mag sie in die Jahre 1774—90 fassen.

Daß England bestimmt sei mittels seiner riesigen Maschinentechnik den Weltmarkt zu beherrschen, das blieb so ziemlich die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts über ein durch die Verkehrspraxis illustrirtes Dogma; ganz ähnlich verhielt sich's mit dem Uebergewicht der Pariser Artikel in Geschmacks- und Modesachen, bis herab auf die feinsten Specialitäten (künstliche Blumen). Erst die jüngste Zeit hat nach beiden Seiten eine Wendung gebracht. Die deutsche Spinnerei- und Webereitechnik

hat neuestens einen Weg durchlaufen, welcher schließen läßt, daß sich jenes Verhältniß der Abhängigkeit von England umkehren werde.

Eine durchschlagende Erscheinung trifft die Lebenshaltung: Wer eine Geschichte der Technologie durchliest, der erstaunt constatirt zu finden, daß schwerlich ein einziger in den menschlichen Gewerben auftretender Gegenstand aufzufinden sein wird, der nicht durch verbesserte und erleichterte Productionsmittel mittels neuer Verfahren und Werkzeuge oder auch neuer Förderungsmethoden, durch erweiterte Gewinnung des Rohstoffs, neu berechnete Formen des Gebrauchs und hohe Vollendung der Einzelartikel, endlich durch Combination mit andern Stoffen das Wesentlichste gewonnen hätte.

Wissenschaftlich fallen fast durchgängig erst unserem Jahrhundert zu: der Ausbau von Hydro-statik und -dynamik und die Beziehung auf die Statik fester Körper, die Mechanik der luftförmigen Flüssigkeiten, die Untersuchungen über Festigkeit und auch Elasticität der Körper.

Die technische und technisch-wissenschaftliche Literatur ist fast ganz Schöpfung des Jahrhunderts, eben so der systematische technische Unterricht, und dasselbe gilt von dem Ausbau der Technologie zur Wissenschaft; das erste Aufkommen einer technologischen Literatur ist um Etwas älter. Schulgemäße Ausbildung und theoretische Darlegung des Fachs in Lehr- und Handbüchern sind fast ausschließlich deutsche Arbeit und erst in der dritten Periode von Mehreren in großem Styl aufgegriffen worden; es handelt sich da wesentlich um die Grundlegung für Hydraulik, Eisen-, Hütten- und Salinenwesen, technische Bauten und Verwandtes.

Die technischen und polytechnischen Institute, wieder eine Schöpfung des Jahrhunderts, das sie rasch zu hoher Blüthe und entscheidender Wirkung erhob, sind mit ein die Zeitrichtung zeichnendes Merkmal, und nicht von den geringen. Ueberhaupt läuft neben den folgenschweren praktischen Vorgängen der vollständige Neubau der wissenschaftlichen Theorie her mit ihrer Ausscheidung in mechanische und chemische.

Jedem Arbeiter auf diesem Felde möchten wir schließlich folgendes Wort eines andern Autors zu beherzigen geben: In allen großen Industriezweigen der Technik stoßen wir nicht mehr auf einen, nein auf Hunderte von Erfindern mit gleichem Ruhmesantheil; und nach

einiger Zeit sind sie alle wieder vergessen, weil es eben Hunderte sind, während der Eine Herostrat, welcher den Tempel der Diana abbrannte, unsterblich bleibt. Das ist aber die Folge der Zeit; ein großes Werk jagt das andre.

Zurückbiegend aus dem Bereich der Anwendung in dasjenige der reinen Theorie, stoßen wir auf ein gleich Unermeßliches, auf das aus dem Ineinswirken der Stoffe und Kräfte gewordne Reich der typischen Naturformen, worauf beruhen die in unsrer Zeit so erfolgreich gepflegten

Naturbeschreibenden Fächer.

Die Naturwissenschaften im weitesten Sinn, Physik und Chemie, Astronomie und physikalisch-mathematische Geographie eingerechnet, sind einer der großen Triumphe des Forschens und Wissens unsrer Zeit. Die naturbeschreibenden Disciplinen haben sich mit den andern gehoben und in einzelnen Partien eine den Kern ihres Wesens treffende Umbildung erfahren. Trotzdem ist die Zahl der zur Höhe des Gesichtsfeldes der Culturgeschichte hinaufreichenden Gestalten weniger groß, als sich wohl nach der außerordentlichen Bedeutung des Fachs vermuthen ließe, und weniger als bei einigen andern der Hauptwissenszweige.

Ein bezeichnendes und höchst fruchtbares Merkmal ist die Annäherung in den verschiedenen Einzelzweigen, so daß die Resultate und Hülfsmittel des einen denen des andern gleicherweise zu gute kommen sollen, nicht aber im Sinne der alten Unterordnung. Dadurch gewinnen Wissen und Leben, Begründung und Erweiterung der Gesichtspunkte gleich sehr.

Die große Naturschilderung mit zweifellos schönwissenschaftlich-ästhetischem Gehalte vereint sich mit der unantastbaren Wissenschaftlichkeit strengen Styls: geographische, botanische und zoologische Erforschung; das geographische, ethnographische und im Besondern naturbeschreibende Interesse; geologisch-zoonomische Schilderung; physikalische und Pflanzengeographie; Pflanzenphysiologie, mikroskopische und organische Chemie, Meteorologie, Bezüge auf die Gesundheit und Krankheit von Pflanzen und Thieren u. s. w. alles das arbeitet in und für einander, und die verschiedensten dieser

Richtungen haben die umfassendst thätigen Köpfe beschäftigt. Das spiegelt sich auch in der Literatur: Außer den berühmten Reiseschriftstellern und denjenigen Naturforschern, deren Hauptbedeutung in Specialgebieten liegt, finden sich noch ein halbes Dutzend specifische Naturzeichner universellster Art; sie haben Prachtwerke aufgebaut, sind sprachlich-literarisch genommen die bedeutendste Erscheinung und repräsentiren die Quintessenz von der Poesie des Fachs; sämmtlich fallen sie in die letzte Zeit. Central- und Südamerika hat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Glück gehabt von der größten Zahl naturwissenschaftlich gebildeter Reisenden besucht zu werden, denen es die reichste Ausbeute lieferte.

Die Naturdarstellung im Großen (Bau von Naturgemälden, nicht Naturbeschreibung im gewöhnlichen niedern Sinn) hat in unserm Jahrhundert eine Lebendigkeit und Wärme, eine Fülle und Wahrheit gewonnen, welche dem Naturstudium mächtigen Reiz zu geben vermochten; dieses Element ist selbst nach der wissenschaftlichen Seite nicht zu unterschätzen. Aehnliches gilt von der Landschaftsmalerei, der es gelungen ist den physiognomischen Charakter der verschiedenen Erdräume in anschaulicher Schönheit klar zu legen.

Eine Naturphilosophie, welche der unübersehbaren Fülle der Einzelmaterialien angemessen und aus ihr combinirt wäre, bleibt noch zu schreiben. Die deutsche Naturphilosophie des 2ten und 3ten Jahrzehnts war ein in jeder Hinsicht verfrühter und der wirklichen Erkenntniß eher nachtheiliger Versuch; von vielen der jetzt gesetzmäßig erkannten Erscheinungen war damals noch Nichts weiter bewußt als ein im Unsichern schwebender Zusammenhang mit den allgemeinen Naturgesetzen. So schritt sie zu den willkürlichsten Phantasiebildungen vor, wie sie denn u. A. das Thierreich nach allerlei künstlich durch Abstraction und Analogien erhaltenen Rubriken zu classificiren unternahm, ohne der thierischen Gestalt die nothwendige Rücksicht zu tragen.

Wir zählen in der ersten Periode etwas in den 20, in der zweiten ein halb Dutzend mehr, in der dritten aber zwischen 70 und 80 Namen von erstem Rang. Daraus folgt, daß die Behandlung des Fachs in den ersten Jahrzehnten in mälig constanter Steigung begriffen war und seit dem vierten eine unverhältnißmäßig reiche Zunahme erfuhr. Auch die Gesammtzahl von etwas über 120 kann zu einer Schätzung der Thätigkeit in keiner Weise ausreichen, da hier gerade

durchaus nicht blos die Sterne erster Größe in Rechnung zu bringen sind. Zählen wir aber nur diese ab, da die andern zum stärksten Theil unsrer Berechnung sich entziehen, so fallen auf die deutsche Nation fast genau die Hälfte der Namen; Frankreich und England mit je einem starken Siebentel stehen sich gleich, jedoch wird das Gewicht englischer Arbeit die Wagschale auf seiten dieses Volkes niederdrücken; in stark abnehmender Zahl folgen Schweden und Russen; der Rest der Kräfte vertheilt sich nach immer absteigender Zahlenreihe auf Schweizer, Amerikaner, Italiener und bis auf je einen herab die Niederlande und Dänemark. Von den Deutschen haben sich die überwiegende Zahl, bedeutend über 1/3, der Geologie, über 1/4 der Botanik, von den Franzosen die Hälfte der Zoologie zugewendet. Ob sich auch hieraus ethnologische Schlüsse ziehen ließen?

Nehmen wir, mit Betrachtung der todten Erdrinde anhebend, die einzelnen Hauptzweige vor.

Mineralogie und Geologie (Geognosie) sind das ganze Jahrhundert über bevorzugte Fächer.

Die Mineralogie hat seit ungefähr einem Hundert von Jahren eben so erstaunliche Fortschritte gemacht wie eine Reihe der andern Wissensfächer. So ist's denn gekommen, daß mit dieser großen Ausbildung und Erweiterung eine Reihe von Zweigen, die früher mit der Mineralogie in Eins verbunden waren, sich förmlich als Einzelwissenschaften abgelöst haben, da sie damals noch erst im Keim vorhanden und das Ganze als Einheit leicht zu überschauen und zu beherrschen war, was heute kaum mehr für eine Specialität möglich ist. Geognosie, Geologie und Paläontologie haben sich als Specialzweige für sich abgelöst; theoretische Krystallographie und Krystallphysik sind gesonderte Wissenschaften und stehn ohnehin auf dem Punkte sich noch weiter zu theilen. Die Frage, welche Eigenschaften der Mineralien als specifisch mineralogische zu betrachten und zu behandeln seien, wodurch eine Analogie mit Botanik und Zoologie angestrebt ward, ist ebenfalls erst in unserm Jahrhundert aufgeworfen und verschieden beantwortet worden; damit trat dann sofort die ausscheidende Untersuchung der physikalischen und der chemischen Eigenschaften ebenfalls in den Vordergrund, kurz die allseitigere vergleichend-abwägende Betrachtung.

Die durchgreifende Umwandlung auch für dieses Fach besteht darin, daß man von der unbestimmteren qualitativen Prüfung zum

viel genaueren quantitativen Maßnehmen überschritt und die Werthdifferenzen in bestimmten Zahlenangaben fixirte, was zur Kenntniß ganz neuer Gesetze führte. Gewiß ist darin der Einfluß des Vorschreitens der Chemie zu erblicken.

Die Geologie vollends ist vor allen andern Zweigen bevorzugt und (Geognosie inbegriffen) so vielfach behandelt wie kein zweiter, womit zusammenhängt, daß dieser Wissenszweig die weitest greifenden Resultate zu Tage förderte und auf total neue Fundamente zu stehen kam. Es ist das wesentlich deutsche Arbeit und kraftvoller englischer Anstoß; in den ersten Zeiten zumal gingen die Antriebe von Forschern aus dem deutschen Volk aus und wurden von englischen im Verlauf aufgenommen; auch französische Mitwirkung muß constatirt werden. Rechnen wir im Ganzen über 40 hervorragende Geologen, so hat die Hälfte das Fach im weitesten und umfassendsten Sinn angefaßt, mehrere davon mit grundlegender Theorie und scharfsinnig sich einlassend auf die darauf gebaute Geschichte der Erdrinde; ein Viertel widmete sich der geologischen Durchforschung einzelner Länder; der Rest zerstreuten Arbeiten. So erhielten sich das ganze Jahrhundert über Geologie und Geognosie in der ausgedehntesten Bedeutung ihres Begriffs herrschend, mit immer steigendem Gewicht am stärksten in den letzten Jahrzehnten: Gesteins- und Schichten- und Erdbildungslehre, wesentlich auch deren Theorie, Geschichte der Erdoberfläche und ihrer Veränderungen, der Kräfte und Stoffe, — Gegenstände, welche den weitesten Combinationen Raum geben. Ein neu aufgestelltes Zweigfach ist die Zoogeologie; die neu herausgehobene Schattirung eines solchen geologische Dynamik, allerdings noch nicht in unangefochtener Weise fundamentirt. Von chemischer und physikalischer Geologie ließ sich auch erst in den letzten Zeiten ernstlich sprechen. Ein zu oberst stehendes Beobachtungsgebiet mit der Anlage zu weitschreitender Combination blieben die vulkanischen Erscheinungen. Die Schweiz, Italien (durch Deutsche erforscht) und Deutschland, England und Rußland treten als Hauptgebiete der geologisch-geognostischen Durchsuchung auf; von England wesentlich werden die geologischen Karten eingeführt. Das Aufkommen der letzteren, eines der hochschätzbaren Hülfsmittel, datirt aus den 20er Jahren. Eben damals wurde die Untersuchung der Verschiedenheiten zwischen den in fossilen Ueberresten vorliegenden Pflanzen und Thieren der Vor- und denen der Mitwelt ein über-

herrschender Augenpunkt für die Nachsuchungen und Combinationen der Geologen — ein sehr fruchtbares und ertragreiches Feld.

Die Kenntniß der geognostischen Epochen ist gewonnen worden durch Erforschung der drei Elemente: Mineralogische Verschiedenheit der Gebirgsformationen, Lagerung derselben, Eigenthümlichkeit und Reihenfolge der in ihnen enthaltenen Organismen.

Richtig ist die Folge von allerlei unzulänglichen Classificationsversuchen der Mineralien hervorgehoben worden, wie sie sich nach dem Unterschiede des Nationalgeistes bei Engländern und Deutschen verschieden kundgab: dort eine Art von mißachtender Verzweiflung an allen Systemen, hier ein Ueberschreiten zu kühnen und umwälzenden Reformversuchen. Die noch jetzt zu keinem befriedigenden Abschlusse gelangte Systematik hat auf die Nothwendigkeit eines gemischten Systems geführt, welches Krystallisation und Mischung auch für die höhern Classificationsstufen als ausgleichende Aehnlichkeitsprincipe abwäge und festhalte. — Analog dem ähnlichen Vorgehen in der Pflanzenkunde und ihr folgend ward übrigens, und zwar wesentlich durch zwei Deutsche, zur Begründung eines natürlichen Mineralsystems vorgeschritten. Die streitigen Ansichten über Systematik: naturhistorische und chemische Methode, haben nun schon lange durch den nothwendigen und gesetzmäßigen Zusammenhang, der zwischen Gestalt und Mischung besteht, der Ueberzeugung zum Durchbruch verholfen, daß in der Classification nicht einseitig nach dem einen oder andern Princip verfahren werden darf, sondern daß ein wohl begründetes System beide Classen von Kennzeichen vermittelnd in Werthung zu bringen hat; dieser Einsicht sind die neueren Systeme entsprungen. — Die genauere Unterscheidung ähnlicher Mineralspecies mit dem doppelten Erfolge, daß einerseits eine Reihe neuer Species aufgefunden, andererseits von bereits aufgestellten und bekannten bewiesen ward, sie seien bloße Varietäten, diese weit schärfere Fixirung ist wieder erst die Frucht der neuesten Zeit; mit Werner und Hauy anhebend, wird sie von krystallographischer Seite durch die Mohs'sche Schule weitergeführt, von chemischer durch Ausbildung der analytischen Chemie (Klaproth).

Die Krystallographie hat erst seit Erfindung des Reflexionsgoniometers recht gewonnen (1809), weil erst dieses Instrument die genauere Bestimmung der Kantenwinkel und das Messen sehr kleiner Krystalle möglich machte. Die Polarisation des Lichtes erfüllte und bereicherte

das Liniengerüste am Krystallbau mit einer Welt neuer und erstaunlich prachtvoller Erscheinungen. — Wer so recht an einer einzigen Zahl die Ausbildung dieses Zweiges seit Hauy's Zeiten sich klar machen wollte, der hätte einfach die Krystallformen des Calcit ins Auge zu fassen; während die Angaben über sie zu Anfang des Jahrhunderts noch ohne alle Sicherheit ins Unbestimmte gingen, fixirte jener scharfsichtige Forscher im Jahr 1822 154 Varietäten, schon 1851 aber waren über 700 Krystallcombinationen jenes Körpers bekannt.

Erst seit dem Ausgang des vorigen und Beginn des jetzigen Jahrhunderts heben ferner exacte Untersuchungen der Art an, daß die Erkenntniß der physischen Qualität eines Minerals mit Erforschung seines innern chemischen Wesens zusammenging, und zwar so, daß die so fester begründete Wissenschaft auf Verwendung der Mathematik, Beiziehung der neuen optischen Erscheinungen, sicherere Bestimmung und Unterscheidung der Species mittels der Chemie baute. Die Mineralchemie, erst in unserm Jahrhundert eine sicher gründende Wissenschaft geworden, ist nach doppelter Richtung für die Mineralkenntniß von entscheidender Bedeutung: durch Erforschung genauerer Methoden der Analysis mit Anwendung auf die Mineralien so wie durch die stöchiometrische Berechnung und Deutung der Resultate. Krystallographie und Chemie zusammenwirkend haben auf den Isomorphismus geführt. Die durch vielfache Prüfung erforschte genaue Kenntniß der Mischungsverhältnisse sowohl älterer als neuer Mineralspecies ging parallel mit einer Vermehrung der chemischen Mittel zur qualitativen Probe, wozu insbesondere der verbesserte und erweiterte Gebrauch des Löthrohrs diente.

Organische Welt. — Pflanzenkunde. Unser Jahrhundert hat der Pflanzenkunde einen sehr erweiterten und vertieften Begriff gegeben: Es erst ist in den Bau des Pflanzenorganismus und die Gesetze seiner Entwicklung (Anatomie und Physiologie der Pflanzen) so wie in die Verbreitungsgeschichte der Vegetation über die Erde hin eingetreten; es erst hat angefangen aus den Bedingungen ihres Lebens und Gedeihens jene unberechenbar gewichtigen Schlüsse zu ziehn, welche umgestaltend die volkswirthschaftlichen Hauptgrundlagen berühren — Ackerbau und Viehzucht, vor Allem jenen. Die Auffindung bisher unbekannter, die genauere Durchmusterung bereits erschlossener Länderstriche haben nicht blos einer ungeheuren Ausdehnung der Artenkenntniß gerufen, sondern

auch dem Totalumbau in der Forschung, welche durch ihre allseitig erweiterten Bezüge und Folgerungen ein philosophisches Gepräg' angenommen hat. Neben kleineren förmlich neuen Abzweigungen sind Geschichte der Vegetation, Systematik der fossilen Pflanzen, selbst Geschichte und Literatur des Faches große Neubauten. Die specielle Botanik ist ebenfalls erst in unserm Jahrhundert durch das Aufkommen des natürlichen Systems in eine wissenschaftlich tiefer gelegte Bahn getrieben worden, auf welche das Studium der urweltlichen Pflanzen und die Pflanzengeographie noch mächtig fördernd einwirkten.

Trotzdem blieb dieser Zweig in den ersten 1½ Jahrzehnten recht schwach vertreten; die nachherigen Leiter des Fachs stehn noch in ihrer Versuchszeit; die Folge weist eine allmälige Zunahme, die nicht vor dem 4ten Jahrzehnt rasch aufsteigt, so daß von den etwa 32 Hauptvertretern ¾ erst von da an in ihrer großen Wirkungsperiode stehen. Pflanzenbeschreibung absorbirt etwa 10 dieser Kräfte; verschiedene Landesfloren, verschiedene Classen der Gewächse und Fachzweige ein Dutzend; der Rest arbeitet ziemlich gleich getheilt in Systematik oder dann Physiologie und Anatomie, die ungemein erweitert und vertieft wurden, oder ganz zerstreut. Das Erstaunlichste ist Ausdehnung in Kenntniß der Pflanzenarten, und die riesige Erweiterung läßt sich an den Fortschritten eines Engländers abmessen, der von Anfang des Jahrhunderts an als der erste Pflanzenkenner der Welt galt und sich Jahrzehnte hindurch auf dieser Höhe hielt.

Einer der interessantesten Vorgänge gleicherweis in der Pflanzen- und der Thierkunde ist der Kampf zwischen künstlichen und natürlichen Systemen, mit dem anwachsenden und durchdringenden Streben an die Stelle der alten künstlichen ein haltbares natürliches System zu setzen, das physiologischen Charakters wäre. In der Zoologie ist das am frühesten für die Ichthyologie umfassend durchgeführt worden. Das glänzende Aufkommen des natürlichen Systems hat zweifellos einer Erforschung der Pflanzenorganismen, wie sie den natürlichen Entwicklungsgesetzen und den Wegen der Fortbildung entspricht, den größten Vorschub gethan. Die Pflanzengeographie, eine neue Schöpfung, die uns wieder einmal auf den weitgreifenden Namen Humboldts führt, öffnet einerseits der Forschung, anderseits dem poesievollen Reize der Naturschilderung neue Wege.

Thierkunde. — Dieser Zweig weist in der allgemeinen Behandlung des Fachs, der Systematik und Classification, 7—8 unbedingt erste Häupter, die genau doppelte Zahl für Behandlung einzelner Thierclassen, oft mit Rücksicht auf besondre Länder (Landesfaunen). — Seit und durch Cuvier vollzieht sich befruchtend ein paralleles Weiterführen der Thierforschung mit der Anatomie (dissection und classement), woraus ein zoologisches System erwachsen solle, das geeignet sei auf dem Felde der Anatomie Leitung zu geben, und eine anatomische Doctrin, die dem Thiersystem entwickelnd und erläuternd dienen könne. Seit Cuvier's „Règne animal" hat die Classification vergleichende Anatomie zur Grundlage, und das Studium der lebenden Arten ist zum ersten Mal mit dem der fossilen verbunden. Auf dieser Doppelgrundlage ruht die Zoologie des 19ten Jahrhunderts, und in dem Sinne sind Cuviers Fortsetzer und Nachtreter eben so zahlreich als gewichtig. — Die neueren Arbeiten des Fachs unterscheiden sich von den ältern durch die immer offenere Tendenz die Mysterien des Lebens zu ergründen mittels des gleichzeitigen Studiums der innern Structur der Gewebe (Histologie) und der natürlichen Functionen der Organe (Physiologie). An die so gerichteten Arbeiten knüpft die Erforschung der niedern Organisationen und Thierclassen, deren Beobachtung für die modernen Naturforscher einen ganz besondern Reiz zu haben scheint. — Welch' gewaltige Erweiterung schon zu Cuviers Zeit und mehr noch seit ihm die Artenkenntniß annahm, das ist u. A. auffallend an der Geschichte der Fische zu ersehen; während noch ein Lacépède nicht über 14 Arten kannte, führt bereits das Werk von Cuvier und Valenciennes deren nahezu 5000 an.

Für Systematik des Fachs hat der genannte große Franzose geradezu schöpferisch gewirkt und ein zweiter die mehr philosophisch geartete Construction der Thiertypen mit großer Energie angegriffen. Auf dem Gebiete der Zootomie that in den drei ersten Jahrzehnten deutsche Kraft das Meiste. Die drei Elemente, welche die vergleichende Anatomie zu einer thierischen Morphologie auszubilden beitrugen, waren: die Lehre von den Typen, die Entwicklungsgeschichte, die Zellentheorie.

In auffallendem Grad ist Ornithologie bevorzugt, als machten der Reiz der Beobachtung dieses idyllischen Eigenlebens, seine Farben- und Formenpracht besondre Anziehung geltend. Neben ihr tritt die

Entomologie stark in den Vordergrund. Während die Vögel nach ihrem Haushalt und der Lebensweise mannigfach der liebevollst sorgfältigen Forschung unterzogen wurden, blieb ihre Classification durch die Abgeschlossenheit des Baues erschwert. Die Entomologie hat insonderheit auch eine Literatur entwickelt, die wichtiger ist als selbst diejenige über sonst noch so viel behandelte Classen (Vögel, Mollusken). Uebrigens haben die Biene und der Frosch, dieser auf Grund der Thatsache, daß er das physiologische Versuchsthier ward, die reichste Literatur.

Ein Deutscher hat die Infusorienkunde durch das Gewicht einer mit liebevoller Genauigkeit durchgeführten mikroskopischen Untersuchung auf eine Stufe der Vollendung geführt, von der man vor ihm kaum eine Ahnung haben konnte; eine bis dahin verschloßne Welt des nach Myriaden zählenden Kleinlebens hat sich dem menschlichen Geist und Aug' erschließen müssen, das Feld organischen Lebens sich unendlich erweitert, und auch von diesem Punkt aus hat sich das Starre, vermeintlich Unorganische und Unbewegte, in lauter Leben und Bewegung aufgelöst. Damit geht die Vervollkommnung in Bau und Gebrauch des Mikroskops Hand in Hand. Während O. F. Müller zuerst versuchte die Infusorien zu classificiren und sich des zusammengesetzten Mikroskops bediente, that Ehrenberg, das achromatische Mikroskop verwendend, den letzten großen Schritt in der Classification dieser kleinen bunten Thierwelt und in Erforschung ihres Organismus.

Die anatomisch-physiologischen Studien weisen, die Mediciner abgerechnet, welche nach der einen Hauptrichtung ihres Forschens ebenfalls jenen zugezählt werden dürften, etwa 20 Namen von Klang, hochbedeutende Kräfte; davon, analog dem Entwicklungsgange der Medicin selbst, die starke zweite Hälfte erst nach 1830, während die erste sich gleichmäßig über die frühern Jahrzehnte vertheilt. Die zu Anfang des Jahrhunderts sich vollziehende Ausscheidung des Ganglien- und Cerebralnervensystems und noch mehr die folgende Trennung von Empfindungs- und Bewegungsnerven sind Thatsachen von jenem enormen Belang wie etwa auf andern Feldern die Spectralanalyse oder der Satz von der Erhaltung der Kraft oder Darwins Abstammungstheorie u. a. m. Zu allererst begründet die Physiologie eine ganz neue Vorstellung vom Werden und der Entwicklung des Lebens:

Es war nach Schleidens und Schwamms Entdeckung vom Leben der Zelle ein kühner Aufschwung des Gedankens, daß der ganze Formenreichthum der Pflanzen- und Thierwelt aus einfachen Urzellen, vielleicht einer einzigen, aufsteigend, sich steigernd und verästend, sich entwickelt habe. Rechnen wir dazu, daß die physikalisch-chemische Seite des physiologischen Fachs geradezu eine neue Schöpfung, daß die physiologische Pathologie eben so eine erst frisch begründete Abzweigung; ziehen wir endlich die ethnographisch-ethischen Folgerungen hinzu, die freilich auf ein mehr unsicheres Abstractionsfeld hinausführen, so kann uns die einschneidende Wucht dieses Studienkreises nicht entgehen.

Ueber das Naturwissen als Ganzes sagt der „Kosmos": Der Reichthum der Naturwissenschaften ist nicht mehr die Fülle, sondern die Verkettung des Beobachteten. Die allgemeinen Resultate, die jedem gebildeten Verstand Interesse einflößen, haben sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wundervoll vermehrt. Die Thatsachen stehen minder vereinzelt da; die Klüfte zwischen den Wesen werden ausgefüllt .... Eine einfache Verkettung, nicht in linearer Richtung, sondern in netzartig verschlungenem Gewebe, nach höherer Ausbildung oder Verkümmerung gewisser Organe, nach vielseitigem Schwanken in der relativen Uebermacht der Theile, stellt sich allmälig dem forschenden Natursinn dar.

Hätten wir die Gewißheit mit dem ausreichenden Grad innerer Sicherheit und Vertiefung der Naturkräfte und ihrer Formationen Herr zu sein, und zugleich die Macht diese ausreichende Kenntniß auf das regelmäßige Ineinanderspielen unsrer Körperorgane in der Lebensführung anzuwenden, die Medicin, welche nichts Anderes ist als die auf den Gang des menschlichen Organismus angewandte Naturkunde, wäre nicht Jahrtausende hindurch, und gar bis in unsre 30er und 40er Jahre hinein, auf dem niedern Stand einer unsicheren Versuchswissenschaft stehen geblieben. Wohl begründet scheinen uns die seitherigen Fundamente; wie weit und wie sicher sie eben tragen, das zu beweisen steht erst noch an einem längeren Zeitverlaufe.

Medicin.

Wenn es Eine oberste Folgerung giebt, die durch den Entwicklungsgang der Medicin in unserm Jahrhundert mit zweifellosester Klarheit bewiesen wird, so ist es diese, daß zuerst als Fundament die Naturkenntniß mit möglichst großartiger Fülle der Einzelthatsachen bereichert sein muß, ehe von einem rationellen Ausbau der Medicin auch nur die Rede sein kann. Aus welch einer andern Einwirkung ließe sich der unvergleichliche Aufschwung seit den 30er und 40er erklären, der weit über Alles hinausgeht, was das sonst so langsam reifende Fach zuvor in Jahrhunderten geleistet hatte! Erweiterung und Vertiefung der Naturkenntnisse seit den Anfängen des Jahrhunderts, zu allernächst die gewaltigen Vorschritte und Entdeckungen in Chemie und Physik, äußerten allerdings von Anfang an ihre Rückwirkung auf die Medicin; aber die Anwendung auf diese forderte erst wieder eine geraume Zeit, und so ist sie nicht früher als starke drei Jahrzehnte später so recht von dem großen Zuge jener Forschungsgebiete ergriffen worden, deren genau fixirte Thatsachen ihre Unterlage ausmachen.

An die ältern therapeutischen knüpfen die modern pathologischen Studien insofern, als schon in jenen auf die Objectivität und Genauigkeit in der Beobachtung, das physiologische und klinische Experiment das entschiedne Hauptgewicht gelegt wurde. Von Frankreich ausgehend, hernach in Deutschland einen Hauptsitz nehmend, faßt das Verlangen nach naturwissenschaftlich-experimenteller Behandlung immer stärker Boden, je mehr die Naturwissenschaften selbst sich erweiterten: empirisch gewonnene Bereicherung in den Bereichen der Anatomie, Physiologie und Diagnostik ward die Losung. Zunächst ging diese Entwicklung, fußend auf die reale anatomisch-physiologische Basis der Pathologie und eine technisch vorgeschrittene Diagnostik zu Hülfe ziehend, durchaus von Frankreich aus, während sie in Deutschland erst allmälig aus einem auch die andern Wissenszweige ergreifenden, für diese praktische Wissenschaft aber besonders gefährlichen Hang zum Theoretisiren sich herauszuwickeln hatte. Auch die Auscultation kam zunächst, einige Jahrzehnte vor ihrer großen deutschen Ausbildung, von Frankreich. Vor den Deutschen traten noch die Engländer in diese objectiv reale Fundamentirung ein. Italien ist des Entschiedensten auch hier zurückgeblieben und hat kaum etwas Selbständiges geleistet. —

Ein ganz bedeutsamer Aufschwung und eigentlich eine durchaus neue Periode in der medicinischen Entwicklungsgeschichte tritt ein seit den 30ern und setzt sich fort in den 40er Jahren. Er geht, wie schon oben berührt, aus von den Naturwissenschaften, zunächst der Anatomie. Beobachtung und Experiment, Analyse und Diagnose, sie alle leiten zur genetischen Erkenntniß der Krankheitsprocesse über. Die pathologische Anatomie wird erst eigentlich zur Wissenschaft erhoben: ein Franzose hat sie begründet und ein Deutscher sie durch die physiologische Chemie sich bestimmen lassen. Humoralpathologie in Frankreich. Allgemein werden Pathologie und Therapie durchaus neu fundamentirt. Aeußerlich ist das weitest einwirkende Factum das Aufstehen der pathologisch-anatomisch-medicinischen Schule in Wien durch einen Deutschböhmen, der die Anatomie zu ihrer entscheidenden Bedeutung für das medicinische Fach erhebt. Ein zweiter Deutschböhme neben und mit jenem ist Schöpfer der physikalischen Diagnostik: Stethoskop, Percussion und Auscultation kommen auf. Ein Ungar hat die topographische Anatomie in Deutschland begründet. So haben die Wiener festen Grund gelegt für die neue Diagnostik, die physiologische Pathologie und Therapie, und so vollzieht sich von den 40er Jahren an die große Reform, welcher die Empirie als Erstes gilt; die Anatomie, ihre Grundlage, hat die intressantesten Entdeckungen selbst gemacht oder doch gefördert; von ihr aus geht der ganz neue Aufschwung der Physiologie. Erst als Experiment und Beobachtung zu ihrem Rechte gekommen und eine Fülle von Thatsachen gesammelt hatten, erst da trat deutsche Reflexion wieder als belebendes Element hinzu und that ihre vorzüglichen Dienste. War sonach in der frühern Zeit die Chirurgie vorherrschend, so tritt in der letzten eine ganze Reihe neuer Abzweigungen und Grundlegungen mit großen Resultaten auf.

Von den etwa 50 Häuptern gehören der Zeit des Kaiserreichs ein starkes Fünftel an, der auch in diesem Fach lahmeren Restauration kaum 1/8, die andern zählen erst seit der großen Reform. Früher waren bestimmend nur Deutsche und Franzosen, und fast zu gleichen Theilen; in der letzten Zeit traten die Franzosen auffallend zurück, und dafür drängen sich eine Anzahl höchst bestimmender Engländer vor. Im Ganzen sind über 3/5 deutsche, 1/5 französische und 1/10 englische Kräfte.

Ueberwachung der innern Organe in ihrem regelmäßigen Arbeitsprocesse liegt, übergeben zur Erforschung der topographischen Verhältnisse des Erdkörpers, die doch an der Oberfläche liegen; wenn wir ein Doppeltes finden: 1) Sind so viele Striche unsres kleinen Erdballs bis auf unser Jahrhundert herab entweder ganz vollständig oder doch zum starken Theil unbekannt geblieben, daß man ihrer nach Zahl und Ausdehnung erst mit Staunen bewußt wird, wenn man an der Hand der Karten das Specialgebiet der Erdbeschreibung durchstudirt; ja ein kleines Stück solcher Striche liegt noch in unsrem eignen Continente. Also ein großer Theil der Erde terra incognita. 2) Sind auch unter den tüchtig Gebildeten die schulgemäß erworbenen Begriffe über viele Landstriche (Sibirien, die Sahara 2c. 2c.) so unsicher und ungenau, daß wir erst wieder die Berichte der neuen Reisenden durchlesen müssen, um jene zu rectificiren. — Liegt auf dieser Seite Grund zur Beschämung über das Ungenügen des menschlichen Wissens, so auf der andern, indem wir die Summe der Arbeit des Jahrhunderts ziehen, hoher Grund zur Erhebung: da ist vollends das höchst Heroische geschehen, da sind die Pioniere der Cultur, die Feldherrn des Friedens zu finden, die auch in der Regel mit ihrem Leben zahlten; da liegt ferner über den prachtvollen Reisebildern ein theils primitiver, theils kunstgetragener Reiz; eine neue Erde und ein neuer Himmel gehn uns auf, die noch unentweihte Poesie des Raumes.

Geographie:

Reisen, Entdeckungen, Colonisation.

Das geographische Fach ist um ein Bedeutendes weniger vertreten; das Größte geschieht hier nicht durch theoretische Behandlung, sondern durch die Praxis der kühnen Entdeckungsreisen. — Einzelne großartige Schöpfungen sind allerdings auch auf jenem Felde zu notiren; unvergleichlich über allen steht an universeller Wissenschaftlichkeit und durchdachter Vertiefung die durch einen Deutschen vollzogene Schöpfung der vergleichenden Erdkunde; eine Arbeit ersten Rangs, ebenfalls deutsch, ist ferner die Erstellung eines umfassenden physikalischen Kartenwerkes. In Atlanten, insonderheit wenn wir die technische Vollendung der Darstellung ins Auge fassen, leistet die Zeit Bedeutendes. Die specielle Länderkunde hat durch die Description de

l'Egypte einen nachhaltigen Anstoß gewonnen; culturgeschichtlich können aber nur wenige der hieher fallenden Werke interessiren. Nach frühern englischen Vorgängen ist das Aufkommen von Reisehandbüchern bei den Deutschen anzumerken; einer wurde darin bahnbrechend. — Deutsche, französische und russische Unternehmen markiren nach seiten der topographischen Aufnahmen, Höhen- und Gradmessungen. — Was sonst fast nirgends wiederkehrt, das findet sich hier, daß nämlich die Hauptvertreter, deren wir kaum über 1½ Dutzend zu rechnen haben, sich gleichmäßig übers ganze Jahrhundert vertheilen; ⅖ sind Deutsche, ¼ Franzosen.

Einen ganz andern Ueberblick bieten die Forscher- und Entdeckungsreisen, ein Triumph des Geistes nach jeder Richtung, ob wir nun die strenge Wissenschaft oder die Technik des Reisens ins Auge fassen, die Bemeisterung der Naturgewalten abwägen, an den glänzenden Darstellungen uns erfreuen oder endlich den menschlichen Muth und die hingebende Opferfreudigkeit derer bewundern, die einer Erweiterung des exacten Wissensfeldes in der noch so höchst beschränkten und mangelhaften Kenntniß unsers Erdballs überwiegend ihr Leben opferten, sei's, daß sie kämpften mit den Gluthgeburten der Tropensonne oder mit dem starren Eise des Nordens, mit den undurchdringlichen Wüsteneien der Continente oder mit den unbeständigen Launen und Schrecken des Oceans. Das Neue und Räthselhafte ists, was hier wie auch sonst seine ewige Anziehung behauptet, handle sichs nun um alte niegelöste Fragen, wie die schon altgriechischen nach den Quellen und Quellgebieten des Nil und dem innern Hochafrika, handle sichs um Länderstriche, welche sich der Culturwelt erst kürzestens erschlossen haben, wie das continentale Australien. — Schlagen wir zunächst einfach die Zahlenreihe der großen Reisenden und Unternehmungen an, so stufen sie sich ab wie folgt: Am meisten vertreten sind die Asiareisen, von Kleinasien an zu rechnen bis nach China und Japan hinüber; ihnen folgen die Nordpolfahrten nebst Erforschung der amerikanisch-asiatischen Küstengebiete des Nordens und der Touren in Nordamerika; diesen an Zahl fast genau eben stehen die denkwürdigen Afrikareisen; ein neuerlich vorgerücktes Gebiet sind die Querzüge im australischen Continent; es kommen Mittel- und Südamerika; Weltumsegelungen und große Touren mit einschneidenden wissenschaftlichen Resultaten sind bereits etwas Selteneres; noch kleiner wird die Zahl

der fernab liegenden Südpolarfahrten; das tausendfach gegliederte Inselreich Oceaniens, übrigens schon langeher von allen Seiten betreten, steht zuletzt. Nehmen wir im Anhang hinzu Touren auf europäischem Boden behufs allseitiger Länderbeschreibung, so heben sich blos ein paar Deutsche mit ersten Leistungen ab; nicht das alte Europa wars, das die kecken Häupter reizte. Eine Zahlparallele über die eben angeführte Reihe der Länderstriche: auf Asien werfen sich zwischen 60 und 70 Haupttouren, die Nordpolfahrten mit Nordamerika und die Afrikareisen bewegen sich in einer an die 50 streifenden Zahlenreihe; das continentale Australien, Mittel- und Südamerika, sehr nahe stehend, kommen an oder über die 30; ein starker Absprung drückt die folgenden Zahlen herab: die großen Welttouren auf die Hälfte von jenen, die Südpolarfahrten auf 1/3, die oceanischen Explorationen auf 1/6. Natürlich ist durch diese kühl mathematische Rechnung Nichts gesagt über das intensive Gewicht der Forschungen auf den Einzelgebieten, wonach wir wohl Afrika und die Nordpolfahrten obenan stellen müssen; die Höhe der Gefahren, die Kühnheit der Wagnisse und die hochherzige Energie der Menschenkraft angeschlagen, steht jenen vollständig eben das Forschen auf dem australischen Continent. — Es sind in Summa nicht weniger als dritthalbhundert Forscherreisen. Die größte Zahl von circa 110 fällt auf die Zeit der großen Kämpfe, die Europa mit dem unterjochenden Napoleonismus durchzufechten hatte; die Restauration geht auf 60 herab; die Bourgeoisieperiode steigt wieder auf 80 an. Die letzte liefert aber, auch wenn wir von den überraschenden noch jüngern Ergebnissen der Nachwirkungen und Consequenzen jener absehen, die großartigsten wissenschaftlichen Resultate und weist die höchsten Wagnisse auf. Aber wenn wir auch einzig und allein mit jener Zahl rechnen wollten, haben wir alles Recht unser Jahrhundert eine Zeit der großen Entdeckungen zu heißen und sie mit Stolz den ersten in dieser Richtung vorgeschrittenen an die Seite zu stellen, den Ausgängen des sechszehnten und den Anfängen des siebzehnten. Blieben neue Continente für die Culturwelt zu finden und zu erschließen, zweifellos, daß sie heute gefunden wären; ein sechstes, südpolarisches Festland, selbst wenn es bestünde, wäre jedenfalls für die Culturbewegung ohne Folge und Gewicht. Eigenthümlich und auffallend, wie die Neigungen und Anstöße wechseln, jedenfalls ohne daß sich ein Gesetz für ihre Bewegung auffinden ließe. Wenn wir in den Anfängen des Jahr-

hunderts die Asiareisen auffallend überwiegen sehn, die sich im spätern Verlauf — wie viel haben orientalische Frage, englisch-russische Politik und Handelsrivalität, Colonisation, Sprach- und Literaturstudien dazu mitgewirkt? — wieder hervordrängen, so treten in der Zwischenzeit Arctische Fahrten, Afrika und selbst Australien gegen jene des Entschiedensten in den Vorgrund; eben dieselben, einmal der große Stoß gegeben, behalten ihren Reiz und wirken constant nach. Antarctische und große Weltfahrten bleiben immer etwas Seltenes; jene liegen denn doch jeder Berührung mit dem Culturleben, in das selbst ein Theil Afrikas und das ganze bekannte Australien mit raschen Schritten hineingerissen wurden, allzu fern ab, und diese können, wenn ihre Erfolge für die Wissenschaft bedeutend werden sollen, in der Regel nur Nationalunternehmen oder solche reich dotirter wissenschaftlicher Corporationen sein. — Auf diesem Boden hat der mit seinen Armen die Erde umfassende Meerstaat England, der sonst, in der allgemeinen Wissenschaftsbewegung bedenklich schwach vertreten, nur durch einzelne überragende Größen interessirt, unvergleichlich das Höchste gethan, das ist seine Stärke; nahezu 3/5 der Zahl von großen Reisenden und Reiseunternehmen sind von Engländern und Amerikanern ausgegangen; 1/5 ist deutsche Kraft, je 1/10 französische und russische, und nicht zufällig und auch nicht aus reinem Wissenstrieb tritt gerade hier das von der westländischen Cultur heute noch blos beleckte Halbbarbarenreich, dem wir sonst höchstens noch im Gebiete der belletristischen Literatur einen beachtenswerthen Rang zuerkennen müssen, so weit vor. Die kleine Schweiz liefert zwei (neuestens einen dritten), Italien und Spanien je blos einen Namen unter den höchststehenden. Welche Schlüsse könnte der Culturgeschichtschreiber zu ziehen sich bewogen fühlen, wenn er die mittelalterlichen See- und Handelsstaaten zu unterst trifft! Engländer und Deutsche haben vor allen andern jene schweren, schon von den Alten angerührten, aber erst von der Gegenwart gelösten Aufgaben (Nil-quellen und -quellgebiet, Vordringen ins Innere des Erdtheils und Natur von Innerhochafrika) in ewig denkwürdiger Weise gefördert, ja zum Theil zum Abschlusse gebracht; englisch-deutsch-russische Führer stehen, nachdem auf die kräftigen Anstöße zu Anfang des Jahrhunderts ein Zurücktreten der Franzosen folgte, auf dem Boden Asiens (nach altem Styl Egypten eingerechnet) im Vorgrund; Engländer, Amerikaner und nach ihnen, freilich in starkem Abstande,

Russen sind die energischen Nord- und Südpolfahrer, denen nicht blos das Wissen, sondern auch die reizvolle Naturmalerei hinreißender Art Glänzendes verdankt; Deutsche, und diese bahnbrechend, fast gleichmäßig Engländer, haben Mittel- und Südamerika durchforscht; in großen Weltfahrten ist Frankreich, neben ihm Rußland am glänzendsten vertreten; Australien ist auch nach seiten der Forschung englische Domäne.

Für das Binnenland Nordafrikas mußte man noch vor etwa 40 Jahren die sehr mangelhaften Nachrichten der mittelalterlich arabischen Geographie zu Rathe ziehn; für das Innere der continentalen Südhälfte gab es kaum oder nicht einmal leere Namen. Im Verlauf unsers Jahrhunderts seit dem dritten Jahrzehnt hat durch die muthigen Forscher die Kenntniß aller Theile des bis dahin räthselhaften Continentes größere Fortschritte gemacht als im ganzen frühern Ablauf der Geschichte. Ein Deutscher erschloß zuerst das unwirthliche Innere.

Erst den Anfängen unsers Jahrhunderts war es vorbehalten Australien als ein ungetheiltes Festland zweifellos hinzustellen. Und erst die Südpolarreisen von Roß haben uns Natur und Wesen der antarctischen Ländergebiete erschlossen. Eben so haben die britischen Nordpolfahrten als hochwichtiges Ergebniß festgestellt die Begrenzung der beiden Welten als Inseln in einem umfassenden Meere. Deutsche, zumeist in russischem Dienst, waren's, die den Koloß des gewaltigen Czarenreichs nicht dem Westen blos, sondern zum starken Theil der russischen Regierung selber bekannt machten.

Die Pflanzengeographie ist vorzugsweise, die Thiergeographie ausschließlich durch Deutsche bearbeitet; beide sind heute wenigstens in ihren Grundzügen gefestet.

Das Zeitalter darf mit Bezug auf den Fortschritt des Faches bis zum Tode dreier großer Häupter vorwiegend das deutsche genannt werden, sofern nämlich die streng wissenschaftliche Weiterführung desselben, um nicht zu sagen seine philosophisch vergleichende Grundlegung (Ritter) entschieden deutsche Arbeit ist. Dabei fällt in Parallele mit dem Vorgehen andrer Nationen (England, Frankreich, Rußland) folgende Erscheinung gewichtig in Betracht: Während diese Staaten in großen Nationalunternehmen mit Weltfahrten und kostbaren Forschungstouren vorgehn, ist von den deutschen Staaten so viel als Nichts geschehen. Privaten waren's, die bedeutende Vermögen auf-

wandten oder opferfreudig und entbehrungsmuthig mit Gesundheit und Leben zahlten oder in den Dienst fremder Regierungen traten, um die Wissenschaft zu fördern. Die erste große wissenschaftliche Reise, die ein deutscher Staat (Bayern) ausführen ließ, ist die von Spix und Martius; daneben stehn noch einige Leistungen Preußens.

Nach deutschem Vorgang und darauf nach französischer und englischer Studie vollzogen sich große Fortschritte in der Kenntniß des innern Baues der Erdrinde. Die Einsicht in Bau und Lagerung der Vulkane (ihre Morphologie) ist fast ausschließlich einigen Deutschen ersten Rangs (Alex. v. Humboldt, L. v. Buch, Franz Junghuhn) zu danken.

Ausbau der mathematischen Geographie (berühmte Gradmessungen — von 11 vorgenommenen fallen nicht weniger als 9 in unser Jahrhundert —, geometrische Landvermessung 2c.) beruht fast ausschließlich auf Verdienst und Vorgehen der Franzosen; das ist Jahrhunderte alte Nachwirkung. Für dieses Fach hat überhaupt der Staat Bedeutendes gethan; es zählen hieher auch die Publicationen im Anschluß an die kriegerischen Unternehmungen auf afrikanisch-orientalischem Boden, wissenschaftliche Erdumseglungen, antiquarische Orientforschung u. A. m. Die Deutschen dagegen heben sich bedeutsamer ab nach Ausbildung der physikalischen Geographie, insonderheit auch in graphischer Darstellung; Anstoß seit Werner. Es ist von langeher die Differenz der nationalen Arbeit: Im Messen und Rechnen die Franzosen vorangehend, in philosophirenden Vergleichungen und allgemeinen Schlußfolgerungen aus den gewonnenen Einzelresultaten die Deutschen wegbahnend. Paris hört übrigens im Verlauf überhaupt auf wesentlicher Centralsitz in diesem Fache zu sein. Erste genaue Vergleichungen einer größern Zahl von Gradmessungen und Folgerungen daraus für die Erdgestalt. — Die Fortschritte in der Genauigkeit bei Messung der Ortsbestimmungen springen klar aus dem Umstande hervor, daß es noch im Beginn des Jahrhunderts schwierig war Winkel bis zum Werth einer Bogensecunde zu lesen, während im Verlauf die Meßbarkeit bis zu Secundenzehnteln und von da gar zu Hunderttheilen einer Secunde vorschritt.

Erhebliches haben die geographischen Gesellschaften gethan. Aelteste die Pariser 1821, zweite die Berliner 1828; bedeutendste auch durch

die großen aufgewendeten Summen, die mit der über alle Erdtheile sich erstreckenden Erweiterung des Verkehrs- und Colonisationsgebietes hinauswandern, die Londoner seit 1830, unermüdlich rührig. Ungemein reichhaltiges Material strömt auch der Petersburger zu, deren Forschungen sich zumeist auf das freilich an sich schon unermeßliche Staatsgebiet beschränken.

Was für den Raum und das Erdleben die Erdbeschreibung, das leistet für die Zeit und das Menschenleben die

Geschichte.

Auch da ist noch genug terra incognita oder obscura zu durchwandern. Geschichte ist eins von den Gebieten, welche die allerreichste Behandlung erfahren und extensiv wie intensiv angeschaut einen erstaunlichen Höhestand erreicht haben; geschichtliche Betrachtung mit einem starken Theil kritischen Zuschnittes ist einer der frappanten Charaktere des Jahrhunderts; dieses Fach hat die glänzendsten Kräfte angezogen, alle Lebensgebiete und Entwicklungen zum Object genommen. Eine schon der Eigenthümlichkeit halben beachtenswerthe Thatsache ist es, daß die Zahl der großen Historiker fast in mathematischer Genauigkeit zusammenfällt mit der Zahl der großen Reisenden und Reiseunternehmen, etwa dritthalbhundert hier wie dort. Die Bewegung geht aber nicht wie dort vor, sondern ist eine in springenden Zahlen zunehmende. Das Specialgebiet der Tagesgeschichte und Politik abgerechnet, dessen Bebauung den direct umgekehrten Gang nimmt, beginnt das Jahrhundert mit relativ wenigen Kräften; die ganze Zeit des Napoleonismus, einer durchdachten Geschichtsbetrachtung nicht günstig, weist ihrer um die 20. Noth und Druck einer eisernen Gegenwart eben so wohl wie anderseits die Herrschaft eines abgezogen speculativen Denkens raubten der unter dem Napoleonismus thätigen Generation Zeit wie Neigung sich mit Liebe der Erforschung der thatsächlichen Einzelerscheinung oder dem Studium der Vergangenheit hinzugeben; daher das Zurücktreten der reinen Geschichtschreibung. Das individuelle Sein konnte in jenen Jahren einer universellen Knechtung, die nur in der speculativen Idee ein erhebendes Gegengewicht suchte und fand, weder in der Studie noch im Leben zu ihrem Rechte kommen.

Schon die sonst todte und in einer Reihe von Wissenszweigen nur

noch mit erlahmter Bewegung fortarbeitende Restaurationszeit macht gerad' in Geschicht-forschung und -schreibung einen stärksten Fortschritt und verdreifacht nahezu die Kräfte; man sollte meinen, daß die gezwungene Abwendung von dem öffentlichen Leben und der Tagespolitik reger anstrebende Gemüther angetrieben habe sich an dem Studium früherer Jahrhunderte zu kräftigen und zu erholen. Aber in gleicher Stärke wirkt der Anstoß fort, die Juliperiode zeigt wieder eine mehr als verdoppelte Zahl: dort in den 50, hier 120. — In gleichem Maße nimmt die Bebauung von Tagesgeschichte und Politik ab. Die erschütternden Gewaltacte des Kaiserreichs, vor allen seine Kriegsthaten, hatten die Darstellung herausgefordert, und jener kurze Zeitraum von 1½ Jahrzehnten hat noch während seiner Dauer etwa 30 specifische Quellenschriften ersten Ranges provocirt, abgesehen von den auch auf andern Feldern bedeutenden Historikern. Die Restauration, an sich stoffarm, hat die Zahl um ein Dutzend beschnitten und die Arbeit der Uebrigbleibenden mit ihren Reflexionen zum starken Theil wieder in jene Periode zurückverwiesen. Die Juliperiode zeigt nur noch die Hälfte von jenen; sie treibt praktische Politik, mehr in Ruhe, und wendet sich übrigens der strengen Forschung zu. — Die Nationalarbeit angeschlagen, stehen die Deutschen in bedeutsamem Vorsprung; wenn ihnen die Franzosen nahezu folgen, so haben sie dieses Ergebniß einzig der relativ stärksten Zahl von Tageshistorikern und Memoirenschreibern zu danken; mit ihnen bricht die Reihe in merkwürdigen Sprüngen ab. Zählen wir bei den Deutschen über 90, bei den Franzosen in den 80, so fällt bereits die dritte große Nation, die Engländer, bei denen der geschichtsforschende Trieb wie manche andre sich nur dann und wann in vereinzelten Häuptern von besondrem Rang auslebt, unter ¼ der letztern Zahl ab; Italien weist ihrer über ein Dutzend. Schweden, Spanier, Russen, Amerikaner folgen in stetig abnehmender Zahl. Dänen, Polen, Ungarn, Niederländer und Schweizer sind die letzte Reihe mit jeweilen nur einzelnen Meistern des Fachs. Dabei ist es von maßgebender Bezeichnungskraft für die Nationalcharaktere, wie sich die aus den verschiedenen Völkern herausgewachsenen Vertreter zur Geschichte der einzelnen Länder und Zeiträume verhalten. Wenn die Deutschen in ihrer Zerrissenheit ohne Zweifel mit einer berechtigten Vorliebe auf die großen Phasen ihrer einstigen römisch-deutschen Kaiserherrlichkeit zurückblicken, welche sie lange mit dem Traum einer Art Universalherrschaft unterhielt, so macht sich doch

daneben sofort wieder der kosmopolitische Zug geltend, welcher ihnen wohl oder übel auf allen Wegen anklebt; 2/9 jener geschichtschreibenden Häupter wenden sich der Entwicklung einzelner Länder und Staaten zu, und von ihnen sind es 3/5 Deutsche über Deutschland, 2/5 über alle möglichen andern Länder. Ganz anders verhält sich der Franzose, bei dem der Patriotismus zur Gallomanie wird. Das Verhältniß der Staatengeschichtschreiber zur Gesammtzahl ist bei ihnen ein noch stärkeres, das sich durch die Ziffer 3/8 ausdrückt; aber von dieser letzten Durchschnittszahl sind es wieder 7/8, die ausschließlich ihr Land und Volk (daneben etwa noch Universalgeschichte) ins Auge fassen, einzig das letzte Achtel wendet sich andern Ländern zu, und dem Franzosen im Ganzen geht hiefür des Entschiedensten die Liebe und das Verständniß ab. Das eine Drittel der Engländer wirft sich auf ihr Land und ihre Colonien; ähnlich ist das Verhältniß bei den Italienern, und da hat es noch weit mehr zu besagen: Geschichte als Forschung und Darstellung so wie Literatur sind zweifellos mächtige Hebel der nationalen Kräftigung geworden. Etwas Aehnliches findet sich, und hier ohne jedweden äußern Anstoß oder Tendenz, wohl nur im Geleite der Literatur- und Sprachforschung, bei den Schweden. — Daß in Darstellung der Tagesgeschichte das Volk, welches vor allen andern Tagesgeschichte im größten Styl machte, eben auch die reichste Vertretung einnahm, darf um so weniger frappiren, wenn wir die französische Selbstbespiegelung und systematisch großgezogne Ueberhebung als bewegenden Hebel mitrechnen; und noch weniger darf es wundern, wenn die seit Ludwigs XIV. Zeiten specifisch kriegerische Nation fast das ganze Contingent lieferte zu dem Dutzend von Darstellern der Kriegsgeschichte ihrer Zeit. Setzen wir die Zahl der tagesgeschichtlichen Schriftsteller unter den Franzosen auf circa 2 Dutzend, stark über 1/4 aller ihrer Historiker in unserm Jahrhundert, so stehen die Deutschen dazu im Verhältniß von 2/3, die Engländer von 1/4, Italiener 1/8. Spanier, Russen und Schweizer vereinzelt. In Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte sind ohne allen Zweifel die Deutschen Meister, die außer aller Parallele stehn, extensiv und intensiv, nach Zahl, nach Wucht und Geist ihrer Arbeit; die Franzosen rücken bedeutsam nach. Das einzelne Gebiet der Literaturgeschichte angenommen und die deutschen Vertreter = 1 gesetzt, verhalten sich die französischen wie 2/3, die englischen wie 1/6. Das Durchgehende ist hier, daß die

nationalen Vertreter ihre specifische Literatur als Hauptobject wählen. In universalgeschichtlichen Darstellungen einzelner Zeiträume sind wieder die Deutschen ohne Vergleich überwiegend; das mag an demselben Denkzuge liegen, den wir oben bei den Länder- und Staatengeschichten berührten. — Das Ganze der dritthalbhundert Kräfte abgemessen und vertheilt, stellt sich folgendes Verhältniß heraus: Einzelne Länder- und Staatengeschichten absorbiren nahezu 2/5, in den 90; diesem stärksten Gebiete folgt mit etwas über 1/5 die Tagesgeschichte und Politik in den verschiedenen Nüancen, wobei z. B. die Deutschen mit Vorliebe Rechts-, Verfassungs- und Wirthschaftsfragen hereinziehen; Literatur- und Culturgeschichte einzelner Länder nimmt nahezu 1/6 in Anspruch, specifische Kunstgeschichte wieder die Hälfte von jenen; universalgeschichtliche Darstellungen im Großen sind etwa 10 versucht worden. — Die Anfänge mit der Folgezeit verglichen, darf man behaupten: Die erste Periode ist relativ arm, trotzdem daß auch sie schon im Vergleich mit frühern Zeiten einen namhaften Vorschritt einschließt; es fällt das stark in die Augen, wenn man ihre Production zusammenhält mit dem sehr reichen, kraftvollen, vielseitigen, nach allen Richtungen in frische Blüthen und Früchte ausschlagenden Treiben der ganzen Folgezeit des Jahrhunderts, einer der an Erträgnissen nach innerlicher und äußerer Bedeutung glänzendsten Erscheinungen auf dem ganzen Wissensfelde. Jenes Zurücktreten der ersten Zeit, contrastirend mit der Wahrnehmung, daß sonst auf einer weitgezognen Linie der Wissensfächer die schlaffere Restaurationszeit weitaus ärmer ist, läßt sich nicht aus dem zwar übermächtigen Drucke des Imperialismus allein erklären. — Alterthum und Mittelalter, jenes wesentlich auch nach culturgeschichtlicher Richtung, dieses mit verschiedenartiger Auffassung bis und mit den neuzeitlichen Uebergängen, Staaten- und Fürstengeschichte, Politik und Civilisation haben vor Allem den deutschen Gelehrtenfleiß angezogen. Großartige Quellenwerke ragen in Deutschland und Frankreich hervor. Kunstgeschichte in weiter und tiefer Fassung von Deutschen; in Frankreich einzelne sprach-, literatur- und civilisationsgeschichtliche Werke von hervorragender Bedeutung. Einzelne Amerikaner heben sich heraus. Die charakteristisch sich ausscheidenden französischen Geschichtsschulen sind eine markante Erscheinung.

Auffallen muß es, und es mag sich aus ganz entgegengesetzten Factoren erklären: aus dem furchtbar gewaltsamen Druck des thatsächlichen

Geschichtsverlaufes und dem Wolkengang der herrschenden romantisch-phantastischen Weltanschauung, wie in den ersten Jahrzehnten die reine Geschichtschreibung, die hernach so Riesiges leisten sollte, noch außer allem Vergleich gering vertreten ist. Alle andern Nüancen herrschen vor: halbphilosophische, kunst- und culturgeschichtliche, kritisch-ästhetische, politisch-diplomatische und memoirenartige, überwiegend popularphilosophische Werke, sie alle mit ziemlich vorlauter Tagestendenz; reine Geschichtswerke großen Styls sind noch sehr selten.

Höchst beachtenswerth — eine Auslebung des allgemein vorwiegenden Zuges nach Individualisirung — ist der weitgreifende Hang nach besondern Stamm- und Völker-, Staats- und Stadt-, Provinzial- und Corporationsgeschichten, allgemein nach bestimmten geschichtlich ausgeprägten Organismen, um so kräftiger, je weniger die gewaltsame Politik der Zeit sich bestrebte diesen Organismen ihr thatsächliches Recht werden zu lassen. Die Masse dieser von Einzelnen und Vereinen eifrig hervorgesuchten Specialgeschichten ist unübersehbar.

Mit starker Betonung nehmen wir Act von folgender Erscheinung: Das Aufgreifen der Geschichte aller Einzelwissenschaften, selbst der jüngsten, in einer Weite und nach einem Plane, wovon sich noch das 18. Jahrhundert keine Vorstellung hätte machen können, ist eine für die Civilisationsvorgänge hochwichtige Thatsache, die mehr als eine zweite für die ausnehmende Erweiterung des geschichtlichen Sinnes zeugt und bereits die glänzendsten Resultate geliefert hat — ein hochherrliches Object für Häupter des Wissens.

Literatur- und Cultur- und Kunstgeschichte in deutscher Bearbeitung sind ausgiebigste und mit dem meisten Aufwand von Geist behandelte Zweige, ja die Kunstgeschichte in heutiger Bedeutung ist wiederum eine ganz junge Wissenschaft und entschieden, einzig die Belehrungen über das classische Alterthum ausgenommen, erst eigentlich Schöpfung des Jahrhunderts.

An kunstwissenschaftlichen Expeditionen hat sich Deutschland eben so spärlich betheiligt als an geographisch-archäologischen. Frankreich unter Napoleon I. und Louis Philipp nahm hierin eine entschieden ehrenvolle Stellung ein.

Auch die Geschichtschreibung steht mitten in einer allgemein sich vollziehenden großen Reform, die der Zeitgeist ihr auferlegt, derart

daß sie auf diesem ihrem neuen Wege darauf ausgeht wirkliche Völker- und Menschheitsgeschichte zu werden und uns die Gänge des Civilisationsprocesses der Menschheit, vertiefter gefaßt, offen zu legen. Darauf sann schon Voltaire, wenn er sagt: Warum immer nur eine Geschichte der Könige? die des Volkes muß geschrieben werden! Sind unsre Sitten, unsre Gesetze, unser Geist für Nichts zu achten? Die Einsicht von dieser nothwendigen und auch im Zuge stehenden Umwandlung in der Art Geschichte zu schreiben ist allgemein, nicht blos unter den Deutschen. So schreibt ein neuester französischer Historiker: En histoire comme en poésie, comme dans les arts plastiques, nous avons soif d'humanité; il fallait à nos yeux avides de sympathies, non plus les sauvages entrelacements et les apothéoses des batailles épiques, mais le spectacle cent fois plus grand de la vie intérieure, des combats de l'esprit et ses conquêtes à travers les âges. Nous voulions voir les hommes des temps évanouis aimer, souffrir, penser, lutter, triompher comme nous. Ganz gewiß hat übrigens der historische Roman — das sei seinen immer noch nicht beruhigten Gegnern und Verkennern gesagt! — ein Bedeutendes zu dieser Umbildung im volksthümlich culturentwickelnden Sinne gethan, indem er Denken und Fühlen und Streben der verschiedenen Perioden und Stämme und Classen, Lebensweise und Sitte, Tracht und Einrichtung klar und anschaulich, plastisch und farbenreich bildete und damit auch den Geschichtschreibern neue Ausblicke und eine neue Bahn anzeigte, die entschieden tieferes Verständniß erschließt.

Wir müssen übrigens die Fortschrittsidee anerkennen g'rade wie in den Naturbildungen; das Leben ist ein Emporgang, ja „die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte fortschreitender Siege des Geistes über den Stoff, — das ist der Grundgedanke der Schöpfung".

Neue Zweige ansetzen, die alten mit neuem Geiste befruchten, das war die seculäre Arbeit auch der

Philologie und Archäologie.

Nach innerer und äußerer Richtung, nach Methodengang und Ausdehnungsgebiet hat die Sprachforschung in unserm Jahrhundert einen erstaunlichen Kraftaufwand gemacht und nicht weniger erstaun-

liche Erfolge erzielt; diese Fortschritte stehn ebenbürtig neben den naturwissenschaftlichen.

Die Gesammtsumme der den Entwicklungsgang regierenden Fachmänner steigt in die 180; die Arbeit ist eine unendlich verzweigte, das von ihr umschriebene Gebiet nach seiner Ausdehnung riesig, zu einem starken Theil neu, gegen früher die Grenzen ins Unübersehbare gesteckt. Von jenen Meistern sind nahezu 2/3 Deutsche, gegen die 120; die Deutschen sind die eigentliche Philologennation. Zunächst folgen, aber bereits im allerstärksten Absprung, Franzosen mit 1/9 der Gesammtzahl, Engländer mit 1/13, Italiener mit nicht 1/18. Dänen, allgemein Skandinaven, und Holländer bilden das zweite Glied, jene mit sehr intensiver Thätigkeit. Ungarn, Böhmen, Russen, Finnen, Schweizer sind je einzeln vertreten.

Die Arbeit steht durch's ganze Jahrhundert in auffallend festbleibendem und in den spätern Jahrzehnten sehr beschleunigtem Wachsthum: Wenn die imperialistische Zeit mit etwa 1/4 hundert einsetzt, so hat die Restauration dieser Zahl ein neues Viertel ihres Bestandes zugefügt; in den 30er Jahren und bis zu Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts weist sie das Sechsfache jenes Anfangs, und die Bethätigung hat sich im Steigen erhalten. Diese Erscheinung berechtigt mit 1830 einen förmlichen Einschnitt zu machen und erst von da an die großartigste Bethätigung zu rechnen.

Bis um's Jahr 1830: In den orientalischen Sprachen geht der entscheidende Anstoß von Franzosen und Engländern aus. Bedeutende Vorschritte in der Hieroglyphen- und der Keilschriftenentzifferung; Egyptologie wird mehrfach energisch angefaßt. Ein Engländer ist's, der sich auf das Chinesische, ein Ungar, der sich auf's Tibetanische verlegt. Altnordisch nach sprachlicher Richtung und nordische Alterthumskunde, Runenlehre, bretonisch sind auffallende vereinzelte Felder des Forschens. Ein Böhme bricht der slavischen Philologie Bahn. Philosophische Begründung des deutschen Studiums, allgemein Grundsteinlegung der germanischen Philologie im weitesten Sinn, mit einer zuvor durchaus unbekannten Ausdehnung und Sicherheit gründlichster Forschung; tiefsinnige Fundamentirung des vergleichenden Sprachstudiums; wissenschaftliche Dialektforschung in bahnbrechender Art, — alles das durchgeführt durch Autoritäten auf ihrem Felde: das sind Marksteine deutschen Wissens und Fleißes. Ein Franzose tritt Epoche

machend ein für romanische Sprach- und Literaturforschung, welche hernach durch einen Deutschen noch tiefer fundamentirt wird, namentlich nach Seiten des Sprachgehaltes. Die Mythologie hat durch mehrere Deutsche einen bedeutsamen Anstoß erfahren, der aber unklar blieb und auf romantische Hypothesen hinausführte. — Die Zeit von 1830 an mit ihrer großen Zahl von Vertretern und den noch schärfer als zuvor gesonderten und je für sich markanter herausgebildeten Specialgebieten läßt deutlich zwei wesentlich verschiedne Studienclassen unterscheiden, deren eine von der Alterthumskunde den Ausgangspunkt und in ihr das Hauptfach nimmt, deren andre dasselbe thut nach der bestimmt philologischen Richtung. Dort trennen sich ab: griechisch-römisches Alterthum, specifisch classische Studie; orientalisches Alterthum; archäologische Studie andrer Völker und Stämme. Etruskisch, altitalische Völkerschaften, neugriechische Beiziehungen sind Objecte, die den Blick weiten. Von orientalischer Alterthumskunde, wie unsre Generation sie faßt, kann eigentlich jetzt erst die Sprache sein, nach den ganz neuen Denkmalausgrabungen zu Ninive und den stetig erweiterten in Egypten. Hieroglyphen- und Keilschriftenkunde schreiten natürlich vorwärts; auch das phönicisch-biblische Alterthum und ganz Vorderasien werden beigezogen. Archäologische Gebiete andrer Art sind: altfranzösische Denkmale und Documente, auch celtische, mehrfach bearbeitet und mit eigenartigen Schlußfolgerungen; mittelalterlich-christliche Kunst; slavisch-russische Denkmale mit ethnographisch-geschichtlichen Folgerungen; ein weitest reichender Blick wirft sich gar auf amerikanische Alterthümer. Es sind daneben einige Deutsche, die sich nach der Weise von Polyhistoren auf die allermannigfachsten Verzweigungen verlegen und gleich bestimmend auf mehrere Fächer einwirken. Die überwiegend philologische Classe: Die großen deutschen Bahnbrecher für Sanskrit haben zugleich die festesten Marksteine für vergleichende Sprachkunde gelegt und den jungen Wissenszweig als gleichberechtigten neben die ältern gestellt, die er mit zu seinen übergreifenden Schlußfolgerungen benutzen muß; auch da stoßen wir auf Epochenwerke. Uebrigens wird von da aus das ganze indo-germanische Sprachgebiet beherrscht. Indische Alterthumskunde und älteste indo-germanische Geschichte, indo-baktrische Alterthümer und das Pali werden hereingezogen. Auch auf die übrigen Sprachen des hochwichtigen Stammes, Zend und Neupersisch, Armenisch und Türkisch,

greift die Forschung über. Auf classischem Boden wird insonderheit das Griechische nach allen Abzweigungen der Sprache und Literatur mit Vorzug gepflegt, Literaturgeschichte, Staatengeschichte, humanistische Gesichtspunkte beigezogen. Celtische Sprachkunde begründen zwei Deutsche; slavische Sprach- und Alterthumswissenschaft, daneben insonderheit Czechisch führen zwei Böhmen neu ein. Arabisch erfährt mannigfache Bearbeitungen. Ein Deutscher darf förmlich als Schöpfer der neuern semitischen Philologie bezeichnet werden; hebräische Sprache, alttestamentliche Exegese, Geschichte des israelitischen Volkes hat er in ganz neues Licht gerückt. Chaldäisch und Aramäisch-Chaldäisch nach Seiten der Sprache, dazu noch ein ganz besonders aufgegriffner Einzelzweig; jüdisch-arabische Literatur, türkische Autoren zur Geschichte Polens, Beiträge zur türkisch-hunnisch-mongolischen Geschichte — sind besondre Felder zum Theil neuer Art. Für's Chinesische hat wohl ein Franzose das Entscheidende gethan. — Andre Sprachen. Der ural-altaische Sprachstamm ist uns erst erschlossen worden, für Finnisch-Samojedisch und Lappisch frische Bahn gebrochen; Ungarisch und Ostmongolisch-Tibetanisch wissenschaftlich durchforscht. Japanesische Kenntniß hat ein deutscher Reisender eingeführt. Für Georgisch ward ein Kaukase Autorität. In den einsylbigen Sprachen hat ein Deutscher, der überdies bewundernswerth vielseitig war, der Forschung den Weg gebahnt.

Die Hauptgebiete der classischen und orientalischen Studien abgezweigt, ergiebt sich für jene eine ganz wesentlich durch deutsche Kraft geführte Hauptarbeit, alle andern Nationen liefern blos 1/3 der Deutschen. Uebrigens erweist sich die immer wieder frisch einsetzende Anziehung dieses alten Studienfeldes aus dem Doppelumstande, daß erstlich die Betheiligung ohne Unterbruch in festen Ansätzen stieg und daß zweitens mehr als ein starkes Drittel aller Ausschlag gebenden Namen in diesen Kreis fällt. Mit den nächst folgenden Orient- und Asiastudien steht es etwas anders: Sie machen in den Anfängen des Jahrhunderts einen kräftigen Anlauf, setzen dann etwas ab, heben sich wieder stark seit den 30ern und haben so die großen Resultate trotz der frühern Ansätze erst den spätern Jahrzehnten zu danken. Eigen ist hiebei das Verhalten der Deutschen, und es muß auffallen, daß sie, deren Studie im Verlauf weitaus die bestimmendste, reichhaltigste und tiefst greifende geworden, nachdem nämlich die französischen und englischen Vorgänge verarbeitet waren, mit wirklich ent-

scheidendem Gewicht und streng wissenschaftlicher Festigkeit relativ erst spät in die Orientstudien eingegriffen haben. Ist auch die erste Sanskritgrammatik von einem Deutschen verfaßt, so ging doch der großartige Aufschwung dieses neuen Studiums zunächst von den Engländern und ihrer asiatischen Gesellschaft zu Calcutta aus. Später allerdings wird das Sanskrit fast nur von Deutschen getragen; für andre Sprachen Asiens finden sich neben ungefähr 30 Deutschen circa 20 Vertreter andrer Nationen, zumeist Franzosen und Engländer. Uebrigens sind diese Orientstudien weitesten Styls, auf welche nach der Zahl 2/7 der großen Philologen fallen, ohne Zweifel der zweitbedeutendste Zweig, ausgestattet mit dem frischen Reize der Neuheit, der zu den höchsten und mehrfach übertriebnen Erwartungen, namentlich mit Bezug auf den innern Werth der Literaturausbeute, verleitet hat. Die andern Sprachen setzen anfänglich eben so kräftig wie jene beiden Kreise ein, fallen dann aber ab und haben sich immerhin nicht mehr auf die Höhe von jenen gehoben; 3/16 der Gesammtzahl fallen auf sie. Unter ihnen ist entschieden das Germanische, eben meist von Deutschen, mit wieder ins Ungemeßne gestrecktem Studienfeld, zum Theil im weitesten sprachvergleichenden Sinn, zum Theil mit der speciellen Beschränkung auf Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch oder auch nur auf das Eine und Andre von diesen, am kräftigsten betrieben und hat auch für eine ganze Reihe von Grenzwissenschaften die reichste Ausbeute geliefert. Romanisch weist große Resultate auf, zieht aber weniger Forscher an. Europäische Alterthümer, die griechisch-römischen ausgeschieden, mögen an die Zehn beschäftigt haben und boten Anlaß zu höchst originellen, aber wenig sicher gegründeten Schlußfolgerungen. Auf's Mannigfachste sich verzweigende Arbeiten, daneben wesentlich die großartigen und ganz neuen Versuchswerke in allgemeiner Sprachwissenschaft und vergleichender Sprachforschung mit weit tragenden ethnographisch geschichtlichen Ausblicken sind fast durchweg Sache bedeutender Deutschen.

Man darf behaupten, daß erst unser Jahrhundert den Begriff der Sprachwissenschaft geschaffen und die Gestaltung der mit der Sprachentwicklung zusammenhängenden Fragen in einem vorher ganz ungeahnten Umfang sowohl als mit viel größerer philosophischer Vertiefung angegriffen hat. Die geschichtliche und die vergleichende Methode, für dieses Fach ganz neue Behandlungsarten, haben das Wesentlichste zu seinem großen Aufbau beigetragen. Und dieser ist

überwiegend deutschen Kräften beizumessen; auch ein starker Theil bedeutender Ausländer, die auf demselben Gebiet arbeiteten, haben entweder ihre wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland geholt oder doch ihre Entwicklung wesentlich unter dem Einflusse deutschen Geistes vollzogen. — Für den Begriff des Ursprungs und der Geschichte menschlicher Sprache überhaupt, also der Sprachwissenschaft im universellsten Sinn, haben die physiologischen Studien über die Sprachwerkzeuge so wie die geologischen und paläontologischen Entdeckungen eine Ausschlag gebende Bedeutung gewonnen. Der Neubau der Philologie, die großartige Erweiterung und Vertiefung der Geschichte, die Methode und die Resultate der Naturstudien waren allgemein die innerlich wirkenden Momente beim Aufstehn einer Sprachwissenschaft in vorher gar nicht dagewesenem Sinn. Die neue Studienwendung war eine so vollständige, daß von allen frühern Grundlagen kaum ein Stein auf dem andern blieb, ja daß auch das früher schon richtig Erkannte insofern wieder ein Neues ward, als ihm ganz neue und weitere Fundamente unterstellt wurden; unsre jetzige Sprachwissenschaft ist eine junge Schöpfung.

Erst seit den 40er Jahren ward ein recht nachhaltiger Anstoß gegeben zur Behandlung der Sprachwissenschaft im weitesten Sinn, zu Sprachvergleichung, Philosophie und Geschichte der Sprache mit starken physiologisch-psychologischen Bezügen; von da an auch datirt die große Erweiterung der Kenntnisse zur Urgeschichte des indo-germanischen Stammgebietes. — Die ungemein erweiterten und vertieften Sprachstudien sind nicht blos ein reicher Quell historischen Wissens, sondern — besonders in ihrer philosophisch verallgemeinernden Ausbildung zur Sprachwissenschaft — das Hauptelement dessen geworden, was man Naturkunde des Geistes heißen könnte.

Die in wenigen Decennien so mächtig gewachsene indo-germanische Sprachkunde setzt mit dem ersten Jahrzehnt an. Aus dem Sanskritstudium heraus und mit ihm zusammen wuchs die deutsche Sprachwissenschaft groß, und sie wiederum riß denn auch die andern, zum Theil älteren Zweige zu neuer Thätigkeit empor. Das Sanskritstudium selbst nahm in Deutschland erst seit den Vierzigern d. h. seit Einführung der Veden in seinen Gesichtskreis einen verglichen mit der früheren Zeit sehr vertieften Charakter an, größere Einsicht eröffnend in die Geschichte jener fundamentalen Culturſprache. Als insonderheit

durch Bopp der wissenschaftliche Beweis geleistet war von dem engen Zusammenhang der germanischen Sprachen mit dem Sanskrit und den übrigen Idiomen der indoeuropäischen Familie, da erst begann das Sanskrit für die germanischen Studien von gewichtigstem Einflusse zu werden, was die Grammatik wie die etymologische Erforschung des Wortschatzes berührt. Von Bonn und Berlin aus brach sich der Sanskritunterricht auf den Universitäten Bahn. Die drei Völker, Deutsche, Engländer und Franzosen, haben für jenes Sprachstudium das Bedeutendste gethan, so jedoch daß vom 3. Jahrzehnt an Deutschland Hauptsitz der gelehrten Durchforschung wurde. England lieferte die reichsten äußern Mittel. Zur erweiterten Kenntniß der griechischen Sprache haben die indogermanischen Studien ganz außerordentlich beigetragen, da ein Hauptgesichtspunkt bei diesen fast durchweg auf Erläuterung des Griechischen gerichtet blieb. Die Zahl der neu entdeckten Quellen für jenen gewaltigen, den ersten Culturstamm, ist ausnehmend groß und ihre Bearbeitung führte zur gründlicheren Erledigung auch der bereits bekannten.

Was im Besondern das Germanische angeht, so hebt eine neue und gewichtige Aufschwungsperiode an mit der kräftigen Zuwendung der Romantiker zur deutschen Vorzeit, einer Richtung, die nur den Fehler an sich trug mit wenig lauteren Elementen der Tendenz sich zu versetzen. Es kamen aber die Grimm'schen Forschungen, welche jene romantischen Bestrebungen umwandelten und zugleich läuterten. Mit Jakob Grimm's Riesenwerk, der „Deutschen Grammatik“, ist in diesen Studien der Beginn der jüngsten Periode anzusetzen, in deren Strömungen wir heute noch vollständig stehen. — Wenn mit irgendeiner Sache, so war es den Häuptern der Romantik mit Erforschung alt- und mittelhochdeutscher Art und Kunst, Sprache und Literatur aufrichtig ernst. Mehr durch die verwandte Natur seiner eignen Poesie wurde Tieck, durch den weitgesteckten Umfang ihrer Studien wurden die Schlegel dem deutschen Alterthum zugeführt. Trotz seiner großen Gebrechen ist Arnims und Brentano's „Wunderhorn“ von 1806 der Vorläufer geworden für die bahnbrechenden Unternehmungen zur Erforschung der deutschen Volksdichtung, so mächtig anregend wie die ähnlichen ältern Arbeiten Herders. Tüchtige Anregung ging von A. W. Schlegel aus. Trotz aller Verirrungen und Uebertreibungen der jugendlichen Begeisterung bei den so leicht mitgerißnen Romantikern

hat die Richtung auf's Deutsche Großes geleistet. Eigen ist fast allen den an jene Schule näher oder ferner sich anschließenden Männern das ausdrückliche Beiziehen auch der alt- und mitteldeutschen Kunst. — Sehr klar und bestimmt ist bei Anlaß einer Aeußerung Jakobs über die Tieck'sche Sammlung der Minnelieder, daß nämlich blos das Lob ihrer Wirkung auf die Zeitgenossen und die Vorrede auf die Nachwelt zu kommen verdienen, der große Vorschritt in den altdeutschen Studien der Grimm ihren Vorläufern, den Romantikern, gegenüber in folgenden Punkten gefunden worden, welche die objective Ruhe der reinen Wissenschaftlichkeit und die Erweiterung des Gesichtskreises einschließen: nicht das Mittelalter an sich, am wenigsten der specifische Katholicismus des Mittelalters war's, was die Grimm anzog, sondern das Deutsche in den Erscheinungen jener Zeit. Und zwar wandten sich ihre Forschungen nicht blos dem Deutschen im Mittelalter zu, sondern mit der gleichen Liebe dem Deutschen in den vorausgegangenen Zeiten des Heidenthums und in den nachfolgenden der Reformation. Streng philologische Genauigkeit auf Grund der Methode kam übrigens selbst einem J. Grimm erst in den letzten Jahren des 2. Jahrzehnts. Um dieselbe Zeit wird mit maßgebender Klarheit von einem andern altdeutschen Forscher der Gegensatz abgegrenzt zwischen dem bis dahin vorherrschenden Dilettantismus und der erst jetzt anhebenden streng wissenschaftlichen Forschung und Behandlung der alten Schriftdenkmale, und gleichzeitig werden die Anfänge gemacht zu wissenschaftlicher und mittelhochdeutscher Lexikographie. Und wieder genau um dieselbe Zeit beginnt in Vertretern ersten Ranges der höchlich fördernde Einfluß der antik-classischen Philologie einer- und anderseits der epochemachende der neuen Sanskritstudien auf die germanische Philologie höchst maßgebenden Ausdruck anzunehmen. Ein wenn auch nicht ebenbürtiger, doch gar nicht unbedeutender Vorgänger Grimms aus der Zeit der Spätromantik zeugt dafür, daß damals schon bei Kennern das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer neuen deutschen Sprachbearbeitung, die Ahnung von dem, was später Grimm so großartig durchführte, aufgegangen war. Die Worte sind auffallend: „Die Geschichte der deutschen Sprache verlangt eine durchaus neue Bearbeitung. Gewiß ist, daß keine wahre, gründliche Kenntniß der heutigen deutschen Sprache möglich sei, ohne die ältere, welche die Wurzeln und den Stamm derselben umschließt, erforscht zu haben; . . .

aber eben so gewiß ist, daß für eine sinn- und geistvollere Behandlung ein noch fast ganz unbebautes Feld vor uns liegt". Nach den Romantikern waren's die Männer der Freiheitskriege, welche ihr Volk den unschätzbaren Werth der deutschen Sprache lehrten. Als die frühern Führer jener Schule sich zum Theil in katholisirend freiheitsfeindliche Tendenzen verirrt hatten, da trat auch für's Studium des Deutschen eine zwar jener verwandte, aber doch von bereits andern Grundlagen ausgehende Reihe von Männern auf, schon während der zweiten Hälfte des ersten und dann im zweiten Jahrzehnt. — Man hat das Studium des Altdeutschen bis auf Grimms Grammatik herab als zum stärksten Theil blos unwissenschaftliche Liebhaberei bezeichnet; Grimm, Lachmann und Bopp erhoben es zur Wissenschaft, und allmälig ward es dann auch Gegenstand des höhern Schul-, insonderheit des Universitätsunterrichts. Die diesem Fach gewidmeten Zeitschriften haben nicht unwesentlich eingewirkt.

Wesentlich seit den Textausgaben Lachmanns, dessen methodischer Scharfsinn in der kritischen Ausgabe altdeutscher Texte Allen überlegen war, begann auch für diesen Zweig eine gradezu neue Epoche. Damit hängt zusammen die feine Erforschung der Gesetze alt- und mittelhochdeutscher Metrik. Es war eine seltene Dreiheit der Arbeit mit selten glücklichem Zusammentreffen in der Zeit, daß Grimms großartige Forschungen über Bau und Wesen der Sprache zugleich durch eine an den classischen Autoren geschulte feine Kritik und Exegese der alt- und mitteldeutschen Texte und auf der andern Seite durch eine ganz neue und auch wieder wahrhaft schöpferisch wirkende Untersuchung der Volksmundarten ergänzt und bereichert wurden. Etwas später erfolgt die Grundsteinlegung zu den neuesten altsächsischen Studien. Indem die schon von J. und W. Grimm innerlichst begriffne Poesie, dazu die Sage und Mythe — abgesehn von ferner liegenden Lebensäußerungen in der Schrift, wie z. B. dem Recht — in den Betrachtungskreis mit hereingezogen wurden, rundete sich der Cirkel vollständig aus. Eine fernere Erweiterung nahm dieses große Forschungsgebiet an durch das Hereinziehen der niederländischen und der niederdeutschen Dichtung. Die Sagen und Märchen, Novellen und Volksbücher als Objecte der Veröffentlichung und Erklärung, zum Theil auch als Unterlage der deutschen Mythologie; endlich die wissenschaftlich auf klar bewußte Erkenntniß des durchgreifenden Unterschiedes zwischen mittel- und neuhochdeutschem Sprachcharakter auf-

gebaute Uebertragung altdeutscher Dichtungen in gediegene und poetisch abgeklärte neuhochdeutsche Form bezeichnen einen letzten Schritt auf diesem Felde. Von der Sage aus ging dann auch das natürliche Hinübergreifen in die Geschichte. — Eine der gewichtigsten Stellen in diesem Zweige gehört den Untersuchungen über's Nibelungenlied an, das großartige Nationalepos.

Eine deutsche Mythologie ist als Wissenschaftszweig erst in unserm Jahrhundert geschaffen worden; die Verbindung mit der nordischen, dann aber ganz besonders die Fortschritte der indischen Philologie haben hier den Kreis und Blick geweitet. Daran schließt die vielfach bebaute Mythenforschung.

Das Studium deutscher Sprache und Literatur gewann in den zwei ersten Jahrzehnten den bedeutungsvollsten staatlichen Rückhalt an dem Anstemmen gegen die Niederwerfung des Vaterlandes durch die Franzosen, welche zur Einkehr in die alten großen Zeiten der deutschen Geschichte mahnte; zur Erziehung und Stärkung der Nation, zumal einer jungen Generation, haben jene Studien ihr Bestes beigetragen. Es liegt hierin allgemein eine große Verflechtung, deren Gesammteingreifen erst den einzelnen Theilen des großen Kreises ihre rechte Bedeutsamkeit giebt. Die Wiedererweckung der mittelalterlichen Kunst, die Anfänge einer bald zu hoher Würde und Vollendung aufsteigenden Geschichte deutscher Kunst, der ganz neue Eifer in Angriffnahme der ältern Geschichte und des Rechtes der Nation treten ergänzend und erläuternd hinzu.

Allmälig kam man dazu auch der praktischen Grammatik des Neuhochdeutschen die historische Erforschung der Sprache und die Sprachphilosophie als Grundlagen unterzulegen. Die Bearbeitung der neuhochdeutschen Schriftsprache und der Volksmundarten ward vielfach aufgegriffen. Das erste Gebiet, mehrfach auf Reinigung und Verbesserung der Sprache und ihrer Schrift ausgehend, zeigt oft mehr wunderlich neuernde Anschauungen als solide Erfolge, auch in Bearbeitung der Grammatik. Weitaus höhern Erfolg hatte die Behandlung der Mundarten; wie in einigen meisterhaften Autoren ihre mit neuer poetischer Kraft einsetzende Verwendung, so nahm gleichzeitig ihre wissenschaftliche Erforschung nach Umfang und Tiefe einen höchst beachtenswerthen Aufschwung; die Forschung gewann auch hier sehr durch Verknüpfung des Mundartlichen mit der geschichtlichen Sprachentwicklung.

Lebhafte Thätigkeit für germanische Philologie herrschte während der beiden ersten Jahrzehnte auch in England, hier unter der doppelten Anregung der Skandinavier und der Deutschen, wozu als dritter Sporn die bekannte englische Neigung kam sich antiquarisch mit dem heimischen Alterthum zu beschäftigen, eine Neigung, die am Bau einer starken Reihe von Prachtwerken der Literatur mitgewirkt hat. Angelsächsisch, ferner englische und schottische Poesie wurden mannigfach bearbeitet. Uebrigens richtete sich die Thätigkeit mit besondrer Vorliebe auf die mittleren Zeiträume der Sprache und Literatur, griff auch gern ins Skandinavische hinein. Eine Entwicklungsgeschichte der englischen Sprache ist ebenfalls geliefert worden. — Spornend griff deutsche Sprachforschung auch auf die Niederlande über, den Süden wie den Norden. Während im Süden die heimische Forschung lange brach gelegen hatte, erstand sie unter deutschem Einfluß mit neuer und frischer Kraft, und zwar so, daß das Interesse an der ältern niederländischen Dichtung sich verschmolz und zusammenwirkte mit dem Kampfe für die lebende vlämische Volkssprache gegen die Uebergriffe des Französischen. — Ganz besonders eifrige und erfolgreiche Pflege aber fanden dieselben Studien in Skandinavien; ja ein großer Däne sollte verschiedentlich bahnbrechend werden für Grimms eigne Sprachbehandlung. Rege Thätigkeit herrschte überhaupt in der ganzen skandinavischen Welt: Da stehn die Dänen und in nächster Beziehung zu ihnen die Isländer. Da stehn die Schweden, die sich wesentlich ihrem Altschwedisch und den Runeninschriften zuwenden. Da sind ebenbürtig auch die Norweger hinzugetreten, unter denen durch die Lostrennung von Dänemark ein kräftiges Nationalgefühl erstand und von diesem getragen ein frischer Aufschwung der heimischen Sprach- und Alterthumsforschung. Von Gewicht ist der Nachweis, daß das Altnordische nicht eine einheitliche Stammsprache für den ganzen skandinavischen Norden sei, sondern nur Norweger und Isländer umfasse, während Altschwedisch und Altdänisch verwandt zwar, aber immerhin abgetrennt daneben stehn.

Vor Grimm und Bopp befand sich die Etymologie noch in einem völlig embryonischen Stadium, das Tollste durch einander werfend; ja wir sehn ihre Mythen anfänglich noch bei Grimm selber nachwirken. — Grimms Grammatik gab der deutschen Sprachforschung einen so mächtigen Aufschwung, daß man behaupten darf, es habe nun das

ganze große Gebiet im Laufe von wenigen Jahrzehnten einen reicheren Ausbau gefunden als vorher in Jahrhunderten. Ja bis auf dieses Fundamentalwerk herab treffen wir die grammatische Bearbeitung der ältern germanischen Sprachen sehr vernachläßigt, so daß andre Völker entschieden den Vorzug hatten. Der geniale Einblick des Mannes in den Zusammenhang der Sprachen, verbunden mit genauester Erforschung ihrer geschichtlichen Entwicklung, wirkte erstaunlich befruchtend und spornend. Eines der wesentlichsten Stücke seiner Sprachforschung ward das berühmte Lautverschiebungsgesetz (2. Auflage der Grammatik), dazu die Lehre vom Ab- und Umlaut, und erst die strenge Lautwandellehre gab den Boden her für eine wissenschaftliche Etymologie. Es ist allgemein ein vielsagender Fortschritt neuester Zeit, daß sie tiefer eindrang in das Wesen der lautlichen und sonstigen Sprachumwandlungen.

Für die Entwicklung jetziger Sprachwissenschaft waren in den ersten Zeiten die semitischen Sprachen von fast gar keinem Belang, da ihr Studium sich nur an die indogermanischen lehnte. — Erst unser Jahrhundert und erst so recht sein zweites Viertel hat (im Zusammenhang mit dem freieren Zuge der Theologie) alles Ernstes sich daran gemacht auch die hebräische Philologie mit der gleichen Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit zu behandeln wie die andern alle d. h. die sogenannte Heilige Schrift und jüdische Geschichte denselben Gesetzen der Kritik und Hermeneutik zu unterstellen wie die Profanliteratur. — Für Kenntniß des Arabischen gingen die Anstöße zunächst von Frankreich aus und nahmen hernach auch auf deutschem Boden einen außerordentlichen Fortschritt, der sich zu einer ungemein gesteigerten Erkenntniß dieser ganzen merkwürdigen Culturwelt erweiterte.

Weit ungleichartiger, je nach Beiziehung der verschiedenen Nationen und Zeiträume, macht sich der Ausblick auf

Philosophie und Pädagogik.

Noch viel entschiedner als das eben behandelte Fach ist die Philosophie mit dem Anhängsel der Pädagogik Domäne des deutschen Geistes; so überwiegend tragen deutsche Häupter fast die ganze philosophische Bewegung. Neben ihnen kommen höchstens noch die Franzosen in Betracht, zum Theil mit sensualistisch verlaufenden Ideengängen nach dem französisch-englischen Rationalismus des 18. Jahr-

hunderts, zum Theil nach deutsch-englischen Denkeinflüssen, zum Theil originell und neuernd. Wir dürfen Hauptvertreter zwischen den 50 und 60 annehmen; davon sind mehr als 2/3 Deutsche, 1/6 Franzosen, nur ein paar Engländer. Das Jahrhundert setzt mit höchst intensiver Kraft ein, was übrigens weit mehr als durch das bloße Zahlverhältniß bewiesen wird durch die mit bewältigender Energie vorgehende innere Wucht eines Processes, der Denken und Weltanschauung umwälzend ergreift. Das ist aber Alles in jener Einen großen deutschen Denkbewegung eingefaßt, vor der alles Andre förmlich verschwindet, mit alleiniger Ausnahme der etwelchen französischen Denker. Ihr ausschließlich ist es zuzuschreiben, daß 1/3 der zu Weltruf gekommenen Philosophen mitten im Waffenlärm des eisernen Imperialismus an einer Art Geistesherrschaft arbeiteten, die sich von dem brutalen Factum abzog, wenn sie nicht dagegen sich stemmte. Eine Bewegung von so springender Wucht kann nie lang andauern, auf geistigem Boden so wenig als auf materiellem; sie verzieht sich in der Restaurationszeit; diese ist wie sonst noch in so manchen Stücken arm: Neues schafft sie sehr wenig, und nur spärlich treten neue Namen neben den alt fortklingenden auf. Ganz anders wieder seit den 30ern; Hand in Hand laufend mit der parallelen Erscheinung auf andern Wissensfeldern tritt eine lebendige Neubewegung ein, ohne daß jedoch die Philosophie in irgend zu vergleichendem Maße wieder zu ihrem Einfluß und der Herrschaft über die Geister gekommen wäre; diese rangiren und steifen sich auf dem inductiven Boden. Aber immerhin fällt mehr als die Hälfte der großen Namen nach 1830 und berührt sich mit den wogenden theologischen Streitfragen aufs Lebhafteste. Deutschland fügt sich noch überwiegend in den Hegelianismus; doch treten einige höchst originale Denksysteme so deutschen wie französischen Ursprungs auf. — Ist auch die große deutsche Philosophenschule, die mit der Periode der Romantik zusammenfällt, heute zum stärksten Theil überlebt, ihre vier Häupter nicht blos, sondern auch die größten Jünger werden gleichwohl unsterblich bleiben. Zu jener Zeit noch übertrug sich die deutsche Philosophie nach Dänemark und Norwegen und auch nach Frankreich. Kantianismus und Schellingianismus, dieser mit seinen ausgesprochensten Hängen zur Naturconstruction und zu ästhetisch-kunsttheoretischen Ausflügen, entwickelten die blühendsten Schulen. Sensualismus und Idealismus und der Uebergang von der sensualistischen Ideologie zum Spiritualis-

mus finden sich neben einander in Frankreich vertreten. Ein Engländer versucht, was da später noch ein zweites Mal unternommen worden ist, die schottische Philosophenschule gewissermaßen neu zu begründen, und nach ihr gehen im Verlauf auch zwei Franzosen. In der Folge wird Psychologie ein mehrfach besonders und mit Kraft angefaßtes Feld. Der Hegelianismus in den 30er Jahren hat bereits einem zwar keineswegs durchschlagenden Antihegelianismus gerufen. Ganz ähnlich wie in der Theologie steht eine Art deutscher Vermittlungsphilosophie auf. Radicale Denkgänge dagegen, ganz neu und ganz originell, eröffnen zwei Systeme: eine realistische Richtung mit entschieden antitheologischer Tendenz, an welche sich in mehrern eben so dubiosen wie vehementen Köpfen der ausgeartete Radicalismus des unklaren Denkens schließt; ferner die Philosophie des Willens mit pessimistischer Weltanschauung, auslaufend in die Wege des altindischen Nihilismus. In Frankreich ist der Positivismus eine ähnliche Erscheinung und mit ähnlichem Geschick; er war in seinem Begründer abgeirrt auf eine gewaltsame Umkehr der Geschichte nach ihrem Verlauf und ihren Resultaten.

Die philosophische Grundbewegung des ersten Jahrzehnts in Deutschland sowohl als in Frankreich, ein die Geister befreiendes Element höchsten Ranges, die glänzendste, freilich auch stark blendende Opposition der Idee gegen das brutale Factum der Militärdespotie, verlor bald nach dem Falle dieses ihres principiellen Hauptgegners an Wucht des innern Gehaltes, an Denkenergie und zugleich an freiem und klarem Sinn, um etwa ein Jahrzehnt später bei Weitem überholt zu werden von der Entschiedenheit und Geistesklarheit der Bewegung auf dem rein geschichtlichen Felde, die spätern Vorgänge der naturgeschichtlichen Beobachtung und der religionsgeschichtlich-theologischen Forschung nicht zu rechnen.

Die schottischen und die weit größern deutschen Philosophen, wesentlich deductiv und in kühnen Verallgemeinerungen vorschreitend, mit Ueberspringung nothwendiger Zwischenglieder, konnten eben vermöge ihres Denkganges nicht in die Bildung der großen Massen des Volkes eingreifen. Auch die deutsche Philosophie übte trotz der enormen Wucht, womit einzelne Systeme langezeit die Welt der Gebildeten beherrschten, keinen wahrhaft nationalen Einfluß; sie bot dem Leben und der Praxis zu wenig, noch weniger dem allgemeinen Verständniß. Selbst die an Tiefe und Umfang des Gedankengehalts unvergleichlich weniger be-

deutenden eklektischen Philosophen der Franzosen haben eher bestimmend in den Denkkreis ihrer Nation eingegriffen, allerdings auch nicht in die Massen herunter, wofür aber die Schuld außerhalb ihres Philosophirens zu suchen ist.

Die französische Philosophie ruht bis auf die Gegenwart herunter auf zwei Wurzeln: Entwicklung der exacten Wissenschaften und Einfluß der deutsch-englischen Denkprocesse. Der psychologische Augenpunkt ist in ihr dominirend, und von da aus steigt sie zur Metaphysik auf oder besser streift an sie.

Zutreffend ist von der philosophischen Weltanschauung des Jahrhunderts gesagt worden: sie habe zwischen Schöpfer und Geschöpf eine Reihe secundärer Ursachen interpolirt (— gegen den unmittelbaren Schöpfungsact der Tradition —) und ihre Bedeutung und Wirksamkeit unablässig vergrößert. Im Ganzen und Großen vollzieht sich den Lauf des Jahrhunderts über im scharf bedingten Anschluß an den Gang der Naturforschung eine allgemeine Wendung von den idealistischen Systemen auf die realistischen über, bis zum schroffen Materialismus.

So wenig es auch noch zum allgemeinen Bewußtsein gekommen, der tiefer in die Zeichen der Zeit einblickende Kopf wird nicht verkennen, daß im Fortschritte des Jahrhunderts ein starker und für die Zukunft gewiß noch immer stärker werdender Denkzug in der Richtung jenes Positivismus liegt (wir meinen nicht den Comte's), welcher nur eine Philosophie der exacten Wissenschaften anerkennt und damit auch nur relative Wahrheiten — Abgehen vom abstracten Formelwesen und der metaphysischen Construction deutscher Schulphilosophie.

Die Philosophie wäre ohne Zweifel das erste zu studirende Feld, wenn man die Gründlichkeit und daneben die ganze ungeheuer weitschichtige Schwerfälligkeit und nebenbei oft Unverständlichkeit, die der deutschen Wissenschaft so lang anklebte und von der wir noch immer nicht ganz erlöst sind, kennen lernen will. Nur zwei Beispiele: Braniß begann eine „Geschichte der deutschen Philosophie von Kant an" und brachte es in ihrem ersten Theile glücklich von den Chinesen bis auf Abälard. Roth im 1. Bande seiner „Geschichte der abendländischen Philosophie" behandelt die orientalischen Religionssysteme und deren Wirkung auf die griechische Mythologie.

Die deutsche Philosophie ist in Kant von den Ausgängen des 18. Jahrhunderts herübergekommen mit einer Revolution, die der Autor selbst in

bewußtester Klarheit derjenigen des Kopernikus in der Astronomie verglichen hat. Natürlich mußte diese Gedankenerschütterung, die sich als innere nicht so rasch und gewaltsam erschöpfte wie die gleichzeitige der äußern Staats- und Gesellschaftswelt, noch eine geraume Zeit die Geister anziehen und spannen. Sehr richtig ist übrigens der blos andeutungsweis im Kantianismus hingeworfne Gedanke: es sei nicht unmöglich, daß das Ich und das Ding an sich eine und dieselbe denkende Substanz seien, — der Ausgangspunkt aller weitern Entwicklung der neuesten Philosophie genannt worden, wenigstens gilt das unbedingt von der deutschen — äußerste Consequenzen gezogen im Fichtianismus und Hegelianismus. Es ist eine ununterbrochne Continuität von Kants Kriticismus zum subjectiven Idealismus Fichte's, zum objectiven Schellings, zum absoluten Hegels. Der höchste begriffliche Denkstolz liegt in jener absoluten Philosophie Hegels, deren Standpunkt und Aufgabe Alles in Allem in seiner obersten Entwicklung zu sein: der Gedanke, der sich selbst als alle Wahrheit weiß und das ganze natürliche und geistige Universum aus sich reproducirt. Einmal auf dem Punkt angekommen, mußte nothwendig für eine Zeit die philosophische Entwicklung abbrechen, denn auf diesem selben Wege gab es überhaupt kein Weiteres mehr. Kommende Philosopheme mußten auf ganz andern Punkten einsetzen, und vollends die Zukunft, von unsrer unmittelbaren Gegenwart aus gerechnet, will und muß total divergirende Wege gehn, absolut verschieden nach Ausgang und Ziel.

Heute sind wir denn auch endlich von der Knechtung unter die abstracten Schulformen des subjectiven Idealismus, der in Fichte, Hegel, Schelling und ihren Jüngern auf den Kant'schen Kriticismus folgte, glücklich zurückgekommen, und man hat sich neuestens auch deutscherseits nicht gescheut zu erklären, jene großen Systeme haben sich „bei manchem genialen Aperçü im Einzelnen doch zuletzt als geniale Verirrungen im Ganzen erwiesen". Der Methodenfehler, das a priorische Construiren des Wirklichen aus den „reinen" Begriffen unter scheinbarer Verachtung aller Erfahrung und Erfahrungswissenschaft, — ein Irrthum, der sich des Empfindlichsten am Hegel'schen System rächte —, wird am klarsten dargelegt, sobald wir die Constructionen dieses ‚reinen' Denkens in die Specialdisciplinen hineinbegleiten. Die abstract gewonnenen Constructionen scheiterten in der Rechts-, Religions-, Geschichts- und am allerärgsten in der Naturphilosophie, weil hier im

Gegensatze die Erfahrungswissenschaft am gewaltigsten und sichersten vorschritt.

Die Weiterbildung der Aesthetik nach Kant und Schiller: Der nächste Fortschritt des Faches knüpft an Schelling und seine Schule, und hieher zählen jene Männer und jene Kundgebungen, die sich des Engsten mit der Romantik berühren. Schelling selbst that insofern einen bedeutsamen Vorschritt, als er die Natur unter der Gestalt eines schönen Ganzen vorstellte, dessen scheinbar aus einander gehende Mannigfaltigkeit durch die fühlbare Einheit eines überall sich wiederholenden Lebenstriebes gebunden und eingegrenzt wird; er will sonach die ewigen Begriffe aller allgemeinen Formen des Seins und Geschehens (Natur und Geschichte) als unvertauschbare Glieder einer Reihe ordnen, gemäß den innern Beziehungen, die ihr Verhältniß als das von Theilideen in dem Inbegriff der vorbildlichen Weltidee bestimmen. Hiebei sind wir nur auf die rein intellektuelle Versenkung in die Schönheit verwiesen, das gemeinhin sogenannte Schöne kommt an sich nicht zu seinem Recht; wie man sagte: Schelling schildere uns die Aesthetik der Weltgeschichte. Jedenfalls fehlt es an der durchgreifenden Feststellung und Gliederung der ästhetischen Grundbegriffe. — K. W. F. Solgers „Erwin" galt langehin als bahnbrechender Anfang für die spätern Untersuchungen. Schleiermachers Ansichten, mehr gewandte logische Denkübungen, haben die Erkenntniß des Schönen schwerlich stark gefördert. Einige Jahrzehnte später sollte die unterdeß zu immer größerer Macht angewachsene Schule Hegels auf mindestens 1/4 Jahrhundert hin auch die Aesthetik beherrschen und weiterführen. Hegel selbst geht vom entschiedenen Uebergewichte des Kunstschönen über das Naturschöne aus und behandelt den allgemeinen Begriff der Schönheit nur ganz kurz; daher auch die besondre Stellung der Aesthetik in seinem System. — Auf Hegel folgt, und zwar, mit freilich wesentlicher Umdeutung des Grundgedankens, von seinem System ausgehend, Ch. H. Weiße, die Schönheit als Idee fassend und danach das Object der Aesthetik zu einer in sich zusammenhängenden, sich in sich selbst gliedernden, unbedingten Aufgabe der Weltordnung erhebend. Das führte ihn einerseits auf eine andre Stellung des Fachs im System der Philosophie und anderseits auf eine neue Anordnung ihres Inhalts. Drei sich folgende Wissenschaften, von der Idee der Wahrheit, der Schönheit, der Gottheit, entwickeln den Inhalt des unend-

lichen Geistes. Die innere Gliederung des Fachs umfaßt die subjective Begriffslehre von der Schönheit, die Lehre von der Kunst und diejenige vom Genius. — Die Hegel'sche Schule war auch sonst auf diesem Gebiete sehr thätig, mit verschiednem Erfolg. — Gegen die gesammte vorausgegangene Aesthetik des Idealismus richtete sich Herbart, energischer in seinem Tadel als in den eignen Aufstellungen: Der ästhetische Eindruck, den wir von zusammengesetzten Werken der Natur und der Kunst empfangen, ruht auf dem Zusammenwirken einfacher wohlgefälliger Formverhältnisse, aus deren mannigfacher Verknüpfung und Verwendung nach Regeln die Schönheit jedes zusammengesetzten Ganzen entstehe. — Der höher gegriffne Ausbau des Faches ist jüngsten Datums.

Auch die **Pädagogik**, ihrem innern Wesen nach durch die fortwirkenden Antriebe der Rousseau-Pestalozzischen Gedankenwelt bestimmt, ist, was wenigstens den theoretischen Ausbau betrifft (Hand- und Hülfsbücher, Lehr- und Schulschriften), durch und durch deutschen Wesens und mit Ausnahme der Speculation auf verschiedne Unterrichtsmethoden, von denen die für Sprachbildung sich zumeist nicht bewährt haben, fast nur von Deutschen weitergeführt. Praktisch gewichtig ist der Ausbau der deutschen Bürgerschulen, denen in den andern Ländern keine ähnliche Institution an die Seite trat. Das Aufsteigen der Realgymnasien, der technischen und polytechnischen Schulen ist das bedeutsame Signal des kurzweg als Realismus bezeichneten Umschwungs auf dem Gebiete des geistigen Lebens. — Höchst auffallend in der pädagogischen Bewegung ist das bei verschiedenen Nationen wiederholte Aufgreifen neuer Sprachbildungsmethoden, von denen wohl nur die einzige deutsche, welche sich nach der natürlichen Sprachentwicklung beim Kinde gebildet hat, praktischen Werth bewahren mag. Alle diese Versuche ruhn auf einer an sich richtigen, aber krankhaft carikirten Reaction gegen den abstrusen Formelzwang des rein grammatikalen Betreibens, den Ausläufer der mittelalterlichen Philologie; sie haben das Gute, daß sie dem Verständniß und Gedächtniß Nahrung bieten wollen. Ein Spielraum für frühe Satzbildung, sei es mit Hülfe der Jakobs'schen Lehrmittel, sei es durch eine aus dem gesunden Takte des Lehrers fließende zweckmäßige Einprägung und Verwendung der Formen, ist von wesentlicher Nutzbarkeit. — In neuester Zeit sind die Sprachbriefe aufgekommen.

Von befruchtender Wirkung wurde die von England ausgegangene Methode des gegenseitigen Unterrichts. Das von einem Schweizer aufgestellte Lautirsystem ist eine beachtenswerthe Umgestaltung. Mehr als Curiosum tritt auf die von Verschiedenen bearbeitete Mnemotechnik, von der höchstens einzelne besonders organisirte Naturen wesentlichen Nutzen ziehn mögen. — Neben dem in erster Linie stehenden Sprachunterricht sind es die geographisch-geschichtlichen Disciplinen, welchen pädagogische Größen ihr Augenmerk zuwandten. Methodologie ist ein zweifelhaftes Feld theoretischer Natur.

Sollten wir irgendwie unter den etwa 20 zu geschichtlichem Namen gekommenen Vertretern des Fachs wählen müssen, so würden wir unbedingt und selbst ohne Prüfung ihrer weitern Verdienste diejenigen als wirklich befruchtende Meister für das Fach des Schulwesens erklären, welche selbst in bedeutsamer praktischer Thätigkeit standen; Erziehungslehre sollte nur der Erzieher schreiben, und nirgends wird die theoretische Speculation fruchtloser. Die durch einen Deutschen verfaßte Geschichte des Fachs ist jedenfalls eine sehr werthvolle Schöpfung.

Die pädagogische Literatur unsrer Tage erweist sich im Ganzen nicht nützlicher oder fruchtbarer als zu früheren Zeiten. Für den geistreichen Lehrer sind sämmtliche pädagogische Handbücher mindestens überflüssig, und er kommt leicht dazu diese ganze Literatur gering zu schätzen; den mittelmäßigen Erzieher und Lehrer vermag sie nicht zum guten umzuschaffen. Sind ja selbst der Scharfsinn, die hohe psychologische Einsicht und die wissenschaftliche Kenntniß des vielseitig gebildeten K. F. Becker („Organism der Sprache", 1827) in der pädagogischen Anwendung und viel mehr noch in den breitgetretenen Lehrbüchern seiner Jünger (Wurst) nicht blos fade, sondern auf einen entschieden naturwidrigen Abweg geführt worden!

Unsre Zeit der Beobachtung und des Versuchs benutzt im ausgedehntesten Sinne die Anschauung als lebendiges Bildungsmittel. Auf den verschiedensten Wissensgebieten ist das lebendig anschauliche Umwandeln von Resultaten der Kräfte- und Thätigkeitsberechnungen ein Proceß, der zu Tage tritt in Karten und Atlanten von jener technischen Vollendung, welche sie fast oder vollends zu künstlerischem Werth erhebt: geologisch-physikalisch-medicinisch-historisch-antiquarische Karten, real-encyklopädische Atlanten, in Wahrheit ein mächtiges und anziehendes Hülfsmittel der allgemeinen Bildung und jedenfalls die universellste Ver-

werthung von Pestalozzischen Methodengrundsätzen — Anschauungsunterricht.

Mehr als früher irgendwann ist die Schule der Augenpunkt aller Strebenden. In allen wirklich civilisatorisch leitenden Staaten hat sich Tag um Tag stärker die Ueberzeugung zum Durchbruch verholfen, daß im Hinblick auf die gänzliche Unhaltbarkeit der Fesseln und Schranken, welche die Kirche der Wissenschaft und dem Denken starr und steif auferlegen will, heutigen Tages der Staat es sei, dem die Obsorge für den allgemeinen Unterricht, die Pflege der Wissenschaft als eine der hochwichtigen Obliegenheiten, als förmlich sanctionirte Pflicht zufällt. Es ist bei allen fortgeschrittenen Völkern eine Thatsache des allgemeinen Bewußtseins geworden, daß der moderne Staat gerade der autonomen, aus den Fesseln der Autorität herausgewachsenen Wissenschaft und der von dieser gehaltenen und getragenen Volksbildung in hohem Grade die imponirende Stellung verdankt, die er einnimmt. Leitung und Beherrschung der Schule sind ein intensivst einschneidendes Kampfobject in dem neuzeitlichen Streite zwischen Staat und Kirche. Classischen Ausdruck hat die moderne Auffassung des Verhältnisses von Staat und Wissenschaft in der Verfassung des nordamerikanischen Staates New-Hampshire angenommen.

Fast ein ähnliches Resultat ergiebt der Blick auf die

Theologie,

nur daß die Perioden ihrer ab- und zunehmenden, vor- und rückgängigen, vermittlungsschwachen und durchgreifenden Thätigkeit wesentlich andere sind als dort.

Theologische und philosophische Denkbewegung stehen sich sehr nahe, selbst dann, wenn sie sich reibend in ihren Endzielen direct auseinanderlaufen; die dialektischen Mittel bringen die beiden auch in dem Fall immer wieder an einander. Daher zunächst folgende Doppelerscheinung: die Zahl der maßgebenden Theologen stimmt ganz auffallend nahe mit derjenigen der Philosophen überein, überragt sie vielleicht um höchstens ein paar Häupter, wenn wir jener etwa 60 annehmen dürfen. Ferner ist die ganze theologische Denk- und Streitbewegung, soweit sie überhaupt das Gepräge der Wissenschaftlichkeit

angenommen, ganz entschieden deutsch, ja noch mehr als die philosophische; die Theologie ist der einzige Kreis, der sich während der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts so zu sagen ausschließlich innerhalb des deutschen Geistes und Sprachgebietes abwickelt. An die 50 von jenen Führern sind Deutsche, 2 Schweizer, 2 Franzosen. Ob diese Richtung auf theologische Fragen ein Vorzug oder ein Nachtheil ist für das deutsche Wesen, das mag leicht in Zweifel gesetzt werden; jenes ist sie jedenfalls nur dann, wenn die lichtbringende Denkrichtung überwiegt, wie das im letzten Zeitraum geworden ist. An einen Vorzug möchte man übrigens gern glauben, wenn man mit deutscher Haltung die theologische Bewegungslosigkeit, um nicht zu sagen Denkfaulheit der Engländer zusammenhält. Auffallen mag es, daß die wissenschaftliche Vertretung der Theologie seit dem Anfang des Jahrhunderts ununterbrochen zugenommen hat; wieder 60 als Gesammtzahl gesetzt, mag die erste Periode 8, die zweite 13, die dritte genau das Dreifache von dieser an anerkannt ersten Namen aufweisen. Kolossal fehlgreifen würde, wer daraus auf gesteigerte Kirchlichkeit oder Gläubigkeit schließen wollte; das träfe nicht einmal auf den Stand der Theologen selbst zu. Wohl aber ist die Bewegung im Sinne des Kämpfens und Ringens der Kräfte (Streit um freie Denkthätigkeit) und in demjenigen großer geschichtlicher Forschungserweiterung beharrlich ansteigend.

Seit den Anfängen des Jahrhunderts griff die kritisch-geschichtliche Behandlung der Bücher des Alten und Neuen Testamentes Platz, das ward hochwichtig. Uebrigens bewegt sich die Zeit in einem Uebergang von der rationalistischen zur mythischen Schriftauslegung, der sich erst aus noch schwächlich schwankenden und unhaltbaren Vermittlungen herausarbeiten muß. Während der Restauration sind Dogmatik und neutestamentliche Kritik die Hauptgebiete. Rationalismus, Orthodoxie und Vermittlungstheologie laufen neben einander her und gegen einander an; eine scharfe Situation klärt sich nicht ab, das liegt nicht im Wesen der Zeit. Pietismus und Orthodoxie, jener durch die literarische Romantik, diese durch die politische Reaction aufgefrischt, haben damals und noch langehin im protestantischen Leben gerade so viel geschadet wie im katholischen der ärgste Ultramontanismus, und sie sind noch abstoßender, weil dem ursprünglichen Princip ihrer Kirche zuwider. Gegen die Mitte der dreißiger Jahre bricht eine durchaus neue Epoche

für die theologische Forschung an. Allerdings erhält sich noch die ganze Zeit über das Halbding der Vermittlungstheologie in bedeutend starker und zum Theil geistreicher Weise, bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite abbiegend, ja einer dieser Vermittler ist durch seinen Geist- und Wissensaufwand hochbedeutend und originell, und die dialektische Kunst ist bei ihnen allen um so beachtenswerther, je resultatlos schwankender das Feld ist, auf dem sie sich bewegen. Die lutherisch-orthodoxe Verdunkelungstheorie scheut sich nicht bis zur Verketzerung zu verschreiten. Die katholischen Theologen laviren von der strengsten Form, die sich in römisch-inquisitorischem Styl gegen den protestantischen Geist richtet, bis zu versöhnlichen Versuchen im Sinn einer Nationalkirche und bis zu freiem, überstreifend zum Neukatholicismus. Auf der andern Seite steht eine geschlossene und mächtige Phalanx um die Fahne des Licht bringenden und durch die neue Forschung ungemein vertieften Rationalismus geschaart; es sind hochwichtige Häupter auch außer den zwei Epoche machenden Führern, ein neuer Geist ist aufgetreten. Dazu kommen als immerhin erhebliche Zeichen der Zeit, so wenig Dauerndes auch aus ihnen geworden, die neuen theologisch-kirchlichen Richtungen mit praktischem Bezug auf Staat und Kirche und Kirchenregiment: die Lichtfreunde auf deutschem, die freie presbyterianische Kirche auf schottischem Boden; das Fortwirken des Hermesianismus, der Deutsch- und Neukatholicismus innerhalb der katholischen Welt. Die starke Vertretung der Kirchengeschichte, so wie so, ist immerhin ein Fortschrittszeichen: der Geist der Geschichte wirkt befreiend. Die seit den dreißiger Jahren eingetretene erhebliche Vermehrung der kirchen- und dogmengeschichtlichen Werke muß entschieden auch als innerer Forschungsfortschritt erklärt werden, ein Beitrag zur Erweiterung und Vertiefung der allgemeinen Geschichtsanschauung eben so wohl als der durch sie sich vollziehenden Klärung der kirchlich-religiösen Begriffe. Gerade das geschichtliche Vorgehen kann nur folgende Ueberzeugung festigen: Die ganz specifische Kirchengeschichte ist arm und fast nur von dogmatischen Streit- und hierarchischen Herrschaftsfragen angefüllt, und je weiter und freier die Gesichtspunkte werden, desto mehr verlieren jene Fragen an Bedeutung, desto mehr nimmt die Aufmerksamkeit auf sie ab.

Die Anfänge des Jahrhunderts erweisen sich durchaus freier und versöhnlicher, in der gegenseitigen Haltung der verschiedenen Kirchen

und Confessionen; dieser Geist, die Folge der Revolution, ging von Frankreich aus; es war ein schöner humanistischer Zug, der den schroffen Particularismus der Bekenntnisse beugte. Uebrigens liegt in einer neueren Aenderung dieses Verhältnisses immerhin etwas Tieferes als blos intolerantes Rückschreiten; sie ist Folge der durch den schweren Denkkampf des Jahrhunderts eingetretenen Schärfung der Gegensätze, die nach einem Austrag verlangen. — Das universellste Merkzeichen in der Bewegung des religiösen Denkens ist dieses, daß der Kampf zwischen Denken und Glauben erst durch eine Phase unhaltbarer Vermittelungsversuche hindurch zur Abklärung kommen konnte. Im Ganzen sind trotz vielen nutzlosen Aufwandes an Geist und Dialektik diese Producte einer unmöglichen Vermittelung um nicht viel stärker und klarer als die Consensusdogmatik der preußischen Unionsdoctrinäre.

Der Höhepunkt theologischer und philosophischer Denkfrische fällt in die Blüthezeit des Berliner Universitätslebens, vor und in den zwanziger Jahren. Damals vollzog sich eben auch, noch ziemlich still, die kolossale theologische Bewegung, die von Schleiermacher zu Strauß überführte. Es war innerhalb weniger Jahrzehnte ein ungeheurer Umschwung, welcher die Ideen der gelehrten und der ganzen gebildeten Welt über die Fragen der christlichen Lehre ergriff, so daß die runde und klare Auseinandersetzung mit dem Dogma, die von der vorgegebenen höhern Offenbarung rücksichtslos absehende Beurtheilung der Quellen christlicher Geschichte und Lehre eine unwiderstehliche Zeitforderung ward. Diese Veränderung in der Geistesstimmung geht übrigens Hand in Hand mit einer noch weit allgemeineren und weiter greifenden, die wieder wie jene nirgends auffallender sich vollzog als im deutschen Leben: von der Romantik zur Kritik, von der Kunstschwärmerei und Dichtung zur strengen Forschung und Verstandesarbeit.

Genau mit dem Jahr 1835 („Leben Jesu" von Strauß) hebt die neueste Entwickelung der Theologie an, und schwerlich ist auf irgend einem Wissensfeld eine mächtigere Wendung zu verzeichnen. Damals war der alte Gegensatz zwischen Rationalismus und Supranaturalismus verschliffen und hatte mannigfach schattirten Halbbildungen Platz gemacht. Es bezeichnet eine große Gewalt der in und mit Strauß zum schlagenden Durchbruch gekommenen Denkbewegung, daß sie noch nach 30 Jahren in einer ganzen Reihe von andern „Leben Jesu" dasselbe Object zu neuer Gestaltung aufgriff. An der Zeit ist die geschichtliche

und schön menschliche Auffassung des großen Religionsstifters. Auch die Evangelienkritik ward auf den Anstoß des Werkes von Strauß, den auf diesem besondern Boden der Tübinger Baur secundirt, neu angefaßt: die ganze Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte ist durch diese Thätigkeit neu durchsucht, total umgewühlt worden. Für die deutsch-katholische Kirche leitete zehn Jahre später der Trierer Scandal eine ähnliche Wendung im freien Sinn ein.

Niemals sind die kirchlich-religiösen Fragen nachdrücklicher bedingt worden von dem allgemeinen Cultur- und Ideengang der Zeit, und jene müssen, wie sehr es ihre eigensten Vertreter schmerzt, bescheiden als der durchaus von der allgemeinen Strömung abhängige Factor auftreten. Wir sehen eigentlich das ganze Jahrhundert über die kirchliche Bewegung genau den großen politischen Strömungen folgen; das ist mehr als Zufall, es ist Zeitgesetz.

Die Theologie des 19. Jahrhunderts hat alle möglichen Richtungen genommen, alle möglichen Standpunkte vertreten: von der steifst gebundenen Orthodoxie und dem Mysticismus katholischen und evangelischen Styls — die zopfigste neulutherische Berliner Orthodoxie mit ihrem starken politischen Beisatz ist nichts weiter als ein protestantischer Jesuitismus gewesen — durch die Halbheiten der verschiedenfarbigsten Vermittlungsversuche hin bis zu einer Freiheit, Weite und folgerichtigen Zweckbestimmtheit des Wissens, die weit über den unvergleichlich weniger fundirten und vertieften Rationalismus des vorigen Jahrhunderts hinausgehn. Als Wissenschaft kann sich — das ist eine durchgedrungene geistige Eroberung — in der Meinung der Zeit einzig und allein noch die von den alten Dogmenfesseln abgelöste, forschungsfrohe Theologie halten, während die alte Halbwissenschaft, vom Wissen-Wollen vorwärtsgeschoben, vom Glauben-Sollen rückwärtsgezerrt, mehr und mehr ein verlorener Posten erscheint, zur allmäligen Auflösung bestimmt. Die kritische Theologie, noch die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts über absolut und ausschließlich deutschen Geistes, der erst in den letzten Jahrzehnten auch auf fremdem Boden (Frankreich) Blüthen trieb, sie selbst zum starken Theil die nothwendige Folge — eine der besten! — und der Reflex der vorausgegangenen großartig kritischen Denkrichtung deutscher Philosophie, hat den hierarchischen Glauben, die stärkste aller Burgen der Verfinsterung, zu unterminiren begonnen; der Stein rollt, und keine Gewalt wird ihn mehr aufhalten. Es sind denn doch trotz

aller lahmen Verquickungen, halbwahren Vermittelungen und mystischen Verdunkelungen, durch welche sich unser Jahrhundert im offenbaren Rückschreiten aus der scharfen Tageshelle des vorigen heraus und wieder hinein in den verschwommenen Dämmerschein flüchtete, Riesenschritte gethan, von denen jenes sogenannte Zeitalter der Aufklärung nicht eine Ahnung hatte. Der Unterschied und große Vorsprung des unsern faßt sich in den einfachen Satz: Was dort vorlaut tendenziöse Behauptung oft nicht ganz lautern Anstrichs, das ist hier kritisch-historisch begründete Denkthatsache.

Es ist immerhin ein beachtenswerthes Zeichen der heute herrschenden, aus der Revolution und der Wissenschaftsbewegung unsers Jahrhunderts stetig und wuchtig herausgewachsenen Denkrichtung, wenn wir Köpfe, die mit allem Feuereifer für die Herrschaft einer providentiellen Weltregierung Gottes kämpfen, trotzdem mit gleicher Entschiedenheit sich gegen das überkommene clerikal zugestutzte Christenthum erklären sehen. Hören wir nochmals den Genter Laurent: Le christianisme traditionnel est toujours hostile à la liberté de la conscience; il repousse la libre pensée comme un délire .... L'église a toujours et partout été l'ennemie de la liberté; elle flétrit, elle condamne, elle casse les premières chartes de liberté conquises par l'Europe moderne. Und anderwärts: Le christianisme traditionnel ne veut pas reconnaître à l'homme la liberté que la philosophie réclame. Sur ce point il y a entre ces deux puissances antagonisme radical, irrémédiable. La lutte est une lutte à mort, mais l'issue n'est pas douteuse. Dès maintenant la victoire est à la philosophie, car c'est elle qui règne sur la pensée et c'est la pensée qui gouverne le monde. Le christianisme doit se transformer ou périr. Cette transformation s'opère dans le sein du protestantisme avancé. Là est le salut de l'humanité, à qui il faut l'union de la liberté et de la religion .... L'humanité, aujourd'hui, est convaincue que c'est la pensée qui gouverne le monde, et la pensée c'est Dieu. —

Weniger weite Lebenskreise beschäftigt als Wissenschaft (und mit der Praxis haben wir hier nicht zu rechnen) das

Recht.

Das Rechtsfach zeigt im Verlaufe der Zeit eine der auffallendsten Steigerungen in der Vertretung und Behandlung. Die imperialistische Periode, da der Bedrücker sein Recht auf der Spitze des Schwertes trug, konnte jedenfalls nicht angethan sein das Völkerrecht zu pflegen. Allgemein mochte sie weder den Rechtssinn lebendig erhalten noch zum Studium und der Bebauung der Rechtsfragen anspornen. Noch ärmer ist die Restaurationszeit, von deren Einwirkung dasselbe gilt, nur aus verschiedenen Gründen. So kommt es, daß beide Perioden zusammen kaum zehn Vertreter mit hervorragendsten Schöpfungen aufweisen, während die Juliperiode für sich allein gegen die fünfzig ansteigt.

Ganz überwiegend wird immer noch das römische Recht gepflegt, insonderheit auch als ein sehr wesentlicher und mit Glanz vertretener Theil Geschichte desselben, derart daß es das volle Viertel aller Kräfte absorbirt. Römisches Rechtsstudium und römische Rechtsgeschichte nach ihrer modernen Ausbildung sind in den Anfängen des Jahrhunderts durch hervorragende Häupter förmlich begründet worden; die Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung im Mittelalter ist ein ganz neues und großes Werk. Erforschung des historischen Rechts ist allgemein ein mit Auszeichnung aufgegriffener Punkt. Unser Jahrhundert hat ferner die jetzige dänische Rechtswissenschaft begründet und das amerikanische Recht erst der allgemeineren Kenntniß geöffnet. Recht und Verwaltung, Staats- und Rechtsgeschichte von Frankreich, mehrfach bearbeitet, sind in förmlich fundamentaler Weise angefaßt worden. Dasselbe gilt ganz allgemein von der Staatsrechtslehre. Criminalrecht und -princip einer-, Civilrecht anderseits sind ungefähr gleich stark vertreten; weniger das Kirchenrecht, ein von etwa einem halben Dutzend, und zwar lauter Deutschen, aufgegriffener Zweig. Die historische und die in Opposition zu ihr stehende philosophische Schule des Rechts, beide von Häuptern ersten Rangs vertreten, sind deutsches Product. Eine deutsche Rechtswissenschaft hat sich erst eigentlich in unserm Jahrhundert herausgebildet. Für die Bundeszeiten, etwa bis 1840, galt Klüber als Orakel in Fragen des deutschen Staatsrechts, von da an überflügelte ihn H. A. Zachariä's Staats- und Bundesrecht.

Allgemein die Mitwirkung der Nationalitäten abgewogen, verhält sich's gerade wie mit Philosophie und Theologie. Bei weitem der

mächtigste Theil ist deutsche Forschung, ja einzelne Gebiete finden sich ausschließlich von Deutschen vertreten, es sind 4/5 aus dieser Nation. Franzosen, Amerikaner, Dänen und zuletzt Engländer liefern den Rest der großen Namen. Während in der allgemeinen Staatswissenschaft andre Völker in den drei voraufgegangenen Jahrhunderten entschieden den Deutschen vorausgeeilt waren (noch im achtzehnten Engländer und Franzosen), haben neuester Zeit auch auf diesem Gebiete die Deutschen durch Energie, Ernst und Gründlichkeit des Forschens wie des Denkens rasch nachrückend den Ersten sich gleichgestellt oder sie überflügelt.

Vom zweiten bis vierten Jahrzehnt begegnen wir im öffentlichen Leben Frankreichs sowohl als der deutschen Staaten einer eben so zahlreichen als glänzenden Partei von constitutionell-liberaler Schule, die in den Kammern wie in der Presse eine sehr gewichtige Rolle spielt: Ideal die parlamentarische Freiheit in der gemäßigt constitutionellen Monarchie (moderne Repräsentativverfassung), dann und wann mit republikanischen Anflügen und einer wesentlich auf's Vernunftrecht gerichteten Denkarbeit.

Die Restauration stellte neben und außer den beiden großen Schulen, der historischen und der philosophischen, eine Reihe eigenartig abgesonderter Erscheinungen, deren Gemeinsames ist: eine Art Staatsromantik reactionären Styls, Zurückfallen in den mittelalterlichen Staatsbegriff, die theologisirende Staatslehre und den Patrimonialstaat, alle das bald in gröberer, bald in feinerer Dialektik, bald mehr, bald minder mystisch. So nistete sich jene von den Frommen geforderte „Umkehr der Wissenschaft“ auch in die Rechtslehre ein und verlangte behufs Grundsteinlegung des obersten Rechtsbegriffs die Erneuerung jener Einheit von Theologie und Philosophie, wie das Mittelalter sie darstellt, d. h. die Knechtung der Philosophie durch die Theologie.

Alle diesen und verwandten Männern der Umkehr, den theologisirenden Reactionären in der Völkerrechtswissenschaft giebt in trefflicher Weise Bluntschli Folgendes zu beherzigen: „Dem Geist unsrer Zeit ist der Gedanke der mittelalterlichen Hierarchie und Theokratie nicht minder fremd als dem Jahrhunderte der Aufklärung. Das politisch-menschliche Selbstbewußtsein des modernen Staates ist seither um nichts schwächer oder unsicherer geworden; im Gegentheil, es hat an Klarheit, Macht und Ausdehnung stätig zugenommen. Von allen

Arten der Verfassung ist daher den heutigen Völkern die Priesterherrschaft die verhaßteste und nächst ihr die Regierung von pfäffisch gesinnten Laien. Sie fühlen sich durch dieselbe geradezu entehrt und gleichsam entmannt. Der wieder belebte religiöse Ernst unsrer Zeit ist voraus ein sittlicher Ernst, die aufrichtige Gewissenhaftigkeit gilt ihm mehr als der blinde Glaube. Ihre Religiosität ist daher keine Feindin der Geistesfreiheit und maßt sich weder an den Staat zu leiten, noch zieht sie sich weltflüchtig von dem öffentlichen Leben zurück".

Jene selben Zeiten schufen auch eine eigenthümliche Staatsrechtstheorie negativ gerichteter Natur, Hauptvertreter W. v. Humboldt. Diese den Individualismus radical hervorkehrende Anschauung vom Staat erklärt sich aus dem Widerstreit gegen die gewaltsame büreaukratische Verwaltung und Bevormundung jener Tage, wie sie nicht etwa blos unter Napoleons eiserner Faust in Frankreich und seinen Annexen, sondern insonderheit auch in Deutschland geübt ward; es handelt sich sonach um die nachdrückliche Wahrung der privaten Freiheit und Entwicklung gegenüber der einschnürenden Allgewalt des Staates.

Vernunftrecht: Die Lehre Kant's hat auch in der Rechtswissenschaft langehin, durch Inhalt und Methode, man kann sagen über ein Menschenalter unbestritten geherrscht; sie hat eine Unzahl von Entwürfen des Naturrechts hervorgerufen und die Theorien des positiven Rechts wenigstens veranlaßt, einen Ausgleich mit der rationellen Kritik Kant's zu suchen. In der Theorie ruht seine Staatslehre auf der radicalen Schule der Franzosen, nur daß er die Gedanken in logisch schulgemäßere Form brachte; in der Praxis dagegen beugt sie sich den bestehenden Gewalten. Es war ein fatales Geschick nicht blos seiner, sondern der deutschen Staatswissenschaft überhaupt, Inconsequenz und einen förmlichen Riß in ihre Ausbildung hineintragend, daß sie auf der einen Seite durch die Schule der radicalen französischen Denker vor der Revolution sich auf ähnliche Denkbahnen vorwärts und hernach durch die Revolution selbst erschreckt rückwärts treiben ließ. So tritt auch Kant's Rechtslehre zu formal und mit Widersprüchen behaftet auf, frischer nur die Beleuchtung des Völkerrechts.

Ein hochbedeutendes Ereigniß in der Rechtsgeschichte, die große Reformthat des Jahrhunderts, war die Gründung der historischen Schule, deren Einwirkung, mochte auch die Hauptbedeutung auf

privatrechtlichem Boden liegen, gleichwohl mit die Staatswissenschaften traf. Römische und deutsche Rechtsgeschichte erhielten durch jene historisch-kritischen Untersuchungen eine neue Gestalt, und man kam dazu die nationalen Eigenthümlichkeiten in der Rechtsbildung zu beachten und neu in Werthung zu bringen. Der Widerstreit der philosophischen und der historischen Schule, die sich mit ihren Positionen feindlich bekämpften, hat der Läuterung und Festigung der Rechtsideen entschieden gefruchtet. — Wenn auch diese neue Schule ihre Endresultate zunächst durchaus nicht in die Form einer eigentlichen Rechtsphilosophie brachte, sondern durch die Combination ihrer Studien auf den Entwicklungsgebieten des Rechts und seiner Geschichte, der Sage, der Religion, Sprache, allgemeinen Geschichte und der gesammten Geisteswissenschaft das thatsächlich Gewordene und Herausgewachsene zu ergründen und festzustellen suchte, so hat sie gleichwohl auf diesem Studienweg und durch ihre Methode auch für Festsetzung der Principien des Rechtslebens so Tiefes und Fundamentales geleistet, daß nicht blos ihre Ergebnisse an die Stelle der verunglückten Theorien der großen a prioristischen Systeme traten, sondern noch bis über die Gegenwart hinaus die Aufgabe der Rechtsphilosophie einfach dahin sich fixiren läßt jene Ergebnisse aufzunehmen und in philosophische Form und Sprache zu bringen. Die treue, aber auch gedankenreich gehaltene Detailforschung hat Errungenschaften gefördert, welche eben so wohl der philosophischen wie der historischen und positiven Behandlung dieser Disciplin zu gute kommen; die historische Schule zu allererst einen gewaltigen Umschwung in die Methode gebracht und das Trügliche der a prioristischen Constructionen nachgewiesen. Geschichtsstudie hat hier sonach genau dasselbe Werk gethan, was auf ihrem Boden die Naturstudie. Es handelte sich von da an zu allererst um vergleichende Rechtsgeschichte und namentlich auch um Kenntniß der Entwicklung der verschiedenen Volksrechte, worauf erst die Rechtsphilosophie sich aufbauen könne. Die römisch-historische Schule richtete sich gegen den Dogmatismus im Betriebe des römischen Rechtes, die germanistisch-historische gegen die einseitige Uebergewalt des römischen Rechts im deutschen Leben, von welcher die alten freien Volksrechte der deutschen Stämme zurückgedrängt worden waren, und sie beide gegen die von Erfahrung und Lehre der Geschichte absehende rein philosophische Construction des Rechtsstoffes. Es war ein weiterer unvermeidlicher Proceß, wie sich

die deutsche Rechtsforschung aus der anfänglich befruchtenden, hernach aber doch abzuklärenden Verflechtung mit den nichtjuristischen Disciplinen geläutert und fester begrenzt herauswickelte, ohne doch den belebenden Begriffszusammenhang mit ihnen aufzugeben, und wie so die deutsche Wissenschaft in wenigen Jahrzehnten ein ganzes Rechtssystem auferbaute, das nicht blos in der Wissenschaft seine Geltung behauptete, sondern auch sofort Gesetzgebung und Rechtsleben der Gegenwart zu bestimmen begann.

In den Rechtsvorstellungen der Zeit hat sich folgende höchst beachtenswerthe Umwandlung vollzogen: Im Verlaufe des Jahrhunderts machte sich die Rechtswissenschaft vollständig frei von der noch in seinen Anfängen herrschenden irrigen Vorstellung, als sei die Gesetzgebung (geschriebnes Gesetz) die vornehmste Rechtsquelle und ihr Inhalt einzig der Weisheit erleuchteter Gesetzgeber zu verdanken. Anerkannt ist jetzt allgemein, das gesammte Recht, insonderheit das bürgerliche, sei nothwendiges und naturwüchsiges Erzeugniß eines ganzen und vollen Volkslebens — Ursprünge aus dem Gewohnheitsrecht —, nicht ein willkürlich von Einzelnen Gemachtes; das ist dieselbe organischere Auffassung, welche die Zeit auch für die Sprache gewonnen hatte. Und wieder war's die historische Schule, welche der Bedeutung der „instinctiven und gefühlsmäßigen Rechtsbildung", wie solche sich in den Gewohnheitsrechten und Rechtspraktiken der verschiedenen Völkerstämme manifestirt hatte, zu neuer Beachtung verhalf und sie dem Gesetzesrecht (den Rechtsbüchern der Legisten) gegenüberstellte. Hat hierin nicht der Geist der Zeit gewaltet?

Wieder eine neue Schöpfung, eine derer, an welche unsre Zeit die erwartungsvollsten Hoffnungen knüpft, wobei sie freilich einen Wechsel auf lange Sicht zieht, ist die

Volkswirthschaftslehre mit der Statistik,

ihrer Hülfs- und Nebenwissenschaft.

Nächst verwandt den Völker- und Staatsrechtsdisciplinen, den Staats- und Cameralwissenschaften, ja nur ein frisch von ihnen abgelöstes Glied, ist die Volkswirthschaftslehre der jüngste und noch wenigst entwickelte, aber mit zweifellos großer Zukunft begabte Wissenszweig.

der, einmal richtig ausgebaut, die intensivste Rückwirkung auf das Leben der Völker auszuüben nicht verfehlen kann. Das mögen wir heute kaum erst ahnen; haben wir ja von ältern Schulen absehend und mit Entschiedenheit den berühmten Schotten Adam Smith als den Schöpfer des Fachs festhaltend, eine noch nicht einmal 100jährige Geschichte vor uns! Von einem kritisch unantastbaren Aufbau und den für die Volkswohlfahrt Ausschlag gebenden Folgerungen kann überhaupt erst die Rede sein, wenn die noch in den Windeln liegende Statistik die unerläßliche Unterlage wird geliefert haben. Wir sind noch in keiner Weise über die Versuchsstationen hinaus; ja das Zweig- und Hülfsfach der Statistik ward nicht vor den 30er Jahren wissenschaftlich fundamentirt. Mächtige Aufgaben, kaum erst recht als Aufgaben gestellt, bleiben der jungen Wissenschaft zu lösen, und was sie heute kennt und weiß, ist nur ein kleiner Bruchtheil von dem, was ihre Endaufgabe ausmacht. So liegen große Gebiete wie u. A. die Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung der Völker noch völlig brach. Die Statistik vollends, noch so äußerst unvollständig, ist kaum zu einer Ahnung der großen Aufgaben durchgedrungen, die sie zu erfüllen berufen sein wird. Nach dem ersten Viertel des Jahrhunderts erlangte sie auf französische und belgische Arbeiten hin den ersten bedeutenden Zuwachs in der Moralstatistik, wieder einer Schöpfung des Jahrhunderts.

Immerhin sind die Vorschritte des Faches ganz besonders überraschend, wie das einer jungen Wissenschaft ziemt, die sich als lebenskräftig legitimiren will. Die Gesammtzahl wegzeigender Meister mag sich auf circa zwei Dutzend belaufen, dazu ein halbes Dutzend Statistiker. Während aber die ersten 1½ bis 2 Jahrzehnte kaum einen oder zwei der obersten Namen vorführen und höchstens das als gewichtiges Factum angemerkt werden mag, daß dieser Wissenschaft eben in Deutschland Bahn gebrochen wird, steigt die Restaurationsperiode über das Interesse mälig an, um in der Julikönigszeit unverhältnißmäßig zu wachsen, auch abgesehen von dem Hinzutreten der besondern statistischen Arbeit. Natürlich: Je mehr die sociale Frage drängt, desto mehr wächst das Interesse für Erforschung der gesellschaftlichen Wirthschaftsgesetze. Und übrigens muß hier, um eine sichere Berechnung der Gesammtleistung zu begründen, etwas Aehnliches beachtet werden wie sonst in den Gebieten der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften:

man muß sich die sehr bedeutende und unabschätzbare Zahl der Mitarbeiter und mindestens die Sammelproduction der immer zunehmenden Stationen und Lehrstühle und Bureaux hinzudenken. Die ersten Namen sind grad' in diesem Fach zu besondrem Glanz und Ruf gekommen, was wohl eben so sehr wie der aufgewendeten Geistesarbeit dem starken Interesse und der Aufmerksamkeit zugeschrieben werden mag, die das jung und frisch emportreibende Fach absorbirt, so wie der ahnenden Erwartung, daß ihm eine glänzende Zukunft bescheert und eine befreiend reinigende Wirkung im Streite der Gesellschafts- und Arbeitsinteressen beschieden sein müsse. Das Fach ist günstig situirt, wenn es seine Mission zu erfüllen versteht. Speciell in der deutschen Wissenschaft vollzog sich eine wesentliche Wendung seit dem Verlaufe der 40er Jahre, und von da nahm auch die Stellung der Deutschen zu dem Fach ihren Aufschwung. Für das Umsichgreifen des historischen Sinnes ist es ein Beleg, daß bereits die Geschichte dieses jüngsten Wissenszweiges angegriffen worden. Begreiflich für eine Zeit wie die unsre, daß Verkehrs- und Handelsfragen (Eisenbahnwesen) so ziemlich das weitest gespannte Object statistischer Untersuchung bilden. — Rechnende und denkende Köpfe mag ein Gebiet, das noch diesen unbegrenzten Horizont vor sich hat, anziehn; originellen Denkgängen bietet es übergenug Raum.

Die Betheiligung der einzelnen Nationen angeschlagen, ergiebt sich folgendes Verhältniß: Nahezu die Hälfte der Hauptarbeiter sind Deutsche; amerikanische, belgische und schweizerische Meister treten vereinzelt hinzu; die eigentlich bahnbrechenden Häupter vertheilen sich auf die verschiedenen Nationen.

Der Streit der grundlegenden Sätze ist groß und ungeschlichtet. Jedenfalls ist bei einem Fache, das noch in den Versuchsstadien steht und die lebensfrischeste Bewegung der Ideen braucht, der Doctrinarismus einer Manchesterschule verfrüht und überlebt sich bald.

Trotz mannigfacher und bedeutungsvoller Angriffe, welche die von Adam Smith und seinen Jüngern ausgegangene englisch-französische Doctrin schon von Anfang des Jahrhunderts an erfuhr, trotz der zum starken Theil oppositionellen Ergänzung durch den geistreichen Sismondi erhielt sich ihre Gesammtanschauung als bestimmende bis tief in unser Jahrhundert, ja bis über die Mitte hinaus, — in ihren Fundamenten eine geistesgewaltige Nachwirkung der Aufklärungsphilosophie des

18. Jahrhunderts. Wenn jene Auffassung die Wirthschaftslehre ins Gebiet der Naturwissenschaften überführte und dem Zusammenhang mit den geschichtlichen Culturfortschritten entzog, so brauchte es einen sehr langen, verschiedene Modificationen durchlaufenden Proceß, bis die Ueberzeugung bahnbrechend wurde, daß diese Stellung verschoben und die Zuwendung zu den historischen und statistischen Forschungen entschieden geboten sei, um einen neuen und soliden Fortschritt anzubahnen und die rechte Sicherheit zu gewinnen. Aus jenem System hatte sich die Ueberzeugung vom fast unbedingten Heil der freien Concurrenz herausgelöst und daraus wieder die geträumte natürliche Harmonie einer freien Bewegung der Einzelintressen, und es bedurfte einer schweren theoretischen Denkarbeit und eines noch schwereren Druckes der praktischen Lebenserfahrung, mit andern Worten der Kampferscheinung der socialen und Arbeiterfrage neuesten Styls, um das Bewußtsein lebendig zu machen, daß freie Concurrenz nicht das letzte Wort im Gesellschaftsleben und ein höheres, ein gebietend eingreifendes Princip unerläßlich sei. Hatten Rechts- und Staatswissenschaft angefangen ihre Betrachtung mitten ins Volksleben hineinzustellen und die Wechselwirkung mit dem gesammten ethisch-geschichtlichen Entwicklungsproceß der Völker als schwer wiegendes Moment in Rechnung zu bringen, so trat, aber erst bedeutend später, dieselbe Forderung an die Volkswirthschaftslehre heran. Eine Reform ward um so unabweisbarer, als unter der Hand von weniger geistvollen Nachtretern die Lehre von Smith sich verflacht hatte. Die deutsche Wissenschaft hat den principiellen Standpunkt des Socialismus in Bezug auf die größere praktische Aufgabe dieses Wissenszweiges aufgenommen und tiefer begründet, von den Auswüchsen und Einseitigkeiten desselben im Uebrigen sich freihaltend. — Resümiren wir den durchlaufenen Proceß: Ein langer und heute noch nicht abgeschloßner Kampf (Manchestermänner) mußte durchgefochten werden, bis diese Wissenschaft zu der fundamentalen Wandlung über die Smith'sche Lehre hinaus kam, um nur noch relative Gesetze und Normen und in weiterer Folge auch nur relative volkswirthschaftliche Lösungen anzuerkennen und, was wieder daraus folgt, den Standpunkt, den bequem gewordenen Standpunkt des laisser faire und laisser aller aufzugeben und dafür das historisch begründete Eingreifen der als Staat organisirten Volkskraft zu verlangen.

Abgesehen von den großen im Fache selbst liegenden Schwierigkeiten, die es, noch im Stadium der Jugend, zum starken Theil höchstens erkennen, überwinden durchaus nichte konnte, tritt hinzu die allerhöchste Schwierigkeit in den überlieferten Allgemeinbegriffen: der alle andern Unterschiede an Bedeutung zurückdrängende von Besitzenden und Besitzlosen hat jenen als den mächtigeren und (wie immer) eben deßhalb auch das allgemeine sittliche Bewußtsein und die currente Begriffswelt bestimmenden die Möglichkeit gegeben die durchgängigen Vorstellungen über das Eigenthum, seine Vertheilung und Vererbung, in höchst einseitigem und nur der Minderzahl günstigem Sinne zu fixiren.

Klar und auch für den oberflächlichen Blick unbestreitbar sind die großen Siege der Wissenschaft; nicht minder gewiß ist das eminente Gewicht, welches dieselben für die ganze Lebensführung unsrer Tage behaupten. Weitaus bestrittener steht es in beiden Punkten mit Bezug auf das Gebiet der Kunst, seine Arbeit wie seine Herrschaft. Ja wie oft wird uns nackt und streng die Behauptung entgegengehalten: Wir leben in einer durchaus unkünstlerischen Zeit, die Siegesperiode der Maschinen und Eisenbahnen tödtet die Kunst! Wie oft wird uns die reine Begeisterung für die Kunst, das interesselose Kunstverständniß abgesprochen! Und es sind nicht die unedlen Gemüther, die so klagen; das Chaos der tausenderlei wild und hastig und widerspruchsvoll sich jagenden Interessen und Tagesfragen stößt sie an und verwirrt sie; der Erdenstaub verdeckt ihnen die Himmelsbläue. Und doch unterscheide man wohl: Ganz wahr, daß unsre alltäglichen Lebensformen Nichts weniger als von feinem Schönheitssinn getragen sich erweisen; ganz wahr, daß da eher das Abstoßende überwiegt. Gleichwohl ist jene Folgerung grundlos: Bedenkt man, wie selten in allen Stadien der Menschheitsentwicklung die Perioden der Michel Angelo und der Raphael oder Mozart sind, so haben wir allen Grund nach Größe und Zahl der schaffenden Künstler unser Jahrhundert hoch genug zu stellen. Und ist die Einwirkung auf unser Alltagsdasein, ist diejenige auf die Massen des Volkes nicht die intime, die wir wünschen müßten, so fragen wir uns: zu welchen Zeiten war es anders? Machen wir

uns keine zu idealistischen Vorstellungen von einem Perikleischen Zeitalter oder dem der Medicäer! Die Kunst, ein ausgewähltes Kind des Himmels, ist niemals die Begleiterin der Werktage in der Menschheit gewesen und hat ihre innerste Sprache immer nur geweiheten Gemüthern erschlossen. Die Feier des Schönen hat wie seine Schöpfung etwas Exquisites an sich, und so wird es immer sein; die allgemeinst gewordene Kunst, die des Theaters, ist auch am leichtesten und öftersten profanirt. Damit das Verständniß gerecht und allseitig werde, muß das Auge in die Tiefe dringen; hier vollends ist ein oberflächliches Ueberschauen vom Bösen und giebt nur dem Irrthum Halt. Je klarer und genauer wir schauen, je unbefangener wir urtheilen: desto mehr erschließen sich uns auch hier der Schätze immerhin noch genug. Man suche sie nur auf der rechten Stelle; die Fundorte sind nicht mehr die mittelalterlichen. Auch die Kunst hat eins der Sprachorgane unsrer Zeit werden müssen, darin liegt ihr Lebenskern. Die absolute Herrschaft der griechischen Götter- und Heroengestalten ist hier eben so verschwunden wie in Politik und Wissenschaft die der mittelalterlichen Satzungen und Dogmen. Nutzlose Einseitigkeit darüber klagen zu wollen! — Idealismus o d e r Realismus? Die Frage hat einen dringlicheren Sinn angenommen als früher. Wir sagen: Idealismus u n d Realismus.

Vierte Abtheilung.

Die Kunst.

Nichts ist unwahrer und nichts beruht auf einem stärkeren Mißkennen oder Nichtkennen der Zeitleistungen als die so oft in den Aeußerungen des Alltagslebens uns entgegentretenden Klagen über Verfall der Kunst, wenigstens so weit sie sich auf die erste Hälfte des Jahrhunderts beziehen sollen. Es wäre ohnehin eine historische Anomalie, wenn diese Klagen Grund hätten. Im Gegentheil: eine Zeit, welche dem ganzen europäischen Volksleben so mächtigen Aufschwung gab wie die französische Revolution, welche das ganze Dasein der Menschheit in neuen Fluß brachte und auch die Wissenschaft gewaltig mitriß, konnte nicht wohl spurlos am Reiche der Kunst vorbeigehn, sie mußte auch ihm einen neuen Aufschwung bringen. So beginnt seit den Ausgängen des 18. Jahrhunderts eine neue Schöpfungsperiode mit charakteristischem Gepräge, das ihr alles Recht giebt auf den Anspruch einer eigenthümlichen und mit specifischem Lebensprincip ausgestatteten Kunstwelt.

Wenn allgemein die Kunst der Neuzeit die beiden Grundzüge in sich vereint: universell zu sein mit Bezug auf das Bereich ihrer Gegenstände und Formen, individuell aber mit Rücksicht auf Geltendmachung und Ausprägung der Persönlichkeit der darstellenden Künstler, der individuellen Empfindungs- und Anschauungsweise, so gilt Beides im ausgedehntesten Maße erst so recht von der Kunstweise unseres Jahrhunderts, die nach der einen und andern Richtung kaum eine Schranke anerkennt.

Es ist ein gutes und glänzendes Zeichen für die Kunst, daß sie mehr und mehr in den innigsten Verband trat mit den übrigen Kreisen des geistigen Zeitlebens und je aus ihnen heraus, aus den Anspornungen der politischen und der wissenschaftlichen Vorschritte, des socialen und kirchlichen Kampfes ihre Antriebe holte. Daraus zog sie immer frisches Leben, immer neue Erstarkung. So wurde denn die Kunst zu ihrem Glück aufs engste mit dem reichen und vielseitigen Wehen und Weben des modernen Geistes verknüpft, ist mit ein eigenthümlicher Ausdruck seiner neuen Gedanken und Strebungen, und grad' aus diesen lebendigen Berührungen erklärt sich für sie jene Mannigfaltigkeit, jene Reichhaltigkeit des Stoffgehaltes und der Formgebung, wie sie in der Geschichte vielleicht einzig ist. Ein Hauptaugenpunkt jeder rationellen Geschichtsdarstellung muß sein die überaus lebenskräftige Wechselwirkung zwischen den übrigen allgemeinen Culturfactoren und den Kunstschöpfungen zu zeichnen. Es spricht ganz den durchgehenden Geisteszug des Jahrhunderts aus, daß seine Kunstbetheiliguug aus der zuerst gereiften geschichtlichen Studie und dem kritischen Verständniß herausgewachsen ist. Die auf die Fundamente der Kunstgeschichte gebaute Kunstkritik ist ganz eigentlich eine Geburt des modernen Geistes. Durch das Widerstrahlen der verschiedenen und wechselnden Zeitstimmungen hat die Kunst nicht nur Nichts verloren, im Gegentheil: die Aufnahme der unsre Generationen bewegenden Gedanken und Strebungen hat ihr an Leben und Wärme mehr als das ersetzt, was ihr dadurch etwa an ruhig reifender objectiver Vollendung mag entzogen worden sein.

Das Leben des Jahrhunderts ist allgemein und in allen seinen Erscheinungen von den viel leichter und zugänglicher gewordenen Beziehungen zur Kunst, von ihren tausendfachen Aeußerungen und Vervielfältigungen, — wobei aber von dem innern Werthe vollständig muß abgesehen werden —, durchzogen. Wohl die stärkste Einwirkung auf die Gesammtheit übt heutigen Tages die Fertigkeit und Technik, welche Kunst werden will. Ueberraschend, wenn wir die gegensätzliche Erscheinung auf einem Gebiete zusammenhalten, das früher so oft in engster Beziehung zur Kunst, wohl auch in derjenigen einer eigensinnig meisternden Herrin zur Dienstmagd, genannt worden ist; wir meinen das religiöse Feld. Die specifisch religiösen, noch genauer die kirchlich-dogmatischen Einflüsse sind trotz alles hierarchischen und Secten-

treibens und trotz aller rastlosen Versuche der einzelnen orthodoxen Kirchen-lehren und -lehrer gegen früher entschieden zurückgedrängt und von den verschiedenen Wissenszweigen überholt, — ein Zug, der intensiv und extensiv Tag um Tag gewaltigere Dimensionen annimmt. Damit haben wir denn noch ein Zweites gelernt, nämlich die verbrauchte Fabel von der Kirche als Pflegerin der Künste über Bord werfen. An den wahrhaft großen Kunstwerken unsrer Zeit hat die Kirche nicht den geringsten Theil, und selbst in Italien hat der Staatsschatz die bedeutenden Restaurationen auf sich nehmen müssen. Die katholische Kirche der Gegenwart ist eine Verderberin des Geschmacks; die Fratzen und das Flitterwerk, die sie dem Volke zur Anbetung hinstellt, enthüllen eine wahrhaft ungeheuerliche Geschmacksverwilderung.

Nicht als ob übrigens die Elemente des Zeitlebens überwiegend kunstfreundliche wären; im Gegentheil! Die Kunst muß um ihr Dasein kämpfen wie in unserm Jahrhundert des ausgesprochenen Kampfes alle Factoren. Es sind kunstfeindliche und gewaltige Elemente, die folgenden: die Prosa der alltäglichen Erscheinungs- und die kritische Reflexion der Culturformen; der Mechanismus des öffentlichen und das Nivellement des gesellschaftlichen Lebens; das Verschwinden der individuell ausgeprägten Formen- und Farbenwelt, die sich in gleichartig zerfließende Töne auflösen; die steife Norm des Polizeistaatenwesens und der Umgangsmanieren; das Ringen und Jagen der Massen von so oder so aufstrebenden Existenzen, die sociale Sorge und die Ueberspeculation; die Massenhaftigkeit der materiellen und der Denkarbeit unsrer Tage; die Innerlichkeit der Bildung, welcher die Erscheinungsform weiter Nichts als das bedeutungslose Mittel wird. In Alledem liegt eine große Spaltung zwischen dem Innern und Aeußern ausgedrückt; keine Harmonie, keine künstlerische Ruhe und Befriedigung. Unsre Zeit mit ihren weitausschauenden Zielen hat keinen Blick mehr für die kleinen Dinge und Formen des Daseins, welche die bildliche Bewegung ausmachen; sie hat keine unbefangene Freude am Naturleben. Daher kommt's, daß auch das Genre zumeist nicht durch den Reiz der Natürlichkeit und Ursprünglichkeit einer nicht von der Reflexion zersetzten Anschauung, sondern durch den oft mit Tendenz untermischten und sehr bewußten Contrast wirkt. Aus der rein gegensätzlichen Reaction zu diesen überherrschenden Grundzügen

erklärt sich auch die Liebe für das Landschaftsbild, welches uns wieder ein Stück Natur gleichsam ins Familienleben hineinzaubern sollte.

Mit der Schwere des Ringens in den Zeitgedanken, welche der Kunst die schwierige Doppelaufgabe stellt: die reale Welt mit dem Ideal und die ideale mit einem neuen Inhalte zu erfüllen, hängt es zusammen, daß sie mit einem ungefügen Stoffe ringen muß, daß sie sucht, weithin, lang und ohne Frucht sucht nach gestaltbaren und mit der neuen Lebensauffassung erfüllbaren Stoffen. Dieses Ringen mit dem Stoff ist so augenfällig, daß ganze Kunstrichtungen sich nach ihren Objecten eintheilen und bestimmen lassen, während sonst die formale Behandlungsart den natürlichen Eintheilungsgrund abgiebt. Im Ganzen stehen sich folgende Momente fördernd und hindernd für die Kunst entgegen: ungemein erweiterte Stoffwelt und nicht weniger vertiefte Anschauung; anderseits die Unruhe und das Ungenügen unfertiger Zustände, der Bruch zwischen Geist und Form, Wesen und Erscheinung, Sein und Denken.

Ein Hauptzeichen des Vorgehens entspricht ganz genau der allgemein durchschlagenden Zeittendenz, das ist das Ueberherrschen des Individualismus, das Geltendmachen der persönlichen Einzelkraft und Eigenart, die ungehemmte Selbstentfaltung und Selbstbestimmung, welche den Schematismus und Schulzwang auf allen Punkten durchbrechen. Die Schultraditionen sind durchaus verlassen, die Schulgebundenheit ist gelöst; das Künstlerindividuum bewegt sich aus sich und nimmt mit dieser Freiheit auch den so außerordentlich mannigfachen und reichen Inhalt des Zeitlebens in sich auf, um ihn wieder ganz individuell verarbeitet in seine Gebilde umzusetzen. Daher das Geltendmachen der allerverschiedensten Formen und Anschauungsweisen, vom körperlosen Idealismus bis zum körperbeschwerten Naturalismus, daher die fernere Erscheinung, daß selber die classische Stätte, Rom, noch zu Anfang des Jahrhunderts der fast unumgängliche Wallfahrtsort aller Kunstjünger, ihre Bedeutung fast ganz eingebüßt hat. Die Localschulen konnten sich nirgends mehr mit stricte festgehaltener Zähigkeit darauf verlegen ausschließlich gewisse künstlerische Elemente zu cultiviren; wir stoßen überall auf die bedeutsamsten Ausweichungen der subjectiven Kraft. Noch weniger Verband durch Schuldisciplin als die andern zeigt die französische Kunst; die Individualitäten streben durch-

aus selbständig aus einander. Man wird schwerlich behaupten dürfen, daß darunter die Kunst dieser Nation gelitten habe. Dieselbe Freiheit herrscht in dem Gewährenlassen aller Richtungen: Es ist ein Verdienst des Jahrhunderts und ein Widerschein der tausendfachen in ihm abschattirten kämpfenden und arbeitenden Gedanken, daß es alle und jede Kunstrichtungen sich auswirken läßt, alle Methoden der Technik versucht und ausbildet, auch hierin liberal und strebsam. Die David'sche Periode, die nothwendig auch auf Deutschland überwirkte, kräftigte sich an den idealen Formen des Alterthums, und das streng durch sie betriebene Streben nach plastischer Stylisirung, selbst auf die Malerei übertragen, so wie die Aufnahme der classischen Formen im Baufach wirkten trotz Allem, was bald darauf als steif und kalt, todt und starr, massig, prunkvoll und lebenleer erkannt ward, geschmackläuternd auf das Geschlecht, und die Herrschaft von Rom als Kunstweltstadt in den ersten Jahrzehnten spornte zu bedeutenden Werken und zog große Künstler, bis auch sie veraltete. Die romantischen Neigungen, die Wiederbelebung des nationalen Sinnes in den Völkern und die religiös restaurativen Neigungen hatten für die Kunst wenigstens das Gute, daß sie den gänzlich erstorbenen Sinn für die Gothik und das mittelalterliche Kunstleben auffrischten. Beide Richtungen waren in ihren Grundlagen mehr idealistisch; aus ihnen heraus schälte sich aber in der neuesten Plastik und Malerei ein gesunder Realismus, der sich bei den Hauptvölkern nationaler und volksthümlicher gestaltet.

Eine andre Aeußerung eben desselben Geistes ist die außerordentliche Erweiterung des künstlerischen Stoffgebietes. Daß unser Jahrhundert die Geschichtsmalerei in einem Maß ausgebildet hat, welches in zweifelloser Wechselwirkung steht zu der ungeheuren Ausdehnung und Vertiefung der Geschichtsstudien, das darf kaum überraschen. Daß es aber gleicherweis eine unbegrenzte Gebietsausbreitung und nicht minder durchgebildete Verfeinerung des Sinnes gewonnen für die verständnißreich abgelauschte Aufnahme und die ergreifend wahre Wiedergabe der Aeußerungen des Erdgeistes und der Fluthungen in dem verschiedentönigsten Völker- und Gesellschaftsgetriebe, den Blick auf alle Zonen, alle malerischen Schönheiten der Erd- und Himmelsformationen, alle zartesten Farbenschichtungen, alle Sitten und Situationen der Völker und Stämme und Stände richtend, das ist eine

noch weiter greifende Thatsache. Ja die Zeit hat wenigstens mit unbezweifelbarem Geistesaufwande versucht auch ihren philosophischen Gedankengehalt und die symbolisch-allegorischen Ausdeutungen ihrer Forschung und die schweren Fragen ihres Gesellschaftslebens in sprechende Kunstformen des Humors und des Ernstes zu bringen. Unter den plastischen Künsten ist die Malerei am vielseitigsten ausgebildet und auf das unbegrenzteste Stoffgebiet angewandt.

Wohin gehen die herrschenden Neigungen? Unsre Zeit ist durchaus nicht plastisch; sie zeigt eben so wenig fest in sich geschloßne Abrundung in den Neigungen und Gestaltungen ihrer Kunstproduction als einen Abschluß in ihren wissenschaftlich-gesellschaftlichen Forschungs- und Streitfragen; die eine Erscheinung bedingt die andre. Daher die gewichtigste Kundgebung des Kunstlebens in Musik und Malerei zu suchen und hier wieder in den der Plastik fernstehenden Specialitäten — überall das Bevorzugen weiter und unbestimmter Horizonte. Vielleicht liegt darin mit einer der Gründe des Rückgehens in theatralischer Darstellung, sofern ihr nämlich — trotz lebender Bilder! — die plastische Vollendung abhanden gekommen.

Die Auffassungsweise, welcher die Kunst im Verlaufe des Jahrhunderts mehr und mehr zusteuerte, ist ohne Zweifel der Realismus, und er ist jedenfalls von tiefer gehendem Interesse und vollerer Wirkung, als was sich in den vorigen Jahrhunderten unter diese Fahne stellte. Je mehr die Weltanschauung sich auf die menschliche Bestimmung und das menschliche Walten hienieden, auf den designirten Schauplatz der Erde zusammenzog, und je mehr sie auch die alte Idealwelt als das Product menschlicher Vorstellung auf den verschiedenen Stufen ihrer geschichtlichen Entwicklung fassen lehrte: desto energischeren Sinn gewann das Princip des Realismus, desto weiter griff es auch in der künstlerischen Darstellung, so sehr daß auch die idealen Richtungen seiner Einwirkung sich nicht entziehen, sich nicht enthalten konnten ein Element von ihm aufzunehmen. Schließlich hat sich dieser Realismus gar dahin zugespitzt, nicht blos die unmittelbar gegenwärtige, „vom Zufall und der Noth der Realität zerarbeitete Erscheinung“ zum Formprincip zu erheben, sondern auch das ganz alltägliche, kleine und gemeine Tagesdasein im Menschen- und Naturleben absichtlich sich zum Darstellungsobject auszusuchen. Das unmittelbar vor den Sinnen Liegende, so wie so,

häßlich wie schön, würde der extremsten Ausartung der wahre Gegenstand einer Kunst, die zur naturalistischen Photographie herabsänke. Nicht so übrigens, sondern im Ganzen absolut befruchtend und belebend hat der ächte Realismus innerhalb seiner gemessenen Schranken während der ersten Hälfte des Jahrhunderts gewirkt. Julius Meyer in seiner „Geschichte der französischen Malerei" sagt sehr gut: „Wenig mehr hat die moderne Welt mit der Versinnlichung übersinnlicher Ideen zu schaffen, und die moderne Kunst will nichts sein als der aus einem glücklichen Geiste geläuterte Schein der Wirklichkeit. Das Moderne in diesem Sinne (— das soll wohl eben heißen das Realistische —) hat sein unendliches Recht, ein eben so großes, als je das Classische und das Romantische hatte". Es ist mit ein hohes Verdienst des Realismus, daß er die Einkehr ins Volksleben und seine nächsten Naturbeziehungen tragen half, sei's im deutschen Genre, sei's im französischen paysage intime.

Die ideale Kunst steht einer großen Gefahr nahe: Wenn sie nicht die hohe Bedeutung der stylvollen Form innerlichst zu fassen und zur lebenvollen Anschauung zu bringen weiß, so sinkt sie, weil den treibenden Elementen der modernen Zeit zu fernab stehend, zu einer leeren geschmückten Manier herab, die nur seelenlose Schemen giebt. Es ist z. B. ein auffallendes Zeichen, daß die Schule von Ingres, so stark sonst ihr Einfluß ist, kaum eine einzige schöpferische Kraft großzog. Ihr blieb aber jene sonst die deutsche Kunst gefährdende Abirrung nicht fern: in die Darstellung des Gedankenhaften übergreifen, eine poetische und philosophische (geschichtsphilosophische) Malerei herstellen zu wollen. Der idealen Anschauung fällt es am schwersten neue und ergreifende Gegenstände zu finden, welche das Interesse der modernen Zeitanschauung und zugleich die einfach stylvolle Formschönheit befriedigen; sie am allerschwersten kommt aus jenem Tasten und Suchen nach zugleich malerischen und inhaltschweren Stoffen heraus, das ohnehin ganzen Gattungen der modernen Kunst anhaftet.

Am wenigsten Förderung erhält die religiöse Kunst, die bei der jetzigen Weltanschauung unmöglich mehr die Bedeutung gewinnen kann wie früher; die Versuche ihrer Wiederbelebung mit diesem Anspruch sind idealistische Träumerei, und im Uebrigen führen ihre Erzeugnisse meist auf stark verweltlichte Mischgestalten oder abgeblaßt leblose

Figuren hinaus. Ueber den Gegensatz zwischen der modernen Weltanschauung und dem idealisirten Mittelalter mit kirchlich-religiösem Vorgrund ist außer dem Haupt und Meister wohl schwerlich ein einziger der Nazarener hinweggekommen. — Selbst in der Architektur ruht die Fortentwicklung keineswegs auf dem Kirchenbau, wie viel auch England z. B. in gothischen Kirchenbauten thun mag. Anderwärts werden die Restaurationen der Gothik bei Weitem mehr aus dem rein künstlerisch-monumentalen Interesse aufgegriffen. Das Gepräge unsrer Zeit giebt sich in Museen, Bibliotheken, Schulen, Theatern, öffentlichen Verkehrs- und Administrationsgebäuden Ausdruck. Trotz Allem ist der Eindruck der neuen protestantischen Kirchenbauten zumeist der des Kleinlichen; in katholischen Landen werden solche wenig unternommen, und in diesen und jenen treffen sie sehr oft Zweck und Bedürfniß nicht. — Der durchgängige Mittelschlag in den neuen Werken der religiösen Kunst hat es selbst verschuldet, wenn die weitaus große Mehrzahl der Gebildeten die schon von Goethe so geheißenen „Fastenprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuz in der Hand" mit Mißtrauen aufnimmt, ja mit unverholener Abneigung. Ueberdies konnte jedenfalls die Kunst nicht dabei gewinnen, wenn diese Gattung die bloße Wiederaufnahme und Wiederholung des mittelalterlich-christkatholischen Ideals als Princip hinstellte und damit auch das freie Walten der Künstlernatur beschränkte. Eben dasselbe gilt übrigens von dem bloßen restaurativen Aufnehmen der Antike.

Zum Theil mit dem immer stärker wachsenden Bedürfniß einer allgemein eingreifenden Geschichtsstudie, zum Theil mit dem zweiten Umstande, daß die französische Revolution auch für die Kunst mit allen frühern Lebensbedingungen gebrochen, auch hier tabula rasa gemacht hatte, hängt die überraschende Thatsache zusammen, daß in den Anfängen des Jahrhunderts fast alle bildenden Künste gleichzeitig und bei allen bestimmenden Hauptnationen, daß Architektur, Sculptur und Malerei zugleich zu der Antike zurückgreifen, um sich in diesem ewig frischen und reinen Lebensquell zu verjüngen. Diese Studienrichtung, die aber in mehr als einer Hinsicht blos noch in äußerlicher Aufnahme befangen blieb und dann wieder neuer Manierirtheit verfiel, hat lang und stark nachgewirkt, trotz jener Mängel eine hochwichtige Entwicklung tragend. Der Gegensatz gegen jene frostig gewordne antikisirende Weise geht von dem Blick auf die romantische

Blüthezeit aus, mit vorwiegend gemüthlichem Interesse und stark mittelalterlich christlich-kirchlichen Tendenzen. Auch diese zweite Richtung, der Lyrik der romantischen Schule gleichend, nach ihrem Grundtypus selbst eine in Farben und Formen gesetzte Lyrik, hat Vieles entwickelt, ist aber rascher und immerhin mit weniger nachhaltigen Folgen als jene erste vorübergegangen; das 2. und 3. Jahrzehnt sind ihre Zeit, Deutschland ihr Sitz. Die folgende Zeit ist mehr eklektisch, zum Theil naturalistisch; sie ringt nach freier Selbstbestimmung. Am wenigsten weit ist auf diesem Wege die Architektur gekommen. Eine Gunst des Schicksals war's, daß die Studienfolge den erwähnten Gang nahm; daher der Vorzug, daß auch jene Richtung, welche sich an die mittelalterlich christliche Kunst lehnte, sich vielfach von einem durch die Antike geläuterten Formsinn erwies; — eine Erscheinung, die sich u. A. innerhalb der Berliner Bauschule in der reinen Durchbildung des Details zeigt.

Ein ja nicht zu unterschätzender Factor ist das sehr erweiterte Uebergreifen der Technik und Erfindung auf die Kunst. Daher die außerordentliche Popularisirung der kleinen Kunstzweige, das Hinunterdringen ihrer massenhaften Erzeugnisse selbst in die Hütten und die zweifellose Einwirkung auf eine gewisse Verfeinerung und Annehmlichkeit des Lebens. Es giebt Gebiete und Verfahrungsarten, von denen schwer zu sagen ist, ob die stricte physikalisch-chemische Berechnung, also die specifische Wissenschaft, oder die künstlerische Handreichung zur vollkommenen Darstellung ihres Werkes das Größere thun, und andererseits ist der Uebergang aus dem höhern oder Kunsthandwerk, dessen Geschmack freilich weder besonders fein noch ausgesucht ist, vielfach ein ganz unmerklicher. Ob die außerordentliche Verbreitung der kleinen Künste nicht der großen Kunst Abbruch thue, das ist freilich eine zweite Frage (Photographie und Personenportrait in Oel).

Die Betheiligung der Nationen: Alle wesentlichen Kunstvorschritte des Jahrhunderts knüpfen an Frankreich und Deutschland, die Niederlande und England, vereinzelte großartige Erscheinungen natürlich abgerechnet; Frankreich und Deutschland sind die eigentlichen Kunstmächte. Dem Nationalcharakter entsprechend ist dort das Kunstleben glänzender und umfassender, hier tiefer und gefühlter. Belgien entfaltet eine theils heimische, theils französische Kunstweise. Holland geht mit hohen Erfolgen auf die Bahnen der altnationalen Kunst

zurück. England pflegt mit ausgeprägter Vorliebe gewisse Gattungen in seiner eignen Weise, leistet in andern sehr wenig. Die scandinavischen Länder und die Schweiz bieten Einzelerscheinungen von hohem Rang, können aber nach der Natur der Dinge nur Kunstprovinzen im Gefolge größerer Ganzen darstellen. Der Gesammtüberblick resümirt sich in folgende Wahrnehmung: Die Kunst der Gegenwart ruht im Centrum und im Norden Europas, nur in den germanischen Nationen, wenn wir einzig Frankreich ausnehmen; mit seiner übrigen Lebensbedeutung hat der ganze romanische Süden auch seine Kunststellung bis auf geringe traditionelle Reste, die zuerst seiner Technik zu gute kommen, eingebüßt. In der Bildnerei und noch mehr in der Malerei spielen die Nordländer und das Hervorziehen nordischer Motive eine so hervorragende Rolle, daß sie sich an den Platz des vollständig zurückgetretenen romanischen Südens zu stellen scheinen.

Die neuere deutsche Kunst wuchs hervor aus dem Kampfe gegen die leere Form und den akademischen Zopf; sie forderte Seele und Empfindung und stemmte sich damit gegen das Franzosenthum. Zusammengehalten mit der darstellenden (Theater), weist die deutsche bildende Kunst, in erster Linie Malerei, in unserm Jahrhundert eine direct entgegengesetzte Entwicklungslinie zu ihren Gunsten: In den Anfängen ihrer Leistung entschieden hinter den darstellenden Künsten und der Dichtung zurückstehend, hat sie sich eben so entschieden über die Schauspielkunst hinausgehoben, so sehr sich um- und ausbildend, daß uns die Gemälde, die ungefähr bis gegen die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts gefertigt wurden, keiner Beachtung mehr werth erscheinen. Es ist etwas viel gesagt, aber nicht ohne Grund, wenn Niebuhr im Jahre 1817 meinte: Ich glaube, daß wir in der Kunst für Deutschland in eine Epoche treten wie die unsrer aufblühenden Literatur im 18. Jahrhundert. Auch die Bildhauerei im classischen Rom war bis um's Ende des 18. Jahrhunderts so herabgekommen, daß es den Franzosen leicht war den Ruhm für diese Kunst an sich zu reißen. Im Anfang des Jahrhunderts schien allgemein französische Kunstweise nochmals ähnlich zur allgemeinen Herrschaft kommen zu sollen wie früher französische Literatur und Bildung und Politik. Ein Glück, daß es anders geworden! — ein Glück!, dessen wurde sich die Welt erst in jüngsten Jahren so recht scharf bewußt.

Idealismus und Realismus im Entwicklungsgange der deutschen Kunst: Den Idealismus als die ausschließend deutsch-nationale Kunstweise erklären zu wollen, diese Einseitigkeit ist bereits zurückgewiesen und im Gegentheil dargethan worden, wie er gerade der altdeutschen Kunst völlig fremd war und wie er, streng genommen, auch in unserm Jahrhundert wieder importirt wurde; brachte ihn ja ohne Zweifel der epochemachende römische Aufenthalt unsrer Künstler in den ersten Jahrzehnten zur Herrschaft! Vom Beginn des Jahrhunderts an, — das war ganz natürlich für die Zeiten der französischen Knechtschaft, der Romantik und der Restauration! — bewegte sich so das deutsche Kunstleben in den Geleisen des aus der quälenden Gegenwart flüchtenden Idealismus. Aber ganz ähnlich und eben so fruchtbar, wie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die deutsche Literatur ihren Durchgang durch den Classicismus zu nutze zog, verwendete nun ein Menschenalter später die Kunst den ihren, um allmälig gut geschult und neu gekräftigt in die Bahnen eines gesunden Realismus überzulenken. Beide Richtungen haben ihre Vorzüge, beide ihre Gefahren; dort liegen diese in der Isolirung und der Eintönigkeit, in der Entfremdung vom Leben, von der rechten Kraft und Frische; hier in den maßlosen Uebergriffen und der kecken, ja rohen Behandlung des Gedankens, der Form und Farbe. Während der deutsche Idealismus in der Malerei durch einen geistreichen Vertreter des witzigen Humors eben als humoristischer sich nochmals zu restauriren unternahm, drang in der Plastik der Realismus mit seiner Lebenswahrheit durch. Die Münchner Malerschule hat sich am längsten gegen den geschichtlichen Realismus gestemmt, dann geschwankt; weniger die Düsseldorfer.

In der deutschen Kunst hängt der Kampf zwischen Idealismus und Realismus mit einem verwandten Grundzuge zusammen, von dem Meyer gut sagt: „Man könnte aus der modernen deutschen Kunst ganze Gattungen absondern, die eine trübe Beimischung des Poetischen oder des Gedankenhaften kennzeichnet (z. B. eine Richtung in der Düsseldorfer Schule und einem Kaulbach). Hier offenbart sich die Schwäche der modernen Phantasie, der es so schwer wird Form und Inhalt mit abgrenzender Bestimmtheit in Eins zu schauen und durch die Erfüllung ihres eignen Lebens der Gestalt ihren festen Umriß zu geben. Die Franzosen sind durch ihr ausgesprochenes Formgefühl und ihr Talent für in sich vollendete Gestaltung dieser Verirrung

weniger ausgesetzt". Doch, fügen wir bei, findet sie sich bisweilen auch bei ihnen, nur aus andern Gründen.

Man klagt oft über Vernachlässigung der nationalen Objecte in den Kunstdarstellungen; aber bei der Zerrissenheit der deutschen Geschichte und der Gespaltenheit der Urtheile über ihre Thatsachen und Träger, wie wenige Gegenstände blieben eigentlich als allgemein anerkannte dankbare Vorwürfe zurück! Man betrachte die großen Geschichtsbilder an den Wandflächen der Nationalmuseen und Residenzschlösser, wie kalt und leer fast alle!

Kunstsitze: Dresden, früher Hauptpflegeort der aus Frankreich importirten Zopfkunst, hat es der akademischen Gebundenheit halber nicht mehr zu einer selbständigen Pflege der Malerei bringen können; selbst die Herbeiziehung bedeutender Meister half diesem Mangel nicht ab. Auch in Wien, das übrigens durchweg in der Nachahmung stehen blieb, konnten selbständig individuelle Kräfte nicht aufkommen. Die Akademie daselbst hatte in den Anfängen des Jahrhunderts eine nicht geringe Bedeutung, erst als Centrum der afterclassischen Richtung, dann als Versuchsstätte für die frühesten romantischen Aufstrebungen, sank aber schon bald nach den Freiheitskriegen, weil es hier der rechten Kunst an Anregung und Unterstützung gebrach. Ohne eine einzige Naturbedingung gewann Düsseldorf überraschend hohen Glanz, der freilich nur vorübergehend sein konnte; auch das noch viel leuchtendere München ist von der Natur jedenfalls nicht zum Kunstsitze geschaffen worden. Weimar, Frankfurt, Stuttgart, Karlsruhe sind Nebenstätten der Kunstpflege geblieben. Berlin ward durch die Vorzüge und Antriebe einer großen Hauptstadt getragen.

Zeitlich trat die Münchener Kunstschule vor der Düsseldorfer auf; ihre Thätigkeit hob schon in den 20ern an, während diese erst in den 30ern zur Blüthe kam. Aber jene ältre Münchener ist auch bereits verschwunden; sowie der Antrieb durch die großen monumentalen Aufgaben aufhörte, an die fast ausschließlich ihre hohe Bedeutung knüpft, war auch ihr Lebensprincip vorbei; was für München blieb, war immerhin ein reicher Künstlerkreis, aber keine Schule.

Die französische Kunst giebt die allgemeinen romanischen Geschmacksneigungen wieder: das rhetorische Pathos, das die romanische Dichtung färbt, das Theater beherrscht, das poser im Leben bedingt. Das Alles hat aber trotz des Phrasenhaften und Hohlen wenigstens

die gute Wirkung geübt das plastische Gefühl zu beleben und den Formsinn wach und scharf zu halten, worin die Franzosen einen entschiedenen Vorsprung haben. Eigenthümlich übrigens, wie gerad' im Kreise der Plastik unter diesem Volke der Naturalismus sich nicht zu durchschlagender Anerkennung herausarbeiten konnte, die antikisirenden Erinnerungen scheinen da am zähesten zu haften. Wahrheit der Empfindung ist nicht das Kennzeichen französischer Bildnerei, dafür aber die Sicherheit des Formgefühls, die sich in der klaren Wahl wirklich plastischer Motive geltend macht, und daneben das tüchtige technische Machwerk; es ist derselbe Zug, der dem Drama und Theater der Franzosen so sehr zu gute kommt.

Die französische Kunst weist in der Ablösung und Fortbildung der verschiedenen Anschauungsweisen unter allen die größte Folgerichtigkeit auf. — Eine der feinsten Bemerkungen, welche über ihren Charakter gemacht worden sind, berührt ungefähr folgende Wahrnehmung: Sie zeichnet sich auf der einen Seite durchweg aus durch großes und geschultes Geschick für die Form, deren Durchbildung ihr auch in den ärgsten Zeiten des Verfalls traditionell geblieben ist. Gleichwohl, und um gewissermaßen ein surplus des Reizes zu gewinnen, zieht sie fast durchweg ein stoffliches Interesse herein, einen Inhalt, der abgesehen von der künstlerischen Erscheinung zu Geist und Sinn spreche. In Zeiten der Entartung richtet sie schon ihre Stoffwahl auf Gegenstände, welche die Sinnlichkeit, ja Lüsternheit reizen. Bedeutungsvoller aber ist der Hang (und er trifft gerade gern Zeiten des effectvollen nationalen Aufschwungs), durch bedeutungsschwere, erschütternde Situationen, große Momente und gewaltsame Action die Phantasie anzuspannen, die Wirkung schlagend zu machen, also durch beide Elemente zugleich eingreifen und ergreifen zu wollen, — Stoff und Form. Ganz richtig ist dieser Grundzug, der sich nach der letzten bessern Seite in der französischen Kunst unsers Jahrhunderts eben so sprechend ausgelebt hat wie in der Dichtung dieser Nation, allgemein auf die Wesenheit des eigenartigen Nationalcharakters zurückgeführt worden, der eine auf Stammmischung begründete Mitte constituirt zwischen dem auf den abgezogenen Geist gerichteten reinen Germanen und dem ganz in die Form sich versenkenden Romanen. Das haben die Franzosen bis in die neueste Erniedrigung hinein sich nicht nehmen lassen, daß

sie an einem eifrigen technischen Studium festhielten, Hand und Aug' übten und die Natur in ihrem Formenreize studirten.

Auffallender ist die andre Erscheinung, wie nämlich auch in Frankreich, wo doch der ungeheure politische Einschnitt das eher hätte verwehren sollen, die Vorliebe für's Mittelalter, die sich mit besondrer Gunst auf die Restauration seiner Denkmale warf, um sich griff; die Vertreter des trecento in der religiösen Kunst haben's zu einer weiten Wirksamkeit gebracht; natürlich arbeitet hiebei eifrig der Clerus mit. Zu innerlich begründeter Blüthe ist aber trotz Allem die religiöse Malerei hier nicht gekommen; nicht blos die leichte Naturanlage und der geschichtliche Bildungsverlauf verhinderten das, sondern auch die langeher mit derselben Zähigkeit wie in der Sprache herrschenden akademischen Kunsttraditionen; innerliches Verständniß für die mittelalterlichen Formen hat trotz alles zur Schau gestellten Katholicismus der heutige Franzose nicht. Diese Erfahrung hat zu ihrem Schaden die religiöse Kunst am schärfsten gemacht. Wenn es befremden möchte, wie gerad' unter der Juliregierung diese Richtung eine neue und selbst höhere Blüthe treiben sollte als unter der Restauration, so vergesse man nicht: es ist im Ganzen doch eine sehr weltliche Frömmigkeit, die sich schon in der decorativen Farbenüberladung spreizt. Eine strengere Richtung, an's deutsche Nazarenerthum angeschlossen, war in Frankreich außer ihrem Platze; die Seele der altitalienischen Meister ließ sich noch weniger hier als in Deutschland wieder heraufbeschwören. Allgemein fehlt der Richtung der Pulsschlag der Zeit, es ist Scheinleben; daher unaufhaltsamer Verfall über sie hereinbrach.

Die Kunst des Kaiserreichs, deren Hauptwerke die kolossalen römischen Bauten, ist anspruchsvoll und massig, ohne Adel und Anmuth; die Poesie jener eisernen Tage Null oder verbannt, — Emigrantenliteratur. Das frische und mannigfaltigere Vorgehn der Restauration war hier in der That belebend, und mehr in Frankreich als in Deutschland wurde jene Zeit, die sich mit ihren romantischen Neigungen so gern als die Wiedererweckerin der Künste ausgab und freilich noch viel mehr in die Kunsttändelei verfiel, jener ihrer Losung gerecht. Die specifische Kunst des Julikönigthums hat sich nicht zu einer scharf individuell ausgeprägten Richtung herausentwickelt; Vermittlung der Gegensätze scheint die Parole, grade wie in der Politik auch. Der

ausgedehnten Geschichtsstudie entspricht das eifrig gepflegte Geschichtsbild, und trotz des vielen Verfehlten und Nichtigen (im Museum von Versailles) nahm die Historienmalerei einen entschiedenen Aufschwung. Auch in die reale Welt der Gegenwart lebte sich diese Kunst leichter ein, was sie freilich nicht selten auf das erniedrigende Anschmiegen an deren Launen und Bedürfnisse abführte. Das Uebergewicht der bürgerlichen Sphäre und ihrer Lebensgewohnheiten bedingte auch eine neue Pflege der Genremalerei, und mittelbar zog selber die Landschaftsmalerei etwelchen Gewinn daraus. — Mit der jedenfalls nicht unzeitgemäßen Aufnahme der monumentalen Geschichtsmalerei vermeinte das an Thaten wie an malerischem Gehalt gleich arme Bürgerkönigthum Zweierlei zu gewinnen: einen den nationalen Geist anregenden Inhalt und eine die Sinne ansprechende Form und Gruppirung. Aber bei ihren großen Projecten fiel sie selbst in der Darstellung früherer Geschichtsscenen vielfach in nichtssagenden Inhalt und das leere Gepränge mit paradehaft aufgeputzten und aufgestellten Figuren herab, den gleichen Fehler in die Vergangenheit hinein tragend, den das Kaiserreich auf die unmittelbare Gegenwart angewandt hatte. Waren's schon da oft nichts weiter als hohle Prunkscenen, so kam's noch viel ärger in der ebenfalls versuchten malerischen Verherrlichung der mageren bürgerköniglichen Zeit, die den Beschauer kalt läßt oder zur Ironie herausfordert, je breiter und länger sie sich entfaltet. Es begegnete dieser gemachten Kunst, nur in andrer Form und aus andern Gründen, etwas Aehnliches wie der neuen Münchener: sie blieb eben eine gemachte, die der innern Lebensbedingungen entbehrt; aus diesem Gesichtspunkte wurde sie in Versailles gar von den engagirten Künstlern selbst abgethan; heut ist dieses sogenannte Nationalunternehmen bereits vergessen, die breiten bemalten Wände unbeachtet.

Die belgische Kunst blieb bis zur Zeit der neu errungenen Unabhängigkeit wesentlich unter französischen Einflüssen befangen. Die Epigonen der Schule Davids waren schwächlich und ohne selbständige Bedeutung. Die folgende Hebung ist in allererster Linie auf das Studium der großen altnationalen Coloristen zu schreiben und hält sich daneben an das Verarbeiten der neuen Grundzüge, die unterdeß in Frankreich selbst aufgekommen waren. Das ziemlich äußerlich gefaßte, aber meisterhaft dargestellte Geschichtsbild weltlichen Inhalts war der Ausgangspunkt der neuen Schule. Bald aber drängte sich

das Streben nach malerischem Effect so sehr vor, daß die Objecte diesen Malern anfingen gleichgültig zu werden. Uebrigens machte sich bei den größten aus ihnen bald eine gewisse Dürre der Phantasie bemerklich; das zeigt die etwas einförmige Folge ihrer großen Geschichtscompositionen, das bewies sich aber auch im Genrebild, dessen Auffassung, Erfindung und Gefühlshöhe etwas Eintöniges haben. Auch die vlämische Bewegung brachte eine Zeit lang Leben in Literatur und Kunst. Immerhin hat die belgische Kunst ungemeine Rührigkeit und Productivität bewiesen und bis neuestens erhalten; die belgischen Akademien sind viel besucht, und der Staat selber strengt sich rühmlich an. Die Aquarelltechnik steht in einer der englischen ähnlichen Blüthe.

Die Schweiz, mit einer namhaften Zahl bedeutender Künstler vertreten, sandte ihrer einen starken Theil in französische Schule, und nicht gering zu schätzende Schweizer (auch wenn wir von dem aus diesem Ländchen stammenden großartigen italienischen Genremaler absehen) werden nach ihrer ganzen Studienrichtung, nach Manier und Aufenthalt einfach als französische Maler aufgeführt. Genf hat eine besondre Landschaftsschule. Die Naturart des Landes bedingt die bevorzugte Pflege des Landschafts- und Thierbildes.

Das Eigenthümliche an den englischen Kunstzuständen faßt Springer sehr gut in folgende Sätze zusammen: „Viel Originalität und doch eine arge Monotonie; eine mannigfache Uebereinstimmung in der herrschenden Manier und doch keine Schule; ein überaus kräftig ausgeprägter Localcharakter und doch keine Kunsteinheit! Die Künstler keines Landes sind so leicht erkennbar wie die englischen, deren diaphane Formen und saftiges Colorit nirgends Ihresgleichen finden; in keinem Künstlerkreise herrscht aber auf der andern Seite wieder eine solche innere Verschiedenheit, so mannigfache und grelle Gegensätze als hier". Schmeichelhaft ist dieses Bild nicht, aber wahr. Das Große in den englischen Leistungen ist bald gezählt und beschränkt sich auf wenige Zweige.

Italien hat mit dem allgemeinen Niedergang seines Lebens auch den in der Kunst erfahren, und was allenfalls auf dieser sonst sanctionirten Kunststätte noch Bedeutendes geschieht, ist zum stärksten Theil von den fremden Colonien ausgegangen, neben denen von Söhnen des Landes nur spärliche Namen von hervorragender Bedeutung sich auszeichnen. Architektur und monumentale Malerei haben schon wegen

der unzureichenden Mittel keine Stätte mehr, und damit sind zwei Hauptadern der von Alters her in diesem Land einheimischen Kunstzweige unterbunden. Die realistische Richtung hat auf diesem Boden, der absolut auf den überlieferten Idealen seiner Geschichte und Mythe stehen blieb, von denen er lebt und zehrt, keinen Eingang gefunden. Auch die Kunst trauert um gefallene Größe; man betrete nur einmal die düstern Räume des palazzo Mocenigo in Venedig! Spanien, höchstens für Malerei namhaft, hält sich auch da trotz des Aufgreifens heimischer Motive an fremde Manier, sei's französische, sei's die der Deutschrömer; selbständig ist da gar Nichts mehr.

Die über allen Vergleich glänzendst vertretene unter den bildenden Künsten ist die **Malerei**, der wir den offensten Sinn bewahrt haben.

Die Erweiterung und Virtuosität in den Ausdrucksmitteln, namentlich der Farbentechnik, ist in letzten Zeiten ganz ungewöhnlich gestiegen. Voran die Landschafter wagen sich kecker Hand an die schwierigsten Probleme: Farbenspiele, Luft- und Lichtphänomene, an deren Darstellung früher höchstens eine excentrische Phantastik denken konnte (Turner), werden mit Effect vorgeführt; die blendendsten Lichtreflexe und tiefsten Schattentöne finden sich in Concerte verwoben, die fast berauschend wirken; wie Springer sagt: „Den Schimmer der Gletscher, das Glühen der Alpen, die Effecte der Mitternachtssonne im hohen Norden, die unbewegte blaue oder grüne Fläche der Gebirgsseen, eingefaßt vom rosigen Lichte der beleuchteten Schneefelder, das fahle Gelb in orientalischen Sonnenlandschaften, die blendende Gluth und den kältesten Frost, die Natur aller Zonen, alle Phasen des Lichtes zaubert die moderne Kunst vor unser Auge, und wären Sonnenfinsternisse nur häufiger sichtbar, gewiß würden die Farbenmischungen gesucht werden, um auch diese darzustellen".

Die von den classischen Stylisten eingeführte stoffliche Begeisterung für die Antike paßt sich doch nicht mehr recht ins moderne Bewußtsein ein; aber etwas Anderes verdanken wir dem römischen Aufenthalte jener ältern Meister: die Bekanntschaft mit der Frescotechnik als passendstes Mittel monumentaler Malerei. Diese hat regenerirend gewirkt, indem sie schon durch ihre Natur aus dem falschen malerischen Schein aufschreckte und stylvolle Strenge der Composition nebst getragener Einfachheit der Darstellung verlangte.

Unsre Zeit hat aber auch eine reiche Production von bedeutenden Entwürfen in Cartons geliefert; die ideenreichsten, überhaupt fast alle bedeutenderen Maler haben sich in solchen versucht, oft ohne einer förmlichen Ausführung in Fresco oder Oel vorarbeiten zu wollen. Eine Sammlung der werthvollsten Cartons würde uns einen schwer wiegenden künstlerischen Ideengehalt vorführen.

Nicht blos quantitativ sind in der modernen Malerei Landschaft und Genre am stärksten vertreten, sondern sie sind zufolge unsrer Culturstellung und Weltauffassung noch am leichtesten im Stand uns ästhetische Befriedigung zu gewähren. Die religiöse und mythische Idealwelt ist für uns so ziemlich verloren, und die Geschichte, oft mit ungefügem, der Phantasie und dem Verständniß schwer zugänglichem Stoff, hat sie noch nicht ersetzen können. Die Genremalerei unsers Jahrhunderts hat sich entschieden zu ihrem Vortheil individualisirt; das Ethnographisch-Charakteristische an ihr ist ein in der Lebenswahrheit beruhender Vorzug. Dieselbe physiognomische Wahrheit zeichnet überwiegend die Landschafter. Sehr gut hat man übrigens unter diesen die drei Classen der Naturalisten, Stylisten und Stimmungsmaler unterschieden. Ins Genre hinein brachen seit der 30er Revolation auch auf deutschem Boden die grellen und harten Tendenzbilder. Unverkennbare Lust und ungebrochne Frische haben in der Landschaft und dem mit ihr zusammenhängenden Thierstück die meisterhaftesten originellen Schöpfungen erzeugt.

Der mächtig erweiterte Verkehr hat auch ganz neue Stoffe herzugetragen, über Europa hinaus (afrikanisch-asiatischer Orient); mit verschiedenem Gehalt. Richtig ist, daß ein starker Theil der Arbeiten auf diesem Felde weiter Nichts sind als die treue Wiedergabe der von der Beobachtung erfaßten Wirklichkeit ohne erheblichen künstlerischen Werth — ethnographisch-geographische Charakterbilder, in denen das Sujet alles Interesse anzieht. Da wird denn allerdings der Formwerth durch die Fremdartigkeit, Neuheit und den Contrast der Objecte zurück- oder gar verdrängt. Aber diese Bildungen abgezogen, bleibt noch genug von wirklicher Kunstschöpfung zurück. Es ist eine ganz besondere Richtung mit mindestens blendenden Erfolgen, diese exotische Malerei, die durch das Auffallende ihrer Erscheinungswelt, die schreienden Contraste, die seltsamen Lichtreflexe und außerordentlichen Farbenstimmungen packt und reizt und besticht. — Im Gegensatze hiezu hat

sich die neueste französische Malerei mit Energie auf heimische Motive geworfen, so recht absichtlich auf die einfachsten; sie ist streng national geworden.

Das Landschaftsbild hat eine seltene Geschichte; aus dem tiefsten Verfall, in den es zur Zopfzeit gesunken war, hat es sich zur überraschendsten Blüthe emporgehoben. In den Anfängen von der heroischen Landschaft ausgehend, fand unser Jahrhundert glücklich den Weg zum tüchtigsten Realismus. Die Stimmungslandschaft gewann außerordentlich durch Ausbildung der coloristischen Technik, welche sich der in der Zopfzeit ganz unzugänglichen Licht- und Luftelemente in ungeahnter Meisterschaft zu bemächtigen wußte. Während die Münchener anfänglich mehr der Ausbildung der idealen Landschaft sich zuneigten, wußten die Düsseldorfer, von der realistischen Richtung angezogen, den Uebergang aus der Linienschönheit und dem Gedankenausdruck zur physiognomischen Wahrheit und Farbenwirkung, den Elementen des Realismus, allgemein mit überraschend schnellen und sichern Erfolgen ins Landschaftsbild einzuführen. Der Realismus hat in dieser Branche überaus Glänzendes geleistet, wenn er auch da und dort in den Naturalismus abgeschweift ist. Die Franzosen haben im Landschaftsbilde den reinen Realismus nicht recht festzuhalten verstanden; sie lenken entweder in die idealisirende Weise alten Styls — mythische und Pastorallandschaft — zurück oder schweifen in einen excessiven Naturalismus ab, da überhaupt die Auffassung der einfachen Naturstimmung nicht eben ihres Charakters ist. Holländer und einzelne Belgier nach ihrem Muster griffen in Wiederaufnahme der Traditionen des 17. Jahrhunderts auf's Neue zur Pflege der Landschaft. Die Engländer halten sich überwiegend an ihre heimischen Gegenden nach der Vedute; im Ganzen dem Realismus zugethan und darin gar bis zum Naturalismus absteigend, haben doch Einzelne unter ihnen einer eigenartigen Phantastik sich überlassen.

Landschaftsmalerei ist jedenfalls der beliebteste und populärste Zweig der bildenden Künste. Indem die Naturerkenntniß an Tiefe und Umfang in erstaunlichem Grade gewann, indem das Verständniß für die Naturformen sich steigerte, konnte es nicht beim bloßen wissenschaftlichen Interesse stehen bleiben; die Freude daran, der ästhetische Genuß an der Naturanschauung mußten sich in gleichem Grade heben. Dazu kommt eine nie zuvor vorhandene Fülle der Anschauungen, die

der durchgehende Wandertrieb mit heimträgt, die aber in höherem Sinne Frucht der großen wissenschaftlichen Reisen ist. Daß trotz der Durchforschung des glühenden Orientes und der starrkalten Polarstriche, trotz des Erschließens der amerikanischen und afrikanischen Länder die ästhetische Ausbeute der Anschauung und vollends der Gehalt der ihr nacharbeitenden Production nicht so groß sind, als man erwarten möchte, daß weitaus die Mehrzahl der gemalten Landschaften nicht über Mittelgut hinausreichen, das ist der Massenhaftigkeit des Producirens und dem Anbequemen an die Ansprüche und Forderungen des großen Publicums von überwiegend kleinbürgerlichem Geschmack zuzuschreiben. So wahr das ist, gleichwohl steht umgekehrt das fest: kein Zweig moderner Malerei hat sich reicher und eigenartiger entwickelt, bei allen Kunstvölkern und von allen Principien aus. Je ferner unser ganzes künstlich geschraubtes Culturleben der Natur steht, desto unwiderstehlicher bemächtigt sich unser das Bewußtsein dieses Contrastes, desto lebhafter auch der Drang nach Rückkehr zur Natur, und wär' es auch blos in den durch Dichtung und Kunst uns erschlossenen Lebensmomenten. Die künstlerische Anschauung faßt die Landschaft einerseits nach ihrem sinnlich realen, in Formschönheit abgerundeten Dasein, friedlich in sich beschlossen und frei von der Schwere und der ringenden Hast unsers Culturlebens; anderseits nach jenen ahnungsreichen Stimmungsverhältnissen, durch welche das wechselnde Naturleben mit unauslöschlichem Reiz an die Menschenseele rührt. Liegt das erste Element in den markig abgeschlossenen Formen begründet, so verfängt sich das zweite in den farbenprächtigen und verschwimmenden Wandelungen des Licht- und Luftlebens. Nach beiden Richtungen hat unsre Zeit Meister erzeugt, die größeren wohl nach der zweiten, welche sich so eng an einen durchlaufenden, auf psychologisches Grübeln und Malen gerichteten Grundzug schließt. Unsre Landschaftsbilder haben so zwei Ziele erreicht: Wahrheit der Erscheinungsform und seelische Stimmungsreflexion durch den tiefer erfaßten Einklang des Natur- und Geisteslebens.

Der Begriff der Naturtreue im Landschaftsfach ist von unserem Jahrhundert streng und ernst genommen worden; er hat eine ausgedehnte Erweiterung und insbesondre auch eine von staunenswerthen Erfolgen begleitete Anwendung erfahren. Und nur die realistische Landschaft ist zu durchschlagendem Erfolge gekommen; das ist schon

durch die Weise des Naturstudiums bedingt, das seit dem Abgehen von der wenig fruchtenden philosophischen Naturconstruction den schärfst realistischen Zuschnitt annahm. Mit der unbedingt als erstes Requisit gestellten Treue im Zuge der Erscheinungsformen hängt eine gewisse Beschränkung der Originalität des Künstlers zusammen, ziemlich gemeßne Gebundenheit, über welche am leichtesten noch die Stimmungslandschaft mit ihren Licht- und Luftschattirungen sich hinausheben mag.

Welchen Weg nahm der Zug der Entwicklung? Genau den gleichen mit den übrigen Gattungen, vom Idealismus aus fast ausnahmslos zum Realismus hinüber. Aus der kalten Abstraction der „historischen" Landschaft ist man in das frische Leben des liebevoll eindringenden Naturstudiums eingekehrt, womit sich übrigens, wie das große Meister der verschiedenen Nationen belegen, auch eine ideale Anschauung der Natur ganz gut verträgt. Die englischen Landschafter, überwiegend national und von meisterhafter Technik, neigen sich besonders ausgesprochen der naturalistischen Auffassung zu; für historische Landschaft oder ideale Composition ist hier kein Feld. Der Uebergang aus der früheren Nachahmung der Stylweise eines Claude Lorrain oder Poussin zur naturalistisch heimischen Auffassungs- und Darstellungsart ist hier besonders bezeichnend.

Aehnliche Gunst erfährt das moderne Genre- und Sittenbild; es hat eine mit dem großartigen Reisezug parallel gehende, an neuen Motiven überraschend reiche, dem specifisch malerischen Princip durch grandiose Licht- und Farbenwirkung ein neues weites Feld eröffnende, ganz ungemeine Gebietserweiterung gewonnen durch die ethnographischen Schildereien aus dem Orient, der auch noch naturtreue Ursprünglichkeit und kräftige Farbentöne bietet. — Springer sagt allgemein über das moderne Genre im Rückblick auf die alten Niederländer: „Wir können nicht ableugnen, daß der Inhalt moderner Genrebilder an Anziehungskraft gewonnen hat. Witz, Humor, eine feinsinnige Komik dictiren die Motive, geistreiche Anschauungen dictiren den Inhalt; — aber es mangelt die malerische Vollendung, das kecke und des Erfolges sichere Farbenspiel, der kräftige Uebermuth, der im Gefühle seines unerschöpflichen Reichthums die seltene Poesie des Colorits auch an bedeutungslose Motive verschwendet. Wir schauen genug des dichterischen Humors in unsern Genrewerken, vermissen aber allzu häufig den besondern

malerischen Humor, das ausschließliche Wirken mit den der Malerei eigenthümlichen Ausdrucksmitteln und Formen". Auf der andern Seite hat, gerade wieder im Vergleich mit der Beschränkung des altniederländischen Genrebildes, das unsre unbedingt an unbegrenzter Weite des Gesichtskreises und Reichthum der Erfindung, an psychologischer Vertiefung und charakteristischer Zuspitzung, allgemein an Reiz und Interesse des Inhaltes ganz bedeutend gewonnen.

Das Genre ist die dem Massenverständniß leichtest vertraute, schon durch ihr Stoffgebiet und den Stimmungsausdruck ihm nächststehende Art, während gereifte Kunstanschauung nach Principien eher auf andre Gattungen abstellt.

Intensiv und extensiv — nach den Raum- und Zeit- und Gefühlskreisen — hat sich das Feld der Volks- und Sittenmalerei im größten Maßstab geweitet — ein äußerst schätzbarer Gewinn für die Kunst, wie oft auch das Haschen nach ethnographisch und psychologisch interessanten Stoffen zu künstlerischen Mißgriffen verleitet haben mag. — Die Genremalerei unsrer Zeit, vornehmlich die deutsche und englische, ging wesentlich von der poetischen Idee aus, welche zu verkörpern sie sich berufen hielt; oft auch nahm sie die Idee der Composition aus den Dichtern und Novellisten. Das hat auf langehin betretne Abwege geführt, von denen am leichtesten die Franzosen wieder abkamen, denen gerade durch das ohnehin ihnen eignende Streben nach malerischer Wirkung und schlagender Charakteristik das Bewußtsein nahegerückt ward, daß es besser sei sich an Natur und Leben zu halten und da aus dem Vollen zu schöpfen. Die Genremalerei der Franzosen entbehrt der eigentlich gemüthlichen Seite; dieses Volk hat für das stille Glück und die stille Trauer des Familien- und Seelenlebens keinen Sinn; ihr Sittenbild wird entweder pathetisch-sentimental oder humoristisch mit einem starken Zuge zur Caricatur, es wirkt auch gern in den Salons. Das Genre hat in Belgien weitaus mehr Verbreitung gewonnen als in Holland.

Die neue Geschichtsmalerei stellt geschichtliche Treue als wesentliches Requisit auf ähnlich wie unsre Landschaft die Naturtreue. Aber trotz ihrer meisterhaften Darstellungen konnte es die große Historienmalerei doch nicht zu einem ins allgemeine Bewußtsein dringenden Leben von unentwegbarer Dauer bringen und hatte mit der religiösen verglichen durchgehends mit folgenden Nachtheilen zu kämpfen: Ihr

geht feste Norm, regelrechte Tradition, eine durch alte Praxis begründete und kunstgeschichtlich festgestellte Lehre des Styls, ihr gehen jene längst bewährten und ausgewählten Motive und passenden Typen ab, die vermöge ihres idealen Gehaltes doch immer nicht verbraucht sind. Wie oft sahen wir den Geschichtsmaler sich abquälen, um nur die künstlerisch richtige Aufgabe, um Auffassung, Motiv und Styl zu treffen; wie oft hat sich gezeigt, daß für ihn der volle Einsatz doppelter Kraft nothwendig ist, um für Geist und Auge die rechte Wirkung zu erzielen; und wie oft haben wir Meister ersten Ranges nach vereinzelten gelungenen Darstellungen müde zurücksinken oder auf andre Felder sich herüberziehen sehn! Die Schwierigkeit, eine der höchsten, beginnt hier gleich mit dem ersten Moment — der Stoffwahl.

An das Geschichts- schließt das moderne Schlachtenbild! Wir können seine Leistungen nicht besonders preisen. Die ganze Reihe der Production in unserm Jahrhundert überschauend, stimmen wir, nur noch schärfer folgernd, einem neueren Kritiker bei, daß nämlich vom ästhetischen Standpunkt aus (sonach als Kunst) die Schlachtenmalerei — welcher leider in letzter Zeit ein so reiches Feld der Thätigkeit eröffnet ist — sich niemals der Werthschätzung erfreuen darf, welche ihr von seiten des Patriotismus und der kriegerischen Begeisterung als einer hervorragenden Beurkundung glorreicher Waffenthaten mit mehr Recht zu Theil werden mag. Wie bedeutende Talente auch sich ihm zuwandten, das Schlachtenbild hat den durch die vollständige Wandlung der Kampfweise bedingten großen Mangel an sich, daß es ihm durchaus nicht mehr gelingen kann die weltgeschichtliche Bedeutung der Handlung durch Gruppirung um ein Centrum her zu vergegenwärtigen; seit dem Wegfall der entscheidenden Bedeutung des Einzelkampfes muß es sich in Episoden auflösen, es wird mehr genreartig als geschichtlich. Darum hat die specifisch militärische Nation mit einem eignen Genre das Richtige getroffen; das soldatische Sittenbild mit dem Vortheil der natürlichen Einkehr ins Volksthum ist specifisch französische Art. Ganz natürlich hat eben das Soldatenleben für die französische Malerei eine Bedeutung gewonnen wie in keinem andern Volke; nur hier konnte der Soldatenstand nach den seit mehrhundertjähriger Geschichte stehend gewordenen Neigungen eine Art von nationalem Typus werden, in dem sich gar die politischen und moralischen Eigenschaften des Volkes zusammenfassen ließen.

Nach ihrem Kunstwerth ist am geringsten die Bildnißmalerei zu schätzen. Sie leidet entschieden an einem Mangel individuell ausgeprägter Charakterbilder; jene Erscheinungen von eigenartiger Ganzheit, welche neben der scharf zugespitzten Schneide eines bedeutenden Sonderwesens und von Innen strömender Lebensfülle doch auch die versöhnende Ruhe des ewig Menschlichen ungebrochen in sich darstellen, sind unsern halben, gährenden und streitenden, suchenden und verwaschenen Culturformen abhanden gekommen; aus dem Vollen gegoßne Naturen sind selten, und nicht häufiger finden sich die durchgebildeten Talente, welche jene darzustellen weil zu begreifen vermögen. Daher das Matte und Leere, das Schimmernde und Geleckte, die blasirten Modefiguren von nichtssagender Haltung, an welche selbst Talente von nicht geringer Bedeutung jämmerlich ihre Kraft verzettelt haben.

Die Aquarellmalerei hat insonderheit nach seiten der Farbenwirkung einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, daß sie im heutigen Sinne förmlich als das Kind des Jahrhunderts bezeichnet werden darf. Es kommt hinzu die Mannigfaltigkeit und die Ausdehnung der Aufgaben, die sie übernimmt, während sie früher durchaus als Miniaturmalerei stehen blieb. In Paris und in England nahm sie die außerordentlichste Ausdehnung an und mit der massenhaften Pflege eine erstaunliche technische Vollendung.

Wiederherstellung der Glasmalerei ist einer der herrlichsten Erfolge der neu erwachten Begeisterung für heimisch-christliche Kunst, deutsches Werk. Jene mit feurigem Muthe zunächst von Rom aus wirkenden deutschen Maler wollten die Kunst wieder auf die Religion begründen; dieser Zug mußte auf jene deutsch-mittelalterliche Malweise zurückführen, welche im Verlaufe so getreu mit der Gothik zusammen gegangen war. Die Leistungen der neu belebten Kunst sind von hoher Vollendung. Außer Deutschland kommen nur noch französische und belgische Arbeiten in Betracht. Strenge Stylistik in monumentalen Werken ist erstes, schon durch die Natur des Materials gegebenes Gebot.

Die französische Malerei hat einen gewaltigen Vorsprung. Wenn auch in allerjüngster Zeit in Frankreich alle idealen Factoren, die Kunst mit, furchtbar gelitten, an Werth und Bedeutung ganz bedenklich verloren haben, die Malerei hat insonderheit nach seiten der Ausführung und Technik immer noch ein namhaftes Uebergewicht zu wahren gewußt; hier sind die Maler gewöhnt worden zeichnen und malen zu lernen.

Der Farbensinn und die nicht vom hereingetragenen Ideal angekränkel
die unbefangene Naturempfindung sind bei den Malern dieses Vol
immer entwickelter gewesen als bei den deutschen, bei welchen ohne
Schule und Convenienz das Geltendmachen der individuellen Kraft
der Farbenbehandlung sehr zurückgehalten haben. Die Deutschen s
meist größer in der Idee und der Absicht; aber dabei bleibt es,
Durchführung entspricht ihr nicht. Bei den Franzosen treffen
längsther eine Reihe von trefflichen Landschaftern. Diese Besonderhei
datiren von langer Zeit. Was der französischen und der italienisch
Malerei des Jahrhunderts mitten im ärgsten Verfall geblieben w
wird uns besonders deutlich, wenn wir die großartigsten heutig
Freskenbilder namentlich deutschen Ursprungs mit den an sich so nat
und sinnlosen Palastdecken des 18. Jahrhunderts zusammenhalten:
allen unvergleichlichen Vorzügen der neuen Gebilde doch meist e
schwere, unbeholfene Form und harte Farbe oder doch Gedanke u
Gehalt zum Nachtheil der formalen Erscheinung das malerische Elem
zurückdrängend, so daß Phantasie und Verstand dem Beschauen an
strengt nachhelfen müssen, während dort die anmuthig fließende Leicht
keit der Erscheinung unmittelbar spricht.

In jeder Hinsicht ist die französische Malerei eine der höchst
deutenden Kunstauslebungen des Jahrhunderts, als Ganzes betrac
wohl die bedeutendste. Sie muß es sogar für den sein, der noch
hart über ihre Ausschreitungen den Stab brechen, der noch so sc
pulös ihren inneren Kunstwerth abwägen sollte; denn in ihr kom
wie kaum in einem zweiten Zweige das allgemeine Leben der Z
ihre Anschauung und Gesittung zum Ausdrucke; sie hat deßhalb, di
folgend, auch eine fortlaufende Entwicklung, eine Geschichte. E
das sagt Meyer: „In der französischen Malerei kommt deutlicher u
vollständiger als in irgend einem andern Zweige der Kunst nicht b
das eigne nationale Leben der Franzosen, sondern auch die allgeme
Anschauung und Gesittung des Jahrhunderts zum Ausdruck. E
deßhalb bildet sie ein geschloßnes Ganzes, eine fortlaufende Kette
Entwicklung, und so hat sie im eigentlichen Sinne des Wortes e
Geschichte in jenem streng bestimmten Sinne, der von keiner zwei
Gattung und keiner andern Nation gelten dürfte. Daher auch
große Rolle, die sie in der modernen Kunst spielt, der nicht geri
Einfluß, den sie auch auf die deutsche Malerei geübt hat, und

allgemeine künstlerische Werth, zu dem sie gelangt ist. Sie bietet ein verhältnißmäßig reines Bild künstlerischer Entwicklung, wie sie wohl auch, als Ganzes betrachtet, in der gesammten modernen Kunst die erste Stelle einnimmt". Sie hat sich freier gehalten von einer uns nahestehenden Abirrung: die sogenannte Gedankenmalerei ist entschieden nicht Sache der Franzosen, von deren angebornem Wesen sie zu fern abliegt.

Die Entwicklungslinie der sich folgenden Grundrichtungen ist aus oben angemerkten Gründen ebenfalls schärfer begrenzt als bei jedem andern Kunstzweig: der Classicismus, die Romantik und der bis zum Naturalismus vorschreitende Realismus haben sich der Reihe nach abgelöst. In gar keiner andern Gattung moderner Kunst und bei keinem andern Volke ist das Durchlaufen der verschiedenartigsten Schulrichtungen und das deutliche Ausprägen derselben selbst innerhalb kurzen Zeitraums gleich entschieden wahrzunehmen.

An Gedankengehalt und Gemüthstiefe der deutschen allerdings in keiner Weise nahekommend, beweist aber die französische Malerei scharfe Beobachtung des Natur- und Menschenlebens, energische Auffassung, förmlich bewältigende Gewalt der Darstellung, daneben einen bis zur Bravour gehenden Glanz der Farbengebung, der wohl geeignet ist den mit so abgeschwächtem Farbensinn begabten Geschlechtern unsrer Zeit zu imponiren. Diese Züge geben ihr eine unleugbare Größe und bedingen den gewaltigen Effect und großen Erfolg, der ihr absolut nicht kann bestritten werden. Uebrigens geht sie vom Classicismus streng stylistischer, allmälig ins Frostige ausartender Darstellung aus, entfernt sich immer weiter vom idealen Boden und dem romantischen Anhauch und verfolgt mit wachsender Tendenz die Richtung auf realistische, ja naturalistische Darstellung. Auch in ihr findet sich ein Zug ähnlich dem der französischen Romantiker in der Literatur: die Liebhaberei für Darstellung der Nachtseiten im Leben, das Hineinfallen ins rein Pathologische. Die großen Coloristen dieser Nation setzen sich zumeist keck über die Gesetze der Composition hinweg; es ist die verwegene, aber jedenfalls gewaltig sprechende und ansprechende Emancipation der Farbe. — Landschaft, Geschichte und Genre sind bei den modernen Franzosen gleich reich vertreten, aber mit ungleichem Erfolg.

Nirgends machte sich seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts der reformirende Anschluß an die Alten energischer und durch einen berühmteren Meister geltend, dem Inhalte wie der Form nach. Hochgefeiert, nach viel verheißenden Anfängen, artete aber diese Kunstweise ganz wie ihr Seitenstück im Leben, das prunkende Kaiserreich, aus und war gar bald verschollen. Sie sank herab einerseits in die leere akademische Form, anderseits in die armselige Illustration der Tageschronik; ihr Stoffgebiet war auf zwei Kreise reducirt: Darstellungen aus der alten Geschichte und Mythologie, daneben Prunk- und Paradestücke aus dem Leben des Tageshelden und seiner siegreichen Armee. Diese ausgeartete und bedeutungsleer gewordne antikisirende Richtung wird sehr gut als eine seltsame Verbindung antiken Sculpturstyls mit dem Ausdruck und Geberdenwesen der französischen Bühne genannt; schlimm genug, da diese vom wahren und einfachen Naturausdruck am weitesten entfernt lag — also Mengen von classischer Stylisation und theatralischem Pathos, woraus die Würde mitten in der Leidenschaft entstehen sollte. Das Monumentale und Heroische war wie überall Zielpunkt der kaiserlichen Kunst; Geschichts- und Mythenbild allein konnten blühen, für Genre und Landschaft war kein Platz. Erstarrung in conventioneller Manier, nichtssagendes Prunken und Abwenden von der Natur wurden ihre Hauptmängel. Es ist nicht Zufall, wenn sich diese schon nicht mehr mit rechtem Leben in die Restauration sich hinüberschleppende antikisirende Richtung schließlich mit Absicht dem Plafondbilde der sculpturartigen (Relief-) Darstellung zuwandte, die Farbe fast aufgebend; von Anfang an hatte ein derartiger Zug in ihr gelegen. Die classische Richtung hatte an Geschichte und Politik des ersten Kaiserreichs eine Art deckenden Haltes von sehr realem Gewicht; wie sie in einer andern Zeit neuer Anschauungen und veränderter Lebensformen nur auf sich stehen sollte, verfiel sie. Die ins Leere und Paradenhafte heruntergesunkenen Illustrationen zur Zeitgeschichte machten die französische Nation des classischen Styls, der sich dazu hatte mißbrauchen lassen, überdrüssig und trieben sie dem Romantismus zu.

Sehr rasch tritt mit der Wendung der politischen Lage eine nach Styl und Inhalt ganz andre Kunstweise vor: wie die Nation aus den Banden des Imperialismus, so machte die Kunst sich los aus denen des ausgearteten Classicismus. Hiebei dominirt zunächst ein

ganz verändertes Stoffinteresse, ein Gegenspiel zur deutschen romantischen Schule. Die malerischen Stoffe der romanischen, der mittelalterlichen Welt gegenüber den antiken oder modern antikisirten; die malerische Anschauung gegenüber der akademischen Form: das war die doppelt veränderte Losung. Zunächst kam damit die historische Genremalerei auf, nach ihrer Bedeutung blos Uebergangserscheinung, aber ein feiner Uebergang. Natürlich ist, daß in der thatenlosen Zeit der Bourbonen die privaten Scenen des bürgerlichen und des Volkslebens (das Kleinleben) und damit auch das Sittenbild wieder aufkamen; und wieder dadurch bedingt eine neue Beziehung zur Poesie, ja das Uebergreifen in förmlich dieser eignende Stoffgebiete. Eine Abart ist bereits Vorgänger der spätern Schauer-dramen und -romane. Immerhin bezeichnet schon bei diesen Uebergangsfiguren die Rückkehr zur Natur einen Fortschritt. Sprechend ist, daß die Restauration für ihre kirchlichen Bedürfnisse, die sich doch laut genug machten, keine andern Vertreter in der Kunst fand als die ausgearteten Ausläufer der Schule Davids. Wie diese Leute, so ihre Arbeit; wie der Geist, so das Werk.

Das römische Pathos der David'schen Manier war zu sehr statuarisch geworden, der Ausdruck des seelischen Lebens kam gar nicht zur Geltung. Das erste oppositionelle Hereinbrechen der Romantik in diese seelenlos gewordene Kunstwelt hat in Wahrheit etwas Dämonisch-Titanenhaftes; begreiflich, daß die Bourbons, die nur zahme Naturen brauchen konnten, Nichts mit diesen Stürmern anzufangen wußten. Die officielle Kunst blieb immer noch in den Fesseln der Schule Davids gehalten. So mag es auch nicht bloßer Zufall sein, daß die neuen Regungen des malerischen Princips zunächst nicht von der Hauptstadt ausgingen, sondern von der Lyoner Schule, die in ihren Anfängen besondre Rücksicht nahm auf die malerische Umgebung (meist architektonischer Natur). Hier hatte diese Regung zuerst auch einen religiösen Anstrich, ähnlich dem der deutschen Romantiker in Rom. Es war übrigens von schlimmer Einwirkung, daß das erste blitzartig einschlagende Hauptwerk der neuen Schule in seiner Naturwahrheit gewissermaßen den Cult des Häßlichen zur Schau trug und so die nervenaufregenden Gegenstände des entfesselten Affectes, das Schauerliche und Grausige an die Tagesordnung brachte. Nur übte

das im Verlauf einen andern Rückschlag zu Gunsten einer vermittelnden Kunst, des durch idealistische Einwirkung geläuterten Realismus.

Mit der romantischen Schule nahmen Genre und Landschaft nach der Vernachlässigung in der Periode der Classicität einen bemerkenswerthen Aufschwung, und mit ihnen kam die Behandlung des Aquarells auf.

Die neue Kunst, den Realismus, die sinnliche Wahrheit der Erscheinung obenanstellend, ging zuerst auf den ergreifenden Ausdruck tiefer Empfindung und mächtiger Bewegung aus. Abwerfen jeder überlieferten Formregel, Darstellen der tiefen Seelenbewegungen werden dieser neuen Malerei und der etwas spätern Poesie der Romantik gemeinsam, daher beide Kunstgebiete sich eng berühren und bestimmen. Die neue Kunst, auf die subjective Kraft der Leidenschaft gebaut, war nach ihrem innersten Wesen revolutionär; das empfanden richtig die Bourbons, die sich zu ihr abwehrend stellten. „Die romantische Kunst ist nichts Andres als der Liberalismus in der Literatur; die Freiheit in der Kunst, die Freiheit in der Gesellschaft, das ist das doppelte Banner, unter dem sich die kräftige Jugend von heute vereinigt." So kurz vor der Julirevolution, deren Vorbote jene Kunst war. Die Farbe ward das stimmungsvolle Element; hier sind die großen Coloristen geworden. Neue und eigenthümliche Wirkungen erzeugen ist eine Strebung ähnlich wie in der romantischen Poesie. Das „Charakteristische" wird für diese Malweise Stylprincip, ganz wie das Groteske, was zumeist das Gräßliche, Häßliche und Ungeheuerliche war, ästhetisches Princip der Romantiker in der Poesie; Beides im Contraste zum Kleinlichen und Alltäglichen gemeint. Realität und doch wieder unbeschränktes Phantasiewalten, unbändig wilde Action und doch wieder schrankenlose Seelenträumerei, daneben technische Virtuosität waren dieser romantischen Malerei eigen, deren Willkür immerhin große Schuld trägt an der modernsten Zersplitterung in der Kunst dieses Landes, und mit an der brillanten äußern Meisterschaft hängt eine Gleichgültigkeit gegen den Inhalt der Anschauung und den künstlerischen Werth der Motive. Gleichviel; auch die Sünden dieser Meister haben etwas Geniales. Nach der einen Seite (seelische Motive) spielt entschieden deutsches Element in diese Kunst hinein. — Rasch und entscheidend hatte die romantische Schule die abgestorbene classische aus dem Felde geschlagen und beherrschte fast ohne Rivalin — die einzige

ideale Richtung der Schule von Ingres kam neben ihr auf — die ganze Kunst der Restauration. Es war ein energischer Bruch gewesen mit der classisch-akademischen Ueberlieferung wie mit der idealen Formenwelt, ein Bruch zu Gunsten der Geltung der Natur in ihrer individuell momentanen Erscheinung und der Phantasie in ihrem ungezügelten Spiel, dessen leidenschaftlicher Ausdruck aber selbst wieder den Typus des Naturalismus anzog. Nun die zweite, die Ingres'sche Richtung, gegenüber der Uebermacht des in jener ersten vorherrschenden malerischen Princips: sie ist die Auflehnung des dem Franzosen quasi angebornen und langeher in seiner Kunst und Dichtung anerzogenen Formsinns, auf stylvolle Bildung des menschlichen Körpers gerichtet und demnach ausgehend auf Darstellung der in sich vollendeten, Schönheit und idealen Gehalt entfaltenden Gestalt — neu aufgefrischter Idealismus. Aber das ist eben der ganz wesentliche Vorschritt im Vergleich mit dem beseitigten Classicismus, daß diese neue Aufnahme des idealistischen Formprincips mit dem modernen Geiste sich zu setzen verstand, indem sie von der Romantik selbst die zwei Gewinne aufnahm: Befreiung von der in akademisch leere Form ausgelaufenen Modellantike und Rückkehr zur Natur; damit griff jene wirklich als belebendes Mittelglied in den Gang der Kunstentwicklung ein. Das formvollendete Ideal im Reich der Mythe suchend, wo es auch allein zu finden war, mußte diese Richtung gleichwohl so viel als möglich von modernen Anschauungen in ihre Kreise ziehen, wenn sie nicht in wesenlose Schattenbilder verfallen sollte.

Ungefähr von der Mitte der dreißiger Jahre an hat das romantische Ungestüm, das sich ja ohnehin in der Revolution ausgetobt, in der Kunst einem ruhigeren Maße Platz gemacht, bedeutend früher als in der Literatur: die gewaltsamen Stoffe und die leidenschaftliche Behandlung fangen an vor einer mehr stylvollen, sorgsam bildenden Auffassung und Behandlung zurückzutreten, und damit stumpfen sich auch die schroffen, zuvor so kampfgerüsteten Gegensätze ab. Uebrigens war es durchaus nicht diese neue classische Reaction, die zunächst von der Schaubühne ausgegangen, in welcher sich die productive Kraft des Jahrhunderts auslebte; vielmehr stand diese auf seiten jener romantischen Weise (romantisch immer im Sinn französischer Kunst und Dichtung), zu welcher sich der neue Idealismus nur wie eine regelnde Diversion stellt. Immerhin liegt die Rückkehr zu den classischen Stoffen

und zum Pathos und der Größe römischer Stylbehandlung seit Ludwigs XIV. Zeiten in den Erinnerungen der französischen Geschichte begründet wie die Formgebung in der akademischen Zucht befangen.

Neuestens ist mit allen nobleren Kräften in der Nation auch die Malerei gesunken; seit dem ins gleiche Jahr fallenden Tode von Horace Vernet und Delaroche (Delacroix war sieben Jahre früher geschieden) ging die Kunst in diesem Volke fortwährend zurück; die Seele war ihr ausgegangen. Unter dem zweiten Kaiserreich verlor sie sich in die leere Frivolität und die Speculation auf den sinnlichen Reiz des Nackten, sich hingebend an den gemeinen Geschmack einer in der raffinirten Genußsucht und Speculationswuth verdorbenen Plutokratie. Die demi-monde ist die rechte Welt für diese ausgeartete Kunst wie für die Sitte; — eine neue Sündfluthzeit à la régence.

Die französische Landschaft neuern Datums ist durchweg realistisch gehalten, Wahrheit des Tons ihr Hauptzielpunkt, sie wird dadurch malerisch; die Form tritt zurück hinter dem Luft- und Lichtschimmer, in dem sie zugleich Bedeutung und Beziehung sucht. Noch unter der Herrschaft von Davids classischer Schule fand sich für das Landschaftsbild wenig Sinn; was davon auftrat, mußte den classischen Anstrich und den Charakter des Heroischen annehmen; die Landschaft blieb eigentlich nur zum Schauplatz für die antiken Götter- und Mythengestalten heruntergesetzt, die ihr erst Leben mittheilen sollten. Es ist mit Einem Worte historische Landschaft mit antiker Staffage, von den Häuptern des achtzehnten Jahrhunderts übergeerbt und übrigens vor und in den Anfängen des neunzehnten auch bei den Deutschen aufgetreten, der Tummelplatz für Götter, Nymphen und Heroen; diese Producte sind nach Verdienen alle sehr bald verschollen. Ganz zusammenstimmend ist es, daß die romantische Anschauung zuerst wieder den Sinn für das Naturleben an sich weckte und so dem Landschaftsbilde neuen Aufschwung gab. Damit hängt zusammen, daß das Marinebild seit den ausgehenden zwanziger Jahren zu neuer Blüthe aufstieg. Doch hat erst eigentlich die 30er Revolution die französische Landschaft entschieden in den Naturalismus übergeführt, der lebensvollere Werke schuf. Die Vertreter aus idealistischer Schule (so nach Ingres) fallen leicht ins Gespreizte und Absichtliche; es fehlt ihnen an Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, an der Auffassung des Lebens an sich, äußerlich auch an Farbe. So sind diese Arbeiten durchgehend

schwächer. Eigenthümlich, daß den modernen Franzosen die stylvolle Formgröße und rhythmische Harmonie griechischer und italienischer Landschaften bei Weitem weniger zusagt und deßhalb auch weniger gelingt als die farben- und gluthreiche Pracht des Orientes oder dann das einfache Stimmungsbild der Heimath: Uebrigens, wann hätten sie je den classischen Geist verstanden! sie, die besondern Anspruch auf dieses Verständniß erheben! Jene Jüngeren haben außer den mit naturtreuer Auffassung gewöhnlich sich verbindenden Vorzügen noch die ihnen besondern entwickelt: eine zu der liebenden Einkehr in die nahe heimische Natur wohl passende schlichte Einfachheit der Motive und sorgsame Behandlung des Einzelnen.

Bis zum kraftvollen Auftreten einer jungen nationalen Schule herrschte in Belgien französische Manier, und zwar im Gewande der Classicität Davids. Doch griff diese nur in das religiöse und das geschichtliche Bild ein; die Landschaftsmalerei (Marine) war und blieb fester auf altheimische Eindrücke gebaut und entwickelte darin gesund unverkünstelten Naturalismus. Im Ganzen aber war eben unter der Abschwächung jener französischen Art die heimische Malerkunst so herabgekommen, daß noch in einer 1830er Ausstellung zu Brüssel der geistreiche deutsche Kunstgeschichtschreiber Schnaase den Sinn für das Kräftige in Motiven und Farben, der sonst die Niederländer auszeichnete, ganz verloren halten mochte. Da eben kam die Regeneration, für das Leben und die Kunst, durch jenes für diese.

In überraschender Zusammenstimmung mit der staatlichen Freimachung durch die 30er Revolution, die dem nationalen Geist eine so nachhaltige Kräftigung verlieh, erhebt sich nun die Malerei aus der Nüchternheit jenes lebenleeren Classicismus zur kraftvollen Natur und lebenvollen Frische der nun wieder neu gewürdigten großen Vorfahren. Glänzende Bravour der Technik, insbesondere Coloritwirkung, hat mehrfach zu blos äußerlicher Darlegung von Farbeneffecten verführt. Hier wie in Frankreich dominirt die realistische Auffassung und Behandlung geschichtlicher Stoffe, und sie hat sich auch nach Holland hinüber verpflanzt. — Doch konnte sich die belgische Malerschule als abgeschlossen nationale nicht halten und sich insbesondre des den natürlichen Verhältnissen nach übermächtigen Zuges der französischen nicht erwehren. So wechselten die Künstler zumeist zwischen Paris und Brüssel, und die Jüngeren zog es vollends nach der einstigen

Welthauptstadt. Von einer eigenthümlichen Kunstweise, die von Belgien ausgegangen wäre, kann doch schwerlich die Rede sein; wem die einstigen rauschenden Erfolge der Malerei die Vorstellung einer solchen hätten wecken sollen, der müßte wieder ganz davon abkommen, wenn er die Zustände der Bild- und Baukunst übersieht. Die Architektur vollends konnte nicht selbständig werden; seit dem vorigen Jahrhundert und durch den Einfluß des Napoleonismus erst unter französischer Schulung, kam sie auch später nicht über die blos äußerliche Nachahmung hinaus, sei's der Antike, sei's der Renaissance. Das trifft sich freilich auch in größern Ländern.

Die belgische Malerschule verhält sich in ihren Entwicklungsbedingungen als ein auffallendes Gegenstück zur deutschen, und das ist ihr Vorzug: Sie ist durchaus volksthümlich und national, ist ganz parallel mit der neuen Selbständigkeit des Volkes herausgewachsen und von diesem als hochzuhaltendes Nationalgut anerkannt und gepflegt; sie knüpft in Stoff und Form absolut an die heimischen Erinnerungen. Alle diese Vortheile gingen der deutschen Kunst fast ganz ab, die sich deßhalb auch in vornehmer Isolirtheit von den Massen hielt, nur von Einzelnen anerkannt und gepflegt und nur für die Wenigen arbeitend.

Die belgische Landschaftsmalerei hat sich in gewohnteren und einfacheren Geleisen bewegt als Genre und Geschichte; in ihren Motiven hält sie sich überwiegend an die heimische Natur, und ihr Verfahren ist naturalistisch. Vermöge jener Erscheinung haben die Landschafter bei Weitem stiller gelebt, weniger Anfechtungen und weniger Ruhm eingeholt als Historie und Genre. Diese letzteren sind es aber doch, auf denen die kunstgeschichtliche Bedeutung des Landes zu unsrer Zeit ruht. Das religiöse Fach, beiläufig von den meisten der namhaften Künstler berührt, hat so wenig als in Frankreich zu einem bestimmenden Gehalte kommen können. Aber auch das Genre hat bei allem Glanze der Ausführung, welche die alten Meister wieder belebt, mit einer großen Gefahr zu fechten; das ist die Geringfügigkeit und Einförmigkeit der Motive aus einem ächt holländischen Stillleben, so daß die Darstellungen in unendlichen Variationen von nichtssagenden Scenen denn doch zumeist blos der Virtuosität und Farbentechnik halben da scheinen.

Die deutsche Malerei hat weit weniger eine Geschichte als die französische. Man mag die Geschichte einzelner Schulen zu schreiben

versuchen, sie wohl auch bis zu der jeweilen ziemlich rasch folgenden Auflösung des Schulprincips durchführen: eine Darstellung der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts ist allerdings möglich, aber eine Geschichte nicht, denn es mangelt jedwede Consequenz einer festen Entwicklungslinie.

Sowohl der Idealismus classischen Zuschnittes, wie er die deutsche Malerei aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert herübergeleitet hatte, als auch der ihm folgende romantisch-christlich-mittelalterlichen Gepräges, fand Halt und Centralpunkt in Rom; von letzterem lenkt sie hernach wieder zum classischen zurück, um erst allmälig die Bahn zum Realismus zu nehmen.

Die erste hochwichtige Erscheinung, die wir treffen, sind nach den bald verschollenen deutschen Classikern in Rom die deutschen Romantiker daselbst, die Deutsch-Römer specifisch. Durch die Erniedrigung des Vaterlandes war die Malerkunst ins Ausland getrieben worden und hatte in Rom eine Heimath gefunden. Im schärfsten principiellen Gegensatze zur französischen ging sie auf die deutsch-mittelalterlichen Schöpfungen der spätgothischen Periode mit streng religiösem Anfluge zurück, hierin den Ausdruck idealer Innerlichkeit dem äußerlich pomphaften Formenprunk des classisch zugeschnittenen Napoleonismus entgegenstellend; dieser Zug wirkte nach bis tief in die 30er Jahre hinein. Wenn die katholisirende Richtung neuester Zeit nochmals auf ihn hat zurückgreifen wollen, ist das thörichtes Unterfangen; der unterdeß erstrebte Realismus ist kräftig genug geworden ihm zu widerstehen. Anders damals. Die Kunst sollte absolut wieder auf die Religion basirt werden und daneben oder deßhalb volksthümlich wirken. Die innere Bedeutung galt diesen Stürmern mittelalterlichen Gepräges Alles, das Machwerk Nichts. Naturstudie war das Losungswort. Freskomalerei, die Monumentales leisten kann, ward frisch aufgenommen. Aber die Vernachlässigung des formalen Elementes, des Handwerksstudiums in der Kunst, hat sich alsgemach an ihren magern und abgeblaßten Formen gerächt, die allzu wenig Körper haben, so wenig, daß es auch nicht wohl möglich ist eine kräftige Seele durchscheinen zu lassen. Diese Kunst hat zu sehr das weiblich-leidende Element aus dem Christenthum entlehnt; die Gefühlsinnigkeit allerdings hat sie treuer zum Ausdruck gebracht als die ihr parallele Romantik in der Literatur. Mit ihre Wirkung ist es, daß die Malerei vor allen

andern Künsten Bebauung und Beachtung fand, auch nachdem das Wirken weniger Häupter ersten Rangs der Bildhauerei einen bedeutenden Vorsprung verschafft. Es ist einerseits als ein Verdienst jener christgermanischen Romantiker zu bezeichnen, daß sie sich denn doch vor dem neuzeitlichen Geiste nicht ganz absperrten, daß Etwas von seinem philosophischen Denken in sie überging; aber diese Receptivität wandte sich gegen sie selbst, und es entsprang daraus wieder ein Mangel: der Widerspruch tritt in das Leben und das Wirken dieser Männer; die beiden Geister vertragen sich nicht, und doch sollte ja die Kunst absolut Harmonie sein. Die Nazarener, denen die naive Frömmigkeit des gebornen Katholiken abgeht, trifft eine geistreiche Bemerkung Meyers: „Die Frömmigkeit des Bekehrten ist immer aufgeregt und fieberhaft und will mehr thun, als vielleicht dem christlichen Gotte selber bequem ist". Und paßt es nicht auf den Mangel an Formsinn der ganzen Schule, wenn der feinfühlende Hippolyte Flandrin über Overbeck sagte: „Il ne tient pas à faire de la peinture, il ne tient qu'à rendre ses idées, à les écrire. Je crois qu'il a tort: car s'il veut se servir de la peinture pour écrire ses idées, plus le moyen sera vrai et correct, mieux elles seront rendues".

Die schlechten unter den deutsch-christlichen Romantikern in der Kunst zeichnet ferner der dänische Literaturgeschichtschreiber Brandes köstlich wie folgt: „Den Ausdruck dessen, was man fühlte, fand man in den spiritualistischen Heiligengestalten des vierzehnten Jahrhunderts wieder — in jenen Rittern von der traurigen Gestalt, deren fromme Häupter schief auf dem Rumpfe sitzen und deren magere Arme und lange dünne Beine eben so viele Proteste gegen Fleischlichkeit und Sinnlichkeit zu enthalten scheinen, deren weibliche Heilige endlich nur aus einer Glorie, einem verklärten Antlitz und einer weiten Kutte bestehn, die, bauschig wie ein Sack, keine Körperform unter ihren willkürlich gebrochenen Falten ahnen läßt".

Es wäre eine gewagte Parallele, aber ein geistreicher Kopf dürfte sich daran machen sie durchzuführen: Liegt nicht ein Zusammenstimmen mit dem gleichzeitigen national-staatlichen Geschick beider Nationen darin angedeutet, daß in der Kunst die durch die Revolution und den imperialistischen Militarismus zur Weltbeherrschung aufgestiegenen Franzosen mit dem stylvoll abgeschlossenen Classicismus römischen Gepräges in unser

Jahrhundert eintreten, die national vollends sich auflösenden Deutschen mit der mittelalterlich verschwimmenden Romantik einer passiv gläubigen Träumerei? — Ist's ja entschieden auch Zeiteinwirkung, daß die französische Malerei ein wesentlich geschichtliches und ein militärisches Gepräge nahm.

In Deutschland mußte das eigentlich malerische Princip erst wieder gefunden werden; daher kam das wesentlich auf die Auffassung des malerischen Reizes in der individuellen, der Classen- und Rassenerscheinung fußende Genre- und Sittenbild erst recht mit den dieses Element betonenden Düsseldorfern auf, die wieder ins volle Menschenleben einzugreifen verstanden, wenn auch einseitig.

Münchner und Düsseldorfer Schule sind die beiden Hauptobjecte, welche eine Geschichte der deutschen Malerei (wir betonen das Wort Geschichte) vorführen müßte; wir verweisen auf Früheres. Münchner Malerschule ist insofern kein ganz glückliches Wort, als neben den von oben inspirirten monumentalen Wandmalereien die Oelmalerei der verschiedenen Künstler in den allermannigfachsten Stylgattungen auseinanderging. Nur Eines sei hier nachgeholt, und zwar mit den geistvollen Worten Springer's, nämlich über das Wesen der bereits epigonenhaften Düsseldorfer von Mittelschlag, Dilettanten in der Kunsttechnik und Kleinmeister in der Geistesbildung: „Ihre Phantasie ist ziemlich gefügig, ihre Wirksamkeit über die meisten Gebiete der Malerei ausgedehnt; aber sie streifen eben nur an die Oberfläche der Dinge und verfallen gar leicht, weil sie die Ideen nicht verarbeiten, nicht aus sich heraus produciren, in eine triviale Nachahmung. Sie ergehen sich, wenn es nöthig ist, in religiösen Darstellungen, nur daß ihre Heiligengestalten viel von lauwarmen, gebildeten Menschen an sich haben; sie sympathisiren mit den Hohenstaufen in der Geschichte, schwärmen für die Loreleis, für die Kreuzfahrer, für die Genoveven und Elfen, für alles Unbestimmte, Unklare und Lebensschwache; sie verstehen sich nicht ganz schlecht auf die Farbe, aber auch nicht ganz gut auf die Oelmalerei; ihre Werke begeistern nicht, aber stoßen auch nicht unbedingt ab; ihre Gedanken sind halb wach, ihre Formen halb lebendig, aber das Eine wie das Andre ganz langweilig". — Uebrigens ist allgemein den Düsseldorfern gegenüber große objective Ruhe und Vorsicht im Urtheil geboten, da sich die widersprechendsten Anschauungen über sie entgegentreten und unter ihnen hohe Talente neben einer Masse flacher Nach-

bildner arbeiteten. — Die geschehene Auflösung der Localschulen ist schwerlich zu bedauern; ob sie freilich im Interesse einer allgemein deutschen, einer Nationalkunst wirken könne, ist heute noch eine Frage der Zeit.

Die englische Malerei, ohne Centrum und einigende Ueberlieferung, ohne monumentale Aufgaben und Anregung zu großen geschichtlichen Compositionen, ohne öffentliche Werke und Theilnahme der Masse des Volks, hat sich nur im Genre, im Bildniß und der Landschaft (Thierstück) zur Bedeutung erheben können. Die scharfe Detailbeobachtung, welche auch die Schriftsteller dieser Nation kennzeichnet, kommt ihr außerordentlich zu statten. Noch weit mehr als anderwärts steht hier aus obbenannten Gründen jeder Künstler als individuelle Kraft für sich, seinen eignen Weg gehend. Das historische Genre ist eine beliebte Schattirung. Die monumentale Malerei ist Null. Uebrigens verhält sich diese ganze, immerhin höher als die Sculptur entwickelte Gattung ausgeprägt national; auch führt sie ein durchaus abgeschlossenes Leben für sich, ohne starke Einwirkung von außen zu empfangen oder solche zu üben. Nirgends hatten dogmatischer Fanatismus und Mode gewordene Kirchlichkeit der Kunst härter geschadet als in England, wo die eigenthümliche Halbreformation, die Geburt des hochkirchlichen Kronabsolutismus, das nationale Kunstleben fast ganz zerstörte, so daß wenig mehr als die Portraitmalerei übrigblieb; das hat bis in unser Jahrhundert hinein fortgewirkt. Nach einer einzigen starken Anregung auf's nationale Geschichtsbild hin sank sie wieder ins Portrait und Genre zurück. Illustration von Dichterwerken ist eine beliebte Modification des Genre. Die Ansätze zu monumentaler Malerei haben es kaum über's decorative Studium hinausgebracht; die Decoration freilich leistet das Vollendete. Erst die neueste Zeit scheint der Frescomalerei größere Bedeutung geben zu wollen. Die Aquarellmalerei hat sich ganz besonderer Pflege und Gunst zu erfreuen gehabt; entschieden stiegen die englischen Aquarellisten, deren Zahl sehr groß ist, in technischer Meisterschaft zum ersten Rang auf. — Im Ganzen macht die englische Kunstthätigkeit durchaus den Eindruck des Zersplitterten, Zusammenhaltlosen, schließlich auch des Kleinen; jedenfalls ist sie trotz alles Anglicismus ohne Bedeutung für's Nationalleben und ohne ein durchschlagend wegzeigendes Culturprincip.

Noch weit unbedeutender ist die italienische Malerei des Jahrhunderts, die es zu keiner maßgebenden Schulbildung hat bringen können, während die Bildhauerei nach dem Vorgang Eines großen Hauptes immerhin zu höheren Ehren kam. — Volle Ermüdung des höher als die bloße ererbte Technik gehenden Kunsttriebes, eben so der kunstgeübten Gesangspraxis, und eigentliche Armseligkeit in Kenntniß der modern classischen Musik, ja der bloßen Liederweisen zeichnet den künstlerischen Rückschritt bei den neueren Italienern.

Vor allen andern Kunstrichtungen ist französische Malerei Weltkunst geworden, wie französisch-englischer Roman und französisches Theater Weltliteratur.

Fast überall auf annähernd gleicher Höhe hat sich einzig das Landschaftsbild gehalten.

Bildhauer- und Baukunst sind überall weitaus weniger zu einer selbständigen Geschichte gelangt als die Malerei, weder nach seiten der Form noch des Inhaltes; sie beide bestimmen auch weit weniger das moderne Leben, und dieses umgekehrt kommt ihnen viel weniger entgegen. Formal blieben sie meist in die nachbildende Aufnahme früherer Bildungen gebunden, und inhaltlich konnten sie sich viel weniger zum adäquaten Ausdruck der Gedanken und Bedürfnisse des Zeitalters erheben. Das Letztere hat die Sculptur höchstens in den Denkmälern und Bildnißstatuen hervorragender Männer der neuen Geschichte versucht; aber erstens bleibt diese Gattung doch immer eine untergeordnete in ihrem Kunstfach, und zweitens hat sie sich nur ausnahmsweise über den Zwiespalt der idealen Form und Gewandung mit der Wirklichkeit erheben können.

Vor den zwei deutschen und dem dänischen Meister, an die sich die gediegene Regeneration der Sculptur anknüpfen läßt, war die Plastik überall fast ausnahmslos in den Händen der Franzosen gewesen.

Eine an wenige sehr glänzende Namen anknüpfende Entfaltung, das Durchschnittsmaß der Massenarbeit weit geringer als bei der Malerei, die volksthümliche Zuwendung zu dem Fach viel spärlicher und das Verständniß weit seltener: das sind die obersten Erscheinungen.

Es ist eigenthümlich, wenn man die Bildner trotz der massenhaften Bildnißstatuen, die in Deutschland und England gefertigt worden

sind, klagen hört, daß ihre Kunst doch blos ein halbes Leben führe; die Klage ist aber vollkommen richtig: die Bildnißstatue allein, nur die eine und zwar keineswegs die höchste Seite ihres Fachs, wird ein Zeitalter nicht plastisch machen, und das unsre hat so wenig plastische Elemente als möglich; die in den hervorragenden Personen moderner Zeit gebotenen Objecte waren überwiegend unplastischer Natur, oft auch nach seiten des Gehaltes nicht von einer zur Begeisterung spornenden Bedeutung; dazu trat erschwerend die überkommene haltlose Vorstellung, diese modernen Gestalten müßten absolut in die sogenannte ideale, allerdings über allen Vergleich geschmackvollere griechisch-römische Tracht gekleidet werden, wodurch zwischen Erscheinung und Idee ein Zwiespalt heraufbeschworen ward, der ohnehin die Kunst dem Volk entfremdete. Ein andres Stoffgebiet, die Kreise der nordischen Götter- und Heldenwelt, werden schwerlich je weiter als höchstens in ganz vereinzelten, besonders begabten Individuen der plastischen Anschauung als passendes Kunstobject sich leihen; die antike Abrundung und in sich ruhende Festigkeit der individuellen Gestalten geht jener Welt von Niflheim vollständig ab, den sprechendsten Beweis liefert die Poesie; dem Volksbewußtsein werden ihre Figuren schwerlich je in zugleich gestalteter und daneben ideenerfüllter Form aufgehn, sie werden nur ausnahmweis gültige Kunstmotive bieten.

Das realistische Element in der Sculptur hat von Thorwaldsen Rauch aufgenommen und an seine Schüler, in erster Linie an Rietschel, vererbt, der es zur Vollendung erhob. Doch schwer nur und langsam brach es sich Bahn. Noch im 2. Jahrzehnt tritt es (in den Statuen unsrer großen Culturträger) als etwas Neues und Ungewohntes auf und hat dem letztgenannten Hauptträger von vielen Seiten mißbilligend den Namen eines realistischen Künstlers zugezogen, was er doch nicht ist.

Die Nationen: Französische Sculptur leidet an Mängeln, die sich theils aus dem allgemeinen Nationalcharakter, theils aus den Rückwirkungen oder dann den Gegenstrebungen der Richtung napoleonischer Zeit ergeben; es fehlt ihr bei aller sinnlichen Lebensfülle, kühnen Energie und technischen Vollendung an innerlicher Bedeutung, an Gemüth und Idee, an Wärme und Tiefe. Ihre decorative Bedeutung ist immer viel größer als die monumentale. Abirrungen von der Wahrheit sind eine stehende Erscheinung. — Die italienische Plastik

hat sich nach alter Ueberlieferung die Meisterschaft in Behandlung des Marmors gewahrt, die aber oft in Raffinement, Uebertreibung und Effecthascherei ausartet. Sie bestimmt schon durch den sanctionirten Studiensitz Rom auch die übrigen Länder, die nicht zu einer eigenthümlich nationalen Schule gelangen konnten. Hier am meisten Handwerk, das den Markt versieht.

Für die mittel- und untermittelmäßigen Kunstjünger in Italien ist die sichere Behandlung des Marmors ein schulgemäß überlieferter Vortheil, den die in allen andern Beziehungen überlegenen Nordländer nur schwer sich aneignen. Daher schreibt sich auch der Umstand, daß die schließliche Ausführung der meisten von fremden Häuptern entworfenen Statuen italienischen Händen anvertraut ward.

Die englische Bildhauerei liegt in den Windeln; sie schafft zwar Viel und Mancherlei, ist aber schon deßhalb bedeutungslos, weil ihr in der einzigen Gattung der Monumentstatue Aufgaben geboten werden, die gar nicht immer plastisch formbar sind. Der in diesem Lande wenig entwickelte Kunstzweig, innerhalb dessen einzig das Portrait und Genre als bevorzugte Arten gedeihen, hat sich wesentlich von der italienischen Bildnerei bestimmen lassen.

Die Sitze der deutschen Bildnerei sind Berlin und München. Münchner Bildhauerei heißt Alles in Allem — Schwanthaler. Centrum der Arbeit großen Styls wurde Berlin; auch zeigte diese Kunst seit Rauchs wegbahnendem Vorgang entschieden mehr gemeinsame Elemente als jede andre. Der Hauptzug der Berliner Bildhauer- und Malerschule wird nicht ohne Sinn in Uebereinstimmung gedacht mit dem soldatisch straffen Formengeiste des modern preußischen Staates; kraftvolle Gestaltung, kühler Verstand und große Correctheit sind ihr eigen, historische Compositionen überwiegend, das Monument und das Portrait ihre specifischen Gattungen.

Die wenigst günstig gestellte unter allen Künsten war gleich in den Anfängen die Baukunst, die sich erst ganz frisch aus einer Periode der Nichtigkeit, Stylunreinheit und Naturwidrigkeit herausarbeiten mußte; mit diesen Ausgängen verglichen, hat sie trotz aller Einwürfe und Schwächen immerhin eine achtbare Lebenskraft entfaltet, und insofern bildet ihre Geschichte den fast directen Gegensatz zum Ausgang und Vorschritte der darstellenden Bühnenkunst, die mit einem

so reichen Kranze von Talenten wie mit tüchtig gehaltener Schulung herüberführte, um nur zurückzuschreiten.

Die Baukunst hatte und hat noch mit einer argen Reihe von Hemmnissen und Nachtheilen zu kämpfen. Zunächst hatte sie nicht wie Malerei und Bildnerei unmittelbar brauchbare Vorbilder vor sich, die ihr das Ideal der Schönheit verwirklichten und doch dem technischen Ausdruck und Bedürfniß der Zeit Genüge leisteten. Deßhalb probirte man die Construction oder Reconstruction aller Baustyle durch, ohne doch Aussicht zu bekommen auf eine neue Construction, die wieder einen originellen Styl schaffen könnte. Die ganz nutz- und fruchtlose Manie einen neuen Baustyl erfinden zu wollen (Münchner Einfall) hat nur zur trostlosesten Styllosigkeit und zusammengeflickten Zwittergeburten geführt. — Eine originelle Schöpfung der Zeit ist der Eisenbau, der zu einer neuen monumentalen Deckenconstruction geführt hat. Daß er sich zu ausschließlicher Verwendung ohne Zuzug der übrigen Baumaterialien eigne, ist natürlich nicht möglich; doch haben ihm die großartigen Gitterbrücken, Industriepaläste und ausgedehnten Hallen immerhin höchst beachtenswerthe Bedeutung verliehen. Es mag ohnehin gar nicht gesagt sein, daß er sich nicht zu neuen künstlerischen Motiven erheben könne, soweit ein neues Hauptmaterial neue Formen bedingt oder doch erlaubt. Der Grad, in dem das möglich, wird freilich durch die universelle Bemerkung beschränkt: die möglichen Hauptbauformen seien überhaupt bereits durch die historisch aufgetretenen Architekturen erschöpft.

Nicht einem einzigen Hauptsitze der modernen deutschen Baubestrebungen hat sich die künstlerische Kritik mit unverholener Freude gegenüberstellen können; immerhin müssen, zugegeben auch die Berechtigung der mancherlei bekannten Klagen, die Leistungen von Berlin, die wenigstens im Privatbau den großen Vorzug einer selten verständnißreichen naturgemäßen Anpassung entwickelten, unter die besten der Zeit gerechnet werden.

Die neueste Münchner und Pariser Bauweise sind Beides Rückschritte, jene Decorationsspielerei, diese Steinblockaufhäufung. Die Bauwerke Haußmann's sind die zu einer massiven Ewigkeit eingemauerte vollkommen passende Darstellung der kaiserlich absoluten Regierungsprincipien: Unterdrückung jeder individuellen Gliederung, jeder organischen Selbstentwicklung, „der gründliche Haß aller Individualitäten“;

es ist eben die nur noch stark moderner abgeflachte, die lebenlose und erdrückend eintönige Bauweise der alten absoluten Monarchie.

Die Gothik hat die höchste Blüthe ihrer Renaissance in England erlebt. Hier ward ihr Bauprincip am frühesten vertreten, und die Praxis verwendet sie am häufigsten und vielseitigsten, auch in weltlichen Bauten, und mit dem tiefsten innern Verständniß, übrigens in der eigen geformten national heimischen Stylweise. Zudem hat das den Engländern eigne Ueberherrschen religiöser Denkart und kirchlicher Formen den Kirchenbau außerordentlich begünstigt, die Neubauten und Restaurationen steigen auf eine ganz erstaunliche Zahl. Zur Hebung wirken hier die zwei Factoren gleich stark mit: der klar praktische Blick, der das Verständniß fördert, und die vom Nationalgefühl getragene Begeisterung. Zweifellos ist Architektur die ächt nationale Stärke der englischen Kunst.

Ein schwerer Mangel, daß die Baukunst, die dem ihr verwandten und gleichgestellten Drama in der Poesie gleich die höchste und durchgebildeteste Kunstäußerung sein sollte, diese Hoheit nur wenig in überherrschenden Schöpfungen darzustellen verstand.

Der künstlerische Geschmack der Zeit im Ganzen, sobald wir von den Höhen der Schöpfungen hervorragender Köpfe und von Urtheil und Neigung der Hochgebildeten absehn, sobald wir z. B. auf die Thätigkeit des **Kunsthandwerks** herabgehen, dessen Richtung durch die allgemein herrschenden Neigungen im privaten und familiären Leben bedingt wird, erscheint wenig gebildet. Die volksthümliche Kunstbildung, deren Maß die feineren Gebrauchs- und die Luxusgegenstände des täglichen Lebens, die handwerksmäßige Verwendung der Kunstformen und Kunstmotive geben, ist weder besonders rein und sorgfältig noch irgendwie selbständig; das Vorherrschende und Beliebte ist eben immer noch der Rococo- und Schnörkelstyl à la Louis XV. Dieser Ton geht durch alle Zweige der Kunstindustrie; weder Antike noch Mittelalter, weder classische noch gothische Formen kommen dagegen auf. Alle höheren Kunsthandwerke und die berühmtesten Manufacturen müssen diesem Geschmack ihren Tribut zollen, sonst stockt ihre Thätigkeit. Vollends aber ist die bürgerliche Baukunst mit Ausnahme ganz weniger begünstigten Plätze in den sehr gewöhnlichen Formen der spätern Renaissance gefangen. Die Gegenstände des Kunstgewerbes haben sich nach der ästhetischen Seite hin bis tief in unser Jahrhun-

dert herein, wenn wir höchstens die französische Kunstindustrie ausnehmen, nur verschlechtert, während die gewerbliche Seite auch hier vervollkommnend vorschritt. Die Einsicht in diesen Zustand und die Reaction dagegen gab sich erst mit den großen Ausstellungen und ging von England aus. So wird sich das Urtheil am ungünstigsten stellen, wenn wir den in den vorherrschend bürgerlichen Classen leitenden Geschmack, was man etwa den Familiengeschmack heißen könnte, ins Auge fassen und es ja nicht vergessen, daß wir in all' unsern stehenden Lebensformen noch lange nicht frei sind von dem prunkend geistarmen und geschmacklosen Schnörkelwesen des Zopfes. Kunstschreinerei und Tapeziererei, Porzellan-, Glas- und Broncemanufactur, auch die Producte der Goldschmied- und Juwelierkunst erheben sich kaum und selten über jene vertrackten Formen, die gleich sehr der Natur und einem reinen Kunstsinn widerstreben, und am allerschlechtesten steht's um unsre armseligen Kleidertrachten, die sich eben so kleinlich als häßlich anlassen, der hexensabbathmäßige Tummelplatz absurder Modeweisheit. Am Schluß der ersten Hälfte des Jahrhunderts (Prüfstein die erste Weltausstellung, 1851) erwies sich denn wirklich der Geschmack als beklagenswerth gesunken; ja derjenige der einzigen französischen Nation, die einen Sieg davon trug, mußte vom Standpunkte des Kunstverständnisses aus durch und durch verkehrt erscheinen. Die Kunstindustrie war ästhetisch und technisch schon seit dem sechszehnten Jahrhundert in einem fortwährenden Niedergang begriffen gewesen, und vollends das Rococo des neunzehnten, zu dem die Restauration nach dem wenig verstandenen und noch weniger haltbaren Geschmack der ersten Revolution und des ersten Kaiserreichs mit aller Hast zurückgriff, war Nichts weiter als „eine unverstandene Uebertragung ausgestorbener und unbegriffener Elemente und Motive". Zum Ueberfluß ward das naturwidrige Verderbniß der Formen durch das Aussterben der Farben und des Farbensinnes noch auffälliger. Austreiben der Natur schien die stehende Devise. Man hat die ganze Misere, die erst mit jenem Augenblick einem gründlichen Reformstreben zu weichen begann, in folgende fünf Punkte zusammengefaßt: 1) die naturalistische Gestaltung und Behandlung des Ornamentes (französischer Blumennaturalismus); 2) die Verwirrung und Verwechslung in Bezug auf Hauptsache und Nebensache — Grundgestalt und Verzierung; 3) Vernachlässigung der Form und Bildung bei den Gefäßen und Geräthen — gänzlicher

Mangel an Gefühl und Verständniß für schöne Contouren; 4) Vernachlässigung des Stoffes und seiner Erfordernisse; 5) Mangel an Farbensinn, einerseits in der Vorliebe für Grau und Weiß, anderseits in bunten und harten Contrasten sich aussprechend. Farbe hat blos noch der Orient, wo die großen Coloristen sie aufsuchten; er auch bewahrte traditionellerweise kleidsam malerische Trachten.

Eine früher nie dagewesene Bedeutung für's Leben haben die **nachbildenden und vervielfältigenden Künste** gewonnen, die von außerordentlicher Rührigkeit sind; der zu neuer Höhe gebrachte Holzschnitt, der Kupfer- und Stahlstich, die Lithographie und Photographie mit den reichen der Mechanik und der Wissenschaft entlehnten Mitteln mögen vielleicht die Kunst hohen Styls beeinträchtigen, jedenfalls aber ist ihre Einwirkung auf die allgemeine Lebenshaltung eine höchst ausgedehnte und hebende.

Die Kupferstecherkunst leistet das Vollendete in der Wiedergabe von Gemälden auch nach ihren malerischen Theilen, so daß Farbenstimmung erzeugt wird (die verschiedenen Strichlagen); die Franzosen haben es mit ihren glänzenden Stichen zu erstaunlicher Höhe gebracht. Großer Kunsthandel.

Der Holzschnitt läßt heute quantitativ alle andern Vervielfältigungsarten (die Photographie ist nicht speciell unter diese zu rechnen) hinter sich; ganz besonders hat er den bedeutend theureren Stahlstich zurückgedrängt. Die Ausbildung dieser ächt deutschen Art hat in Anlehnung an die Weise der Alten die trefflichsten Resultate geliefert.

Die Photographie hat den übrigen Nebenzweigen nur Nachtheil gebracht und den Kreis ihrer Wirksamkeit geschmälert, obgleich sie nicht im Stand ist das Gepräge des Mechanischen zu verdecken und den Reiz einer selbständig künstlerischen Thätigkeit anzunehmen.

Schwer überschaubare, noch schwerer classificirbare Mannigfaltigkeit in den Kunst- wie in den Literaturerscheinungen; an Productionsfülle fehlt es auch dort nicht. Und dazu ist das Kunsturtheil eben so zerfahren und subjectiv willkürlich wie die Literatururtheile, weil sich auf beiden Gebieten jeder Dilettant berechtigt glaubt. Das macht die kritische Arbeit schwer, oft unerquicklich.

„Die Natur ist der einzige Lehrmeister, dem man ohne Furcht vor Verirrungen folgen kann“, — dieses auffallenderweise von dem

alten David dem großen Meister Leopold Robert mitgegebene und von diesem so glänzend bethätigte Wort bleibt heute noch der Fundamentalsatz für den bildenden Künstler. — Also Realismus! —

Höchst ungleich verhalten sich die **darstellenden Künste.** Während die „geistigste der Künste“, die viel gepflegte und viel besprochene Musik, ein Tagesbedürfniß aller ganz und halb gebildeten Welt geworden und bei verschiedenen Nationen Schöpfungen höchsten Ranges erzeugt hat, ist die andre, die durch das ihr anhaftende plastische Element den bildenden näher stehende, die specifisch darstellende Bühnenkunst, in constantem Rückgang begriffen, zusehends und in bedenklichem Grade an Kunstgehalt wie an Einwirkung auf das öffentliche Leben verlierend.

Die Geschichte des Theaters ist überall eine Geschichte des Verfalls. Es ist Etwas an jener Erklärung, wonach die allgemeine Nivellirung und Verwischung der socialen Unterschiede dem Drama das wirksamste Anziehungsmittel entzogen hätten; wonach mit dem Verschwinden der malerischen Contraste und Conflicte im Leben, mit der Abnahme scharf einseitig ausgeprägter Charaktere, mit dem Aussterben der Sonderlinge und Originale auch der Geschmack und die Freude des Publicums verloren gegangen wäre diese drastischen Ecken und Kanten menschlichen Daseins sich vorführen zu lassen. Dafür würden die feineren geistigen Elemente, die Probleme und Kämpfe, welche die Zeit bewegen, nicht ausreichen, um jene verloren gegangene Bühnenwirkung zu ersetzen; sie wären überhaupt weniger darstellungsfähig. Die Klage über den Verfall des Theaters datirt nicht von heute; ja Eduard Devrients einsichtsvolles Werk über das deutsche Schauspielwesen ist — Eine große Klage. Schon 1833 meinte Sir Edward Bulwer-Lytton zur Theatergeschichte: „In ganz Europa fängt die Glorie des Theaters an sich mit Schatten zu überziehn, als ob es gewisse Künste gäbe, die eine Zeit hindurch leuchten und dann in Stille und Dunkelheit sinken müßten wie ein erschöpfter Vulkan“. Die seither abgelaufenen Jahrzehnte haben sein Wort nicht dementirt; das muß zugeben, auch wer nicht die beißende Verurtheilung anerkennen mag, die der Freiherr Alfred von Wolzogen auf unser modernstes Theater geschleudert hat.

Günstiger noch als die andern hätte nach der Lage der Dinge im Großen die Restaurationsperiode werden können, hätten nicht ihre Verkehrtheiten die Entwicklung beeinträchtigt. In jenen frieden- und ruhesüchtigen Jahren nach den schweren französischen Kriegen wandte sich eine ganz erhebliche Zahl von Talenten dem Theater zu, und allgemein nahm das Publicum, nicht mehr abgespannt von den Erschütterungen des wirklichen Lebens, wieder weit mehr Interesse an dem vorgespielten.

Die zweite Klage auf die allgemeine Seichtigkeit des Geschmacks, den das stehende Theaterpublicum beweist, ist eine eben so lange hergebrachte, eben so berechtigte wie jene erste: Wenn die classischen Meisterwerke auf Monate hinaus von den Bühnen verdrängt werden können durch die ordinärsten Zug- und Spectakelstücke, in welche Hunderte von Vorstellungen hindurch die Masse strömt, so trägt an dem Verfall ganz gewiß die oberflächliche Urtheilslosigkeit, Verflachung und zugleich Nervenüberreizung der Hörer mehr Schuld als Studien- und Talentmangel der Vorstellenden und Fehler des Fleißes oder Talentes von seiten der Directionen. Mangel an wahrhaft natürlicher Empfindung und maßlose Effecthascherei zeichnet die chronisch gewordene Geschmacksverderbniß; ganz gleichgültig, ob sie nun von blasirt aristokratischen oder roh demagogischen Gesellschaftselementen ausgehe, ob in die faule Reactions- oder die überstürzende Revolutionszeit falle.

Der Pariser Geschmack hat sich immerhin noch zu geschult bewiesen, als daß es dort, wie schon in deutschen Residenzstädten geschehen, erträglich gehalten würde, in einer Gastvorstellung dem fremden Gaste zu lieb ein Stück in zwei oder gar drei Sprachen vorzuführen, wobei abgesehen von dem unausstehlichen Sprachmischmasch Vers, Reim und Rhythmus, Harmonie des Sprechens und Singens barbarisch zerrissen werden. Wo ist da der Begriff eines Ensemble, einer künstlerischen Gesammtwirkung hingerathen!

Und da liegt eben ein, um nicht zu sagen der Hauptmangel. Alles arbeitet darauf hinaus die Harmonie, die Einheit, die künstlerische Ganzheit zu zerreißen; Alles arbeitet darauf hin, im egoistischen Interesse selbst die berühmten Talente. Daß mit Herstellung eines tüchtig zusammenarbeitenden Schauspielercorps ein bedeutender Vorschritt gewonnen, daß heute noch solide Erfolge zu erzielen wären, das haben wenigstens

einzelne Versuche bewiesen; aber das Beste darin hat das ungeschulte Publicum jeweilen fallen lassen.

Wenn schon 1808 der große Freiherr von Stein das Theater als eine für die allgemeine Bildung wesentliche Anstalt unter die Leitung und Obsorge des Ministeriums für Cultus und Unterricht gestellt wissen wollte, muß man sich heute noch fragen: wie wenig ist allüberall von seiten der Staaten und Städte für die rechte Pflege dieses Institutes geschehen? Nicht als ob Fürsten und Städte nicht bedeutend viel Geld an die Bühne verschwendeten, aber sie thun es in verkehrtem Sinn und am unrechten Orte. Daß die Aufwendung kolossaler Summen für decorativen Aufwand in den seichtesten Opern und nichtswürdigsten Balletten, das Jagen nach Effectstücken und Novitäten so wie so, nach Gastspielen und Virtuosenkünsten nur wieder einen verderbten Geschmack zeichnet, das sollte jeder ernste Kritiker mit aller Macht betonen, ohne daß man ihn etwa der Tendenz nach Rückwärts bezichtigen dürfte. Jene Kunststücke liegen nicht auf dem Wege nach Vorn! Ein Viertel dieser Summen auf Bildung tüchtiger Talente verwenden, ein zweites auf würdige Inscenirung classischer Meisterwerke würde weitaus mehr fruchten als das leichtfertige Verschleudern jener Unsummen. Ganz gut findet sich die allgemeine Tendenz der sogenannten Kunstjünger, die eben auch speculativ geworden sind, in einer Zeitschrift so geschildert: „Was unsre Schauspieler gegen früher als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft an Werth gewonnen, das haben sie als Bühnenmitglieder oder Künstler daran verloren; die Schauspieler der früheren Generationen waren durchschnittlich schlechte Haushalter und Rechner, aber tüchtige Künstler, die modernen Schauspieler dagegen sind durchschnittlich tüchtige Haushalter und gute Rechner, aber insgemein schlechte Künstler". Welche Wandlung seit dem ersten Jahrzehnt in der gesellschaftlichen Stellung des Standes! Damals noch gegen den ganzen Stand das alte verächtliche Vorurtheil, heut eine höchst ansehnliche Gruppe von Sängerinnen und Tänzerinnen in die höchste Aristokratie Europas hineingeheirathet, das flüchtige und leichte Tagestalent gehätschelt und bei Weitem mehr geschätzt (vom Bezahlen wollen wir schweigen!) als der tiefe Denker und der Mann der Wissenschaft, eine Menge fürstlicher Gagen verschleudert, deren Inhaber an der Roulette oder der Börse besser zur Hand sind als auf den Brettern! Was hat das der Kunst gefruchtet? Wie brillant

sind die Pariser Bühnen durch hohe Staatszuschüsse ökonomisch gestellt! Hat das den Verfall der Großen Oper, des Musterbildes von Aufwand und Aeußerlichkeit, aufhalten können? Ja dann und wann wurde mit diesen theuren Surrogaten nicht einmal das Geschäft gerettet. Von den Hoftheatern ging der Zwang zu äußerlichem Prachtaufwand und ganz nutzloser Geldverschwendung behufs Hervorbringung opernhafter Effecte auf die Stadt- und selbst Privatbühnen über; auch die hohen Gehalte haben die Schauspieler nicht zu Künstlern gemacht. — Gewonnen hat einzig eins der äußerlichen Elemente, die Costümkunde und ihre praktische Verwerthung, womit es um den Anfang des Jahrhunderts selbst in einem Weimar noch ärmlich genug bestellt war. Mit der steigenden historischen Kenntniß und mit Talmas reformirendem Einfluß gestaltete sie sich naturwahrer um, und charakteristische Treue im historischen Costüm ward Losung. Das ist die Parallele zum Realismus in Malerei und Bildnerei.

Je tiefer wir nach Innen greifen, desto schlagender treten die Mängel der Bühne hervor. Wie mißlich steht es nicht mit der Charakterdarstellung! Wahr ist's, das Jahrhundert ist dieser überhaupt nicht günstig, da das neuzeitliche Nivellement der Stände eine original-typische Charakterdarstellung, die eben im Leben selbst keine Vorbilder mehr findet, gar sehr erschwert. Ganz besonders für das Lustspiel möchten Muster in unsrer modernen Gesellschaft schwierig herauszufinden sein. Scharf zugeschnittne Charaktere sind überhaupt selten, und aus schlimmeren Gründen.

Eine andre Schwierigkeit erhebt sich bezüglich der Stoffwelt. Die antiken Stoffe haben in unserm Jahrhundert nur noch künstliche Zugkraft. Unsre Zeit hat mit ihren eignen Interessen und Denkgängen so viel zu schaffen, daß sie dieselben auch auf dem Theater vertreten sehen möchte; wenn die deutsche Kritik das oft verkannte und tadelte, so griff sie in ihren Urtheilen fehl; und wenn die deutschen Bühnen entgegen den deutlichen Kundgebungen des Zeitcharakters ihr Publicum den andern Weg zu führen versuchten, indem sie vermeinten dasselbe vorerst durch Vorführung classischer Stoffe zum Kunstverständniß bringen und hintennach erst ihm neuzeitliche Materien bieten zu sollen, so haben sie das Experiment jeweilen zu ihrem Schaden gemacht. Glaubten die deutschen Hofbühnen sich zu vornehm oder den Stoff der aus der Gegenwart schöpfenden Conversations- und Gesellschaftsstücke zu trivial,

so schadeten sie dem eignen Institut und ihrem Schauspielerstand und brachten sich ohne Nutzen um die Theilnahme des Publicums. Darin sind die Franzosen viel vorurtheilsfreier und unverkünstelter vorgegangen; das Schauspiel der Gegenwart spielt unter ihnen bei allem Respect für die Stücke der sogenannten classischen Zeit, die auch meist antike Stoffe wählten, jedenfalls eine nicht mehr zu beschränkende Hauptrolle.

Der Vampyr des Dramas heißt — Oper. Das Ueberwuchern dieser Zwittergattung hat entschieden der dramatischen Production, noch mehr ihrer Aufführung geschadet, auch die Reinheit der Begriffe und Mittel verwischt: das Drama ist gezwungen worden selbst zu opernhaften Mitteln zu greifen, um auf der Bühne mit seinem falschen Doppelgänger zu wetteifern; und die Oper hat zu viel Schauspielhaftes, ja auch blos Spectakelmäßiges aufgenommen und dadurch an der ihr gebotenen musikalischen Hauptwirkung verloren. Ohnehin bleibt das musikalische Drama eine gewagte Mischgattung, deren sanctionirte Kunststellung zu erobern und festzuhalten höchstens dem Genie gelingen mag, also bestenfalls als Kunstwerk eine seltne Erscheinung. Insonderheit in ihrer Verbindung mit dem Ballet wirkte die Oper materiell und geistig verderbend: jenes durch die von ihrer Prunkausstattung, die denn auch auf die andern Gebiete überging, wesentlich bedingte Finanznoth; dieses durch Zurückdrängen der gediegeneren Gattungen und Verderbniß ihres Spieleffectes, der leider nur allzuviel eben auch opernmäßig zu werden trachtete, noch mehr durch Pflege eines mühelos sich einschmeichelnden Sinnengenusses mit höchst magerem Gedankengehalt. Die Erfahrung hat überall die Trennung vom Schauspiel als erstes Gebot erwiesen, schon deßhalb, weil die übertriebenen Accente jener mehr und mehr auf brillanten und effecthaschenden Ausdruck gebauten Gattung auch auf die Declamationsmanier der Tragödie überzugreifen drohten. — Kurz, Ludwig Tieck hatte nicht übel Recht mit dem bittern Worte: Die unglückselige Oper hat überall unser deutsches Schauspiel in den Grund gesegelt, von dem sie doch erhalten und ernährt werden muß.

Ein weit geringeres Wesen ist das bei den Höfen und auch beim gewöhnlichen Stadtpublicum so beliebte Ballet, der Kunstbastard, welcher dem Werth und der Würde der Bühne nur Schaden brachte. Dieses moderne Ballet geberdet sich so, daß es nach folgenden witzigen

Worten unsres bedeutenden Dramatikers J. L. Klein „die Beine über die Arme stellt, womöglich diese selbst zu Beinen springt, die Pas der Physiognomie über den Kopf wachsen läßt und dem Impuls der Natur nicht einmal in der Art zu sterben folgt, indem es gegen den natürlichen Proceß des Ablebens nicht zuerst von den untern Extremitäten, sondern von oben nach unten abstirbt".

Die Deutsche Bühne.

Auch in unserm Jahrhunderte noch litt die deutsche Schauspielkunst an dem empfindlichen Mangel des nationalen Gemeingeistes, die dichterische Production für's Theater, ganz besonders im Lustspiel, wie die Darstellung selbst. Ein eigentlich deutsches Originallustspiel in dem Sinn, wie wir es schon viel früher bei Spaniern, Franzosen und Engländern treffen, ist niemals entstanden, und die komischen Darsteller, unter denen es gar nicht an erheblichen Talenten fehlte, sind doch nicht über die Bedeutung von Localkomikern hinausgekommen und haben außerhalb ihrer besondern Berufsstadt kaum irgendwelche Wirkung hervorgebracht. Natürlich waren die Großstädte Wien und Berlin mit ihren Typen die fast ausschließlichen Sitze dieser Komik. Noch konnte absolut die dramatische Poesie nicht Ausdruck eines Gemeingeistes werden, der eben überhaupt nicht vorhanden war; und wenn einmal nach Zeiten einer allgemeinen großen Erhebung, welche wie z. B. die Freiheitskriege alle Stämme zu einer gemeinsamen rettenden That spornte, der eine oder andre volksthümliche Stoff auch allgemein durchschlug, so ist das ganz richtig als große Ausnahme bezeichnet worden. Immer noch traf der geistreiche Ausdruck, daß die deutsche Bühne „ein Gewächshaus sei, wo die Dramen aller Völkerklimate in Töpfen großgezogen werden zum Genuß des universellen, die ganze Welt begreifenden deutschen Geistes".

Ein Specialpunkt, der die deutsche Schauspielkunst lähmend belastet hat, ist von geistig eindringenden Kennern in der Verbindung von Oper und Schauspiel auf derselben Bühne und mit annähernd dem gleichen Personal gefunden worden. Die Oper mit ihrer ausgeprägten Tendenz zu decorativer Pracht, mit ihrem mehr an die weiche Gemüthsempfindung sich wendenden musikalischen Zauber, oft auch dem leeren Sinnenreiz, der sie zum Schoßkinde der höhern Gesellschaftskreise gemacht hat, trug unstreitig ein Wesentliches bei zur Veräußerlichung und Verflachung der Schauspielkunst, wie sie das in jedem Fall geistiger

wirkende Drama nicht erzeugt; sie steigerte den trägen Genußtrieb und spornte immer nur die Wenigsten an zu einer tieferen Durchdringung ihres Tongehaltes. So hat sie selbst das Drama verleitet sich opernmäßiger Mittel zu bedienen und eben solche Effecte zu suchen. Weder Italien noch Frankreich oder England sind jene nur schädlich wirkende Verbindung der beiden Kunstgattungen eingegangen.

Trotz des großen Aufwandes der Höfe und einzelner Städte blieb das Theater meist ohne kunstgemäße Leitung den particulären Interessen anheimgegeben, die es nur herabgezogen haben, so weit, daß gemäß einem Ausspruche Tiecks die Bühnen, an denen sonst die Höhe der allgemeinen Zeitbildung abzumessen war, in den schreiendsten Widerspruch mit den Anforderungen auch nur der billigsten Kritik verfielen. — Es ist ein schlechter Beweis für's Theater und seine Dramenstoffe, wenn Ed. Devrient gar behaupten darf, daß selbst ein Raupach und selbst durch seine Mängel vortheilhaft auf die Bühne gewirkt habe.

Auch ökonomisch steht es um die Bühnen Deutschlands und der Nebenländer schlecht genug. Mit ihrer Zahl verhält sich's ähnlich wie im Journalismus; auf beiden Gebieten zu viel Mittelmäßiges und Schlechtes, wodurch das durchaus Tüchtige, aus der Concentration vieler Kräfte an Geld und Menschen entstehend, nur gehemmt wird. Man hat in Deutschland unter Einrechnung von Ungarn und Polen, der Schweiz und Rußland um 200 concessionirte Bühnengesellschaften angenommen, wovon circa 77 wandernde, also mehr als bei dem so sehr auf's Theater versessenen Volke der Franzosen, in deren Hauptstadt ein Theil der Bevölkerung ihre halbe Heimath im Schauspielhaus aufschlägt.

Ein deutsches Nationaltheater konnte natürlich bis in die neueste Zeit nicht aufkommen, da immer noch die elementarsten Grundbedingungen fehlten: nationaler Gemeinsinn und gleichförmige Bildung. Lessings Klage behielt ihr altes Recht. Allgemein zählt eine Bühne, welche Geist und Sitte, specifischen Geschmack und Lebenshaltung der Gesammtnation in umfassendem Bild und Humor wiederzuspiegeln im Stande wäre, heute noch unter die frommen Wünsche.

„Alles brauchen sie beim Theater, nur nicht Dichter"! Die Klage gilt bei den Deutschen noch die ganze Zeit her. Während ihre Bühnen auf allen Märkten nach Füll- und Flickstücken jagen, während der

seichteste Kram und die nichtsnutzigsten Uebersetzungen zum Verproviantiren verwendet werden mußten, während der rein äußerliche Prunkaufwand die Geldkräfte aufzehrte, ließ man die gebornen Dichtertalente ohne Anstellung und Verwendung. Kaum kennen wir den Begriff des Theaterdichters; gewiß eine Hauptschuld, weßhalb wir so viele unaufführbare Stücke haben.

Ein kunstvoller, fast gewaltsam zu heißender Aufschwung, wie die beiden Dichterfürsten ihn zu Weimar versuchten, geleitet die deutsche Schauspielkunst aus dem 18. ins neue Jahrhundert herüber; mit der großartigen dramatischen Literaturblüthe ward auch die Darstellung emporgetragen. Feierlichkeit und Würde waren Goethe's Hauptaugenmerk, der darum auch auf die Muster des théâtre français zurückgriff. Die beiden Häupter meinten der Bühne eine antikisirende Richtung ausschließlich aufdrücken zu sollen, um sie damit auf die Höhe ihrer idealen Kunstschöpfung zu heben; alles Naturwüchsige (selbst in Shakespeare) sollte erst geschult und gemodelt werden. Goethes Forderung: der Schauspieler müsse stets bedenken, daß er um des Publicums willen da sei, stieß direct an gegen das Grundwesen der alten Hamburger Bühne. Das Bühnendecorum und die alten Conventionen wurden entgegen jeder naturalistischen Bewegung wieder in ihr strictes Recht eingesetzt. Wie Devrient sagt: „Die Darstellungen bekamen, selbst bis auf das Lustspiel, einen bewußten, absichtlichen Vortrag, eine gewisse künstlerische Ostentation, und das wesentlich dramatische Moment der Unmittelbarkeit wurde geschwächt, das warme, gesund pulsirende Blut der bisherigen Spielweise abgekühlt"! Die künstlerische Weihe in der Schauspielerbildung der Weimarer ward fast eine Art religiösen Ernstes; die Aneignung der dramatischen Literatur aller Völker erstreckte sich bis auf ihre Formen herab; das kunstgerechte Erlernen war bis zu seiner Höhe getrieben und zu den eben auch schädlichen Rückschlägen einer unausgesetzten vorgezeichneten Kunsterziehung; Naturkraft und spontanes Feuer gingen darüber verloren. Es war immerhin ein künstliches Experiment; auf der Höhe konnte sich diese Geburt zweier genialen Köpfe nicht lange halten. Die geistlosen Nachahmer von Schillers und Goethes Manier in der Darstellung verfielen ins Abgeschmackte.

Die französische Knechtung seit Preußens Niedertreten lähmte natürlich auch das frische Aufblühen der Schauspielkunst; jedoch war

der niederdrückende Einfluß der ganzen großen Kriegserschütterung nicht so weitgreifend, wie man wohl vermuthen möchte, und mehr blos local vertheilt. Insbesondre vermochte, jedenfalls mit wegen des unversöhnlichen politischen Widerspruchs, französischer Geschmack sich nicht weiter einzunisten. Die Erniedrigung in der Stellung der Bühne in Preußen um 1810 ist, wenn man an die frühern Humboldt'schen Vorschläge denkt, durch den einzigen Umstand genügend beglaubigt: die Bühne wird unter die öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen eingereiht und dem Polizeiministerium unterstellt.

Indem die kurze Zeit der großen Freiheitskriege keine dramatischen Dichtertalente weckte, wirkte sie auch nicht stark auf die Schauspielkunst ein. — Nach dem Fall des Napoleonismus wäre wie für Andres so für's Theater, das ja vor Kurzem seine classische Schulung unter ersten Häuptern durchlaufen, in Deutschland Raum geworden zu einer belebenden Regeneration; wie auf andern Gebieten war aber das, was wirklich geschah, derart, daß besser gar Nichts gethan worden wäre: die Volksbevormundung trug man auch auf die Theaterleitung über. Der nun sich vollziehende Uebergang von der artistischen Leitung zur Intendanzverwaltung hat der Bühne als Kunstinstitut entschieden bedauerlichen Abbruch gethan. Die neuen Hofbühnen leisteten für die nationale Bildung nicht, was sie kosteten, und die bei der Organisation überwiegende Rücksicht auf die Kostspieligkeit der Erhaltung wirkte höchst nachtheilig auf Werth und Leistung dieser Institute. Der Schauspielkunst standesfremde Führer aufzudringen war selbst bei der selten glücklichen Personenwahl ein gewagtes Experiment. Seit den 30er Jahren ging die Uebereinstimmung in Auffassung und Ausführung vollends in unkünstlerischer Zuchtlosigkeit unter. Geist- und verständnißlose Journalistenkritik und Claque, Virtuosenkünste und Beifallsjagd haben die künstlerische Moralität zu Grunde gerichtet. Nach 1830 ward im deutschen Theater der französische Geschmack nochmals vollständig überherrschend und machte sich in melodramatischen Schauerstücken im Sinne jener Romantik und auch in leichtfertig sittenloser Komik Luft.

Eine eigne Geschichte verdient und hat auch erlangt die Wiener Bühne, ohne allen Zweifel diejenige, welche unter allen deutschen die nachhaltigste Wirkung auf ihr Publicum übt. Die Bühne in Wien hat, wie das mit der Volksart zusammenhängt, immer überwiegend

die Neigung zum Lustspielfach hervorgekehrt, woneben das leichtlebige Völkchen Abwechselung verlangt; das Lustspiel aller Nüancen bis herab auf die stark ziehende und vielfach mit Glück behandelte Localposse bilden seine eigentliche Grundlage, und zwar jenes sogar für das vornehmste, nämlich das Hof- (Comtessen-)theater auf der Burg. Die Locallustigkeit hat sich wesentlich in die Vorstädte gerettet. Im Uebrigen hat auf Wiener Boden der Geschmack des 18. Jahrhunderts mit seinen derb naiven Natürlichkeiten ein fruchtbares Feld gefunden und bis in die Mitte des 19. nachgewirkt; es ist im Geschmack dieses Publicums seit nahezu hundert Jahren fast gar keine Aenderung eingetreten. Die Vorstellung von einer gewissen patriarchalischen Einfachheit und Einfalt der Sitten, welche langehin für das vornehme Burgtheater bestimmend sein sollte, war nach doppelter Richtung doch ohne Halt. Einmal widerstrebt ihr das sehr raffinirte und genußsüchtige Wiener Weltleben, und das sehr, und zweitens nützten alle Versuche einer Art hermetischen Abschlusses vom Auslande nicht viel; die Nahrung mußte halt doch aus Deutschland und bon gré mal gré aus Frankreich, auch England geholt werden. Fand man ja ohnehin zur Zeit der Blüthe des Theaters sein Publicum durchaus deutsch, auch nach Neigung und Geschmack! Grade das Burgtheater ist übrigens zufolge zweimaliger langer Erfahrung ein sichrer Beweis dafür, wie eine fest artistische Leitung das erste Erforderniß für das Gedeihen der Bühne ausmacht und wie intensiv schädigend umgekehrt zumeist das willkürliche Eingreifen der verschiedenen Hofchargen und der Intendanzen gewirkt hat. Das höhere Conversationsstück war während der ersten Glanzperiode des Burgtheaters so ziemlich seine Mustergattung; Lustspiel und bürgerliches Drama unter Schreyvogels verständnißreicher Leitung gehoben durch vorzüglich feines Zusammenspiel, während die idealeren Gattungen und das classische Trauerspiel doch nie recht sich einbürgern konnten. Warme Gemüthlichkeit nach der leichten Färbung des umgebenden Lebens, elegante Feinheit in vornehmer Erscheinung, daneben durch Abwechslung ergötzende Befriedigung der gewöhnlichen Lach- und Schaulust bildeten von jeher die Grundlage wie des Wiener Volkstones so seines Bühnengeschmacks, dem sich keine Direction entziehen kann.

Zufolge Verwandtschaft wie des Idioms so der Volksnatur mußte das Münchner Theaterleben immer Etwas vom Charakter des Wiener

annehmen; sofern von Einwirkung die Rede sein kann, nähme sie grade die umgekehrte Richtung von der bildenden Kunst.

Die französische d. h. die Pariser Theaterpraxis hat, ganz abgesehen von Geist und Werth der Stücke, entschieden die Vorzüge höherer Schulung gewahrt. In gut schauspielerischem Geiste hielt sie das Richtige fest, indem sie die Einzelnen jeweilen zum Gesammtverständniß dadurch bringen will, daß sie das Rollenstudium sogleich mit Ensembleproben, die Rolle in der Hand, anhebt. Ueberdies halten die Franzosen so lange Leseproben, daß das Stück den Schauspielern geläufig ist, schon ehe die Theaterproben anheben. Die Deutschen thun hierin umgekehrt zu wenig, indem sie sich mit Einer Leseprobe begnügen, und ganz gewiß ist das oberflächlich mechanische Abthun der Proben ein wesentlicher Grund geworden für das Ungenüge der Leistungen.

Dazu kommt die Haltung des Publicums. Das Pariser Publicum und neben ihm noch das Wiener sind die dankbarsten und empfänglichsten. Sie beide brachten von jeher der Kunst der Menschendarstellung eine Art liebender Hingebung entgegen, die den andern Bevölkerungen fehlt; das mußte hebend auf die Schauspieler und aneifernd auch auf die Dichter zurückwirken. Das englische hat dieses warme Verständniß nicht, weder durch Anerziehung noch durch angebornen Sinn; von der ausharrenden Geduld des Londoner Publicums einem neuen Zugstücke gegenüber, das nun einmal seinen Geschmack trifft, werden freilich fabelhafte Dinge erzählt, wie man sie ähnlich nur wieder in Paris erlebt.

Das französische Theater hat für sich eine wahrhaft unerschöpfliche Productivität, durch welche es, ganz abgesehen von der Frage des Gehaltes, für Europa tonangebend geworden ist; nicht blos, daß die Theater aller andern Nationen einen großen Theil ihres Tagesbedarfs von ihm entlehnen, an Uebertragungen und Nachahmungen zehren: auch die Schauspielkunst hat ihre mustergültigen Repräsentanten zu einem sehr starken Theil in Paris gezogen. Selbst bis in die Periode des ärgsten Verfalls hinein haben sich die Pariser Bühnen wenigstens die alt anerzogene Kunst des guten Spiels gewahrt und sich vor der Langeweile deutscher Theaterabende zu wahren gewußt; es ist da ungefähr wie mit der übererbten tüchtigen Technik im Malen. Carriere sagt: „Niemand wird den Franzosen das Geschick der dramatischen Mache bestreiten. Sie allein in der Neuzeit besitzen in Paris jenes

Zusammenwirken von Dichtern, Schauspielern, Publicum, das einen gemeinsamen Styl, eine stetige Entwicklung der Technik möglich macht. Sie lernen die Handlung bühnengerecht aufbauen, die Rollen dankbar für die Schauspieler ausarbeiten, den Dialog flüssig und witzig herstellen, das Publicum spannen und unterhalten". Dazu kommt die äußere Formbildung und der eigentlich national gewordne plastische Sinn. Und noch mehr: Die französische Bühne hat für sich den unschätzbaren Vorzug den Geschmack zu treffen und den Zeitgeist (allerdings auch den schlechtesten und verdorbensten) zu malen. Das spricht durchaus nicht immer für ihren innern Gehalt, immer aber für den äußern Erfolg und die Tageswirkung, ja, wenn wir ganz aufrichtig sein sollen, für etwas mehr als das. Es gehört dazu, „daß das moderne dramatisch Spiel der Franzosen in dem raschen und einheitlichen Zusammenfassen jedes Satzes zu einer Totalwirkung eine meisterhafte Reproduction des Lebens und der Wirklichkeit selbst ist". So rückt die Aufführung mit drastischer Lebendigkeit vor, ein wirkliches Spiegelbild der That. Was die Franzosen mit dem unübersetzbaren Ausdrucke verve benennen, macht sich zu seinem Vortheil auch auf ihrem Theater geltend. Das tragödische „poser" ist ihnen so natürlich wie der flatternde Witz. — Trennung der Gattungen ist mit dem schärfsten Verständniß in Frankreich durchgeführt; führt ja gar das théâtre français gesondertes Personal für's Lustspiel und für's Trauerspiel! —

Das sogenannte classische Drama der Franzosen ist schon als vorrevolutionäre Geburt der absolutistischen Zeit für die Gegenwart eine todte Form geworden, die vorübergehend wieder zu beleben nur einem seltensten Genie gelingen konnte.

Eine andre Richtung dagegen erhält der französische Nationalcharakter unsterblich. Entgegen der sehr erfolglosen und nur dem Institute selbst schadenden Prüderie, welche oft die Stoffwahl bei den ersten Theatern der andern Hauptstädte dictirte, lassen die Franzosen fortwährend auch auf ihrer Hauptbühne die alten Scapinstücke von grober Komik allwöchentlich wiederkehren. Darin liegt nicht blos das respectvolle Frischhalten ihrer alten Nationalliteratur, und nicht der classischen allein, sondern die ungebundne Lustigkeit, die derbe Heiterkeit und das lachende Leben bleibt der Bühne erhalten, ein ganz tüchtiger Damm gegen die künstlich verschrumpfte Convenienz und den lastenden Ernst unsrer Gesellschaftsformen, eine natürliche Wehr gegen Pedanterie

und Langeweile. Und wieder im stärksten Unterschiede zur deutschen hat die französische Bühne einen fast zu allen Zeiten naturfrisch sprudelnden Quell am Vaudeville und überhaupt den leichteren und kleineren Arten des komischen Genre, weßhalb denn auch fortwährend eine Masse von zum Theil ganz respectabeln Talenten für Darstellungen dieser Art den Pariser Bühnen zuströmen. Das hier sich geltend machende couplet kennt und schätzt nur der Franzose.

Das französische Theater d. h. das théâtre de Paris — denn leider! concentrirt sich hier wie in England alle Kraft in dem Alles aufzehrenden Focus von Paris, nur die Hauptstadt zählt — ist streng genommen das einzige, welches eine eigentliche Geschichte hat, sofern nämlich unter Geschichte eine auf Ueberlieferungen beruhende und mit einer gewissen Stetigkeit vor sich gehende Entwicklung verstanden wird. Das giebt ihm einen ganz gewaltigen Vorsprung, Halt und sichere Form, und wär' es auch nur nach der technischen Seite — Eigenschaften, die wir sonst überall vermissen.

Das Theater der Revolution und sein Publicum waren ganz natürlich in allererster Linie auf die ungeheuren Tagestendenzen gespannt. Schon in den Jahren vor der Revolution hatte das Theaterpublicum die auf dieses Riesenereigniß überleitende Wandelung erfahren. Nicht mehr der elegante, an die Formen der Kunst gewöhnte und auf sie abstellende Hof, nicht mehr jene reiche und unbekümmerte Welt des leichten Spiels und Scherzes, welche vor Allem ergötzt und unterhalten sein wollte, machte die Ausschlag gebende Zuschauerwelt aus; das Publicum hatte sich demokratisirt: das Bürgerthum, bewegt von den Umwälzungsideen, unter diesem das eigentliche Volk hatten sich zu emancipiren angefangen; es war eine Masse, welche nicht mehr gewöhnt war das triumphirende Laster mit scherzendem Applaus zu empfangen. Die philosophischen Schriften, welche gegen's Ende des Jahrhunderts dem Geiste der Nation einen ihr neuen ernsten Zug aufgeprägt hatten; der unausgesetzte Kampf gegen die Mißbräuche der socialen Ordnung; die vollständige Umgießung der Sitten und Strebungen hatten auch das Wesen der Theaterwerke durchaus umgestaltet; lag ja die beißend scharfe Tendenz selbst hinter dem tollen Spaß und höhnenden Lachen (Beaumarchais). Das Theater war ein mächtiges Sprachorgan der Revolution geworden. Schon einen starken Theil der

Hälfte des Jahrhunderts über waren die Massen nur dahin geströmt, um die Satyre der Regierung und der öffentlichen Institutionen zu beklatschen; man griff alle möglichen Anspielungen auf, selbst aus ältern Stücken, und wandte sie auf die Forderungen und Bedürfnisse der Gegenwart an. Uebrigens wandte auch die Republik mitten in den furchtbaren Erschütterungen der Revolution dem Theater einen edlen Schutz zu. Man nehme die begeisterten Worte, die Payan sprach, wenige Tage, bevor er auf dem Schaffot endete; da heißt es unter Anderm: Il s'agit de combiner l'influence sociale des écrivains patriotes avec les principes du gouvernement; il s'agit d'élever une école publique, où le goût et la vertu soient également respectés. Es ist, als hörte man 1½ Jahrzehnte später W. v. Humboldt oder Stein sprechen. Aber kurz nachher trat auch der Vorzug einer bleibenden gemeinsamen Organisation hinzu. Im Jahre XI unter dem Consulat constituirte sich die société de la comédie française, und ein auf Veranlassung der Regierung notariell aufgenommener Associationsact der Theilhaber (sociétaires) vom Jahre XII stellte die Grundlagen fest, welche mit einigen Modificationen der Jahre 16 und 34 bis heute die administration et exploitation du théâtre français regeln. Auch nach den spätern kaiserlichen Dekreten blieb es so, daß die Societät sich selbst verwaltet mittels eines Comités von sechs aus ihrem Schoße gewählten Mitgliedern, nur daß die Regierung sich das letzte Wort zu deren Wahl oder Abberufung vorbehielt. Eine zweite, sonst auch nirgend vorhandene Institution zum wesentlichen Vortheil des Theaters begründete später und pflegte mit Vorliebe der in Wahrung der äußern Interessen seines Standes eben so praktische wie in der Mache seiner Stücke gewandte Scribe; das ist die société des auteurs et compositeurs dramatiques, welche die Rechte der dramatischen Dichter bedeutend vermehrte und sie regelte, auch den Administrationen gegenüber. Es ist und bleibt das ein thatsächliches Verdienst jenes unter der Restauration aufsteigenden, unter dem Julikönigthum in Blüthe stehenden weitestwirkenden Bühnendichters des Jahrhunderts, wohl des einzigen, dessen Stücke auf allen europäischen Bühnen gespielt worden sind.

Die dramatische Schöpfung unter dem Kaiserreich blieb übrigens hohl und inhaltlos, dem freiheitsfeindlichen Zwang erliegend. Hören wir einen Franzosen: La tragédie déstituée par un esprit ombrageux

de l'esprit philosophique de Voltaire, de la verve républicaine de Chénier, revint naturellement au point où Crébillon l'avait laissée; ce fut une imitation toute classique, où pouvait à peine se faire jour la personnalité de l'auteur. Elle ne demeura qu'une forme sous laquelle on ne sentait guère palpiter la vie. Sous l'empire, en général, la manie descriptive et la périphrase ont tué la poésie. Elle a eu des versificateurs, qui étaient possédés de l'horreur du mot propre, et non des poètes. Eine Reaction mußte folgen. Aus dieser zopfig und langweilig gewordnen Classicität traten, ganz denselben Proceß durchlaufend wie die bildende Kunst, Literatur und Theater allmälig heraus mit ganz neuen Anforderungen. Es war die Romantik, die sich heraufarbeitete, unwiderstehlich, wie das auch der gewiß nicht ihr zugethane Casimir Delavigne eingestand: neue Bedürfnisse treiben das Publicum; wagen müsse, viel wagen, wer es befriedigen wolle; alle haben geneuert, nach den Sitten, den Forderungen und Strebungen der Zeit. Die sprachliche Revolution war die spätest eintretende von allen, so zähe hatte der Classicismus in dem formalen Volke gehalten. Nur allmälig in den Restaurationsjahren fing jene Umwandlung an, welche auch der Sprache erst wieder zum kräftigen und zutreffenden, zum eigentlichen Ausdruck verhelfen mußte; damit kam zu jener Zeit auch der mittelalterliche Anstrich und die Vorliebe für Königthum und katholischen Romanismus. Da wehrte alles Entsetzen der altclassischen Regelnverfechter nicht; es half Nichts, wenn einer von ihnen zu V. Hugo's „Hernani". bemerkte: Il est bon que le public voie jusqu'à quel point d'égarement peut aller l'esprit humain affranchi de toute règle et de toute bienséance. Das Publicum stieß sich nicht an diesen Stoßseufzern und wollte jenes égarement. Allerdings drängten sich in den 30ern und 40ern auch auf's Theater jene ungesund aus dem excentrischen Verlangen nach neuen Typen herausgewachsenen Abirrungen, von denen bei Anlaß von Balzac's „Vautrin" gesagt worden ist: es seien das jene schlimmen Tage gewesen où l'on a presque essayé de réhabiliter le bagne, où des hommes d'imagination se sont plu à poétiser les sinistres héros des cours d'assises, jeu plus dangereux qu'on ne croit pour le repos public. Vorarbeit für die Aspirationen des second empire! Damals schon fing überhaupt jene Krankheit des modernen französischen Theaters an sich zu erklären und herauszubilden, die allerdings erst

unter dem zweiten Kaiserreich zum vollen Ausbruch gekommen ist: das Theater machte sich daran die Courtisane in eine officielle und interessante Persönlichkeit umzuschaffen, um deren Rehabilitation es sich handelte. Es gab ihr eine bestimmte, anerkannte Position, ließ sie triumphatorisch mit ihrem Gefolge von Bewunderern auftreten, den Luxus des Lasters entfalten und sich nebenbei über das Leid (les chagrins et ennuis) ihrer Stellung in der Gesellschaft ausklagen; Reinigung durch die Liebe wurde das Stichwort dieser Rehabilitationstendenz. Was aber auch schief sein mochte an diesen um jeden Preis auf neue Typen und Formen ausgehenden Strebungen, anderseits ist das richtig, daß mit der neuen Schule Erfindung und Phantasie wieder zu ihrem Rechte kamen, welche unter der antikisirenden Regelrichtigkeit mit ihren abgegriffnen, verbrauchten und verblaßten römischen Heroenstoffen längst vollständig abhanden gekommen war, ja dem sogenannten classischen Theater der Franzosen immer gefehlt hatte. Alle bedeutenden französischen Kritiker, auch die am intimsten vom Geiste der Alten genährten, mußten es zugestehn, daß die Zeit der Tragödie eines Corneille und Racine definitiv vorbei und eine Regeneration der Kunstform auch für's Theater unabwendbar sei. Und das trotz Ponsard's Versuch zur Wiederbelebung jener Art Classicität. So sprach sich bei Anlaß von dessen „Lucretia“ (aufgeführt 1843) der tiefsinnigste jener Kritiker (Villemain) ganz in diesem Sinn aus: Notre théâtre, agité depuis 15 ans par tant d'essais hardis, verra se détacher une forme moyenne et populaire dont la fidélité plairait au goût de notre siècle, habile à trouver dans l'étude plus attentive du passé la source principale de ses idées nouvelles. Und er gestand es frei zu, daß das Interesse der modernen Generationen, der Griechen und Römer müde geworden, andre Namen, frischere Erinnerungen verlangt, die Neuheit in der Wahl der Objecte eben so wohl wie in den Formen der Kunst. Das ist ganz klar präcisirt und spricht das Bedürfniß des Geschmackes wie der Neigung aus.

Unter dem Julikönigthum stand auch die politische Komödie auf, mit der ausgesprochnen Tendenz jede herrschende Classe im Gesellschaftsleben, wenn sie sich über die andern eine lächerliche Suprematie anmaßen wolle, zu züchtigen und niederzuhalten — eine schwierige und leicht auf unkünstlerische Klippen abführende Gattung.

Es ist in den spätern Jahrzehnten eine nicht blos das französische Theater treffende Klage, daß die altclassischen Werke dramatischer Kunst durch einen leichten Novitätenschwall allzusehr vom Repertoir verdrängt worden seien, daß überhaupt die jeden schlechten Launen eines sehr flottanten und urtheilsunsichern Publicums zugängliche Speculation auch die Kunsträume erfaßt und entweiht habe. Die Reihe der Aufführungen neuer Stücke im Verlauf der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeigt allerdings eine nach und nach wesentlich ansteigende Zahl, die sich mehr als verdoppelt: sind es in den ersten Jahrzehnten im Jahresdurchschnitte zwischen 10 und 15, so ganz besonders in den stark steigernden 40er Jahren durchweg gegen die 30 oder stark in die 30 hinein. Mit dieser Zahl sind übrigens nur Stücke gemeint, die wenigstens diesen Namen verdienen; sonst stiegen sogenannte neue Aufführungen bis zur letzten Zeit gar auf 180 jährlich. Aber dieselbe Reihe erweist nebenbei noch etwas Andres, nämlich eine verhältnißmäßig recht geringe Zahl von dramatischen Dichtergrößen ersten Rangs, die in ihr vertreten seien, während bei Weitem die meisten Stücke nur untergeordneten Autoren angehören und auch viel leichte Waare einschließen.

Das théâtre français, die Hauptbühne von Paris und zugleich des Continentes, neben welcher sich höchstens noch das Wiener Burgtheater an Bedeutung messen konnte, durch classische Darstellergrößen ersten Rangs zu ihrem Weltruf gekommen, behauptete trotz aller Wechsel bis in die neueste Zeit unter den Schaubühnen für's Drama einen höchst angesehenen Rang, hielt aber so abgeschlossen romanisches Wesen fest, daß es ihr geradezu unmöglich ward ihre Kreise über dieses hinaus zu strecken und anderswoher ihre Stoffe zu nehmen. Nicht dasselbe ist von Werth und Haltung der Großen Oper zu sagen, welche längst im Prunk und Lärm sich verloren hat, während die italienische Oper sich von diesen Abirrungen freier und reiner hielt. Für die Massen sind die Vaudeville-Theater bestimmt.

Das französische Theater hatte Glück durch eine Reihe darstellender Talente ersten Rangs. Da steht in antiker Größe die statuarische Gestalt Talma's, von dem die Staël kurz und bestimmt sagt: T. peut être cité comme un modèle de hardiesse et de mesure, de nature et de dignité; il possède tous les secrets des arts divers. Da steht als vollendete tragische Königin die imposante Figur der Mlle. Georges. Da steht die naive und schelmisch schalkhafte Mlle.

Mars für die Komödie, deren Diamant sie langehin genannt wurde. Da steht in ihrer sculpturalen Haltung die unvergleichliche Rachel, die Königin aus Marmor, in der Idealwelt der classischen Tragödie heimisch, als wäre sie ausdrücklich für diese ausnahmsweise Welt und den griechischen Mantel geschaffen (Debüt 12. Juni 1838).

Die englische Bühne ist verfallen; italienische und spanische sind Dependenzen der französischen, von der sie sich ernähren.

Von früher her schon als Bulwer's Klage rührt Byron's (Anfang der 20er Jahre) über den Verfall des Theaters, und auch er führt sie bereits als eine langjährig sich wiederholende an; dieser Verfall sei aber ja nicht den Darstellern in die Schuhe zu schieben. Im Gegentheil: England besitzt eine ansehnliche Reihe förmlicher Schauspielergenies. Bulwer's Urtheil aber (es ward 1833 öffentlich) ist von erbittertem Witz; es lautet: Lebt das französische Theater (dessen Autoren jetzt das ganze Verzeichniß der außerordentlichsten Verbrechen so ziemlich durchgemacht haben) vorzugsweise von Mord und Blutschande, so erhält sich das englische dagegen — vom Diebstahl. Es stiehlt Alles, worauf es Hand legen kann; heute maust es von einer französischen Posse, morgen wird es gar kirchenräuberisch und bricht in die Bibel ein. Diejenigen unter unsern Dramatikern, die noch am ehrlichsten denken, rümpfen die Nase über die Schurken, welche vom Auslande stibitzen, und beschränken im Geist eines erhabenen Patriotismus ihre Diebstähle nur auf die Literatur des eigenen Landes. Sie meinen, alte Waare zu stehlen sei keine Dieberei; sie sind Büchertrödler, die eingestandenermaßen aus zweiter Hand verkaufen. Sie jagen unter den Heywood's und Decker's, plündern einen Plan von Fletscher oder Shirley, und was die Sprache betrifft, die fischen sie aus allen Gewässern zusammen. Der Eine lebt von der Uebersetzung einactiger Scribe'scher Vaudevilles, während der Andre mit dem ganzen Stolz eines Fünfactenpoeten es Wiederbelebung des alten Dramas nennt, wenn er Sujet, Charaktere, Diction, kurz Alles aus Dodsley's Sammlung stiehlt.

Es ist für England bezeichnend, daß außerhalb Londons mit alleiniger Ausnahme des Theatre Royal zu Dublin auch nicht Eine nennenswerthe Bühne besteht, daß selbst die riesigen Fabrik- und Handelsstädte nicht blos ohne den geringsten Einfluß auf die Entwicklung des Dramas sind, sondern gar ohne stehendes Theater. Es sind die „money-making towns“, die sich mit minderem Kunst- und Schau-

genuß genügen trotz der 25 Provinzialstädte, die ihrem Theatergebäude mit dem hochtönenden Zunamen „Royal“ Relief geben wollten. Die großartigsten Provinzialhauptstädte besitzen also kein stehendes Theater im continentalen Sinn, sondern behelfen sich mit wandernden Truppen und allerlei wechselndem Spectakel. Es wird sogar insofern ein Rückschritt notirt, als früher die Bühnen von Dublin, Edinburgh, Bath und Liverpool wenigstens die Bedeutung von Vorbereitungsanstalten der Londoner besaßen, die sich aus dem dort angezogenen Personal ergänzte, was sich zugleich mit der guten Sitte des jahrelangen Vorstudiums verloren hat. Die riesige Hauptstadt selbst besaß im Jahre 1811 bei mehr als 1 Million Einwohner blos 11 patentirte Theater, und unter ihnen nur zwei, die ohne Einschränkung der Zeit spielen durften; dazu die als fremdes Gewächs eine Ausnahmsstellung einnehmende italienische Oper. Dagegen 1859 bei 2½ Millionen Einwohnern 28 Bühnen, mehr als das freilich nur halb so große Paris. Das legitime (classische) Drama, früher Monopol der zwei privilegirten Hauptbühnen, ward in den 30er Jahren freigegeben, was eine Reihe kleinerer Theater emporschießen machte.

Die Werke der classischen englischen Bühnendichter sind nur selten auf dem englischen Theater zu finden, mit einziger Ausnahme Shakespeare's, der freilich immer zieht, aber auch die mannigfachsten Ver- und Zerarbeitungen sich muß gefallen lassen. Die mit großer Energie hervorgezogene und zu frischer Geltung gebrachte Shakespearebühne ist in der That das einzige Classische, was das moderne englische Theater bietet.

Das steht fest, daß die Bühne für das praktische geldmachende Inselvolk in keiner Weise die Bedeutung hat oder die Einwirkung übt wie bei den Festlandvölkern. Bulwer bemerkt hiezu ganz richtig: „In Frankreich ist die Kurzweil etwas Nothwendiges, während sie bei uns nicht einmal recht ein Luxus ist“. Als weiteres niederhaltendes Element, das sich wunderlicher Weise bei dem Alles verdauenden Volke ganz sachte neben der Geldsucht und Geschäftshatze setzt, kommt hinzu die kirchliche Prüderie, ob High- ob Low-church oder dissenters der verschiedensten Secten, die alle immer noch an den Erinnerungen der sittenverderbenden Einwirkung des Theaters zu eines Karl II. Zeit zu kranken scheinen. Wenn noch in den 30er Jahren ein Lord Chamberlain in einem Drama die Worte „sie ist ein Engel“ mit der Bemerkung strich, daß es anstößig und gotteslästerlich sei, diesen Ausdruck

auf die laut der Bibel wesentlich von den Engeln verschiedenen Frauenzimmer anzuwenden, so mag man heute höchstens über den kolossalen Sprung sich wundern von dieser zimpferlichen Beschränktheit zu einer Bühne hin, die sich zum starken Theil von Pariser Inspiration ernährt. Im Ganzen ist der Geschmack roh geblieben. Auch die vornehmen unter den Londoner Bühnen sind zunächst mehr auf das Blenden durch die raffinirteste äußere Pracht und durch vollendete Maschinerie- und Decorationseffecte angelegt — Künste statt der Kunst. Das Jagen nach materiellen Gütern, in den Mittelclassen auch der Steuerdruck lassen Sinn und Genuß für die höheren und feineren Vergnügen nicht aufkommen. Wenn auch auf den ersten Bühnen der Hauptstadt an den Theaterabenden zwei große Stücke auf einmal gegeben werden und dabei einem ernsten oder classisch tragischen die werthloseste ausgelaßne Pantomime auf dem Fuße folgt, so mag nicht blos ein ängstliches Gemüth vor diesem Ragout zurückschrecken. Es ist derselbe chargirte, ja brutale Geschmack, der die Schauspieler und Sänger verleitet in den überladenen Rollen am meisten sich hervorzuthun ohne jede Obacht auf das schöne Maß und ohne individualisirte Charakteristik.

Also Verfall trotz des Umstandes, daß die Dramendichtung eher Vor- als Rückschritte machte, trotz großer Darsteller und kostbaren Aufwandes und höchster Vollendung in den Aeußerlichkeiten. Daneben Censur des examiner of plays.

Mit der Kunst der Darstellung ist auch das Verständniß für sie geringer und unlauterer geworden; die Erscheinung ist universell, also müssen es auch die Gründe sein.

Von unberechenbar weiterer Einwirkung auf's Leben unsrer modernen Generationen ist die **Musik**. Brendel sagt mit allem Rechte: „Die Musik ist die herrschende Kunst der Gegenwart; nicht nur, daß dieselbe in den weitesten Kreisen Eingang gewonnen, man erkennt in ihr zugleich einen wichtigen Theil der Erziehung". Und: „Seit der Reformation wurde sie diejenige Kunst, welche, der ausgebreitetesten Theilnahme sich erfreuend, das in der Tiefe des Bewußtseins Schlummernde, Allen Gemeinsame zum Ausdruck brachte". Doch beginnt auch nach ihm in dem gegenwärtigen Jahrhundert mit dem Uebergewichte des Materiellen bereits die Periode des Verfalles: „In neuer und neuester Zeit endet die Tonkunst mit der Hingebung an das Materielle,

das Technische der Kunst und dessen Zufälligkeiten, mit der Anbequemung an die Natur der Instrumente durch Ausbildung der Gesangs- und Instrumentalvirtuosität. Der im Innern wirkende Geist verschwindet mehr und mehr, und die Erfindung zeigt sich vorzugsweise von Aeußerlichkeiten bestimmt. Die Instrumentalbegleitung, die Anfangs fast gar nicht vorhanden, erlangt das Uebergewicht und erdrückt das Innere; hinsichtlich des geistigen Inhalts aber kommen nur noch die gewöhnlichsten Alltagsstimmungen — um nicht zu sagen krankhafte und geistig unwürdige — zur Darstellung". Die Technik ist ungeheuer erweitert; die sinnliche Seite der Kunst dominirt. Die deutsche Musik vor allen hat sich durch die Geistigkeit des deutschen Wesens überhaupt und seine Universalität vor dem Verfallen in die rein sinnliche Aeußerlichkeit geschützt und ihrer Zukunft seit und durch Beethoven neue und große Aussichten gewahrt.

So ist die Musik ohne Frage die beliebteste und volksthümlichste Kunst; unsern schwankenden und verschwimmenden, unsern tausendfach auf und ab wogenden individuellen und Zeitstimmungen entspricht das Verklingen in Tönen am naturgemäßesten. Aber hier noch weit mehr als bei der nächst verwandten Landschaftsmalerei drängt sich auf jedem Schritte das Mittelmäßige und Untermittelmäßige störend, ja abstoßend ein; die gewöhnliche Art des familiären oder öffentlichen Musikmachens, zuvörderst das unsterbliche Claviergeklimper, ist das Fadeste und Langweiligste, was die Philisterei je ersonnen hat. Ueber die Wirkung der allgemeinen Verbreitung des musikalischen Sinns und des allgemeinen zunft- und handwerksmäßigen Betreibens dieser Kunst so wie so theilen wir vollständig die Ansicht mehrerer Kenner derselben, welche das Facit nicht für günstig halten, weder für die Kunst selber noch für's Leben, nur daß wir die Folgerungen nicht etwa blos auf die deutsche Nation bezogen wissen möchten. Sehr zutreffend sagt Lotze: „Die verhängnißvolle Leichtigkeit, mit welcher gerade diese Kunst eine leibliche Ausübung gestattet, hat längst ihre zu alltäglich gewordnen Productionen jener Heiligkeit entkleidet, die sie als selten dargebotene Wiederholung ernster und großer Meisterwerke gehabt haben würden". Die Versenkung in musikalische Gefühle, und ganz gewiß eine überwiegend oberflächliche und erschlaffende, nimmt unverhältnißmäßig viel Zeit und Kraft des Lebens von Generationen weg, die gewaltige Aufgaben neben und vor sich liegen haben. Wie oben angedeutet, steht's in diesem Punkt am ärgsten mit dem so

unausstehlich ausgebreiteten Clavierspiel, das beim gewöhnlichen Betrieb in Nichts über eine handwerksmäßige Modesache hinausgeht und durch die Masse der Dilettanten, die es nicht über die unterste Stufe mechanischer Fingerfertigkeit hinausbringen, ganz eigentlich entweiht worden ist. Daß der Gehalt leiden muß, ist unausweichlich. Und man sage nicht, daß diese Art bilde; Klimpern und Trillern ist ein seelenloser Zeitvertreib wie ein andres Spiel auch. Welche Ironie liegt da in dem Wort „spielen"!

Die Gefahren und Verirrungen unsrer Musik sind diese: Sie leidet an dem Mangel melodischer Klarheit und naturgemäßen Harmonienflusses, an Ueberladung, Haschen nach neuen Effecten, übermäßiger Instrumentation, dem „endlosen Recitativsingen ohne fest cadencirten Rhythmus, der Abwesenheit jeder langathmigen Melodie". So viel ist unläugbar, daß auch den neuesten Musikstrebungen die Gefahr sehr nahe liegt und daß sie ihnen verderblich werden könnte durch die Musik zu viel sagen zu wollen, Alles, was sie nicht sagen kann, kurz, in einer Sprache, die ihr nicht natürlich ist, sie philosophiren zu machen. Gut, wenn diese Componisten mehr Geist in sie hinein tragen wollen, Geist der Neuzeit; aber die Scheu vor den heiligen Schranken und den reinen Gesetzen der Kunst ist ihnen verloren gegangen, sie wollen zu sehr auf fremden Wegen und durch fremde Mittel wirken. Man hüte sich in Tönen zu räsonniren. — Gegen die vor Schumann's kritischem Eingreifen vorherrschende Meinung, die Musik sei nur dazu da durch Töne Empfindungen auszudrücken, sie könne nur Empfindungsgehalt besitzen, hat die neuere Richtung wesentlich seit Wagner energischen Protest eingelegt. Das Streben nach wirklichem Gehalt, nach vertiefter Erfassung des Textinhaltes, den sich ohnehin mehrere dieser Tonkünstler selbst zu schaffen suchten, nach bedeutsam charakteristischem Ausdruck ist das neueste Losungswort.

Im Uebrigen beherrscht bereits seit Beethoven der Subjectivismus, das allgemeine Bewegungsprincip der Gegenwart, auch die Musik.

Die Kritik hat alsgemach so übermäßig auch in das musikalische Gebiet eingegriffen, daß man einmal fast zu der Meinung versucht sein mochte in ihr den Schwerpunkt des künstlerischen Lebens der Gegenwart zu erblicken. Durch das weite Terrainfassen, durch das Hereinreden einer Masse von Unbefugten, durch den bittern Streit einseitiger

Parteien, durch ihr Eindringen in den Geist des hörenden Publicums selbst, das mit den grundlosesten Forderungen ungeschulten Geschmackes hervorgetreten ist, hat die Kritik jedenfalls nicht an objectiver Sicherheit und Grundsätzlichkeit gewonnen; sie ist nicht in dem Grad wie sie könnte ein Förderungsmittel der Kunst und der höheren Kunstbildung geworden.

Die außerordentliche Ausbildung und Erweiterung der Instrumentalmusik, jener jüngsten Form der Kunst, in welcher man nicht ohne Grund den unmittelbarsten Ausdruck des modernen Ideals hat erblicken wollen, ist eine der charakteristischen Erscheinungen des Jahrhunderts. Es hat sich aber seit Beethovens großartiger Ausbildung der Instrumentation bei vielen Tonsetzern eine ähnliche Abartung herausgestellt, wie wir sie bei manchem Geschichtsmaler treffen: die Orchestration ist zur Hauptsache geworden, unter deren rauschendem Ausdrucke die Singstimme erdrückt ward; damit ging denn auch vielfach das melodische Element verloren. Die Staffage ward in beiden Künsten das übergreifende Hauptelement.

Mehr als die andern Künste läßt sich die Musik nach zusammenstimmenden Schulen in ihrer neuesten Fortentwicklung überblicken.

Der Durchgangspunkt durch den genialen Tonkünstler Mozart bleibt allen auf ihn folgenden Entwicklungen aufgeprägt.

Eine der lieblichsten Schöpfungen der Gegenwart ist das Lied mit seinen reizenden Compositionen und der innig seelenvollen Harmonisirung von Text und Gesang; seine Blüthe hat es im deutschen Gemüth getrieben. — Während im Verlaufe des Jahrhunderts die Oper entschieden sank, gewannen die kleineren Gattungen. In der Zeit der 30er waren es die Symphonie und die der Kammer- und Hausmusik angehörenden Tonstücke, eben das Lied voran, welche einen Fortschritt machten. Die Oper hat sich nach Mozart in verschiedenen Richtungen auf Wege des Verfalls verirrt. So gab sich die italienische einseitig an ein materielles Stoffinteresse verloren, das in die reine Sinnlichkeit herabsank. Diese Gattung allgemein, besonders aber in Deutschland, leidet ferner fast durchweg an dem Uebel grenzenlos trivialer Texte, so selbst die classischen Meisterwerke Mozarts. Diese libretti gewöhnlichen Schlages sind Dinge ohne eine Ahnung von poetischer Kraft und eine Spur von Geschmack. Natürlich stört das für denjenigen, der nicht blos an dem Aufwande musikalischer Genialität

sich erbauen möchte, jede künstlerische Harmonie. — Die neueste Opernmusik hat sich mehr und mehr dahin verirrt durch fremdartige Mittel wirken zu wollen, wodurch sie die überzeugende Kraft einbüßt, kein einheitlich zusammenstimmendes Bild zu geben im Stande ist und sich in überstürzte, losgerissene pikante aperçus auflöst. Es fehlt bei aller gefälligen Formgewandtheit an einem wahren Inhalt, und es ist kein rechtes Herzensinteresse da. Zu viel Aeußerlichkeit, zu viel forcirte Empfindung aus Mangel an wahrer, zu maßlose Effecthascherei, zu lauter Appell an die sinnliche Leidenschaft, die durch Glanzscenerien und Massenwirkungen befriedigt, besser gesagt betäubt werden soll. Nach Zahl der Arbeiten, weniger freilich nach Tiefe des Gehalts leistete in letzten Zeiten die französische Oper das Namhafteste. Insbesondere hat die große (heroische) Oper seit Mozart ihren Hauptsitz entschieden in Paris aufgeschlagen, allerdings nur zum Theil durch französische Tonsetzer, zum andern Theil durch Ausländer, denen hier die rechte Pflanzstätte für ihre Wirksamkeit geboten ward.

Die Kirchenmusik konnte vermöge der Zeitströmung nicht mehr zu einem selbständig bedeutsamen Leben kommen; Neues zu schaffen war hier vollends abgeschnitten. Es begegnet ihr wie der kirchlichen Malerei, daß sie nämlich angefaßt und betrieben wird von Tonkünstlern, die dem eigentlich kirchlichen Sinne so fern als möglich stehn, also auch nur Erzeugnisse liefern können, welche blos weltlichen Geist athmen und eines bedeutsamen religiösen Inhalts entbehren, da entschieden das religiöse Interesse ein dem geschichtlichen Zeitfortschritte fern und abseits liegendes ist. Ja die Verflachung kirchlichen Lebens spitzte sich zu der disparaten Erscheinung zu, daß katholische Kirchenwerke in protestantischen Kirchen und protestantische Componisten im Dienste der katholischen Kirche verwendet werden konnten. Einen einzigen hervorragend großen Italiener ausgenommen, haben vollends Italien und Frankreich in diesem Zweige während der ganzen Zeit nichts Namhaftes erzeugt. Die protestantisch-rationalistische Anschauung in Deutschland aber konnte zur höchsten Seltenheit, die nur an individuellem Wesen hing, über flache Werke hinauskommen. Wenn auch die erneute Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, das Herausringen aus der niedern Endlichkeit in einzelnen Gemüthern reine Accente annahm, so blieben das subjectiv vereinzelte Erscheinungen, denen der Gesammtgeist der Zeit keinen mächtigen Widerhall entgegentrug, und auch in

jenen einzelnen Gemüthern ließ das Ringen nach einem religiösen Leben nicht mehr die Innigkeit und Freudigkeit, wir möchten sagen die Naivetät des unmittelbar religiösen Herzenstones aufkommen. „Die Zeit des positiven Kirchenglaubens ist vorüber und mit ihr die vorzugsweise Empfänglichkeit für Gegenstände der Kunst, die in jenem ihre Grundlage finden." Die gothischen Kirchenrestaurationen sind Kunstbauten, und die Kirchenconcerte sind Concerte wie andre; man besucht sie, weil man für diese Tonstücke Sinn hat, tiefer greift das Interesse nicht.

Die deutsche Musik tritt das neue Jahrhundert an mit einer Großartigkeit der Schöpfung, welche sie den herrlichsten Kunstblüthen früherer Zeit ebenbürtig an die Seite stellt; da ist die Heimath des deutschen Gemüths. Beherrscht wird sie durch Mozart und Beethoven, den Goethe und Schiller der Tonwelt. In der Restaurationszeit ward sie wie alle andern Lebensformen von einem ungesunden Zug angekränkelt, der sich nur in höchst einseitiger Weise als deutscher gebahren konnte, während er sich doch immer stärker dem Leben und unmittelbaren Volksbewußtsein entfremdete. Seit den 30ern hat Deutschland in der praktischen Gesangsbildung eine ganz ungewöhnliche Blüthe gewonnen und eine ansehnliche Reihe ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen gestellt, während gleichzeitig die Gesangskunst in Italien, ihrer altclassischen Pflanzstätte, verfiel. — Mit Rücksicht auf den großen durch Wagner in die Musik geworfenen Streit fragt sich's: Ist jene Verbindung der Gedankensprache mit der Musik, ist jene angestrebte großartige Harmonie der Künste angethan die rücksichtslose Entfaltung der musikalischen Mittel frei zu lassen? — Es ist allerdings ein Mangel und eine Einseitigkeit, wenn die nach-mozart'sche deutsche Oper sich nur nach seiten der specifisch-musikalischen Wirkung weitergebildet hat, unter Vernachlässigung der Rücksichten auf die poetischen und dramatischen Forderungen. Daher eben in jüngsten Zeiten im scharfen Umschlage das übermächtige Herandrängen dieser letztern. Die deutsche Oper nach 1830 zeigt eine entschiedne Verkommenheit, die sich wie in allen Zeiten des Verfalls dadurch kennzeichnet, daß sie nicht mehr aus der Natur und dem frischen Innern schöpft, sondern epigonenhaft sich nur noch aus und nach den Werken früherer Meister nährt. Schon die Stoffe weisen das unsicherste Auseinanderfahren ohne jedwede ausgeprägte Geschmacksrichtung.

Die italienische Musik hat sich zu ihrem Schaden allmälig entwöhnt irgendwelche Kenntniß von der deutschen zu nehmen. Die Italiener haben sich in dem Vollkommenheitsgefühl, daß nur sie Musik haben, darauf gesetzt das nicht specifisch auf den Geschmack ihres Landes Zugeschnittene als ein Fremdartiges, Untergeordnetes zu ignoriren, und die Leichtigkeit, welche die Natur dieser Nation verliehen hat, alles mögliche Sangbare rasch mit dem Gehör aufzugreifen und sicher wiederzugeben, hat sie von dem Ernste des tiefern Studiums abgezogen und dem großen Schaffen geschadet. So mag man denn auch mit aller Strenge behaupten, daß von diesem prädestinirten und gefeierten Lande der Gesangskunst in neuerer Zeit geradezu der Verfall ausgegangen sei. Der Ernst der Erziehung und die Bildung der Stimmen wurden mehr und mehr vernachlässigt. Vergleichen wir alle neuern Erscheinungen in diesem Lande, so müssen wir uns sagen: Es war doch etwas Gewaltiges um jene alt geweihete Gesangskunst, um jene hochberühmte Sixtinische Kapelle, die noch bei Napoleons Kaiserkrönung mit den Prachttönen ihres Tu es Petrus aus 30 classisch geschulten Kehlen das Fortissimo der 300 französischen Sänger und Harfenisten niederschlug.

Der wälsche Kunstgeschmack ist in Italien zu einer Modesache geworden und hat sich kundgegeben in einem überstürzten Wechsel der Neigungen, der seine Todten rasch begräbt. Es ist ein schlimmes Zeugniß für ihn, daß selbst der „Schwan von Pesaro“ so schnell von tief unter ihm Stehenden verdrängt werden konnte. Ihre großartigen alten Musikmeister vollends haben die heutigen Italiener mit ihrer edlen Gesangsschule längst vergessen. Wollte schon die mächtige Catalani die zu ihrer Glanzzeit übliche italienische Sangmethode nur unter dem Namen der piccola scuola gelten lassen, weil sie nicht mehr auf Größe und Adel des Tons, Sinngemäßheit des Vortrags und Wahrheit des Ausdrucks das Hauptgewicht lege, so ist die Schwere dieser Anklagen seither noch zehnfach gestiegen. So ist denn die neuere Gesangskunst im classischen Lande des Gesangs entschieden im Verfall; ein passionirt manierirtes Vortragswesen hat sich auch auf diesem Feld an die Stelle der großen Ausdrucksmittel gedrängt. Man hat den nach-rossinischen Schlendrian in der Oper, den ganzen Verfall der italienischen Musik in folgenden Bezeichnungen zusammengefaßt: der Unsinn, daß in den verschiedensten Situationen immer dieselbe Behand-

lung der Singstimme durchgeführt ist, daß in den einzelnen Musikstücken immer die gleiche stereotype Form wiederkehrt; die endlose Cadencirung unzähliger Fermaten; die Begleitung jeder Nummer mit Trompeten-, Pauken- und Janitschärenmusik u. A. m.

Instrumentation, Malerei in der Musik, Massenwirkung sind überall in unserm Jahrhundert überwiegend.

Ungetheilter und leichter mit sich eins werdend mag das Urtheil von den Künsten ab- und auf die Literatur übergehen, deren kolossale Massenproduction, Verbreitung und Wirkung in den genau den verschiedenen Perioden und Zeitströmungen gleichlaufenden Wandelungen dem Kenner weit eher erlauben bestimmt Posto zu fassen. Da unsre ganze Betrachtung diese Zeitmacht ersten Ranges als Hauptausgangspunkt wählte, müssen schon in Früherem Wesen, Tendenz und Entwicklung dieses wuchtigen Factors klargelegt sein; der Gesammtabschluß mag sich sonach auf ganz kurze Betrachtungen allgemeinster Natur beschränken.

Fünfte Abtheilung.

Die Literatur

des 19. Jahrhunderts bietet so unübersehbar Vieles, so unendlich Mannigfaltiges und Verschiedenartiges in ihrer Production, daß es uns nicht einen Augenblick befremden darf, wenn allerdings auch da über Werth und Gehalt ein Streit herrscht ähnlich dem über die Kunsterzeugnisse. Thöricht wäre, diesen Streit der Meinungen, von dem wir uns jeden Tag berührt finden, läugnen zu wollen; erklärt er sich ja schon aus der Masse der Stimmen, die sich mit Recht und Unrecht befugt halten auf diesem Allerwelts-Tummelplatze mitzureden! Eine Verständigung hält schwer, eher halten wir die aus einander gehenden Anschauungen unversöhnbar. Aber das steht uns fest: Wer im Stande ist das ganze Riesengebiet der Entwicklung europäischer Literatur innert dieses halben Hunderts von Jahren zu überblicken — freilich eine starke Forderung! —, der muß über sie mit sich klar werden, muß seinen Standpunkt zu nehmen und festzuhalten im Stande sein. Europäische Literatur, sagen wir besser Weltliteratur, denn eine solche hat das Zeitalter des riesigen materiellen wie geistigen Verkehrs geschaffen, größten Styls, wie es eben auch einen unbegrenzten Welthandel und eine großartige Weltindustrie trägt. Und eben so fest, durch hundertfache Beobachtungen immer neu bestätigt, steht uns ein Zweites: Die am geringschätzigsten über die Literatur des Jahrhunderts aburtheilen, haben sich uns immer noch als Leute von zwei Classen entpuppt. Entweder sind es Halbkenner, welche von dieser riesig umfassenden Arbeit der Zeit nur sehr oberflächlich, nur stück-

weise unterrichtet sind und nach gewissen Schlagwörtern und Schultraditionen oder auch nach einzelnen zufällig Muster sein sollenden Werken urtheilen. Oder es sind Leute, welche auf bestimmte heut nun einmal nicht Befriedigung findende Richtungen schwören und Alles verwerfen, was nicht in diese Schablone paßt. Getäuscht findet sich, schwer getäuscht, wer in der modernen Literatur den Frieden sucht und die harmonische Ruhe; das Schriftwesen unserer Tage führt das Schwert, Kampf ist die Losung, aber Kampf auch das Leben. Idyllische Gemüther mögen wohl hie und da auf lieblich anmuthende Naturlaute treffen; aber im Ganzen liegt diese Tonweise außer dem Curse der Hauptströmung. Wer Urtheil haben und geben will, muß seinen Standpunkt auf hoher Warte nehmen. Welche Engherzigkeit in unsrer deutschen Literatur sich immer und ewig auf die classische Schiller-Goethe-Zeit zu berufen und deßhalb, weil eben bis heute kein zweiter Schiller oder Goethe unter uns aufgestanden — Erscheinungen, die ja überhaupt im Lauf der Weltgeschichte jeweilen nur nach Jahrhunderten wiederkehren können! —, also deßhalb alles seither Gewordne als schwache Geburt einer Epigonenzeit zu erklären! Oder welche zweite Einseitigkeit die ungeheure Einwirkung der französischen Literatur von dem Augenblick an, da sie eben die alte langweilig gewordne Classik verließ und mit den Freiheiten der Romantik total neue Bahnen einschlug, also schon seit Volney, Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand, bestreiten oder aber beklagen zu wollen! Gut oder übel, der von ihr geübte Zeiteinfluß ist ein ungemeßner, wie ihn ganz gewiß die alte gepriesene Classik trotz ihrer Geschmacksdictatur niemals geübt; höchstens das philosophisch-revolutionäre Schriftenthum des 18. Jahrhunderts ließe sich jener in dem Punkte der Massenwirkung und allgemeinen Ideenleitung parallel stellen. Aehnlich die Wirkung des englischen Romans! Wollten wir äußere Nachweise, aus denen sich die Bedeutung für Geist und Wesen des Jahrhunderts ableiten ließe, so brauchte man auf zwei einfache statistisch belegbare Thatsachen hinzuweisen: Man hätte den Verlagsbuchhandel nach der Zahl der abgesetzten Exemplare und die Leihbibliotheken nach derjenigen all der Leser zu befragen, welche sich an dieser mit Gier aufgegriffenen Nahrung — allerdings unterschieds- und urtheilslos — sättigen, und man hätte ferner zu untersuchen, wie massenhaft in allen europäischen Literaturen einzelne mustergebende Werke oder neugeschaffene Arten-

nüancen dieser modernsten Literatur nachgemacht worden sind. Da ließen sich Geschichten erzählen wie im 18. Jahrhundert von den Robinsonaden oder der Encyklopädie. Greifen wir einen einzigen Punkt heraus! Die moderne russische Literatur ist bei all' ihrer Eigenart doch zum sehr starken Theil nichts Andres als eine auf die russischen Zustände angewandte Modification des französisch-englischen Romans; das an einer Geschichte jener nachzuweisen wäre eine der interessantesten und noch ungelösten Aufgaben. Indem wir diesen unberechenbaren Einfluß des Schriftwesens auf den Geist unsrer Tage constatiren, ist zugleich ein Urtheil eingeschlossen über seinen Werth und die innere Bedeutung. Man sage und klage so viel man will: Das Nichtige und Unbedeutende übt niemals eine so einschneidende Wirkung; wir wagen gar zu behaupten, daß das (bis auf eine bestimmte Grenze!) selbst von jenem viel verpönten französisch-englischen Roman gilt. Sinnlos wäre es läugnen zu wollen, daß auf allen Gebieten ein massenhaftes Anhängsel des absolut Verwerflichen, des Geistlosen und Schlechten zu finden sei. Wie viele Tage und Nächte kostet es den Literaturforscher, der selbständig in die ganze riesige Bewegung einblicken möchte, bis er sich zu der Sicherheit hindurchgearbeitet hat zu wissen, wo die Literatur aufhört und der Schund anfängt. Aber je weiter das Studium getrieben wird, desto mehr führt es dazu, daß man besonnen und unbefangen rechnet, daß man mit den vorausgegangenen Zeiten und Namen unbefangen vergleicht. Und indem man so addirt und subtrahirt, ist das Facit für unser Jahrhundert dieses: Alles Mittel- und Untermittelmäßige bei Seite geworfen, bleibt Namhaftes so viel an Zahl und so viel an Größe, daß die Parallele mit den glänzendsten der vorausgegangenen Literaturzeitalter keck darf angetreten werden. Die Lösung des Räthsels von der Gewalt des geschriebenen Wortes ist in einem kleinen Sätzchen gegeben: unsre ganze Literatur ist durch und durch modern, ist ein unverkennbarer Zeitausdruck mit all' seiner Größe und seinen Schwächen; sie ist das Sprachrohr der Zeit. Und sind die Töne oft grell und schrill, das Instrument kann am wenigsten dafür, wohl aber die Spieler. Man kennt den hübschen Vers von Anastasius Grün („Unsere Zeit"), worin er die Zeit entschuldigt und für ihre Schulden die Menschen, die grade Lebenden verantwortlich macht; ist das richtig, so werden wir auch nicht alle Sünden auf die Literatur abladen dürfen, die nur aus der

Zeit und nach der Zeit spricht. Damit ist aber kein selbstloses Nachbeten und Nachtreten gemeint; die Literatur hat sich gedanklich, innerlich, selbst- und zweckbewußt mit ihrer Zeit identificirt. Da hilft kein Widerstreben rückwärts tendirender Schulen von noch so viel Geistaufwand. Wie viele modernste Züge hat die deutsche Romantik an sich, die doch à tout prix Mittelalter spielen wollte! Die Lebenssermone und Todtenlieder all' unsrer tausendfachen Gedanken und Strebungen, unsre Segenssprüche und Verwünschungen haben ihren ergreifenden, ihren dröhnenden Vor- und Nachhall in unsre Rede und Schrift geworfen! —

Die steigende Fülle und Ausbreitung der Literaturherrschaft zu constatiren fanden wir Anlaß genug bei den einzelnen Zeiträumen und Völkern; die Masse der Production erhielt sich die erste Hälfte des Jahrhunderts über in mehr als progressiver Steigung; ja seit den letzten 20ern, als einmal die Nachwehen der napoleonischen Zeit, einerseits der furchtbaren Ueberspannung aller Factoren des öffentlichen Lebens und anderseits des knechtenden Druckes, verwunden und als ferner die lahme Reaction einem neuen Aufschwung der Geister gewichen war, seit diesen Jahren ist die Bewegung eine außergewöhnlich beschleunigte. Die Zeit ist gewohnt laut zu denken, zu sprechen und zu schreiben was sie denkt; sie liest eben so rasch als sie arbeitet und liest ungeheuer viel. Wie viel Procente sie bei diesem geistigen Dampfproceß unverdaut bei Seite wirft und wie viel Fabrikarbeit ganz besonders in der überwuchernden Tagesliteratur ihr geboten wird, ist niemals zu berechnen möglich. Aber kurz, — sie greift nach Allem und verschlingt Alles, die bedächtige Sammlung (das recueillement) ist uns auch da abhanden gekommen.

Die Literatur ist der exacte Gradmesser geworden für jede Zeitströmung, auch die schöne Literatur der große Widerhall aller socialpolitischen und religiös-wissenschaftlichen Denkwechsel; auch sie spricht aus der Zeit und an die Zeit. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und wie viel die überwiegend tendenziöse Richtung der reinen Schönheit und dem künstlerischen Gehalte schadet; daß das geschieht, dürfen wir nicht zu läugnen wagen. Aber niemals hat die Tendenzliteratur größeren Umfang und einschneidendere Wirkung angenommen. Die Zeit hat nicht Muße sich mit bloßen Geistesspielen zu beschäftigen; ihrer Aufgaben sind zu viele und zu schwere und zu dringliche; sie

läßt sich nicht an der bloßen Schönheit genügen, und auch die verschiedensten Materien müssen sich die Auffassung und Umbildung nach dem Sinn unsrer Tage gefallen lassen. Wo wir die früheren Zeitalter menschheitlicher Entwicklung zum Objecte nehmen, da legen wir — und sei das Streben nach geschichtlich objectiver Treue noch so aufrichtig gemeint — unsre eigne subjective Anschauung und ihre scharf abzielenden Schlußfolgerungen unter. Wir erforschen Erde und Himmel, aber wir wollen sie uns dienstbar machen. An dem literarisch-belletristischen Kunstwerk schätzen wir wenig die Kunstvollendung und Formschönheit für sich; wir grübeln nach dem tieferen Sinn und werfen die Dinge unwillig weg, wenn wir keinen finden; wir verlangen mehr oder minder schwer wiegende Zeitideen, deren Träger das Kunstwerk sei; wir setzen ihm einen scharf präcisirten Wirkenskreis. Daß darunter die für sich seiende Formvollendung leidet, daß sie selten gesucht, weil wenig geschätzt und wenig verstanden wird; ja daß ein universeller Zug zur Auflösung und Verwischung der Formen durch unser ganzes Schriftwesen und gar durch unsre Kunst hindurchläuft, ist zweifellos. Aber eben so fest steht die andre Thatsache, daß die so geartete Literatur von intensivster Zeiteinwirkung geworden, daß sie mit unter den ersten Mächten die Parole giebt.

Man hat es oft schon höchlich bedauert — und dieselbe Wahrnehmung kehrt eben so schlagend auf dem Gebiete der Kunst wieder, auf beiden Seiten übrigens am ausgesprochensten in den letzten Jahrzehnten —, daß die Literaturäußerungen sich ins Unübersehbare, ja Chaotische zersplittern, daß in Kunst und Schrift unsrer Tage sich absolut keine Einheit des zusammenstimmenden Grundwesens auffinden, kein Ariadnefaden sich nachweisen läßt, der durch die unendlich verwickelten labyrinthischen Gänge führen würde. Der Kritiker und Historiker sind es, welche am härtesten diese Erscheinung beklagen, weil sie ihnen den Ueberblick unendlich erschwert, sichre logische Durchdringung, klare Sonderung des enormen Stoffes fast unmöglich macht. Die Thatsache ist da, wer will sie läugnen? Versuchen mögen wir's zwar die verschiedenen Nationalliteraturen nach bestimmten Schulen zu scheiden. Aber nie vergesse man dabei, daß eine und dieselbe Schulbezeichnung höchst verschiedenartige Bedeutung annehmen kann, je nach der Zeit und dem Volke, unter dem sie auftritt. Das frappanteste Exempel liefert gleich die Romantik: Französische Romantik, weil bei

dem Volke der Revolution und erst gegen eine neue Revolutionszeit hin aufgewachsen, also unter wesentlich andern nationalen und zeitlichen Einwirkungen, ist ein diametral Anderes als die frühere deutsche, eben so ausgesprochen revolutionären wie diese reactionären Styls; und englische Romantik hat wieder ihre sehr von den beiden andern abweichenden Grundzüge. Noch mehr: Wie überraschend Vieles hat das Junge Deutschland mit eben jener Romantik gemein, zwei Richtungen also, die doch fundamental wieder auf extrem entgegengesetzten Standpunkten sich aufbauen. Schulbezeichnungen nach der Weise älterer weit einfacherer Literaturperioden reichen nicht aus; der Geist ist zu mannigfaltig, zu vielseitig und zu widerspruchsvoll. Wir mögen das im Interesse der Ueberschaubarkeit bedauern; aber unbedingt müssen wir uns dagegen stemmen, wollte man der Zeit oder der Schrift einen Vorwurf aus dieser schwer entwirrbaren Vielartigkeit machen. Etwas weniger Klarheit des Einblicks und der Ziele, das ist wahr; aber dafür ein unendlicher Reichthum an Kräften und Werken, erstaunliche Wucht und Fülle der aufgegriffenen Aufgaben, ein Arbeiten mit allen Mitteln und auf allen Feldern, ein allerdings eklektisches Versuchen aller überlieferten Ausdrucksformen, jedoch so, daß sich die Zeit ganz deutlich die ihren Neigungen und Bedürfnissen zusagenden Lieblinge unter diesen Formen heraussucht — in der Kunst auch hierin zerfahrener als in der Literatur. Es mochte, um nur mit zwei naheliegenden Beispielen zu argumentiren, noch zu Klopstocks Zeiten in unsrer deutschen Literatur für einen bedeutend begabten Kopf nicht schwer halten den Kundgebungen des Schriftenthums ein bestimmtes Gepräge aufzudrücken, denn dieses war unvergleichlich ärmer an Kräften und an Zielen. Es war ferner in Frankreich eine seltenste nationale Einheitswirkung, es war die alle denkenden Köpfe beherrschende Reaction gegen die Misere des öffentlichen Lebens, daß die ganze Literatur des 18. Jahrhunderts auf den Einen wuchtenden revolutionären Grundton gespannt war. Unser ruheloses Jahrhundert mit den gewaltigen Ausblicken nach allen Seiten steht ganz anders. Es spielt auf allen Gebieten mit türkischem Orchester und läßt die Grundaccorde mit Kanonendonner und dem schrillen Pfeifen des Dampfkessels begleiten. Es ist der Tummelplatz aller Mächte geworden, von den gespenstig wieder aufgestandenen vorrevolutionären an bis auf die erst schemenhaft heraufziehenden einer unfaßbaren Zukunft. Das Jahrhundert

gehört nicht sich selbst an; wir leben heute dem Morgen und machen eine tolle Jagd mit nach unbekannten Zielen, so daß es schwer hält, sehr schwer, sich die rechte Innerlichkeit zu wahren. Die Schrift ist die treueste und in allen Farben schillernde Spiegelung einer solchen Zeit. Daher ist sie so außerordentlich vielgestaltig und vieldeutig, hastig und unruhig, friedlos und kampflustig, zuversichtlich und verzagt, vor- und rückläufig, in allen Tonarten spielend, auf alle Ziele aussehend, alle Kräfte ins Feld führend, bald da- bald dorthin leitend und geleitet; aber unharmonisch, voller Launen und Widersprüche, von allen Winden bewegt, dämonisch und zerrissen; die Aeolsharfe und das Säuseln des Abendwindes sind ihr weit weniger vertraut als das Knarren der Wetterfahnen und das Rauschen des Sturmes. Was man auch gegen ihn einwenden möge — und der Literaturforscher wird sich seiner Fehler sehr genau bewußt —, der Schriftausdruck des Jahrhunderts ist wenigstens kein schwächlicher, ist nicht von der bleichsüchtigen Sentimentalität angekränkelt. Selbst wo die Verzweiflung und die Zerrissenheit, die Denkunsicherheit und die Gefühlsverzerrung unsrer modernen Zeit ihn angefaßt haben — und dieser Zipfel seines Kleides ist lang und breit und trägt schreiende Farben —, selbst da wahrt er wenigstens eine finstre Gewalt. Wir haben eine Literatur der Verzweiflung und des Weltschmerzes, eine Sensations- und Effectliteratur, viel zu viel von diesen Dingen; aber wenigstens langt sie nicht nach dem Wimmern und Stöhnen, häufiger sind der wilde Schrei des Leides, der Fluch und die Verwünschung ihre Mittel, und überall Kampfruf: sie hat Kraft. Und im Ganzen ist die Literatur einer großen Aufgabe und bedeutsamen Zeiteinwirkung sich bewußt. Wir meinen nicht die Alltagsergüsse der ordinären Unterhaltungslectüre, nicht die politische und unkritisch kritische Kannegießerei localer Duodezgrößen von Literaten, die ihre Zehn-Pfennigs-Weisheit in jenen Winkelblättchen anbringen, welche alle entstanden sind, „um einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen". Das ist nicht Literatur, höchstens ihre Grundsuppe. Wir meinen, was der Geist zeugte; und das ist er kräftig genug auch zu halten und zu tragen, selbst wenn seine Geburten verzerrt und finster sind.

Ein letztes Wort zur Massenproduction und ihrer Beurtheilung: Es ist eine stehende Klage geworden, daß zu viel producirt werde, und ohne Grund ist sie nicht. Wir dürfen es uns nicht verhehlen,

daß diese Ueberproduction präcis so gut ihre Schattenseiten hat wie auf dem gewerblichen Felde. Die Sucht nach Neuem, die Jagd auf leichte Tageswaare und Feuilleton-Lectüre macht ihre schädlichen Wirkungen nicht blos auf die Leserkreise geltend, sondern zieht sehr oft die Production selbst nach ihrem geistigen Gehalte herab. Es ist sehr wahr, daß unsre modernste Zeit gar nicht im Verhältnisse der von ihr überhaupt in die Bahn des Ringens geworfenen Geisteskräfte große Capital- und Fundamentalwerke schafft; daß sie immer weniger gewohnt ist jene durchdringenden und abschließenden First rate-Arbeiten zu verlangen und zu würdigen, also auch hervorzurufen, in denen Jahrzehnte lange Studien innerlichst vertiefter Natur ihre wuchtigen Sätze marksteinartig niederlegen; daß sie ihre Sympathie und ihren Lohn lieber an die leichteste belletristische Spielerei hinwirft, die sich gut liest d. h. leicht liest. Unsre Geschlechter wollen unterhalten sein, belehrt freilich auch, aber wo möglich spielend und in der Kürze. Es ist auf dem literarischen Feld ein von Wenigen unternommenes Wagestück, wenn man sich mit absolut freien und umfassenden Selbststudien auf eine Aufgabe größten Styls, eine eigentliche Lebensaufgabe concentrirt; wer es durchführt, muß jedenfalls die Sympathie der Massen nicht suchen, auch nicht unter den sogenannten Gebildeten, sondern auf die kleine Schaar einer Elite der Geister sich beschränken. Den Sinn für's Große, für's Grundlegende und Normgebende trägt und pflegt unsre Massenliteratur eben so wenig als den für das Charaktervolle und Charakteristische. Es ist auch da viel zu viel Nivellement, trotz aller subjectiven Regellosigkeit zu viel Convention, weil die ursprünglich quellende Kraft nur allzu oft fehlt. Wir müssen förmlich darauf fahnden, wenn wir einem Kopfe von wuchtender Gewalt und eigenrichtig einschneidendem Selbstgenügen, wenn wir einer Feder von plastisch abschließender Schärfe, wenn wir einer aus dem Vollen gegriffenen Weltauffassung von zwingender Logik und Tiefe begegnen wollen. Das ist die schlimme Seite des demokratischen Gleichheitszuges in unsern Literaturen, des Wirkens in Massen und auf die Massen.

Mehr als je zuvor von dem allgemeinen Zeitlauf bestimmt, ist auch die Poesie zugleich der wirkungsreiche Dolmetscher der Gedanken und Strebungen unsrer modernen Generationen. Der noch unabgeklärte Doppelgedanke urrevolutionären Ursprungs von der Befreiung

des Individuums und dem absoluten Rechte des Gedankens hat in der Poesie sowohl als in der Prosa Productionen gezeugt von eben so großartiger Ausschreitung und wilder Krankhaftigkeit wie von geheimnißvoll finsterem und bestrickendem Zauber. Es ist da eine gewaltige Triebkraft von Faustischem Kraftverlangen, dem doch das Schöpfungsvermögen nicht entspricht und nicht genügen kann. Das ist derselbe Geist, der auch das unbeschränkte Drängen und Schaffen auf dem mechanisch-technischen Felde regiert; nur stehen auf dem literarischen die kolossalen Verirrungen näher, bis zur förmlichen Feier des unnatürlichen Verbrechens und der durch Raffinement versuchten Rehabilitation käuflicher Wollust. Diese Erscheinung ist in allen bedeutenden Literaturen zu finden, von der französischen an, mit welcher wir unbedingt diese Reihe eröffnen müssen, bis in die russische hinein. Daher auch die allgemeine, fast fatalistische und vielfach schreckende Neigung zur Seelengrübelei und psychologisch-physiologischen Malerei, welche das ganze Schriftwesen des Jahrhunderts durchzieht, am stärksten wohl das französische; wenigstens entwickelt dieses nach der Seite die gesuchteste Kunst, ja Raffinerie. Daher ferner die unbändigen Phantasieausschreitungen und das Umfassen aller Naturformen und Zonen, von der eisigen Polar- und Firnkälte in ihrer starren Unbeweglichkeit bis zum tropisch blühend glühenden Lebensstrom. Daher das Auftreten der Frau im Kampfe gegen die Gesellschaft. Es ist überall die ewige Unruhe eines unentschlossen, aber vorwärts jagenden und gejagten Geschlechtes.

Am allerschärfsten tritt diese Wesensrichtung seit den 30er, vorbereitend schon seit Mitte der 20er Jahre zu Tag: Eine Zeit mächtiger Gährung, unabgeklärter Strebungen und Denkprocesse, ungewisser Ziele, des Suchens und Tastens nach unklaren, aber gewaltsam in den Köpfen arbeitenden Freiheitsidealen. Es ist ein stürmisch Treiben neben und gegen einander arbeitender Kräfte, ein fast chaotisches In- und Widereinanderarbeiten ohne einen andern durchlaufenden als den unbestimmten Freiheitsdrang, ohne Centrum und Haltpunkt. Die politischen und socialen, die unfertigen, hohlen, krankhaften Zustände der modernen Gesellschaft werfen überdies, und ja nicht blos in diesem oder jenem Lande, die junge Literatur überwiegend in die Weltschmerzstimmung oder, wo sie kräftig und mannhaft genug ist, um dieser nicht zu erliegen, in das brausend überschäumende Kampfverlangen.

Es ist eine mit der allgemeinen Denkweise und der Wissenschaftsbewegung nur zu gut einstimmende Forderung, daß Staat, Kirche, bürgerliche Gesellschaft neu belebt und organisirt werden müßten, natürlich nach vorausgegangener Zerstörung des Alten. Mit der feurigsten Gewalt und trotz aller Ausschreitungen auch entschieden mit der größten künstlerischen Formvollendung setzte hierin die französische Literatur ein, Rüsthaus der Ideen und Vorbild der Form und Sprache. Allgemein ist die Sprach-vollendung und -beherrschung, aber auch die Sprachwillkür.

Giebt es jetzt noch Literaturen — und erst neuestens ist dieser schneidende Vorwurf auf fast die gesammte dänische und norwegische schöne Literatur der Neuzeit geschleudert worden —, die in der feindseligen Abwehr vom Leben der Gegenwart, in der romantischen Rückwendung zu mittelalterlichen und mythischen Stoffen beharren bleiben (allegorische Mythen- und Märchendichtung), nebenbei mit bigott theologisirendem Beigeschmack und didaktisch-polemischer Haltung, so bleibt ihnen Nichts übrig als vollständig umkehren oder vollständig absterben.

Es mag übrigens heute noch nicht so ganz richtig sein, wenn Shelley mit Bezug auf die durch die Revolution und die moderne Literatur heraufgerufne Umgestaltung der Weltanschauung in seiner Queen Mab meint: „Der Gesellschaftszustand, in welchem wir uns befinden, ist ein Gemisch aus feudaler Wildheit und unvollkommener Civilisation. Seit Kurzem erst hat die Menschheit eingeräumt, daß Glückseligkeit das alleinige Ziel der Ethik wie aller andern Wissenschaften ist, und hat die fanatische Idee das Fleisch aus Liebe zu Gott kreuzigen zu wollen verworfen". Zuzugeben ist der Einleitungssatz, erst halb wahr die Folgerung. Der Kampf um eine geklärtere, Geist und Fleisch in Harmonie fassende, von der Immanenz der Kräfte ausgehende Lebensauffassung ist von der Literatur allerdings aufgenommen, aber noch keineswegs zu einem Ziel gebracht, und die Masse in dem wirr durcheinander gewürfelten und tyrannisch bornirten Wesen „Gesellschaft" will ihn aus Denkfaulheit, Conservatismus und Scheinheiligkeit heute noch nicht einmal als berechtigt erkennen, wenn auch jeder Einzelne für seine Individualität das Recht nach jenem Satze zu handeln usurpirt oder im Geheimen erschleicht.

Zwei Schriftgattungen sind so entschieden die Fundamentalträger der Zeitgedanken und Zeitgefühle geworden, daß vor ihrer Bedeutung

alle andern um ein Gewaltiges zurücktreten: Lyrik und Roman, beide im weitesten Sinn des Wortes, so daß die erstere wesentlich auch die so glänzend gepflegte lyrisch-epische Art in sich begreift, der zweite herunterreicht von den ungeheuerlichen Compositionskolossen bis auf die einfache Erzählung oder das kleine Genrebildchen und Idyll in Prosaform. Beide Elemente haben ihre innerste Begründung in dem allgemeinen Zeitcharakter: Die Lyrik mit ihrem unsichern, verschwimmenden Gefühlsausdruck und der Roman in seiner unbeschränkten Weite und Breite sind die natürlichen Ausdrucksformen einer Zeit wie die unsrige, einer Zeit von großem Reichthum der Gedanken- und furchtbaren Schwankungen der Gefühlswelt, einer Zeit der weitestgreifenden, ja unbegrenzten Strebungen; aber voll Erschütterung und Ungewißheit, voll schwerer Fragen und drohender Kampfzeichen, voll äußerer Umwälzungen und innerer Schwankungen; einer Zeit des Uebergangs, unabgeschlossen und unfertig, ringend und verlangend, in Gährungen sich zerarbeitend, kreißend und zukunftsschwanger; einer reichen Zeit, reich an großen Geisteserwerben, noch reicher an ungelösten Geisteszweifeln, an fundamentalen Denkthaten und irrlichternden Denkverzerrungen. Wir leben in sturmschwer dämmernden Horizonten mit riesiger, aber verschwimmender Fernsicht. Blicke ich hinein in diese Geisteswallungen, so ist mir, als steh' ich nochmals am Lido zu Venedig und sehe die stolze Adria im Sturme wogen. Lied und Roman geben Raum für diese Fluthungen der Gemüther, die von der epischen Ruhe und Abgeschlossenheit eben so fern sind wie von der classischen Kunstrundung des vollendeten Drama. — Das Vorwiegen des Romans bezeichnet mit die Herrschaft des Realismus in der Zeit; keine zweite Gattung ist gleich fähig und stark ein Spiegelbild des modernen Lebens zu geben und die unsre Geschlechter bewegenden Fragen vorzuführen, ja zum großen Culturgemälde sich zu erweitern; sogar alle unsre schwer wiegenden Denkprocesse finden sich in seinem weiten und geschmeidigen Rahmen verarbeitet. Das natürliche Kind des Jahrhunderts ist der sociale Roman, und es hat seine ganz gesetzmäßige Bedeutung, daß er zuerst auf französischem Boden entsprang und auf diesem so wie dem englischen die kräftigsten Wurzeln schlug. Man mag hiebei mit Fug auf Mme. de Staël als die bahnbrechende Gestalt zurückgehen.

Das Drama hat sich im ganzen Verlauf des Jahrhunderts nie zur Höhe eines Zeitspiegels oder nur irgend genügenden Abbildes

ihrer Culturentfaltung erhoben, selbst nicht in den fruchtbarsten Zeiten der Literaturschöpfung; es ist mehr nicht als secundär. Die Zeit ist weder dramatisch noch episch gestimmt.

Das Lied in seinen beiden Tonweisen, als schwer empfunden ernstes und als humoristisch komisches, ist gleicherweise durch die Poesie und die Musik hochgehalten, eine unsrer lieblichsten und zugleich intimsten, tiefst greifenden und ergreifenden Schöpfungen; dem Liede vertrauen wir Alles an, was uns bewegt; nur für die Tändelei in dieser Form haben wir keinen Sinn, und das ist gut. Daher die Masse von Liedchen, die Tag um Tag begraben werden. Das Wenige, was von epischen Elementen in uns lebt, lieben wir nicht selbständig für sich zu geben, verstehen wir nicht in großen abgeschlossen epischen Gestaltungen herauszubilden; soll es rechtes Leben gewinnen, so versetzt es sich durchaus mit den Schwankungen unsres Gefühlslebens: daher die Prachtschöpfungen in Ballade und Romanze. Das gesammte Odenfach ist schon seit den Zeiten nach Klopstock und bis auf die Gegenwart herab sehr stark zurückgetreten und keine Aussicht da, daß es wieder herrschen werde. Wo sollte die Lyrik der hohen, religiös angehauchten Begeisterung ihre Elemente herholen in Tagen, für welche die Mythen- und Heroenwelt ihren Sinn fast vollständig verloren, die hochherrlich plastische Schönheit der Göttergestalten ihren Reiz aufgegeben und die religiösen Antriebe ihre Kraft eingebüßt haben! Auch für das große Schlacht- und Siegeslied will uns zum Glück Begeisterung und Verständniß immer mehr entgehen. Die Reflexionslyrik, rein oder häufiger gemischt, ist reichhaltig, wie das einer Zeit des schweren Forschens paßt; aber weder an Gewalt ihres Wesens noch an Schönheit des Ausdruckes kommt sie jenen ersten Erzeugnissen gleich. — Rein episch formt sich uns sehr Weniges; wir haben nicht zu gebieten über eine fest abgerundete Gestaltenfülle, von welcher große epische Bildungen bedingt sind; noch können wir uns die Ruhe und Abklärung anerziehen, welche das epische Bilden, so nahe dem plastischen verwandt, unbedingt fordert. So gedeihen statt des Epos nur die breiten und aufgelösten Prosaformen: Roman und Novelle, und auch das Idyll, das im Lärm unsrer Tage nur wenig Platz findet, wird durchweg Erzählung. Am seltensten sind humoristische Bildungen, der Humor überhaupt nicht eine lebendig entwickelte Geisteskraft der modernen Geschlechter. Mit aus diesem Grunde will auch das Lustspiel nicht häufig recht gedeihen.

Auffallend, wie sehr die Mittel- und Mischgattungen der Literatur bevorzugt werden, gerade weil ihr Charakter und ihre Forderungen nicht streng umgrenzt, weil in ihnen Raum geboten ist zu den tausenderlei Gedanken- und Gefühlsauslebungen, von denen unsre ruhelosen Gemüther bewegt sind. Das ist nicht ein Fehler, wie das akademische Köpfe oft behaupten wollen.

In allen Gattungen, am stärksten in den meist bearbeiteten und in den Modeliteraturartikeln, ist Selbständigkeit und Originalität eine rara avis geworden; viel Gesetzlosigkeit und Willkür, aber wenig Ursprünglichkeit und neue Tonweisen auf natürlicher Basis! Das fällt sehr stark auf in dem reichen Gebiete der Lyrik, welche uns der ausgesungenen Weisen allzu viel bringt, — ein Grund mit, warum so viele Sänger von Mittelschlag begraben werden, ehe sie recht leben. Stärker noch macht sich die gleiche Wahrnehmung geltend auf dem ungeheuren Felde des Romans, und es erquickt uns förmlich wie Maienthau die Flur, wenn wir aus der Fluth der Alltagserzeugnisse eine einsam eigenartige Größe hervorragen sehen. Am allerärgsten trifft diese Erscheinung die Reise- und Salonliteratur, die so groß gewachsen ist wie die Reisewuth und Unterhaltungssucht, aber meist auch eben so oberflächlich. Daß diese Tendenz nach einem ausgleichenden Mittelschlag in Gedanken und Worten, in den Stoffen und Formen, auch zur Mittelmäßigkeit herabzieht, ist selbstverständlich. Wie oft hören wir nicht im Deutschen über den Mangel eines leitenden Stylgesetzes klagen, über jene Willkür, mit welcher Jeder so schreibt, wie es ihm gerade gefällt und einfällt. Die Sache ist richtig, und trotzdem können wir Hunderte von Autoren zur Hand nehmen, die im Grund alle auf eine und dieselbe, so wenig scharf als möglich zugeschnittene Physiognomie geprägt sind. Es fehlt Charakter; nicht leicht fehlt Geist, zumal in der Form currenter Kleinmünze, aber sehr oft Seele.

Das deutsche Schrift- und Denkwesen leidet bis tief in unser Jahrhundert herein an zwei Hauptgebrechen: dem Mangel an deutschem Sinn oder wenigstens an zweckbewußter Auffassung von Wesen und Geschichte der Nation, und ferner allgemein an fehlendem Verständniß für's reale Leben; innerlich grübelnd, entbehrt es der Fühler für die äußere Wirklichkeit; Kosmopolitismus und Phantastik, Ideologie und Träumerei haben einen allzu breiten Raum in ihm eingenommen;

dieses sonst so großartige Gebilde gleicht oft dem „verwunschenen Prinzen". Daher Mangel an Einheit, Harmonie und Ueberschaulichkeit, endlich an jener Wucht und Kraft, die dem bedeutenden Geistesaufwand entspräche. Hat sich dieser Fehler im Laufe der Zeit zu verlieren angefangen, so ist dafür ein andrer gestiegen. Die Sprachwillkür und Einführung aller möglichen und unmöglichen Formen, zum Theil in Nachäffung des Fremden, zum Theil aus effecthaschender Sucht nach Neuheit und Originalität, hat entschieden seit den 30ern erst zu überwuchern begonnen.

Nationaleitelkeit allein könnte die so vielseitige, allerdings durchaus nicht in allen Stücken heilsame Rückwirkung der hochbedeutenden französischen Literatur auf die deutsche bestreiten wollen. Umgekehrt haben die französische und die englische Literatur noch weit mehr gewonnen durch ihre enge Berührung mit der deutschen. Allgemein hat in den deutschen Landen von Alters her das Fremde, nach Inhalt und nach Form, eine allzu breite Rolle gespielt. Im Jahr 1821 klagte der geistreiche Knebel: „Wir sehen jetzt nichts als ottave rime und Sonette, wo wenigstens immer Ein Reim hinkt und ein paar Verse keinen Sinn haben. Dieses richtet unsre Poesie und Sprache vollends zu Grunde. Die Gedichte scheinen nur da zu sein um der Reime willen, die wie eine schmale Tresse um einen schlechten Rock zur Zierde prangen". Die übermäßige Bebauung des Sonettes im 2. und 3. Jahrzehnt ist auch für den Geist der Zeit bezeichnend. Eine Erweiterung von noch weit zweifelhafterem Werthe, Form und Inhalt angeschlagen, ist die jüngere Einbürgerung der orientalischen Lyrik.

Dagegen ist die reiche und in manchen Stücken tüchtige und ansprechende Volksliteratur eine der schönsten Zierden unsres deutschen Schriftwesens. Den Mangel einer solchen hat Frankreich bis in die letzten Zeiten theuer bezahlt; England steht zwischen dem französischen Mangel und dem deutschen Reichthum in der Mitte.

Die Zahl der lyrischen Dichter ist eben so groß wie das aufgegriffene Stoffgebiet fast unbegrenzt; der ausgesungenen Weisen natürlich mehr als der originellen, obwohl es auch an diesen keineswegs fehlt. Das lyrische Gemüth ist ja specifisch deutsch. Die kleineren Gattungen epischer Poesie haben Vieles geschaffen, von Auszeichnung Weniges, immerhin mehr als die große Epopöe. Selbst in den Zeitabschnitten, wo die epische Poesie wieder mehr Zuneigung und Be-

arbeitung erfuhr, hat sie sich gleichwohl allzu sehr von subjectiv lyrischen Elementen inficirt erwiesen, jederzeit reicher an Gefühlsergüssen und allerlei Schilderung als an wirklicher Handlung. Ueber den Roman mögen wir ein Wort von Heinrich Kurz aufnehmen: „Im Allgemeinen sind die Deutschen im Roman noch zu keiner rechten Selbständigkeit gelangt, oder wenn er eigenthümlich und selbständig erscheint, so hat er doch keinen vorwiegend epischen Charakter. Er ist mehr phantastisch als real, mehr reflectirend als erzählend; er ist immer noch zu didaktisch, absichtlich, tendenziös; er will tief psychologisch sein, aber die Charaktere werden meist nicht künstlerisch entwickelt; sie ergeben sich nicht aus ihren Handlungen, sondern werden durch Betrachtungen des Verfassers geschildert, von ihm mit pedantischer Genauigkeit analysirt". Ergänzend Sternberg über die Novelle: „Unsre Novellen sind oft nur kleine gelehrte Compendien mit gesuchtem Scherz und suffisanter Laune; die Fabel, welche Hauptsache sein sollte, wird dergestalt Nebensache, daß die auftretenden Personen zu Herolden gewisser Ansichten und Meinungen gestempelt werden, die sich selbst bekämpfen". Der moderne Memoirenroman halb geschichtlichen Anstrichs ist eine eben so ausgeartete Gattung im Deutschen wie der Sensationsroman im Englischen und Französischen eine verwilderte. Das Drama hat mit den verschiedensten Auswüchsen und herabziehenden Zeitfactoren zu kämpfen. Mit vollem Recht ist als sehr charakteristisch bezeichnet worden, daß die aller That- und Willenskraft feindliche Schicksalstragödie, obgleich ältern Ursprungs, erst recht um die entnervte Zeit der 20er Jahre zur Blüthe kam, wie denn auch die charakterlosen Stücke Kotzebue's damals wieder zogen. Die nach Zahl starke dramatische Thätigkeit seit den 30ern hat doch der Bühne nicht aufgeholfen; und diese fand sich immer noch darauf angewiesen einen großen Theil ihres Bedarfs aus Uebersetzungen zu ziehen; die Bühnenfähigkeit hat nicht gewonnen. Die Schuld ist auf allen Seiten zu suchen. Seit dem Ueberwinden der romantischen Einflüsse ist in dramatischer Production entschieden ein beharrlicher Fortschritt zu erkennen, der aber am wenigsten dem Theater selbst zu Gute kommt. Das historische Drama ist viel behandelt, wenn auch nicht so massenhaft wie die gleiche Art im Roman. Jedenfalls steht die ganze Gattung unter den ersten, welche alle wechselnden Einflüsse der öffentlichen Zustände und Meinungen mehr erlitten als selbstkräftig reflectirt haben.

Die verschiedenen Zeiten. Die in Pha
und Idealen schwelgende Literatur der ersten
schweren Theil der Schuld, wonach die Zeit
spielen übersprungen, die Gebildeten zur Thei
lichen Leben angezogen, das Volk dem Freiheit
entfremdet wurde. Dieser Vorwurf trifft
Systeme. Die Wissenschaft übte allgemein,
frisch ansetzend und fast allein noch unter
mächten in kräftiger Pflege geblieben, einen
nicht besonders glücklichen Einfluß auf die
Verflüchtigung ihres Charakters und da
Regionen förderte — Weltbürgerthum, ver
Blüthe der Tendenz. Der Schönheit und sel
hat entschieden die Einwirkung einer Wissensch
willkür und Formlosigkeit litt, ja zum Theil
und Barbarismus vorschritt, empfindlich Ab
begann auch das unklare Poetisiren in de
langehin Centrum der geistigen Bewegung.
in den Befreiungskriegen hat in Deutschland
voll nachhaltende Literatur geweckt als der kur
in Frankreich. Die deutsche Romantik aber
Anderes als der poetisch sein wollende Aus
kehr der Wissenschaft und der Zeit. Sehr
ihre schillernden Stichwörter aufgeführt wor
christliche Kunst und Philosophie, Urpoesie, ne
Cultus der Sinnlichkeit. Trotz aller Rückwär
gehen etwas Tumultuarisch-Revolutionäres. E
der unklare Traum von einer Universalpoesi
dem einer ästhetischen Universalreligion. Ma
Schlegel: „Die romantische Poesie ist eine pr
Ihre Bestimmung ist nicht blos alle getrennt
wieder zu vereinigen und die Poesie mit der
in Berührung zu setzen. Sie will und soll
Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Natur
verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig
Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisi
Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder A

und durch die Schwingung des Humors beseelen. Sie umfaßt Alles, was nur poetisch ist; vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden System der Kunst bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das Gedicht aushaucht in kunstlosen Gesang". Damit ist denn auch bereits jene bodenlose Abirrung gegeben, von welcher Brentano einmal zutreffend meint: „Wir hatten nichts genährt als die Phantasie, und sie hat uns zum Theil wieder aufgefressen". In der That die ganze Hohlheit der Richtung. Sublimiren der Form, welcher der Inhalt fast gleichgültig wird — eine auch auf das Junge Deutschland übererbende Erscheinung; daneben Schrauben der Gedanken- und Gefühlswelt. Die ganze Zuwendung zum Katholicismus ist da einzig durch den Schönheitssinn und das Kunstgefühl vermittelt, und eben dahin führte schließlich das Allegorien- und Symbolspiel; die von Alters her lebendige Beziehung zu Phantasie und Kunst, nicht die Religion an sich, zog nach der dürr gewordenen Verstandesprosa der Aufklärungsperiode jene Geschlechter an. Uebrigens weiß man, wie viel diese Kreise, die elegante Frömmelei spielten, von der Grazie der Sünde kosteten. Um die 20er Jahre und in denselben war das Vaterlandslied fast ganz verschwunden, da die Nichtigkeit, Kleinlichkeit und Hoffnungslosigkeit der politischen Zustände kein Vaterlandsgefühl aufkommen ließ. Wir haben im Zeitraum von 1½ Jahrzehnten mehr Griechen- und Polenlieder als deutsche Vaterlandsgesänge; sogar die Satyre auf die Misere des öffentlichen Seins verschwand als unerlaubte Waare. In derselben Zeit ward auch das Volkslied fast ganz vom Plane verdrängt. In die 20er und noch tief in die 30er Jahre hinein fällt auch die Blüthe der Taschenbücher und belletristischen Zeitschriften; das stimmt zur Höhe der geistarmen Unterhaltungslectüre, welche die Masse der Leserwelt anzog. Hernach trat an ihren Platz das schneller liefernde Feuilleton, mit dessen Gehalt es freilich der Regel nach auch nicht besser bestellt ist. Die Tendenzrichtung der Zeit des Jungen Deutschland warf sich allzu stark auf Tagesschriftstellerei: Publicistik und Tageskritik, Novellistik im Feuilleton-Styl, Reise- und Gesellschaftsbilder 2c. Groß abgeschloßne Werke sind jenen gegenüber selten trotz alles Talentes in diesen Kreisen. Uebrigens trifft sich nunmehr das Zurücktreten einzelner maßgebender Persönlichkeiten, wie sie noch in der Romantik geherrscht hatten. Eben so wenig vermögen einzelne bestimmende Orte überherrschend sich hervorzuthun. Es ist eine große

Republik der literarischen und poetischen Kräf
Tagen der Romantik auch kein gemeinsame
gemeiner Geltung sich erheben können, wie
almanache vom Anfang des Jahrhunderts.
Literatur seit den 30ern entschieden ein lebendig
Freiheit und Nationaleinheit, sehr oft allerdin
flüchtigt, fangen doch an Schrift und Leben
es kommt der Schriftäußerung auch viel größ
entgegen; ja nach dieser letzteren Seite sind
die glänzendsten Zeiten. Aber alle Revolution
der Deutschen leidet an dem Mangel an Sc
öffentliches Leben; daher die Gedankenhalbheit
neuester Zug: das schroffe Betonen und Ue
realistischen Theorie bricht stark mit der altsa
Tonweise und Schulung, ist aber an sich für
aus nicht ungesund, ein Correctiv.

Französische Literatur. Nirgends, se
amerika nicht vorbehalten, haben sich Leben
ständiger berührt als in Frankreich. Ein äu
schon in den sehr zahlreichen Uebergängen
Schrift und Wissenschaft zur Staatscarriere
Theilnahme hochgestellter Staatsbeamten an
Unternehmen oder an belletristischen Arbeiten.
die schlechte Zeit des second empire nachgen
der Kampf zwischen der versuchten Wiedera
1789 gestürzten Autoritätsprincipien und de
gebundenheit stürmischer, schärfer herausge
für die Nation, welche die Revolution ge
nirgends stärkere Schwankungen, trotzdem d
die glänzendsten Talente in die Arena warf.
entschieden ausgeprägt, liefert doch eben ders
Schriftleben ein ruhigeres Gemälde. Kirchlich
des Rheines das erste große Wort der Rück

Eine der interessantesten Culturerscheinun
weise Aufsteigen der französischen Literatur a
durch gewaltsamsten Druck erzeugten Spärli
hat ja damals nur die Literatur der Verbann

und damit ganz natürlich aus einer nur erst beschränkteren Einwirkung auf's allgemeine Denken hinüber in überströmenden Reichthum der Arbeit, ein Stürmen und Drängen, Quellen und Treiben sonder Gleichen, womit wiederum natürlich ein mächtigstes Rückwirken auf den Zeitgeist sich verknüpft. Die Berührung mit dem Ausland und seinen Literaturen und Studien (Emigrantenliteratur), später die erweiterte Geschichtsforschung und der regenerirende Durchgang durch die Romantik, belebend für Form und Geist, waren die sich folgenden befruchtendsten Hauptmomente, die volle Dauer der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Rechnung gebracht. Die neueste Zeit hätte umgekehrt wieder das gänzliche Herabsinken von dieser Höhe zu bezeugen, durch eben so gewaltsame und noch weitaus verderblichere Mittel hervorgerufen, ein bedenkliches Sinken im Niveau des gesammten Nationalgeistes. Der Napoleonismus scheint beide Male nur berufen Geist und Wort niederzuwerfen, das Ausleben aller Elemente der Innerlichkeit in seinem tiefsten Kerne zu verletzen und zu verderben. Es ist eine Art dramatischer Bewegung in diesem Proceß — eine Linie, welche nur das französische Schriftwesen so durchläuft. Ihrer Bedeutung verschlägt es übrigens wenig, wenn auch ihre höhere Poesie von den Tagen der deutschen Romantik her wesentlich mit durch deutsche und englische Einflüsse sich bestimmen ließ; die Rückwirkung ist nicht minder stark.

Französische Schrift und Kunst haben die stärksten pathologischen Elemente an sich, und in beide ist mit aller Bewußtheit und Absichtlichkeit das Princip des Häßlichen eingeführt worden, welches diesmal entgegen der philosophisch zu ziehenden Schlußfolgerung in dieser weniger geschadet hat als in jener.

Eine wahre Lyrik, auf Treue des Naturgefühls und Innigkeit des Gemüthslebens beruhend, hat den Franzosen erst unser Jahrhundert geschenkt. Roman und Drama sind wohl bis auf die Gegenwart herab an erstaunlicher Fülle und Leichtigkeit der Production die ersten aller behandelten Formen geblieben; das Drama das lebhafteste Streitfeld der sich bekämpfenden Schulen, was mit älteren Ueberlieferungen stimmt. Das Conversationsstück spielt eine erste Rolle.

Die Zeiten. Mit Gewalt vom Leben abgedrängt wird in den Anfängen d. h. unter dem Drucke des Napoleonismus das ganze

Schriftwesen, das Bedeutung hat einzig in den zwei Erscheinu der Emigrationsliteratur und der Ideologie, beide in sehr frucht Weise vom deutschen Geiste bestimmt. Die geläuterte Emigratio das ist der Grundton alles Werth behaltenden Schriftwesens r leonischer Zeit. Begreiflich, daß nach dem Falle des Kaiserreich thatenarme und thatunlustige Stimmung auch in Frankreich, der schöpften Lande, sich zur Contemplation neigte und auf's Räson legte. — Höchst bezeichnend ist, daß es bei den umwälzungslus Franzosen die bloße Form war, die akademisch sanctionirte Form Regel und das Sprachgesetz, welche am zähesten festgehalten wu Umsturz und Umbau aller anderen Lebenselemente, selbst der Reli überdauerten und erst zuletzt neuen und freieren Gestaltungen wi In Frankreich war getreu der Definition V. Hugo's der Roman mus wirklich der Liberalismus in der Literatur, und diese neue mantik bewährte sich zunächst im siegreichen Ankämpfen gegen Classicismus. Ihr Erfolg gegen diesen war nicht schwierig, den in den alten Regeln und Gedankenkreisen erstarrte Poesie hatt sehr unfähig erwiesen mit der Zeit zu gehen, ihren Strebungen Empfindungen, ihrem Denken und Wollen Worte zu leihen. Au einen Seite immer noch das ancien régime des Classicismus der Autorität Boileau's, auf der andern Seite die neue Schul der Wucht und Begeisterung ihrer mächtigen Talente. Das ist der Literaturprocesse, welche in ihrem Ablaufe mit der größten lichkeit und Bestimmtheit monographisch verfolgt werden könnten. dem befreienden Siege der neuen Formen verbindet sich zugleic altnationales Element, also doppelter Vorzug. Fast genau mit beginnt das neue strömende Leben, das die ganze Zeit zwischen zwei Revolutionen in riesiger Productionskraft aushielt. So ku war, die 48er Revolution, die am stärksten unter den dreien gefärbte, brachte gleichwohl eine flüchtige Schöpfung, die chanson des ouvriers.

Sehr glücklich trat die englische Literatur ins 19. Jahrhu ein, bereits gekräftigt an einem neuen Springquell der Phantasi dem Vertiefen in die alte frische Volkspoesie und im Verlau deutschen Einflüssen. An diesen Quellen nährten sich Alle, ob Fortschrittsmann oder Reactionär; es ist die englische Romantik die alte Fessel der steif französischen Classik. Eine Masse Verein

Zeitschriften wirken sehr günstig mit. Eine vollständige Geschichte der ins Riesige gewachsenen Literatur steht noch aus.

Die Romantik hat in einem sehr starken Theil ihrer Schöpfungen die Zauber der altvolksthümlichen Sanges- und Sagenkreise mit dem neuzeitlichen Geiste zusammenzuschmelzen gesucht, mit Glück. Volksballaden und Volkssagen ächt nationalen Gepräges (englisch-schottisch), der Volksgesang (schottisch-irisch) sind für diese Schriftwelt so entscheidend wie kaum sonstwo, und grade neben diesen und für sie deutsche Einflüsse höchst bedeutsam. Ein eigner Zug die philosophirende Richtung in der Poesie. Lyrik, jedoch in den letzten Zeiten zurückgetreten, lyrisch-epische Dichtung und Roman die Hauptgebiete, der Roman in den allerverschiedenartigsten Nüancen bis zu den religiösen Sectenromanen. Biographien ein sehr beliebtes Fach, was die Monumentstatuen in der Skulptur, Memoiren und Correspondenzen allmälig fast so häufig wie in dem hierin tonangebenden Frankreich. Die Reisebeschreibungen entsprechen der Reisesucht und geographischen Forschungslust der Nation. Allerneuestens regt sich sehr lebhafte Thätigkeit, die wenigstens nach der Productionsmasse nicht im Geringsten ein Rückgehen andeutet, eher das Gegentheil; gleichwohl scheint die allgemeine Bedeutung dieser Literatur seit den 40er Jahren zurückgewichen, die gewaltigen Namen sind abgetreten. Bewegung auf dem Unterrichtsfelde zeitgemäß, für Volksbildung wenigstens in der Schrift lebhaft. Sensationsroman.

Italienische Literatur. Deutsche, französische und englische Einwirkungen haben in ihr mitgespielt, sind aber alle nationalisirt worden. Der Kampf zwischen Classicismus und Romanticismus hob schon im 2. Jahrzehnt an, früher als in Frankreich, endete übrigens gleicherweise mit dem Siege des letztern. Die Bekanntschaft mit der deutschen und englischen Romantik und die erziehende Begeisterung für die Hoheit der eignen spätmittelalterlichen Poesie verschmelzen sich in glücklichster Weise. Die ganze Schriftwelt ist von dem Einen Ruf durchdrungen: Einheit und Freiheit des ganzen Landes! Keine Nation hat ihren Sängern und Geschichtschreibern Höheres zu danken — die ganze Vorarbeit ihrer Regeneration! — Nach Alfieri's mächtigem Vorgange blieb das Drama im Kreise der nationalen Gesammtleistungen eine gewichtige Gattung, immerhin sehr viel mehr als in jeder der drei Hauptliteraturen; das gilt bis auf

die letzte Zeit herab. Auch hier wie in England ist in den Jahrzehnten die Lyrik schwächer vertreten als zuvor.

Wenn im neuen Italien die Kenntniß der hoch entw heimischen Literatur, wie das genaue Beobachter ihres Volkes beh durch die Lectüre der aufreizenden französischen Roman- und monde-Literatur verdrängt worden, so ist das ein eigentliches Na unglück, und auch die neuerdings Mode gewordne Beschäftigu der ernsteren deutschen wird schwerlich viel mit dem rechten Sin der nöthigen Ausdauer, die geistig profitirt, betrieben.

Die vier Weltliteraturen. Fest steht, daß sich die französi der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf mehr als einem Geb dominirender Geltung heraufarbeitete und in berechtigte Rivali der deutschen trat; nationale Sympathien oder Antipathien uns nicht hindern diese Erkenntniß zu gewinnen und auch sprechen. Aber allerdings schafft und wirkt diese Literatur dem Ch der Nation entsprechend mehr in Sprüngen und ungleichen A nach Zahl und Zeit und Gehalt. Nirgends überraschen glän Aufschwünge unter dem Antriebe bestimmter Zeitrichtungen und strömungen; aber nirgends steht auf die Länge die Gefahr d müdung und des Zurücksinkens näher. Und dieses ist bereit getreten; wie alle edleren Lebensfactoren, so ist auch die Pfleg gediegenen Literatur unter dem zweiten Kaiserreich im bedenk Grade rückgeschritten und entartet. Deutsch und Englisch wei mehr constantes Wirken auf, weßhalb ihnen die Gefahr eines lichen Falles ferner blieb; bis heute läßt sich in der That für nicht von einem solchen sprechen, wenn wir auch zugeben möge die großen Namen spärlicher geworden sind. Aehnlich stellen s zwei zu jener nach seiten der Gesundheit des innern Wesen manche Paroxysmen sie auch gewissermaßen im Gefolge der zösischen mitgemacht haben. Die deutsche hat sich entschieden im des Jahrhunderts bedeutend geläutert, indem sie den Durchgan zog aus der romantischen Träumerei, dem Wolkenwandeln un phantastischen Idealismus zu größerer Lebenswahrheit und tü Schauen der Wirklichkeit. Die Realität hat für sie an Bedeutu wonnen, was einen Gang andeutet, ungefähr wie ihn das r politische Nationalverständniß durchmachte, eh' es sich an der

versuchen konnte. Der gleiche Kampf in der Kunst. Die directeste und sorgfältig gepflegte, ja immer gesuchte Beziehung zur Zeitpolitik weist die italienische Literatur auf, insofern die nationalste. — Uebrigens geht ein universeller Zug, den wir die Weltliteraturstimmung heißen möchten, durch das Schriftwesen aller Völker, die auf diesem Felde rechtes Leben entwickeln; die deutsch-ungarischen, die russischen und polnischen, die spanischen Schriftwerke der Emigranten tragen deutlich dieses Gepräg' eines gemeinsamen Zuges, der auch in den deutsch-französisch-englischen heraustritt; es ist das Moderne im realistischen Sinn und mit dem ausgesprochenen Streben nach bestimmter Einwirkung auf die Gesellschaft. Und wo Literaturen sich diesem Zuge verschließen (wie die skandinavischen), da werden sie matt und unlebendig und wirkungslos.

Zwei Erscheinungen in Gang und Wesen der französischen und der deutschen Literatur heben sich mit eigenthümlicher Schärfe ab. Während in den ersten Jahrzehnten die französische zu einem starken Theil ihrer Ingredienzien deutsch, ward die deutsche umgekehrt romanisch. Ferner: Mit einer selten so einfach bestimmten Klarheit und Stetigkeit der Folge läßt sich das dritte Jahrzehnt über an einer glänzenden Reihe von Namen ersten Rangs zweierlei nachweisen: Das allmälige Heraustreten des deutschen Schriftwesens aus der Romantik und das fast gleichzeitige Hineinleben des französischen in dieselbe: zwei Facten, die sich genau parallel stehend ergänzen, beide gleich starke Anzeichen der Zeitströmung, da ja die gleich benannte Schule in Deutschland und in Frankreich eine diametral aus einander gehende Erscheinung ist, und zwar derart, daß eben dieselbe in England nach Wesen und Streben ein Mittelglied zwischen der deutschen und der französischen darstellt, Züge der beiden theilend.

Wer den Begriff „Schöne Literatur" in den vier Hauptsprachen nach seinem historischen Herausarbeiten in unserm Jahrhundert genau fixiren und unter der nothwendigen Beiziehung der einfachen Zahl- und Rechnungselemente allgemeine Folgerungen ableiten will, der ist, um sicher zu stehen, zu einer Erweiterung verpflichtet und zu einer Einschränkung gezwungen. Jene zieht einen ganz bedeutenden Theil der großen Philosophen und Geschichtschreiber in ihr Bereich; die ersteren deßhalb, weil sie sehr oft neben ihrem Hauptstudienfach auch mit Auszeichnung andre Gattungen der Literatur behandelt haben: wir brauchen

dabei gar nicht blos an die rhetorische Prosa zu denken; die letzteren zum einen Theil aus demselben, zum andern aus einem zweiten, noch zwingenderen Grunde, welcher der Geschichtschreibung unserer Tage zu hohem Ruhme gereicht: eine namhafte Reihe der Geschichtswerke tragen so viel sprachlich-stylistische und rhetorische oder malerische Vollendung in sich, daß sie unbedenklich in die Reihe der Kunstwerke können aufgenommen werden oder doch danach streben solche zu sein. Die Einschränkung anderseits ist gerade so geboten wie in den Wissensgebieten: Nur Namen ersten Rangs, die eine Specialbehandlung für sich forderten, dürfen in Rechnung gebracht werden; sonst verliert sich jedes Maß und jede Grenze; allgemeine Folgerungen werden dann unzulässig, weil irrthümlich. Dieses Maß angeschlagen, ergeben sich eine Reihe von zunächst blos äußerlichen Resultaten statistischer Natur, aus denen aber der tiefer Denkende ohne große Schwierigkeit bedeutsame Consequenzen rein geistiger Art abzuleiten im Stande ist; der gröbere Quantitätsbegriff setzt sich in natürlicher Amalgamirung zum feineren Qualitätsbegriffe um. Hiezu wenige knappe Sätze allgemeinst wegzeigender Art, den Ausblick auf die volle Dauer des halben Jahrhunderts umfassend:

Schöne Literatur in den vier Weltsprachen — das Spanische als Literatur hat bekanntlich diesen Rang längst verloren, als Sprache noch einen Rest desselben erhalten — weist in die 200 Häupter mit zwischen 1300 und 1400 Werken; fictive Durchschnittszahl also 6—7. Daß die Weltkriegsperiode des Napoleonismus, die ersten 15 Jahre des Jahrhunderts auffallend ärmer vertreten sind; daß selbst die 16 Jahre der sonst so erschlaffenden Reaction gerad' auf schöngeistigem Gebiete bereits eine bedeutend lebendigere Bewegung zeigen, womit über den Werth der Phantasmen und Träume, die sich für Poesie geben, absolut Nichts gesagt, die Lahmheit nicht blos im öffentlichen Leben, sondern auf den strengen und ernsten Gebieten der selbständig klaren Studie und des kraftvollen Denkens in keiner Weise verkannt oder beschönigt ist, die weltscheue Strömung nicht gestaut oder gutgemacht ward und schließlich in Summa ja nicht zu übersehen ist, wie Rückschritt über Rückschritt gemacht wird; daß schließlich die 18 Jahre seit der Revolution annähernd die Hälfte der Werke und mehr noch der Autoren zur wuchtigen Entfaltung brachten: das sind Erscheinungen höchsten Gewichtes, welche entscheidenden Gedanken rufen über die

Strömung der Zeiten und Geschlechter; es liegt darin Gesetz, zwingendes Gesetz. Das Stürmen und Drängen, die angespannteste Kraftauslebung sind weitaus überraschender als Erschlaffung und Ohnmacht und auch diese letztern Zeiten noch productionsreicher, als was man in manchen frühern Jahrhunderten fruchtbare Perioden nannte. Jedenfalls resultirt Eins, worauf wir immer wieder zurückkommen müssen: die enge und unlösbare Beziehung zwischen den staatlich-gesellschaftlichen Gängen und Zielen einer- und der Geistesarbeit in Schrift und Kunst anderseits, gleichgültig, ob nun in der Form harmonisch zusammenstimmender Hebung oder Funken werfender Reibung. Der Einzelne mit besonders energischer Reaction seiner Geisteskraft mag sich dieser Strömung entziehen, doch gewiß auch er nicht für immer; eine ganze Literaturrichtung kann das nie. Leben und Schrift, That und Gedanke sind nur die zwei mehr oder minder divergirenden Ausläufer Eines gemeinsamen Springquells. Woher kommt es eben, daß die eiserne Kriegszeit des Napoleonismus sich selbst von der lendenlahmen Reaction in belletristisch-künstlerischen Bildungen mußte überflügeln lassen? Einfach daher, weil dort vor dem Drängen der gewaltsamen Umsturzthat kein Raum und kaum Duldung mehr blieb für das freie Geistesspiel, die künstlerische Sammlung und das selbständige Denken. Diese Wahrheit springt am schlagendsten heraus, wenn wir das französische Volk allein, das am gewaltsamsten, gespanntesten thätige und leidende, ins Auge fassen und finden, daß bald nach diesem Drucke Kraft und Lust geistig freien Gestaltens mälig bis zu dem Grad ansteigen, um bereits für die fast gleich lange Restaurationszeit einen dreifachen Reichthum an Werken und den sechsfachen an Autoren auf den Plan zu werfen. Noch überzeugender spricht die Parallele: Das aus ganz besondern Gründen durch den Napoleonismus eher gehobene, weil auf's Neue activ mitwirkend ins große Weltleben hineingezogene Italien zeigt keine Spur jener nachfolgenden Steigung, eher das Gegentheil; das blos indirect in jene Gewaltacte mitverflochtene England nur die bedeutend schwächere Spur einer solchen; eine stärkere Deutschland.

Die drei Erscheinungen treten in der Geschichte der vier Literaturen als Ganzes gleich stark hervor: Die Höhe des Schriftwesens geht mit der Höhe der gesammten nationalen Haltung parallel, in der Zeit etwas voraus oder nachfolgend, einleitend oder abschließend.

Das sind die Glanz- und Blüthenpunkte der '
beide Factoren liegen mit und neben einan
zeichnet das periodenweise Absterben einer g
ein betrübendes Zurücktreten in der Geschich
dritte und letzte Fall: die Nationalkraft w
auf ein bestimmtes äußeres Lebenselement, se
schaft (Frankreich), sei's die staatlich-gesellsch
(Italien), sei's die socialen und social-politisc
Welthandel und Weltindustrie mit ihren wen
intensiven Kämpfen, dem Gefolge der Wirth
Mechanik und Erfindung (England). Dann
freie Geistesthätigkeit, der Ausfluß des specifi
oder Kunst zurücktreten; in dem Fall aber
auch für diesen Factor keinen Verfall, sondern l
und Sammlung, ein Rückweichen vor gew
kommende Hebung läßt sich sicher voraussager
lauf ein Gestirn durch das andere bedeckt w
Verhalten der beiden Factoren umgekehrt vor
Führerin, — Erscheinung und Erfolg bleib
gleichen. Deutschland allein scheint neuester
Elemente auf (wenigstens relativer) Höhe zu
einem ungeheuer langsamen, schwerfälligen u
und vielen verfehlten Versuchen.

Die gleichen Sätze erweisen sich an ei
literaturen zweiten und dritten Rangs.

Die zwei in einander spielenden Factoren
und Außenleben eines Nationalorganismus

Die in raschester Progression absteigende
und der Autoren, von der deutschen an gere
und englische hindurch zur italienischen her
die Parallele; bestimmend sind diese Zahlen f
die Wucht der Zeiteinwirkung nur unter de
Einschränkung, daß Französisch und Engli
schwerer wiegen und mächtiger eingreifen,
Zahlen zeigt. Ein nicht in gleichem Grad
trifft die kleineren Nationalliteraturen, von de
der Bedeutung der Poesie die russische in

neben ihr Ungarisch und Polnisch. Für's nachrückende Neu-Griechische wirkte überall mehr das geschichtliche und politische, das Stamm- und Staatsinteresse.

Daß einzelne Jahre in ihrer Production weit über der Durchschnittszahl der Gesammterzeugung ihrer Periode oder des ganzen 50jährigen Zeitraums stehen, ist Zufall nicht — denn das Wort ist leer! —, wohl aber ein unter kein Gesetz zu bringendes Zusammenfallen von Erscheinungen und Umständen, die, das Eine Mal so wirkend, sofort wieder eine neue Combination eingehen. Zu den relativ fruchtbarsten Jahren zählen 1820 und 22, 1828 und 29, 1833 und 35, 1837 und 39, 40 und 41. Die Gesammtsteigung, für's Jahr berechnet, kann von 10 oder darunter (1801, 1809 ꝛc.) bis auf's Fünffache anwachsen; eine weit greifende jährliche Durchschnittsproduction dreht sich um die Zahl von 30 Werken.

Einen ganz irregulären und in insulärer Abgeschlossenheit für sich stehenden Gang nimmt die englische Production folgender Erscheinung gemäß: In den kurzen Jahren der ersten Restaurationszeit vermöge ganz ausnahmsweisen Sprunges auf die doppelte Höhe der Erzeugnisse aus der bedeutend längeren Periode des Napoleonismus aufgestiegen, fällt sie sofort und rasch schon in den Jahren des weiteren Restaurationsablaufes ab, um sich schließlich blos wieder auf dieselbe Höhe der Fruchtbarkeit zu heben, von der sie seit Mitte des ersten Jahrzehnts ausgegangen war. Dafür läßt sich schwerlich ein Gesetz oder eine folgerichtig nachweisbare Beziehung zur Gesammthaltung und universellen Thätigkeit der Nation nachweisen, und wir denken, der einzige Erklärungsgrund sei darin zu finden, daß in jenen ersten Restaurationsjahren drei der allergrößten englischen Autoren, die später blos noch von zweien an Reichthum des Schaffens eingeholt wurden, eben in ihrer höchsten Blüthe und dem reichsten Ausleben ihres Genies standen. Einem scharf und klar präcisirten Gesetze dagegen unterliegt es, daß die italienische Literatur an universeller Bedeutung wie an Zahl der Autoren und der Werke nur rückgeschritten ist; so wichtig die Jüngeren für die Nationalhaltung sind, zum Range von namhaften Gliedern der Weltliteratur haben sie sich kaum mehr erhoben.

Auch nach dem bloßen Zahlenanschlage zeigt das Deutsche die constanteste Geistesarbeit; wir stoßen bei Weitem nicht auf die weit abspringenden Zahldifferenzen, nicht auf die gewaltsamen

Ansprünge und schlaffen Rückweichungen wie beim Französisch Englischen.

Auffallend und gesetzlich d. h. aus den Zeit- und Nationalf erklärlich ist, wie sehr nahe seit der zweiten Restaurationshälf stehend bis in die Mitte des Jahrhunderts die französische production der deutschen rückt. Die Ausgänge in den Anfäng Jahrhunderts waren für beide nach den voraufgelaufenen pol und literarischen Vorgängen kolossal verschieden gewesen, un günstiger für's deutsche Schriftwesen, das in seinem ununterb vollen Bildungsablaufe stand, während das französische, abgel schon durch den Rückschlag der gewaltigen Anspannung in der lutionsliteratur des vorigen Jahrhunderts und dann vollend die furchtbare Nationalkrisis, erst wieder einen frischen Anla suchen mußte, den Zeit und gegenstrebender Wille lange ni laubten. Der ganze organisch entfaltete Lebenslauf dieser franz Literatur des 19. Jahrhunderts ist eine der interessantesten S partien namentlich für den Denker; es ist ein sehr klar u stimmt sich abwickelnder Proceß in dem Gefolge und als Geg der gesammten Zeitströmungen, eine Geschichte, wie sie wohl dem französischen Schriftwesen und der französischen Kunst (M mit dieser unbedingten Deutlichkeit sich abheben. Das geht au wieder bis zum vollständigen Verfall zurück d. h. zu dem M wo das zweite Kaiserreich in schmählicher Corruption und tr Alltagsspeculation die sämmtlichen Geisteskräfte der Nation versimpeln ließ, wo die „an der Spitze der Civilisation marsch Großmacht selbst für das sonst als Schaustellungsobject geh hohe Unterrichtswesen im Jahr ungefähr noch die Summe verw welche ein Dutzend feinster Rassenpferde kosten würde; das is scheinlich der stärkste Fluch, der dieses eine Zeit lang ganz bethörende und hinter sich herziehende Schein- und Mißregimen das Ende heißt — Metz und Sedan.

Autorenzahl und ihr Verhältniß zu den Schriftgattungen. (nicht eben befremden, wenn wir bei Einreihung derjenigen Sch der streng philosophischen, philologischen und verwandten Dis welche abgesehen von ihrer Fachbedeutung eine Stelle in der schöne tur einnehmen, unter den Franzosen eher noch auf eine höhere Zahl als bei den Deutschen, während doch selbstverständlich die specifisc

sophische Bewegung bei jenen gar nicht in Parallele gebracht werden kann mit derjenigen unter dem Volke der Denker und Dichter und Grübler. Jene Erscheinung liegt an langeher eingewurzelten und constatirten Nationaleigenschaften. Bei den Franzosen wuchs im Laufe der Zeit die Zahl der hieher fallenden Namen, bei den Deutschen nahm sie eher ab, wie eben der philosophische Gewaltanlauf selber nachließ. Auch in diesem gegenseitigen Anwachsen und Abnehmen liegt klares Gesetz. Dieselbe Betrachtung auf's geschichtliche Feld übertragen, ergiebt bei beiden Völkern eine bedeutend ansteigende Bewegung. Von englischen Autoren dieses Genre, die zwei Gebiete zusammengenommen, fällt immerhin eine nennenswerthe Zahl hieher; Italien tritt ganz zurück. Im Romanfache halten sich Deutsche und Franzosen die Waage; von Engländern sind es nur wenige Namen höchsten Ranges, die aber theils durch Zahl und theils durch Bedeutung ihrer Werke einen weitaus entscheidenderen Impuls geben, als ihre kleine Reihe schließen läßt. Dagegen findet sich in England ganz wie in Deutschland und Frankreich eine relativ sehr große Zahl kleinerer Talente von unerschöpflicher Productivität, eine absteigende Werthungslinie beschreibend bis herunter zum faden Unterhaltungsstoff und dem Schund. Nirgends ist die im Ablaufe des Jahrhunderts ungeheuer angewachsene Zuneigung zu einem Fach als generelle Erscheinung über die ganze civilisirte Welt hin überraschender, allgemeiner und in unwiderstehlicherem Zuge zur Geltung gekommen; die Massenneigung ruft die Massenproduction und hält sie bis heut oben. Unrichtig übrigens die Folgerung, daß damit nur eine Verflachung des Geschmacks oder des Denkens angezeigt sei. Die Autorenzahl für's dramatische Fach läßt sich nur schwer fixiren; es steht die durchlaufende Thatsache entgegen, daß die bedeutenden Dramatiker in größter Zahl mit annähernd gleichem oder gar überwiegendem Gewicht auf einem oder gar zweien der andern Felder schöner Literatur aufgetreten sind. Oft, sehr oft wären wir in großer Verlegenheit einen deutschen oder französischen Autor nach seinem specifischen Hauptfach einzureihen; da treffen wir auf die verschiedensten Schattirungen der Begabung und Talentverwendung; bald erscheint die dramatische Thätigkeit blos Ausfluß einer früher ausgesprochenen, insbesondre des Romans (Franzosen), bald theilt sie sich mit der lyrischen zu gleichen Loosen u. s. w. u. s. w. Diese Mischungen mannigfachster Natur treten viel schlagender auf als in früheren Literaturzeitaltern, und mehr

als jede andre Gattung findet sich das Drama von ihnen bei daher auch die große Zahl blos dramatisirter Gedichte, die Verw der dramatischen Einkleidung als bloße Form; und so läßt si organisches Verhältniß herausfinden zwischen der Anzahl der ganz lichen Dramatiker und derjenigen der Dramen unsers Jahrhu Die letztere erscheint viel zu groß und würde einen grundlos gü Schluß auf das Fach hervorrufen. — Wie hoch und glänzen die an Zahl annähernd sich gleich kommenden französischen un lischen Lyriker stehn, jene gar mit einer neuen und lebenr Tonart; wie auch Italien auf diesem Einen Gebiete mit mehr als sonst nachrücke: gleichwohl ist das lyrische Feld specifisch d Eigenthum; da arbeitet das deutsche Gemüth, und die lyrisch lyrisch-epischen Sänger dieses Volkes gehen an Zahl fast um's D über die aller drei andern hinaus; selbstverständlich sind bei diesem die Tagesfabrikanten in Liederwaare auch total außer Beachtung g

Zahl der Werke nach den Schriftgattungen. Wenn h vielen Stücken das Relationsverhältniß ein wesentlich andere so ändert das an den oben gemachten Aufstellungen un als gesetzmäßig erkannten Zeithaltung zum Schriftwesen und Gattungen Nichts, denn als neu kommt hiebei ein einziger hinzu: das ist die außerordentlich wechselnde Fruchtbarkei Sterilität der einzelnen Autoren. Das geht so weit und ist in Zeiträumen mehr als eines Ortes thatsächlich bewiesen, daß da sammentreffen von drei, ja zwei einzigen Verfassern mit gan nahmsweiser Productionsfülle für ihre Gattung in einem besti Zeitraum, der bis auf zwei Jahrzehnte gehen mag, das Zahlv niß vollständig umkehren kann. Dieses Element nun liegt auß fixirbaren Regel, da es Sache individueller Naturbegabung ist. wir nämlich auch constatiren mögen, daß die Zeitströmung di duction des Einzelnen hemme oder hervortreibe, so ist da nebensächlich, und jedenfalls wird das Ineinswirken der gün Umstände ein sterile Talent nicht fruchtbar machen. Dieses Ve ist in jedem Einzelfall Naturwalten, und gerade die begabtesten stellen sich am leichtesten außer und über jede Fluthung de mentes. Immerhin ist sonst in diesem Capitel störender Einfluß als fördernder, und doch hat unser Jahrhundert auch jenen geringerem Grad als frühere Zeiten geltend gemacht.

Den Kreis der vier Literaturen zusammengefaßt, bewahrt die constantesten Zahlen das Geschichtsfeld, weisen die abspringendsten Roman und Drama. Daneben sind es Erscheinungen eigner Art, wenn z. B. die Dramenproduction in Deutschland die meiste aushaltende Beständigkeit zeigt, die lyrische im Französischen grade so unverhältnißmäßig ansteigt wie im Englischen abnimmt. So Anderes mehr. Einzelerscheinungen der letztern Art lassen sich einfach als Thatsachen hinstellen; wer sie unter ein Gesetz bringen will, verfällt leicht schrankenloser Willkür in seinen Abstractionen. Man halte die verschiedenen Thatsachen scharf aus einander: Während es mit voller Leichtigkeit aus einer universellen Strömung sich erklärt, daß die Gesammtproduction im Romanfach seit den 30er Jahren das Doppel aller früheren übertrifft (unvergleichlich in Frankreich), ist anderseits die zweite Erscheinung, daß auch die Dramenzahl sehr stark gewachsen, ein bloßes Appendix der ersten, ohne inneren Grund für sich zu haben, und vollends bei der Lyrik hängt die Zunahme fast allein (Frankreich etwas beigezogen) an der oben berührten deutschen Thätigkeit. Umgekehrt: Steigerung der Geschichtsbetrachtung und Geschichtschreibung, die wir wiederholt so entschieden betonten, hat für alle unsere modernen Generationen und Nationen ein so Ausschlag gebendes Gewicht, daß sie geradezu einen Wechsel in der Weltanschauung nicht blos anzeigt, sondern das Entscheidendste zu seinem Umschwunge beigetragen hat.

Führen wir abschließend die Autoren von außergewöhnlicher Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit alle nach einander auf:

Deutsche. Philosophisches Feld im weitesten Sinn und mit der oben angedeuteten Ausdehnung: Die drei großen Häupter nach Kant, Schleiermacher und Herbart.

Historisches: Die Schlegel, Görres, A. Ruge.

Romanfach: L. Tieck, Fouqué, Immermann (mit Drama), W. Alexis, Spindler, Gerstäcker und Hackländer, die drei ersten Häupter des Jungen Deutschland (zwei mit Drama), Auerbach und Gotthelf, die Gräfin Hahn-Hahn und Fanny Lewald.

Drama: Ernst Raupach, Friedrich Halm, Friedrich Hebbel.

Lyrik: Leopold Schefer (mit Roman), Platen (mit Drama), Rückert.

Franzosen. Philosophie: Victor Cousin.
Geschichte: Guizot.
Drama: Delavigne (mit Lyrik), Scribe.
Romanfach: Chateaubriand, Beyle, Delatouche, Charles N
Balzac, Dumas, Sue, Soulié, A. de Musset (mit Lyril
Drama), George Sand, Mérimée, Paul de Kock.
Lyrik: V. Hugo (mit Roman und Drama), Lamartine
Roman und Geschichte).
Engländer. Roman: W. Scott, W. Irving, Cooper, Bulwer,
Lyrik: Th. Moore, Byron (mit Drama).

Die Nationalliteraturen zweiten und dritten Rangs weisen durchgängig ein lebhaftes Streben zur wirklichen Nationalisirung Befreiung von fremdländischem Joch und Geschmack, insbesondre vom 18. Jahrhundert her übermächtigen französischen. Dieser hebt früh im 19. an. Eigentlich national und frei von der lahmer Nachahmung der höher entwickelten fremden Production w die meisten von ihnen erst im Laufe des Jahrhunderts. Damit l zusammen, daß auch jetzt erst ihre Producte, sei's in den Origir sei's in Uebertragungen, dem übrigen Europa bekannt wurden Folge einerseits des außerordentlich erweiterten geistigen Verl anderseits der mit dem selbständigen Gehalte gestiegenen Bedeu dieser Schriftwerke. Wie ausnehmend spärliche Namen aus all d Sprachen hatten früher in die Weltliteratur Eingang gefunden! S auffallend bleibt es, wie erst so recht seit den Ausgängen des d Jahrzehnts die Nationalliteraturen niederen Rangs anfangen mit f kräftigem Leben in die allgemeine Strömung einzutreten, deßhalb erst von da an jenen Grad der Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn ihnen jetzt geschenkt wird. Fast alle waren sie vom 18. Jahrhu nachtretend und nachbetend, geknechtet und lebenleer, herübergekom Unstreitig hat die frisch erwachte Nationalitätsidee auch nach Seite das Ihre gethan. Allgemein würde ein besonderes Stud Stoff einer sehr interessereichen Monographie, den Nachweis beibri wie zunächst französisches und englisches Schriftwesen auf einande beiden zusammen auf das deutsche und umgekehrt eingewirkt, und ferner die so zusammengewachsenen Weltliteraturelemente ihre gewaltig weiter gezogen und bis in die russische hinein gefluthet h

Der Roman wäre hierbei unstreitig das erste und weiteste Nachweisfeld, Geschichte und Lyrik die nächst folgenden. Jedenfalls nehmen diese zusammenstimmenden Elemente einer kosmopolitisch gewordenen Welt- und Geschichtsanschauung ungeheuer viel Raum ein, eine Art Gegengewicht bildend gegen die schroff herausgearbeitete Nationalitätsidee. Die beiden Factoren begründen ein glückliches Ineinanderarbeiten, und ganz gewiß liegt ein starkes Stück von Bedeutung, Gehalt und Wirkung alles Schriftwesens in unserem Zeitalter in dem ergänzenden Zusammenwachsen der beiden Elemente, des nationalen und des weltbürgerlichen.

Germanisch. Im Holländischen blieb bis tief ins Jahrhundert herab die französische Pseudoclassik herrschend. Eine vlämische Sprach- und Schriftreaction ward erst im Gefolge der 30er politischen Bewegung gekräftigt; sie trat seitdem lebhaft ein gegen das knechtende fremde Element und für die altnationale Sprachnüance und deren Schriftdenkmale. Mit wie viel Erfolg? Lied, Romanze und Novellistik sind auf diesem Boden sehr bebaut.

Dänisch-schwedisch. Eine vollständige Geschichte der eigentlich noch jungen dänischen Nationalliteratur steht heute noch aus und scheint nicht sehr zu reizen; sie hätte viel Verkehrtes anzumerken; versucht wurde sie erst in diesem Jahrhundert. Durch Oehlenschläger ist der poetischen Literatur jedenfalls ein neuer Aufschwung gegeben worden. Die Lyrik als geistliches und weltliches Lied, besonders auch in der satyrischen Tonweise, das Roman- und Novellenfeld bis auf die Erzählung und das Märchen herab, endlich das Drama in den verschiedenen Formen bis zum neu eingeführten Vaudeville sind die besonders bearbeiteten Arten. Ein philosophirender und damit zusammenhängend ein den modernen Zeitstrebungen abgewandter Zug läuft allzu stark durch dieses ganze matte Schriftwesen.

Auffallend genau fällt die Erhebung einer förmlichen Nationalliteratur in Schweden zusammen mit der politischen Neugestaltung am Ende des ersten Jahrzehnts. Den Kampf gegen die verzopfte akademische Classicität führten gleichzeitig und mit Erfolg die beiden gewichtigen Schulen, die idealistischen „Phosphoristen" und die nationalen „Gothen". Lyrische Tonweisen waren langehin das entschiedene Hauptgebiet des Schaffens, der Roman neuer, dann aber zu bedeutendem Rufe kommend. Auch hier sind der durchschlagenden Namen wenige.

Romanisch. Spanisch-portugiesisch. Seit den napoleon Kämpfen vollzieht sich im Spanischen zugleich das Abwerfen des J der französischen Kunsttheorie und die Rückkehr zum nationalen Lyrik und Epik, Drama und Roman werden mannigfach gep Die politischen Revolutionen sind jeweilen zugleich Anfangsep einer neuen literarischen Production geworden, die Jahre des b testen Druckes dagegen haben wiederholt alle spontane Geistes- Schriftthätigkeit ins Ausland getrieben; wer denken wollte, m auswandern. Das individuelle Schriftstellerleben ward meist Sp bild des nationalen Geschickes und der Politik, unglücklich g In einer gewaltigen Masse von Producten ist die dramatische Dic vertreten (Nachwirkung der altspanischen Dramen), die dafür f auch die verschiedensten Verirrungen und Uebertreibungen in sich stellt. Lyrische und lyrisch-epische Dichter nicht minder zahlreich. Roman, etwas jünger, ist fluthend nachgeströmt. In Deutschland diesen Producten langehin eine geradezu tendenziöse Aufmerksa geschenkt, und die Geschichte der Literatur ist am besten von Auslä geschrieben.

Portugiesisch hat sich seit der Einen kurzen Blüthenperiode, d der politischen Macht und dem Entdeckerruhm zusammenfällt, wieder gehoben; zur Selbständigkeit ist sie nicht gelangt. Es fast durchweg an Nationalgefühl; die Nachahmung wechselt die Quellen. Dafür hat sich brasilianische Literatur bereits selbständigen Platz gemacht; die literarische Emancipation läuf genau der politischen parallel. Christliche Poesie, im he getragenen Glauben begründet; national-politische, aus der neuen mung fließend. Der gestärkte Nativismus und der herübergekon Romanticismus arbeiteten vollends auch an der formalen Selbstä machung.

Das Neu-Griechische durchzieht ein großer Stamm- Sprachursprungsstreit. Die Literatur hat trotz aller früheren Imp der natürlichen Frucht nationaler Knechtung, seit Jahrhunderten w stens die eine gesunde Grundlage bewahrt national zu sein un Haß der Türkenherrschaft zu nähren. Dichtung und Nationalw geburt, im Leben jener Sänger selbst zumeist mitsammen ver sind absolut Eins, Volksliederdichtung herrlich und markig erh Seit Korais' höchst verdienstlichem Vorgang für Fixirung und

gung der Sprache, Aufstellung einer tüchtigen Grammatik, Lexikographie des Sprachschatzes rc. hat der Sprachbildungsproceß sehr bedeutende Schritte gethan, welche nicht anders als günstig auch auf die Entwicklung der poetischen und prosaischen Literatur rückwirken konnten. — Kirchlich-theologische Schriften spielen nach altem Herkommen bis auf die neueste Zeit immer noch eine große Rolle. In Geschichtschreibung beschränken sie sich natürlicherweise fast ganz auf ihr Land. Die Volksdichtung hat unter dem lebhaft beweglichen Volke ein Gewicht wie in wenigen Nationalliteraturen der Neuzeit, da der poetische Sinn unter dem heitern hellenischen Himmel selbst mitten in den Zeiten der tiefsten nationalen Erniedrigung seine Innigkeit, Naivetät und Kraft nicht verlor. Deßhalb sind die Volksgesänge hier ein besonders lebendiger Spiegel des öffentlichen wie des privaten Treibens, Fühlens und Denkens, und mit vielem Recht hat dieser Zweig der Dichtung bei den Abendländern eine ganze Reihe von vorzüglichen Bearbeitungen und Uebersetzungen (deutsch-französisch) gefunden. Natürlich gewannen so Volks- wie Kunstdichtung neue Kraft durch die große Erhebung.

Slavisch. Die russische Literatur ist erst durch unser Jahrhundert zur Bedeutung eines in den allgemeinen Culturgang eingreifenden Zeitelementes herangebildet und erhoben worden. Sie ist (wie Jordan constatirt) kein inländisches, sondern ein exotisches, aus dem Auslande hinübergekommenes Gewächs. Neben fortlaufenden französischen sind neu eingedrungen und wirkungsreich geworden deutsche und englische Schrifteinflüsse. Mit den eifrigen Culturbestrebungen der ersten Zeiten Alexanders I. fällt auch genau die Hebung dieser Literatur zusammen, welche erst seit Karamsin, der den Pseudoclassicismus schlug, in die europäische eingerückt ist; überdies nahm sie erst in jenen Tagen ihre Stellung im und zum Volksleben. Freilich schritt hernach in Parallele mit dem eisernen politischen Verschmelzungsprocesse des Kaisers Nikolaus auch die Literatur einseitig zur absoluten Herrschaft des Nationalrussischen vor, alle fremden Elemente absorbirend. Eine Reihe hochbedeutender Autoren haben dem Volksgeist Sprache zu geben verstanden; sie und andere tief unter ihnen stehende, die letztern bis zum rohesten Naturalismus in der verzerrten Zeichnung der ohnehin verwilderten und unsaubern heimischen Volkszustände vorgehend, drangen denn auch tief ins Volksthum ein und fanden neben Karamsin's russischer Geschichte bis dahin unerhörte Leserkreise. Die

Lyrik und der Roman, Novelle und Erzählung wurden die angeme Ausdrucksformen dieser Darstellungsweisen, sehr oft mit entsch socialistischer und revolutionärer Tendenz. Excentrische Nachah der ausschweifendsten französischen Romanschöpfungen. Volle wilderung des Geschmacks und roher Cynismus in der ne ‚Enthüllungsliteratur'. Erst durch diese Kreise sind Leben und G schaft Rußlands dem Abendland erschlossen worden. Dramen der Geschichte des Landes sind häufig. Den bedeutsamen russ Reisen und Expeditionen schließt sich eine reiche Reiseliteratur an. sonst in den Ländern slavischer Zunge begegnen wie dem sorgsame wenden zu Sage und Lied des Volkes. Eine eigne Tragik hat d excentrischer Laufbahn sich bewegende Leben Vieler unter diesen Au gefaßt; ob nicht auch darin der Widerspruch sich auslebt zwischen nichtigen Nationalexistenz und trüglichen Halbcultur und den und Dichteridealen ungebunden hochsinniger Geister?

Es scheint doch ein besonders kräftiges Nationalgefühl z zeichnen, daß Pflege und Weiterbildung der polnischen Sp selbst durch den unrettbaren politischen Verfall sich nicht haben lassen. Hier hat übrigens das regelrechte und lebenleere Prunkt französischen Styls à la Louis XIV. am längsten verderbend gehalten. Es geht überhaupt derselbe Kampf vor sich wie andern zwischen den alten Classikern, die nicht national waren, und den Romantikern, die das werden wollten; der gleiche Kampf un gleiche Erfolg. Und erst eigentlich seit dem Siege der Letzteren durch ihn ist die polnische Literatur zu europäischer Bedeutun kommen. Lyrische Dichtung; vielfache Uebersetzungsarbeit. Die nische Emigration in Frankreich hat eine eigne treffliche Dichte entwickelt, weil hier die Freiheit war, die in der Heimath fehlt.

Ungarische Literatur und Sprache erfuhren fortwährend cielle Förderung im politisch-nationalen Interesse, das sich auch das Deutsche und die Deutschen gewendet hat. Jedoch ist die breitung ihrer Schriften im Volke ganz jung. Lyrische und l epische Dichtung, national und volksthümlich, oft mit dem den Stä in diesen östlichen Landen eigenen melancholischen Anhauch, find glänzend vertreten; einige Dichtergrößen ersten Rangs. — Die anti-deutsche Strömung im Czechischen, ohne allen positiven G halt, macht den Eindruck eines Strohfeuers.

Der Zeitablauf und das Schriftwesen. Die Influenzen vom Geiste der Literatur des 18. Jahrhunderts sind — das erweist sich ja nicht an der deutschen Schriftwelt allein — nicht so erheblich, bei Weitem nicht, als es die gewaltige Wucht jenes Geistes könnte schließen lassen. Begreiflich übrigens! Hatte derselbe ja bereits im Riesenwerke der französischen Revolution seinen gewaltigen und gewaltsamen praktischen Abschluß gefunden. Das 19. geht auch in der Schrift ganz bedeutend erweiterte und im Ganzen gewiß bedeutsam vertiefte Wege. Der Vorwurf des Obenhingehens, der Oberflächlichkeit mag manche Einzelerscheinungen treffen, und wann wäre es anders gewesen?, gegen die Gesammthaltung des Schriftwesens gerichtet wäre er eben so einseitig als ungerecht. Wir haben allerdings auch eine Literatur des Schwindels und der Tagesspeculation; aber wenn wir die Summe der Erscheinungen ziehn, so machen sich diese Krankheitssymptome in der Schrift immer noch bei Weitem weniger geltend als in der Praxis des Lebens. Freilich ist überall zu viel Meteorartiges, der Contrast die gefährliche Hauptwaffe der dominirenden Schriftgattungen. — Das erste Jahrzehnt ist noch überwiegend eine Zeit der gespannten Denkkraft neben der eisernen That, die Production bleibt geringer, am stärksten gerade bei den speculativen Denkern und Forschern. Die Restaurationszeit hat ihre unversöhnlichen Widersprüche mit in die Schrift hineingetragen, die höchst ungleicher Natur und eben so ungleichen Gewichtes ist, den Schwankungen der Tagespolitik ängstlicher folgend als sonst irgendwann und von den Tagesmächten theils auffallend gehätschelt und bevorzugt, theils angefeindet und verfolgt. Eine Art Erschlaffung der Kräfte, bedingt durch die vorausgegangene furchtbare Ueberspannung derselben und durch die trügliche Lahmheit und Lüge der Politik und des ganzen öffentlichen Lebens, wirkte bis über die Mitte der 20er Jahre hinaus abschwächend nach; es liegt ob den Gemüthern wie Mehlthau und Herbstfrost; nur die schillernd romantische Traumwelt und mittelalterliche Rückwärtserei feierte lustig und luftig ihre Mondscheintänze. Es ist immer ein Zeichen von Mangel an Tiefe und Werthgehalt, wenn Tagesschriftstellerei mit Augenblickstendenz, wenn Journalartikel und zerstreute Aufsätze gar über alle andern Gebiete des Schriftlebens sich hinauszustrecken und dictatorisch vorzugehn verlangen. Wunderlich unklare Schrullen und kritische Dictate sind Hauptstücke an jenen Erzeugnissen. Aber trotzdem

mußte sich die Fruchtlosigkeit der Reactionsstr
klar aufdecken, und es ist ein schlimmes Zeichen
daß in der Zeit der blühendsten Reaction, d.
bis 1824 ein einziger betriebsamer Verle
Exemplare, d. i. 1,598,000 Bände von Volt
und Nationalverächter arg angefochtenen, unt
Rousseau absetzen und daß der Globe n
vom Katholicismus drohen konnte, als Touq
ward. Es ist doch an dem, was der g
vor hundert Jahren sagte: Das Pfaffenreich
und Untergang auf allen Seiten, die Maschine
Freiheitskampf war's, der in allen lebensfä
und ganzen Schulen der romantischen Reac
Freiheit und Fortschritt wieder zur Losung
Interessant überhaupt und entschieden von f
wie selbst die nach ihrem Wesen der Gegenw
allgemein die Realität gar nicht begreifenden
die ausgeprägteste Tendenz zur Zeiteinwirku
folgerichtig sich modernisiren. Der Wille de
in ihre Schrift hineingeworfen, als ihr Denke
freilich die Folge gehabt, daß nicht weniger
Schrift hineinkam als des Gewordenen. S
Gestalten ist überall weit gepflegter als das

Bei Anlaß eines ganz andern Kapitels
sich uns in früheren Jahren einmal mit gr
Gefühl aufgedrängt, daß es für den Kenne
sein müßte einzig das Vorherrschen oder F
Schriftgattungen als Hauptausgangspunkt z
gestützt nicht blos die Literaturgeschichte eine
zufassen, sondern mit Sicherheit ein Urtheil
literarischen Werth und Gehalt der ganzen
über ihre Geistestendenz im Allgemeinen; als
nach den Gattungen. Es war dies das K
ratur von der ersten Regeneration in den 30
vorigen Jahrhunderts bis auf Klopstock herab
diesen hinaus, und die Folgerung wäre für j
schmeichelhaft, da im Ganzen nur die kleinere

die gekünstelten Gattungen blühten. Im höchsten Grad interessant nun wäre es, diesen Satz, wenn in weitester Ausdehnung vergleichend mit dem vorigen Jahrhundert, auf das ganze Schriftwesen des jetzigen anzuwenden, und ein geistreicher Kopf möchte die bedeutsamsten Schlußfolgerungen zur Zeitwerthung und Zeitströmung aus diesem eigenthümlich genommenen Standpunkt ableiten. Jedenfalls liegt da eine neue Aufgabe ungelöst.

Die specifische Weltliteraturform in allen Sprachen ist ohne Zweifel der Roman; abgesehen von Zahl und Verbreitung, von der Beliebtheit und der entgegenkommenden Productionsleichtigkeit geben ihm dieses Gepräge die auffallendste Uebereinstimmung der Ideenkreise und Anschauungen, ja sogar der Wendungen und Ausdrucksweisen, von denen viele schon lang abgegriffen und abgeschliffen sind. Die psychologische Malerei der Charaktere, die hier ihr weitestes Feld findet, ist nicht unter den Deutschen allein, welche nach ihrer Neigung freilich am leichtesten auf diesem ihrem Lieblingsfelde vorgingen, aber auch nach dem bestechend schillernden Muster der Franzosen zu weit gehend abirrten, sondern in der gesammten europäischen Romantik des Jahrhunderts ein Hauptzug geworden. Die der Theaternoth dienenden Conversationsstücke stehen an Werth zumeist nicht über der auf andern Gebieten breit hervortretenden Unterhaltungslectüre, und diese mittel- und untermittelmäßige Masse war nicht gemeint, wenn wir oben von der Nothwendigkeit dieser Art Stücke mit modernem Inhalt für die Bühne sprachen. Die Zeit hat eine Reihe von Artennüancen auf mehr als einem Gebiete geschaffen, neue Spielarten, wenn der Name nicht zu leicht wäre. Politische und socialpolitische Lyrik sind wenn auch nicht gerade Schöpfungen, so doch ganz besonders kennzeichnende Ausflüsse des Jahrhunderts. Eine geistreiche französische Schöpfung dieser Classe ist das dramatisirte Sprichwörterspiel (proverbe dramatique) stark socialen Charakters; eine der feinsten unstreitig die Dorfgeschichte, die bereits auch auf französischen Boden übergewandert ist. Eine zweifelhaftere sind die dramatisirten Gedichte bis zu denen, da die Form fast ganz gleichgültig für den Inhalt geworden. Das Zurücktreten der didaktischen Dichtung, selbst bei den reflexionslustigen Deutschen und trotz der auch bei den andern Völkern in wuchtiger Fülle vertretenen Reflexionslyrik, ist entschieden tieferer Einsicht in das Wesen der Poesie entsprungen; die moderne Gedankenlyrik ist

eben etwas Anderes und steht an wirklich dichterischem Gehalt gleichlich höher als die alte Didaktik. Volks- und Jugend leisten Vorzügliches.

Christliche Poesie ist in unsern Tagen ein Experiment, ohne Leben, der Himmel nur mit Schatten bevölkert; eine fra Dame meinte über ihn: On manque de renseignements. Al Bilder und Gestalten fehlen. Uebrigens hängt die ganze I viel zu stark mit dem clerikalen Streite der Zeit zusammen; z als daß sie wirklich poetisch würde, und zu stark, als daß christlich bliebe; sie ist bekanntlich wie der gleiche Zweig in de durch und durch verweltlicht. Die Rückwärtserei hat durchgehe den Waffen des Fortschrittes gekämpft. Das völlig weltliche und die noch viel weltlicheren Gelüsten der clerikalen Wortführ sich überall ganz genau nachweisen; es handelt sich durchau um die reine Idee der Religion. Es ist auch in der Schrift ei um die Macht, die leitenden Häupter viel mehr politisch als die Religion ihnen blos Mittel zum Zweck. In Frankreich w Art Schriftthum durch und durch royalistischer Natur, übrig zweifelhafter Bundesgenosse für das Königthum, nur so la ergeben, als dieses im geistlichen Fahrwasser steuerte. Die R will, gerade wie die deutsche Romantik es auch that, alle Lebe Wissensgebiete erfassen und nach sich modeln; sie hat ihre die wir die inspirirte heißen könnten, in Deutschland Etw der Klopstockschen Zeit an sich tragend, nur nicht den ausha religiösen Ernst. Ihre Logik entlehnt sie, wenn sie am gefäh ist, dem Feinde. Vorübergehend verfing jene Dichtung, zu Frankreich, weil da seit den Revolutionsstürmen überhaupt kein mehr da gewesen war. Es war etwas daran, wenn unter dem reich der metaphysische Constitutionenmacher Sieyès die Frage denken Sie zu dieser Zeit? kurzweg so beantwortete: Ich de nicht. Sie hat aber viel zu viel Künstlerisch- oder Künstlich-I lisches oder dann geradezu Politisches an sich, um irgend äc rein zu sein, von Natur oder Naivetät des Gefühls nicht zu Ein Beispiel aus Hunderten: Es macht sich komisch und für de Gesagte bezeichnend zugleich, wenn Bonald in seinen Klagen ü Untergang des Autoritätssystems (siehe sein Buch „Le divorce“ die Gartenbaukunst citirt: „Die ländliche und rohe Natur der en

Gärten hat die prachtvolle Symmetrie in Le Notre's Anlagen verdrängt". Die ganze poesie- und kunstverlangende Religion der Literatur des Jahrhunderts liegt nach diesen ihren Seiten bereits in Chateaubriands „Génie du christianisme"; das politische Stück an ihr haben Andre hinzugethan, auch die Deutschen. Es verfängt nicht. Eine der Ideen, welche im folgenschwersten Maße Denken und Schrift des Jahrhunderts durchziehn, immer gewaltiger sich Boden erkämpfend, ist die Relativitätsidee, d. h. in letzter Consequenz die stärker und stärker sich festende Ueberzeugung, daß es für uns keine absoluten Wahrheiten giebt. Nicht blos hat sie sich unter schwerem Widerstreit in besondern Wissenschaften zum Durchbruch verholfen, ein wesentlicher Factor im Fortschritte der theoretischen Erkenntniß zunächst, der aber auch für die praktische Lebenshaltung der Völker bestimmend werden dürfte (das Wirthschaftsleben). Aber noch universeller und bedeutsamer ist die andre Seite ihrer Wirkung mit Bezug nämlich auf das Verhältniß von Denken und Forschen in der Zeit, wonach eben diese Idee das Autoritätsprincip am gründlichsten niederschlägt. Kam ja selbst Lamennais zu der Erklärung: Je älter ich werde, desto mehr wundere ich mich darüber zu sehen, daß die Ansichten, welche am tiefsten in uns wurzeln, von der Zeit, in der wir leben, von der Gesellschaft, in der wir geboren sind, und von tausend eben so vorübergehenden Umständen abhängen.

In allen Literaturen läuft neben der großen Massenthätigkeit Einzelner das zur noch größeren Masse anschwellende Mitarbeiten von vielen Kleineren her. Damit geht parallel die ungezügelte Uebersetzungsmanie, die sich wahllos an Alles macht, der Erweiterung des Weltverkehrs entsprechend. Alle Literaturen haben ferner durchgehends der Gefahr nahe gestanden das Grandiose in das Excentrische umzukehren und in dieses abzuschweifen; die Ueberspannung der Kräfte wirkt das. Eigenthümlich, — und das führt bei aller Aeußerlichkeit der bestimmenden Lebensfactoren doch auf eine tiefer liegende Innerlichkeit —, wie auch diese Neigung am allerschlagendsten in der Seelenmalerei sich zuspitzt. Die Unruhe und Unfertigkeit der Zeit spiegelt sich wieder im Auftreten einer sehr großen Zahl von Fragmenten, von Episoden der That und des Gedankens, von überall eingeschobenen abgerissenen Gedankenspielen, journalistisch reiseschriftstellerischen Einfällen — Alles unvollendete Gebilde, die den so überwiegenden Cartons in der Kunst

zu entsprechen scheinen, nur mit dem Unt
weitaus mehr selbständigen Werth behaup
gebilde für sich sind.

Noch gilt es Kampf, gewaltigen Gei
Männer und Charaktere; noch sind wir
Zukunft einer ausgleichenden Versöhnung,
volle Tennyson meint:

Wo die Fahnen still sich senken und die
In dem Parlament der Menschheit, auf

Und ferner. Ist das Wort der edlen M
hunderte der Unwissenheit sind vorbei“
Wir fragen.

Generalregister

zum ersten bis fünften Bande.

Aall III 119
Abascal I 26
Abd-el-Kader III 36
Abdulmedjid, Sultan III 84
Abegg III 472
Abel II 182
Abendroth I 43
Abercromby I 40
Abernethy I 113
Abich III 244. 283
Abrahamson I 70; II 47
Abrantes, Herzogin von III 104
Accum II 132
Acerbi I 120
Achard I 87
Acharius I 106
Achenbach, A. III 539
Achterfeldt III 465
Achtermann III 574
d'Acton I 23
Adalbert, Prinz von Preußen III 285
Adam, Ad. Ch. III 507
———, Albrecht II 108
———, John I 54
Adams, John sen. I 91
———, John Couch III 222
———, John Quincy jun. II 279
Addington I 10
Afzelius I 249
Agardh III 250
Agassiz III 247
d'Agincourt II 159
d'Agoult, Sophie III 104
Aguilar IV 469
v. Ahlefeld, Charlotte I 301
Ahlwardt I 273
Ahn III 422
Ahrens III 420
Ainmüller III 569
Ainsworth, W. Harr. IV 459
———, W. Fr. III 283
Airy III 223. 289
Aitow III 282
Akerblad I 119
d'Albe I 262
Albert III 230
Albrecht, der Müllerknecht I 72
Alessandro IV 542
Alexander I., Kaiser von Rußland I 16. 45; II 24; V 69
Alexander, Graf von Würtemberg IV 425 ff.
Alexis IV 260 ff.; V 387
Alfieri I 402; V 377
Ali Pascha I 48; II 37; V 110
Allan III 565
Allard II 90
Allston II 114
de Almeida-Garrett IV 521
Almquist IV 504
Altaroche III 103
v. Altenstein I 20
Althorp, Lord II 283
d'Alton I 105
Alvarez I 227
Amalie, Herz. zu Sachsen IV 481
Amarante II 36
Amici I 86
Ammerling III 537
v. Ammon, Chr. Fr. I 124; II 168 f. 370. 371
———, Fr. A. III 274
Ampère II 92. 134. 291; III 339
Amsler II 389
Ancelot IV 482
———, Mad. IV 483
Andersen IV 507
Anderson III 181. 278
d'Andrade, Freyre II 36
———, José Bonif. II 254
———, die Brüder II 40
Andral III 273
André, Chr. K. I 209
Angoulême, Herzog von II 35
Anicet-Bourgeois IV 482
Anjou II 96
Anschütz II 122
Antenowow III 283
Antinori III 210
Apel, Joh. Aug. I 121
Appert III 176
Appiani I 219
Applegath II 286
Arago, Dom. Franç. I 107; II 91. 92. 133. 134. 290. 292; III 36. 214 f. 221

Arago, Etienne IV 483
———, Jacques IV 483
Arattschejew I 45; II 25
de Araujo Porto=Alegre IV 522
Arbogast I 112
d'Arcet I 84; II 122
d'Arcy Boulton I 92
v. Aretin I 196
Arfvedson II 131
Argelander III 223
d'Arlincourt IV 471
d'Arnaud III 277
Arnault II 233
Arndt I 58. 378. 382 ff.; II 67 ff.
v. Arneth III 359
v. Arnim, Achim I 349 ff.; V 257
———, Bettina I 360; IV 457
———, K. O. L. IV 455
Arnoldi III 169
Arolas IV 519
Arpdin II 286
de Arriaza I 248. 402. 406
de Artigas I 53
v. Artois, Graf I 29; II 14
Arwidsson III 340; IV 505
Aschbach III 328
Asselöf I 249
Astor I 92
Atterbom III 345; IV 505
Aubert I 86
Aubry=Lecomte III 568
Audouin III 257
Audubon III 256
Auer III 234
Auerbach IV 268 ff.; V 387
v. Auffenberg II 230 f.
Augeraud III 232
Augereau I 24
Aurbacher IV 458
Austin II 98
Autran IV 497
Auzou III 168
de Avellaneda IV 519
Avellino III 360
d'Azeglio, Massimo III 62; IV 475; V 104
———, Taparelli IV 476
Azuni I 6
Baader, v. I 171 f.; II 24
Babbage III 230. 235
Babinet III 215
Bache III 211
Back II 96. 298; III 278
Bacler d'Albe I 262
Bacon I 82
Bädeker III 288
Badia I 90
v. Baer III 255. 284
Baeyer III 288
Baggesen I 187. 249. 255. 342
Bagration I 13
Bähr III 377
Bailleul I 325
Baillie, Joanna I 343
Baillot II 128
Baily, Astronom III 225
———, Bildhauer II 114
Bain III 229
Bajza IV 532
Bake II 358
Bakewell III 229
Balard II 291
Balbo III 62. 123; V 88
Ballanche III 232
Balleny III 279
Ballesteros II 44
Balmes III 462
de Balzac IV 24. 26. 108 ff.; V 344. 388
Bancroft III 294
v. Bandel III 574
Bang III 471
Banim, John IV 463
———, Michael IV 463
Banks I 107
de Barante II 328. 339 f.
Baratynski IV 529
Barbès III 147
Barbier IV 169 f.
Barlow III 211
Barnes III 112
Barrot III 37
Barrow I 90. 109
Barry III 579
Barth III 277
Barthélemy II 11. IV 473
Bartolini I 228
v. Bartsch I 224
Barye III 575
Basedow I 74
Baß I 92
Bastiat III 185. 433
Bate I 84; III 228
Baudin I 92
Baudissin I 274
Bauer, A. I 116
———, Bruno III 411
———, Fr. I 81
———, G. L. I 125
Bäuerle II 233
Bauernfeld IV 333 f.
Baumgarten, M. III 455
Baumgarten=Crusius III 453
Baumstark III 378
Baur III 441. 444 f. V 274
Bauwens V 164
Bayard IV 483
Bazard II 54. 282
Bazin II 328
Beauchamp I 90
Beaufort I 73
de Beaumont, Elie III 240 f.
———, G. III 167
de la Beche III 245
Becher III 436
Bechstein IV 453
Beck IV 373. 374 ff.
Becker, Jakob III 533
———, K. Ferd. II 358
———, K. Fr. I 209. 407; V 269
———, Physiker III 229
———, W. A. III 355
———, W. G. I 407
Beckmann III 489
Becquerel III 213
Beer, Michel II 531
———, W. III 224
Beethoven I 240 ff.; V 350
Begas, K. II 377; III 526
Behr II 65
Beke III 277
Bekker II 175; III 422
Belcher III 283
Bell, Ch. II 142
———, H. I 81
Bell (=Lancaster) I 70
———, R. III 345
———, Th. III 256
Bellermann III 541
Bellini III 508
Bellot II 92
Belmontet II 533
Belzoni II 95

Bem III 425
Bendemann III 530
Benedix IV 330
Beneke III 419
Bennett III 117
Bennigsen I 15
Bentham I 76 ff.; II 281
Bentinck I 26. 35
Bentivoglio III 63
Benton III 24
Benzel-Sternau I 302 f.
Benzenberg I 108
de Béranger II 501 ff.
Beresford II 36
Berghaus III 286
Bergmann III 379
de Bériot III 510
Berlioz III 503 f.
Bernadotte I 20. 44
de Bernard IV 131 ff.
Bernd I 407
Bernhardi I 119
Bernhardy III 377
Bernoulli III 236
Bernstorff I 44
Berry, Herzogin von III 31
Berthier I 6
Berthollet I 69. 97. 102
Bertin, Gebr. I 207
Bertoloni III 249
Berton, Henri Montan I 239
———, Jean Baptiste II 14
Bertram I 222
Bertrand I 34
Bertuch I 127
Berzelius I 98 ff.; II 131. 132. 136. 291; III 199. 208. 209; V 207
Berzsenyi I 250
v. Beskow IV 506
Bessel I 110. 127; II 135. 296; III 222. 288 f.
Bessières I 34
Bestuschew IV 526
Bethmann, Frau (Unzelmann) I 233
v. Bethmann-Hollweg III 470
Bewick I 228
Beyle II 523 f.; V 388
Beyme I 7
Bianchi-Giovini III 298
Biard III 554
v. Bibra III 208
Bichat I 113
Biddle III 190; V 168
de Biefve III 563
Biela II 291
Biernatzki IV 455
Bignon I 26; II 328. 330 f.
Bilderdijk I 248. 402 f.
Billingshausen II 97
Billington, Sängerin I 237
Biot I 84. 111; II 133 f. 292
Birago III 228
de Biran I 190
Birch-Pfeiffer, Charlotte IV 481
Bird IV 460
Birkbeck II 283
Birnbaum III 473
Bischof, K. G. III 242
Bischoff, G. W. III 252
———, Th. L. W. 262
Biscoe III 279
Bissen III 575
Bissichern I 91
v. Bissing, Henriette IV 456
Bjelinsky III 127. 128
Björnstjerne Björnson IV 512
Blacque II 281; III 126
de Blainville III 239
Blanc, Louis II 326. 328; III 36. 309 ff.
Blanqui III 147. 434
Blanquières I 90
Blaremberg III 282
Blarland I 93
Bläser III 573
Blasius III 275
Blau V 179
v. Blessington, Gräfin IV 465
Blicher I 248; II 533
Bloch III 395
Blücher I 20
Bluhme III 470
Blum III 246
Blumenbach I 104
Bluntschli V 277
Boas IV 454
Bocage II 98
Bock III 273
Böckh II 149 f.
Böcking III 469
Bode I 110. 111
Bodmer I 83. 84
v. Boguslawski III 224
v. Bohlen III 367
Böhmer III 330
Bohnenberger II 90
Böhtlingk III 367
Boieldieu I 238
Boisard I 405
Boisserée, Gebr. I 222
Boissonade de Fontarabie II 175
Bolingbroke I 91
Bolivar I 51; II 38. 278
de Bonald II 82 f.
Bonaparte, Ch. Lucien, Fürst von Canino III 257
Bonheur, Rosa III 560
Bonpland I 91; II 98
Bontemps III 218
Bopp III 363 f.; V 257 259
Bordier-Marcell I 85
Borghesi, Graf II 176
Böringer III 231
Börne III 131 ff.
Bory de St. Vincent I 90; II 293
van der Bosch II 46
Bosio I 226
Bossange III 109
Botta, C. G. I 195
———, P. E. III 356
Böttger, Chemiker III 210
Böttiger, K. A. I 192
———, K. W. III 326; IV 505
Botto III 229
Boucher de Crèvecoeur III 360
Boué III 244
Bouilly I 345
Boulay de la Meurthe I 63
Boulley III 197
Boulton I 81. 87
Bourgoin I 236
Bourmont I 36
Boussingault II 290; III 204
Bouterwek I 192
Bouton II 92
Bowles I 406
Bowring II 532

v. Boyen I 20
Boz (Dickens) IV 292; V 388
Brachmann, Louise I 405
Braconnet II 131. 287
Bramah II 90
Brambäus III 392
Brandes II 134
Brandis III 422
v. Brandt II 318
Braniß III 420; V 265
Braun, A. E. III 354
———, J. W. J. III 464
Braun u. Schneider III 111
Bray, Anna Eliza IV 467
Bredahl IV 510
Bredow I 197
van Bree, Gebr. I 218
Brehm II 293
Breislak I 106
Bremer, Fredrika IV 503
Brentano I 349 ff. 354 ff.; V 257
Breton de los Herreros IV 516
Bretschneider II 168. 171
Brewster II 91. 133 (3); III 217. 219. 231
Brinkmann I 404
Briskain III 211
Briston I 93
Brocchi I 105; II 135
Brockhaus I 209; III 233
Brodzinski IV 539
Brofferio III 121
Broglie III 35
Brongniart III 251
Bronner III 178
Brorsen III 222
Brosset III 396
Brougham I 62. 71. 207; II 283; III 114
Brougniart II 137
Broussais I 113
Brown, Botaniker I 106
———, Reisender I 92
———, Robert III 248
Browne I 90
Browning, Elizabeth IV 485
———, Robert IV 485
v. Bruck III 182
Bruelow, A. III 567
———, K. III 567
Brühl, Graf II 118
Brune I 36; II 9
Brunel II 287 (2); III 232
Brunet I 122
Brynjulfsen II 359
Bube IV 491
v. Buch I 106; III 243; V 245
Buchan II 96
Buchez II 327
Buchholz I 196. 209
Büchner, G. IV 477
Buchon II 316
Buckart II 298
Buckland III 245
Bugeaud III 36. 39
Bühler I 85
Bülau III 480
Bulgarin II 280; III 127
Bülow, A. H. I 21
———, Fr. W. I 20.
———, L. Fr. I 21
v. Bülow-Cummerow III 108
Bulwer IV 285 ff.; V 388
v. Bunge III 249. 282
Buniva I 103
v. Bunsen, J. III 361 f.
Bunsen, R. W. III 206. 219
v. Buquoy II 299
Burckhardt, Johann Karl I 111
———, Johann Ludwig I 89. 90; II 94
Burdach II 294
Burdett I 38
v. Burg III 236
Burgschmiet III 577
Bürkel III 534
Burmeister III 256
Burnes III 282
Burnouf, E. III 366
———, J. L. I 117
Burritt III 167
Büsching I 109. 270
Buschmann III 395
Bustamente I 53
Buttmann II 175
Buturlin II 318
Buxton II 45
Byron I 265. 396; II 182. 185. 187. 188 ff.; V 388
Byström II 115
Caballero IV 520
Cabanis I 189
Cabet III 148
Cabrera III 69
de Cadore I 23
Cagnard-Latour I 85
Cagnola I 228
Caillé II 297
Cailliaud II 95
Calame III 559
Caldani, die beiden I 105
Caldwell II 98
Calhoun III 23
Calleja I 52
Callisen I 113
Cambacérès I 5
Campbell I 386
Campe I 407
Camphausen III 521
Camuccini I 220
Cancrin, Minister II 267; III 74
———, Physiker III 210
Canga-Arguelles II 34
v. Canina III 349
Cannabich II 138
Canning I 12. 35. 37. 208; II 26. 272; V 79
Canova I 225
Cantù, Cesare III 305
———, Ignazio III 305
Capefigue III 326
Capodistrias I 49; II 24. 277; III 11
Caprara I 9
Carascosa II 64
Cardinali II 160
Carey, Orientalist I 118. 119
———, Volkswirth III 432 f.
Carleton IV 462
Carlini I 111
Carlisle, Chemiker I 101
———, Schriftsteller Graf I 344
Carlos, Don III 70
Carnot I 11. 30. 83
Carolina, Königin beider Sicilien I 23. 50
Caron II 14
Carové II 369
Carré II 286
Carrel II 336; III 32. 98
Carrer IV 501

Carreras I 52
Carstens I 216
Cartwright II 27
Carus III 271
Carvajal II 251
de Carvalho e Araujo IV 521
Cary III 229
Caselli III 229
Castaños I 25
Castelli I 229; II 530
Castilho, J. Fel. und Alex. III 425
——, Ant. Fel. IV 522
Castlereagh I 12. 37 f.; II 25; V 80
Castrén III 394
Catalani, Angelica II 124
Catel, Ch. S. I 218
——, Franz I 218
——, L. F. I 218
Cattaneo III 121
Cattermole III 566
Cauchy, Mathematiker II 296
——, Physiker III 218
Cavaignac III 33
Cavalli III 233
Cavour V 97
Cean-Bermudez I 122
Cerrito, Fanny III 492
Cesari I 120
Cesarotti I 120
Cevallos I 195
de Chaboulon I 195
Chaffee III 230
Chalmers III 460
Chalybäus III 419
Chambers, W. und R. III 113
de Chambray I 198
Chamier IV 461
v. Chamisso I 209. 361; II 97. 411 ff.
Champollion II 179. 359; III 357
Channing III 166
Chantrey II 114
Chapman I 80
Chappell I 92
Chaptal I 69. 101; V 31
Charles I 74
Charlet III 557
Charrette III 31
Chasles III 227
Chasseloup-Laubat I 25. 83
Chasteler I 25
de Chateaubriand I 303 ff.; II 15; V 388
Châtel III 168
Chatham I 26
Chelius III 275
Chell II 92
Chénier, André I 264
——, M. J. I 262
Cherubini I 229. 238. 242 f.
Chesney III 283
Chevalier III 434
Chevreul I 104; II 93. 131. 287; III 207
v. Chézy, A. L. II 182
——, Wilhelmine II 250
Chladni I 108
Chmelnizky IV 528
Chomel, Sängerin III 495
Chopin III 504
Choulant III 275
Christian VII., König von Dänemark III 14
Christina, Königin von Spanien III 71
Ciampi I 120
Cibrario, Graf III 298
Cicognara II 160
Civiale II 295
Clapperton, Hugh II 95. 297
——, John II 297
Clark, Baumeister II 287
——, Chemiker III 209
——, Nordpolfahrer III 280
Clarke, Herzog von Feltre I 33
——, Reisender I 90 ff. 91. 92
Clasen, Karl III 521
——, Lorenz III 520
Clauren II 249
Clausen III 457
Clauß III 210
Clauzel III 36
Clavering II 97
Clay, C. M. III 24
——, H. III 22
——, Techniker III 232
Clegg III 230
Clementi I 239
Mc. Clintock III 278
Clinton I 66
v. Clodt III 575
Mc. Clure III 278
Cobbett I 196. 208; V 85
Cobden III 144
Cobenzl I 7
Cochrane I 54; II 278
Cockerill I 85; II 90
Cogniet III 553
Coindet III 234
Coke I 57
Colebrooke I 121; II 182
Coleridge I 397 f.
Collas III 228
Colletta III 298
Collier, Literator III 339
——, Techniker II 287
Collin, Heinrich I 253 f.
——, Matthäus I 254
——, Reisender I 90
v. Cölln I 195
Colman I 343
Colt III 230
Combe, Abram II 56
——, Andrew III 272
——, George III 263
Comiani I 193
Comte III 416 ff.
Congrève I 83; II 92. 286
Consalvi I 9
Conscience IV 512
Conseil III 36
Considérant II 50; III 145
Constant I 207; II 12. 15. 85 ff.; V 32
Conté I 84
Contessa I 229. 404
Cooke, Schauspieler II 124
——, Techniker III 229
Cooper II 529; IV 296 ff.; V 388
Copland III 268
Coquerel III 453
——, fils III 454
Corancez I 90
Corbière II 13. 14
Corda III 250
de Cormenin II 171; III 103
v. Cornelius II 377 ff.
Cornwall IV 499
Corot III 560
Costa II 160

[illegible]
Cowper I 82
Coxe I 81
Crabbe I 387
Crelinger, Auguste II 390
Crelle II 296
Creuzer I 118. 134 ff.
Croker I 208. 406; IV 463
Croutelles III 231
Crozier II 298
Cruikshank, G. III 565
———, R. III 566
Crusenstolpe III 118
Cruveilhier III 265
Csokonai I 250
Csoma II 359
Cubières III 41
Cumming II 134
Cunard III 180
Cunningham, Allen II 298
———, Richard III 280
Curtis I 90
Curtius III 370
Cushman, Charlotte Saunders III 491
de Custine IV 472
Cuvier II 138 ff.; V 233
Czartoryski I 26. 47
Czaski I 47
Czelakowski IV 541
Czerny Georg I 48
Czerski III 169
Czuczor IV 532

Dackin I 82
Da Costa IV 513
[illegible] I 221
Dantan, A. L. III 575
———, J. P. III 575
Darmès III 147
Daru I 33; II 158 f. 327
Darwin III 285; V 146
Daub I 124. 136; II 170
Daumer III 410
Daunou II 157 f. 327 (2)
David, Fél. III 507
———, Ferd. III 510
———, J. L. I 211; II 101. 108; V 290
———, d'Angers, J. P. II 388
Davoust I 33; II 9
Davy I 58. 86. 101 ff.
Dawidowitsch II 253
Dease III 278
Decamps III 550
Decandolles II 141
Decatur I 70
Décazes II 10. 12
Dechamps III 120
de Decker III 120
Deger III 522
Dehn III 513
Deinhardstein III 109; IV 478
Déjazet, Pauline Virg. III 490
Dejean III 257
Delacroix III 545. 549 f.; V 316
Delambre I 108. 111; II 292
Delaroche III 546. 548 f.; V 316
[illegible] I 30
Destutt de Tracy
Dettinger III 107
Devaux III 119
Deville II 291
Devrient, Eduard III 487
———, Emil III
———, Karl III
———, Ludwig I 120 ff.
De Wette I 125;
Dézamy III 150
Dias IV 523
Dibdin I 122
Dickens III 112
———, Ch., s.
Diday III 559
Didier II 10
Didot, F. I 82.
———, H. I 82
Didron III 358
Diebitsch II 277
Diefenbach III 38
Dieffenbach, Ernst
———, J. Fr. I
Diesterweg III 42
Dieterici III 438;
Diez III 378
Dille III 112
Dindorf, L. III 3
———, W. III
Dingelstedt IV 37
Dinter II 165
Disteli III 537
Dittersdorf I 229
Dmitrijew II 145
Döbereiner II 13

Donavan II 131
Donizetti III 508
Doppler III 217
Döring III 488
Dorner III 450 f.
Dostojewski III 128
Douglas II 290
Douville I 90
Dove III 216
Drake III 572
Draper V 238
Drayton I 92
Drayton III 219
v. Dreyse II 288; III 234
Drobisch III 402
v. Droste-Hülshoff, Clemens Aug. III 464. 479
———, Annette IV 496
Drouet d'Erlon III 36
Droysen III 325
Droz II 326
Duchâtel III 41
Duckworth I 10
Duc II 290
Dufrénoy III 240
Duller IV 454
Dulong I 104; II 133
Dumas, Alex. IV 21. 44. 113 ff.; V 388
———, J. B. 291; III 197. 206. 209
———, Matthieu Graf I 197
Dumont, J. Et. L. I 79
Dumont de Sainte-Croix, Ch. L. Fr. II 288
Dumont d'Urville, J. S. C. II 298. 299; III 279
Dundas I 80
Dunlop III 210
Dunoyer V 32
Dupaty I 227. 345
Dupetit-Thouars III 40
Dupin I 88. 112; II 64
Duplat I 83
Dupont, Kriegsminister I 29
———, Pierre IV 497
Dupont de l'Eure III 30
Dupont de Nemours I 5
Dupré I 90
Dupuytren I 113
Durand II 358
Durando III 62
Durham III 89
Dusommerard III 358
Dussek I 238
Duttlinger III 10
Duval, Alexandre I 345
———, Amaury I 121. 207
———, Präfect III 32
Dyce III 340
Dyer III 229

Eastlake III 565
Eberhard, A. G. II 250
———, F. II 104
———, J. A. I 119
———, K. II 103
———, Kupferdrucker II 286
Eberle III 542
Ebert, Fr. A. II 352
———, K. E. II 460 f.
Echtermeyer III 110
Eckardt (S. G. Koch) I 233
Eckeberg I 103
Eckersberg II 389
Edgeworth, Maria I 302
Ehrenberg II 94; III 258. 284; V 234
v. Eichendorff II 398 ff.
Eichens, Gebr. III 568
Eichhorn, Maler III 544
———, Minister I 125. 133
Eichstädt I 209
Eichwald III 259
Eiselen II 47
Eisenlohr III 581
Eisenmann III 105
Elgin, Lord I 222
Elio II 34
Elliot, Capitain III 211
———, Ebenezer III 144; IV 499
Elphinstone, Orientreisender I 91
———, Staatsmann III 293
Elsasser III 541
Elßler, Fanny III 491
———, Therese III 491
Elvenich III 464
Emerson III 413
Emory III 211
Empeytaz I 72
Encke II 135; III 223
Ender, J. II 384
———, Th. II 383
Endlicher II 294; III 252
Enfantin II 55. 282
Engelhardt III 459
Engels III 165
Enk v. d. Burg III 342
Ennemoser II 143
d'Entraigues I 29. 35
Eötvös III 57. 129; IV 533
Erard I 86; II 93
Erdmann, J. E. III 401
———, O. L. III 208. 209
Ericson III 232
Ericsson II 288. 290
Erman, G. A. II 134. 299; III 213
———, P. III 213
Ernst, Mechaniker II 288
Ernst August, König von Hannover III 18
Ersch I 122
Erskine III 282
Eschenbach I 85
Eschenmayer II 143
Escher von der Linth I 88; III 245
Eschwege I 91
Esménard I 344
Espartero III 71; V 129
de Espronceda IV 520
Esquirol II 295
d'Estrade II 44
Eßlair I 233; II 120. 122
Etienne I 207. 344
Etscourt III 283
v. Etzel III 581
Eugen von Württemberg I 41
Euler I 111
Evans, Maschinenbauer I 80
———, Reisender II 298
Everett, Gebr. II 62
Evrard III 218
v. Ewald III 387
Exmouth, Lord I 70; II 31
Eynard II 37
Eyre III 280
Eytelwein I 109

Fabre I 263
Fahlcrantz IV 505
Fain I 195
Fairbairn III 234
Falk I 68. 405
Fallmerayer III 299
Faraday II 131. 134. 291; III 204. 209 f. 213 f.
Farey I 84
Fauche-Borel I 29. 195
Fauriel I 134; II 329; III 324
Faye III 222
Fearnley III 567
Fechner III 218. 220
v. Fellenberg I 57
Felsing III 568
Fendi II 383
Fenyes III 288
Ferdinand, Kaiser von Oesterreich III 51
Ferdinand, Großherzog von Würzburg I 41
Ferdinand IV., König beider Sicilien I 23. 50
Ferdinand VII., König von Spanien I 50. 248; II 33
Fernbach III 234. 544
Fernow I 120. 193
Fesca II 127
Feth Ali, Schah von Persien I 46
Fétis III 351
v. Feuchtersleben III 271
v. Feuerbach, Anselm I 115
Feuerbach, Ludwig I 269; III 407 ff.
Féval IV 470
Fichte I 147 ff.; V 266; V 387
——— d. J. III 399
Field II 127
Fieschi III 35
Fiévée I 207
Figuier III 234
Finley II 98
Fiorillo I 193
Fischer, Papierfabrikant I 84
Fitzroy III 284
Fizeau III 219
Flandin III 356
Flandrin, H. III 547. 553
———, P. III 554
Flassan, Graf II 280
Flaugergues I 110
Fleck I 231
Fleischer III 385
Flemming I 68
Fleury de Chaboulon I 195
Fliedner III 173
Flinders I 92 f.
v. Flotow III 506
Flügel III 385. 386
Flygare-Carlen, Emilie IV 504
Fogelberg II 115
Fohr II 103
Föhrenbach III 10
Follen II 350
Foltz III 534
Fontaine I 228
Fontanes I 262
Forberg I 159
Forbes III 211. 246
Forbin II 110. 112
Forchhammer III 354
Förster, Ernst III 349
———, Fr. III 289
Forsythe I 83
Fortune III 284
Foscolo I 266. 401 f.
Foster II 298
Fouché I 19. 28. 32. 36; II 9
Fouqué II 187. 222 ff.; V 387
Fourcroy I 69. 97. 98. 100
Fourier, Ch. II 50 ff.
———, J. B. I 108; II 134
Fournier I 68
Fox I 10. 192
Foy II 12
Fra Diavolo I 50
Francia, Dr. I 53; II 40. 279
Frank I 224; II 116
Frankl IV 490
Frankland III 203
Franklin II 96. 298; III 278
Franz I., Kaiser von Oesterreich I 8; II 30
———, König von Neapel II 268
Franz, Robert III 500
Fraser I 91. 92
Frauenstädt III 414
Fraunhofer I 86. 108; II 90. 133
Frazer I 48; II 298
Freiersleben I 106
Freiligrath IV 398 ff.
Freireiß I 91
Frémont III 285
Frémy III 210
Fresenius III 207
Fresnel I 107; II 92. 133; III 218
Fressange I 90
Freund III 373
Freycinet I 89. 92 f. 224
Freygang I 91
Freyre d'Andrade II 36
Freytag, Gustav IV 240
———, G. Fr. W. 385 (2)
Friedrich I., König von Württemberg I 14. 42; II 21
Friedrich VI., König von Dänemark I 43
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen II 45
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen III 8
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig I 42
Fries, Elias III 249
———, Jakob Fr. I 146
Frimont II 31
Frizsche III 209
Fröbel II 283
Fröhlich IV 422 ff.
v. Fronsac, Herzog I 46
Froriep II 284
Fry, Elisabeth II 45
Fryxell III 291
Fuchs, K. H. III 273
Fuchs, Oberbergrath II 92. 135; III 234
Führich III 526
Fulton I 80
Fürst III 389
Fuß III 282

Gabelentz, v. d. III 395. 397
Gabelsberger II 91; III 231

Gall I 104
Gallait III 562
Galle III 222
Galster, Amalie III 492
Gambey III 233
Ganilh I 192
Gans III 474
Garat I 238
Garay IV 533
Garcia, Manuel II 128
Gardanne I 90
Garding I 110
Garnerin I 84
Garnier-Pagès III 32
v. Gärtner III 580
Gatti III 121
Gau II 159
Gaubert III 232
Gaudin I 6. 32. 194
v. Gaudy IV 489
Gauermann, Fr. III 542
———, Jacob I 218
Gauß I 87. 108. 110. 112; III 211. 229
Gautier IV 484
Gavarni III 555
Gay, Claudio III 211
———, Delphine IV 33. 125 f.
Gay-Lussac I 84. 99. 100. 103 f.; II 292
Geefs III 576
Geel II 358
Geibel IV 412 ff.
Geiger III 194
Geijer I 249; III 291
Geinitz III 244
Geitner I 85
Gelzer III 328
Genast, F. Ed. III 486
———, Karol. Chr. III 486
Genelli III 534
Gentz I 8. 23. 159. 198 ff.
Geoffroy I 262
Georg III., König von England I 37
Georg IV., König von (England-) Hannover II 19; V 76
Georges, Lexikograph III 373
———, Schauspielerin I 237; V 346
Geppert III 374
Gérando I 123. 145
Gérard, François I 214
———, General III 33
Gerhard III 354
Géricault II 01. 109
Gerlach, F. D. III 374
Gersdorf III 110
Gerstäcker IV 254 f.; V 387
v. Gerstner II 288; III 183
Gervinus III 346
Gesenius II 169
Geyer III 536
Gfrörer III 329
v. Ghega III 233
Giannone III 120
Gibbons III 234
Gibson III 576
Gieseler II 168. 369; III 458
Gifford I 208
Gil y Zarate IV 516
Gilliß III 211
Ginguené I 193. 207; II 329
Gintl III 229
Gioberti III 62. 122 f.
Girard, Masch.-Fabr. I 85; II 92
———, Offizier I 83
de Girardin, Emile III 96
Girardin, Saint Marc II 329
Girgensohn III 233
Girodet-Trioson I 214
Giusti IV 395 ff.
Givry II 133
Gladstone V 159
Glaßbrenner IV 458
Glinka, Fed. Nik. II 64
———, Serg. Nik. II 64
Glück III 472
Gmelin II 132; III 201 f. 209
Gneditsch II 585
Gneisenau I 15. 20
Göbel III 282
Godard II 287
Goethe I 108. 230 ff. 252; V 337
Gogol-Janowski IV 526
Golowin I 91; II 97
v. Gönner I 115. 116
Goodyear III 230
Göppert III 251
Gore, Catherine IV 466
Görres I 136; II 63. 71 ff.; III 110; V 387
Göschel III 401
Gosselin I 109
Goszczynski IV 538
Gotthelf IV 273 ff.; V 387
Göttling III 376
Gottschall IV 241
Gourgaud II 63
Gouthrie III 209
Gouvion St. Cyr I 24; II 11
Gozlan IV 472
Graah III 279
Grabbe IV 314 ff.
v. Gräfe I 86; II 143
Graff III 379 (2)
Graham III 197. 207
Grandville III 555 f.
Granet II 110 ff.
Granier de Cassagnac III 98
Grant I 93
Graser I 123
Gräße III 341
Grassi I 220
Gray I 92
Greeley III 117
Grégoire I 30; II 11. 12
Gregor XVI., Papst III 32. 64
Gregory III 281
Gretsch II 252. 280; III 127
Grey III 85
Griepenkerl III 334
Gries I 273
Griesbach I 126
Grillparzer I 331; II 228 ff. 390
Grimm, Gebr. I 121. 270; II 360 ff.
———, Jakob II 360; V 257 ff.
———, L. E. III 568
———, Wilhelm II 359. 362; V 259
Grisebach III 252
Grisi, Familie III 492. 493
Grolmann I 20
Gropius II 92. 381

Gros I 213 f.
Großmann III 173
Grote III 298
Grotefend I 119
Gruber I 122. 209
Grün IV 363 ff.
Grundtwig II 534
v. Gruner I 21
Gruner, Kupferstecher III 568
Grunert, J. A. III 227
———, K. III 486
Grupp III 467
Gruppe III 404
Gubitz I 228
Gude III 567
Gudin III 559
Guergué III 70
Guérin, P. N. I 219
Guerin-Varay III 209
Guerrazzi II 281; IV 474
Guiraud IV 171
Guizot I 30; II 326 (2). 328. 342 ff.; III 30; V 44. 388
v. Guldberg I 248
v. Günderode, Karoline I 360
Günther III 405
Gurlitt III 567
v. Guseck IV 449
Gustav IV., König von Schweden I 18. 44
Gutierrez IV 515
GutsMuths I 123
Gutzkow IV 179. 190. 196 ff.; V 387
Gützlaff III 174
Guyton de Morveau I 97. 98

Haafner I 91
Haase, H. G. Fr. Chr. III 371. 376
Häckel II 288
Hackländer IV 256 ff.; V 387
Hadson III 281
von der Hagen I 270
Hagenbach III 451
v. Hagn, Julie III 489
Hahn I 123
Hahn-Hahn, Gräfin IV 231 ff.; V 387
Hahnemann I 114
Haldenwang I 223
v. Halem I 197
Halévy III 506
Hall, Anna Maria IV 463
———, Basil II 98
Hallam II 283. 318
v. Haller I 271; II 76 ff.
Halliwell III 340
Halm IV 321 ff.; V 387
Hamaker II 358
Hamilton, Kaufmann II 46
———, Philosoph III 403
v. Hammer-Purgstall I 273; II 317
Hamprich II 94
Hancock II 93; III 230
Händel-Schütz, Henriette I 234
Hänel, Buchdrucker II 286; III 233
———, Sprachforscher III 469
Hanfstängl III 568
Hanka II 252
Hansen III 223
Hansteen II 134. 290
Hardenberg I 20. 23
Harleß III 447
Harms, Klaus II 168 f.
Harris II 298
Harscher von Almendingen I 14
Hartmann, M. IV 238 f.
Hartzenbusch IV 516
Hase III 455
Hasenclever III 532
Haste I 249
Hastings I 39
Hatchett I 103
v. Hauch IV 509
Hauf I 405
Hauff II 466 f.
Haug I 72
Haugwitz I 7
Haupt III 380
Hauptmann III 502
Haußmann V 326
Hauteroche I 90
Hauy, Blindenarzt I 68
———, Mineraloge I 106; V 231
Hawliček III 130
Haydon II 388
Heathcoat I 85
Hebbel IV 303 ff.; V 387
Hebel I 369 ff.
Hedenström I 91
Heeren I 121
Hegel I 126. 172. 174 ff.; V 266 ff.; V 387
Heiberg IV 510
Heideloff III 579
Heilmann II 288; III 230
Heim II 385
Heine II 423 ff.; IV 188
Heinlein III 510
Hell I 229. 273. 343
Heller IV 451
v. Helmersen III 245
Helmholtz V 239
v. Helvig, Amalie I 405
Hemans, Felicia II 251
Hemprich III 258
Henfrey I 81
Hengstenberg II 369; III 446
Henriquel-Dupont III 568
Henselt III 512
Herbart II 300 ff.
Herloßsohn IV 450
Hermann, Chemiker II 131
———, Gottfried I 117. 135
———, K. Fr. III 352
———, K. H. III 529
Hermbstädt III 193
Hérold II 395
Herschel I 110; II 133; III 224. 232; V 219
Hertz IV 510
Herwegh IV 390 ff.
Herz III 512
Herzen III 128; V 71
Heß, Chemiker III 209
———, K. A. H. I 218
v. Heß, H. M. III 525
Hey IV 493
Heyne I 118
Heyse, K. W. L. III 380
Heyse, Paul IV 417
Hickson III 112
Hidalgo I 52
Hieronymus Bonaparte I 19
Higgins II 286
Hildebrandt, Ferd. Th. III 521

Hill, Orgelbauer III 230
———, Rowland III 181
Hiller, F. III 500
———, J. A. I 229
Himmel I 240
Hind III 222
Hindenburg I 112
Hirt I 193
Hisinger I 101. 103
Hittorf III 581
Hitzig III 457
Hjerta III 118
Hlubek III 179
van der Hoeven III 256
Höfer III 385
v. Hoff II 136; III 238
Hoffmann, E. Th. A. II 212 ff.
———, Franz IV 459
———, Friedr. III 246
———, J. Gottfr. III 435
——— von Fallersleben III 379; IV 385 ff.
Hofmann III 454
Hogendorp I 43
Hogg II 251
Hohenlohe, Prinz Leopold von II 44
Holbein I 229. II 233
Hölderlin I 254
Holland, Lord (Vasall) I 38
v. Holtei IV 477
Hood II 96; IV 498
Hook II 531
Hooker III 249. 279
Höpfner II 286
Hopkins III 242
Hormayr I 25. 192. 209
Horn II 351
Hornemann I 89
Horrok I 84
Horvath III 301
Hosemann III 535
Höst I 249; II 146
Hotho III 350
Houldsworth II 286
v. Houwald II 231 f. 390
Hovell II 298
Howard I 109; II 134
Howe III 234
Howitt, Mary IV 467
———, William IV 467
Huber III 110
Hubert III 36
Hübner, J. B. III 521
———, K. W. III 531
Hübsch III 579
v. Hufeland I 114
Hug V 179
Hugi III 245
Hugo, Gustav I 114
———, Victor IV 25. 27. 40. 46. 53 ff. 159 ff. 337; V 344. 388
van Hulst III 120
Humann III 35
v. Humboldt, A. I 91. 93 ff. 99. 103. 106; II 291; III 210 ff. 263 f. 284; V 212. 232. 245
———, W. I 21. 235; II 16. 364 ff.; V 278
Hume I 123; II 298 (2)
Hummel, Joh. Nep. II 126
———, Techniker III 231
Hunt, Agitator II 27
———, James II 251; IV 498
———, John IV 498
———, Reisender I 90
Hunter I 93
Huskisson II 273; V 79
Hutton III 252
Hyde de Neuville I 29
Hyrtl III 268

Jackson, Chemiker III 275
———, General I 55
———, Präsident III 189
Jacobi, Fr. H. I 145 ff.
———, K. G. J. III 227
———, M. H. III 230 ff.
Jacobs, Chr. Fr. W. I 117
———, Paul Emil III 537
Jacotot II 46. 47
Jacquard I 84. 85
Jagemann, Karoline I 234
Jäger III 524
Jahn, Chemiker I 104
———, Otto III 360
———, Turnvater I 74; II 47. 70 f.
James IV 467
Jameson IV 467
Janin IV 33. 48. 122 f.
Jaubert I 90
Jawzinski III 425
Jayme I 85; II 288
Ibrahim Pascha I 48; II 36; III 78
Jean Paul I 256 ff.
Jefferson I 54; V 175
Jeffrey I 207
Jemtschujnikow III 282
Jerichau III 575
Jerrold IV 485
Jesi III 568
Iffland I 229 ff.
Ignatius, Erzbischof I 49
Immermann II 390. 461 ff. III 484; IV 223 ff.; V 387
Ingemann IV 508
Ingersleben I 61
Inglis IV 467
Ingres II 384; V 292. 315 f.
John, Techniker III 229
John Tom III 89
Joinville, Prinz von I 7; III 40
Jomard II 138. 182
Jomini I 197
Jordan, J. P. III 384
———, Peter I 57
———, R. III 532
———, S. III 8
Jörg III 274
Joseph Bonaparte I 19
Josika IV 534
Joubert III 37
Jouffroy II 315 f.
Jouy I 207. 344
Jovellanos I 122
Irving, W. II 528 ff.; V 388
Isabella, Königin von Spanien III 71
Isabey, Eugène III 557
———, Jean Baptiste I 220
Isambert III 466
Isouard I 238
d'Israeli IV 466
de Iturbide II 39
v. Itzstein III 10
Julien III 392
Julius III 176
Junghuhn III 283; V 245

Loebell III 324
Logier II 128
Lohbauer III 105
Lombard I 7
Longfellow IV 500
Longhi I 223
Lönnrot IV 506
Lorinser III 273
Loriquet II 13
Lornsen III 14
Lortzing III 502
Lotze III 268
Loudon III 253
Louis Ferdinand, Prinz I 197
Louis Napoleon III 36
Louis Philippe, König von Frankreich III 27 ff.; V 43
Louise, Königin von Preußen I 7
Löwe, Franz Ludwig III 487
———, Karl III 499
———, Ludwig III 488
———, Sophie III 493
Lubasinski II 25
Lubecki II 267; V 74
Lubis III 100
de Luc I 92
Lucanus II 375; III 544
Lucchesini I 7
Lucian Bonaparte I 19
Lücke II 369; III 457
Luden II 62. 143
Lüdersdorff III 230
Ludwig XVIII. I 71; II 7; V 40 ff.
Ludwig Bonaparte I 19. 68
Ludwig, Erzherzog von Oesterreich III 51
Ludwig Wilhelm August, Großherzog von Baden II 21; III 10
v. Lukaszewitsch III 302
Lütke II 96. 298. 299
v. Lützow, Therese IV 456
Lyell II 136; III 238 f.
Lyon II 94 f.
Lyonnet I 91

Maasdam I 43
Mac-Adam II 91
Macdonald I 8
de Macedo IV 523
Maciejowski III 301
Mack I 13
Mac Kinnen I 91
Mackintosh, Ch. II 92. 93. 132. 287
———, James II 172. 283
Macleay III 280
Macquarie I 93; V 85
Macready III 491
Madhurst III 174
Madison I 54
v. Mädler III 224
de Magalhaens IV 522
Magendie II 142 (2); III 262
Mager III 425
Magils I 90
Magnin III 343
Magnus III 206. 209
Magnusen II 177. 359
Mahlmann I 404
Mahmud II., Sultan I 47; II 37; III 78; V 112
Mai II 176
Mailath, Graf III 425
v. Mailath III 300
Maine de Biran I 190
Maison II 41
de Maistre, Joseph II 78 ff.
———, Xavier II 226 ff.
Malaguti III 200
Malapeau II 93
v. Malchus III 436
Malcolm I 90
Malcolmi, Amalie II 123
Malczewski II 536
Malibran, Maria F. III 494
Mallet, Geolog III 242
———, Politiker I 34
Maltebrun I 109; II 98. 297
v. Maltitz, Apollonius IV 492
———, Franz IV 492
———, Gotthilf Aug. IV 480
Malus I 107
Mamiani, Graf III 404
Mancini, Laura IV 501
Mandel III 568
Manin III 66
Mannert II 146. 317
Manuel II 12. 15
Manzoni II 524 ff.
Marcellus II 11
Marchand III 208
Marchesi III 576
Marenco IV 487
Maret I 6
Marezoll III 471
Marggraff, Hermann III 343
———, Rudolf 349
Marheineke II 170
Maria da Gloria, Königin von Portugal II 279
Marilhat III 560
Marlinski IV 527
Marmier III 344
Marmont II 11
Maroto III 70
Marrast III 33. 99
Marryat IV 461
Mars, Schauspielerin I 237; V 347
Marschner II 125. 392 f.
Marshall II 286
Marshall-Hall III 269
Marsham I 118
Marshman II 63
Martignac II 263
Martin III 296
Martineau III 435
Martinez de la Rosa II 34
v. Martius II 97. 294
Marx, A. B. III 350
Marx, Karl V 147
Maßmann III 379
Mathew III 167
Matteucci III 121. 217
Maugnin III 30
v. Maurer III 468
Maury, Juan Maria II 535
———, Matthew Fontaine III 216
Maximilian, Prinz von Wied I 91
Max Joseph, König von Bayern I 41
Mayer, Karl III 220
———, Karl Fr. H. IV 492
Maynard III 234
Mayo II 142

Mayr I 237
Mazois II 159
Mazzini II 281; III 61. 120; V 91
Mebold III 105
Méchain I 108; II 292
Mehemed Ali I 47; II 36; III 77; V 115
Méhul I 229. 239
Meier III 372
Meinecke III 372
Meinicke III 287
Meißner IV 187. 239
Meissonier III 556
Melas I 7. 13
Melbourne III 87
Mellin IV 504
Melsens III 201
Melville IV 461
Mendelssohn-Bartholdy III 498 f.
Mendizabal III 69; V 128
Mengs I 122
Menzel, Ad. III 530
Menzel, W. II 145. 347 ff.
Mercurj III 568
Meredith I 90
Mérimée II 524; IV 126 ff.; V 388
Merino II 35
Merkel I 105
Merle d'Aubigné III 459
Méry IV 473
Merz III 568
de Mesonero y Romanos IV 520
Metternich I 23. 26. 30; II 22; III 47. 51
de la Meurthe I 63
Meyen III 285
Meyer von Knonau III 287
Meyerbeer III 505
Miaulis II 38
Micali III 355
Michailowski-Danilewski III 329
Michaud, Gebr. II 144
———, J. F. II 328
Michaux I 92
Michel II 44
Michelet, Jules II 326. 328; III 303 ff.
———, Karl Ludwig III 402
Michelsen III 468
Mickiewicz II 252; III 175; IV 535
v. Middendorff III 283
Mieroslawski III 302
Mignet II 67. 326. 328. 331 ff. 336
Miguel, (Infant und) König von Portugal II 36. 271; III 72
Miklosich III 384
Milanollo, die beiden III 510
Mill, James II 163
———, John Stuart I 78; II 163. 281; III 112. 433; V 158
v. Miller III 577
Millin I 118. 222
Milosch Obrenowitsch I 48; II 37
Milutinowitsch IV 542
Mina, die beiden II 34
———, Francisco Espoz y I 50; II 35
Miranda I 51
Mitchell III 280. 281
Mitscherlich II 135. 136. 291; III 205
Mittermaier III 10. 471
Möbius III 228
v. Mohl, H. III 251
———, J. III 369
———, R. III 478
Möhler III 461 f.
Mohn I 224
Mohnike III 343
Mohs I 106; II 136
Moisejew III 279
Molbech III 383
Molé III 36
Moller II 104
Moltke V 113
Moncey I 8
Mone III 331
Monge I 69. 111
Mönnich II 350
Monnier IV 473
Monroe II 41. 98
de Montabert III 544
Montalivet I 63
Montanbert II 288
Monten III 543
Monteverde I 51
Montgelas I 41; V 40
Montgolfier I 85; II 288
Montgomery-Martin III 239
Montholon II 63
Monti I 399 f.
Montlosier, Graf I 192; II 63
Montmorency II 14. 15
Moore, Dichter I 265. 386. 387 ff.; V 388
———, General I 26
———, Nordpolfahrer III 280
de Mora IV 520
Moral IV 518
Moreau I 8. 11
Morelos I 52
Moreno I 52
Morghen I 223
Mörike IV 427 ff.
Morillo I 52
Morino I 51
Morrison I 73; III 174
Morse III 229 (2)
Morusi I 49
de Morveau I 97
Mosander III 210
Moscheles III 501
Mosen IV 487
Movers III 357
Mücke III 522
v. Müffling I 198
Mügge IV 448
Mühlbach, Louise IV 218
Mühlenbruch III 472
Mulder III 198
Müller, Adam I 198. 205 f. 270 f.; II 78
———, Georg I 72
———, Gottfried Wilhelm II 142
———, Johannes III 262
———, Joh. Georg III 581
———, Julius III 450
———, Karl Otfried II 325
———, die beiden Kupferstecher I 223
———, O. F. V 234
———, Optiker III 217
———, P. E. I 273
———, Physiker III 221
———, Sophie II 391
———, Wilhelm II 459 ff.; III 332

Müller, W. K. H. III 380
Müllner I 229 326. 329 ff.
Munch, Andreas IV 512
——, Peter Andreas III 383
Mundt IV 181. 212 ff.
Mungo Park I 89
Munk III 389
Murat I 82; II 9
Murawjew II 98
Murchison III 243
Murdoch I 81
Murhard III 107
Murray I 93
de Musset IV 91 ff. 337; V 388
Mustapha IV., Sultan I 47
Mustapha Bairakdar I 47

Nadler II 92
Nanteuil I 344
Napoleon I. I 4 ff. 16. 24. 31 ff. 68. 87. 261
Napoleon III. V 35
Narvaez III 71
Nasmyth III 233
Nassam III 283
Naumann, Buchdrucker II 286
——, Mineraloge II 292
——, Ornithologe II 293
Neander II 168. 369. 370 f.
Nebenius III 435
Nees von Esenbeck II 142
dal Negro III 229
Neher, Bernh. III 529
——, Michael III 543
Neilson III 228
Nelleto (Llorente) II 145
Nestroy IV 478
Nettelbeck I 15
Nettement III 100
Neumann III 393
Neureuther III 537
Neus III 232
Newman, Fr. W. III 172
——, John Henry III 172
Ney I 36; II 9
Nicholson I 101
Nickels III 230
Nicolai I 251
Niebuhr II 147 ff. 159
Niedner III 458
Niépce I 85; II 287
—— d. J. III 218
—— de St. Victor I 232
Nieritz IV 459
Niethammer I 159
Nieto I 91
Nieuwekerke, Graf von I 575
Nikander IV 506
Nikiforow III 282
Nikolai III 474
Nikolaus I., Kaiser v Rußland II 266; III 1 73; V 71
Nilsson II 141
Nisard II 329; III 338
Nitzsch, Gr. Wilh. III 3
——, K. Imm. I 12 II 369; III 448
Nobili III 210
Nodier II 521 ff.; V 3
Norton, Eliz. Sarah I 498
Novalis I 267 f. 345 f
Nyerup I 249

Oberkampf I 87
Obradowitsch I 250
Ocken I 92
O'Connell I 38; II 2 273; III 86
O'Connor III 89
Oehlenschläger I 248. 342 V 389
Oersted II 91. 133. 29 III 474; V 214
Oertel I 114
Oertling III 233
Oesterley III 529
Oetinger I 252
Oettinger IV 453
O'Farrill I 195
Ohlmüller III 579
Ohm III 227
Oken I 169; II 63
Olbers I 110; II 135
Olivier, Ferd. III 542

Labedoyère II 9
Labillardière I 106
Lablache III 494
Laborde I 123
Lacépède V 233
Lachmann II 363; III 332. 379; V 259
Lachner, die drei Brüder III 502
Lacordaire III 465
Lacretelle der ältere I 207
——— der jüngere I 192
Lacroix, Jules IV 472
———, Mathemat. I 112
———, Paul III 296; IV 471
Lafayette I 5; III 30
Laffitte II 265; III 30. 36
Lafont II 128
Lafontaine I 251
Lainé II 10
Laing II 297
Lamarck I 105; II 141
Lamartine II 329. 481 ff.; III 315 ff.; IV 149 ff. 159 ff.; V 388
Lamb II 160
de Lamennais II 316; III 151 ff.
Lamont III 211
Lampadius I 81; II 152
Lancaster I 70
Lander II 297
Landon I 223
Landor II 532
Landseer III 566
Lange, J. P. III 452
———, Journalist III 119
Langenbeck II 295
v. Langer I 217
Lanjuinais II 64
Lanner III 509
Lannes I 24. 30
Laplace I 69. 110. 112
Lappe IV 493
Lappenberg III 330
Lardner III 220
La Roche III 487
Larochefoucauld, Herzog von II 46
La Romana I 25
de Larra IV 517
Larrey I 113
v. Lassaulx III 580
Lassen III 365
Lasteyrie I 57. 123
Lastra I 53
Latham III 382
Latreille I 105
Laube IV 188. 207 ff.; V 387
Lauderdale I 196
Laurent, Chemiker III 197
———, Geschichtschreiber V 275
Laurentie III 100
Lavalette II 9
Lavater I 252
Laves III 581
Lavoisier I 97
Lawrence II 113
Lawson, Journalist III 112
———, Reisender I 93
Layard III 356
Leake I 90; III 353
Lebeau III 119
Leblond I 91
Lebon I 81
Lebrun II 232 f.
Leclercq II 233
v. Ledebur III 328
Lee, Richard II 90
———, Samuel III 390
Leemans III 358
Leese III 231
Lefèbvre I 194
Lefèbvre-Laboulaye III 466
Legendre I 110. 111; II 296
Le Gonidec I 120
Legouvé I 263
Lehmann, C. G. III 265
———, Henri III 547
———, Jos. III 111
———, Kartenzeichner I 87
Leichardt III 280
Lejeune-Dirichlet III 226
Lelewel III 301
Lemercier I 263
Lemm III 282
Lemontey I 263
Lenau IV 347 ff.
v. Lengerke, A. III 178
———, C. III 457
van Lennep, D. IV 514
———, J. IV 513
Lenström III 341
Leo XII., Papst II 269
Leo, H. III 306 ff.
v. Leonhard III 246
Leopardi II 526 ff.
Leopold I., König der Belgier III 5
Leopold, Großherzog von Baden III 10
Leopold II., Großherzog von Toscana II 269
Lepage I 83
Le Père III 581
Lepsius III 277. 390
Lermontow IV 525
Leroux III 156 ff.
Leroy I 86
Leslie I 108
Lessing, G. E. I 230
———, K. Fr. III 520
Lestocq I 15
Lesueur I 92
Letronne II 159; III 357
Leupoldt III 272
Leverrier III 222
Lewald, August III 111; IV 449
———, Fanny IV 228 ff.; V 387
Lewis I 92
Lichtenstein I 90
Lieber III 480
Liebherr I 86
Liebich I 233
v. Liebig II 131. 291; III 194 ff. 209; V 211
Liepmann II 92
Light I 90
v. Lilienstern I 196
Liljegren II 359
Lind, Jenny III 493
Lindley III 252
Lindner, Karoline II 391
v. Lindpaintner III 500
Lipinski II 395
List II 285. 350; III 428 ff.; V 172
Liszt III 511
Litta II 145
Littré III 416. 418
v. Littrow, J. J. III 225
———, Karl III 225
Liverpool II 28
Llorente II 145
Lobeck I 135; III 370 (2)
Locke I 123
Lockhart III 345

v. Raumer, Friedrich II 322 ff.
———, Geologe I 106
———, Karl III 423 426 ff.
———, Rud. III 382
Raupach II 390; IV 327; V 336. 387
Rawlinson III 356
Raymond, Jean Michel II 288
Raynouard I 134; II 177 ff. 329
Real I 85
Rebmann III 277
Reboul IV 497
v. Reden III 437
Redtenbacher III 235
Regaldi IV 501
Regnault III 200
Regnault de St. Jean d'Angely I 262
v. Rehfues IV 265 ff.
Rehm III 324
Reich I 91
Reichardt I 195. 240
v. Reichenbach, Georg I 86; II 90; III 209
v. Reichenbach, Karl III 237
Reichenbach, A. B. III 255
———, H. G. L. III 254 f.
———, J. Fr. J. II 176
v. Reichlin-Meldegg III 461
Reid I 123
v. Reiffenberg III 292
Reil I 113
Reinaud III 300
Reinhard I 124; II 167 ff.
Reinhardt I 216 f.
Reinhold I 146
——— d. J. III 398
Reinick IV 437. 438 ff.
Reisig II 175
Reißig III 231
Reißiger III 501
Rellstab I 244; IV 452
Rémusat II 182
Rennel I 91
Rennie, Vater und Söhne II 287
Renouard de St. Croix I 91
Repsold II 93
Reschid Pascha II 276
Ressel III 232
Rethel III 519
Rettich, Julie III 486
Retzius III 263
Retzsch II 105
Reuterdahl III 459
Reventlow I 43
Revere IV 486
Reynier II 165
Rhangavis IV 524
Rheineggs I 91
Rhigas I 49
Ricardo II 162
Ricasoli III 122
Richardson, Missionär I 277
———, Nordpolfahrer 96. 298.
———, Sprachforscher 118
Richelieu II 9. 14
Richter (Jean Paul) 256 ff.
Richter, Aem. L. III 47
———, Ludwig III 53
———, Reisender I 90
Riedel, A. III 535
Rietschel III 572; V 3
Rikord I 91
Ristori, Adelaide III 49
Ritchie II 94
Ritter, Heinrich III 420
———, Henry III 532
Ritter, Karl I 109; II 13 IV 244
———, Physiker I 107
Rivadavia II 40. 279
de la Rive III 233
Robert, E. Fr. L. I 22 II 249
———, Leopold II 38 V 330
———, Louis I 82
Roberts, Maler III 566
———, Techniker II 2
Robertson I 87
Robin I 91
Robinson III 459
Robiquet I 103; III 2
Rochlitz I 301. 404
Rochow I 69
Röderer II 328. 331
Rodrigues II 284
Rogers II 250
Rogier III 119

v. Rumohr II 351
Runde I 197
Runeberg IV 506
Runge III 209
Runkel I 81
Rupp III 171
Rüppell II 297; III 276
Ruß I 86
Rußegger III 276
Russell, John II 273. 283; III 87. 91. 144
———, Th. III 283
Rustige III 531
Ruthardt III 422
Ruthwen I 82
Ryder III 233

Saalfeld I 192
Saavedra IV 518
Sabine II 96. 97. 290; III 211. 215
Sacchini I 238
Sack I 73; II 45
de Sacy I 118 f.; II 18
Sagoskin IV 527
Sailer V 179
Saint-Aignan I 207
Saint-Allais I 121
Sainte-Beuve II 329. 355 ff.
Saint-Hilaire II 141
Saintine IV 472
Saint-Marc-Girardin III 100
Saint-Martin I 173; II 146
v. Saint-Priest III 326
Salieri I 229
v. Sallet IV 494
Salt I 90
Salvandy II 328. 345 ff.; III 40
Salzmann I 407
Samuda III 230
Sand, George IV 22. 23. 28 (2). 29. 38. 39. 41. 42. 83 ff.; V 388
San-Marte III 333
San-Martin I 53; II 38
Sannikow I 91
Saphir IV 457
Sartorius I 116
Sartorius von Waltershausen III 246
Sattler I 86
Saussure I 58
Savart II 133
Savary, Astronom III 221
———, Geschichtschreiber I 194
Savigny I 114 f. 133; II 172 ff.; 387
Say II 164 f.
v. Schack IV 417
Schadow, J. G. I 226
———, R. II 106
v. Schadow, Fr. W. II 374. 376
Schäfer, Gottfr. Heinr. I 117
———, Heinr. III 297
Schaffarik III 384
Schafhäutl III 230
Schall I 229
Schaller III 401
Schamyl III 75
Scharnhorst I 20. 83
Schefer IV 339. 340 ff.; V 387
Scheffer III 552
Scheibel III 171
Scheinert III 569
Schelling I 160 ff. 171; V 266 f. 387
Schenkendorf I 385
Scherer I 86
Scherzer III 283
Scheuren III 538
Schick, Gottlieb I 217
———, Margarethe Louise I 231
Schienert I 87
Schikaneder I 230
Schill III 268
Schiller I 209. 230. 252
Schimmelmann I 44
Schimmelpenninck I 43
Schimper, K. Fr. III 253
———, W. III 253. 276.
———, W. Ph. III 253
Schinkel II 380 ff.
Schirmer, Fr. W. III 540
———, J. W. III 537
Schischkow, Chemiker III 206
———, Publicist I 249
v. Schlabrendorf I 195
v. Schladen I 195
v. Schlechta-Wssehrd III 369
v. Schlegel, Gebr. I 209. 230. 275 ff.; V 387
———, A. W. I 209. 269. 273 f. 286 ff.; V 257
———, Dorothee I 280
———, Friedrich I 159. 171. 209. 268. 271. 276 ff.
Schleiden III 251; V 235
Schleiermacher I 73. 126. 128 ff. 159; II 167 f. 372; V 267. 273
Schlichtegroll I 121
Schlosser II 319 ff.
v. Schlotheim II 136
Schlotthauer III 234
Schmalz V 18
Schmeller II 358; III 379
Schmid I 115
v. Schmid I 407
Schmidt, A. III 331
———, Fr. L. I 229
———, J. J. III 395
Schnaase III 348
Schneider, Fr. 394
———, K. E. Chr. III 376
———, L. IV 480
Schneller II 145
Schnorr v. Karolsfeld III 524
Schnyder von Wartensee II 394
Scholz V 179
Schomburgk, M. Rich. III 285
———, Robert III 211. 285
Schönbein III 210. 234
Schönlein III 269
Schopenhauer III 414 ff.
Schorn III 528
Schotel II 115
Schott III 394
Schouw III 259
Schrader, J. III 528
Schraudolph III 525
Schreiber III 170. 465
Schrenck III 284
Schreyvogel I 232; II 119; V 339
Schröder, Fr. L. I 229
———, Sophie I 233; II 119

Schröder-Devrient, Wilhelmine III 493
Schrödter III 532
Schubert, Franz II 393 f.
——, Fr. Th. I 91. 111
——, Fr. W. III 437
v. Schubert, G. H. I 173; II 160 ff.
Schübler III 193
Schukowski IV 529
Schultz-Schultzenstein III 253 f.
Schulz III 282
Schulze, Fr. G. III 178
——, G. E. I 147
Schumacher II 135
Schumann, Clara III 497
——, Robert III 496 ff.; V 351
Schusella III 109
Schütz, Chr. G. I 147
v. Schütz, W. I 343
Schwab II 245 ff.
Schwabe III 221
Schwamm V 235
Schwanthaler III 573; V 325
Schwarz, Fr. H. Chr. I 123
——, J. K. Ed. III 456
——, K. H. W. III 457
Schwegler III 110. 421
Schweigger I 85. 108; II 91; III 208
Schweighäuser I 85
Schweitzer III 178
Schweizer III 456
v. Schwertz I 57
Schwilgué I 84; III 231
v. Schwind III 533
Scoresby I 92; II 91. 97
Scot I 90
Scott, Walter I 208. 265; II 182. 185. 187. 205 ff.; V 388
Scribe II 124. 391; IV 143 ff. 302; V 343. 388
Sealsfield IV 244 ff.
Sebastiani I 24
v. Seckendorf I 209
Sedgwick, Catherine IV 464
Seebeck II 134
Seetzen I 90
Sefström III 209
Ségur I 192. 198; I
65 ff.
Seibel-Wagemann I 85
Seidel III 208
Seidl IV 490
Seldnitzky III 50
Selim III., Sultan I 4
V 113
Selligue III 209
Senkowski III 392
Sennefelder I 83. 85; I
90
Sepulveda II 36
de Serres II 11
Serullas III 209
Sessi, Schwestern I 238
Seume I 403
Seydelmann III 485
Shelley II 247 f.
Sickler I 58
Siddons, Sarah I 235
Siebenpfeiffer III 105. 10
v. Siebold, Franz II 298
III 287. 395
——, Physiologe III 28
Siemens III 233
Sigalon II 386
di Silveira II 36
Simms IV 469
Simpson, Chemiker III 27
——, Nordpolfahrer II 278
Simrock IV 437 f.
Sims III 233
Sintenis III 472
Sismondi II 154 ff. 32
327; III 120; V 282
Skoda III 266
Slowacki IV 537
Smirdin III 127
Smith, Adam I 116;
148. 281 ff.
——, F. P. III 232
——, Joe II 372; II 175
——, Nähmasch.-Fabr I 85
——, Sidney I 70. 20
——, W. II 97. 186
—— von Deanston II 233
v. Soden I 116. 234
Sohn, K. III 530

Steinbrück III 531
Steinhäuser III 573
Steinheil III 229. 231
Steinholm III 291
Steinkopf I 74
Steinla III 568
Steinle III 525
Stenzel III 290
Stephenson, George I 80. 81; II 287 f.
———, Robert I 88; III 234 (2)
Sterling, Edward III 112
———, John IV 468
Stern, Daniel III 104
v. Sternberg, Graf II 294
———, Aug. IV 450
Steuben III 551
Stevens I 80
Stevenson I 91
Stewart I 123
Stieglitz II 352; IV 492
Stieler, Adolph II 138
———, Karl Joseph II 108
St. Jean d'Angely I 262
Stifter IV 279 ff.
Stiglmaier III 577
Stilke III 529
Stirner III 412
Stöber, Adolf IV 491
———, August IV 491
Stockfleth III 394
Stöckhardt III 194. 196
Stöhrer III 229
Stokes III 280
v. Stolberg, Gebr. I 251
———, Leopold I 271
Stolle III 111; IV 452
Stolze III 231
Storch IV 448
St. Priest II 328
v. Strachwitz IV 489
Strack III 582
Strathing III 229
Strauß, David I 129; III 110. 440. 442 ff.; V 273 f.
———, die beiden Johann III 509
Streckfuß I 273; II 250
Strickland III 293
Strixner II 117
Stromeier III 105
Stromeyer, Chemiker I 101 II 131
Stromeyer, Chirurg III 275
Struve, Fr. Ad. Aug. II 131
v. Struve, Fr. G. W. I 110; II 291
Struve, Gradmesser III 288
———, Insurgent III 107
Strzelecki III 280
St. Simon II 53 ff.
Stuart III 281
Studer III 245
Stuhr III 328
Stüler III 580
Sturt III 280. 281
Suard I 263
Suckow IV 451
Sucre II 39
Sue IV 19. 20. 31. 32. 36. 42. 116 ff.; V 388
Susemihl I 83
Sutsos, Alex. IV 523
———, Panag. IV 524
Suwarow I 8
Svanberg I 109
v. Sydow III 287
Symington I 80
Szechenyi I 250; III 129
Sziligeti IV 535

Taglioni, Familie III 492
Talbot III 218. 232
Talfourd IV 486
Talleyrand I 6. 19. 28. 32. 36; III 33; V 38
Talma I 236; V 333. 346
Talvj III 344
Tanner IV 493
de Tapia III 297
Tassaert I 86
Tastu, Mad. II 519 ff.
Taubert III 503
Tauchnitz I 82
Taylor I 117
Tegner IV 503
Telford II 287
Tennant I 103
Tenner III 288
Tennyson IV 442 ff.
Ternaux I 87
Teste III 41
Thackeray IV 469
Thaer I 57. 58; V 212
Thalberg III 512
Tharin V 33
Theiner, Gebr. III 463
Theiners III 170
Thénard I 99. 100; II 131. 286
Thibaudeau I 194
Thibaut I 115
Thienemann III 257
Thierry, Augustin I 134; II 328. 340 ff.
———, Amédée II 342
———, Julie II 342
Thiers I 194; II 328. 335 ff.; III 31; V 45
Thiersch I 128; III 370
Tholuck III 450
Thomas III 508
Thomasius III 454 f.
Thompson, Naturforscher III 232; V 387
———, Reformer II 273; III 144
Thorpe III 381
Thorwaldsen I 244 ff.
Tidemand III 566
Tieck, Chr. Fr. II 107
———, Ludwig I 119. 209. 270. 273. 292 ff.; II 467 ff.; V 387
———, Sophie I 299
Tiedge I 255
Tippo Saheb I 38
Tischbein I 222
v. Tocqueville II 328; III 44. 295 f.
Tollens I 406; II 251
Töpfer IV 479
Töpffer IV 139 ff.
Torres I 52
Touquet V 34
Tourneyron II 288
Towianski III 174
de Tracy I 189
Tree, Ellen III 490
Treilhard III 30
Treschow I 187
Trevethik I 80
Treviranus, die beiden II 142
———, Optiker III 218
Trézel III 36
Triger III 233
Trollope IV 465
Trommsdorff III 209
Troplong III 473

Troxler II 350
Troyon III 560
Truter I 90
Tschernitscheff I 23
v. Tschudi, J. J. III 285
Tuch III 388
Tudor I 64
Turcoigne I 90
Turell I 84
Turgenjew I 46; IV 526
Turgot I 59
Turner, Chemiker II 291
———, Maler I 221; V 302
———, Reisender I 90
Tzschirner II 169

Uechtritz, v. IV 454
Uhland I 360 ff.
Uhlhorn III 234
Uhlich III 170. 460
Ukert II 146. 317
Ullmann II 369; III 448
Ulrici III 405
Umbreit II 369; III 449
Umiaski II 25
Unger I 228
Ungern-Sternberg II 294
Unsworth III 231
Unverdorben III 209
Unzelmann, Frau I 233
Ure III 208
Urquhart III 114
Usteri I 374 ff.
Utzschneider I 86

Vaerst, v. III 108
Valée III 36
Valenciennes II 140; V 233
Valentia, Lord I 90
Valentini I 197
Vallance II 287
Vandamme I 33
Vansittart I 64
Varnhagen von Ense I 197. 209; III 137 f.
Vater I 119
Vaudoncourt II 64
Vaulabelle II 329
Vauquelin I 100. 103
Veit III 522
Venedey III 327
Venturini I 197
Verboeckhoven, E. J. III 5
Verdet I 36
Vermehren I 209
Vernet, Horace, d. ä. I 2
———, d. j. III 557 | V 316
Véron III 97
Vestris, Mme. III 491
Veuillot III 101; IV 1
Viardot-Garcia, Pauli III 495
Victor Emanuel I., Kö von Sardinien II 30
Victoria, Königin v Großbritannien III 8
Viennet II 533
Vieusseux II 63; III 1 331
Vieuxtemps III 510
de Vigny II 495 ff.
Villèle II 13. 14. 15. 2
Villemain II 329. 352
Villers I 145. 263
Vilmar III 332
Virchow III 267
Visconti I 117 f.
Visser III 234
Vitet II 533; III 297
Vitkowics I 250
v. Vitrolles II 10
Vivian I 80
Vogel, Joh. Karl Chr. 424
———, Wilhelm I 229
Vogel von Vogelstein 525
v. Voght I 57. 68; II
Vogl IV 490
Voigt, J. K. W. I 106
———, Joh. II 317; 289
Volger III 242. 425
Volkmann, A. W. 262
Volpato I 223.
Volta I 108
Voltz III 542
Vörösmarty II 536
Vorsselmann III 232
Vörtel I 224; III 569
Voß, Joh. Heinr. I 135. 2
———, Söhne desselben 251
v. Voß, Joh. Jul. I 22 II 249

Welcker, Fr. G. II 176; III 351
——, K. Th. II 176; III 10. 107
Welhaven IV 511
Wellington I 12. 24. 26; II 273; III 85
Wentworth I 93
Wergeland IV 511
Werne III 277
Werner, Abr. Gottlob I 106
——, Karl III 543; V 245
——, Zacharias I 271. 326 ff.
Werther III 208
Wessenberg III 462
West I 222
Westermann III 372
Westmacott II 113
de Wette I 125; II 167. 170
Wetzel I 404
Wetzstein III 385
Wheaton III 478
Wheatstone III 217. 229. 231
Whewell III 260
White IV 461
Whitehouse III 229
Whitfield I 84
Whiting II 286
Whitshaw III 229
Wichern III 174
Wichmann III 573
Wickham III 280
Widmer I 87
v. Wiebeking I 88. 109
Wiegmann III 193
Wienbarg IV 219 ff.
Wiertz III 563
Wieselgren III 291
Wigand III 330
Wilberforce I 38. 67. 71; II 45
Wild III 494
Wilda III 467
Wilhelm IV., König von Großbritannien III 85
Wilhelm I., König der Niederlande I 43; II 28. 29
Wilhelm I., König von Württemberg II 21
Wilkes III 279
Wilkie II 113
Wilkins I 118
Wille I 223
Willems III 120
Williamson III 200
Willkomm IV 451
Wilmsen I 407
Wilson, A. I 105
——, H. H. III 368
——, John II 251
——, R. Th. II 64
Winer II 372
Winkler (Hell) I 273. 343
Winsor I 81
v. Winter I 239
Winter III 10
Winterhalter III 554
Winther IV 508
Wirth, J. G. A. III 105. 106
——, J. U. III 418
Wislicenus III 171
Wisse III 242
Wiszniewski III 341
Wittmann I 90
Wöhler II 132. 291 (2); III 194. 203. 209
Wolf, Chemiker I 104
——, Sprachkenner III 341
Wolff, Fr. Benj. I 100
——, Schauspielerpaar II 120. 122
——, O. B. L. III 334
——, P. A. II 122
——, Rud. III 211
——, Amalie (Malcolmi) II 132
Wollaston I 86. 102 f.; II 132. 133. 288
v. Woltmann I 191
v. Wolzogen, Karoline II 531
Wordsworth I 396
v. Wrangel II 96
Wrede, Fürst I 31; V 40
——, Optiker III 218
Wright III 381
Wunderlich III 269
Wurm II 176
Wurst V 269
Wurtz III 202
Wüstenfeld III 386
Wyß II 250
Wyttenbach I 117

Xylander, v. II 147

Young, Brigham III 175
——, Techniker III 232
——, Th. I 68. 107. 119; II 135. 179 f.
Ypsilanti II 37

Zach, v. I 111. 127
Zachariä V 276
Zahn III 581
Zaleski IV 538
Zalokostas IV 524
Zambeccari I 84
Zarate IV 516
v. Zedlitz IV 432 ff.
Zeise III 209
Zell III 377
Zeller III 421
Zelter I 237
Zetterstedt III 258
Zeune I 68. 109. 197
Zeuß III 383
Ziebland III 582
v. Zimmermann, Clemens III 524
Zimmermann, Albert III 540
v. Zimmermann, Eberh. Aug. Wilh. I 109
Zimmermann, Karl II 168; III 173
Zinin III 209
Zinkeisen III 300
Ziwolka III 279
Zoëga I 118
Zöpfl III 467
Zorrilla y Moral IV 518
Zschokke I 229. 408 f.
Zumalacarreguy III 69
Zumpt III 373
Zwirner III 578.

Druck von J. J. Weber in Lei

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

